Lucas Cranach pinx. f.W. Rettling sc.

D. Martin Luther.

Luthers

# Leben und Thaten

für den

## Bürger und Landmann

beſchrieben.

---

Von

M. Joh. Fridrich Wilhelm Tiſcher

Superintendent zu Plauen.

---

Vierte rechtmäßige verbeſſerte Auflage.

---

Leipzig,

bei Voß und Compagnie

1802.

KENNEDY
UNIVERS.
ZAMALIE

# Vorrede

## zur vierten Auflage.

Zum vierten Male, ohne die unrechtmäßigen Nachdrücke zu rechnen, übergebe ich diese Schrift, die man bisher eines so schmeichelhaften Beifalls gewürdiget hat, in die Hände des Publikums, durchdrungen von dem herzlichen Wunsche, daß auch die kleinen hier und dort angebrachten Verbesserungen ihre Nutzbarkeit vermeh-

ren und dazu beitragen mögen, in eben dem Maaße die Verdienste eines Mannes zu ehren und nachzuahmen, in welchem ihm unsere Kirche so wohl als die übrige gebildete Welt unendlich viel zu verdanken hat.

Plauen, den 2. April 1802.

# Inhalt.


Erſtes Kapitel.

Luthers Geburt und Erziehung. Seite 1

Zweites Kapitel.

Sein Entſchluß, Mönch zu werden. 7

Drittes Kapitel.

Er wird nach Wittenberg berufen. 13

Viertes Kapitel.

Er widerſezt ſich Tezeln. 23

Fünftes Kapitel.

Die weitern Folgen davon. Seine Reiſe nach Augsburg. 34

Sechſtes Kapitel.

Carl von Miltiz verſucht die Streitigkeiten zu enden. 41

## Siebentes Kapitel.

Sein eigentlicher Anfang der Reformation. S. 43

## Achtes Kapitel.

Er erscheint 1521. zu Worms. 57

## Neuntes Kapitel.

Sein Aufenthalt auf dem Schloße Wartburg. 67

## Zehndtes Kapitel.

Er geht nach Wittenberg und ſtillt durch ſein Anſehen einige Unruhen. 74

## Eilftes Kapitel.

Er widerſezt ſich den rebellirenden Bauern. 80

## Zwölftes Kapitel.

Er führt die evangeliſche Religion in Sachſen öffentlich ein. 84

## Dreizehndtes Kapitel.

Seine Reiſe nach Marburg und Coburg. 91

## Vierzehndtes Kapitel.

Seine Lehre wird immer mehr ausgebreitet und geſichert. 103

Funfzehndtes Kapitel.

Seine übrige Lebensjahre bis zu seinem Tod 1546. S. 111

Sechzehndtes Kapitel.

Was wir eigentlich Luthern zu verdanken haben. 120

Siebzehndtes Kapitel.

Sein Charakter und häusliche Umstände. 139

Achtzehndtes Kapitel.

Sein Urtheil über das Gebet. 159

Neunzehndtes Kapitel.

Seine Lehre vom Glauben und Vergebung der Sünden. 164

Zwanzigstes Kapitel.

Seine Lehre von der Vorsehung und Gottes Verheißungen. 169

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Sein Urtheil über die Misbräuche beim Abendmal. 171

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Sein Urtheil von der Beichte 177

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Sein Urtheil über die Buße und Bekehrung. S. 183

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Sein Urtheil über den äußerlichen Gottesdienst. 186

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Sein Urtheil über Fasten, Gelübde und Ceremonien überhaupt. 190

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Sein Urtheil über Vorurtheile und Aberglauben. 195

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Sein Urtheil über Gesangbücher, Begräbnisörter und Kinderzucht. 201

Letztes Kapitel.

Ueber Ungleichheit der Stände und Empörung gegen die Obrigkeit. 203

# Erstes Kapitel.

## Luthers Geburt und Erziehung.

So wie eine glanzvolle Morgenröthe nicht immer die Verkündigerin eines glanzvollen Tages und eines wolkenleeren Himmels ist, so ist eine hohe Abstammung kein Anzeichen rühmlicher Thaten und großer Talente. Die große Lehrerin der Menschen, die Weltgeschichte zeigt uns erhabene wohlthätige Männer, welche Abkömmlinge eines niedrigen Standes, nützlichen und edlen Thaten einzig ihren Ruhm verdankten.

Ein Beweis davon war der große Luther, dessen Eltern arme geringe Leute waren. Sein Vater, Hanns Luther, ein Bergmann, und seine Mutter, Margaretha geb. Lindemann, wohnte in dem Dorfe Möre, zwischen Eisenach

und Salzungen. Im Jahr 1483 reiseten sie nach Eisleben auf den Jahrmarkt, wo die Mutter Luthern am 10. Nov. des Nachts um 11 Uhr gebar. Er wurde am Tage Martini getauft, und nach der damaligen Gewohnheit, die Kinder nach dem Namen ihres Taufstages zu benennen, eben deswegen auch Martin Luther genannt. Er war noch sehr jung, als der Vater mit den Seinigen nach Mannsfeld zog, um bei den dasigen damals berühmten Bergwerken sein Unterkommen zu finden. Seine Redlichkeit und Rechtschaffenheit wurde daselbst außerordentlich geschätzt, die sich auch darin zeigte, daß er seine vorzüglichste Sorge auf seinen Sohn gerichtet seyn ließ. Er war also nicht nur ein guter Mann, sondern auch, was viele zu seyn vergessen, ein guter Vater. Weil er keine Zeit versäumen wollte, ihn zum Guten anzuhalten, trug er ihn selbst zu Mannsfeld auf dem Arme in die Schule, und empfahl ihn dem Schulmeister sehr nachdrücklich, der denn auch scharf genug gegen ihn verfuhr, so daß Luther selbst einmal gesteht, er sei funfzehnmal hinter einander wacker ge-

ſtrichen worden. In dem vierzehnden Jahre ſchickte ihn ſein Vater nach Magdeburg, und, weil er daſelbſt keine Unterſtützung fand, das folgende Jahr nach Eiſenach. Er gieng allda in die Currende, und mußte mit andern armen Schülern ſein Brod vor den Thüren durch Singen verdienen. Und auch dieſer Brodreigen, wie Luther dies Singen vor den Thüren ſelbſt nannte, verſchafte ihm kaum den nothdürftigen Unterhalt, der noch dadurch verbittert wurde, daß er es ſich oft mußte gefallen laſſen, ſtatt des gehofften mitzutheilenden Brodes Verweiſe und ſchnöde Antworten zu erhalten.

Es iſt ein Erfahrungsſatz, daß eine unwürdige Behandlung nur den höchſten Grad von Demüthigung erreichen darf, um ſelbſt diejenigen Gemüther, die bei einem geringern Grade ſelbſt den Unglücklichen gedemüthiget hätten, zum Mitleiden zu bewegen. Harte Reden und bittere Läſterworte vor mehrern Thüren hatten den jungen Luther eines Tags ganz niedergeſchlagen und beſchämt, als die würdige Frau, eines rechtſchafnen Bürgers, welcher Conrad Cotta hieß, von Mitleid ge-

drungen ihn ins Haus rief und den Hungrigen mit Speisen erquickte. Diesen längst vergessenen Namen bewahrt dankbar die Geschichte, überzeugt, daß er in der Hand der Vorsehung das Werkzeug wurde, ein Talent zu pflegen, welches so schöne Früchte trug.

Ihr, die ihr dies leset, wißt ihr, wie viel großes der junge Mensch einst leisten werde, dem ihr Wohlthaten erzeiget. Genug der junge Luther gefiel dieser guten Frau so sehr, daß sie mit Bewilligung ihres Mannes sich entschloß, ihn ganz zu sich ins Haus zu nehmen, und ihm Unterhalt und Kleidung zu reichen, damit er ohne Störung und Nahrungssorgen seinem Studieren desto eifriger obliegen könnte. Dies that er auch wirklich, und gieng, nachdem er seine Schuljahre auf die beste Art angewandt hatte, von Eisenach, wo er sich drei Jahre aufgehalten hatte, nach Erfurt im Jahre 1501 auf die Universität. Auch da unterließ er nicht, seine Zeit auf die beste Art anzuwenden, und alles das zu lernen, was ihn zu einem brauchbaren Mann machen konnte. Vorzüglich fieng er an, schon in der

Jugend fromme religiöse Gefühle in sich zu erwecken und begann jeden Tag mit Gebet und mit Erhebung seines Herzens zu Gott. Daher er auch immer das Sprüchwort im Munde führte: Wohl gebetet ist über die Hälfte studiert und gearbeitet. Wer es weiß, wie der Betende schlummernde Kräfte in sich entdeckt und, im Vertrauen des Gelingens, sie zu brauchen nicht nur geneigt wird, sondern sich auch verpflichtet fühlt, der wird ihm gern beistimmen. Täglich war er früh wach, und ließ sich selten von der Sonne im Bette belauschen, weil er wohl wußte, daß der, welcher die Morgenstunden durchwacht, fast um ein Drittheil länger gelebt hat, als der, der sie verschläft. Sein vieles Studieren war vielleicht auch Ursache, daß er vorzüglich in seinem jüngern Jahren immer ein dürftiges und bleiches Ansehn hatte. Bücher waren seine liebsten Gesellschafter, und das Lesen derselben, seine angenehmste Beschäftigung. Einst als er sich in der Bibliothek zu Erfurt unter den Büchern umsah, fiel ihm zuerst eine Bibel in die Hände. Er trauete seinen Augen kaum,

als er zu seiner Verwunderung darin mehr fand, als er vermuthet hatte. „Da ich zwanzig Jahr alt war, schreibt er einmal, hatte ich noch keine Bibel gesehen. Ich meinte, die ganze Bibel bestünde nur in den Evangelien und Episteln, die Sonntags verlesen werden. Endlich fand ich in der Liberei (Büchersammlung) zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung.“ So groß war die Unwissenheit der damaligen Zeiten, daß selbst nicht einmal Gelehrte die Bibel kannten. Wie vielen Dank sind wir der Vorsehung schuldig, die uns in bessern Zeiten leben läßt! — Sein unermüdeter Fleiß verschafte ihm schon damals Ehre und Achtung bei allen, die ihn kannten. Er wurde zwar durch eine schwere Krankheit in seinem Studieren auf einige Zeit gestört, die aber doch nicht weiter von üblen Folgen war. Ein alter ehrwürdiger Prediger besuchte ihn auf seinem Krankenlager, und hieß ihn getrost sein, weil ihn Gott nicht sterben lassen, sondern noch einen großen Mann aus ihm machen werde. „Denn, setzte er hinzu, wen Gott lieb hat, dem legt er zeitig ein Kreuz

auf, in welchem geduldige Leute viel lernen.“ So wenig der Mann weißagen konnte, so ließ ihn doch der thätige muntere Geist des jungen Luthers für die Zukunft viel Gutes hoffen. Kurz, Luther fand sich durch diese Rede so ermuntert und gestärkt, daß er von dieser Zeit an, alle seine Kräfte anstrengte, um diesen Wunsch des alten Predigers zu erfüllen.

---

## Zweites Kapitel.

### Sein Entschluß, Mönch zu werden.

Nachdem nun Luther sich mit vielen Kenntnissen bereichert, und seinen Geist nach damaliger Art gebildet hatte, wurde er im Jahre 1505 Magister, worauf er sogleich anfieng, andern durch Unterricht nützlich zu werden. „Ich halte, schrieb damals Luther, die Magister-Ehre für nichts sonderliches, weil nun des Studierens kein Ende für mich sein darf, will ich anders den deutschen Magisters keine Schande machen.“ Er sollte nach seines Va-

ters Willen die Rechtsgelehrsamkeit studieren, und hatte sich auch gänzlich entschlossen, seinem Vater hierin zu Willen zu sein. Allein es traten Umstände ein, die seinen Entschluß änderten, und ihm auf eine sonderbare Art Veranlassung gaben, die Gottesgelahrtheit zu studieren. Wenn auch seine Krankheiten, die ihn mehr auf Gott und die Religion hinzogen, an diesem seinem Entschlusse keinen besondern Antheil hatten, so bestimmte ihn vorzüglich der Tod eines seiner guten Freunde dazu, der an seiner Seite vom Blitzstrahl getroffen, zu Boden sank. Nach der Erzählung anderer, war sein Busenfreund in der Nacht überfallen und erstochen worden, während daß ein fürchterliches Gewitter sich über der Stadt zusammenzog und in seinem Hause einschlug. Genug dieser plötzliche Vorfall erschütterte sein feuriges ohnehin zur Schwermuth geneigtes Gemüth so sehr, daß er, von irrigen Religionsbegriffen verführt, es für einen himmlischen Ruf aufnahm, sich Gott zu weihen und, ganz außer sich vor Schrecken, augenblicklich das Gelübde that, ein Mönch zu werden. Der

damals herrschende einfältige Glaube, als könne man in dieser abgesonderten und von irrdischen Geschäften getrennten Lebensart Gott weit besser und herzlicher dienen, als bei einer andern, war einzig die Ursache dieses Entschlusses. „Ich ward nicht gerne, schreibt er selbst, und willig ein Mönch, vielweniger um Mästung und des Bauchs willen, sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes eilend umgeben, gelobte ich einen gezwungenen und gedrungenen Eid und Gelübde.“ Sein Entschluß war geschwind gefaßt und eben so geschwind ausgeführt. Er ließ niemanden von seinem Vorhaben etwas merken, brachte noch einen Abend recht vergnügt mit einigen eingeladenen Freunden zu, nahm nur einige Bücher mit sich, und wanderte den Tag darauf in ein Augustinerkloster, wo er auch ohne Umstände aufgenommen wurde. Schon als dies geschehen war, benachrichtigte er seine Freunde schriftlich von der getroffenen Veränderung, und nahm von ihnen, gleichsam als habe er nun die ganze Welt verlassen, Abschied. Letztere, die über seinen Entschluß natürlich erstaunten, suchten

ihn vergebens davon abzubringen. Niemand aber nahm das übler auf, als sein Vater, der ihm zu bedenken gab: „ob er das vierte Gebot aus den Augen setzen wollte.“ Dieser gehörte unter die Art gewöhnlicher Väter, die, ohne die Neigung und Fähigkeiten ihrer Kinder zu befragen, sie zu einem Stande und zu einer Lebensart bestimmen, die ihnen selbst gut dünkt. „Ich mag, schreibt Luther, als er selbst schon Kinder hatte, meinen Jungen keinen Stand und Wandel aufdringen oder anzwingen. Ich meine, es ist genug gethan, wenn sie Gott fürchten und lieben. Das übrige ist nicht meine Sache.“ Wie sehr aber der Vater, welcher kein Freund des Mönchslebens scheint gewesen zu sein, über des Sohnes Entschluß aufgebracht gewesen sei, davon führt Luther selbst das zum Beweise an, daß er ihn von nun an Du genennt habe, da er vorher aus Respekt für des Sohnes Gelehrsamkeit ihn immer mit Ihr beehrt hätte. Genug der aufgebrachte Vater, dessen wiederholte Bitten vergeblich waren, genehmigte endlich des Sohnes Entschluß, und wartete ruhig die Zeit ab,

welche oft Reue über rasche Unternehmungen in ihrem Gefolge hat. Zur Reue fand sich bald Gelegenheit. Die Lebensart der Mönche, ihr Betragen und Aufführung, ihre scheinbare Heiligkeit und die ganze Einrichtung des Klosters mißfiel ihm. Er sahe es ein, daß das Mönchsleben wider den Zweck des Schöpfers und die Bestimmung der Menschen sei. Es fehlte nicht viel, und das Feuer seines emporstrebenden Geistes wäre ausgelöscht und der Keim seiner großen Talente unterdrückt worden. Schon gerieth er in eine Art von düsterer Schwermuth und Traurigkeit, die er zwar seinem Beichtvater klagte, aber mit der Versicherung abgewiesen wurde, sein Gemüthszustand werde sich mit der Zeit schon ändern. Bei dem allen mußte er im Kloster anfangs die niedrigsten Dienste thun, und bald das Amt eines Thürhüters verwalten, bald mit dem Sacke nach damaliger Gewohnheit für das Kloster betteln, wodurch er zu seinem Verdrusse sehr vom Studieren abgehalten wurde. Demohngeachtet aber suchte er jede Zeit, die ihm übrig blieb, zu nützen und auf das Lesen

der Bibel zu verwenden, wodurch er sich auf sein großes Werk, das er nachher ausführte, vorbereitete. Er beobachtete dabei pünktlich, was er als Mönch zu thun hatte, und nun einmal für seine Pflicht erkannte. „Wahr ists, schreibt er, ein frommer Mönch bin ich gewesen, und so streng meinen Orden gehalten, daß ichs nicht sagen darf. Ist nun ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hinein kommen sein; das werden mir zeugen alle Klostergesellen, die mich gekennet haben.“ Er trieb seine Gewissenhaftigkeit dabei so weit, daß, wenn er über sein Studieren einige Gebetstunden versäumt hatte, er sich in seine Zelle einige Tage einsperrte, um das Versäumte nachzuholen. Und so war er auch hier schon der redliche Mann, der pünktlich das übte, was er unter seine Pflichten zählte. Seine Schwermuth nahm indessen immer mehr zu, so daß es um sein Leben und Gesundheit geschehen war, wenn er länger in diesem Zustande geblieben wäre. Hierzu kam, daß die übrigen Klosterbrüder, statt ihn aufzuheitern und ihm einige Erleich-

terung zu verschaffen, es darauf anfiengen seinen Geist noch mehr niederzudrücken. Einen so gelehrten, fähigen, gewissenhaften und über alle hervorstehenden Mönch hatten sie noch nicht in dem Kloster gehabt. Was war natürlicher, als daß er ein Gegenstand des Neides und Mistrauens wurde, dessen Gesellschaft die übrigen mieden?

---

## Drittes Kapitel.

### Er wird nach Wittenberg berufen.

In diesen Umständen fügte es sich, daß er auf einmal aus seiner betrübten Lage herausgerissen wurde. Luthers Freund und Gönner war ein gewisser Herr von Staupitz, ein angesehener Mann, der nicht nur Vorgesetzter der Augustinermönche in Deutschland war, sondern auch die Gunst und das Vertrauen des damaligen Churfürsten von Sachsen, Friedrich des Weisen in vollem Maaße besaß. Unter andern hatte ihm der Churfürst, der im Jahr 1502

zu Wittenberg eine Universität angelegt hatte, den Auftrag gegeben, die Universität mit guten Lehrern zu besetzen. Der Herr von Staupitz, der Luthern als einen brauchbaren und geschickten Mann kannte, empfahl ihn, und stellte ihn daselbst im Jahre 1508 als öffentlichen Lehrer der Vernunftlehre an. Er verließ Erfurt und kam als ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren in Wittenberg an. Hier war es, wo sein Geist, überhäuft mit neuen Geschäften und abgelenkt eine Zeit lang von den theologischen Wissenschaften, neue Stärke gewann und außer Stande war, seiner bisherigen Schwermuth nachzuhängen. Jetzt kam die vorige Lebhaftigkeit wieder und der neue Zweig von Gelehrsamkeit, so gering die Neigung dazu war, wurde mit Eifer betrieben. Eins folgte auf das andere. Er war nicht lange in Wittenberg, als ihm daselbst eine Predigerstelle angeboten wurde. Doch diese letztere nahm er nicht eher als nach langen Zureden an. Vergebens schützte er bald seine schwächliche Gesundheit, bald seine geringen Fähigkeiten vor, um diesen Ruf abzulehnen.

„Es ist, sagte er, nicht eine schlechte Sache, öffentlich mit den Leuten reden und ihnen predigen sollen.“ So hoch und wichtig schätzte Luther ein öffentliches Amt überhaupt und insbesondere das eines Religionslehrers! So viel Bedenken trug er, es anzunehmen! Unterdessen wandte er doch seine Zeit vorzüglich auf das Lesen der Bibel, und suchte immer mehr den wahren Sinn derselben zu verstehen und in den Geist des ächten Christenthums einzudringen. Seine Rechtschaffenheit sowohl als seine Gelehrsamkeit machten auch gar bald, daß er von allen geschätzt und geliebt wurde. Einen besondern Beweis seines Vertrauens gab ihm Staupitz dadurch, daß er ihm auftrug, in Angelegenheiten des Augustinerordens nach Rom zu reisen, und dem Pabste gewisse Zwistigkeiten, die in dem Orden obwalteten, zur Entscheidung vorzulegen. Auf diesen Befehl reiste Luther nebst einem andern Mönche nach Rom. Ehe er noch an die Grenzen von Italien kam, traf er von ohngefähr etliche andere Mönche, die am Freitage wider ihre Gesetze Fleisch aßen. Luther, der noch auf alle päbsi-

liche Verordnungen fest hielt, ermahnte sie, sie möchten doch davon abstehen, und bedenken, daß dies päbstliches Verbot sei. Denn noch immer schien ihm die strenge Beobachtung seiner Ordensregel eben so wichtig als die Erfüllung des christlichen Sittengesetzes. Noch immer glaubte er den Pabst einer grenzenlosen Verehrung und eines unbedingten Gehorsams würdig. Die Mönche erschracken nicht wenig, von einem so eifrigen Anhänger des Pabstes entdeckt worden zu seyn, und faßten den Entschluß, Luthern heimlich aus dem Wege zu räumen, weil sie besorgten, sie würden angezeigt und bestraft werden. Zum Glück aber erhielt Luther von diesem Anschlage wider ihn Nachricht, und entgieng ihren Händen. Indessen war er doch auf seiner ganzen übrigen Reise kränklich, und nur dann, wenn er des Spruches gedachte: der Gerechte wird seines Glaubens leben — den er sein Kraftwort zu nennen pflegte — vergaß er seiner körperlichen Schmerzen. Er kam endlich in Rom an, und beendigte die ihm aufgetragenen Geschäfte glücklich, das heißt, mit nicht geringerer Biederkeit

als Vorsicht. Was ihm aber mehr werth war, als dieses, war die genaue Kenntnis, die er sich bei dieser Gelegenheit von Roms Verfassung und der italiänischen Geistlichkeit verschafte. Seine Ehrfurcht vor den Papst verminderte sich schon damals, als er die üppigen Sitten des Hofes, das ausschweifende Leben der Geistlichkeit, die geringe Achtung für die Religion und den Unterschied zwischen bloßes Scheinen und wirkliches Sein bei denselben genauer kennen lernte. Unter andern missiel ihm der Leichtsinn und die Geschwindigkeit, womit die dortigen Geistlichen ihre öffentlichen Gebete ablasen. „Kaum hatte ich eine Messe gelesen, so fehlte bei ihnen keine an der Mandel. Ists doch, als ob man ums Lohn bete.“ Und man kann sagen, daß in Rom selbst der Grund zu seinem nachmaligen Abscheu gegen alles Papstthum gelegt wurde. In Rom selbst fielen zuerst Funken des Zweifels in seine Seele, die vielleicht wider sein eigenes Bewußtsein, nur still fortglimmten, aber bei der nächsten gegebenen Veranlassung in helles Feuer auflodern mußten. Er selbst hat es nachher gestanden, wie nütz-

lich ihm diese Reise gewesen sei und versichert: „er wolle nicht tausend Gülden dafür nehmen, daß er nicht diese Reise sollte gethan haben." Durch diese Reise und die glückliche Beendigung seiner Geschäfte gewann er überdem Staupitzens Liebe noch mehr. Und da seine Gelehrsamkeit immer bekannter wurde, und der Churfürst selbst ihn hatte predigen hören, mußte er auf Staupitzens Verlangen sich entschließen, Doctor der Gottesgelahrtheit zu werden. Ohngeachtet der Churfürst selbst die Kosten dazu bewilligte, so fühlte er doch dazu keine Neigung. Unter andern vielen Bedenklichkeiten, die ihm seine Bescheidenheit eingab, schützte er seine Jugend — er war erst neun und zwanzig Jahr alt — und seine Kränklichkeit vor, und sagte, er sei ein schwacher kranker Bruder, der nicht lange zu leben habe; man solle sich nach tüchtigen und gesunden umsehen. Staupitz antwortete ihm hierauf scherzend: „Unser Gott wird bald im Himmel und auf „Erden viel zu schaffen bekommen, darum „wird er viele junge und arbeitsame Doctores „haben müssen, durch die er seine Händel

„ausrichten wird.“ Er empfieng also im Jahr 1512 die Doctorwürde, und sah diese erlangte Ehre als eine neue Ermunterung an, noch mehr seinen Kopf mit nützlichen Kenntnissen anzufüllen. Zu dem Ende legte er sich mit allem Fleiß auf die Erlernung der hebräischen und griechischen Sprache, um durch deren Hülfe nicht allein selbst das alte und neue Testament, das man bisher nur aus einer lateinischen Uebersetzung kannte, besser zu verstehen, sondern auch andern darinn Unterricht zu ertheilen. Wer sich mit ihm in eine gelehrte Unterredung einließ, den verwies er auf die Bibel, und zeigte hierbei die Nothwendigkeit, alle Kenntnis von Gott und Jesu aus dieser einzigen Quelle zu schöpfen. Sonst, sagt er, werde man nie in seiner Ueberzeugung gewiß werden, und bloßes Berufen auf das Ansehen anderer, bloßes Dafürhalten ohne Gründe gewähre keine Ueberzeugung. Das war auch der Inhalt seiner Predigten. Weil er nun aber darin von vielen andern Brüdern seines Ordens abwich, die wenig auf die Lehre der Bibel, aber destomehr auf unnütze Fabeln und

Erdichtungen, abgeschmackte Kleinigkeiten und Possen hielten, so mußte er schon damals ihren Haß und ihre Abneigung erfahren. Und dieses um so mehr, je weniger sie etwas triftiges seinen Gründen, auf die er sich immer berief, entgegen setzen konnten. Denn man wird sehr oft die Erfahrung gemacht haben: je weniger sich jemand rechtfertigen kann, destomehr nimmt er zu hämischen Verfolgungen seine Zuflucht. Luther fand auch bald Gelegenheit, viele nützliche Veränderungen unter den Brüdern seines Ordens, den Augustinern zu stiften. Der Herr von Staupitz, der über 40 thüringische und meißnische Klöster gesetzt war, mußte in Angelegenheiten seines Fürsten eine Reise vornehmen, und gab während seiner Abwesenheit Luthern die Aufsicht über dieselben. Luther mußte also auf Staupitzens Verlangen die ihm empfohlnen Klöster bereisen, und ihre Einrichtungen untersuchen. Hier war es schon, wo er theils neue Lehren und Wahrheiten den Gemüthern mittheilte, theils auch sich genauere Einsicht von den Mängeln der Klöster und der Mönche erwarb. Er sorgte dafür, an den Orten,

wo er hinkam, Schulen anzulegen, die damals außerordentlich selten waren. „Ohne Schu„len, sagte er, werden die Menschen Bäre „und Wölfe. Es kann so nicht bleiben, wie „es ist. Darum wollen wir Hand anthun „und Schulmeister ordnen. Wäre ich kein „Prediger, so weiß ich keinen Stand auf Er„den den ich lieber haben wollte. Man muß „aber nicht sehen, wie es die Welt verlohnet „und hält, sondern wie es Gott achtet.“ Er empfohl den Mönchen das fleißige Lesen der Bibel und dabei vorzüglich ein heiliges und tugendhaftes Leben. Es wurde auch wirklich auf sein Anrathen die überaus nützliche Veränderung getroffen, daß nicht mehr, wie sonst, in den Klöstern andere weniger nützliche Bücher, sondern nur allein die Bibel vorgelesen werden durfte. Schon ein Schritt weiter zu der nachher erfolgten größern Veränderung! Ueberhaupt, wenn man genau Achtung giebt, wie sowohl Luther als auch die Leute, mit denen er zunächst zu thun hatte, auf die nachherige Reformation gleichsam vorbereitet und unwillkührlich hingeführt wurden, so kann man das

Werk der Vorsehung nicht verkennen. Es war wirklich eine mehr als menschliche Kraft nöthig, das alles so zu lenken und zu leiten.

Ganz ähnlich jener weisen Art, wie Gott seine Veranstaltungen trift, war auch dieses Werk. Nur allmählig, nur Schritt vor Schritt und nie mit einem Sprunge, entwickeln sich große Begebenheiten, wenn Gott ihr Leiter ist. Nicht mit einem Male wird es Tag oder Nacht, Winter oder Sommer; und nicht mit einem Male wurde Luther ein Reformator. Tausend kleine, kaum bemerkbare, und den sterblichen Blicken entgangene Zwischenumstände und Veränderungen mußten vorher gehen, wovon aber jede einzelne Kleinigkeit Fortschritt zum großen Ganzen war. So regiert der Ewige! —

# Viertes Kapitel.

## Er widersezt sich Tezeln.

Was unsern Luther zu den großen Mann machte, war sein felsenfestes Vertrauen auf Gott, und seine Freimüthigkeit, die keines Menschen Ansehn scheute. Das erste Erfordernis eines Lehrers der Wahrheit! Was er für wahr erkannte, das sagte und lehrte er, und wenn er auch fürchten mußte, diesen und jenen großen Herrn zu beleidigen. So war er schon damals. Einen Beweis davon giebt folgende Geschichte. Der Churfürst von Sachsen hatte eine Verordnung gegeben, die Luther für schädlich und nachtheilig hielt. Er schrieb also an einen der churfürstlichen Räthe folgendes: „Eurem Churfürsten gefällt viel und „glänzet schön, was Gott misfällig und zuwi„der ist. Ich läugne nicht, daß der Mann in „weltlichen Sachen überaus klug sei, aber ich er„kenne ihn fast siebenfach blind in den Dingen, „die Gott und die Wohlfarth der Seelen be-

„treffen. Ich will dieſes nicht im Winkel „als ein Verläumder geredet haben; verlange „auch nicht, daß ihr es heimlich halten ſollt; „bin vielmehr bereit, ihm es ins Geſicht zu „ſagen.“ Der Churfürſt erfuhr dieſe Freimüthigkeit und — ein ſeltner Fall — ſchätzte Luthern nur immer mehr und mehr. Als ihm der Churfürſt kurz darauf neues Tuch zu einem Kleide geſchenkt hatte, welches dazumal ein Geſchenk von großem Werthe war, ſo ſchreibt er folgendes an den Beichtvater deſſelben zurück; „ich danke für die Kleidung, und „zwar von beſſerm Tuch, als es ſich für eine „Kutte ſchickt; wenn es nicht eines Fürſten „Geſchenk wäre, würde ich es nicht tragen: „Daß Ihr mir Nachricht gebt, daß der Durchl. „Fürſt meiner oft und im beſten gedenke, darü„ber freue ich mich eben nicht. Ich bitte aber, „daß Gott der Herr ſeine Demuth mit Ehre „vergelte. Denn ich bin nicht werth, daß „ein Menſch an mich gedenkt, geſchweige ein „Fürſt.“ Auch mit dem Herzog Georg zu Sachſen kam Luther im Jahr 1517 in Bekanntſchaft, da er zu Dresden, einer Stadt,

welche damals nicht zum Churfürstenthum gehörte, vor ihm eine Predigt hielt, wodurch er sich aber unverschuldeten Haß und Feindschaft zuzog. Er predigte über die Worte: „ihr „wisset nicht, was ihr bittet" und sprach von manchen thörichten Wünschen und Bitten, die viele Menschen zu Gott thun, ohne eigentlich zu wissen, was ihnen gut und nützlich ist. Weil er aber darin viele herrschende Irrthümer widerlegte, und auch viele Stellen seiner Predigt für Sticheleien und Anspielungen auf den Hof fälschlich aufgenommen wurden, so erhielt er den Beifall des Herzogs nicht, den man erwartet hatte. Im Gegentheil wurde der Herzog von der Zeit an sein Feind, und war ihm nachher bei der Kirchenverbesserung auf alle Art entgegen.

Und diese große Veränderung der Reformation rückte mit folgender Begebenheit im Jahre 1517 um viele Schritte näher heran. Ein Dominikanermönch, mit Namen Johann Tezel, hatte von dem damaligen Pabste Leo dem Zehnden die Erlaubnis bekommen, den Ablaß zu predigen. Es war nämlich damals

die Gewohnheit eingeführt, daß der, wer grobe Vergehungen und Verbrechen begangen hatte, dafür mancherlei kirchliche Strafen leiden mußte. Durch den Ablaß nun wurde man von diesen Strafen befreiet, wenn man eine gewisse Summe Geldes gab. Dabei hatte man aber nicht die Meinung, als ob man durch diese Geldbuße auch den göttlichen Strafen entgehen könne. Aber schon der Papst Julius der zwite hatte die Ablaßertheilung, um die großen Summen zur Erbauung der prachtvollen Peterskirche zu Rom herbeizuschaffen, gemisbraucht, und Personen bevollmächtiget, welche die Kraft derselben anpreisen und kaufmännisch ihre Waare feil bieten sollten. Der jetzt regierende Papst Leo war nicht weniger geldgierig, denn er liebte Pracht und Aufwand. Kein Wunder also, daß er diesen unwürdigen Verkehr forttreiben ließ. Einer seiner Bevollmächtigten war der genannte Tezel, aber der unverschämteste von allen. Dieser überredete die damals unwissenden Leute, daß, wer nur nach begangenen Sünden ihm sein gutes Geld brächte, auch zugleich von allen zukünftigen

Strafen Gottes befreiet würde. Er soll dabei immer die Worte gebraucht haben: „sobald „das Geld im Kasten klingt, sobald die Seel „in Himmel springt.“ Wenigstens pries er seine Waare auf eine so unverschämte Weise an, das alles Volk in der Hofnung, Vergebung der Sünden zu erhalten, zu ihm strömte, und seinen Kasten füllte. Dies hinderte nun zwar alle wahre Bekehrung und Besserung des Lebens, und war dem Christenthum und der Lehre Jesu gerade zuwieder, aber doch für leichtgläubige Leute sehr angenehm und schmeichelhaft, die mit ruhigem und ungestörtem Gewissen fortsündigen wollten. Er trieb auch wirklich seinen Handel bis nach Zerbst und Jüterbog, *) und war also Wittenberg sehr nahe.

*) Am letztern Orte zeigt man noch den groſsen Kasten, welchen Tezel zur Aufbewahrung seiner Gelder gebraucht haben soll, wenn anders die Fabel wahr ist. Der Verfasser dieser Schrift, vorher Superint. zu Jüterbog, ließ ihn aus der Kirche, dessen Zierde das Ueberbleibsel des Aberglaubens wenigstens nicht war, in einen Winkel schaffen, wo er mit dem Namen seines ehemaligen unwürdigen Besitzers in ewiger Vergessenheit ruhen mag!

Allein das war der Ort, wo ihm Widerſtand geleiſtet wurde. Viele Witteuberger hatten ſich ſchon mit Ablaßbriefen verſorgt. Einige davon kamen zu Luthern in die Beichte, bekannten ihm zwar ganz frei ihre groben Sünden, ließen aber nichts von Reue und Beſſerung merken. Luther, dem das auffiel, verwies ihnen dieſe Gleichgültigkeit, und verweigerte ihnen die Abſolution. Da ſie ſich aber auf ihre Ablaßbriefe beriefen, und ſich dabei beruhigen wollten, erklärte er ausdrücklich, daß dieſe dazu nichts hülfen, und daß ohne wirkliche Beſſerung nie Gott Sünden zu vergeben verſprochen habe. Was er ihnen geſagt hatte, das wiederhohlte er öffentlich in einer Predigt, und berief ſich vorzüglich auf den Spruch: „wo ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle alſo „umkommen.“ Die Leute hingegen, die mit ihren Ablaßbriefen ſo übel angekommen waren, giengen wieder zu Tezeln und beklagten ſich bei ihm über die Fruchtloſigkeit ihres Geldaufwandes. Dieſer wurde darüber ſo aufgebracht, daß er gegen Luthern die heftigſten Schmähreden ausſtieß. Und um ſein Anſehen dennoch

geltend zu machen, zündete er auf dem Markte zu Jüterbog große Holzhaufen an, und wollte damit zu verstehen geben, daß er vom Papst Befehl habe, alle, die sich ihm und dem allerheiligsten Ablaßhandel widersetzen wollten, zu verbrennen. Luther, der über diese Drohung nicht den Muth verlor, Tezeln in einer so schändlichen Sache entgegen zu arbeiten, schrieb anfangs an einge Bischöffe, und bat sie, diesem Uebel Einhalt zu thun, und nicht zuzugeben, daß das Volk so irre geführt würde. Allein sie antworteten entweder gar nicht, oder erklärten sich doch, sie könnten und dürften nicht gegen des Papstes Befehl handeln. So geht es noch oft. Menschenfurcht hält manchen ab, das Gute zu thun, was er für gut erkennt und gern thun wollte. So nicht unser Luther. Da er sah, daß von da keine Hülfe zu erwarten sei, versuchte er, es durch sich selbst durchzusetzen. Er wagte also den kühnen Schritt, schrieb 95 Sätze auf, schlug sie den 31. October 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg an, und erbot sich, mit jedem, der ihm die Wahrheit dieser Sätze nicht zugestehen wollte,

darüber weiter öffentlich zu besprechen. Diese kurzen Sätze enthielten weiter nichts, als die Wahrheit, daß der Ablaß nicht Vergebung der Sünden bei Gott zerschaffe, sondern daß diese nur durch wahre Besserung und durch die Rückkehr vom Laster zur Tugend und Rechtschaffenheit erlangt werde. Was geschah? Kein einziger wagte es, sich darüber mit ihm in einen Streit einzulassen, weil die meisten vernünftigen Männer mit ihm übereinstimmend dachten. Ein jeder staunte nur über das kühne Unternehmen, dem Papste geradezu entgegen zu handeln, und glaubte schon den armen Luther auf dem Scheiterhaufen zu erblicken. Denn daß er die Sache durchsetzen würde, das fiel keinen Menschen ein zu glauben. Viele sagten zu ihm: „Lieber Bruder, kreuch in „deine Zelle, und stimme dafür ein: erbarme „dich meiner! an.“ Unter andern sprach einer zu ihm: „Min lieber Bruder Merten, „wenn du das Fegefür und die Pappenmar„ketenderei stürmen und wegschludern kannst, „bist du vorwahr ein großer Herr.“ Genug wer Luthern lieb hatte, der bat und flehte ihn,

um seines Weibs willen nicht sich solcher augenscheinlichen Gefahr auszusetzen, sondern sogleich alles zurückzunehmen. Aber was kleinen furchtsamen Seelen unmöglich ist, das ist einem Mann von Muth und Entschlossenheit möglich. Luther hatte diese Sätze kaum angeschlagen, als sie auch schon überall bekannt waren. In 14 Tagen wußte davon fast ganz Deutschland. Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit durchlief das Gerücht davon alle Länder. Die Größe des Unternehmens selbst und die allgemeine Klage über den Ablaß, den man aber doch nicht anzugreifen sich getrauete, waren davon die Ursachen. Denn kein sein Vaterland liebender Mann konnte mit dem Ablasse zufrieden sein, wenn er nur überlegte, wie viele Geldsummen dadurch außer Landes nach Rom giengen. Luther ließ zu seiner Vertheidigung die Beweise drucken, womit jene Sätze bestätigt werden könnten, und schickte sie mit einem ehrerbietigen Briefe an den Papst. Es fiel ihm dazumal nicht ein, sich dem Papst selbst zu widersetzen, wie man ihm oft hat Schuld geben wollen.

Nur den Ablaßverkauf abzuschaffen, war seine Absicht. Der Papst selbst, Leo der Zehndte, nahm dieß auch nicht für eine förmliche Widersetzung an, sondern betrachtete die ganze Sache nur als eine Zänkerei der Mönche. Er lobte sogar Luthers vorzügliche Geistesgaben, und schrieb die Klage der Dominikaner gegen Luthern nur dem Neide und der Eifersucht zu, womit damals Dominikaner und Augustiner, zwei ganz verschiedene Mönchsorden, einander verfolgten. Luther selbst war bei diesem Angriffe des Ablaßverkaufs so sehr von allen unlautern Absichten entfernt, daß nichts als Liebe zur Wahrheit ihn zu diesem Schritt bewog. Und der Vorwurf, den man ihm gemacht hat, als habe ihn nur Haß gegen den Dominikanerorden und Mißgunst gegen den sich bereichernden Tezel zu diesen Schritt bewogen, ist ein Werk giftiger Verläumdung, das von selbst zerfällt, wenn man Luthers sonstiges Betragen dagegen hält. Man höre, was Luther selbst bei dieser Gelegenheit sagte: „Wer „etwas gutes anfangen will, der schaue zu, „daß er es anfange, und wage es auf Gottes

„Güte, und bei Leibe ja nicht auf menschlichen „Trost oder Hülfe. Wiederum fürchte sich auch „nicht, vor Menschen noch vor der ganzen „Welt. Denn dieser Vers wird nicht lügen: „es ist gut auf den Herrn trauen. Wer aber „nicht will, noch auf Gott es wagen und ihm „trauen kann, der lasse es lieber anstehn; und „fange ja nichts an, das göttlich und heilsam „ist, auf Menschentrost. Da ich den Ablaß „angreife und alle Welt die Augen aufsperrt, „und sich läßt dünken, es wäre zu hoch an„gehaben, antworte ich: lieben Leute, ist es „nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es „bald gefallen; ist es aber in seinem Namen „angefangen, so lasset denselben walten.“ Und an einem andern Orte: „So viel aber „meine zornigen Feinde, die mir harte dräuen „und nachstellen, anbelanget, weiß ich nichts „zu antworten, als: wer arm ist, fürchtet „nichts. Ich habe weder Gut noch Geld, „begehre auch der keines. Hab ich gut Ge„richt und Ehre gehabt, so ist es genug. Der „einige nichtige Leib, durch viel und stete Ge„fahr und Unglück geschwächt, ist noch übrig,

„richten sie denselben hin, durch List oder Ge„walt (Gott zum Dienst), so thun sie mir „warlich keinen sehr großen Schaden, sie ver„kürzen mir die Zeit meines Lebens irgend eine „Stunde oder zwo, und helfen mir desto eher „gen Himmel. Ich will Jesum loben und „preisen, so lange ich lebe. So aber jemand „mit mir ihn nicht singen und danken will, „was gehts mich an? Gelieb es ihm, so „heule er bei sich selbst alleine.“ Muß man den Mann nicht lieben, der bei seinen Gefahren für die Wahrheit so sprach und dachte?

---

## Fünftes Kapitel.

### Die weitern Folgen davon. Seine Reise nach Augspurg.

Luther erwartete nun, der Papst würde die Billigkeit der Sache einsehen, und ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. „Allein, da ich, „spricht er, Segen erwartete, kam Blitz und „Donner über mich. Ich mußte das Schaaf

„sein, das dem Wolfe das Wasser trübe ge„macht hat. Tezel gieng frei aus, und ich „muß mich fressen lassen.“ Die Dominikaner trugen hierzu das meiste bei. Weil Tezel, einer aus ihrer Mitte, solchen Widerspruch von Luthern erfuhr, so glaubten sie ihn rächen zu müssen, und machten seinen Streit zu einem Streite des ganzen Ordens. Eben da es schon den Anschein hatte, als würde die ganze Sache bald beigelegt werden, so brachten sie es durch ungestümes Bitten und durch Verhetzung bei dem Papste dahin, daß Luther nach Rom citirt wurde, um sich seines Verfahrens wegen zu vertheidigen. Der Papst selbst schrieb an den Churfürsten von Sachsen, er möchte Luthern in Verhaft nehmen lassen, ihm zuschicken, und als ein Kind der Bosheit behandeln. Nun sah der Churfürst wohl ein, daß, wenn er Luthern nach Rom gehen ließe, ihn wahrscheinlich seine Feinde nie würden wieder zurückkehren lassen. Da er aber Luthern als einen gelehrten, frommen und eifrigen Mann kannte, der viel gutes stiften würde, so hielt er es für Pflicht, sich seiner anzuneh-

men. Des Churfürsten Absicht gieng jedoch damals noch nicht dahin, gewaltsamer Weise sich dem Papste zu widersetzen, und sich und sein Land von der katholischen Kirche loszureißen, ohngeachtet er wohl wußte, wie nöthig und unentbehrlich es sei, manche Fehler und Mißbräuche in der Religion abzuschaffen. Genug er nahm jetzt seinen Unterthan in Schutz, und verlangte vom Papste, daß Luther nicht zu Rom sondern in Deutschland selbst möchte verhört werden. Der Papst willigte in dieses Begehren, und verordnete, daß sich Luther vor seinem Gesandten Cajetanus zu Augsburg stellen sollte. Seltsam genug! Cajetanus, auch einer von den Dominikanern, mußte in seiner eignen Sache also Richter sein. Nur wenig Einsicht bedarf es, um die Unbilligkeit dieses Verfahrens zu bemerken. Kurz der Churfürst ließ sich das gefallen, und Luther mußte im Jahr 1518 nach Augsburg zu seiner Verantwortung reisen. Weil nun zu befürchten war, man möchte Luthern unterwegens anfallen und ihn ganz in der Stille, statt der Reise nach Augsburg, die Reise in die Unter-

welt machen lassen, so gab ihm der Churfürst nicht nur zwei seiner Räthe mit, sondern wirkte ihm auch bei dem Kaiser sicheres Geleit und Bedeckung aus. Luther selbst trat diesen Weg, was viele an seiner Stelle nicht gethan haben würden, getrost und mit vielem Vertrauen an; und sagte: „Ich bin ein Schuldner „Jesu Christi, der auch wohl mir ge„sagt hat: ich will ihm zeigen, wie viel er „leiden muß, um meines Namens willen. „Mein Haus ist bestellt. Ehre und Namen „wird mir zerrissen. Es ist noch übrig der „schwache und gebrechliche Leib. Nehmen sie „diesen, so werden sie mich etwa um eine oder „zwei Lebensstunden ärmer machen. Die Seele „aber werden sie mir nicht nehmen.“ Mit diesen Gedanken reiste er ab, und kam, einiger Unpäßlichkeiten, die ihm die beständigen Kränkungen und Unruhen zugezogen hatten, ohngeachtet, doch glücklich nach Augsburg. Cajetanus empfieng ihn zwar sehr freundlich, verlangte aber doch von ihm, daß er einige Sätze wiederrufen sollte. Luther war gleich dazu willig, wenn man ihm nur zeigen könnte,

daß er geirrt habe. Nun hob sich der Streit an. Luther berief sich auf die Bibel und sein Gegner auf das Ansehen des Papstes. Wie konnte sich ein Streit endigen, wo man in den Entscheidungsgründen nicht übereinstimmte? Gleichwohl verlangte Cajetanus mit dem Rechte des Stärkern, er solle wiederrufen, und als Luther dazu sich nicht verstehen wollte, entließ er ihn mit den Worten: „Gehe hin und komme „nicht wieder, du wollest dann einen Wiederruf „thun.“ Luther erbot sich hierauf, die Sache zu beenden, und gelobte zu schweigen, wenn seinen Gegnern ein gleiches auferlegt würde. Allein dazu hatte man keine Neigung. Hierauf schritt er zu einem Mittel, das in der That seiner Klugheit und Billigkeit Ehre macht. Er appellirte, und zwar von dem übel berichteten Papste an den Papst, wenn er sich in seiner Sache besser unterrichten lassen wollte. Mit einem Worte, er berief sich auf das unpartheiische Urtheil des Papstes, der ihm Recht geben würde, wenn er nicht auf das Geschrei seiner Feinde hören, sondern nach seinen bessern Einsichten einen Ausspruch thun wollte.

Auch das half nichts. Unterdessen glaubten Luthers Freunde ihn in Augsburg nicht mehr sicher zu wissen, weil er schon durch ein päpstliches Dekret als ein Kätzer, das heißt, als ein Irrlehrer in Religionssachen, war verdammt worden. Sie ließen ihn daher zu Augsburg zu einen kleinen Pförtchen hinaus, wo er in einem Tage mit einem Begleiter, den man ihm als Wegweiser gegeben hatte, acht Meilen nach Nürnberg ritt, und von da seine Reise weiter bis Wittenberg fortsetzte. Da ihm seine erste Appellation nichts half, so glaubte er nun einen wichtigern Schritt thun zu müssen, wenn er nicht ganz unterliegen wollte. Er appellirte nämlich von dem Papst an eine allgemeine Kirchenversammlung, und wollte die Entscheidung seiner Sache von dem Urtheile aller geistlichen Stände abhängen lassen. Und dazu hatte er ein um so größeres Recht, je weniger ein einzelner Mensch, der Papst, sich anmaßen darf, über Wahrheit oder Unwahrheit einer Religionslehre zu entscheiden. Dies mußte nun freilich den Papst beleidigen, der nun nicht mehr in seiner Sache Richter

sein sollte. Indessen diesen Schritt forderte seine Sicherheit und sein Leben. Während der Zeit hörte er nicht auf, nicht nur zu Wittenberg zu lehren und zu predigen, sondern auch durch Schriften seine Meinungen theils weiter aus einander zu setzen, theils zu bestätigen.

Aber beinahe wären seine nützlichen Bemühungen gehemmt worden. Beinahe schien kein Ort in Deutschland ihm länger Schutz und Sicherheit zu gewähren, da selbst sein Landesherr Anstand nahm, ihn fernerhin in seinen Grenzen zu dulden. Friedrich der Weise, ein Herr, dessen bedenkliche Vorsicht sich diesmal von Furchtsamkeit kaum noch unterschied, war von den Anhängern des Papstes fast ganz wider Luthern eingenommen und überredet worden, die Beschützung eines so offenbaren Ketzers sei mit dem Glanze seines Ruhmes unvereinbar. Schon die Feindschaft ahnend, die er sich von allen Seiten bei Fürsten und Bischöffen zuziehen würde, hatte er der Universität Wittenberg den Befehl zugeschickt: der als Ketzer Angeklagte möchte sich vertheidigen, widrigenfalls er ihm seinen Schutz ent-

ziehen müßte. Luther ſchickte zwar ſeine Vertheidigung ſo gleich an den Churfürſten; faßte aber auch den Entſchluß, im Fall man ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren ließe, Wittenberg zu verlaſſen und nach Frankreich zu gehen. Die Univerſität erfuhr dies kaum, als ſie ſich auch einmüthig bei dem Churfürſten für Luthern verwendete und den erſtern dringend bat, ihr dieſe Zierde nicht zu rauben. Beides, Luthers ſchriftliche Rechtfertigung ſowohl, als die Fürbitte der Univerſität wirkte auf des Churfürſten gerechtigkeitliebendes Herz ſo ſehr, daß er ihm befahl, in Wittenberg zu bleiben und ſich ſeines Schutzes verſichert zu halten.

---

## Sechſtes Kapitel.

### Carl von Miltitz verſucht die Streitigkeiten zu enden.

Jetzt verſuchte der Papſt Leo X, der überhaupt mehr Luthers Feinden den Willen gelaſſen, als aus eignem Entſchluß gehandelt

hatte, die Sache auf eine gütliche Art beizulegen. Er schickte also einen seiner Kammerherren nach Sachsen, der das wieder gut machen, was Cajetanus verdorben, und überhaupt die Sache friedlich beenden sollte. Und dies war ein sächsischer Edelmann, Carl von Miltitz, der gegen das Ende des Jahrs 1518 in Sachsen in dieser Absicht wirklich ankam, und zugleich den Auftrag hatte, dem Churfürsten die güldene Rose, ein besonderes Gnadenzeichen des Papstes, zu überreichen. Miltitz war ein kluger und menschenfreundlicher Herr, und überhaupt gerade der Mann, dem so eine Sache mit Erfolg aufgetragen werden konnte. Er kam zum Churfürsten und stellte ihm vor, das Volk werde durch Luthern gegen den Ablaß aufgebracht, und dadurch das Ansehen des Papstes gefährdet, wiewohl auch Tezel selbst durch seine Ausschweifungen dazu Anlaß gegeben habe. Zugleich bat er ihn um die Erlaubniß, sich mit Luthern zu Altenburg besprechen zu dürfen. Dieß geschah, und Luther erschien an dem eben genannten Orte. Miltitz fieng die Sache sehr freundschaftlich an. Sie ver-

glichen ſich bald dahin, beide Theile ſollten künftig nicht mehr von der ſtreitigen Sache ſchreiben und predigen. Dabei gab Miltitz Tezeln einen ſcharfen Verweis über ſeine Betrügereien, und unterſagte ihm künftig ein ſolches Verfahren. Luther hingegen verſprach nicht nur die Sache ruhen zu laſſen, ſondern ſetzte auch ein Schreiben an den Papſt auf, worin er nicht nur Stillſchweigen verſprach, ſondern ſich auch ganz dem Papſte und ſeinen Befehlen von neuem unterwarf. Hier iſt es auszugsweiſe:

Allerheiligſter Vater!

„Es zwinget mich abermal die Noth, daß „ich der unwertheſte und verachteſte Menſch „und Staub der Erden an Ew. Heiligkeit vä„terliche Ohren antrage. — Ich bezeuge vor „Gott und allen ſeinen Creaturen, daß ich nie „willens geweſen noch heutiges Tages bin, „daß ich mir mit Ernſt hätte fürgeſetzt, der „römiſchen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt „auf einigerlei Weiſe anzugreifen oder mit ir„gend einer Liſt etwas abzubrechen. — Dero-

„halben wollen Ew. Heiligkeit dieſen falſchen „Läſtermäulern nicht Glauben geben, die von „Leuten anders ſagen, oder ihnen auflegen. „Ich will auch gerne, welches ich allein in „dieſem Handel thun kann, Ew. Heiligkeit „zuſagen, daß ich nochmals dieſe Materien „vom Ablaß will fahren und ruhen laſſen, und „aller Dinge ſtille ſchweigen. Allein, daß „auch meine Widerſacher mit ihren unnützen „rühmen, und aufgeblaſenen doch vergeblichen „und ſchändlichen Worten inne halten. — Denn „ich habe dies allein geſucht, daß nicht durch „Schande fremden Geizes die römiſche Kirche, „unſre Mutter, beflecket würde, noch das „Volk in ſolchen Irrthum verführet würde „durch den Ablaß. — Altenburg, am 3. März „1519.“

Dieſer Brief, glaube ich, zeigt hinlänglich, wie Luther dazumal gedacht habe. Es ſchien alſo wirklich, als wenn alles ſchon beigelegt und die Sache von keinen weitern Folgen wäre, als auf einmal ſich etwas ereignete, was alles veränderte.

## Siebendtes Kapitel.

### Sein eigentlicher Anfang der Reformation.

So sehr auch noch Luther den Papst ehrte, so war doch ein groſser Theil von der Achtung bei ihm verlohren gegangen, die er sonst gegen ihn hegte. Sowohl das unbillige Verfahren des Papstes, als auch der Umstand, daß Luther nun über die Gründe seiner Macht nachzudenken anfieng, trug dazu sehr viel bei. Er führte einen gelehrten Briefwechsel, worin er mit seinen guten Freunden untersuchte, ob wohl auch wirklich der Papst das göttliche Ansehen habe, welches er sich anmaße, und ob man allein von ihm Entscheidung bei Zweifeln über Religionssachen erwarten müsse. Er suchte in der Bibel, und fand keinen Grund, an den Papst ferner zu glauben. Lange blieb er ungewiß und zweifelhaft, bis er endlich zur Gewißheit kam, und auch davon ein öffentliches Bekenntnis ablegte. Das geschah bei Gelegenheit seines heftigen Streites mit Eck en,

einem öffentlichen Lehrer zu Leipzig, den 27. Jun. 1519. Das war es eben, was auf einmal alles wieder in Gährung brachte. Eck war ein zänkischer und streitsüchtiger Mann, und, was noch dazu kam, ein Feind Luthers. Und hieraus erklärt es sich, warum er so gern mit Luthern einen gelehrten Zweikampf bestehen wollte. Er forderte Luthern auf, zu Leipzig zu erscheinen, und mit ihm öffentlich über gewisse von Luthern vorgetragene Lehren zu disputiren. Luther erschien aus Liebe für die Wahrheit. Man stritt über die Macht und Gewalt des Pabstes, ob sie sich von Gott oder von menschlichen Ursachen herschreibe. Luther zeigte, daß nicht Gott den Papst zum Oberhaupt der Kirche gemacht habe. Ferner erregte er Zweifel gegen den Ablaß und die Lehre vom Fegefeuer, welche er nicht geradezu verwerfen wollte, aber doch auch davon keinen Beweis in der Bibel finden könne. Beides waren Lehrsätze der katholischen Kirche. In das Fegefeuer nämlich müssen nach ihrem Glauben der verstorbenen Seelen der Frommen nach dem Tode kommen, aus welchem sie nicht eher be-

freiet werden und in die Seligkeit übergehen könnten, bis sie in demselben von allen Fehlern, die sie noch an sich hätten, gereiniget wären. Man läßt daher für seine verstorbenen Freunde bitten, daß ihr Aufenthalt daselbst nicht von langer Dauer sein möge. Luther war bei dieser Unterredung so freimüthig und unerschrocken, daß sein Gegner Eck in den Augen aller Zuhörer von seinem bisherigen Ruhm viel verlohr, er hingegen desto mehr gewann. Viele wurden nun seine Freunde, die vorher bei seinen Streitigkeiten keine Parthei genommen hatten. Hingegen Eck glaubte desto mehr Ursache zu haben, sich an ihm zu rächen. Das erste Mittel, das er brauchte, war das gewöhnliche unter schlechten und niedrigen Seelen. Wissen diese nichts wahres andern Schuld zu geben, so sind es Lügen und Erdichtungen, womit sie andern zu schaden suchen. Lächerlich ist es, was man damals von Luthern erzählte, das aber doch dazu dient, um sich einen Begriff von dem Haß und der Verfolgung zu machen, mit der man über Luthern herfiel. Man warf ihm vor, ein

Teufel besitze ihn, und mache ihn so geschickt im Schreiben und Disputiren, daß seine Gegner ihm nichts anhaben könnten. Luther trug nämlich einen Ring an dem Finger, und in diesem, glaubte man, sitze der vermeinte Teufel. Man weiß nicht, ob man mehr ihre Unwissenheit, zu glauben, daß der Teufel wirklich noch jemanden besitzen könne, oder ihre Bosheit anstaunen soll. Weil aber viele demohngeachtet diesen Verläumdungen nicht glaubten, so versuchte Eck nicht sowohl aus Wuth des Religionshasses sondern aus gelehrter Eifersucht ein anderes Mittel, um Luthern gänzlich zu Boden zu drücken, weil das erste nicht ganz die erwünschte Wirkung hatte. Er reißte nach Rom, und brachte es bei dem Papste dahin, daß er wider Luthern einen sehr harten Befehl ergehen ließ. In dieser Bulle (so nennt man die päpstlichen Befehle) werden viele Sätze aus seinen Schriften herausgezogen und als kätzerisch verdammt; es wurde überdies jedem untersagt, Luthers Schriften zu lesen; Luthern selbst wurden 60 Tage bestimmt, binnen welchen er alles wiederrufen sollte, widri-

genfalls würde er mit ſeinen Anhängern in den Bann gethan werden, d. h. er würde nicht allein aus der chriſtlichen Gemeinde herausgeſtoßen, ſondern auch der Gefahr ausgeſetzt werden, von jedem, der ihn fände, ermordet zu werden. Auf dieſe Art hatte man lange ſchon gegen die Lehrer der Wahrheit verfahren, deren man ſich zu entledigen ſuchte. Vermöge dieſer Bulle hatten auch alle Obrigkeiten die Vollmacht, Luthern gefangen zu nehmen und ihn zur Strafe nach Rom zu ſchicken. Eck kam nun frohlockend nach Deutſchland zurück, und glaubte ſchon ſeinem Feinde den letzten Stoß beigebracht zu haben. Er ließ die Bulle ſogleich an allen Orten anſchlagen, um alles gegen Luthern aufzubringen. Aber dies hatte die entgegengeſetzte Wirkung. Jederman ſah ſie als ein Werk von Eckens Haße und Verfolgung an, und viele Gemüther neigten ſich nun auf die Seite der Unſchuld. In Churſachſen durfte die Bulle nicht angeſchlagen werden, und an vielen andern Oertern fand ſie wenig Beifall. Carl von Miltitz ſelbſt mißbilligte dieſen gewaltſamen Schritt um ſo mehr, da

er nun seine Absicht, die Sache gütlich beizulegen, vereitelt sah. Luther hingegen war dabei nicht furchtsam. „Die elenden Menschen, „sagte er, wüthen wider mich, und suchen „mein Leben, aber Christus herrschet und lebet. Was sie machen, mag Christus sehen.“ Freilich, da man so hart mit ihm verfuhr, und weder Recht noch Billigkeit zu Rathe zog, konnte man es ihm nun verdenken, daß er nun auch alle die Mittel brauchte, die sein Leben und Sicherheit retten konnten? Mußte er nicht sich einer so gewaltsamen und tyrannischen Macht widersetzen, da er von ihr keine Gerechtigkeit zu hoffen hatte? War es nicht seine Pflicht, bei der Wahrheit zu beharren, die er und viele andere für nützlich und heilsam erkannten? Und Luther that das auch wirklich. Er glaubte nun den Papst nicht mehr schonen zu dürfen. Er schrieb viele Schriften wider ihn, worin er ihn den Antichrist, das heißt, den Feind Jesu Christi, nannte, der Irrthümer, Laster und Aberglauben in Schutz nehme, und dem Christenthume entgegen wäre. Von der andern Seite ließ auch der Papst kein Mit-

kel unversucht, Luthern zu stürzen. Er gieng den Churfürsten zu Sachsen und den damaligen Kaiser Carl an, Luthers Schriften zu verbrennen, ihn selbst aber nach Rom zu liefern. Auch niedrige und kleine Mittel entgiengen ihm nicht. Er bot einem der größten Gelehrten der damaligen Zeit viele Aemter und Einkünfte an, wenn er sich entschließen wollte, gegen Luther zu schreiben. Allein er soll die Antwort gegeben haben: „ein Blätt„chen von Luthern beschrieben gewähre ihm „mehr Unterricht, als alle bisherige Weisheit.“ Man machte sogar den Versuch, Luthern mit Gelde zu blenden. Man erzählt, man habe ihm 2000 Gülden heimlich bezahlen und noch überdies große Aemter und Würden übertragen wollen, im Fall er zu schweigen versprächе. Allein die Abgesandten hätten mit dem Geständniß abziehen müssen: „die deutsche Bestie „sehe auf kein Geld und keine Ehrenämter.“ Die Sache sei nun gegründet oder nicht: Wenigstens ist sie der Wahrscheinlichkeit nicht entgegen, wenn man überlegt, daß man gewiß einen Weg nicht wird unversucht gelassen ha-

ben, auf welchem gewöhnliche Menschen so leicht gewonnen werden. Und nun setze man sich einmal an Luthers Stelle. Von der einen Seite stete Unruh, Verfolgung, Gefahr und Tod, wenn er die Wahrheit ferner predigte; und von der andern Geld, Ehre, bequemes Leben und Ruhe, wenn er davon abließ. Was würde wohl mancher gewählt haben? Vielleicht, und man kann sagen gewiß, ja gewiß! mancher würde ohne Bedenken sich für das letzte erklärt haben. Aber nein! so nicht unser Luther. Gott und die Wahrheit gieng ihm über alles. Seine Mitmenschen von den Irrthümern, von der Unterjochung und Sclaverei des Papstes zu befreien, dazu fühlte er sich von Gott berufen, das war seine heiligste Pflicht! —

Doch zurück zur Geschichte! Als man sah, daß von keiner Seite etwas auszurichten sei, so glaubte man dadurch Luthers Unternehmungen Einhalt thun zu können, daß man seine Schriften ohne des Kaisers Einwilligung zu Cölln und an einigen andern Orten verbannte; denn man besorgte nicht mit Unrecht,

das Lesen seiner Schriften möchte mehrere Leute auf seine Seite ziehen. Luther that das nämliche, weniger vielleicht der Wiedervergeltung wegen, als vielmehr um anzuzeigen, daß er sich nun auf einmal vom Papste und seinen Befehlen lossage. Begleitet von einer Menge Studenten und einigen Universitätslehrern zog er in einer feierlichen Prozession durch das Elsterthor in Wittenberg, ließ auf einem freien Platze vor dem Thore den Zug sich in einen Kreis stellen, nahm einen kleinen Holzstoß, legte auf denselben die ganze Sammlung päpstlicher Befehle und die zuletzt wider ihn ergangene Bulle, und verbrannte alles mit einer nachdrücklichen Anrede an die Versammlung. Das war eine feierliche Erklärung, daß er nun das Ansehn des Papstes verwerfe, und ihm allen Gehorsam aufkündige. Man hat über die Rechtmäßigkeit dieser Handlung sehr oft gestritten. Nicht allein Luthers Feinde haben ihm den Vorwurf gemacht, er habe dadurch die Pflicht eines Unterthan gegen den Papst, als seinen Oberherrn überschritten, sondern auch seine Freunde sind nicht selten in

Verlegenheit gewesen, wenn sie diesen Schritt vertheidigen sollten. So wenig ich der Mann bin, der es über sich nehmen möchte, jede einzelne Handlung unsers Luthers zu rechtfertigen — denn so groß er auch war, so blieb er doch ein Mensch — so war doch dies Unternehmen gewissermaßen Nothwehr und vielleicht das einzige Mittel, den päpstlichen Verfolgungen zuvorzukommen. Doch will ich auch mit dem nicht rechten, der diesen Schritt für voreilig und für eine etwas zu gewaltsame Aeußerung der gereizten Unschuld erklären will.

Jetzt wurde der Lärm, den seine Schriften verursacht hatten, allgemein. Das Verbot, sie zu lesen, hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung, wie es immer der Fall ist. Jedermann las und studierte sie. Ganz Deutschland lernte daraus, wie unrechtmäßig die Gewalt des Papstes sei, wie viele Irrthümer die Lehren der römischen Kirche enthielten, und wie nöthig eine allgemeine Veränderung und Revolution sei. Etliche hundert Edelleute in Franken und Schwaben boten Luthern ihren Schutz an, da es schien, als wollte der Chur-

fürſt von Sachſen, aufgebracht über jenen Schritt, ſich ſeiner nicht mehr annehmen. Das alles gab Luthern neuen Muth und neue Kraft, ſo daß er allen Gefahren trotzen konnte. Es hatte ganz das Anſehen, als ob er in dem Grade kühner würde, in welchem Ungewitter von allen Seiten über ihn hereinzubrechen drohten. Verfolgungen, welche kleine Seelen von der Ausführung ihrer Endzwecke zurückſchreckte, hatte bei ihm weiter keinen Erfolg, als daß ſie ihn deſto unbiegſamer und geneigter machten, ſeinen Eifer zu verdoppeln. So erzählt Luther ſelbſt, als er einmal aus ſeinen Vorleſungen in ſein Kloſter zurückgegangen ſei, habe ein Reiſender ſich ihm genähert und ihn gefragt: wie er ſo kühn ſein, und jedermann ſo freundſchaftlich begegnen und die Hand bieten könnte. Es könnte ja einer ein Gewehr bei ſich haben und ihn ermorden. Luther antwortete: „Wie wollte einer davon kommen, „der ſolches thäte? Er müßte ſein Leben dennoch auch daran ſetzen und ſterben.“ „Wenn „ich euch erwürgte, erwiederte der Fremde, „und gleich darüber auch umkäme, ſo machte

„mich der Papst zu einem Heiligen, und euch „zu einem Ketzer, den er dem Teufel übergäbe.“ Hierauf verließ der Fremde die Stadt. Man erzählt auch, ein Ausländer sei in seiner Küche angetroffen worden, der eine Zündbüchse im Ermel getragen und Luthern vor dem Kloster gefragt habe: „Warum er so allein gehe?“ „Ich stehe in Gottes Händen, sprach Luther, „der ist mein Schutz und Schirm, was kann „mir ein Mensch thun?“ Darüber sei der Meuchelmörder erblaßt, und zitternd zum Thore hinausgegangen. Luther befürchtete auch damals, man würde ihn mit Gift vergeben. So sehr war sein Leben seinen Feinden verhaßt. Wenigstens warnte man ihn von vielen Orten her, auf seiner Hut zu sein. Man schrieb ihm aus Breslau, es seien einem gewissen Doctor der Arzneikunst zweitausend Ducaten versprochen worden, wenn er seine Kunst an Luthern versuchte. Es kamen auch oft verdächtige Leute zu ihm, denen er aber so viel als möglich auswich. Er erzählt, daß, als er einmal bei jemanden zu Tische gewesen sei, und wenig genossen habe, er nachher hef-

tiges Erbrechen und Schweiß verspürt habe, welches aber doch ohne weitere Folgen gewesen sei. Wenn man nun auch dies alles nicht als Thatsachen verbürgen kann, so macht doch sowohl die zweideutige Lage, in der sich Luther damals befand, als auch der Haß und die Erbitterung seiner Feinde solche Vermuthungen wenigstens nicht unwahrscheinlich.

---

## Achtes Kapitel.

### Er erscheint 1521 zu Worms

Der Papst, der sein Ansehen und seine Macht so heftig angegriffen sah, wußte sich jetzt nicht anders zu helfen, als daß er den Kaiser Carl den Fünften dringender als jemals angieng, an Luthern und seinen Anhängern die durch den Bann angekündigte Strafe vollziehen zu lassen. Der Kaiser, ein kluger und einsichtsvoller Herr, befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Auf der einen Seite wollte er den Papst nicht beleidigen, mit dem er überdies

in solchen Verhältnissen stand, wo er seine Gunst brauchte. Und wenn er ihm jetzt nicht zu Gefallen war, so hatte er des Papstes Freundschaft verloren. Auf der andern Seite, nicht einmal angenommen, sein Gerechtigkeitsgefühl habe ihn abgehalten, dem Verlangen des Papstes nachzugeben, so rieth ihm schon schon sein eigener Nutzen zu Maasregeln, die den päpstlichen entgegengesetzt waren. Er sah es zu gut ein, wie nöthig es sei, die Anmaßungen, Plünderungen und Gewaltthätigkeiten des päpstlichen Hofes einzuschränken. Hierzu kam noch dieses, daß er durch Hülfe des Churfürsten von Sachsen Kaiser geworden, und ihm also Dankbarkeit schuldig war. Vollzog er nun den päpstlichen Befehl, so hatte er zu befürchten, daß eben gedachter Churfürst, der Luthern einigermaßen beschützte, sich dadurch beleidigt finden würde. Dies alles überlegt, wollte er es mit keinem Theile verderben, und forderte Luthern, in der Hofnung, die Sache gütlich beizulegen, zur Verantwortung auf den Reichstag zu Worms, der eben im Jahr 1521. gehalten wurde. Allein damit that er keinem

Theile Genüge. Der Papſt, der nicht erſt eine Unterſuchung angeſtellt, ſondern ſchon die Strafe vollzogen wiſſen wollte, war damit unzufrieden. Und der Churfürſt ſah nichts gewiſſer voraus, als daß die Verantwortung und die Reiſe wohl gar Luthern den Kopf koſten würde, und ſchlug es anfänglich ab. Endlich aber willigten beide Theile ein, nachdem Luthern ein ſicheres Geleit auf der Reiſe verſtattet worden wär. Luther ſelbſt bezeigte dabei den größten Muth. Unter andern ſchrieb er an den Churfürſten folgendes: „ich will, „wenn ich berufen werde, ſo viel an mir iſt, „mich eher krank laſſen hinführen, wenn ich „nicht geſund kommen kann. Denn es iſt „nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen „werde, wenn mich der Kaiſer ruft. Wollen „ſie die Sache mit Gewalt handeln, ſo iſt ſie „Gott zu befehlen. Der lebt und herrſchet „noch, der die drei Männer im glühenden „Ofen erhalten. Will er aber mich nicht erhalten, ſo iſts um eine kleine Sache, meinen „Kopf, zu thun. Denn hier muß man auf „keine Gefahr oder Wohlſtand ſehen, ſondern

„vielmehr darauf achten, daß wir nicht das „Evangelium, welches wir einmal angenom„men, denen Gottlosen zur Verspottung stecken „lassen, sondern uns nicht scheuen, unser Blut „dafür zu vergießen.“ Und an einem andern Orte schreibt er einem seiner Freunde: „Denke „nur nicht, daß ich das geringste wiederrufen „werde. Ich will aber dem Kaiser antworten, „So ich allein des Wiederrufs halber erschei„nen sollte, wollte ich nicht kommen. Denn „ich könnte auch hier wiederrufen, wenn es „allein darum zu thun. Wenn er aber mich „zu tödten rufen will, und wegen dieser meiner „Antwort für einen Reichsfeind halten, will „ich mich erbieten zu kommen. Denn ich „werde durch Christi Gnade nicht fliehen, oder „sein Wort in Gefahr stehen lassen.“ Mit diesen Gesinnungen reiste Luther den 4. April 1521 nach Worms ab. Der kaiserliche Herold und einige Gelehrte begleiteten ihn. Als er unterwegens den päpstlichen Befehl und seine Verbannung in einigen Städten angeschlagen sah, fragte ihn der kaiserliche Herold: „Herr „Doctor, wollt ihr fortziehen?“ „Ja, auf

„wortete er, unangesehen, daß man mich in „den Bann gethan.“ Wenn er in eine Stadt kam, lief ihm das Volk entgegen, um den Wundermann zu sehen, der so kühn wäre, sich wider den Papst, den man für einen kleinen Gott hielt, aufzulehnen. Ueberall gab man ihm die Versicherung, man werde es mit ihm, wie mit Huß machen, den man gleichfalls wegen seiner Angriffe auf das Papstthum zu Costnitz hundert Jahre vorher verbrannt hatte. Man rieth ihm heimlich umzukehren, und sich nicht der Wuth seiner Feinde preis zu geben. Allein hier war seine Antwort: „Chris„tus lebt, darum wollen wir hinein nach „Worms zu Trotz aller höllischen Pforten und „denen, die in der Luft herrschen. Und wenn „sie gleich ein Feuer machten, das zwischen „Wittenberg und Worms bis an den Himmel „reichte, so will ich doch, weil ich erfordert „worden, in Namen des Herrn erscheinen und „zwischen die Zähne meiner Feinde treten, „Christum bekennen, und ihn walten lassen.“ Noch kurz vor Wurms schrieb man ihm, da man die Erbitterung daselbst gegen ihn sahe,

er möchte zurück bleiben. „Nein! rief er aus, „und wenn so viel Teufel zu Worms wären, „als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich „hinein.“ Ein Ausruf, den nur ein Mann mit dem Herzen und dem Vertrauen auf Gott thun konnte. —

Luther war kaum zu Worms angelangt, als er Tags darauf Nachmittags um 4 Uhr in die Reichsversammlung citirt wurde. Er stärkte sich noch mit einem herzerhebenden Gebete, das er zu seinem Gott schickte, und gieng mit den Worten dahin: „O Gott, du bist „nicht todt! du lebst! Ich aber gehe und will „sterben! Gerecht ist die Sache und dein ist „sie. Das sei beschlossen in deinem Namen!“ Der Zulauf des Volks war bei dieser Gelegenheit so groß, daß man ihn durch verborgene Gänge auf das Rathhaus führen mußte. Alles wollte Luthern sehen, und nur die aufstehende Wache war im Stande, das Volk vom gewaltsamen Eindringen ins Rathhaus abzuhalten. Als er hineintrat, klopfte ihn ein Ritter auf die Schultern: „Münchlein! Münchlein! du gehst jetzt einen Gang, einen

einen ſolchen Stand zu thun, dergleichen ich und andere auch in unſerer hitzigſten Schlacht nicht gethan haben. Biſt du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort, und ſei nur getroſt, Gott wird dich nicht verlaſſen.“ Einige Reichsglieder, die auf ſeiner Seite waren, tröſteten ihn auch, indem ſie jene Worte der Bibel auf ihn anwendeten: „wenn ſie euch überantworten werden, ſo ſorget nicht, was oder wie ihr reden wollt.“ Solche Reden mußten freilich ſeinen Muth auf eine vorzügliche Art ſtärken. In der Verſammlung wurden ihm zwei Fragen vorgelegt: 1) Ob er alle Bücher, die unter ſeinem Namen gedruckt worden wären, für die ſeinigen erkenne? 2) Ob er ſie wiederrufen wolle, oder nicht?

Auf die erſte Frage rief Luthers Rechtsfreund, den man ihm gegeben hatte: man ſolle die Bücher mit Namen anzeigen. Da dies geſchehen, erkannte ſie Luther freimüthig für die ſeinigen. Wegen des zweiten Punkts aber bat er ſich Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag aus. Im Zurückgehen aus dem

Saale ermahnten ihn noch viele Fürsten, welche die Wahrheit seiner Behauptungen einsahen, ja seinen Muth nicht sinken zu lassen, und, wie sie sich ausdrückten, sich nicht zu fürchten vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können. Den folgenden Tag erschien er wieder, und erklärte sich dahin: seine Bücher seien von dreifacher Art. In einigen habe er nur Religion vorgetragen. Diese könne er nicht wiederrufen. In andern habe er die falschen Lehren der römischen Kirche angegriffen. Auch bei diesen könne er sich nicht zum Wiederruf entschließen. Und in andern habe er sich zu heftig gegen Privatpersonen ausgelassen. Habe er darin unrecht gethan, so habe er nur damit seine gerechte Sache vertheidigen wollen. Mit dieser Antwort war man aber nicht zufrieden. Man verlangte vielmehr, er solle gerade heraus sagen und Ja oder Nein antworten, ob er seine Bücher wiederrufen wolle oder nicht. Hier sprach Luther auf eine wirklich erhabene Art: „es sei denn, daß ich mit Beweisen der heili„gen Schrift oder mit öffentlichen, hellen,

„klaren Gründen überwunden und überwiesen „werde, so kann und will ich nicht wiederrufen, „weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas „wider das Gewissen zu thun. Hier stehe „ich, ich kann nicht anders. Gott „helfe mir! Amen.“ Alle, und vorzüglich der Kaiser, bewunderten seine Unerschrockenheit, mit welcher er dies sagte. Und da er auf wiederholtes Fragen immer dieselbe Antwort gab, und alle Versuche zum Widerruf vergeblich waren, so entließ man ihn endlich unter starker Begleitung aus der Versammlung. Einige Reichsstände bemüheten sich zwar nachher, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Allein auch dies mislang. Der Kaiser faßte endlich den Entschluß: weil Luther nicht eines Fingers breit von seinen Irrthümern abstehen wolle, so wolle er ihn und seine Anhänger mit dem Banne und mit der Reichsacht verfolgen; jedoch wolle er ihm das Versprechen des sichern Geleits nicht brechen, sondern ihn lassen sicher an den Ort bringen, wo er hergekommen sei. Man suchte zwar den Kaiser dahin zu bewegen, daß er Luthern

das sichere Geleite verweigern sollte, aus dem sonderbaren Grunde: „einem Ketzer brauche „man nicht sein Versprechen zu halten.“ Allein der Kaiser gab die Antwort: „was man zusagt, das muß man halten. Wenn auch alle Welt lügt, so muß es doch ein Kaiser nicht.“ Luther reiste also unter sicherer Begleitung den 26. April 1521 von Worms ab, nachdem er noch von vielen Fürsten und Herren außerordentliche Beweise der Huld und Gnade erfahren hatte. Fürsten vom ersten Range hatten ihn in seiner Wohnung besucht. Der Churfürst von Trier hatte ihn sogar zur Tafel eingeladen, wo sich aber der sonderbare Zufall ereignete, daß in dem Augenblicke das Weinglas zersprang, da es eben Luther an den Mund nehmen wollte. Muthmaßungen aller Art, besonders Gedanken an eine mögliche Vergiftung bemeisterten sich aller Anwesenden bei dieser Ueberraschung. Gelassen aber setzte Luther das Glas mit den Worten weg: „der Trank war mir nicht be„scheert! das Zerspringen kam vielleicht von dem „schnellen Wechsel des kalten und warmen.“

# Neuntes Kapitel.

## Sein Aufenthalt auf den Schloſſe Wartburg

Auf ſeiner Rückreiſe genoß er nicht weniger die Liebe und das Vertrauen aller, die ihn ſahen und ſprachen. Ueberall empfieng man ihn freundſchaftlich, und man ſah ganz deutlich, daß ſchon halb Deutſchland ſich auf ſeine Seite neigte. Er beſuchte unterweges die Gegenden von Eiſenach, ſeines Vaterlandes, und als er eben den thüringiſchen Walt betrat, fielen ihn zwei verkleidete Edelleute an, Luthers Bruder, der mit im Wagen ſaß, erſchrack bei dem Anblicke der herangeſprengten Reiter ſo ſehr, daß er ſich aus dem Wagen ſtürzte und, ohne ſich um ſeinen Bruder zu bekümmern, in möglichſter Eil die Flucht ergrif, riſſen ihn aus dem Wagen, zogen ihm Ritterkleidung an, ſetzten ihn auf ein Pferd und eilten mit ihm davon. Unerwartet und fürchterlich zugleich! Wenigſtens Luthers Gefährden geriethen darüber ſo in Furcht, daß ſie allen

Muth verloren, den Reitern nachzusetzen. Unterdessen führten jene Luthern lange im Walde herum, bis sie die Nacht überfiel. Mitten in der Nacht brachten sie ihn endlich in das Schloß Wartburg bei Eisenach. Hier wurde der Gefangene abgeliefert, und dem Aufseher des Schlosses auf das strengste befohlen, diesen unbekannten Mann gut zu halten. Allein die ganze Sache war das Werk des Churfürsten von Sachsen, der auf diese Art den darauf schon vorbereiteten Luther in Sicherheit setzen und seinen feurigen Geist vor mehrern kühnen Schritten abhalten wollte. Und in der That war dies das einzige Mittel, sein Leben zu schützen, da er außer dem Bann des Papstes noch überdies in die Reichsacht erklärt worden war. Und wer in die Acht erklärt wurde, den konnte jeder mishandeln und ungestraft auch wohl das Leben nehmen. Der Churfürst selbst hielt, wie es nöthig war, Luthers Aufenthalt sehr geheim, so daß außer einigen wenigen Räthen niemand davon etwas wußte. Man kannte ihn auf dem Schlosse nur unter dem Namen: Junker Görge. So

geheim hielt man seinen Namen. Nicht nur auf dem Reichstage, sondern auch anderwärts glaubte man, er sei im Ernst gefangen genommen worden, und sei vielleicht nicht mehr am Leben. Und so wie seine Feinde die vergebliche Freude hatten, ihn aus dem Wege geschaft zu sehen, so litten seine Freunde desto mehr über seinen Verlust. Nachdem man aber zu Rom von seinem Leben Vermuthung bekam, so bemühete man sich nicht nur sorgfältig seinen Aufenthalt zu erfahren, sondern verbrannte auch sein Bildniß und seine Bücher. „Mir ist es Recht, sprach Luther, als er dies „hörte, mögen sie mich und alle meine Bücher „verbrennen; haben die Leute doch noch die „heilige Schrift. Die wird schon ihnen die „Augen öffnen!“ Man glaubte sogar, der Kaiser selbst habe um Luthers Gefangennehmung gewußt und sie zum Theil veranstaltet. Unwahrscheinlich ist es nicht. Denn dieser Herr willigte zwar dem Papste zu Gefallen in die Achtserklärung, drang aber doch nie darauf, daß dieses so harte Urtheil vollstreckt wurde. Er trug vielmehr selbst dazu bei, des

Papſtes Anſehen zu vermindern, und ſeiner Gewalt Einhalt zu thun, und ſah es gern, daß Luther dazu den Anfang machte. — Unterdeſſen war Luther auf dem Schloſſe zu Wartburg nicht müßig. Er lernte noch mehr hebräiſch und griechiſch und — was eines ſeiner wohlthätigſten Verdienſte iſt — fieng daſelbſt die Ueberſetzung des Neuen Teſtaments an. Hätte Luther weiter nichts gethan, als nur in damaligen Zeiten die Bibel den Leuten durch ſeine Ueberſetzung in die Hände gegeben, ſo wäre er warlich ſchon einer der größten und verdienſtvollſten Männer. Man muß ſich ganz in jene Zeiten zurückſetzen, wenn man dies Verdienſt genug ſchätzen will. Da ſelbſt die Gelehrten wenig von der Bibel wußten, ſo wußte das gemeine Volk faſt gar nichts. Es wurden demſelben bisweilen einige Geſchichten daraus erzählt, und plumpe Gemälde davon in den Klöſtern aufgehangen. Das war die ganze Kenntniß der Bibel. Luther ließ alſo ſeine erſte Sorge dahin gehen, die Bibel den Leuten bekannter zu machen, damit ſie die Wahrheit ſeiner Lehre einſehen und ihr

Leben darnach einrichten möchten. Ueberdies ſchrieb er noch viele Predigten, und griff noch viele Misbräuche in der Religion an, z. B. die Ohrenbeichte und die Kloſtergelübde. Die Ohrenbeichte beſtand darinn, daß jeder ſeinem Beichtvater alle und jede grobe Vergehen namentlich nennen mußte, wenn er Vergebung dafür erhalten wollte. Aber das hatte nicht nur in der heiligen Schrift keinen Grund, ſondern gab auch zu vielen Verdrießlichkeiten Veranlaſſung. Und nach den Kloſtergelübden machten ſich viele junge Leute beiderlei Geſchlechts durch einen Eid anheiſchig, zeitlebens von aller Welt abgeſondert zu leben, die Zeit nur mit Beten und Singen zuzubringen, und in eheloſem Stande zu bleiben. Das waren die Mönche und Nonnen, deren es damals eine ſo groſſe Menge gab. Ihre Lebensart war eben ſo wohl der Beſtimmung des Schöpfers zuwider, der uns zur Arbeit und zum Gutesthun ſchuf, als auch für die übrigen Menſchen ungemein läſtig und beſchwerlich, die jene Müßiggänger unterhalten und nähren mußten. Luther ſah dies ein, und rügte es

öffentlich. Er beförderte auch sonst durch schriftliche Rathschläge den Fortgang der Reformation, die schon an vielen Orten veranstaltet wurde.

---

## Zehndtes Kapitel.

### Luther geht nach Wittenberg und stillt durch sein Ansehen einige Unruhen.

Luther war nun über drei viertel Jahr in Wartburg gewesen, als in Wittenberg und den umliegenden Oertern einige Unruhen entstanden, welche seine Gegenwart erforderten. Schon längst hatte er die stille Einsamkeit seines jetzigen Aufenthalts verlassen wollen, weil es ihm lieber war, öffentlich zu lehren und predigen, und dem Volke nützlich zu werden. Das beständige Sitzen hatte ihm auch wirklich einige Krankheiten zugezogen, die vom Mangel der Bewegung herkamen. Er wurde zwar bisweilen, in Begleitung von einigen Edelleuten, in die freie Luft geführt, und in einem

Reiterhabit verkleitet, damit ihn niemand kennen sollte. Allein dies war für die Erhaltung seiner Gesundheit, nicht hinlänglich. Er benutzte also die erste Gelegenheit, diesen Ort zu verlassen, da in Wittenberg sich eine Streitigkeit entsponnen hatte, die er nur allein beilegen konnte. Die Augustinermönche hatten daselbst viele Misbräuche, unter andern die stillen Messen und den Genuß des Abendmahls unter einerlei Gestalt (die Katholicken genießen nur das Brod im Abendmahl, und den Wein trinkt der Priester im Namen der ganzen Gemeinde, welches doch wider den Befehl Jesu ist,) abgeschaft. Damit ließen sich aber einige nicht begnügen, sondern giengen weiter, und wollten alle päpstliche Gebräuche auf einmal abschaffen. Sie drangen unter andern mit einem Haufen Studenten in die Schloßkirche ein, zerstörten die Bilder der Heiligen und Altäre in derselben und verjagten die Geistlichen, welche Messe hielten. Der Anführer davon war außer andern unruhigen und schwärmerischen Leuten, die nach Wittenberg gekommen waren, vorzüglich ein gewisser Carlstadt,

ein sonst guter aber hitziger und übereilter Mann. Hierüber entstund ein groſser Lärm, so daß die Gemeinde an Luthern schrieb und ihn bat, er möchte hierinne rathen und, wo möglich, selbst hinkommen. Dies that er auch wirklich, zwar wider den Willen des Churfürsten, der die Gefahr für ihn noch zu groß glaubte. Aber an Gefahr kehrte er sich nicht. Ihm war es genug, daß man dort seiner benöthigt war. Und bei einem längern Außenbleiben war alles vergebens, was er bisher für die Religion gearbeitet hatte. Er dachte hierbei sehr richtig, daß man nicht mit der Abschaffung äußerlicher Gebräuche die Reformation anfangen müsse. Erst, glaubte er, müsse den Leuten der Verstand aufgeklärt werden. Dann werden sie von selbst einsehen, wie unnöthig und schädlich gewisse eingeführte kirchliche Ceremonien sind. Mit diesen Gedanken kam er also den 1. März 1522 in Wittenberg an, und brachte durch einige Predigten alles wieder in Ordnung und Ruhe. So hoch war Luthers Ansehen damals schon gestiegen. Die Schwärmer, worunter Nicolaus Storch

und noch mehr der berüchtigte Thomas Münzer sich besonders auszeichneten, mußten, nachdem Luther sie vergeblich von dem Ungrunde ihrer vorgeblichen Offenbarungen zu überzeugen sich bemüht hatte, als Ruhestörer und Aufwiegler gegen bürgerliche Ordnung die Stadt verlassen; hingegen der unruhige Carlstadt wurde von ihm durch Vorstellungen theils beruhiget, theils, wo seine überspannten Meinungen weniger schädlich waren, mit kluger Mäßigung geduldet. Eine Mäßigung, die Luthern um so mehr zur Ehre gereicht, je weniger sie sonst bei feurigen und raschen Gemüthern anzutreffen ist und je mehr man ihn gewöhnlich des Gegentheils beschuldigt hat. Die übrige Zeit des 1522. Jahres füllte er mit der Uebersetzung des N. T. aus, die er am 21. Sept. desselben Jahres zu Ende brachte. Jedem war es nun leicht, Luthers Lehre mit den Lehren der Bibel zu vergleichen. Und in der That wäre die Reformation nie so glücklich von statten gegangen, wenn die deutsche Bibel nicht ihr Vorgänger gewesen und so viel zur Verbreitung derselben beigetragen hätte. Die

ganze Ueberſetzung der Bibel kam aber erſt im Jahr 1534 vollſtändig heraus. Ueberdies ſchrieb er nicht nur viele andere Schriften, ſondern predigte und lehrte auch fleißig, ſo daß er billig zu den arbeitſamſten Leuten gehört, die je gelebt haben. Er ſah es ungern, wenn er wohin gebeten wurde, weil ihm das ſo viel Zeit raubte, die er auf ſeine Arbeiten verwenden konnte.

So wie dies gerechtes Lob verdiente, ſo tadelnswürdig könnte es ſcheinen, wenn er jetzt anfieng, etwas hart und ſcharf gegen ſeine Gegner zu ſchreiben. Man braucht indeſſen nicht eben Luthers Freund zu ſein, um ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen zu müſſen, daß er eben ſo ſehr von ſeinen Feinden dazu gereizt wurde, als ihn lebendiger Eifer für das Wahre und Gute beſeelte. Man erinnere ſich nur an die hämiſchen Verfolgungen, mit denen man ſo oft ſeine Ehre und Leben bedrohte: man denke ſich in dem Herzen Luthers das kränkende Gefühl des Unrechts, das eben ſo ſehr der Wahrheit ſelbſt, als ihm widerfuhr; man berückſichtige endlich den Geiſt der

damaligen Zeiten, wo man derb reden mußte, um verstanden zu werden und wo mildere Sitten noch wenig Boden gefaßt hatten — um die heftigen Ausdrücke in seinen Schriften verzeihlich zu finden, und den hohen Grad von Furchtlosigkeit, einer ganz natürlichen Frucht seines Vertrauens auf Gott, an ihm zu bewundern. Doch ich weiß ihn nicht besser zu rechtfertigen, als er es selbst thut. Hier sein eigenes Bekenntnis davon: „ich kann nicht „läugnen: daß ich schärfer bin, als ich sein „sollte. Weil sie aber das wissen, sollten sie „mich nicht aufbringen. Wie schwer es sei, „die Feder zu mäßigen, könnt ihr bei euch „selbst abnehmen. Ihr werdet aus dem „Schwerd keine Pflaumfeder, und aus dem „Kriege keinen Frieden machen. Und das ists „auch, warum ich allezeit so ungern mich öf„fentlich hervorthue. Je schwerer mir dieses „ist, je mehr werde ich wider meinen Willen „verwickelt. Und zwar mit nichts anders, als „Verwerfung gräulicher Laster, die sie wider „mich und Gottes Wort ausstoßen. Wenn „mich auch meine Hitze und scharfe Feder nicht

„reizte, so könnte die große Unbilligkeit doch „ein steinern Gemüth in Harnisch bringen, „wie vielmehr mich, der ich keine stumpfe Fe„der führe und von diesen Unthieren ohne alle „Maaßen leiden muß. Was haltet ihr von „Christo? Schmähte er die Juden nicht auch, „wenn er sie eine ehebrecherische Art, Schlan„gen und Ottergezüchte, Heuchler und Teu„felskinder nennt? Bin ich unbescheiden, so „bin ich doch redlich und deutsch, und halte „dafür, daß ich es hierin meinen Feinden zu„vor thue, die auf das listigste schreiben.“

Man erzählt in diesem Jahre viel von den Anfechtungen, die Luther von dem Satan erlitten habe. Er soll z. B. das Tintefaß nach ihm geworfen haben, da er ihn im Studieren gestört hätte. In unsern Zeiten braucht davon nicht ein Wort gesagt zu werden. Hier werden sie nur erwähnt, um sie zu widerlegen, wenn irgend ein Leser davon gehört haben sollte. Jederman weiß, daß man sich in den damaligen Zeiten mit solchen Erzählungen und Mährchen gern herumtrug, da es überdem nichts seltenes war, zu glauben, der Teufel

ſtehe mit gewiſſen Leuten in Verbindung. Selbſt fromme und ſonſt gute Leute trugen kein Bedenken, böſe Gedanken, die in ihnen aufſtiegen, dem Satan zuzuſchreiben. Wohl uns, daß wir von dieſem Aberglauben gröſtentheils zurückgekommen ſind! Doch zu unſerm Luther zurück.

Von allen Seiten her, erhielt er in den Jahren 1522 und 23 Aufmunterung, in ſeinem angefangenen Werke fortzufahren. Viele Städte und Länder ſchickten Abgeordnete zu ihm, und verlangten Unterricht und Rath. Selbſt aus weiten Ländern her kam man zu ihm, und wollte Belehrung haben. Und viele Städte fiengen ſchon an, ſich für ſeine Lehre zu erklären. In Wittenberg ſelbſt ſchafte er immer mehr Misbräuche ab, und verſuchte allenthalben dem öffentlichen Gottesdienſte eine zweckmäßigere und beſſere Einrichtung zu geben. Inſonderheit hob er das ſchädliche und zweckwidrige Verbot der katholiſchen Kirche auf, nach welchem die Prediger nicht heyrathen dürfen. Und der erſte Geiſtliche, der ſich verheyrathete, war ein Prediger in Kemberg

bei Wittenberg. Was aber dazumal Luthern am meisten zu schaffen machte, war der schon erwähnte Carlstadt, der aller bessern Belehrungen ungeachtet von neuem seinen Schwärmereien nachhieng und zwar in Wittenberg nichts mehr von seinen Ueberellungen vornehmen durfte, aber doch an andern Orten noch viele Störungen machte. Unterricht, Bitte und Ermahnung waren vergebens, ihn davon abzuhalten und auf die rechte Bahn zu bringen, bis er endlich außer Landes vertrieben wurde.

---

## Eilftes Kapitel.

### Luther widersetzt sich den rebellirenden Bauern.

Größere Sorge aber machte Luthern der bekannte Bauernkrieg, der im Jahr 1525 entstand. Den Anfang dazu machte Thomas Münzer schon im Jahr 1524. Dieser Mann hatte in Zwickau und Altstädt allerhand Unruhen und Empörungen unter dem Vorwande

der von Luthern gepredigten evangeliſchen Freiheit geſtiftet, und ſich ſchon dadurch Luthers Misfallen zugezogen. Jetzt wollte er nach Mühlhauſen gehen, und dort gleiches Uebel anrichten, welches auch geſchah. Viele Bauern in Elſaß, Schwaben, Franken und Thüringen rotteten ſich zuſammen, ſtürmten die Klöſter, verbrannten und zerſtörten die Schlöſſer vieler Edelleute, und kündigten ihren Herrſchaften und Obrigkeiten allen Gehorſam auf. Sie wollten keine Abgaben mehr entrichten, und die Güter ihrer Herren an ſich reißen. Nun war freilich das Landvolk in den damaligen Zeiten mehr gedrückt als jetzo. Sie waren faſt im eigentlichen Sinne Sclaven, die nur mit Müh und Noth ihr Leben hinfriſten konnten und faſt gar kein Eigenthum hatten. Jetzt ſtieg der Wunſch in ihnen auf, einige Erleichterung ihrer Drangſale zu erhalten. Dazu kam, daß viele unter ihnen eine Neigung zu Luthers Lehre gefaßt hatten. Luther hatte nämlich in einigen ſeiner Schriften auf Freiheit von der Sclaverei des Papſtes und vom Gewiſſenszwange gedrungen. Jedem ſollte es

nach seiner Meinung überlassen sein, eine Religion zu bekennen und zu üben, welche er wolle, und keiner dürfe deswegen, weil er in Religionswahrheiten andere Meinungen und Vorstellungen hege, verfolgt und gemißhandelt werden. Diese seine Lehre von der Freiheit in Religionsmeinungen verstanden diese Leute, die nur auf irrdische Güter und Vortheile sahen, falsch, und wollten sie auch auf bürgerliches Leben und auf das Verhältniß, in dem Unterthanen mit Obrigkeiten stehen, weiter ausgedehnt wissen. Sie wollten im eigentlichen Verstande frei sein, frei von Abgaben und Diensten. Hierzu kamen einige verrückte und schwärmerische Köpfe, die sie noch mehr irre führten. Selbst Luther mußte zu ihren Unternehmungen unverschuldeter Weise seinen Namen hergeben, indem sie sich auf ihn beriefen. Er, dem so etwas nie in den Sinn gekommen war, und seine Lehre von der Freiheit ganz anders verstanden hatte, wunderte sich nicht wenig, da er solches hörte. Sein erstes war, daß er durch eine Schrift ihr Verfahren öffentlich tadelte. Und da das nichts half, ermahnte er

nicht nur die Fürsten, alles mögliche anzuwenden, um diese Unruhen zu stillen, sondern reisete auch selbst nach Thüringen, weil er glaubte, durch seine Gegenwart mehr als durch Schriften ausrichten zu können. So wenig billigte Luther das Empören gegen rechtmäßige Obrigkeit! Die Ruhe wurde auch wirklich gar bald wieder hergestellt. Einige Fürsten zogen mit etlichen tausend Mann gegen einen solchen zusammengerotteten Haufen von Aufrührern, der auf 8000 Mann angewachsen war, aber mit keinem Gewehr und andern Vertheidigungsmitteln sich versehen hatte. Man ließ ihnen den Frieden anbieten, wenn sie nur die Rädelsführer herausgeben und sich nach Hause begeben wollten. Sie würden dies gewiß gethan haben, wenn nicht gedachter Münzer sie davon abgehalten hätte. Er benutzte dazu ihren Aberglauben, und überredete sie, der Regenbogen, der sich gerade von ohngefähr am Himmel zeigte, wäre ein ohnfehlbares Zeichen des bevorstehenden Sieges. Sie ließen es also zu einem Angriff kommen, bei dem sie aber statt aller Gegenwehr das Lied sangen:

Komm heiliger Geist u. s. w. in der Hofnung, der Himmel allein würde sie schützen. So werden oft arme unwissende Leute von Betrügern verführt, die gemeiniglich den Aberglauben des Volks sich zu Nutze zu machen suchen. Der Haufen wurde nun zerstreut, Münzer enthauptet, und so den Unruhen ein Ende gemacht.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Luther führt die evangelische Religion in Sachsen öffentlich ein.

Unterdessen war der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, auf dem Schlosse Lochau, jetzt Annaburg bei Wittenberg am 3. Mai 1525 gestorben. Sein Tod stiftete große Veränderungen. Ohngeachtet er Luthers Freund und seinen Lehren nicht abgeneigt war, so blieb er doch äusserlich der römischen Religion ergeben, und wollte überhaupt darin keine gewaltsame Veränderungen gestiftet wissen. Ganz

anders dachte sein Bruder, Johann der Standhafte, der nach ihm zur Regierung gelangte. Dieser Herr verfuhr rascher, und gab öffentlich Luthers Lehren Beifall. Es war überhaupt nichts mehr zu thun übrig, als daß das, wozu alle Gemüther schon geneigt waren, nur noch öffentlich bestätigt wurde. Das geschah nun. Der öffentliche Gottesdienst wurde nun verbessert, die vielen unnützen Ceremonien wurden abgeschaft, die Bischöffe verloren alle Gewalt, die sie bisher so sehr gemisbraucht hatten. Unter andern wurde auch die thörichte Gewohnheit aufgehoben, in der Kirche die Gebete in lateinischer Sprache herzulesen, wobei der gemeine Mann nichts denkt und denken kann, und dagegen deutsche Gebete eingeführt. Luther setzte nun auch lauter evangelische Prediger ein, von denen der erste Georg Rörer hieß. Er selbst legte nun seine Mönchskutte ab, und vertauschte sie mit einem Predigerkleide. Jetzt that er noch etwas, was auf einmal seinem Klosterleben ein Ende machte, das heißt, er heyrathete. Ein Schritt, der großes Aufsehen machte! Schon hatte er ver-

ſchiedene andere geweſene Mönche und Predi-
ger dazu ermuntert, aber nie daran gedacht,
es ſelbſt zu thun. Als ihm endlich der Chur-
fürſt und viele andere riethen, ein gleiches zu
thun, ſo antwortete er: „wohlan, ich bin be-
„reit, mit einem Exempel vorzutraben.“ Die
Veranlaſſung aber zu ſeiner Heyrath war ei-
gentlich dieſe. Schon im Jahr 1523 hatte er
Gelegenheit, ein adeliches Fräulein, mit Na-
men Katharina von Bore, kennen zu lernen.
Dieſes Fräulein war Nonne im Kloſter Nimpt-
ſchen bei Grimme, und entfloh aus demſelben
mit acht andern adelichen Fräuleins. Sowohl
Ueberdruß des klöſterlichen Lebens, als auch
beſſere, durch Luthern verbreitete, Einſichten
mochten ſie dazu verleitet haben. Sie giengen
nach Wittenberg und wurden daſelbſt vom
Churfürſten unterhalten. Katharina von Bore
war von religiöſer Gemüthsart, und fragte
oft Luthern über Tugend und Gottesfurcht um
Rath. Luther rieth ihr, ſich zu verehelichen,
und ſchlug ihr vergebens zwei Perſonen zur
Ehe vor. Da nun ſein Vater und andere in
ihn drangen, ſich zu verheyrathen, weil ſein

Beiſpiel auf andere wirken würde; da er ſelbſt das eheliche Leben empfohlen hatte und Vorwürfe über ſeinen eheloſen Stand hören muſte; da endlich dieſe Perſon ſelbſt Reize und Tugenden in ſich vereinigte, die ihn nicht gleichgültig ließen, ſo entſchloß er ſich im Junius des Jahres 1525 ihr Gemahl zu werden. Er hielt es wirklich für ſeine Pflicht, die Unrechtmäßigkeit der Kloſtergelübde zu zeigen, und hierin andern voranzugehen, und keine Furcht vor den Urtheilen der Welt konnte ihn zurückhalten. Gleichwohl iſt keine ſeiner Handlungen ſo verunglimpft und verläumdet worden, als dieſe. Man warf ihm von katholiſcher Seite Unkeuſchheit, Wolluſt und niedrige Abſichten vor. Wenn man aber bedenkt, daß Luther dazumal ein Mann von ſchon zwei und vierzig Jahren war, daß er vorher nie einen Wunſch geäußert hatte, ſein Mönchsgelübde der Keuſchheit zu brechen, und daß ſein übriger unſchuldiger und arbeitſamer Lebenswandel gar nicht ſo etwas vermuthen läßt, ſo fallen alle Vorwürfe von ſelbſt weg. Zwar bekümmerte es ihn anfänglich ſelbſt, dieſen Schritt

mitten unter so viel höhern Geschäften gethan zu haben. Doch wurde er bald wieder ruhig und zufrieden, da diese Ehe für ihn nicht nur sehr glücklich und vergnügt ausschlug, sondern ihn auch nicht in seinen Geschäften und Arbeiten störte. Denn er blieb unermüdet im mündlichen und schriftlichen Vortrage. Ein neuer Beweis seiner ununterbrochenen Thätigkeit war, daß er im Jahr 1527 dem Churfürsten von Sachsen rieth, die Schulen und Kirchen im Lande visitiren zu lassen. Dies war schlechterdings nöthig, wenn Ordnung wieder hergestellt werden sollte. Da war keine Aufsicht, keine bestimmten Gesetze. Luther selbst, begleitet von einigen churfürstlichen Räthen, bereiste den ganzen Churkreis und einen Theil von Meißen. Wo man hinkam, machte man die Leute auf die Wohlthat Gottes aufmerksam, die ihnen jetzt durch die Reformation widerfahren sei. Wenn einige noch an katholischen Gebräuchen und Meinungen hiengen, so wurde es ihnen zur Pflicht gemacht, über die Sache nachzudenken, die alten Meinungen und Gebräuche abzulegen, und der neuen Erkenntniß

willig Folge zu leisten. Man suchte überhaupt, den Unwissenden mit gütlichen Unterricht und Ermahnungen zu Hülfe zu kommen. Vorzüglich untersuchte man die Fähigkeiten und das sittliche Betragen der Prediger. Welche nun zu ungeschickt waren, um ihr Amt mit Nutzen zu verwalten, und gleichwohl zu alt, um sich auf andere Art nähren zu können, diese wurden mit dem nöthigen Unterhalt auf Lebenszeit versorgt; ihre Stellen aber besetzte man mit andern geschicktern und bessern Leuten. Man setzte überdies noch mehrere Lehrer und Schulen ein, und zu ihrer Besoldung verwandte man die Einkünfte der aufgehobenen Klöster. Luther fand die Unwissenheit des gemeinen Volkes und der Prediger zum Erstaunen groß. Gerührt darüber; entschloß er sich, seine beiden Catechismos zu schreiben, die auf eine kurze und faßliche Art die hauptsächlichsten Lehren der Religion enthielten. Das war warlich ein großes Verdienst für die damaligen Zeiten, wofür man ihm nicht genug danken kann. Denn wenn es auch jetzt Bücher giebt, die man besser und leichter zum Unterricht

der Jugend in der Religion gebrauchen kann, so war doch seine Arbeit für die damaligen Zeiten hinlänglich. Bessere Religionserkenntnis wurde dadurch verbreitet, die Liebe zur Reformation mehr genährt und gestärkt, und überhaupt ungemeiner Nutzen gestiftet. Doch hatte er bei Verfertigung des Catechismus nicht die Absicht, daß er durch alle kommende Jahrhunderte das beständige Lehrbuch der Jugend in Städten und Dörfern sein und bleiben sollte. Vielmehr sagte er selbst: „die nach mir kom„men, können es besser machen.“ Wenn man also jetzt anfängt, noch deutlichere und vollständigere Lehrbücher der Religion für die Jugend zu schreiben, so sind solche Bemühungen mit Dank anzunehmen.

# Dreizehntes Kapitel.

## Seine Reise nach Marburg und Coburg.

Während daß Luther in Sachsen bessere Einsichten und Kenntnisse verbreitete, und überhaupt große Veränderungen mit der Kirchenverfassung vornahm, hatte in der Schweiz ein anderer Mann von Verdienst und Würde beinahe ein ähnliches zu thun sich bemüht. Dieser Mann hieß Ulrich Zwingli, gewissermaßen der Stifter der reformirten Religionspartei. Er eiferte, so wie Luther gegen alle Misbräuche der katholischen Kirche, und wollte vieles abgeschaft wissen. So angenehm es dem Menschenfreunde sein muß, zu bemerken, wie er fast in allen Stücken mit Luthern übereinstimmte; um so unangenehmer muß es ihm sein, daß zwei Männer, die auf einen Zweck hinarbeiteten, nur durch eine einzige verschiedene Meinung, nämlich in der Lehre vom Abendmahl, getrennt werden mußten. Luther selbst beklagte dies ungemein, wollte aber doch

nicht von dem, was er einmal nach seiner Ueberzeugung für wahr hielt, abweichen. Und sein Gegner wollte dies eben so wenig. Diesen Zwist versuchte der vortrefliche Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, beizulegen. Das war ein Herr, welcher in eben dem Maaße sich für die Neuerungen in der Kirchenverfassung erklärt hatte, in welchem er von regem Eifer für Religion und Tugend belebt wurde. Seine Klugheit glaubte ein Mittel gefunden zu haben, Luthern und Zwingli zu vereinigen. Er verordnete nämlich, daß beide im Jahr 1529 sich miteinander zu Marburg unterreden, und über ihre Meinungen sich besprechen sollten. Dies geschah. Luther und Zwingli kamen daselbst zusammen, sie besprachen sich lange über das, worin sie von einander abwichen; konnten aber doch, wie es bei Leuten, die verschiedene Meinungen hegen, zu geschehen pflegt, mit einander nicht einig werden. Indessen weil sie in allen andern Dingen übereinstimmend dachten, so vereinigten sie sich doch dahin, daß sie einander immer freundschaftlich begegnen und ihre Lehre gegen

die katholiſche Kirche gemeinſchaftlich vertheidigen wollten. So wenig nun dieſe Unterredung die Abſichten des Landgrafen von Heſſen erfüllte, ſo hatte ſie doch den Vortheil, daß alle obwaltende Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Partheien geſtillt wurden. Beide Männer und ihre Anhänger blieben nun zwar von einander getrennt, und Reformirte und Lutheraner wurden nun beſondere Partheien. Aber eben der Umſtand, daß beide Partheien nur in einer einzigen Lehre, in der Lehre vom heiligen Abendmal, von einander abweichen, muß beide zu deſto größerer Freundſchaft und Liebe gegen einander ermuntern. Luther dachte ſelbſt ſo, und verſprach ihnen alle Liebe und Freundſchaft. Seine Reiſe nach Marburg hatte alſo doch einigen Erfolg; aber weit wichtiger war ſeine Reiſe nach Coburg im Jahre 1530.

Kaiſer Karl der Fünfte war eben zu Anfange dieſes Jahres gekrönt worden, als ihn auch der Papſt zu gewinnen ſuchte, um die neuen Religionspartheien zu ſchwächen und zu unterdrücken. Er rieth dem Kaiſer, Gewalt zu brauchen, und mit den

Waffen in der Hand die halsſtarrigen Lutheraner zur römiſchen Kirche wieder zurückzuführen. Der Kaiſer aber hielt es doch vor der Hand für beſſer, an alle Stände des Römiſchen Reichs einen Reichstag auszuſchreiben, und ſie zu Augsburg zu verſammlen. Hier wollte er die Sache unterſuchen, und die Beſchwerden beider Partheien anhören. Das war ein neues Unglück, das Luthern und ſeiner Lehre bevorſtand. Es war zu beſorgen, daß nun alle ſeine Bemühungen in dem Werke der Reformation vergeblich ſein dürften. Der Churfürſt ſelbſt trug Bedenken, ſich dem Reichstage zu unterwerfen, und fragte Luthern, ob man ſich wohl gegen den Kaiſer der neuen Lehre wegen mit Gewalt auflehnen dürfte. Hingegen Luther widerrieth dies ſchlechterdings, weil er nicht wollte, daß die Einführung der neuen Religionswahrheiten Gelegenheit zu Kriegen und zu Strömen von Blut geben ſollte. Er ſchrieb unter andern folgendes an den Churfürſten: „ich wolle lieber zehnmal todt ſein, denn ſolch Gewiſſen „haben, daß unſer Evangelium ſollte eine Ur-

„sache gewesen sein einiges Bluts oder Scha-
„dens, so von unsertwegen geschehe, weil wir
„sollen die sein, die da leiden, und wie der
„Prophet im 44. Psalm sagt, wie die Schlacht-
„schaafe gerechnet sein, nicht uns selbst rächen
„und vertheidigen, sondern dem Zorne Gottes
„Raum lassen. Daß aber Ew. Durchlaucht
„darüber muß in Gefahr sitzen, schadet nichts.
„Unser Herr Christus ist mächtig genug, er
„kann wohl Mittel und Wege finden, daß
„Ew. Durchl. solche Fahr nichts thun wird.
„Er kann die Gedanken der gottlosen Fürsten
„wohl zu nichte machen. Noch hat Gott im-
„mer gnädiglich daraus geholfen und Ihnen
„Fürstenmuth gegeben. Er wirds auch förder
„nicht böse meinen, so wir glauben und bitten.
„Wir wissens ja gewiß, haben es auch in öf-
„fentlicher Hülfe Gottes bisher erfahren, daß
„unsre Sache nicht unser, sondern Gottes sel-
„ber ist. Das ist ja unser Trotz und Trost.
„Derohalben bitte und ermahne ich unterthä-
„niglich, Ew. Durchl. seien getrost und uner-
„schrocken in solcher Fahr. Wir wollen mit
„Bitten und Flehen gegen Gott mehr austich-

„ten, denn sie mit allem ihren Trotzen. Al-
„lein, daß wir unsre Hände rein von Blut
„und Frevel halten, und so der Kaiser fort-
„dringt und mich und die andern fordert, so
„wollen wir selbst mit Gottes Hülfe erscheinen
„und Sie in keine Gefahr setzen. Denn Ew.
„Durchl. sollen weder meinen noch eines an-
„dern Glauben vertheidigen, kanns auch nicht
„thun, sondern ein jeder soll seinen Glauben
„vertheidigen, und nicht auf eines andern,
„sondern auf seine eigene Gefahr glauben oder
„nicht glauben, wenn es so weit kömmt, daß
„unser Oberherr der Kaiser an uns will.“
Macht dies nicht allein schon Luthern liebens-
würdig, wenn man ihn auch nicht vorher schon
liebte? Macht es wenigstens nicht seinem gu-
ten Herzen Ehre? Unterdessen hatte Luthers
Rath die gute Wirkung, daß der Churfürst
nicht Gewalt brauchte, sondern sich entschloß,
selbst auf den Reichstag zu ziehen. Er befahl
darauf Luthern und den Wittenberger Theolo-
gen, die hauptsächlichsten Lehren der Religion
schriftlich aufzusetzen, woraus die sogenannten
siebzehn Torgauer Artikel entstanden. Er nahm

dieſe mit nach Augsburg, ſo wie auch einige Theologen ſelbſt. Luthern aber ließ er zu Coburg, weil ihm Augsburg nicht ſicher genug für einen Geächteten und Verbannten zu ſein ſchien. Die Katholiſchen ſtaunten nicht wenig, als ſie den Churfürſten zu Augsburg erblickten. Sie hatten ihm nicht den Muth zugetrauet, daß er es wagen würde, daſelbſt zu erſcheinen. Aber ein Mann von Standhaftigkeit und feſtem Charakter, wie dieſer Herr, ſcheuet keine Gefahr. Der Churfürſt hatte einen Mann mit ſich genommen, der nächſt Luthern gewiß das größte Verdienſt um die Reformation hatte. Dies war Melanchthon, Luthers College und Profeſſor zu Wittenberg. Ein Mann von vortreflichem Herzen und von eben ſo ausgezeichneter Gelehrſamkeit. Man hat immer geſagt, Luthers Unerſchrockenheit und Kraft, und Melanchthons Vorſichtigkeit und Mäßigung wären zur Reformation erforderlich geweſen. Und man hat nicht Unrecht. Melanchthons Sanftmuth mäßigte Luthers Hitze und Luthers Hitze gab Melanchthons Sanftmuth Kraft und Muth. Einer bedurfte des andern. Dieſem vortreflichen Manne nun,

dem Melanchthon, wurde es aufgetragen, die Augsburgiſche Confeſſion oder das Glaubensbekenntnis der Evangeliſchen zu verfertigen, die deswegen dieſen Namen führt, weil ſie zu Augsburg den Reichsſtänden übergeben wurde. Sie enthielt ein kurzes Bekenntnis von dem, was die Anhänger Luthers in Religionsſachen glaubten, und worin ſie ſich von der katholiſchen Kirche unterſchieden. Man trug die Verfertigung deſſelben deswegen nicht Luthern, ſondern dem Melanchthon auf, weil erſterer dabei mit ſeiner gewöhnlichen Schärfe und Härte würde verfahren und die Katholicken noch mehr aufgebracht haben. Indeſſen gab man es Luthern zur Durchſicht und fragte ihn, ob er dabei etwas zu erinnern hätte? Er war aber mit allem zufrieden. Nur ſagte er: „ich „kann nicht ſo ſanft und leiſe treten, als Me„lanchthon.“ Man wollte nämlich dazumal noch einen Verſuch machen, durch Güte und Gelindigkeit die Katholicken zu beſänftigen. Allein der Erfolg lehrte, daß auf dem Wege der Güte nichts auszurichten ſei. Das Bekenntnis wurde nun den 25. Jun. 1530 übergeben,

und in deutscher und lateinischer Sprache vorgelesen; bald aber beinahe in alle europäische Sprachen übersetzt und in alle Länder verschickt. Man machte dagegen viele Einwendungen, und von katholischer Seite empörte sich alles dawider. Doch ließen sich einige von den katholischen Fürsten nach Anhörung dieses Bekenntnisses verlauten: „die Sache sei nicht Unrecht. „Das aber sei keinesweges zu dulden, daß „man sich einen elenden Mönch (Luthern) sollte „vorschreiben lassen.“ Als ob Wahrheit nicht Wahrheit ist, sie kömmt nun aus dem Munde eines Großen, oder eines Geringen. Genug man drohete sogar dem Churfürsten von Sachsen, wofern er nicht die neue angenommene lutherische Lehre verwerfen und davon abstehen wolle, so werde der Kaiser ihn mit gewafneter Hand anfallen, und ihn aller seiner Würden und Länder entsetzen, ja des Lebens selbst berauben. Alle Klagen der Lutherischgesinnten waren vergeblich. Umsonst berief man sich darauf, daß man nicht anders denke und glaube, als was die Bibel lehre. Gewalt gieng hier vor Recht und Billigkeit. Es wurde auf dem

Reichstage der harte Entschluß gefaßt, daß alles, was in der Lehre und kirchlichen Gebräuchen geändert worden sei, wieder hergestellt werden solle, und daß der Käiser und alle katholische Fürsten mit aller ihrer Macht die neue Lehre unterdrücken sollten. Und hiermit war der Reichstag geendigt, und die Fürsten reisten wieder ab. Das war nun freilich traurig genug für die armen Lutheraner, und hätte ihren Muth ganz niederschlagen können. Was aber die Anhänger Luthers und den Churfürsten selbst so standhaft machte, waren Luthers Briefe, die man aus Coburg von ihm erhielt. Denn es ist höchst wahrscheinlich, daß sie aus Furcht endlich würden den Katholicken nachgegeben haben, wenn er sie nicht immer zur Standhaftigkeit ermuntert hätte. Ich kann nicht umhin, einen Auszug aus einem Briefe von ihm an den Melanchthon, mit dem meine Leser schon Bekanntschaft gemacht haben und seinem sanften Charakter gemäß nichts sehnlicher als Vereinigung wünschte, hier auszugsweise mitzutheilen! „Eurer großen Sorge, so „schreibt er, damit ihr euch plaget, bin ich

„von Herzen feind. Daß sie in eurem Her-
„zen so überhand nimmt, ist nicht der großen
„Sache, sondern unsers großen Unglaubens
„Schuld. Und ob die Sache gleich groß wäre,
„so ist der auch groß, der sie angefangen hat,
„und führet, denn sie ist nicht unser. Was
„kränkt ihr euch denn selbst so stets ohne Unter-
„laß? Ist die Sache unrecht, so laßt sie uns
„wiederrufen: ist sie aber recht, warum ma-
„chen wir Gott in so großer Verheißung zum
„Lügner, da er uns doch heißt, guter Dinge
„und zufrieden zu sein. Gerade als könntet
„ihr mit eurer unnützen Sorge etwas ausrich-
„ten, so sorget ihr. Was kann der Teufel
„mehr thun, denn daß er uns tödte? Ich zwar,
„so viel die Sache betrift, bin nicht sonderlich
„bekümmert. Ob es aus Dummheit herkömmt
„oder aus dem Geist, das weiß mein Herr
„Christus. Ich habe eine bessere Hofnung,
„den ich gemeint habe. Sollen wir hierzu
„nicht tüchtig sein, so geschehe es durch andere.
„Wenn ich höre, daß die Sache bei euch will
„übel stehen, so werde ichs kaum lassen, ich
„werde zu euch eilen, auf daß ich sehe, wie

„schrecklich des Teufels Zähne stehen.“ Als nachher Melanchthon Luthern fragte, wie viel man den Katholicken nachgeben solle, antwortete letzterer folgendes: „vor meine Person ist „ist ihnen allzuviel nachgegeben in der übergebenen Confession. Wollen sie die nicht annehmen, so weiß ich nicht, was ich mehr „thun könnte. Ich gehe Tag und Nacht mit „der Sache um, ich denke, betrachte und „durchsehe die ganze heilige Schrift; so wächst „mir auch je mehr und mehr der gewisse „Grund unserer Lehre. Dazu werde ich von „Tage zu Tage beherzter, daß ich mir, ob „Gott will, nichts mehr werde nehmen lassen, „es gehe darüber, wie es wolle.“ Auch sein Brief, den er damals an den Churfürsten schrieb, ist so voll edler Zuversicht, daß einiges daraus hier nicht am unrechten Orte steht: „Ew. Durchlaucht seien nur getrost. Christus „ist da, und wird sie wiederum bekennen vor „seinem Vater, wie Sie ihn jetzt bekennen vor „dem argen Geschlechte. Ich weiß, daß Gott „unser lieber Gott und Vater ist, derohalben „bin ich gewiß, daß er uns helfen wird. Thut

„er es aber nicht, so ist die Gefahr sowohl „seine, als unser. Was wir gethan haben, „das haben wir müssen thun, darum mag sie „der liebe Vater beschützen. Ich bete für Ew. „Durchlaucht mit Fleiß und Ernst. Könnte „ich mehr thun, so bin ichs schuldig.“ Solche und ähnliche Briefe, die Luther nach Augsburg an seine Anhänger schrieb, trugen viel dazu bei, daß sie in der Vertheidigung der einmal angenommenen Lehre standhaft und beharrlich blieben.

---

## Vierzehntes Kapitel.

### Luthers Lehre wird immer mehr ausgebreitet und gesichert.

Jener harte kaiserliche Beschluß auf dem Reichstage zu Augsburg machte die Umstände, in denen sich Luther und seine Anhänger befanden, sehr bedenklich. Der Churfürst von Sachsen und die übrigen lutherischen Fürsten konnten zwar ungestört von Augsburg wieder ab-

reiſen; ſie ſahen aber doch nur zu deutlich und gewiß die Gefahr voraus, die ſie bedrohte. In dieſer misslichen Lage ſchloſſen dieſe Fürſten zu Schmalkalden im Jahr 1531 einen Bund, in welchem ſie verſprachen, ſich und ihre Unterthanen bei der Religion, die ſie jetzt angenommen hatten, zu erhalten, und einander gegen alle Gewalt der römiſchen Kirche zu vertheidigen. Ein Schritt, den freilich die Sorge für ihre Sicherheit erforderte, der aber doch die nachherigen blutigen Auftritte beſchleunigte. Luther war damit gar nicht zufrieden, denn er ſah voraus, daß dadurch die Katholicken noch mehr gereizt werden würden, und ein Krieg wegen der Religion nicht zu vermeiden wäre. Meine Leſer kennen ſchon Luthers Geſinnungen hierinnen aus dem oben eingerückten Briefe deſſelben. Er wollte ſchlechterdings nicht, daß wegen der Religion Blut vergoſſen werden ſolle. Er verabſcheuete ſtets einen Religionskrieg, und bat immer Gott, dieſes zu verhüten. Sein Wunſch wurde nur zum Theil erfüllt. So lange er lebte, brach noch kein Religionskrieg aus, aber nach ſeinem Tode ein

desto heftiger und blutiger. Indessen war diese Vorsicht der lutherischen Fürsten auch um deswillen nöthig, weil dadurch ihr Entschluß, ihr gemeinschaftliches Interesse zu vertheidigen, mehr Festigkeit und Stärke bekam. Und diese innere Eintracht und Verbindung der lutherischen Fürsten unter einander hatte auch vor der Hand die gute Wirkung, daß durch Vermittelung der beiden patriotischen Churfürsten von Mainz und von der Pfalz im Jahre 1532 wirklich ein Religionsverein zu Nürnberg geschlossen wurde, worin man underdessen den Lutheranern Sicherheit versprach. Jedoch behielten es sich die Katholicken vor, die bis jetzt obwaltenden Streitigkeiten in der Religion von einer allgemeinen Versammlung der Kirche entscheiden zu lassen. Die Lutheraner konnten weder auf den geschlossenen Vergleich noch auf die Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung einige Hofnung gründen. Denn jener war mehr ein Werk der Nothwendigkeit bei der überhandnehmenden Gefahr vor einem Einbruche der Türken, welche alle übrige Sorgen einstweilen bei Seite zu setzen gebot, als

eine Frucht der Duldung gegen Andersdenkenden. Und dieſe, die Entſcheidung einer Kirchenverſammlung mußte allem Vorherſehen nach partheiiſch und für die römiſche Kirche vortheilhaft ausſchlagen, welches auch nachher die Erfahrung hinlänglich beſtätigte. Aber ob gleich die Evangeliſchen kein rechtes Vertrauen zu einer allgemeinen Verſammlung der Kirche faßten ſo ſuchten ſie ſich doch in etwas ſchon darauf vorzubereiten. Als daher der Papſt im Jahr 1536 eine ſolche Verſammlung ankündigte, die zu Mantua, einer Stadt in Italien, veranſtaltet werden ſollte, ſo beſchloſſen ſie, in derſelben ihre Lehre genauer zu erklären und zu vertheidigen. Nun enthielt zwar das zu Augsburg übergebene Bekenntnis ziemlich alles, was ſie glaubten und für wahr erkannten. Allein es war doch nach den damaligen Umſtänden viel zu gelinde und zu nachgebend geſchrieben. Es war darin gar nicht des Papſtes gedacht, gegen den man doch ſo viel zu erinnern hatte. Jetzt hatte man mehr Muth und Kraft. Jetzt ſcheuete man niemanden nicht, da alle Hofnung verſchwunden war, ſich

mit der katholischen Kirche wieder zu vereinigen. Man trug es also unserm Luther auf, ein neues Bekenntnis der evangelischen Lehre aufzusetzen, welches nicht mit dem schonenden Nachgeben, wie das vorige abgefaßt wäre, und welches alle die Misbräuche rügte, die noch in der katholischen Kirche herrschend waren. Dies that denn auch Luther. Er schrieb also die Schmalkaldischen Artikel. Sie heißen deswegen so, weil sie zu Schmalkalden von den evangelischen Ständen gebilligt und unterschrieben wurden. und enthalten gleichsam das, was in dem Augsburgischen Bekenntnisse noch fehlte. Die allgemeine Versammlung der Kirche, die der Papst angekündigt hatte, und wo man die Schmalkaldischen Artikel übergeben wollte, kam zwar nicht zu Stande. Indessen dienten sie doch dazu, die evangelischen Stände (denn so nannten sich die Lutheraner) desto genauer unter einander zu vereinigen.

Unter diesen Sorgen breitete sich ihre Lehre immer weiter aus. Dreßden, Meissen und Leipzig nebst dem umliegenden Gebiete gehörte damals nicht zum Churfürstenthume

Sachsen, wie jetzt, sondern war dem Herzoge von Sachsen, Georg, unterworfen. Das war ein Herr, der zwar Religion und Tugend liebte, aber doch, wie wir schon oben gesehen haben, Luthern und seiner Lehre nicht gewogen war. Er hielt ihn für einen Ketzer oder falschen Lehrer, und wollte schlechterdings von seiner Reformation nichts wissen, ob er gleich wohl einsah, daß hier und da in der römischen Kirche Verbesserungen nöthig wären. Nur Luther schien ihm nicht der Mann zu sein, der Aenderungen vornehmen könnte. Verläumdungen persönliche Beleidigungen mochten wohl hiezu das meiste beigetragen haben. Unterdessen war doch fast der größte Theil seiner Unterthanen der Reformation geneigt, und das Licht der neuen Religionskenntniß, das Luther in dem benachbarten Churfürstenthume aufgesteckt hatte, hatte seine wohlthätigen Strahlen schon in das Meißnische geworfen. Der Herzog that zwar alles mögliche, um die Reformation und Luthers Lehren in seinen Ländern auszurotten. Selbst Strafen und andere harte Mittel wurden angewandt. Aber umsonst.

Keine Gewalt und keine Strafen sind vermögend, eine Lehre, die für wahr und gut erkannt wird, zu vertilgen. Je mehr Gewalt gebraucht wird, desto tiefer wurzelt sie in den Gemüthern ein. Die armen bedrängten Unterthanen, die um der Wahrheit willen litten, wandten sich an Luthern, und baten sich von ihm Trost und Beruhigung aus. Luther ermunterte sie zur Geduld und zu dem Ausdauern im Unglücke, welches allein einen wahren Christen bewährt. Ueberhaupt stand Luther in dem allgemeinen Rufe, daß er sehr gut trösten könnte. Und wer seine Briefe gelesen hat, kann ihm auch dieses Verdienst nicht absprechen. Aber ein Mann, der für sich Trost genug hat, kann ihn auch andern mittheilen. In diesem Zustand befand sich Herzog Georgens Land zwanzig Jahr lang, als er im Jahre 1539 starb und sein Nachfolger, Heinrich der Fromme, zur Regierung kam, der schon lange die evangelische Lehre angenommen hatte. Dieser Herr ließ nun der Reformation alle Freiheit, die jetzt um so weniger Schwierigkeiten fand, da schon das ganze Land fast

evangelisch gesinnt war. Luther predigte zu Leipzig und das mit solchem Erfolg, daß noch der übrige katholische Theil sich gar bald auf seine Seite neigte, und die Reformation förmlich eingeführt wurde.

Doch war dies nicht das einzige Land, das Luthers Lehre annahm. Ganze Königreiche, wie Schweden und Dännemark und viele andre Länder und Städte wurden durch die Reformation glücklich. Und es mußte in der That für Luthern bei seinen vielen Leiden und Gefahren nicht wenig Beruhigung sein, zu sehen, daß seine Arbeiten doch so vielen Nutzen stifteten. Viele edle und rechtschafne sehen keinen oder nur einen sehr geringen Erfolg ihrer rastlosen Anstrengungen. Vielen muß es bei der Vernichtung aller Früchte ihrer Bemühungen und bei dem Drange von Leiden und Verfolgungen schon gnügen, zu wissen, daß sie unschuldig und für Wahrheit und Tugend leiden. Wie viel hatte unser Luther vor diesen edlen voraus, die nur in ihrem Selbstgefühle Trost finden? —

# Funfzehntes Kapitel.

## Luthers übrige Lebensjahre bis zu seinem Tod 1546.

Jetzt hatte nun dieser groſse Mann sein Werk so ziemlich vollendet. Seine übrigen Lebensjahre sind zwar nicht so merkwürdig, als die vorigen. Jedoch fuhr er noch bis an seinen Tod, der ihm unter den beſtändigen Sorgen und Leiden recht wünschenswürdig wurde, unermüdet fort, die Lehre der Religion und der Wahrheit theils immer mehr auszubreiten, theils zu befeſtigen. Er wurde nie unthätig und müſsig. Sowohl schriftlich als mündlich belehrte er noch die, die seines Unterrichtes und seines Troſtes bedurften. Er suchte noch das fortzusetzen, woran er so viele Jahre lang gearbeitet hatte. Denn obgleich der Reichstag, der im Jahre 1541 zu Nürnberg gehalten wurde, eine Vereinigung der Evangelischen mit den Katholicken hoffen lieſs, so bot ihm doch die zu Trident im Jahr 1543 angeſtellte

allgemeine Kirchenversammlung neue Gelegenheit dar, wider die Misbräuche und Feindseligkeiten der römischen Kirche zu schreiben. Dies that er mit einem Feuer und einer Heftigkeit, die man um so weniger von einem alten dem Tode schon nahen Manne erwarten sollte, je mehr diese Schrift wider das Papstthum an Kraft seine frühern Schriften weit übertrift. Er wußte es im voraus, daß diese Versammlung nichts thun, als die evangelische Lehre verdammen und die alten päpstlichen Irrthümer bestätigen würde. Und seine Vermuthung traf ein. Denn weit gefehlt, daß dadurch beide Partheien einander näher gerückt wären, so wurde vielmehr die Erbitterung immer größer.

Das übelste dabei war, daß Luther selbst immer kränklicher und schwächer wurde. Und dies war kein Wunder, wenn man bedenkt, was er in seinem Leben für Arbeiten, Gefahren und Kränkungen ausgestanden hatte. Als er zu Wittenberg seine letzte Vorlesung hielt, schloß er sie mit den Worten: „Das ist nun „meine Arbeit! Gott gebe, daß andere nach

„mir es beſſer machen. Ich kann nicht mehr, „ich bin ſchwach. Bittet Gott für mich, daß „er mir ein gutes ſeliges Stündlein verleihe.“ Er ließ dazumal noch zum ſechſtenmale ſeine Ueberſetzung der Bibel drucken, und ſchrieb auch ſonſt noch viel, welches bei ſeinem kränklichen Geſundheitszuſtande zu bewundern war. Er hatte beinahe ein Auge verloren, und litt daran außerordentliche Schmerzen. „Ich al„ter, ſchrieb er dazumal an einen Freund, „abgelebter, müder, kalter und nun auch ein„äugiger Mann hofte nun ein wenig Ruhe zu „haben. Aber ich werde noch immer überhäuft „mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln. „Aber Chriſtus iſt mir alles in allem, der es „thun kann und auch thut. Er ſei gelobet in „Ewigkeit.“ In dieſen Umſtänden faßte er den Entſchluß, die wenige Zeit, die er noch zu leben glaubte, fern von allem Geräuſche und aller Störung in Ruhe auf einem Landgute zuzubringen, und nur noch in der ſtillen Einſamkeit entfernten Antheil an dem immer fortſchreitenden Werke der Reformation zu nehmen. Sein Miſsfallen an den beſtändigen

Streitigkeiten gab ihm dazu Veranlassung. Er wählte dazu das Gut Zöllsdorf nicht weit von Borna. Aber Wittenberg fühlte den Verlust dieses Mannes so sehr, daß sich die ganze Universität an den Churfürsten wandte, und ihn demüthigst bat, Luthern dahin zu bewegen, daß er sich entschließen möchte, wieder nach Wittenberg zurück zu kehren. Dieser Herr säumte nicht lange. Er schickte sogleich einige seiner Räthe zu ihm, und ließ ihn bitten, seinen Entschluß zu ändern. Er selbst erließ an ihn ein Schreiben, woraus man des Churfürsten Neigung und Liebe zu ihm hinlänglich ersehen kann. Dies bewog Luthern, wieder nach Wittenberg zu gehen. Doch blieb er daselbst nicht lange. Eine neue Arbeit gab ihm Gelegenheit, Wittenberg zu verlassen. Es waren unter den Grafen von Mannsfeld Streitigkeiten entstanden. Ein Theil von ihnen hatte die evangelische Lehre angenommen, der andere aber war katholisch geblieben. Nun geriethen beide Theile darüber in Uneinigkeit, wem die Bergwerke im Lande zufallen sollten. Man verlangte Luthers Vermittelung und guten

Rath. Er selbst entschloß sich daher, nach Eisleben zu reisen, und versuchte umsonst die Streitigkeiten zu schlichten. Schon auf der Reise dahin wandelte ihn eine Krankheit an, von der er sich aber doch so erholte, daß er daselbst viermal predigen konnte. Er war auch sonst noch munter und nützte vielen durch seinen Unterricht. Doch fühlte er sich immer schwach, so daß er sagte: „wenn ich die Grafen von „Mannsfeld werde vereinigt haben, so will ich „heim ziehen und mich in meinen Sarg legen, „und den Würmern meinen Leib zu essen ge„ben.“ Aber am 17. Febr. nahm seine Mattigkeit merklich zu. Er mußte sich zur Ruhe legen, sprach noch viel vom Tode und von der frohen Zukunft, wo wir uns alle in der Versammlung der Beglückten wiederfinden und wieder erkennen würden, schloß mit den Worten: „ich bin hier zu Eisleben getauft. Wie? „wenn ich hier bleiben sollte?“ Er trat hernach an das ofne Fenster, wie er allemal beim Aufstehen und Schlafenlegen zu thun pflegte, und betete unter andern: „Herr Gott, „ich rufe dich im Namen deines Sohnes an,

„den ich gepredigt habe, du wollest jetzt noch „meine Bitte erhören und mein Vaterland bei „der Religion und dem rechten Bekenntniße „deines Wortes erhalten.“ Nach verrichtetem Gebet fieng er heftiger an zu klagen, daß es ihm so bange auf der Brust werde. Der Graf Albrecht von Mannsfeld, die Gräfin und viele andere Vornehme eilten herbei, und versuchten alle Mittel, ihm seine Schmerzen zu erleichtern. Er gab hierauf allen Umstehenden die Hand, nahm gute Nacht, und sprach: „Herr, „in deine Hände befehle ich meinen Geist — „Freunde, betet zu Gott für sein Evangelium, „daß es ihm wohl gehe, denn der leidige „Papst zürnet hart mit ihm.“ Er schlief hierauf einige Zeit sanft und ruhig, aber nicht lange. Beim Erwachen wurden die Brustschmerzen heftiger. Man rieb ihn mit warmen Tüchern, und brauchte alle mögliche Arzneimittel, von denen man sich nur Hülfe versprechen konnte. Allein vergeblich! Er richtete sich noch einmal in die Höhe mit den Worten: „ich fahre dahin: Aber wir haben einen Gott, „der da hilft, und einen Herrn Herrn, der

„vom Tode errettet.“ Sodann beg er ſich wieder zurück, ſchloß die Augen und antwortete nicht mehr. Als aber einer der Umſtehenden ihn noch fragte: „Ehrwürdiger Vater, „wollt ihr auf die Lehre ſterben, die ihr gepre„digt habt, ſo ſprach er noch, gleichſam als ob ihm die Frage neue Lebenskraft gegeben hätte, laut und vernehmlich: „Ja! ja!“ Dies war aber das letzte Wort, das ſein Mund ausſprach. Seine Wangen wurden bleich, ſeine Hände und Füße erkalteten, ſchwer gieng ſein Athmen und — zu dem Gott flog ſein Geiſt auf, dem er hier ſo treu gedient hatte. Es war in der Nacht früh nach 2 Uhr am 18. Februar, als er verſchied. Alle Umſtehenden weinten und wehklagten. Und wer wird nicht gern bei der zuſammengefallnen Hülle, die einen guten und großen Geiſt umgab, eine Thräne fallen laſſen? — Man eilte ſogleich, dem Churfürſten von Luthers Tode Nachricht zu geben. Dieſer Herr trauerte ungemein um den Verluſt dieſes Mannes. Der Schmerz preßte ihm [illegible] Worte aus: „ich „wünſchte, daß die Grafen zu Mannsfeld den

„alten ausgearbeiteten Mann mit ihren be„schwerlichen Händeln hätten unverworren ge„lassen!“ Die Grafen zu Mannsfeld wollten ihn gern an seinem Geburtsort zu Eisleben begraben lassen. Allein der Churfürst befahl, daß man seinen Leichnam nach Wittenberg bringen sollte, welches auch geschah. Er gab zugleich der Universität Wittenberg die nöthigen Befehle, ihn gehörig zu empfangen und zu beerdigen. Man kann wohl sagen, daß nicht leicht jemand mit so allgemeiner Trauer und mit so tief gefühltem Antheile ist beerdiget worden. Da die Leiche von Eisleben nach Wittenberg gebracht wurde, giengen ganze Städte und Dörfer ihr entgegen, um dem Manne noch für seine unvergeßlichen Verdienste zu danken und das letzte Lebewohl in die Ewigkeit mitzugeben. Mit allen Glocken wurde geläutet, in allen Kirchen gebetet und geprediget, und die Universität Wittenberg selbst that alles, was noch seinen Tod ehren konnte, und begrub ihn in die Schloßkirche zu Wittenberg. „Damit nun, schreibt der Churfürst an die „Universität, sein Begräbniß ehrlich bestattet

„werde, so sind wir bedacht, sein Epitaphium „in einen Messing, als ein Blech über das „Grab, mit einer Umschrift, und ein Messing, „darin das Epitaphium gegossen sein soll, in „die Mauern gießen zu lassen.“ Ich führe dies als einen Beweis an, wie sehr der Churfürst Luthern schätzte und ehrte. Jeder kann noch dies Denkmal Luthers in der Schloßkirche zu Wittenberg betrachten, und sich dabei des großen Mannes erinnern.

Seine hinterlaßne Frau lebte noch bis zum Jahr 1552 und mußte von der Unterstützung anderer leben, da ihr Luther wenig hinterlassen hatte. Ein Umstand, der hinreichend ist, um dem Vorwurfe einiger seiner Feinde zu begegnen, als habe er sich durch die Reformation bereichern wollen. Er hinterließ vier Kinder, nachdem ihm zwei Töchter vorher schon gestorben waren. Von diesen vier hinterlassenen Kindern wurde eine Tochter, Margaretha, an einen preußischen Rath George von Kunheim verheyrathet; der älteste Sohn, Johannes, studierte die Rechte und starb zu Königsberg im Jahr 1575; der zweite

Sohn, Martin, ergab sich zwar der Theologie, starb aber 1565 zu Wittenberg ohne ein öffentliches Amt bekleidet zu haben; der dritte, Paul, pflanzte allein seine Familie fort, und wurde ein berühmter Arzneigelehrter, so daß er bei dem Churfürsten von Sachsen die Stelle eines Leibarztes erhielt. Er gieng 1593 aus der Welt. Einer seiner letzten männlichen Nachkommen war Martin Gottlob Luther, der als Advokat 1759 in Dreßden verstorben ist.

---

## Sechzehndtes Kapitel.

### Was wir eigentlich Luthern zu verdanken haben.

So war nun dieser Mann, noch im Tode groß und kraftvoll, aus der Welt gegangen, nachdem er eine Veränderung in der Religion gestiftet hatte, die seit den Zeiten Christi die merkwürdigste und größte ist. Sanft ruhe seine Asche! Uns ist sie wenigstens unvergeßlich, und soll nie unserm Andenken entrissen werden. Er war ein guter und großer Mann.

Er war ein Wohlthäter der Menschheit. Es ist Zeit, nun von dem zu reden, was Luther uns eigentlich erworben und verschaft hat. Und viele von meinen Lesern werden zwar Luthers Namen, aber nicht seine Verdienste kennen, wenigstens sie nicht in ihrem ganzen Umfange zu schätzen wissen. Was hat nun Luther eigentlich gethan? Er reinigte die Kenntnis von Gott und der Religion; verbesserte den äußerlichen Gottesdienst; setzte die Tugend in ihre wahre Würde ein; verschafte den Obrigkeiten ihre Rechte und jedem Menschen die christliche Freiheit wieder; eröfnete der Literatur und wahren Aufklärung eine freiere Laufbahn; und wurde Beförderer der Industrie und bürgerlichen Wohlfarth. Dies sind die hauptsächlichsten sechs Punkte, um welche sich Luther unsterbliche Verdienste erworben hat. — Als Luther seine Laufbahn begonnen hatte und zu lehren anfieng, war die Religion mit unglaublichen Irrthümern und falschen

Lehren angefüllt. Es war nicht mehr die Religion, wie sie Jesus und seine Schüler gelehrt hatten. Man hatte ganze Lehren daraus verbannt, und neue an ihre Stelle gesetzt. Man hatte Lehren untergeschoben, wozu die Bibel nicht die geringste Veranlassung giebt. Die heilige Schrift wurde nicht gelesen, sie war ganz unbekannt und verachtet. Die Geistlichen verbreiteten geflissentlich Unwissenheit und abergläubische Meinungen, weil sie davon nicht geringen Genuß hatten. Sie hatten zum Theil die verderbliche Meinung, Aufklärung der niedern Volksklasse und Verbreitung besserer Einsichten stehe im Widerspruche mit ihrem eigenen Privatnutzen. Dieser Unwissenheit, diesem Aberglauben und Irrthümern trat nun Luther, einem Helden ähnlich, muthig entgegen. Was er für falsch erkannte, das warf er weg. Den Schutthaufen von Irrthümern schaffte er aus dem Wege. Sein Führer dabei war die heilige Schrift. Nichts, was sie nicht enthielt, wollte er gelten lassen. Er hielt sich nur an das, was er in der Bibel zu finden glaubte. Um nun alle diese Irrthümer aufzu-

decken, und zu bestreiten, die damals allgemein herrschend waren, verwies er jeden auf dieses Buch, mit der standhaften-Erklärung, daß er schlechterdings keinen Richter weiter anerkenne, als sie. Alle Lehrer der Kirche und Päpste könnten geirrt haben und hätten auch wirklich geirrt, nur sie allein sei die Quelle, aus der man Belehrung und Unterricht schöpfen könne. Vielleicht hat niemand so viel Hochachtung und Ehrfurcht für die heilige Schrift gehabt, als er. Wenigstens hat sie niemand häufiger empfohlen und sich öfteret auf sie berufen. So wie er denn auch bei jener kläglichen Verfassung, in der man sich damals befand, nichts für so nöthig hielt, als den Leuten die Bibel in einer deutschen Uebersetzung in die Hände zu geben, wodurch sie selbst von ihrer Unwissenheit und Aberglauben zurückgeführt werden sollten.

Der äußerliche Gottesdienst ist ein vorzügliches Mittel, sich Belehrung und Unterricht zu verschaffen. Und auch hierauf verwandte Luther alle Sorge. Er verbannte daher aus den Kirchen den Gebrauch der la-

teinischen Sprache, die den gemeinen Leuten unverständlich ist, und also keinen Nutzen schaft. Die lateinischen Gebete und Lieder mußten aus denselben weichen, und deutsche traten an ihre Stelle. Die Predigten waren weder lehrreich noch erbaulich. Man brachte auf die Kanzeln unnütze Sachen, wovon das Volk nichts verstand, oder wenigstens keinen Nutzen für Verstand und Herz ziehen konnte. Das ganze Predigen bestand darin, daß man eine Menge von Fabeln und abgeschmackten Mährchen erzählte. Kurz es wurde nicht Religion und Bibel gelehrt und konnte nicht gelehrt werden, weil die Prediger selbst nichts davon verstanden. Sie hatten keine Bibel, vielweniger sie so studiert, um andere daraus belehren zu können. Luther sah dies zu seinem großen Misfallen und führte eine andere Art zu predigen ein, wodurch richtige Kenntnis von Gott und Jesu, Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit, Geduld im Leiden und Beruhigung bei allen Zufällen des Lebens verbreitet wird, mit einem Wort, wodurch Nutzen und Erbauung geschaft wird. Er selbst

predigte oft und herzlich, ganz ohne Kunst, aber mit desto mehr Nachdruck, und so, wie es auf die Gemüther der Menschen Eindruck macht. Und wenn man weiß, wie viel Religionslehrer durch eine solche Art zu predigen gutes schaffen können, so wird man schon dies für ein großes Verdienst halten, das er sich um den öffentlichen Gottesdienst erwarb. Aber er that noch mehr. Er schafte auch viele kirchliche Gebräuche ab, denen das Volk ein verdienstliches Ansehen zuschrieb. Die abergläubischen Ceremonien und Spielereien in der Kirche, wodurch das Gemüth von dem ernsten Nachdenken über Gott und die Religion abgezogen und auf andere Dinge hingeleitet wird, wurden alle abgeschaft. Und nur die unschädlichsten behielt er bei, weil er es nicht für rathsam hielt, dem Volke auf einmal alles zu nehmen, woran es nun doch einmal gewöhnt war. Er, als ein Kenner des menschlichen Herzens, wußte zu gut, wie sehr der Mensch vom Sinnlichen abhängt und wie oft das Sinnliche ein Mittel sein kann, auf das Höhere hinzuleiten. Der Gesang ist ferner vorzüglich

geschickt, Menschen gefühlvoller und weicher zu machen, und ein herzerhebendes kraftvolles Lied giebt dem Herzen neue Kraft, giebt ihm eine ganz andere Stimmung. An guten Liedern fehlte es damals. Er verfertigte selbst einige, die noch immer in unsern alten Gesangbüchern die besten sind. Sie sind ganz in dem Eifer und der Liebe zu Gott und der Religion geschrieben, die ihn so ganz beseelte. Und schon durch dies alles hatte er für die Ausbreitung der Tugend gesorgt.

Doch that er dies insbesondere dadurch, daß er lehrte, Tugend bestehe nicht in Beobachtung äußerlicher Gebräuche, sondern in wahrer Reinigkeit des Herzens und Unschuld des Lebens. Die ganze Tugend bestand damals blos darinne, daß man den Geistlichen gewisse Abgaben entrichtete, fleißig in der Kirche für sich beten ließ, dann und wann selbst ein Gebet ohne Zustimmung des Herzens herplapperte, sich fleißig die Sünden vergeben ließ und alles das beobachtete, was zum äußerlichen Gottesdienst gehörte. Man ist ungewiß, ob man die armen Menschen mehr be-

dauern soll, welche zu diesem Glauben überredet wurden, oder die mehr verabscheuen, welche sie absichtlich so schrecklich irre führten. Denn das sieht wohl jeder ohne mein Erinnern ein, daß die Beobachtung dieser Dinge eben so wenig die wahre Natur der Tugend in sich begreift, als sie den Beifall des höchsten Wesens verschaffen kann. Die Fehler wirklich zu lassen, sein Herz von allen bösen Bestrebungen zu reinigen, Gutes thun, alle die Gesetze beobachten, die der Schöpfer uns vorschrieb, Jesum nachahmen, Menschen lieben und seiner Bestimmung gemäß leben — von dem allen wußten die armen Menschen nichts, wenigstens nicht das geringe Volk. In diesem unbeschreiblichen Elende lebte man größtentheils damals. Jetzt kam Luther und behauptete, daß die Hauptsache ächter lebendiger Glaube sei, und daß es bei der Frömmigkeit auf ein durch höhern Beistand geändertes Herz ankomme. Ohne Besserung, sagte er, hätten alle äußerliche Uebungen und Zeichen der Andacht keinen Werth, und bei bloßer Beobachtung kirchlicher Gebräuche könne man sich Gottes Beifall ohn-

möglich verſprechen. Er führte alſo gleichſam die Tugend wieder unter das Volk, da es vorher nur Ceremonien und unnütze Forderungen der Geiſtlichen beobachten zu müſſen glaubte, um tugendhaft und gottgefällig zu ſein. In ſeinen beiden Catechismen ſtellte er zuerſt die Lebenspflichten in einer bündigen Kürze unter dem Volke auf, damit der gemeine Hauſe nun wiſſen könnte, was zur Führung eines guten Lebens erforderlich ſei. Weit entfernt, eine Mönchstugend zu begünſtigen, die in Ertödtung und Peinigung körperlicher Glieder und in Entſagung aller unſchädlichen Freuden ein Verdienſt ſucht — mißbilligte er vielmehr alle mürriſche Laune und alle ſtolze Verachtung der durch die ganze Schöpfung verbreiteten Einladungen zu einem vernünftigen Genuſſe. Man könne, lehrte er, ein guter Chriſt und ein tugendhafter Menſch ſein und doch Lebensfreuden zur Sammlung neuer Kräfte und zur Erweckung froher Dankgefühle gegen den Schöpfer mäßig genießen. Nur müſſe das letzte ſchuldlos und ſo geſchehen, daß dem Körper keine Herrſchaft über den

edlern Theil des Menschen eingeräumt werde.

So wie Luther der wahren Tugend wieder aufhalf, so schenkte er auch den Fürsten und Obrigkeiten ihre Rechte und allen Menschen ihre Freiheit wieder. Zu seiner Zeit hatten die Fürsten in ihren Ländern sehr wenig zu gebieten. Sie hiengen von den Befehlen der Geistlichkeit ab und waren gleichsam Unterthanen von einem Theile ihrer Unterthanen. Wenn es dem Papst gefiel, so konnte er Fürsten sogar vom Throne stoßen. Und man hat Beispiele in der Geschichte, daß deutsche Kaiser dem Papst zu Fuße fielen, und ihn um Gnade flehen mußten. Die Geistlichen überhaupt waren ihren Fürsten gar nicht unterwürfig. Und, wenn der Fürst ihnen nicht in allen Stücken zu Willen war, und sie nicht recht mit Einkünften und sonstigen Beiträgen bereicherte, so machten sie das Volk aufrührisch, und beredeten dasselbe, es dürfe nicht mehr seinem Herrn gehorchen, weil er kein guter Christ sei und die Kirche nicht liebe und ehre. Die Religion mußte immer den Vorwand zu allem hergeben,

was sie unternahmen. Die Geistlichkeit hatte sich nicht nur alle Herrschaft in kirchlichen Angelegenheiten angemaßt, sondern auch sogar sich in Dinge gemischt, die ihr, auch nicht entfernter Weise, etwas angiengen, und schmälerte dadurch die Rechte der Fürsten. Statt der letztern gab sie Gesetze, legte sie Strafen auf. Die Hälfte eines Landes gehörte gewöhnlich der Geistlichkeit zu, ohne die geringsten Abgaben zu geben und zu den Bedürfnissen des Staats etwas beizutragen. Es war unbeschreiblich, wie viel Besitzungen und Reichthümer sie an sich gerissen hatten. Sie mästeten sich, um so zu reden, mit dem Fette des armen Volkes. Die Fürsten mußten es sich gefallen lassen, wenn sie Schatzungen ausschrieb, und unermeßliches Geld nach Rom zog, so daß ihre Länder verarmten. Sich ihnen widersetzen, war deswegen nicht wohl thunlich, weil sie sonst Gefahr laufen mußten, Land und Leute zu verlieren. Es kostete der Geistlichkeit wenig Mühe, so sprach sie das Volk von dem versprochenen Gehorsam gegen den Fürsten los, und dies zwar im Namen

der allerheilichſten Religion, auf welche Art es denn bald geſchah, daß der Fürſt vom Throne geſtoßen und verjagt wurde. So fand dies damals Luther. Aber er verſuchte auch, dieſe Gewalt der Geiſtlichkeit, wovon er doch gleichwohl ſelbſt ein Mitglied war, zu zertrümmern. Er riß auf einmal alle Stützen derſelben um, indem er ſich auf die Bibel berief. Freilich es gehörte ein Muth dazu, den kleine Seelen nicht haben und nicht haben können. Aber den Muth hatte er. Er zeigte aus der heiligen Schrift, welche Gewalt ſie den Obrigkeiten zugeſteht, und wie ſie ihr von der Geiſtlichkeit ſchlechterdings nicht entriſſen werden dürfte. Er führte die Geiſtlichen auf ihre Beſtimmung zurück, die darin beſteht, daß ſie lehren, tröſten und beruhigen, aber nicht herrſchen und befehlen ſollen. Von der andern Seite machte er es den Unterthanen zur Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, und gab ſelbſt davon das belehrendſte Beiſpiel. Auf die Herrſchaft der Geiſtlichkeit ſtürmte er ſo lange los, bis ſie nach und nach in ihre Grenzen zurückgewieſen worden iſt. Denn

damals hatten nur einige Obrigkeiten den Muth, von ihren Rechten nach Luthers Anleitung Gebrauch zu machen. Andere, die bei der katholischen Kirche blieben, waren entweder zu gewissenhaft oder zu furchtsam, dieses zu thun. Zu gewissenhaft, denn die Geistlichkeit beredete sie, daß wer sich gegen sie auflehnte, der Religion selbst zu nahe träte; und zu furchtsam, denn es war nichts geringes, sie anzugreifen. Aber in neuern Zeiten haben selbst katholische Obrigkeiten dieses Joch abgeworfen und sind zu dem Besitz ihrer Rechte zurückgekehrt. Eine Frucht, die sie der Reformation zu verdanken haben! Luthers Bekenntnis ist wahr und gewiß, daß er das weltliche Regiment oder Obrigkeit erleuchtet und gezieret, das heißt, den Obrigkeiten ihre vorigen Rechte wieder gegeben habe. Herrschten aber damals die Geistlichen über die Obrigkeiten, so herrschten sie noch weit mehr über das arme Volk. Was sie sagten und befohlen, das mußte geschehen. Der geringste Verdacht, ihren Befehlen widersprochen zu haben, machte die Menschen unglücklich.

Sie herrschten schon dadurch über die Gemüther, daß jeder Mensch ihnen jedes einzelne Laster namentlich beichten mußte, wenn er Vergebung dafür erlangen wollte. Hierdurch erfuhren sie alles, was vorgieng und geschah, und konnten ihre Maaßregeln darnach nehmen. Es wurde mancher heimlich aus der Welt geschaft, der nur ein Wort sich gegen sie hatte verlauten lassen. Wer eine Lehre vorbrachte, die zwar in der Bibel enthalten war, aber nicht mit ihren Grundsätzen und ihren Vortheilen übereinstimmte, der wurde wie der gröbste Missethäter bestraft, dahingegen der gröbste Verbrecher frei von Strafen war, wenn er nur ihnen schmeichelte, sich als Werkzeug von ihnen brauchen ließ, oder ihnen Geld genug gab. Jeder mußte glauben, was ihm gesagt wurde. Und wem nur ein Zweifel an dem, was sie sagten, anwandelte, der wurde aus der Kirche gestoßen und verbannt. Da war an kein Prüfen, kein Untersuchen und Nachforschen zu denken, ob das auch wahr sei, was man glauben sollte. Unter diesem Joche, in dieser Sclaverei hatten Jahrhunderte vor Luthern

geseufzt, und würden ohne ihn vielleicht noch lange geseufzt haben. Luther trat auf und bot diesem Beginnen Trotz. Und Gotes allmächtige Hand brauchte ihn als Werkzeug, diese schändlichen Greuel, diese abscheuliche Tyrannei zu zerstören. Man kann hier die Vorsehung und Gottes wirksame Unterstützung nicht verkennen, wenn man überlegt, mit wie viel tobenden Feinden er es zu thun und mit wie vielen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte. Luther zeigte, was man längst hatte vergessen müssen, daß jeder Mensch in Religionssachen frei denken und glauben dürfe, wenn Religion und Tugend bestehen solle; daß man dem Gewissen der Menschen nicht Dinge zu glauben aufbürden müsse, die es nicht untersuchen dürfe. Jeder Mensch habe das Recht, das was ihm gelehrt und in der Religion vorgetragen werde, zu prüfen, und nach dieser Prüfung seinen Glauben einzurichten. So wie man bei jeder Sache auf Grund und Ursachen sehen müsse, so sei dies auch bei der Religion nöthig. Nichts dürfe und müsse geglaubt werden, als was in der heiligen Schrift seinen

Grund habe, und wenn Lehrer und Geistliche etwas geglaubt wissen wollten, so habe jeder das Recht, zu fragen, ob es mit der Bibel übereinstimme oder nicht. Das versteht er unter der christlichen Freiheit, von der er so oft und nachdrücklich spricht. Diese Freiheit des Gewissens, diese Erlaubnis, zu prüfen und nachzudenken, verschafte er uns. Und hätte Luther weiter nichts gethan, als uns dieses kostbarste Gut der Menschen, dieses eigenthümliche Recht jedes Vernünftigen verschaft, so wären schon darum seine Verdienste um uns groß und ungemein wohlthätig.

Ist dies einleuchtend, so ist es das folgende nicht minder. Er eröfnete der Literatur und wahren Aufklärung eine freiere Laufbahn. Als großer vielumfassender Geist, mit dem glücklichsten Gedächtnisse und einer schnellen Urtheilskraft begabt, benutzte er nicht nur selbst die Bruchstücke der damals wieder auflebenden alten griechischen und römischen Literatur zur gründlichen Auslegung der Bibel, sondern gab auch in einem Zeitalter, wo man wenig zu unter-

ſuchen und zu forſchen geneigt war, den beſten Köpfen ſeines Jahrhunderts einen Schwung, den ſie ohne ihn nie erhalten hätten. Wenn nach ihm Männer auftraten, die ihre glücklichen Ideen immer weiter ausbreiteten, wenn nach ihm Rechtsgelehrte, Aerzte, Naturforſcher, Geſchichtſchreiber und andere Gelehrte die Gründe ihrer Wiſſenſchaft immer tiefer ſuchten und aus den gefundenen Wahrheiten gar keinen Hehl machten — ſo war es Luther, auf deſſen Schultern ſie traten. Er hatte zuerſt das Joch der Furcht vor menſchlichen Anſehen abgeſchüttelt und er war glücklich geweſen. Vor ihm ſahe jeder Wahrheitslehrer nur den Scheiterhaufen als den Lohn für bekämpfte Irrthümer. Nach ihm war es leichter, auf dem Wege zu gehen, wo einer ſchon glücklich gegangen war. Selbſt in katholiſchen Ländern verdankte man ihm von der Zeit an eine gröſsere Erleichterung des päpſtlichen Drucks, der nun, gewarnt durch ſo redende Beiſpiele, ein viel milderes Anſehen gewann und es ſich gefallen laſſen mußte, der menſchlichen Vernunft von Zeit zu Zeit immer mehr Rechte

einzuräumen. Hierzu kam, daß Luther nicht eigentlich Volksschriftsteller war und in der großen Kunst, sich zur Fassungskraft des niedrigen Haufens herabzulassen, in der damaligen Zeit keinen größern Meister über sich hatte. Daß das Volk wenigstens lesen lernte, daß Schulen eingerichtet wurden, worin es einige wenn auch dürftige Kenntnis erhielt, daß wenigstens eine Morgendämmerung die damalige dicke Nacht vertrieb — war unsers Luthers Werk.

Dürfen wir es endlich übersehen, daß die Reformation eine Beförderin der Industrie und der bürgerlichen Wohlfarth war? Denn konnte etwas der letztern nachtheiliger sein, konnte etwas die menschliche Thätigkeit und Bürgerfleiß mehr einzwängen und hindern, als das bisherige müßige Mönchsleben, wodurch so viele tausende nicht nur dem Hände zur Arbeit bedürfenden Staate entzogen waren, sondern auch die Erzeugnisse der andern verzehrten? Wo man die Kirchenverbesserung annahm, da wurden die überflüßigen Feiertage, die Zeit und

Geldkoſtenden Wallfahrten, und andere den Geiſt des Müßiggangs unterhaltende Gebräuche abgeſchaft, da wurde Volksthätigkeit erhöhet und verdoppelt, da wurde kein Geld mehr für Ablaß in fremde Länder geſchickt, da kam neues Leben und neuer Wohlſtand in alle Gewerbe. Und ſelbſt katholiſche Länder ſahen ſich genöthiget, der Betriebſamkeit der Proteſtanten nach und nach zu folgen, um hinter dieſen nicht zu weit zurück zu bleiben.

Noch in anderer Rückſicht machte ſich Luther um die Menſchheit verdient. Aber das ſind doch die wichtigſten Punkte, worin er für uns wohlthätig wurde. Wie groß war außerdem noch ſein Verdienſt um unſere deutſche Sprache, die er aus ihrer Barbarei erhob, und durch ſeine Bibelüberſetzung zuerſt bildete und veredelte? — Ich habe mich zwar etwas lange bei Luthers Verdienſten aufgehalten. Es war aber doch nöthig zu wiſſen, was wir eigentlich dieſem Manne zu verdanken haben, der eine ſo große und wichtige Veränderung geſtiftet hat.

## Siebzehndtes Kapitel.

### Luthers Charakter und häusliche Umstände.

Schon aus dem allen kann man auf Luthers Charakter und Herz einen Schluß machen. Göttlicher Muth, kühne Entschlossenheit, lebendiges Vertrauen auf Gott, kraftvoller Eifer für das Gute und Wahre, Erhabenheit über alle Verfolgung und über allen Haß der Menschen — dies alles blickt aus jeder seiner Handlungen hervor. Er hatte kaum die Augen auf alle Misbräuche und Irrthümer hingeworfen, und kaum den Umfang alles dessen übersehen, was für ihn zu thun war, so wagte er es auch schon, den Anfang damit zu machen. Er trotzte jeder Gefahr, kehrte sich an keines Menschen Ansehen, besiegte alle Hindernisse, blieb standhaft in der Ausführung seines Vorhabens und vollendete das, was er angefangen hatte. Man kann das Feuer seines Geistes, und seinen über die meisten damals herrschenden Irrthümer sich emporarbeitenden Verstand nicht

genug bewundern. Es war in der That nicht wenig, die Irrthümer und Fehler die damals herrschend waren, auf einmal einzusehen und zu überblicken. Aber noch mehr war es, so klug die Mittel zu wählen, um diesen allen entgegen zu arbeiten. Und das größte und gefahrvollste war es, bei diesen Mitteln so standhaft zu verbleiben, bis der Zweck erlangt war. Es ist wahr, seine Hitze wurde oft Ungestüm und Toben, und in seinen Schriften finden sich oft starke Ausdrücke. Allein zu geschweigen, daß in den damaligen Zeiten der Ton, zu sprechen und zu schreiben, eben nicht der feinste war, so urtheilen vielleicht auch die nicht ganz unrecht, welche Luthers Heftigkeit für unentbehrlich zum Werke der Reformation erklären. Und er gesteht es selbst, daß es ihm ungemein viel Mühe gekostet habe, sein hitziges Temperament zu mäßigen. Schon oben habe ich einen Brief dieses Mannes eingerückt, woraus erhellet, wie sehr er es selbst einsahe, daß er in seinen harten und scharfen Ausdrücken, deren er sich gegen seine Feinde bediente, bisweilen zu weit gieng, und dadurch

vielleicht zu deſto mehr Erbitterung Anlaß gab. Aber niemand, der ein ähnliches thun wollte, darf ſich auf ſein Beiſpiel berufen. Luther ſtritt für Gott und die Religion, und mußte eben darum die damals herrſchenden Laſter und Fehler mit harten Worten aufdecken, damit das Volk einſehen möchte, daß es irre geführt werde. „Ich muß, ſagte er, die Klötzer und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen und zuerſt Bahne machen und zurichten.“ Und wenn alſo ſeine Heftigkeit gegen die Feinde der Religion ein Fehler war, ſo war ſie doch, wie der Erfolg lehrte, gewiſſermaßen nützlich und nothwendig. Und wurde nicht dieſer Fehler von tauſend andern Tugenden und treflichen Eigenſchaften aufgewogen? So hitzig aber auch Luther war, ſo konnte doch niemand leichter verſöhnet werden, als er. Rachſucht war ihm ganz fremde. Davon nur einen Beweis! Ein gewiſſer Carlſtadt, ein höchſtunruhiger, aufbrauſender Kopf, deſſen wir ſchon oben gedacht haben, hatte nicht nur die öffentliche Ruhe auf mancherlei Art geſtört, ondern ſich auch noch inbeſondere an Luthern

oft vergangen, bis er endlich auf Befehl des Churfürsten aus dem Lande verwiesen wurde. Hierdurch in manche Verlegenheit gesetzt, schrieb er wieder an Luthern, er möchte ihm doch die Erlaubnis, wieder zurückkehren zu dürfen, bei dem Churfürsten auswirken. Niemand war, der vorigen Beleidigungen ohngeachtet, dazu bereitwilliger, als Luther. Denn dessen Fürbitte allein hatte er seine erhaltene Begnadigung zu danken, so unwürdig er sich auch derselben nachher machte.

Von Luthers Geduld und Standhaftigkeit habe ich schon gesprochen; Tugenden, die nicht in jedem Kopfe und jedem Herzen angetroffen werden. Und er besaß sie in einem vorzüglichen Grade. Gott und die von ihm gepredigte Wahrheit gieng ihm über alles. Diesem opferte er alles auf. Geld, Reichthum und Vergnügen achtete er wenig. Daher seine Feinde, die ihn durch diese Dinge von seiner Beharrlichkeit abwendig machen wollten, über seine Gleichgültigkeit gegen irdische Besitzungen und Reichthümer oft genug sollen geklagt haben. Wahrlich ein großer Lobspruch aus dem

Munde seiner Feinde, die gewiß nichts zu seinen Vortheile sagen werden. Und es war auch wahr. Alle Versuche, ihn zum Wiederrufe zu vermögen, mislangen. Er selbst strebte nie nach Geld und Reichthum. Seine geringe Besoldung war immer nicht hinlänglich, seinen Hang zur Wohlthätigkeit ganz zu befriedigen. „Ich bitte euch, so schreibt er an einen churfürstlichen Rath, daß ihr nicht nur ein Werk „der Barmherzigkeit an den armen entflohenen „Nonnen thut, sondern auch für mich bei euren reichen Hofleuten etwas Geld bettelt, „daß ich dieselben etwa acht oder vierzehn „Tage erhalten kann, bis ich sie ihren Anverwandten überliefern kann. Denn meine „Mönche werden so fett von dem Reichthum „des göttlichen Worts, daß ich neulich für „meine Person für einen armen Bürger nicht „zehn Gülden konnte geliehen bekommen. Ich „für meine Person habe neun alte Schock jährlich. Außer diesen bekomme ich nicht einen „Heller aus der Stadt nebst meinen Brüdern. „Aber ich fordere auch nichts von ihnen, daß „ich Pauli Ruhm nachahme, andere Kirchen

„nicht beraube, und meinen Corinthern um„sonſt diene.“ Ein andermal empfiehlt er demſelben einen armen vertrieben Edelmann, der ſehr verfolgt würde: „Er iſt werth, „ſchreibt er, daß wir ihn in ſeinem Elende „tragen und helfen. Ihr wiſſet mein Ver„mögen, daß ich nicht im Stande bin, ihn zu „erhalten, als der ich ſelbſt von Fremden lebe. „Es wird uns ſchwer, ihn allein zu erhalten, „noch ſchwerer aber, ihn zu verlaſſen. Wie„wohl wenn ihr nichts für ihn erlanget, ſo „wird Chriſtus den Seinen anders woher „helfen.“ Er ſah bei aller ſeiner Arbeit auf keinen Lohn. Die Buchführer boten ihm für ſeine Bücher, die er jährlich ſchriebe, vierhundert Thaler an, welche ſie aus dem Verkauf derſelben löſen würden. Allein er ſchlug es ab, mit den Worten: „Meine Gaben will „ich nicht verkaufen. Ich habe genug, Gott „Lob! Ich wollte ſonſt gegen Bezahlung „meine Vorleſungen halten. Aber da mir „Gott zuvor kam, und mir der Churfürſt „eine kleine Zulage gegeben hat, habe ich „mein Lebelang kein Exemplar verkauft, noch

„für Geld gelesen. Will auch, wills Gott, „den Namen ins Grab nehmen.“ Von seiner Uebersetzung der Bibel sagt er: „Das kann „ich mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich „meine höchste Treue und Fleiß darinnen er„zeuget, und nie keinen falschen Gedanken ge„habt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür „genommen, noch gesucht, noch damit gewon„nen. So habe ich auch meine Ehre nicht darin„nen gemeint, das weiß Gott, mein Herr! son„dern habe es zu Liebe gethan den lieben Chri„sten und zu Ehren einem, der droben sitzt, der „mir alle Stunden so viel Gutes thut, daß, „wenn ich tausendmal so viel verdollmetschet, „dennoch nicht eine Stunde verdient hätte zu „leben, oder ein gesund Auge zu haben. Es „ist alles seine Gnade und Barmherzigkeit, „was ich bin und habe. Darum soll es auch „alles ihm zu Ehren dienen mit Freuden und „von Herzen. Wenn ich mir es nicht ließe „von Herzen sauer werden, um des Mannes „willen, der für mich gestorben ist, so sollte „mir die Welt nicht können Geldes genug ge„ben, daß ich ein Buch schreiben oder etwas

„in der Bibel verdollmetschen sollte. Ich will „von der Welt meine Arbeit nicht belohnt ha„ben. Sie ist zu gering und arm dazu. Ich „habe noch nie meinen Herrn in Sachsen um „einen Pfennig gebeten, weil ich bin hier ge„wesen.“

Das Vorhergesagte überhebt mich der Mühe, von seiner Arbeitsamkeit viel zu sprechen. Seine Arbeitsamkeit war unbeschreiblich groß. Er ließ keine Zeit vorbei, die er nicht zu etwas guten anwendete. Von Früh bis auf den Abend war er beschäftigt. Daher nahm er ungern die vielen Einladungen seiner Gönner und Freunde an, weil sie ihm so viel Zeit raubten, die er nützlicher und zweckmäßiger anwenden könnte. „Ich verderbe viel Zeit, „schreibt er, mit dem zu Gaste gehen. Ich „weiß nicht, welcher Satan dieses anstellt. „Abschlagen kann ichs nicht wohl, gleichwohl „thut mir es großen Schaden.“ Es ist zu verwundern, wie er bei seiner schwächlichen Gesundheit so viel thun konnte, und doch immer den Muth behielt, den man sonst bei Krankheiten zu verlieren pfleget. Er hatte

immer mit vielen Beschwerden des Körpers zu kämpfen, die zum Theil von seinem beständigen Sitzen herrühren mochten, wiewohl er zuweilen sich auch eine Bewegung machte. Er pflegte, wenn er Muße hatte, sich seinen Garten selbst zu bestellen, auch lernte er das Drechseln. Man sieht dies aus folgendem Schreiben: „es ist mir lieb, das ihr mir auf „den Frühling Gesäme versprochen habt. „Schickt mir, so viel ihr entrathen könnt, „weil mir viel daran gelegen ist. Kann ich „wieder mit etwas dienen, soll es gern ge„schehen. Denn weil der Satan wütet, will „ich ihn inzwischen verlachen, und die Gärten „betrachten, daß ich den Segen des Schö„pfers, und was zu seinem Lobe gereicht, ge„nieße. Ich und mein Famulus Wolfgang „haben das Drechseln vor die Hand genom„men. Weil wir aber die dazu nöthigen „Werkzeuge bei uns nicht haben können; so „schicke ich hier einen Goldgülden, mit der „Bitte, dafür etliche Bohrer und Drechsler„instrumente zu kaufen, die euch leicht ein „Drechsler zeigen wird. Wir haben zwar

„schon einiges Werkzeug, doch möchten wir „lieber etwas von guter Nürnberger Arbeit „haben. Ich lerne es darum, daß, wenn „allenfalls die Welt uns um des göttlichen „Worts willen nicht ernähren wollte, wir doch „mit Handarbeit unser Brod verdienen möch„ten." Eines seiner vorzüglichen Vergnügungen war die Musik. Er war der Meinung, daß sie vorzüglich im Stande sei, fromme und gute Empfindungen in dem Herzen zu erzeugen, und dasselbe zu Gott zu erheben. „Ich „lobe und ehre die Herzoge in Bayern, ob „sie mir gleich wenig geneigt sind, vor andern „besonders, weil sie die Musik lieben und „werth halten. Denn es ist kein Zweifel, daß „viel Saamen herrlicher Tugenden in solchen „Gemüthern anzutreffen, die von der Musik „gerührt werden: die aber davon keine Em„pfindung haben, die halte ich, sind den Klö„tzen und Steinen gleich. Und ich sage es „gleich heraus, und schäme mich nicht, zu be„haupten, daß nach der Theologie keine Kunst „sei, so mit der Musik könne verglichen wer„den, weil allein dieselbe nach der Theologie

„solches vermag, was allein die Theologie „sonst verschaft, nämlich die Ruhe und ein „frölich Gemüth.“ Sonst fand er an andern Vergnügungen wenig Geschmack. Jagd und andere geräuschvolle Lustbarkeiten missfielen ihm. Als er auf dem Schloße Wartburg war, schrieb er folgendes: „ich bin ohnlängst zwei „Tage mit auf der Jagd gewesen, und habe „diese saure Lust großer Herren mit angesehen. „Zwei Haasen und einige Rebhüner wurden „gefangen. Gewiß eine wichtige Verrichtung „für müßige Leute! Aber ich hatte doch bei „den Netzen und Hunden meine guten Gedan„ken. Ich muß aber gestehen, daß, so viel „diese scheinbare Lust sonst Vergnügen machen „mag, mir solche vielmehr Misvergnügen und „Mitleiden, und mancherlei Betrachtung des„sen, was sie abbildet, erwecket hat. — Ich „hatte mit vieler Mühe ein junges Häschen „beim Leben erhalten, und mit großer Sorg„falt in meinen Reiserock eingewickelt. Den „hatten die Hunde, als ich nur ein wenig „davon gegangen, doch ausgespüret, ihm „durch den Rock den rechten Lauf zerbißen

„und endlich gar erwürget. — Ich bin dieser „Jagd satt.“ Solche Aussprüche zeugen mehr als sonst etwas von seinem guten und edlen Herzen, das kein Vergnügen genießen wollte, welches ihm auf Kosten anderer, sei es auch nur der Thiere, verschaft würde.

Es giebt Personen, die in ihren öffentlichen Verhältnissen als redliche und wackere Männer erscheinen, aber ihren häuslichen Pflichten wenig Genüge leisten. Zu diesen gehörte nicht unser Luther. Er war ein guter Gatte und ein liebevoller und vernünftiger Vater. Wenn er seine Gattin oder seine Kinder leiden sah, flossen öfters Thränen des Mitleids über seine Wangen. Die Häuslichkeit, Treue und zärtliche Pflege seiner Gattin waren einem Manne, gedrückt von so vielen Sorgen und Arbeiten, von unendlich großem Werthe. Durch die zuvorkommende Theilnahme an seinen körperlichen Schwachheiten, durch die pünktliche Verwaltung des ganzen Hauswesens, durch die bewiesene Schonung bei seinen traurigen Stunden bewies sie sich als ein Weib, wie es sein soll. Er verweilte daher nie lieber als in

dem Cirkel seiner Gattin und seiner Kinder. Nur wenn er gern Arbeiten vollenden wollte, widerstand er selbst der Befriedigung dieses seines angenehmsten Bedürfnisses, das sein Herz fühlte. Oft traf es sich, daß er sich Tage und Nächte in sein Studierzimmer einschloß, und nichts weiter zu sich nahm, als Brod und Wasser, um desto ungestörter arbeiten zu können. Das war schon oft geschehen, und seine gute Gattin, so gern sie widersprochen hätte, durfte gegen seinen Pflichteifer keine Einwendungen machen. Einmal aber hatte er drei Tage und Nächte lang sich eingeschloßen und sich durch das erinnernde Rufen seiner Frau vor der Thüre nicht stören lassen. Letztere außer sich vor Angst bricht endlich mit Hülfe einiger Personen die verschlossene Thüre auf und findet ihren Gatten an seinem Schreibepulte sitzend und über die gelehrte Auslegung einer Bibelstelle tief nachdenkend an. Sie wollte ihn über die ihr verursachte Angst einige Vorwürfe machen, als er, von seinem Nachdenken zu sich selbst kommend und unwillig über die unterbrochene Gedankenreihe, ihr zu-

rief: „weißt du nicht, daß ich wirken muß, „weil es Tag ist, denn es kommt die Nacht, „da niemand wirken kann.“

Bei allen seinen Arbeiten nahm er sich doch so viel Zeit, seine Kinder selbst zu unterrichten, und ihnen von Jugend auf gute Gesinnungen einzuprägen. „Denn, pflegte er zu „sagen, der Vater muß aus den Kindern sprechen.“ Aber so sehr er auch seine Kinder liebte, so bewies er doch keine strafbare Nachsicht gegen sie. Als sein ältester Sohn Johannes einmal einen Fehler begangen hatte, ließ er ihn drei Tage lang nicht vor sich, und wollte nichts mehr von ihm wissen, so sehr auch die Mutter und andere für ihn baten. Luther sagte: „ich will lieber keinen als einen „ungerathenen Sohn haben.“ Er vergab ihm nur dann, als der Sohn wirklich den Fehler ablegte und demüthig um Verzeihung bat. Und gleichwohl war das sein liebster Sohn, den er nur sein Hännschen zu nennen pflegte. Als man ihm zuredete, daß er doch seinen Kindern ein kleines Vermögen sammeln sollte, antwortete er: „das werde ich nicht thun,

denn sonst verlassen sie sich nicht auf Gott und ihre Hände, sondern auf ihr Gold.“ Der Churfürst bot ihm deswegen, um für seine Frau und Kinder zu sorgen, einen Kux auf dem Schneeberge an. Der Besitzer eines solchen Kux hat Antheil an der Ausbeute eines Bergwerks. Allein er schlug es aus mit den Worten: „mir gebühret viel besser, daß ich mit einem Vater Unser Zubuße gebe, daß die Erzte bestehen und die Ausbeute wohl angelegt werde.“ Er gieng in der Verachtung und Gleichgültigkeit gegen irrdische Güter so weit, daß, als ihm einmal ein armer Mann seine Noth klagte, und er selbst kein Geld hatte, er seiner Frau das Pathengeld wegnahm, und es dem Dürftigen brachte. Als man ihn deswegen zur Rede setzte, gab er zur Antwort: „Gott ist reich, er wird etwas anders bescheren.“ Und so wieß er viele Geschenke ab, die ihm und seiner Frau gebracht wurden, und gab sie Leuten, die es mehr bedurften, als er. So schrieb er einmal an den Churfürsten, der ihm viele Geschenke zugeschickt hatte: „ich will „Ew. Durchlaucht unterthänigliche bitten, Sie

„wollen nicht glauben denen, so mich ange-
„ben, als habe ich Mangel. Ich habe leider
„mehr, sonderlich von Ew. Durchlaucht, denn
„ich im Gewissen vertragen kann. Mir ge-
„bühret auch nicht, als einem Prediger, Ue-
„berfluß zu haben, begehre es auch nicht.
„Darum ich auch Ew. Durchl. so milde und
„gnädige Gunst also spüre, daß ich mich gleich
„fürchte. Denn ich ja nicht gerne hier in
„diesem Leben wollte mit denen erfunden wer-
„den, zu welchen Christus spricht: Wehe euch!
„Reichen, ihr habt euren Lohn dahin. Zudem
„auch weltlich zu reden, ich will nicht gerne
„Ihnen beschwerlich sein, als der ich weiß,
„daß Ew. Durchl. des Gebens so viel hat,
„daß Sie freilich zu solchem Stande nichts
„übrig haben mögen. Denn zuviel zerreißt
„den Sack. — Bitte derohalben, Sie wollen
„harren, bis ich selber klage und bitte, auf
„daß ich durch solch zuvorkommen von Ihnen
„nicht scheu werde, für andere zu bitten, die
„solcher Gnade viel würdiger sind. Denn Sie
„thun mir ohne das zu viel. Christus soll
„und wird es gnädiglich erstatten."

Wem Bescheidenheit und Demuth an groſſen Männern gefällt, dem muß ſie an unſerm Luther gefallen. So viel Verdienſte er auch hatte, ſo ſchrieb er doch die Ausführung ſeines groſſen Werkes nur allein dem zu, deſſen allmächtige Hand alles leitet und lenkt, und verwies jeden, der ihn loben wollte, zum Danke gegen Gott. Er geſteht es an mehrern Orten, daß es viel gelehrtere Männer gäbe, als er wäre, und daß er öfters ihren Rath und Unterricht bedürfe. Aeuſſerliche Ehre galt ihm ſehr wenig. So hatten zum Beiſpiel einige Lehrer zu Wittenberg verordnet, daß alle Zuhörer aufſtehen ſollten, wenn der Lehrer in die Lehrſtube träte. Luther misbilligte das und ſagte: „ich kann das zierliche Weſen nicht leiden.“ Gegen geringe Leute war er nicht weniger herablaſſend und gütig. Ein Fuhrmann hatte einmal vornehme Leute nach Wittenberg gefahren, und hatte groß Verlangen, den wahren und rechten Papſt, wie er ſich ausdrückte, und wie Luthern das gemeine Volk nannte, zu ſehen. Er geht alſo in Luthers Haus, klopft an ſeine Thür, und bittet ein-

gelaſſen zu werden. Luther läßt ihn hereinkommen, und, da jener ſchüchtern und ehrerbietig ſich an die Thüre ſtellte, nimmt ihn Luther mit an den Tiſch, bietet ihm die Hand, ſchüttelt ſie freundſchaftlich und trinkt ihm aus ſeinem Glaſe zu, welches damals das gröſte Zeichen der Freundſchaft war. Der arme Mann war ganz entzückt über die Ehre, die ihm widerfahren war, und rühmte es aller Orten, er habe mit D. Luthern am Tiſche geſeſſen. Die geringſten Leute hatten bei ihm Zutritt, wenn ſie Rath, Troſt, Unterricht und Unterſtützung bedurften. Es iſt aber auch ein Satz, den die Erfahrung hinlänglich beſtätiget hat: je gröſſer und verdienſtvoller ein Mann iſt, deſto weniger verachtet er arme und geringe Leute.

Gute Menſchen können auch gute und edle Freunde werden. Luthers Herz war für Freundſchaft und Zuneigung geſtimmt, wo er Liebe zu Gott und Rechtſchaffenheit zu bemerken glaubte. Er und Melanchthon ſind ein Muſter von wahrer Freundſchaft und Liebe. Sie beteten für einander, lebten und arbeiteten

für einander. Es ist rührend zu lesen, wie ängstlich und besorgt sie waren, wenn einem von ihnen etwas zustieß. War einer von ihnen krank, so bot der andere alles auf, ihm zu helfen, und rief alle seine übrigen Freunde zusammen, um mit vereinten Herzen für die Genesung des andern zu beten. Man hat Ursache, dies noch mehr zu bewundern, wenn man bedenkt, wie leicht einer eifersüchtig und neidisch auf des andern Ruhm werden konnte, da sie beide in einer und derselben Sache arbeiteten. Aber das hielt ihr Herz nicht ab, sich gegenseitig zu lieben. Sie waren und blieben Freunde.

Von katholischer Seite hat man Luthern Schuld gegeben, er sei unmäßig im Essen und Trinken gewesen. Wenn auch nicht schon der Umstand, daß dies seine Feinde sagten, diese Beschuldigung verdächtig machen könnte, so darf man nur überlegen, wie wenig er Geld und Gut achtete, wie oft er es ausschlug, wenn es ihm angeboten wurde, um diesen Vorwurf für Verläumdung zu erklären. Denn das sind doch Dinge, die dazu gehören, um

dem Magen unmäßig zu fröhnen. Er gieng auch, wie wir oben gehört haben, ungern zu Gaste. Und Männer von Wahrheit unter seinen Zeitgenossen bezeugen es mehr als einmal, daß er wenig gegessen und getrunken habe, so daß sich oft andere darüber gewundert hätten, da er doch sonst nicht schwach und klein von Person gewesen sei. Bisweilen, wenn er in Geschäften verwickelt war, nahm er viele Tage lang nichts zu sich. Aber so geht es. Leuten, denen man sonst nicht beikommen kann, sucht man doch durch Verläumdungen zu schaden.

Jetzt, glaube ich, kennen meine Leser Luthers gutes und großes Herz genug, als daß ich noch nöthig hätte, weiter von demselben zu sprechen. Ich hoffe mit Gewißheit, daß er dadurch uns noch verehrungswürdiger geworden ist. Denn hätte er sein großes Werk mit unlautern Handlungen befleckt, hätte er mit seinem großen Kopfe nicht auch ein gutes Herz verbunden, so müßten wir ihn zwar immer bewundern, aber liebenswürdig würde er uns nicht sein. Er würde zwar

immer ein unternehmender Kopf, aber kein guter und großer Mann sein.

---

## Achtzehndtes Kapitel.

### Luthers Urtheil über das Gebet.

Jetzt wird es nicht unnöthig sein, noch einige von Luthers Urtheilen und Meinungen beizufügen, die viele seiner Anhänger noch jetzt entweder nicht zu wissen, oder wenigstens nicht zu befolgen scheinen. Es ist doch der Mühe werth, zu erfahren, was Luther von Dingen dachte, in welchen jetzt noch Unwissenheit zum Theil und Aberglauben herrscht. Um gleich vom Gebete, einem der wichtigsten Theile des Christenthums, anzufangen, so wird noch immer entweder großer Misbrauch damit getrieben, oder man unterläßt es ganz. Man höre Luthers Anweisung zum Gebete: „wenn ich fühle, sagt er, daß ich durch fremde Geschäfte oder Gedanken bin kalt und unlustig worden zum beten, nehme ich meine Bibel,

laufe in die Kammer, oder so es der Tag oder Zeit ist, in die Kirche zum großen Haufen, und spreche etliche Sprüche Christi, Pauli, oder Psalm mündlich bei mir. Darum ist es gut, daß man früh Morgens lasse das Gebet das erste, und des Abends das letzte Werk sein, und hüte sich mit Fleiß vor diesen falschen und betrüglichen Gedanken, daß man über einer Stunde erst beten wolle, und zuvor dies oder das fertigen. Denn durch solche Gedanken kömmt man vom Gebet in die Geschäfte, die halten und umfangen denn einen, daß aus dem Gebet des Tages nichts wird. Und wiewohl etliche Werke vorfallen können, die so gut wie das Gebet sind, sonderlich, wenn sie die Noth fordert, wie das Sprüchwort lautet: wer treulich arbeitet, der betet zweifältig. Denn ein gläubiger Mensch fürchtet und ehret Gott in seinem Gebete, denket an seine Gebote, damit er niemand unrecht thun, stehlen oder veruntreuen wolle. Und solche Gedanken machen ohne Zweifel aus seinem Werke ein Gebet und Lobopfer Gottes. Von diesem stetigen Gebete saget Christus:

man ſoll beten ohne Unterlaß. Denn man ſoll ohne Unterlaß ſich vor Sünden und Unrecht hüten, welches nicht kann geſchehen, wo man Gott nicht fürchtet, wie Pſalm 1. ſagt: wohl dem, der Tag und Nacht denkt an Gottes Gebote. Doch muß man auch darauf ſehen, daß wir uns nicht vom rechten Gebet gewöhnen, und werden dadurch laß und faul, kalt und überdrüßig zum Gebet. — Wenn nun das Herz durch ſolch mündlich Geſpräch erwärmt, und zu ſich ſelbſt kommen iſt, ſo bete ein Vater Unſer. — Aber du ſollſt wiſſen, daß ich nicht gerade dieſe Worte will im Gebet geſprochen haben. Denn da würde doch zuletzt ein Geplapper und eitel ledig Gewäſch herauskommen, wie die Pfaffen und Mönche zu beten pflegen. Sondern das Herz muß ſelbſt gereizt werden, Gedanken beim Vaterunſer zu faſſen. Solche Gedanken aber kann das Herz, wenn es recht erwärmt, und zum Beten luſtig iſt, wohl mit vielen andern Worten, auch wohl mit wenigern oder mehr ausſprechen. Denn ich auch ſelber mich an ſolche Worte und Sylben nicht binde, ſondern heute

ſo, morgen ſonſt die Worte ſpreche, darnach ich warm und luſtig bin. — Darum liegt die gröſte Macht daran, daß ſich das Herz zum Gebet ledig und luſtig macht, wie auch geſchrieben ſteht: Bereite dein Herz vor dem Gebet, auf daß du Gott nicht verſucheſt. Was iſt es anders, denn Gott verſuchen, wenn das Maul plappert und das Herz anderswo zerſtreut iſt? Wie jener Pfaff betete: Gott neige dich zu mir; Knecht haſt du ausgeſpannt? Herr eile mir zu helfen: Magd geh und milk die Kühe u. ſ. w. Welcher Gebete ich mein Tage im Papſtthum viel gehöret und erfahren habe, und ſind faſt alle ihre Gebete der Art. Damit wird Gottes nur geſpottet, und es wäre beſſer, ſie ſpielten dafür, wenn ſie ja nichts beſſers thun können oder wollen. Ich habe ſelbſt ſonſt ſo gebetet, leider, daß der Pſalm oder die Zeit aus war, ehe ich gewahr ward, ob ich angefangen oder im Mittel wäre. Und wiewohl ſie nicht alle ſo herausfahren, wie obbenannter Pfaffe, und die Geſchäfte und Gebet unter einander werfen, ſo thun ſie doch im Herzen mit den Gedanken alſo, werfen das hunderte ins tauſende, und

wenns aus ist, wissen sie nicht, was sie gemacht haben. Sie fangen an: Lobet den Herrn, flugs sind sie im Schlaraffenland, daß ichs dafür halte, es sollte kein lächerlicher Gaukelspiel jemanden fürkommen mögen, denn so er sehen könnte die Gedanken, so ein kalt unandächtig Herz unter einander treibt. Aber nun seh ich wohl, Gott Lob! daß das nicht sein Gebet ist, so einer vergißt, was er geredet hat. — Wer mancherlei denkt, der denkt nichts, macht auch nichts gutes. So macht man es auch mit dem Vater Unser. — Fürwahr es findet sich, daß es der rechte Meister gestellet und gelehrt hat. Und ist Jammer über Jammer, daß solches Gebet soll also ohne alle Andacht zuplappert und zuplappert werden in aller Welt. Viel beten des Jahres etliche tausend Vater Unser, und wenn sie tausend Jahre also sollten beten, so hätten sie doch nicht einen Buchstaben oder Titel davon geschmeckt oder gebetet. Das Vater Unser ist der gröbste Märtyrer sowohl als der Name und Wort Gottes auf Erden, denn jederman plagt es und misbraucht es. Wenig tröstet es und machen davon rechten Brauch.

— Darum meine ich, daß man lieber vor Tiſche und Morgens und Abends nicht beten ſoll, oder mit Verſtande und aus dem Herzen und in dem Herzen.

---

## Neunzehndtes Kapitel.

### Luthers Lehre vom Glauben und Vergebung der Sunden.

Wer da weiß, welcher ſchädlicher Mißbrauch mit der Lehre vom Glauben getrieben wird, und wie viele durch den bloßen unwirkſamen Glauben an Jeſu Verdienſt ſich ſchon für ſeelig und Gott gefällig halten, ohne ſich wirklich zu beſſern und vom Böſen abzuſtehen, dem muß ohnſtreitig Luthers Urtheil darüber willkommen ſein: Man lehre ja nicht, ſagte er, allein vom Glauben, denn ſonſt laſſen die groben fleiſchlichen Menſchen ſich alsbald träumen, die Werke ſeien nicht vonnöthen. Man ſoll und muß beiderlei Lehre vom Glauben und Werken fleißig und treulich in der Chriſtenheit lehren und treiben. — Denn das iſt auch wahr, daß Gott nach den Werken richtet, wie Petrus ſagt.

Wie du nun lebeſt, ſo wird es dir gehen, darnach wird dich Gott richten. Aber dafür ſoll mans gewißlich halten, daß da kein Glaube ſei, wo nicht gute Werke ſind, daß die Werke allein Früchte ſind des Baums, bei welchem man ſiehet, wo Glaube oder Unglaube iſt. — Gott wird nicht darnach richten, ob du ein Chriſt heißeſt oder getauft biſt, ſondern wird dich fragen: biſt du ein Chriſt, ſo ſage mir, wo ſind die Früchte, damit du deinen Glauben könneſt beweiſen. — Darum darfſt du nicht denken, ob du ſchon den großen Namen haſt, daß du ein Chriſt oder Gottes Sohn heißeſt, daß er darum dein werde ſchonen, wenn du ohne Gehorſam lebeſt und meineſt, es ſei nun genug, daß du dich ſolches Namens rühmeſt. Die Welt richtet wohl nach der Perſon, daß ſie nicht alle gleich ſtrafet, und ſchonet deren, die da fremd, reich, ſchön, gelehrt, weiſe und gewaltig ſind; aber Gott ſiehet der keines an, es gilt ihm alles gleich, die Perſon ſei wie groß ſie wolle. — Denn das hat vor Zeiten die Jüden auch betrogen, die ſich rühmten, daß ſie Abrahams Saamen

und Gottes Volk wären. — Wo keine Liebe unter einander ist, da wird auch kein Glaube sein, sondern eitel bloßer Schaum und Heuchelei, und kein Ruhm und Freudigkeit im Herzen; sondern Schrecken und Furcht. — Gott fürchten heißt in diesem zeitlichen Leben das thun und halten, was er uns geboten hat, und das meiden und lassen, was er verbot. Ein jeder muß alle Augenblicke in der Gefahr sein, daß Gott komme, und wie er ihn findet, richten werde. Darum muß beides beisammen sein, Glaube und Gehorsam gegen Gott. Der Glaube dienet dazu, daß wir Gottes Kinder werden. Der Gehorsam aber oder die Liebe und die Werke der Liebe dienen dazu, daß wir uns als gehorsame Kinder erzeigen, und Gott nicht ferner erzürnen und ein gut Gewissen haben. — Darum gilt es schlechterdings nicht, daß man die heilsame Lehre von der Gnade Christi und Vergebung der Sünden wolle dahin deuten, daß wir nun fort möchten leben, wie wir zuvor gelebt haben, und thun, was wir wollten. Darum muß man nicht Raum lassen den frechen Geistern, die da fürgeben, man

solle die Leute nicht schrecken mit dem Gesetz, sondern man muß lehren und sagen, daß sie nicht Christen sind noch den Glauben haben, wo sie dem Fleisch seinen Muthwillen lassen und vorsetzlich wider das Gewissen in Sünden bleiben und verharren, welches ist desto ärger und verdammlicher, so man solches thut unter dem Namen und Deckel des Evangelii und Glaubens und meint, es brauche nur des Gläubens an Jesum, so sei alles gut gemacht, denn dadurch wird der Name Christi und des Evangelii gelästert und verachtet: darum muß solches schlecht hinweg und ausgetrieben sein, als damit nicht bestehen kann der Glaube und gut Gewissen. — Derohalben giebt es schändliche Leute genug, welche meinen, sie haben die Vergebung der Sünden, wenn sie nicht anfangen, daß Böse zu lassen. Dies geht aber stracks wider die Vergebung der Sünden. Denn diese will beides haben, daß man das Unrecht bekenne und davon ablasse. Dabei sie auch ihre Sünden gering machen und sagen: ich weiß nicht sonderliche Sünde, die ich gethan habe, ich bin kein Ehebrecher, kein Dieb, kein Todt-

ſchläger! Aber iſt auch das Herz rein? Das ſind nur grobe und gemalte Sünden. Du mußt auch die böſen Gedanken, Lüſte und verſteckte Gebrechen ablegen, wenn dir die Vergebung zukommen ſoll. — Wohlan wer Gottes Gnade haben will, der werde ein Chriſt, das iſt: er gläube an Chriſtum, und ſei darnach gegen ſeinen Nächſten barmherzig, ſo will Gott ihm auch barmherzig ſein. Aber unſeelig und verdammt ſind die Leute, daß ſie armen Leuten wohl könnten helfen, aber ſie wollen es nicht thun. Ein rein Herz muß der Menſch haben, das iſt, ein ſolches, das blos und allein auf Gottes Wort und Willen ſieht und nicht an Geld, Gut, Ehre und Pracht hängt. Denn dieſe ſind unreine Herzen, da Gottes Wort nicht Frucht bringen kann. Gleichwie ein Acker unrein iſt, wenn er voll Steine, voll Diſteln und Dorn und anderes Unkrauts iſt. — Wo aber die Menſchen ſich alſo ſchicken, daß ſie Geld und Gut höher achten als recht thun, ſo haben ſie die Gnade Gottes nicht.

## Zwanzigſtes Kapitel.

### Luthers Lehre von der Vorſehung und Gottes Verheißungen.

Es iſt eben nicht ungewöhnlich, daß man ſich falſche Erwartungen von Gottes Güte und ſeinen Verheißungen macht, daß man hofft, Gott werde alles mit uns wohl machen, wenn man auch von ſeiner Seite nichts thue, wenn man auch die Hände in den Schooß ſinken laſſe. Folgendes ſagt dagegen Luther: „Es iſt nicht zu ſagen, wie greulich die Leute mit Gottes Verheißungen umgehen, und es iſt eine gemeine Unart, daß man ſich der Verheißungen Gottes tröſtet, ohne Betrachtung der Bedingungen, unter welchen ſolche Verheißungen geſchehen. Da hoffen ſie Glück und gut Befinden und Hülfe von Gott und vergeſſen, daß dabei ſteht, ſie ſollen Gott dienen, ihm gehorſam ſein und ſeine Gebote halten. Sie wollen es aber nicht mit einem Finger anrühren, und wollen doch wohl jenes haben. Gleich als wenn eine böſe Magd zu ihrer Frauen ſagte: So viel Lohn habt

ihr mir versprochen, darum sollt ihr mir so viel geben, ich thue gleich, was ich wolle. Nein das gilt nicht, sondern so heißts: Willst du den Lohn von mir haben, so mußt du arbeiten und thun, was ich dich heiße. Also war es mit den Jüden auch, sie waren ungehorsam und halsstarrig, und fragten nichts nach Gottes Geboten, und wollten dennoch das Reich Gottes haben. — Die Verheißungen werden gegeben, nicht daß wir dabei faullenzen, sondern daß wir arbeiten sollen. So ist es auch mit der Noth. Da schreit und winselt alles, und will geholfen sein, aber wenns Geld und Gut die Fülle ist, da fragt man nicht: bist du Gott gehorsam? und streckt Gott nicht gleich seine Hand aus, so wendet man sich von ihm, und will nichts selber thun. Willst du, daß Gott dir helfen soll, so mußt du selbst Hand anlegen und thun und handeln. Gott erfüllt sein Versprechen nur durch ordentliche Mittel, und giebt dir bei deinem Faullenzen nichts. Denkst du, daß Gott wird Geld herunterschneien lassen, wie zu Winterszeit den Schnee? Das heißt Gott versu-

chen. — Zudem legt man Gottes Verheißungen nur auf fleiſchlichen Verſtand aus. Man will nur eſſen und trinken, und ſich gütlich thun, und deuten es ſo, wenn da geſagt wird: es wird ihm nie mangeln an irgend einem Gute. Mag die Seligkeit bleiben, wo ſie will, wenn ich nur hier genug habe. — Da bilden ſie ſich das Ding ſo leicht, in Himmel zu kommen, und glauben darein zu ſtürmen durch eiteln Dienſt von außen, Meſſen, Kirchgang und Geplapper mit dem Maule. Aber es iſt der keines ſo, ſondern die Gottſeligkeit und Gutthat iſt dazu nütze, und wer anderswin glaubt, der irrt ſich.

---

## Ein und zwanzigſtes Kapitel.

### Sein Urtheil über die Misbräuche beim Abendmal.

Noch jetzt pflegt man mit dem heiligen Abendmal Misbräuche zu treiben, und betrachtet es als eine Ceremonie, als eine Sache, deren bloßer Gebrauch uns ſchon zur Seligkeit ver-

helfe. Vorzüglich in den letzten Stunden des Lebens nimmt man seine Zuflucht dazu, und hofft durch den Genuß desselben nun auf einmal Vergebung aller im Leben begangenen Sünden und Gottes Gnade zu erlangen. Man höre, was Luther sagt: „Zum Abendmal gehört, daß man mit Gott ergebnen Herzen hinzu trete, und niemand mit Haß und Neid verfolge. Denn dies Sakrament der Gemeinschaft, Liebe und Einigkeit mag nicht Zwietracht und Uneinigkeit dulden. Du mußt der andern Gebrechen und Nothdurft dir zu Herzen gehen lassen, als wären sie dein eigen, und dein Vermögen darbieten, als wäre es ihr eigen, gleichwie dir Christus im Sakrament darbietet. — Wer zum Abendmal geht, muß den feinen und schönen Gedanken mitbringen, alle wie Brüder zu lieben, und wohlthätig zu sein, gleichwie der Herr war. Das heißt durch Liebe in einander verwandelt werden. Daher kömmt es, daß Verläumder, Frevelrichter, und anderer Menschen Verächter den Tod am Sakrament empfahen müssen. Denn sie thun nicht ihrem Nächsten, wie sie suchen bei Christo, gönnen ihnen nichts

gutes, haben nicht Mitleid mit ihnen, nehmen sich ihrer nicht an, wie sie wollen von Christo angenommen sein. Sie fallen darnach in die Blindheit, daß sie das Sakrament nicht recht gebrauchen: Fürchten nur Christum gegenwärtig und ehren ihn mit ihrem Gebetlein und Andacht beim Abendmal. Wenn das geschehen ist, so achten sie, es sei wohl ausgerichtet, so doch Christus seinen Leib darum gegeben hat, daß durch dies Sakrament Liebe und guter Wandel geübt werden soll. — Diese Meinung Christi sehen sie nicht, gehen hin und halten das Abendmal, und bleiben doch einen Tag wie den andern, ja werden täglich ärger und fühlen es nicht. — Darum schau auf und wisse, daß es das Abendmal allein nicht macht, daß es Gott gefalle, sondern das wir sein recht brauchen, und zur Frömmigkeit uns gereichen lassen. Also ist es nicht genug, daß das Sakrament gehalten worden. Es muß auch gebraucht werden. Und es ist zu besorgen, daß mit solchem gefährlichen Halten des Sakraments Kraft und Tugend von uns gewandt werden und ganz

untergehe durch falsche Sicherheit wegen dem empfangenen Wein und Brod. — Das Sakrament hat zweierlei Nutzen: erstlich daß dadurch die Gewissen getröstet und gebessert werden, und zweitens: daß Gott Lob und Dank gesagt wird. — So sollen sie rein sein und der Sünde los werden und kommen mit dem gewissen Vorsatz, daß es Ernst sei. So aber bekennen sie die Sünde und rumpeln über die Worte hin, so daß es keine Frucht bringt. So führen sie sich bei der Nase, glauben alles zu thun und thun nichts. — Man muß die Leute recht unterrichten, daß man nicht durch das Werk, daß du zum Sakrament gehest oder um deiner Nießung willen, Vergebung der Sünden erlange, sondern daß sich der Mensch durch den Glauben an diese Worte halte, und sich dadurch zum Vertrauen und aller Art Frömmigkeit stärken und befestigen lasse. — Man kann das Sakrament auch als einen rechten Zehrpfennig ansehen, den man den Sterbenden giebt, aber daß man ja nicht glaube, daß es den Todten nun stracks in den Himmel trollt oder huckt, sondern es tröstet und beruhiget

nur die, die Troſtes bedürfen. Nimmt die Furcht vor dem Tode weg und bereitet uns ein frohes Stündlein, weil unſer Herr Jeſus Chriſtus auch geſtorben iſt, zu deſſen Gedächtnis wir das Abendmal feiern. Wenn man aber will, ſo laſſe man zeitig den Seelſorger holen, ehe die Krankheit überhand nimmt, und noch Sinn und Vernunft da iſt. Das ſage ich darum, denn es ſind etliche ſo verſäumlich, daß ſie nicht eher laſſen fordern oder anſagen, bis die Seel auf der Zungen ſitzt, und ſie nicht mehr reden können, und wenig Vernunft mehr da iſt. Aber verbin, wenn die Krankheit anfähet, wünſchen ſie nicht, daß man zu ihnen käme, ſondern ſprechen: ey es hat nicht Noth, ich hoffe, es ſoll beſſer werden. Was ſoll doch ein frommer Pfarrherr mit ſolchen Leuten machen, die weder für Leib noch Seele ſorgen? Leben und ſterben dahin, wie ein Vieh, ſolchen ſoll man denn im letzten Augenblick das Evangelium ſagen, und das Sakrament reichen, gleichwie ſie unter dem Papſtthum gewohnt ſind, da niemand gefragt hat, ob ſie glauben oder das Evangelium wiſſen, ſondern das Sa-

krament in den Hals gestoßen, als in einen Brodsack. Nicht also, sondern welcher nicht reden oder Zeichen geben kann, sonderlich, so er es so muthwillig versäumet, so wollen wir es ihm nicht überall reichen. Sie mögen fahren, wie sie wollen, wir sind entschuldiget, weil es weder an Predigen, Lehren, Vermahnen, Trösten, Besuchen, noch an irgend einem unserm Amt oder Dienst fehlet. Ein jeder schicke sich selbst zeitlich und bereite sich und versöhne sich mit seinem Nächsten, auf daß, ob der Herr anklopfet und er übereilet würde, ehe denn der Pfarrherr dazu kommen könnte, er gleichwohl seine Seele versorget und nicht versäumet, sondern Gott befohlen habe, wie es denn auch nicht wohl möglich ist, daß der Pfarrherr zu allen gehen und einem jeglichen sagen sollte, was ein Christenmensch wissen soll. Welche aber hierin läßig und säumig sind, die geben für sich selbst Rechnung und sei ihre Schuld.

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

### Luthers Urtheil von der Beichte

Eben so hatte auch Luther von der Beichte ganz andere Begriffe, als der gemeine Mann sich gewöhnlich davon macht. Hier folgen seine Gedanken davon: Wie aber die heimliche Beichte aufkommen ist, das ist so zugegangen. Es war sonst öffentliche Beichte, da ein jeder für Gott und Menschen, ehe er zum Sakrament gieng, sich zu Jesum bekannte. Darnach hat es ein jeglicher einem sonderlich gesagt. Endlich hat man es dahin gebracht, daß man dem Pfarrer beichtete. Von dieser Beichte sage ich nun, daß man sie nicht schuldig ist zu thun. Gott weiß doch deine Sünden wohl, wenn du sie nur für ihm bekennest. Aber doch ist sie mit nichten zu verwerfen, um derer willen, die ihr gerne brauchen wollen. Ursach ist, denn in der heimlichen Beichte ist viel Nutz und köstliches Ding. — Sie dienet für die Einfältigen. Denn weil der gemeine Ph-

bei ein unfleißig Ding ist, höret immerdar Predigt, und lernet nichts, hält auch in Häusern niemand an, daß man es treibet. Darum wenn sie auch zu nichts gut wäre, so ist sie dazu gut, daß man die Leute unterweiset und höret, wie sie glauben und beten. Sonst gehet es dahin, wie das Vieh. Darum habe ich gesagt, man soll das Sakrament niemand geben, er wisse denn Bescheid zu geben, was er hole und warum er hingehe. Solches kann nun am füglichsten in der Beichte geschehen. Es ist auch ein Trost darin, wer ein böses Gewissen hat oder sonst ein Anliegen oder Noth, wollte gern Rath holen, daß er da um Rath bitte. Darum können wir die Beichte nicht verachten, denn es ist Gottes Wort, das uns tröstet und stärket, dazu unterrichtet und lehret, was uns fehlet, dazu auch Rath giebt in Nöthen. — Darum wäre das die beste Weise, daß man kurz sage: lieber Bruder, ich komme und will meine Sünden klagen, sonderlich liegt mir das und das am Herzen. Es steht nun jedem frei zu sagen was er will, und worin er Rath und Trost haben will oder nicht. Dar-

nach beschlossen: darum bitte ich, gebt mir guten Trost und stärket meine Seele. So würde es keine Müh und Arbeit haben, ohne daß es ein köstlich Werk ist, welches niemand thut, denn ein frommer Christ. — Hast du aber nicht Lust dazu, so laß die Beichte stehen. Denn man darf niemand dazu zwingen. Denn alle die ungern beichten und zum Sakrament gehen, und nicht aus dem Herzen begehren, denen wäre besser dieweil eine große Sünde zu thun. Sie unehren Gottes Gnade und machen einen Spott daraus. — Dergestalt hat weder Christus noch ein Apostel die Beichte geboten noch eingesetzt, und die Heiligen im A. T. sind seelig worden ohne dieses Menschenwerk. — Auch muß man mit ernstlichem Vorsatz zur Beichte gehen, daß man das Böse meiden will, wenn Gott vergeben soll. Denn sonst ists unnütz, denn der Pfarrherr vergiebet die Sünde nicht, er bestätiget nur, was Gott zugesagt hat. Wie denn viele hingehen und sagen: ich bekenne, mein lieber Gott, daß ich gesündiget habe und kommen von dannen und sündigen

deſto ärger. Habs wohl erlebt, daß ein Säufer kam und ſagte: ach du mein lieber Gott, ich bin ein Säufer und Trunkenbold, wills aber nicht mehr thun, fürwahr ſo habe ich beſchloſſen. Und gieng dann weg und fort zum Trinkgelag. Solch Thun iſt eitel und Geſpött mit dem Namen des Allerhöchſten. Und wer ſolches thut, der thut es ſich zum Gericht und Strafe.

---

## Drei und zwanzigſtes Kapitel.

### Sein Urtheil über die Buße und Bekehrung.

Wer Buße thun für nichts weiter hält, als für Beten und Singen, und die Buße überhaupt, ſich als eine leichte bald geſchehene Sache denkt, welche in kurzer Zeit vollbracht werden könne und erſt am Ende des Lebens vorzunehmen ſei, der lerne folgendes von Luthern: Buße thun, ſagt er, in rechter Bedeutung genommen heißt wieder klug werden, und Buße heißt Beſſerung und

Erkenntnis seines Unglücks nach empfangenen Schaden und erkannten Irrthum, welches unmöglich ist zu thun, es werde denn der Mensch anders gesinnet, und gewinne Liebe zur Gerechtigkeit. — Es ist Buße ganze und eifrige Veränderung des Gemüths und Herzens, und die irren, die die Buße in bloßes Beichten und bloße Worte setzen, und nichts von Aenderung des Herzens wissen. Diese Buße lehrt uns die Sünde erkennen und schlechts neue und andere Menschen werden. Sie reiniget und feget täglich die Sünden aus und arbeitet, den Menschen recht rein und heilig zu machen. Denn das sollt ihr wissen, daß Buße nicht bloßes eitles Mundwerk ist, daß man singe und bete mit Geplapper, sondern in dem Herzen und aus dem Herzen geschieht, wie es rein werde von allen Sünden. Und die Buße währet bei den Christen bis in den Tod, denn sie beißt sich mit der übrigen Sünde durchs ganze Leben. Wie Sct. Paulus Röm. 7. zeuget, daß er kämpfe mit seinen Gliedern. Wiederum ob etliche Rottengeister kommen

würden, wie vielleicht etliche bereits da fürhanden sind, und zur Zeit mir selbst für Augen kamen, die da halten, daß alle die, so einmal den Geist oder Vergebung der Sünden empfangen hätten oder gläubig worden wären, wenn dieselbigen hernach sündigten, so blieben sie gleichwohl im Glauben und schadete ihnen solche Sünde nicht und schreien also: Thue was du willst. So du gläubest, so ist alles nichts und die Sünde ist wieder gut. Der Glaube vertilgt die Sünde. Sagen dazu, wo jemand nach dem Glauben und Geist sündiget, so habe er den Glauben und Geist nie recht gehabt. Solcher unsinniger Menschen habe ich viel für mir gehabt, und sorge, daß noch in etlichen solcher Teufel stecke. Denn es heißt, wie Sct. Johannes sagt: wer aus Gott gebohren ist, der sündiget nicht und kann nicht sündigen.

Zur Buße gehört, daß wir aus Liebe zu Gott die Sünde hassen und meiden, welches nicht ein so klein Ding ist. Darum ist vonnöthen, Buße zu predigen und das furchtlos Wesen zu strafen, das jetzund in der Welt ist und zum Theil aus unrechten Ver-

ſtand des Glaubens kömmt. Denn viel ſo ſie gehört haben, ſie ſollen gläuben, ſo ſind ihnen alle ihre Sünde vergeben, dichten ſich einen Glauben und meinen, ſie ſeien rein. Dadurch werden ſie frevel und ſicher. Solche fleiſchliche Sicherheit iſt ärger, denn aller Irrthum, der bisher geweſen iſt. Darum ſoll man alleweg predigen, daß rechter Glaube nicht kann ſein, wo nicht Reue iſt und rechte Furcht und Schrecken vor Gott. Auch ſagt Gott ſelbſt zum Ezech. Kap. 3. Wenn der Prediger nicht die Sünde und Irrſal derer ſtrafet, die er lehret, ſo wolle er derſelbigen Seelen von ſeinen Händen fordern. Solch Urtheil ſpricht Gott über dieſe Prediger, ſo die Leute wohl tröſten und ſagen viel vom Glauben und Vergebung der Sünden; ſagen aber nicht von Buße, Gottesfurcht und Gottes Gericht. Denn Sct. Paulus Epheſ. 5. verdammet ja die, ſo ohne Schmerzen ihres Herzens in ſicherm wilden Weſen leben und ſpricht: das ſollt ihr wiſſen, daß kein Hurer oder Unreiner und ſo weiter, Erbe hat in dem Reich Chriſti. Laßt euch niemand verführen mit

vergeblichen Worten. Man muß seine Sünde erkennen. Darum ist es aber viel ein ander Ding, seine Sünde erkennen und sagen: ich bin ein Sünder. Denn das heißt die Sünde erkennen: Reu und Leid darob tragen, und erschrecken von Herzen vor Gottes Zorn und Gericht. Darnach soll auch Besserung folgen und daß man von Sünden lasse. Denn dies sollen die Früchte der Buße sein, wie Johannes spricht, Matth. 3. Wirket rechtschaffene Früchte der Buße. — Derohalb fälschlich die Leute glauben, daß sie Buße thun, wenn sie eine Beichte auswendig gelernt haben und herplappern. Denn es betrügt schier nichts mehr den meisten Theil der Menschen, die da beichten wollen, denn die auswendig gelernte Erdichtung, davon das Herz nichts weiß, und kein Fürsatz sich zu bessern gefaßt wird. — Welches denn genugsam der unseelige Ausgang ausweiset, wenn sie bald nach ihrer Buß und Beicht wieder in die alte Haut kriechen, und eben, als wären sie einer großen Bürd entledigt, hinführo ohne alle Sorgen leben, und vergessen ihres Vorsa-

hes, wodurch sie allein überwiesen werden, daß ihre Buße Erdichtung war. Daher muß ein Mensch nicht seine Buß und Beicht erdichten und auswendig lernen, sondern ganz frei sein, und von ihm selbst ein Urtheil sprechen und reden, als wollte er einem heimlichen Freunde etwas ins Ohr sagen. Also soll er auch vor Gott reden, der uns viel sehrer liebt, als wir uns selbst. Denn wenn ein Mensch sich befindet, daß er nicht ernstlich zu einem guten Werk und Fürnehmen geschickt ist, so lasse er es lieber stehen. Denn mit erdichteten Herzen sündiget man wider Gott. Darum ist es warlich zu besorgen, daß viel Menschen aus Gewohnheit und Gebot der Kirche Beichten und Buße thun vorgeben, denen doch ihr voriges böses Leben herzlich wohl gefällt. — Darob muß man seine Buße nicht aufschieben und denken, es hat noch Zeit, du kannst jetzt noch sündigen, der Tod ist noch nicht vor der Thür. So halten und vermahnen wir denn, daß die Buße auf dem Sterbekissen eine gefährliche Sache, sintemal man da so von der Welt und ihren Sünden ablassen muß, und nicht mehr Gewalt

ist, in die vorigen Laster zu fallen. Irren sie sich also alle, die die Buße auf dem Sterbekissen noch für eine Schiffbrücke ansehen, auf der sie über das Meer des Todes ins Leben segeln können. Nicht also, sondern wer sich bekehren will, der bekehre sich jetzt, oder es ist Gefahr, daß alles eitel sei und unnütz.

---

## Vier und zwanzigstes Kapitel.

### Sein Urtheil über den äußerlichen Gottesdienst.

Auch in diesem Stücke giebt es noch so viele Vorurtheile und irrige Meinungen, daß es werth ist, Luthern darüber zu hören. „Vors erst muß ich sagen, daß wahrer Gottesdienst ist Gottes Lob und Gehorsam gegen Gott. Man kann zu Tische, in Kammern, in Kellern, auf dem Boden, an allen Orten, bei allen Personen, in allen Zeiten Gott dienen. Was fraget Gott nach Ort und Zeit, Gefäß und Bilder, Glocken und Orgeln, Licht und

Lampen? Er weiß nicht um hohe oder niedrige Feste. Man murmelt und heulet in den Kirchen, und daneben schweiget Gottes Lob und Ehre in aller Welt, welches nicht will angebunden sein an Zeit und Ort. Göttlich leben, siehe, das ist der rechte Gottesdienst. Darum es schändlich ist, wenn die Leute mit dem Kirchgehen und Schreien in den Himmel zu kommen gedenken, und dabei nicht das Herz reinigen und bessern, sondern zu Hause Böses thun. Unser Tempel sind nicht Holz und Steine, sondern wir selbst sind der Tempel Gottes, unser Herz ist das Ding, das da beten, und worin wir Gott dienen sollen. — Gleichwohl ist es fein und lieblich, mit andächtigen und frommen Herzen unter dem Haufen sein, da man Gott lobt und dankt. Darum mußt du ja ein verzweifelter Schelm sein, wenn du Gott nicht solchen Dienst thust. Nur mußt du nicht denken, daß es mit dem Kirchgehen genug ist. Aber wir halten dafür, daß es nütz und heilsam ist, fleißig zur Kirche zu gehen, weil man da Gottes Wort höret und vernimmt, und Christus selbst gesagt hat: wo zwei oder drei

versammlet sind, da bin ich mitten unter ihnen. — Daher wir uns ja hüten müssen, nicht faul und laß dazu zu werden, wie die schändlichen sattsamen Geister, die sich dünken lassen, sie haben es nun gar und können es wohl besser, denn man es ihnen predigen kann, oder wie die andern auch, die es bald überdrüßig werden und denken: o das habe ich oft gehört, was soll ich immer einerlei hören. Die wissen und denken nicht, was es für ein großtreflich Ding, das sie so schändlich verachten, oder so faul verlassen und versäumen, und damit Gott gar hoch erzürnen, daß sie dies Ding so sicher in den Wind schlagen, und seine Verheißung lassen an ihnen vergebens sein, und so viel an ihnen ist, mit ihrem Exempel solchen löblichen Gottesdienst zerstören oder gar hindern. Denn wenn es gleich wahr wäre (welches doch nicht ist), daß du allerdings die Sachen verständest, und so wohl als der Herr Christus selbst, so siehest du doch, daß er selbst in den Tempel gieng zu beten und mit seinen Schülern Gottes Wort zu treiben. Darum sollst du viel weniger müde werden, weil

du es ohne das ſo herzlich wohl bedürfeſt wi-
der den Teufel und alle Anfechtung. Welcher
nun ſolches nicht achtet, und nicht des Tages
oder der Wochen eine Stunde lang zu Gottes-
dienſt gehet noch ſich läßt bewegen, daß er
Gottes Wort ehre und werth halte, gerne höre
und lerne, wo er kann, dem weiß ich nicht zu
rathen, denn niemand ſoll dazu gezwungen
werden. Denn es muß ja kein guter Menſch
ſein, der ſolch Ding unterläßt. Kannſt du
Tag und Nacht ſitzen in Gelagen, oder ſonſt
mit guten Geſellen waſchen oder plaudern, ſin-
gen und ſchreien und nicht müde wirſt, ſo kannſt
du ja auch eine Stunde in der Kirche ſitzen,
Gott zum Dienſt und dir zum Nutz und From-
men. — Auch iſt es eine feine Zucht, wenn
man zu Haus aus der Kirche kömmt, daß man
da die Predigt und die Sprüche, Vermahnun-
gen und Tröſtungen mit Frau und Geſinde
durchdenke und ſich erinnere. Darnach bleibt
das Wort in ſeinen guten Herzen und bringet
reichliche Frucht, nicht für dich allein, ſondern
auch dem Nächſten.

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

### Sein Urtheil über Fasten, Gelübde und Ceremonien überhaupt.

Kirchenceremonien, sagt Luther, machen nicht heilig. Was hälfe dirs, wenn du dich ermorden ließest, damit du seelig werden möchtest, und Gott hätte solches nicht geheißen noch gestiftet. Aber man hat solche äußerliche Zeichen und Heiligthum, wodurch man will geheiligt werden, als zum Exempel, daß man fastet, zu gewissen Tagen kein Fleisch ißt, daß man zum Gebet etliche Feiertage hält oder etliche Stunden als vor oder nach Mittage, welches weder an Leib und Seele nützt, und Gott nicht geheißen und geboten hat, daß man es so und nicht anders halten soll. Welche Stücke nichts anders thun, denn ihre Natur ist, wie Essen und Trinken nichts anders thut, ob man drei oder vier Gebete vorher spricht. Wenn man mir betet, ist es schon genug, auf die Zahl kömmt es nicht an. Die Christen können schon geheiligt werden, wenn man schon auf der

Gasse, ohne Haus, ohne Predigtstuhl predigt, Sakrament ohne Altar reicht, ohne Taufstein taufet. Aber um des Volks willen ist es fein und giebt eine feine Ordnung, daß sie eine gewisse Zeit, Ort und Stunde haben, darnach sie sich richten und zusammenfinden können, wie Sct. Paulus sagt: Laßt alles fein ordentlich zugehen. Und solche Ordnung soll niemand ohne Ursach aus lauter Stolz, allein eine Unordnung dawider anzurichten, verachten, sondern dem Haufen zu gut, solche Ordnung mithalten. Denn das wäre wider die Liebe und Freundlichkeit gethan. Gleichwohl soll das frei bleiben, denn solche Dinge sind ganz und gar äußerlich, und geben kein Verdienst. Gott fragt nichts darnach, eben so wenig, als wo und wie wir wohnen, gehen oder stehen wollen. Denn dies macht keinen Christen heiliger noch unheiliger. — Christus hat uns nur zwei Ceremonien gegeben, die wir üben sollen, das ist die Taufe und das Abendmal. Die übrigen sind weder Christi noch Gottes Geheiß und haben keinen Werth. Darum lehren wir, daß die übrigen Satzungen

und Gebräuche nicht gerecht machen vor Gott, daß sie auch nicht noth sein zur Seeligkeit. Wer sie aber halten will, der halte sie, wie ich einen andern Stadtgebrauch möcht halten, da ich wohne, ohne alles Vertrauen dadurch seelig zu werden. Daher man auch in Ceremonien und Brauch etwas nachgeben kann, um Friede und Einigkeit willen. Denn auf das Aeußerliche kömmt es nicht an. Gott sieht das Herz an. Dazu auch das Fasten dienet nicht, um Gott gefällig zu werden oder Vergebung der Sünde zu erhalten, und ist kein Gottesdienst. Es ist Menschensatzung und davon hat uns Christus frei gemacht. Christus entschuldigt selbst die Jünger Matth. 15. daß sie die gewöhnlichen Gebräuche nicht gehalten hatten, wie denn auch geschrieben steht: Niemand soll euch richten in Speise oder Trank. Denn wiewohl Christus gefastet hat vierzig Tage, so hat er uns doch nicht geheißen, auch also zu thun. Das ist aber noch das ärgste, daß man fasten will, um sich ein Verdienst bei Gott zu erwerben, welches doch lächerlich ist. Wer es thut, der thue es um

das Fleisch zu kreutzigen. Der Leib braucht wohl des Wachens, Fastens und Arbeitens, daß er nicht übermäßig werde. Und einer braucht es mehr als der andere. Ein jeglicher muß selbst Achtung auf sich haben und seinen Leib regieren nach diesem Spruch: wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde. Es soll ohne Unterschied der Tage und Speise das Leben mäßig und nüchtern sein. Denn so es Waffen des Lichts, Mittel zur Frömmigkeit sein sollen, und das ganze Leben keusch und rein sein soll, müssen wir die Waffen nimmerdar ablegen, sondern allezeit nüchtern, mäßig, wachend, arbeitend erfunden werden. Aber die tollen Heiligen fasten einen Tag zu Wasser und zu Brod, saufen und fressen sich darnach ein Vierteljahr alle Tage toll und voll. Etliche fasten auch so, daß sie nicht essen, saufen sich aber satt. — Und wer mag alle die Narrheit und Werke dieser Finsternis erzählen, welche alle daher kommen, daß man nur das Werk, nicht den Gebrauch des Werks ansiehet. Sie wissen nicht, wezu sie fasten oder abbrechen, gleich als der ein Schwerd darum trägt, daß

ers ansehe, und brauche sein nicht, wenn er geschlagen wird. — So sind auch alle Gelübde, womit man Gottes Gnade verdienen will, unnöthig und schädlich. Vorzüglich sind die Gelübde verdammt, die wider Gottes Gebot laufen. Die aber, die das nicht sind, sind frei zu lassen, und einem jeden auf seine Gefahr nachzusehen, was er will. Wer aber denkt, daß er durch ein Gelübde will Gottes Gefallen sich verschaffen, der ist ein Thor. Da sagen die Narren, sie wollen einen Tag im Jahr nicht essen, sie wollen das und das thun oder nicht thun, sie wollen da mehr Gebeter beten, gleich als ob es darauf ankomme und es ihnen etwas helfen werde. Aber die Leute dünken sich mit ihren Gelübden gutes zu thun, wiewohl es nichts ist. Unvernünftig und rasend ist es aber, Dinge zu geloben, die nicht in des Menschen Macht und Kraft stehen, und die leicht Gefahr sind, nicht erfüllet zu werden. Darum stehe ab von dem Vornehmen und laß deinen Fürwitz.— Ich möchte auch fast besorgen, daß es bei einigen eitel Gleisnerei und Heuchelei ist: um für den Leuten was sonders

liches zu scheinen und sind doch nichts wie Lügner und Gott Misfällige.

---

## Sechs.und zwanzgistes Kapitel.

### Sein Urtheil über Vorurtheile und Aberglaube.

Es ist nicht zu sagen, spricht Luther, was für abscheuliche abergläubische Thorheiten im Schwange gehen. Nicht allein Geringe sondern auch Vornehme neigen sich dazu, und glauben alten Weibern und Heren, die ihnen etwas verplappern. Dahin ist zu rechnen, das Thun und handeln mit den Kranken, mit Gesundmachung der Kinder und geweihten Sachen, davon der keines nichts hilft und helfen kann.— Da tragen sie Kreuzlein, machen Kreuze an Thür und Wänden, schreien dreimal: Herr Gott und rufen die heilige Dreifaltigkeit an, schleppen sich mit Büchlein und Bildlein, daß sie sich vor Wasser, Feuer, Eisen und allerlei Fährlichkeit zu sichern vermeinen. Solche und andere alberne und dumme

Meinung und Gewissenhaftigkeit ist wahre Abgötterei und Spott Gottes. Da soll gesund Aderlassen, gesund Einnehmen sein, und wissen nicht warum und wie. — Wir haben auch solche Bücher funden, wo solche Kunst soll gelehrt werden, mit Zeichen und Buchstaben sich wider allerlei Waffen und Eisen zu schützen. Ist aber erlogen und eitel Trug und Bosheit. — Etliche geben auch vor, daß sie beschwören könnten und Reuter seegnen, und tragen ein Evangeliumbuch bei sich oder sonst etwas, darauf sie sich verlassen. Diese sind allesammt in gefährlichem Zustande. Denn sie glauben nicht an Gott, sondern versündigen sich vielmehr durch Unglauben und Misglauben an Gott, und so sie stürben, müßten sie auch verloren sein. Denn es stehet geschrieben: Du sollst nicht misbrauchen Gott deinen Herrn. — Auch höre ich, daß man bei der Geburt der Kinder und eben so desgleichen mit den Leichen der Verstorbenen solchen Unfug treibet und Aberglauben. Welches sind alles dumme und tückische Leute. — Das sollt ihr auch wissen, daß die Mönche und andere Böswichter

Gaukelwerk mit Erſcheinungen treiben und Spuken und Hexen; und ſind viel leichtgläubige Leute, die dem Worte glauben und Gewißheit hoffen. Und Gott redet im N. T. nicht mehr mit uns, wie in dem A. T., das Wort iſt genugſam vorhanden in der Bibel was er zu ſprechen hat. Was er dir aber nicht ſagt, noch ſagen will, ſollſt du nicht begehren, von ihm zu wiſſen, und Gott ſo viel Ehre thun, daß du gläubeſt, es ſei dir nicht noth noch gut zu wiſſen. Darum ſollſt du alles ſolch Geſpucknis der Geiſter froh und fröhlich in den Wind ſchlagen, und dich nicht vor ihnen fürchten, ſo werden ſie dich auch wohl mit Frieden laſſen. So ſprichſt du, ſoll man denn nicht glauben, daß wandelnde Geiſter irre gehen und Hülfe ſuchen? Antworte ich: laß wandeln, was da wandelt, du höreſt, was dir dein Gott gebeut. Gott will nicht, daß wir von den Todten lernen und Wahrheit erforſchen ſollen. Er will ſelbſt unſer lebendiger und genugſamer Lehrer ſein. Denn ſo ſagte Abraham zu dem reichen Mann Luc. 16. Sie haben Moſen und die Propheten, laß ſie

dieſelbigen hören. Aus welchem Texte klärlich folget, daß Gott uns nicht will durch die Todten lehren laſſen, ſondern an ſeine Schrift gehalten haben. Du höreſt auch 5 Buch Moſ. 18, 11., daß es für Gott ein heidniſcher Greuel iſt, von den Todten oder Geiſtern fragen, wo es heißt: es ſoll nicht erfunden werden unter dir ein Hexer, ein Beſchwörer, ein Geiſtesgenoß oder der die Wahrſager frage oder Zauberei treibe oder von den Todten frage. Hieraus iſt leichtlich zu merken, daß ein Spucknis iſt geweſen mit Samuels Auferwecken, 1. Sam. 28. 12. Denn es gehet alles zuwider dieſem Gebot Gottes, darum nicht zu vermuthen iſt, daß der rechte Prophet Samuel ſei durch die Wahrſagerin daſelbſt auferwecket worden. Daß aber die Schrift daſelbſt ſchweiget und nicht ſaget, obs der rechte oder unrechte Samuel ſei, das thut ſie darum, daß ſie von jederman fordert, er ſolle ja wohl wiſſen, daß durch Moſen Gott verboten hat, die Todten zu forſchen, und widerruft ſein Wort nimmer. Und wie ſollte die Zauberin über die Heiligen Macht haben, die

in Gottes Händen allein behalten sind. Also alle die sind verwerflich, die von künftigen Dingen sagen, als die Sterngucker und falschen Propheten; die da etliche Tage für selig, etliche für unselig halten, um zu reisen, zu bauen, zu heyrathen, zu kleiden und zu allen Händeln; die den Teufel beschwören in einem Spiegel, Bild, Schwerd, Glas, Finger, Nagel, Kreis, Ruthen und dergleichen, und allda heimliche Schätze, Geschichten und andere Dinge sehen wollen; die da Milch stehlen, Wetter machen, auf Böck und Besen reiten; die Leute schießen, lähmen, verdorren; die da Vieh und Leute segnen, Schlangen bezaubern, Stahl und Eisen versprechen; die den Leuten sagen wollen, was verloren ist, und was sie thun werden, wie die Ziegeuner pflegen. — Alle dies sind Betrüger und äffen die Leute mit ihrem Gauckelspiel, darum wir ihnen nicht glauben wollen, noch zu ihnen gehen, weil sie nichts können und ihre Kunst verrucht ist. Sie bringen die Leute ums Geld und wollen sie zu bösen Dingen überreden, dazu sie anders nicht können, denn durch solchen Betrug und Bos-

heit. — Da tragen sie graue Kleider, und treiben ihr Spiel mit dir durch Fratzen und Possen. Daß sie dir aber Geld liehen in deiner Noth, die Tasche aufthäten; item, denen Korn liehen, die weder Mehl noch Brod haben, dein die Sonne eher ins Haus kömmt, denn das Brod, da ist niemand daheim. Gieb mir zu essen, gieb mir zu trinken, besuche mich in meiner Krankheit, das möchte mir helfen. Ja da harre einer so lange, bis er einen solchen findet. Großen Namen wollen sie sich machen, durch Wahrsagen und Prophezeien, und ist doch der keines wahr, was sie sagen. Sie fasten und beten, heulen und schreien, thun aber keine Barmherzigkeit an ihrem Bruder, sind nicht so fromm, daß sie andern hülfen. Ey lieber, das ist leicht, wer könnte dies nicht auch thun. Will ich doch wohl einem Esel eine Kappe anziehen, ihn heulen und schreien, fasten und feiern lassen, daß er sich solchen Leuten ähnlich stelle und aller Gleißner Werke.

## Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Sein Urtheil über Geſangbücher, Begräbnisörter und dann auch Kinderzucht.

Von Geſängen aber reden wir, ſagt Luther, daß man nur ſolche nehme, die für das Volk deutlich und verſtändlich ſind, daraus man lernen und ſich beſſern kann. Denn vieler Leute Singen und Beten iſt nichts und kein Lob Gottes, denn ſie verſtehens nicht, und lernen nichts daraus. Sie thun es hin, wie wie eine Gewohnheit, die ſo ſein muß. — Es wird alſo für nützlich und gut angeſehen werden, dahin zu ſehen, damit das Volk den Geſang und anders was verleſen wird daß vernehmen möge, wie Sct. Paulus ſagt: laſſet alles geſchehen zur Beſſerung. — Derohalb, wiewohl es jetzt noch wenig Geſänge giebt, ſollen doch deswegen dergleichen gemacht werden, die das Herz ſtärken und den Geiſt ermuntern, und mag jeder Sorge tragen, der den Geiſt hat, daß er gute deutſche Geſänge

will machen, die für das Volk nützlich und nießbar sind, und das alte weggeschaft werde, wo kein Verstand und Sinn für den Haufen ist. —

So dachte Luther, und wir haben noch immer solche Gesänge, wobei der gemeine Mann sich nichts denken kann oder wohl gar worin irrige und falsche Bilder und Meinungen enthalten sind. O Schande, daß wir Luthers Rath noch nicht befolgt, und gute und erbauliche Gesänge statt der alten unverständlichen und fremdartigen eingeführt haben. Er sahe weiter, als wir.

Das wissen wir wohl, spricht Luther von Begräbnisbrtern, daß bei den Alten der Brauch gewesen ist, beide unter den Juden und Heiden, das Begräbnis außer der Stadt zu haben. Daher es heißt: Man trug ihn zur Stadt hinaus. Daher mein Rath wäre, diesem Exempel nachzufolgen. Denn ein Begräbnis muß ja ein geheimer stiller Ort sein, darauf man mit Andacht gehen und stehen kann, den Tod, das jüngste Gerichte und Auferstehung zu betrachten. — Es ist auch schädlich,

die Leute in den Mauern zu begraben, weil der Geſtank die Luft vergiftet. Darum haben auch die Alten ihre Leichen zu Pulver verbrannt, damit ja die Luft rein bliebe. Es erzeuget Peſt und Krankheiten. Wie denn auch ein ſtattlich Regiment in Städten und Landen iſt, wo man gemeine Häuſer und Spital hält, und ſie mit Leuten verſorgt, die der Kranken warten, dahin man aus allen Häuſern alle Kranken brächte, wie denn unſre Vorfahren ſolches geſucht und gemeint haben, mit ſo viel Stiftungen, Spitalen und Siechhäuſern, daß nicht ein jeglicher Bürger in ſeinem Hauſe müßte ein Spital halten. Das wäre wohl fein löblich und chriſtlich, da auch billig jederman mildiglich zugeben und helfen ſollte, ſonderlich die Obrigkeit. Wo aber das nicht, da müſſen wir fürwahr des andern Spitalmeiſter und Pfleger ſein in ſeinen Nöthen, bei Verluſt der Gnade Gottes und unſerer Seligkeit, denn da ſtehet geſchrieben: was ihr wollt, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen auch. Es iſt auch beſſer in ein Klaghaus zu gehen, als in ein Zechhaus. In jenem ſiehet man,

wie es mit allen Menſchen ein Ende nimmt, und der Lebendige nimmt es zu Herzen. Es iſt Trauren beſſer denn Lachen, denn dadurch wird das Herz gebeſſert. Aber was geſchieht? Wir gehen mit zum Begräbnis, ſehen, daß der heute, dieſer morgen abfährt, da wir alle Tage um und bei ſind geweſen. Ja wir wiſſen, daß der Tod keinen überhüpfet noch verſchonet hat, kömmt auch keiner wieder. Dennoch gehen wir hin wie die Blinden, die eben ſo wenig am hellen Tage, als in der ſtockfinſtern Nacht ſehen. Laſſen uns ſolche Exempel nicht zu Herzen gehen, denken nicht, daß es heute oder morgen auch werde an uns ſein. Derohalben bleiben wir in der alten Haut, gehen immer den alten Trab vor uns hin, wie die alten Karrngäule, die ſich aus ihrem Schritt nicht treiben laſſen. Was aber rechte Chriſten ſind, die nehmen ſich daraus eine Warnung, und denken an die fröhliche Hofnung, daß Gott ihre Freunde nur einige Zeitlang wohl verwahret habe, und daß er ſie uns, ſo fern wir rechte Chriſten bleiben, wieder zuſtellen werde. Derohalben ſind wir

über den Entschlafenen zufrieden — und suchen ihm durch Besserung nachzueilen. —

Was die Kinderzucht betrift, so waren Luthers Gedanken folgende: Es sollte keiner ein Vater werden, er hätte denn gelernt, daß er seinen Kindern kann predigen die Gebote Gottes und das Evangelium, daß er fromme Christen zöge. Aber so wissen sie nichts und können auch ihren Kindern nichts lehren. Man sollte die Kinder recht unterweisen in der Furcht Gottes. Denn sollen die Christen gut werden, so muß man an den Kindern anheben. Wenn ein Mann sein Lebetag nichts anders gutes thut, und zöge nur allein Kinder recht zu der Furcht Gottes, so meine ich, er hätte ihm genug gethan. Das größte Werk, das du thun kannst, ist dieses und ist besser, als alles Beten, Singen, Predigthören und Kirchengehen ohne Herz und Andacht. So lassen die Eltern die Kinder schelten, verlümden, fluchen und denken nur darauf, daß sie die Kinder schmücken und machen, daß sie gesehen

werden vor der Welt, bereiten ihnen Reichthum und Schätze, hängen ihnen einen Sack Gold an den Hals. Die natürliche Liebe will immer die Hände im Spiel haben. In den Sachen aber, die Gott geboten hat, soll ein Vater vergessen, daß er ein Kind hat. Also thun die Eltern aber nicht. Alles was den Leib angehet, das richten sie sorgfältig aus, aber der armen Seelen vergessen sie gar, daß sie sie nicht zur Schule halten und zu Gottes Wort und zu Hause Unterricht geben. Es ist wohl natürlich, ein jeglicher Vater hat das lieb, und gefällt ihnen alles wohl, was ihr Kind thut, ist alles schön an ihm, was es ist, da darf es nicht klagen und schreien. Man muß sich aber das entbrechen und nicht gedenken, daß es in allem gut und fromm ist. Ziehet man also die Kinder übel, so kann man sich wohl die Hölle und höllisch Feuer an den Kindern verdienen. Wie denn die Leute thun, die ihren Kindern böses zulassen, oder sehen lassen oder wohl gar sie gewöhnen an falsch Maaß, Gewicht oder Waare, an Fluchen und Martern der andern Leute. Wehe denen, die

müſſen am jüngſten Tage gar ſchwere Rechenſchaft dafür geben. Wir ſollen es alſo halten, wie Abraham, der auch ſeinen Sohn opferte, da es Gott befohlen hatte. Nun heißt uns Gott das nicht, wie vielmehr müſſen wir das thun, was er heißt. — Man muß auch ſehen, daß man die Jugend mit Luſt und im Guten gewöhne. Denn was man allein mit Ruthen und Stäupen ſoll zwingen, da wird keine gute Art daraus, und wenn man es weit bringt, ſo bleiben ſie doch nicht länger fromm, denn die Ruthe auf dem Nacken liegt. Aber durch Vermahnen und gute Strafen wurzelt es ins Herz, daß man ſich mehr vor Gott als vor der Ruthe und Knüttel fürchtet. Wir müſſen mannichmal mit den Kindern lallen und ihnen in Guten beikommen. Hilft das nichts, dann muß Schärfe ſein.

## Letztes Kapitel.

### Ueber Ungleichheit der Stände und Empörung gegen die Obrigkeit.

Wie wenig Luther Widersetzlichkeit und Empörung gegen rechtmäßige Obrigkeiten gebilligt habe, werden meine Leser sich noch aus der obigen Erzählung erinnern, da er so glücklich den in Thüringen ausgebrochenen Bauernaufruhr stillen half. Aber noch deutlicher sieht man es aus folgenden Aeußerungen: Im äußerlichen weltlichen Leben, da soll die Ungleichheit bleiben; wie denn die Stände ungleich sind. Ein Bauer führet ein ander Leben und Stand, denn ein Bürger, ein Fürst einen Stand, denn ein Edelmann. Da ist alles ungleich, und soll auch ungleich bleiben. Das will Gott also haben; der hat die Stände also geordnet und gestiftet. Wer da wollte eine Gleichheit machen, daß der Knecht so viel gelten soll, als sein Herr, die Magd so viel Gewalt haben, als die Frau, ein Bauer so viel

als sein Fürst, der würde ein sehr löbliches Regiment einführen, wie man an den Aufrührern gesehen hat.

Die Heiden sagen auch, die Aenderung der Regimente und Rechte gehe ohne groß Blutvergießen nicht zu, wie alle Historien zeugen; und ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, so wäre es dreimal verheeret. Darum ich mir nicht lasse gefallen den Meister Klügling, so die weltlichen Rechte meistert, oder alle, die es besser machen wollen. Es ist nicht zu rathen, daß man es ändere, sondern flicke daran, wer kann, weil wir leben, strafe den Misbrauch und lege Pflaster und Schwaden auf die Blattern. Wird man aber die Blattern ausreißen mit Unbarmherzigkeit, so wird den Schaden und Schmerzen niemand bas fühlen, denn solche kluge Balbirer, die den Schwären lieber ausreißen als heilen wollen. Es bleibt wohl dabei: wo ein ungesunder Leib ist, daß daselbst auch Blattern, Eiter und andrer Unflath sei. Regiment aber ist ein solcher Bettlerpelz und

blattrichtes Kind, das die Bocken und Masern hat. Darum müssen darinne etliche fromme Joseph, Naeman, Nathan, Zadoch sein, die es bei dem Leben und Wesen erhalten, daß es nicht gar zu Grunde gehe.

Ich setze euch selbst hie zu Richtern, und stelle es in euer Urtheil, welcher Räuber der ärgste sei: ob es der sei, der einem ein groß Stück Gut nimmt, und läßt ihm doch etwas, oder der, so einem alles nimmt, das er hat, und den Leib dazu? Die Obrigkeit nimmt euch unbillig euer Gut d. i. ein Stück. Wiederum nehmt ihr derselben ihre Gewalt, darinne alle ihr Gut, Leib und Leben steht. Darum seid ihr viel gröbere Räuber, denn sie, und habts viel ärger vor, als sie gethan. Ja, sprecht ihr, wir wollen ihnen Leib und Gut genug lassen; das gläube, wer da wolle, ich nicht. Wer so viel Unrechts darf wagen, daß er einem mit Frevel die Gewalt nimmt, das gröbeste und Hauptstück, der wird es auch nicht dabei lassen, er wird ihm das andere und geringste, so daran hänget, auch nehmen. Frißt der Wolf

ein ganz Schaaf, so frißt er freilich wohl auch ein Ohr davon. Und ob ihr schon so fromm wäret, daß ihr ihnen Leib und Guts genug ließet, dennoch ist es allzuviel geraubt und unrecht, daß ihr das Beste, nämlich die Gewalt nehmet, und selbst euch zu Herren über sie macht. Gott wird euch doch für die größesten Räuber urtheilen.

Könnt ihr nicht denken oder nicht rechnen, lieben Freunde, daß wenn euer Vornehmen soll recht sein, so würde ein jeglicher wider den andern Richter werden, und keine Gewalt, noch Obrigkeit, Ordnung, noch Recht bleiben in der Welt, sondern eitel Mord und Blutvergießen? Denn sobald er sähe, daß ihm jemand Unrecht thäte, würde er zufahren und selbst ihn richten und strafen. Ist nun das unbillig und nicht zu leiden von einer einzelnen Person, so ist es auch von keiner Rotte noch Haufen zu leiden, so kann mans mit keinem Fug und Recht der einzeln Person wehren. Denn es ist auf beiden Theilen gleiche Ursach, nämlich das Unrecht. Denn über

einen öffentlichen Aufrührischen ist ein jeglicher Mensch beides, Oberrichter und Scharfrichter. Gleich als wenn ein Feuer angehet, wer am ersten löschen kann, ist der beste. Denn Aufruhr ist nicht ein schlechter Mord, sondern wie ein groß Feuer, das ein Land anzündet und verwüstet; also bringt Aufruhr mit sich ein Land voll Mords, Blutvergießen, und macht Wittwen und Waisen, und verstöret alles, wie das größte Unglück. Darum soll hier zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres, teufflerisches sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß; schlägst du nicht, so schlägt er dich, und mit dir ein ganzes Land.

Denn ein Mörder oder anderer Uebelthäter läßet das Haupt und die Obrigkeit stehen, und greift nur seine Glieder oder Güter an: ja er fürchtet sich vor der Obrigkeit. Weil nun das Haupt bleibet, soll niemand solchen

Mörder angreifen, weil das Haupt ihn strafen kann; sondern harren auf das Urtheil und Befehl des Hauptes, welchem Gott das Schwerd und Amt zu strafen befohlen hat. Aber ein Aufrührischer greift das Haupt selber an, und fällt ihm in das Schwerd und Amt, daß sein Frevel kein Gleichen hat, gegen den Mörder. Hier ist nicht zu harren, bis das Haupt Befehl thue und urtheile, denn es kann nicht, und ist gefangen und geschlagen; sondern soll zulaufen, wer da kann, unberufen und unbefohlen, und als ein getreues Glied sein Haupt retten helfen, mit Stechen, Hauen, Würgen, und zum Haupt setzen Leib und Gut.

Das muß ich mit einem groben Gleichnis einbilden. Wenn ich eines Herrn Knecht wäre und sähe, daß sein Feind auf ihn liefe mit bloßem Schwerd, und ich könnte das wehren, stünde aber stille, und ließe meinen Herrn so schändlich erwürgen: sage mir, was würde von mir sagen, beide Gott und die Welt? Würden sie nicht billig sagen, ich wäre ein verzweifelter Böswicht und Verrä-

ther, und müßte gewiß Kopf und Theil mit dem Verräther haben? Führe ich aber zu, und sprünge zwischen Feind und Herrn ein, und setzte meinen Leib für meinen Herrn, und erstäche den Feind: wäre das nicht eine ehrbare redliche That, die vor Gott und der Welt gelobt und gepriesen würde? Oder so ich drüber erstechen würde, wie könnte ich christlicher sterben? sintemal ich im rechten Gottesdienst stürbe, so viel es am Werke selbst liegt; und wäre Glauben dabei: wäre ich ein rechter Märtyrer Gottes. Aber dem gemeinen Mann ist hier sein Gemüth zu stillen und zu sagen, daß er sich enthalte auch der Begierden und Werke, so zum Aufruhr sich lenken, und zur Sache nichts vornehmen ohne Befehl der Obrigkeit oder Zuthun der Gewalt.

Dazu sollen ihn bewegen zum ersten, daß, wie gesagt, es doch nicht zur That kommen wird, und eitel vergebliche Worte und Gedanken sind, was davon geredet und gedacht wird. Denn wie gehöret ist, Gott will und wird selber hier der Strafer sein. — Zum

andern, obs gleich möglich wäre, daß ein Aufruhr würde, und Gott so wollte strafen: so ist doch die Weise kein nütze, bringt auch nimmermehr die Besserung, die man damit suchte. Denn Aufruhr hat keine Vernunft, und geht gemeiniglich mehr über die Unschuldigen als über die Schuldigen. Darum ist auch kein Aufruhr recht, wie rechte Sache er immer haben mag, und folget allzeit mehr Schaden, als Besserung daraus.

Sprichst du aber, was sollen wir denn thun, so die Obrigkeit nicht anfahen will? Sollen wirs noch länger gedulden und ihren Muthwillen stärken? Antwort: Nein, du sollst der keines thun. Siehe mein Thun an; habe ich nicht den Papst, Bischöffen, Pfaffen und Mönchen allein mit dem Munde, ohne allen Schwerdschlag mehr abgebrochen, denn ihnen bisher alle Kaiser, Könige und Fürsten mit aller ihrer Gewalt heben abgebrochen? Warum das? Darum, daß Daniel Kap. 8, 25. sagt: Dirser König soll ohne Hand verstört werden, und Sct. Paulus:

Thess. 2, 8. er soll mit dem Munde Christi verstöret werden. Nun mag ich und ein jeglicher, der Christi Wort redet, frei sich rühmen, daß sein Mund Christi Mund sei. Darum darfst du nicht begehren einen leiblichen Aufruhr.

Ende.

Philipp Melanchthon.

Philipp Melanchthons

# Leben

ein

Seitenſtück zu Luthers Leben

von

M. Joh. Fr. Wilh. Tiſcher

Superintendenten zu Planen.

---

Zweite verbeſſerte Auflage.

---

Leipzig 1801.

bei Voß und Compagnie.

# Vorrede zur erſten Auflage.

Man hat das Leben Luthers mit einigen Beifall aufgenommen und mich hin und wieder aufgefordert, in ähnlicher Manier das Leben ſeines groſſen Mitarbeiters zu bearbeiten.

So wenig ich nun der Mann bin, dem eine zum Theil erträgliche Arbeit gleich ein übereiltes Selbſtvertrauen einflöſſen könnte, ſo hatte doch jene Aufforderung den Einfluß, daß ich die Materialien zu dieſer Geſchichte mit groſſer Mühe, ſo viel mir in meinen Umſtänden möglich war, nach und nach ſammelte. Ich fieng an, mir immer das merkwürdigſte aufzuzeichnen, und ſo entſtand gegenwärtige Schrift, die nicht etwa für Forſcher der Kirchengeſchichte, ſondern nur zur Lectüre für diejenigen beſtimmt iſt, die ſich gern über dieſen Mann nothdürftig unterrichten wollen.

Mein geringes Verdienſt liegt vielleicht nur in dem Fleiſſe, mit welchem ich Me-

lanchthons Schriften, und insbesondere seine Vorreden und Briefe benutzt habe. Ich habe daher viele Stellen, noch außer denen, welche schon der selige überaus verdienstvolle Strobel gesammelt hat, ausgehoben, und in einer deutschen Uebersetzung bei Gelegenheit eingeschaltet. Es ist nicht nur überhaupt schön, wenn man einen Mann über seine jedesmalige Lage selbst sprechen hört, sondern solche Aeußerungen liefern auch hin und wieder Aufschlüsse und Bemerkungen, die selbst dem Geschichtskundigen willkommen sein müssen.

Wenn ich übrigens über manche Punkte nur wenig gesagt, und manches ganz weggelassen habe, so bitte ich mich nach dem Zwecke eines Lesebuchs zu beurtheilen. Habe ich aber Fehler in anderer Hinsicht begangen, wie ich von meinem Selbstbewußtsein belehrt sehr gern eingestehe, so muß ich mich freilich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Der Verfasser.

Vor.

# Vorrede zur zweiten Auflage.

Da dieſe Schrift, nach den öffentlichen Urtheilen die Abſicht, in welcher ſie geſchrieben wurde, nicht ganz verfehlen ſoll, ſo weis ich bei dem zweiten Drucke derſelben — den leidigen Nachdruck ungerechnet — nichts weiter zu ſagen, als daß ich hier und dort manches berichtiget und beſonders im Ausdrucke verbeſſert; Zuſätze aber mir nur wenige deswegen erlaubt habe, um das Buch nicht ſtärker zu machen und ſeinen Ankauf zu erſchweren, und daß ich fortdauernd wünſche, bei denen, welche vorher diſen ehrwürdigen Mann nicht kannten, nicht nur ſein Andenken überhaupt, ſondern auch ihm ähnliche Geſinnungen zu erwecken.

Weil

Weil man übrigens dem Kinde schon den Namen des Vaters gegeben und mich hier und dort als Verfasser dieser und der Lebensbeschreibungen von den übrigen Reformatoren genannt hat, so sehe ich mich ungern gedrungen, aus der bescheidenen Verborgenheit herauszutreten und meinen unbedeutenden Namen dieser Schrift vorzusetzen.

Erstes

## Erſtes Kapitel.

### Melanchthons Geburt und erſten Lebensjahre.

Jene erfreuliche und jedem Menſchenfreunde willkommne Erfahrung, daß jeder Irrthum doch endlich, der längſten Dauer ungeachtet, weichen muß und daß er gerade dann weichen muß, wenn er es am meiſten verſucht, ſich geltend zu machen, hat ſich nie kräftiger, nie nachdrücklicher, nie einleuchtender beſtätiget, als in dem ſechszehnten Jahrhunderte. Man kann der Wahrheit Glück wünſchen, man kann ihr allgemeinere Verbreitung und Werthſchätzung vorherſagen, wenn der Irrthum bis zu dem Grade von Kühnheit vorgedrungen iſt, daß er droht, alles um ſich herum zu Boden zu werfen und die unſinnigſten und ſchr[illegible]ichſten Mittel ergreift, um ſich zu behaupten. Dann erſt erwachen alle Gegenkräfte; dann erſt wagen die Vertheidiger der Wahrheit das äußerſte; dann leihen ihnen die Gegner die

wirksamsten Waffen; dann lodert das Feuer helle auf, das noch lange nur im Stillen fortgeglimmt hätte, wenn es nicht selbst von denen, die es löschen und dämpfen wollten, einem ofnern freiern Spielraume ausgesetzt worden wäre.

Das große Werk des genannten Jahrhunderts, dessen wohlthätigen und viel umfassenden Folgen sich noch bis auf unsere Zeiten verbreitet haben und weit in die folgenden Jahrhunderte hinausreichen werden, ist davon der redendste Beweis.

Es schuf eine Menge von Männer, werth des Andenkens der spätesten Nachwelt, welche die Menschengeschichte immer in ihren Urkunden mit dem Kranze an der Stirne auftreten lassen wird. Ihr Gedächtniß wird so lange nicht erlöschen, so lange man sich noch an jene wichtige Begebenheit selbst erinnern wird. Und wenn es nicht nur für den Beobachter der Weltbegebenheiten, sondern für jeden vernünftigen Menschen ein besonderes Interesse hat, diese große Veränderung selbst genauer kennen zu lernen, so ist die Erzählung von dem Leben und Handlungen dieser Männer zugleich mit in dieses Interesse verwickelt. Denn wer weiß nicht, daß man eine Begebenheit nur dann nach

ihrem Urſprunge, Triebfedern, Fortſchritten und Wirkungen beurtheilen kann, wenn man die Theilnehmer und Urheber derſelben gekannt und beobachtet hat.

Zu dieſen Theilnehmern der Reformation — denn welches gröſſere Werk hätte das genannte Jahrhundert aufzuweiſen? — gehört nun ohnſtreitig auch der Mann, mit welchem wir gleich mehrere Bekanntſchaft machen werden.

Philipp Melanchthon, oder wie eigentlich ſein deutſcher Name war, Philipp Schwarzerd, wurde geboren den 16. Februar 1497. Unter allem, was man von Bretten, einer kleinen Stadt in der Unterpfalz, merkwürdiges zu ſagen weiß, iſt wohl der Umſtand der wichtigſte, daß ſie dieſes berühmten Mannes Geburtsort iſt. Durch den Ruhm dieſes ihres Zöglings, der in ihrer Mitte entſproſſen war, wird ſie in der Geſchichte unvergeklicher bleiben, als wenn ſie zehn Belagerungen ausgehalten hätte und hundert unbedeutende Merkwürdigkeiten vorzeigen könnte. Schwerlich würde auch ſein Vater George-Schwarzerd noch anderswo in der Geſchichte genannt werden als in der Lebensbeſchreibung ſeines merkwürdigen Sohnes. Denn ob er gleich ſonſt ein Mann war, welcher an allen Orten,

wo er sich aufhielt, einen guten und unbescholtenen Ruf sich zu erwerben wußte, so ist doch dies noch nicht hinlänglich, um seinen Namen auf die späte Nachwelt zu bringen. Indessen war er zu seiner Zeit kein ganz unbekannter Mann. Er besaß eine vorzügliche Geschicklichkeit in der Stückgießerei und in der Verfertigung von Kriegswaffen. Seine Kenntnisse in diesen Arbeiten erwarben ihm eben so sehr die Bekanntschaft und die Gunst vieler deutscher Fürsten, als sie ihm auch zugleich ein Mittel darboten, sich und seiner Familie nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen. Er hätte reich werden können, ohne geizig zu sein, wenn er den Werth des Geldes nicht gar zu gering geschätzt hätte. Der Sohn erzählt von ihm: „ich habe mir sagen lassen, daß mein Vater „oft von den Käufern seiner Arbeiten nicht so „viel angenommen, als diese ihm geben wollten, und ihnen nicht selten das Geld wieder „aufgezwungen hat, wenn er hörte, daß sie „arm wären. Sein Charakter hatte überhaupt sehr viel eigenthümliches. Aufmerksamkeit erregte seine Treue und Verschwiegenheit. Nichts haßte er mehr, als wenn jemand ein gegebenes Versprechen nicht hielt oder anvertraute Geheimnisse verrieth. Hier nur einige Züge,

die

die ſeinen Charakter in ein helleres Licht ſtellen werden! So hatte ihm einmal jemand das Geheimniß anvertraut, er wolle binnen einiger Zeit eine gewiſſe Perſon heyrathen, wovon aber vor der Hand niemand etwas wiſſen dürfe. Nun traf es ſich aber, daß die Sache gar bald ruchbar wurde, der Freund gehörte zu einer gewiſſen Art von Menſchen, welche viele Dinge wollen geheim gehalten haben und ſie doch aus einer gewiſſen Geiſtesſchwäche jedem, der ihnen in den Weg kömmt, mittheilen. Was that nun George Schwazerd? Voll von Angſt und Beſorgnis, ſein Freund möchte auf ihn den Argwohn des ausgeplauderten Geheimniſſes werfen, reiſete er in der ſchlimmſten Witterung zehn Meilen weit zu Fuße zu demſelben, aus keiner andern Urſache, als um ſich des möglichen Verdachtes wegen zu rechtfertigen.

Ein andermal hatte er verſprochen, zu einer beſtimmten Stunde an einem gewiſſen Orte zu erſcheinen. Unglücklicher Weiſe hatte er ſein Verſprechen aus der Acht gelaſſen. Jetzt aber, nach Verfluß der beſtimmten Zeit, eingedenk ſeines gegebenen Verſprechens, lief er nicht nur eilig an den verabredeten Ort hin, ſondern erſchien auch vierzehn Tage hintereinander

an demſelben, ſo wenig auch nun ſeine Gegenwart nöthig war, blos um zu zeigen, wie ſehr ihn ſein nicht gehaltenes Verſprechen gereue und ſchmerze. Wer muß einen ſolchen Mann nicht lieben, wenn man auch nicht jede Sonderbarkeit billigen kann?

Mit dieſer ſeiner Gewiſſenhaftigkeit ſtand ſeine Liebe zu Gott und der Religion in gleichem Verhältniſſe. Seine Urtheile über die Art Gott zu verehren, wichen freylich von den Vorſtellungen ſeiner abergläubiſchen Zeitgenoſſen nicht im mindeſten ab. Und unſere beſſern Einſichten berechtigen uns, das, was man in dieſem Punkte von ihm weiß, für ängſtlichen Aberglauben und Schwachheit zu halten. So erzählt man, daß er jede Nacht um zwölf Uhr aus ſeinem Bette aufzuſtehen pflegte, um bei demſelben nieder zu knien und einige Gebetsformeln herzuſagen. Und hatte irgend ein Zufall eine Ausnahme von dieſer Gewohnheit verurſacht, ſo war er den ganzen Tag mit ſich ſelbſt nicht zufrieden. Derjenige hätte gewiß ein vergebliches Werk unternommen, der ihn von ſeinen Vorſätzen, die in irgend einer Verbindung mit ſeiner Religioſität ſtanden, hätte abbringen wollen. Beharrlich in allem, was er ſich vornahm, war er doch nichts weniger

als hartnäckig und eigensinnig gegen vernünftige Vorstellungen. Sehr gern gab er Bitten nach; nur durfte ihr Inhalt nicht seiner Gewissenhaftigkeit zu nahe treten. So viel von dem Vater Melanchthons, mit dem meine Leser, die jene Zeiten der Finsternis immer vor Augen behalten, doch wohl noch zufriedner sein möchten, als er mit sich selbst war.

Hier noch eine Anmerkung, die ich einschieben kann, ohne der folgenden Erzählung vorzugreifen. Wenn es nämlich die Erfahrung lehrt, daß körperliche Beschaffenheiten und Temperamentsfehler der Eltern zuweilen auf die Kinder forterben, so finden wir hierin vielleicht einen unerwarteten Aufschluß, wenn wir in dem Sohne etwas ähnliches von der Aengstlichkeit seines Vaters antreffen werden.

Melanchthons Mutter Barbara war eine Tochter Johann Reuters, des damaligen Amtmanns zu Bretten. Sie hatte schon das mit ihrem Gatten gemein, daß sie in gleichem guten Rufe stand. Aber auch ausserdem stimmte ihr beiderseitiger Charakter und ihre ganze Denkungsart sehr gut zusammen. Und selten werden zwei Ehegatten sich so gleich sein, als diese es waren. Auch sie hatte manches sonderbare und abergläubische in ihren Gesinnungen.

gen. Schon der Umstand kann davon ein Beweis sein, daß sie ihren Gatten blos deswegen gewählt haben soll, weil er die erste Mannsperson war, die ihr an dem Tage zu Gesichte kam, als ihr die Nacht vorher von Heyrathen geträumt hatte. Ein Glück, daß ihre Wahl dennoch so gut ausfiel. Ein noch größeres Glück, daß wir in Zeiten leben, wo solche abergläubische Merkmale und Beobachtungen als Lächerlichkeiten erscheinen, die als solche auch dem geringsten Verstande einleuchten. Wer aber jene Zeiten kennt, der wird solche Dinge sehr gewöhnlich, und eben darum an Melanchthons Eltern sehr verzeihlich finden. Es ist nur der Vorzug des großen Geistes, sich über die Denkungsart seiner Zeitgenossen zu erheben. Dies von Melanchthons Eltern verlangen, hieße Verlangen, daß das Wasser über die Höhe seiner Quelle laufen soll. —

Wäre indessen unser Melanchthon in dem väterlichen Hause länger erzogen worden, so hätte vielleicht die Denkungsart der Eltern auf den Sohn übergehn können, und die Reformation hätte einen Theilnehmer und Gehülfen weniger gehabt. Allein Melanchthon war noch sehr jung, als sein Vater starb. Letzterer, von seinem Berufe aufgefordert, war

eben

eben im Jahre 1504, zur Zeit des Baierschen Krieges, nach Mannheim gereiset, um seinem kriegführenden Fürsten neue Kriegswaffen und Kanonen zuzuführen, als er das Unglück hatte, in eine langwierige Krankheit zu verfallen. Man hat vielerlei über die Ursachen derselben erzählt und unter andern vorgegeben, ein Brunnen, aus dem er getrunken habe, sei vergiftet gewesen. Dies sucht man dadurch wahrscheinlich zu machen, weil alle seine Begleiter, die von demselben Wasser getrunken hatten, innerhalb eines Jahres gestorben wären. Doch diese Untersuchung gehört nicht zur Sache. Genug sein Fürst, der ihn als einen sehr brauchbaren Mann kannte, wandte alle nur mögliche Sorgfalt an, um sein Leben zu retten. Eine Frucht dieser Sorgfalt war es vielleicht, daß er doch noch einige Jahre lebte, wiewohl immer siech und kränklich. Wie viel der junge Melanchthon bei der Nachricht von der Krankheit seines Vaters gelitten habe, erzählt der erstere selbst: „Ich hatte, wie „Kinder sind, noch nie an Krankheit und Tod „gedacht, hatte auch niemals einen Kranken „oder Todten gesehen. Als mir daher die „Mutter sagte: der Vater ist krank, muste ich „erst fragen, was das zu bedeuten hätte.

Sie

„Sie hatte mir aber kaum einen Begrif davon „gemacht, als ich mich vor Schmerz nicht zu „fassen wußte. An jenen Tag meines Lebens „denke ich allemal zurück, so oft ich von einer „Krankheit höre.“

Der unschuldige Knabe! Sein Schmerz war gewiß noch größer, als sein Vater wirklich den 27. October 1507. in einem Alter von 47 Jahren mit Tode abgieng. Melanchthon war, gerade zehn Jahr alt und wurde noch an das Krankenbette seines Vaters zwei Tage vor dem Tode desselben gerufen. „Ich erinnere mich „noch, schreibt er, daß mein Vater mich vor „seinem Ende zur Gottesfurcht ermahnte und „mich dem Schutze des Allmächtigen empfahl. „Dabei sprach er viel von schrecklichen Verän„derungen in der Welt, die zu fürchten wä„ren. Ich habe, hörte ich ihn reden, viele „und große Dinge in der Welt erlebt, aber es „stehen noch größere bevor. Gott mag dich „leiten und regieren!“

Er hinterließ ausser unserm Melanchthon noch einen Sohn George und drei Töchter. Ohne Vater und Versorger befand er sich mit seinen Geschwistern freilich nicht in dem besten Zustande. Doch auch an ihm wurde es wahr, womit er späterhin einen jungen Menschen sehr

richtig

richtig tröſtete, welcher frühzeitig ſeinen Vater verlohren hatte: „Nicht immer ſind die Eltern „das Glück ihrer Kinder. Nicht ſelten gedei„hen Kinder beſſer, die frühzeitig Waiſen wer„den. Man hat zu oft die Erfahrung gemacht, „daß die Liebe, Bitten, Fürſprache und Un„terſtützung der Eltern den Kindern eine Ru„hebank ſind, auf welche ſie ſich legen und „ſchlafen.“

Es war ein Glück, daß der Großvater von mütterlicher Seite ſich der beiden Söhne annahm, und ſich der Sorge für ihre Erziehung unterzog. Er ließ ſich die phyſiſche Bildung ſeiner beiden Enkel eben ſo angelegen ſein, als die moraliſche, ſo gut man ſie nach den damaligen Begriffen von Erziehung zu geben wußte. Schade, daß ſeine Fürſorge nicht von längerer Dauer war, und ſeine gute Abſichten ſobald durch ſein Ableben, das nicht lange darauf erfolgte, vereitelt wurden. Noch größerer Schaden wäre es geweſen, wenn er nicht noch kurz vor ſeinem Tode für ſeine beiden Enkel einen beſondern Privatlehrer beſtellt hätte. Dieſer junge Man, Namens Johann Unger, war ſeiner Kenntniſſe und ſeines moraliſchen Charakters wegen gleich liebenswürdig. Unter deſſen Anleitung lernte Melanchthon

die

die Anfangsgründe in den Wissenschaften und dies zwar mit sehr glücklichem Erfolge. Man bemerkte frühzeitig an ihm eben so viel Lernbegierde als natürliche Fassungskraft. Denn beides muß mit einander verbunden sein, wenn man im Studieren Fortschritte machen will. Sein Lehrer hatte überdies die von allen neuern Erziehern so sehr empfohlne Gewohnheit, mehr durch Fragen, als durch eigentliches Lehren seine Schüler zu unterrichten. Ich schließe dies aus einer Aeusserung Melanchthons: „Mein erster Lehrer, schreibt er, ließ mich „mehr reden, als ich manchmal wollte. Das „Fragen hatte gar kein Ende; aber ich danke „es ihm.“ Und wer weiß nicht, daß auf diesem Wege der Verstand junger Seelen am leichtesten entwickelt und gebildet wird?

Wenn jugendliche Eindrücke oft auf das ganze Leben Einfluß haben und nicht so leicht wieder vertilgt werden können, so war vielleicht eben dieser Mann für Melanchthons ganzen Charakter von nicht geringer Wichtigkeit. Er pflegte nämlich immer die Regel im Munde zu führen: „Sei vorsichtig und nachgebend!“ cave ac cede. Wer da weiß, wie leicht solche Gemeinsprüche, von Lehrern gebraucht, auf die Gemüther ihrer Zöglinge übergehen, der wird die

die Sache gewiß der Aufmerkſamkeit werth halten. Ich bitte wenigſtens dieſen Umſtand nicht zu vergeſſen. Vielleicht kann er dazu dienen, uns in der Folge manches Licht über Melanchthons Denkungsart und Verhalten zu geben.

Als Knabe erwarb er die Liebe aller, die ihn kennen lernten. Eine natürliche Folge ſeiner guten Aufführung und ſeines Fleißes! Hierzu kam der Umſtand, wodurch ſich junge Leute nicht wenig empfehlen können, daß er mit ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit und Munterkeit eine anſtändige Beſcheidenheit und Sanftmuth verband. Er war überaus geſprächig und gab, wenn er gefragt wurde, immer lebhafte und naive Antworten. Aber ſobald eine erwachſene Perſon anfieng zu reden, ſo ſchwieg er augenblicklich. Und man muſte ihn ausdrücklich wieder auffordern, wenn er wieder ein Wort ſprechen ſollte. Tadelte man ihn, ſo ſuchte er es zu verbeſſern und fragte wohl zehnmal: Ob es nun ſo, wie er es jetzt mache, beſſer wäre? Lachte man aber über ihn, ſo war ſein Gemüth zu weich, als daß nicht gleich Thränen aus ſeinen Augen hervorbrechen ſollten. Männer, die ihn in ſeiner Jugend gekannt hatten, haben dieſes Gemiſch von Lebhaftigkeit und Zartheit ſeines Geiſtes hin und wieder bezeugt.

Er

Er hatte einen lispelnden Ton in seiner Aussprache, der aber nichts weniger als misfiel. Im Gegentheil schien diese Eigenthümlichkeit jugendliche Geschwätzigkeit nur destomehr zu kleiden. Sehr viele vornehme Familien der Stadt fanden seine Gegenwart so angenehm, daß sie ihn in ihre Gesellschaften aufnahmen und sich sehr gern mit ihm unterhielten. Aber auch diesen Naturfehler suchte er durch Fleiß und Aufmerksamkeit auf sich selbst so zu verbessern, daß man bei zunehmenden Jahren nur wenig davon bemerken konnte.

Jetzt eröffnete sich für ihn eine neue Laufbahn. Er wurde in die öffentliche Schule zu Pforzheim geschikt, wo George Similer der berühmteste Lehrer war. Dieser Mann, ein besonderer Freund der griechischen Sprache, wußte dadurch unter seinen Schülern einen gewissen Ehrgeiz zu erwecken, daß er demjenigen unter ihnen, welcher recht fleißig sein würde, Unterricht in dieser Sprache zu geben versprach. Ein Studium, welches in den damaligen Zeiten nur erst anfieng getrieben zu werden. Melanchthon verhielt sich so, daß der Lehrer sein Versprechen erfüllen muste. Die Erfüllung desselben gewährte ihm zu eben dem Grade Vergnü-

gnügen, in welchem der Schüler Luſt und Eifer bezeigte.

Hiezu kam, daß ein berühmter Gelehrter der damaligen Zeit, Reuchlin, einer der erſten, der gelehrte Sprachkenntnis nach jenem langen Zeitraume der Finſternis in Deutſchland wieder ausbreitete, von mütterlicher Seite ſein naher Verwandter war. Dieſer Umſtand war unſerm Melanchthon überaus günſtig. Denn als einmal Reuchlin ſeine Verwandten auf einer Reiſe beſuchte und unter andern auch den fähigen Kopf dieſes jungen Menſchen bemerkte, faßte er eine ſolche Liebe zu ihm, daß er ihn von der Zeit an nicht anders als ſeinen Sohn nannte. Er ſchenkte ihm verſchiedene Bücher, und machte ſich ein Vergnügen daraus, die Leitung ſeines Studierens über ſich zu nehmen. Und er betrug ſich dieſer Güte nicht unwürdig. Seine immer mehr zunehmende Kenntniſſe in der griechiſchen Sprache waren auch Urſache, daß Reuchlin ſeinen deutſchen Geſchlechtsnamen Schwarzerd in den griechiſchen gleichbedeutenden Namen Melanchthon umwandelte, welcher ihm auch nachher mit Beſtändigkeit geblieben iſt.

## Zweites Kapitel.

### Sein Studieren zu Heidelberg und Tübingen in den Jahren 1501 bis 1518.

Es ist unverzeihliche Anmaßung, wenn Aeltern oder Verwandte ihren jungen Zöglingen einen Beruf mit größerer Willkühr anweisen, als etwa der Gärtner bestimmt, ob er eine Frucht auf dieses oder jenes Gartenbeet pflanzen will. Mehr überlegt oft dieser, wo sie am besten gedeihen wird, als jene die Fähigkeiten ihre Zöglinge prüfen. Die Verwandten Melanchthons waren von dieser Thorheit frei. Da das Talent und die Neigung des jungen Menschen für das Studieren entschieden, so hatten sie nur die Pflicht auf sich, ihm hierin allen Vorschub zu thun. Durch ihre Fürsorge wurde er daher im Jahre 1510 nach Heidelberg gebracht, wo damals eine berühmte Universität war. Ob er gleich nur ein Alter von dreizehn Jahren erreicht hatte, so war doch sein Fleiß und seine Geschicklichkeit den Jahren zu-

vor-

vorgekommen. Sein frühzeitiger Aufenthalt daſelbſt blieb alſo nicht ohne Nutzen. Er verſchafte ſich immer mehr Sprachkenntniſſe, und erhielt dadurch die Gunſt ſeiner Lehrer. Zum Beweiſe will ich nur folgendes anführen. Einer ſeiner Lehrer wurde einmal während der Unterrichtsſtunde plötzlich krank, ſo daß er abbrechen muſte. „Philipp, rief er weggehend, laß „deine Mitſchüler fortfahren und vertritt du meine Stelle!“ Ein dreiſter, ſich fühlender Jüngling würde um ſo mehr den Verſuch gemacht haben, die Stelle des Lehrers zu vertreten, je mehr es ihm geſchmeichelt hätte. Auf den beſcheidenen Melanchthon hingegen machte dieſe Zumuthung einen entgegengeſetzten Eindruck. Beſchämt von dem Vertrauen des Lehrers fieng er an zu weinen. Ein andermal fragte ein Lehrer, der eine griechiſche Frage beantwortet wiſſen wollte, ſeine Schüler: „Wo finde ich unter euch einen Griechen?“ Einmüthig riefen alle: „Melanchthon! Me„lanchthon!“ Wenn ſolche Auszeichnungen eines vorzüglichen Kopfs ſonſt gewöhnlich unter den übrigen Schülern Neid, Eiferſucht und Haß erzeugen, ſo iſt es um ſo mehr zu verwundern, daß er die Liebe ſeiner Mitſchüler in einem ſo vorzüglichen Grade beſaß.

Ganz unerklärbar würde diese Erscheinung sein, wenn uns nicht die Erfahrung lehrte, daß wir in eben dem Grade geneigt sind, fremde Vorzüge anzuerkennen, in welchem unsere empfindlichkeit für den Mangel derselben durch die Bescheidenheit und Sanftheit der Inhaber entschädiget wird.

Diese ihm eigenthümliche Tugend verschafte ihm das Glück, in dem Hause eines berühmten Professors, mit Namen Pallas zu wohnen, dem die ganze Universität eben so viel als unser Melanchthon zu verdanken hatte. Die ausgezeichnete Liebe und Güte, mit welcher ihn dieser Mann behandelte, wußte er sein ganzes Leben hindurch zu schätzen. Denn Undankbarkeit wenigstens war sein Fehler nicht. Beweise davon werden wir weiter unten finden. Der Empfehlung dieses Mannes war es auch zuzuschreiben, daß ihm der Unterricht zweier junger Grafen anvertraut wurde, welche sie so an ihn gewöhnten, daß sie nicht gern ohne ihn sein konnten. Sie erinnerten sich noch lange nachher ihres Führers auf der Universität, und pflogen beständig einen freundschaftlichen Briefwechsel mit Melanchthon.

Das Ziel, wornach damals jeder junge Gelehrte rang, war die Magisterwürde. Natür-

türlich, daß auch er von seinen Freunden veranlaßt wurde, darum anzuhalten. Allein man weigerte sich, einem so jungen Menschen der nicht viel über vierzehn Jahr alt war, diese Ehre zu ertheilen. Ein sonderbarer Grund der Verweigerung, der um so tadelnswürdiger war, je mehr er vielleicht, wie einige Anzeigen vermuthen lassen, in einem unzeitigen Stolze und in der Eifersucht einiger seiner Feinde zu finden war. Indessen war Melanchthon so wenig über diese mißlungene Posse empfindlich, daß er selbst darüber schreibt: „Es „ist zuweilen sehr gut, wenn jungen Menschen „nicht alle Wünsche befriediget werden. Das „habe ich zu Heidelberg erfahren. Statt daß „mich die Verweigerung des Magistertitels nie„dergeschlagen hätte, wurde ich nur desto „mehr zum Fleiße ermuntert."

Nicht also diese gescheiterte Hoffnung, sondern seine Gesundheitsumstände veranlaßten eine Veränderung seines Wohnortes. Einige wiederholte Anfälle vom Fieber liessen seine Verwandten vermuthen, daß sein jetziger Aufenthalt seiner Gesundheit nicht zuträglich wäre. Dieser Umstand und der große Ruhm, welchen damals die Universität Tübingen erlangt hatte, bewog ihn, an den letztern Ort

im Jahre 1512 ſich zu begeben. Dieſe Univerſität war nicht lange vorher von dem Herzoge zu Würtemberg, Eberhard dem Frommen, geſtiftet worden, welcher dadurch ſeinem Lande eine neue Zierde ertheilen wollte. Das war überhaupt ein treflicher Fürſt. Als er einmal ſich mit mehrern Fürſten in Geſellſchaft befand und jeder von ihnen die beſondern Vorzüge ſeines Landes zu rühmen wußte, ſagte er ganz gelaſſen: „Mein Ländchen hat das eigenthüm„liche, daß, wenn ich in demſelben allein her„umirrte, ich auf dem Schooße eines jeden „meiner Unterthanen ſicher und ruhig ſchlafen „könnte.“ Wenn eine ſolche Aeußerung nur aus dem Munde deſſen kommen kann, der ſich der Erfüllung ſeiner Pflichten bewußt iſt, ſo läßt ſich vermuthen, daß der Herzog auch Sorge getragen haben wird, ſeiner neu errichteten Univerſität würdige Lehrer zu geben. Melanchthon ſuchte, ſo viel an ihm lag, von dieſer Bemühung Nutzen zu ziehen. Unermüdet fleißig beſuchte er ihre Vorleſungen und bemühte ſich immer mehr Geſchichte, Sprachkenntnis und Philoſophie zu erlernen. Seine Hauptneigung war jedoch auf die Theologie gerichtet. Aber unglücklicher Weiſe war gerade damals dieſe Wiſſenſchaft mit zweckwidrigen

Strei-

Streitigkeiten und mit ſpitzfindigen aber unnützen Fragen angefüllt, ſtatt daß ſie ſich mit der Erklärung der Bibel und mit dem Vortrage der Religion beſchäftigen ſollte. Daran war aber damals nicht zu denken. Vielmehr ſchätzte ſich Melanchthon überaus glücklich, eine Bibel in die Hände zu bekommen. Er hatte darüber ſo inniges Vergnügen, daß er ſie beſtändig mit ſich herum trug. Nicht nur in der Kirche, ſondern auch auf ſeinen Spaziergängen muſte ihn ſeine Bibel begleiten. Weil dieſe größer, als ein gewöhnliches Gebetbuch war, ſo hatten einige Uebelgeſinnte das Gerücht verbreitet, er läſe in der Kirche fremde, unſchickliche Bücher. Dieſe Gewohnheit, eine Bibel bei ſich zu führen, behielt er auch bis in ſein hohes Alter bei. Und weil er immer an den Rand derſelben Anmerkung ſchrieb, welche ihm bei Gelegenheit beifielen, ſo wußten ſeine Freunde ſich kein beſſeres Geſchenk von ihm zu erbitten, als ein Exemplar der Bibel, das er eine Zeitlang mit ſich herumgetragen hatte.

So haushälteriſch er mit ſeiner Zeit umgieng, ſo war doch ſein Fleiß nicht nur ihm ſelbſt, ſondern auch andern nützlich, denen er Unterricht ertheilte. Und da gewiſſe Uneinig-

kei-

keiten über einige philoſophiſche und theologiſche Sätze entſtanden waren, ſo zeigte ſich auch hier ſein eigenthümlicher Charakter in einem vorzüglich ſchönen Lichte. Voll Verdruß, daß ſolche Streitigkeiten Gelegenheit zu gegenſeitigem Haſſe und Verfolgung gaben, bemühte er ſich immer Frieden und Einigkeit auszumitteln und nach Möglichkeit zu befördern. Wie helle indeſſen ſchon damals ſeine Einſichten waren, davon zeugt ſeine Verbindung mit Männern, die, weil ſie falſche und abergläubiſche Meinungen beſtritten, verfolgt und gehaßt wurden. Kurz, ſein Aufenthalt zu Tübingen, der ſechs ganze Jahr währte, hatte auf ſein folgendes Leben einen nicht geringen Einfluß.

---

## Drittes Kapitel.

### Sein Ruf nach Wittenberg im Jahre 1518.

Es fügte ſich, daß zu derſelben Zeit eine Lehrerſtelle auf der Univerſität Wittenberg erlediget wurde. Da nun der Churfürſt von Sachſen

sen Friedrich mit dem verdienten Beinamen der Weise von unserm Melanchthon vieles rühmliche gehört hatte, so wendete er sich deshalb an den oben erwähnten Reuchlin, den Vetter Melanchthons. Dieser säumte nicht, seinem Verwandten davon Nachricht zu geben und ihm zu rathen, diesen ehrenvollen Ruf anzunehmen. Melanchthon hatte gerade von einem Freunde, der von Tübingen abgieng, Abschied genommen, und war eben mit dem Nachdenken über die so oft verwickelten und unerklärbaren Schicksale mancher Menschen beschäftiget, als er die Nachricht erhielt. Diese besondere Stimmung seiner Seele war vielleicht Ursache, daß er anfänglich nicht viel Neigung zu haben schien, dem Rathe seines Vetters zu folgen. Allein die Gründe, womit jener seinen Rath unterstützt hatte, vermochten so viel über ihn, daß er nach wiederholten Lesen des Briefes ausrief: Herr, dein Wille geschehe! Er machte auch alsbald Anstalten zu seiner Abreise, nachdem er von diesem Vorhaben seine übrigen Verwandten unterrichtet hatte. Zu Tübingen gab man ihm noch laute Beweise, wie sehr man seine Entfernung bedaure. Und ihm selbst war diese wichtige Veränderung nicht gleichgültig. Um sich das schmerzhafte der

Tren-

Trennung von seinen Freunden daselbst zu erleichtern, nahm er nicht persönlich sondern schriftlich von allen Abschied.

Er reisete zu Pferde über Nürnberg und Leipzig. An beiden Orten besuchte er die Gelehrten, fand bei allen eine gute Aufnahme und machte Bekanntschaften, welche ihm nachher auf mancherlei Art nützlich wurden. Am letztern Orte hatte die Akademie ein Fest ihm zu Ehren veranstaltet, wobei man ihm überhäufte Beweise der Hochachtung und Ehrerbietung gab.

So groß die Erwartungen waren, mit denen man zu Wittenberg seiner Ankunft entgegensah, eben so groß war auch sein Bemühen, ihnen zu entsprechen. Der Beifall wenigstens, welchen man seinen Vorlesungen schenkte, war ungetheilt. Nicht nur sein angenehmer, leichter, faßlicher Vortrag, wodurch er die trockendsten Materien unterhaltend und anziehend zu machen wußte, sondern auch sein gutes Benehmen gegen die Studierenden waren davon Ursache. Das Studium der griechischen Sprache hatte, wie schon oben bemerkt worden, damals erst in Deutschland Beifall und Aufmunterung gefunden. Und Melanchthon war es, welcher zu Wittenberg zuerst

darin

darin Unterricht ertheilte. Da ihm aber dies dadurch sehr erschwert wurde, daß seine Zuhörer noch keine griechischen Bücher hatten, wie denn überhaupt griechische Druckereien zu der Zeit noch unter die Seltenheiten in Deutschland gehörten, so ersuchte er den Churfürsten, für Errichtung einer griechischen Officin zu Wittenberg, die der Akademie so nützlich und vortheilhaft sein würde, Sorge zu tragen. Dies genehmigte auch der für die Aufnahme der Universität rühmlichst besorgte Fürst. Die Freude Melanchthons darüber war unbeschreiblich groß. Er sorgte nun dafür, daß einzelne kleine Stücke aus griechischen Büchern für seine Zuhörer in bequemen Format gedruckt wurden, die sich jeder leicht mit wenigem Gelde anschaffen konnte. Sein Verdienst in diesem Punkte wird man erst recht würdigen, wenn man Luthern selbst darüber sprechen hört: „Ich danke es meinem guten Philipp, daß er „uns griechisch lehrt. Ich bin älter, als er. „Allein das hindert mich nicht von ihm zu ler„nen. Ich sage es frei heraus, er versteht „mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht „schäme. Und ich halte dafür, es soll den „Leuten guten Nutzen schaffen, wenn sie grie„chisch lernen: so können sie doch das Neue

„Te-

„Teſtament ſelbſt leſen, und ſehen, was der „Herr und ſeine Apoſtel eigentlich geſagt ha„ben. Das ſoll uns eine beſſere Schutzwehr „gegen der Feinde Verfolgung, als alle Waf„fen und Gewehr ſein. Darum ich auch gar „viel von dem jungen Manne halte, und werde „nichts auf ihn kommen laſſen, ſo lange ich „lebe.“ Ein Geſtändniß, das Luthern eben ſo viel Ehre machte, als Melanchthon.

---

## Viertes Kapitel.

### Seine Bekanntſchaft mit Luthern.

Doch es iſt Zeit von einen für die folgenden Begebenheiten ſo wichtigen Freundſchaftsbund zu reden, auf welchen ich unvermerkt gekommen bin. Melanchthon traf zu Wittenberg den ehrwürdigen Luther an, mit welchem er die engſte Verbindung eingieng. Der Zufall ſelbſt begünſtigte die Vereinigung beider Männer. Denn zufälliger Weiſe war Luther unter allen Profeſſoren zu Wittenberg der erſte, welcher ihm zu Geſichte kam, und Luther war es auch, welchem er nicht nur ſein ganzes Herz ſchenkte, ſondern

in Verbindung mit ihm die gröſsten und wichtigſten Dinge unternahm.

Schon 1517, ein Jahr vorher, ehe Melanchthon nach Wittenberg kam, hatte Luther an dem genannten Orte und in den umliegenden Gegenden ein Aufſehen erregt, welches bald zu gröſsern und unerwarteten Veränderungen Gelegenheit gab. Die Geſchichte des Dominikaner-Mönchs Johann Tezels iſt zu bekannt, als daſs ſie hier einer weitläuftigen Erzählung bedürfte. Kurz dieſer Mann hatte mit ſeinen Ablaſsbriefen, wozu er die Erlaubnis von dem Papſte Leo dem Zehnten erhalten hatte, den ſchändlichſten Misbrauch getriebe'n, und die unwiſſenden Leute überredet, jeder Verbrecher dürfe nur ihm ein Stück Geld geben, um ſogleich nicht nur von den äuſſerlichen Kirchenſtrafen — denn dahin gieng eigentlich die Abſicht der Ablaſsbriefe — ſondern auch von den göttlichen Strafen frei zu ſein. Dies reizte zu ſehr, als daſs nicht eine groſse Menge Volks ihm in der Hofnung hätte zuſtrömen ſollen, Vergebung der Sünden zu erhalten. Tezel trieb dieſen Unfug unter andern auch in der Gegend von Wittenberg. Hier war es aber, wo er an Luthern einen mächtigen Widerſtand fand. Letzterer erklärte ſeinen Ablaſsverkauf

gera-

geradezu für widerrechtlich und schändlich, schlug dawider öffentlich einige Sätze an, und erbot sich, die Wahrheit seiner Angriffe gegen jeden darzuthun. Der Papst, welcher sein Ansehen angegriffen sah, fand sich darüber nicht wenig beleidiget, und versuchte alles mögliche, um die Streitigkeiten beizulegen. Dies würde auch gewiß geschehen sein, wenn nicht ein gewisser Eck, ein öffentlicher Lehrer zu Leipzig, Luthern zu einem gelehrten Zweikampfe herausgefodert und die Widerlegung der von demselben vorgetragenen Lehrsätze versucht hätte. Luther, der selten etwas ohne Zuziehung Melanchthons that, berathschlagte sich mit ihm auch über diesen Punkt. Wenn man in der Folge sehen wird, wie Luther, der vierzehn Jahr älter war, doch kein Bedenken trug, in verwickelten Fällen dem Rathe des jüngern Melanchthon zu folgen, so fällt die Entscheidung schwer, welchem von beiden dies mehr zur Ehre gereicht. Melanchthons Gelehrsamkeit, Klugheit und Wahrheitsliebe war Luthern zu wohl bekannt, als daß er nicht oft von den Talenten desselben Gebrauch machen sollte. Beide kamen sehr oft zusammen und theilten sich einander ihre Gedanken und ihre Kenntnisse mit. Unter andern besprachen sie

sich

ſich auch über die Frage, ob auch wirklich der Papſt das göttliche Anſehen habe, welches er ſich anmaße und ob man bei Zweifeln über Religionsſachen die Entſcheidung von ihm erwarten müſſe.

Sehr bemerkenswerth iſt dabei der Umſtand, daß Melanchthon geneigter war, das Anſehen des Papſtes zu bezweifeln als es zu beſtreiten; Luther hingegen es von dieſem bezweifeln lernte, aber es am erſten beſtritt. Der Papſt hatte zwar ſchon bei Luthern einen großen Theil der Achtung verlohren. Er hieng aber doch noch zu ſehr an den Ueberzeugungen, die er in ſeinem vorigen Mönchsleben eingeſogen hatte. Und niemand wird ſich darüber wundern, der es weiß, wie ſchwer alte Meinungen, beſonders in Religionsſachen, abzulegen ſind. Die Unterredungen mit Melanchthon hingegen trugen ungemein viel bei, ſeinen Zweifeln ein Ende zu machen. Nur wollte Melanchthon gegen das Anſehen des Papſtes nichts gewaltſam vorgenommen wiſſen.

Wir ſtoßen ſchon hier auf eine Bemerkung, welche wir weiter unten noch öfterer zu machen Gelegenheit haben werden. Melanchthon erblickte immer eher Irrthümer und Vorurtheile; aber Luther widerlegte und bekämpfte ſie eher.

Beide

Beide Männer mußten in Verbindung ſein, wenn etwas großes gewirkt werden ſollte. Einer allein hätte die Reformation nicht bewirkt. Beide Männer waren zu dieſem Werke erforderlich, ſo wie zwei Mühlſteine dazu gehören, um Mehl zu geben, wovon einer die Kraft des andern auffangen muß. Eine Beſtätigung von dieſer Bemerkung finden wir ſchon bei Gelegenheit der Diſputation mit dem obengenannten Eck, einem zänkiſchen und ſtreitſüchtigen Manne, der das Anſehen des Papſtes geltend machen wollte. Luther und Melanchthon waren über die Unrechtmäßigkeit der päpſtlichen Macht einverſtanden und erſterer trug kein Bedenken, zu Leipzig zu erſcheinen, und ſeine neuen Ueberzeugungen mit Muth und ohne Rückſicht der möglichen Gefahren zu vertheidigen; letzterer hatte deſto mehr Bedenken, weil er vorausſah, was wirklich darauf erfolgte, nämlich die Erbitterung von Seiten des Papſtes und ſeiner Anhänger. Doch legte Luther es ſeinem Freunde ſo nahe, daß er ihn begleiten mußte. Und die Unterredung fiel zur Ehre Luthers und zum Schimpf ſeiner Feinde aus.

Man hat vorgegeben, Melanchthon habe daran thätigen Antheil genommen. Allein

nicht

nicht nur die Akten, welche darüber geführt worden sind, beweisen das Gegentheil, sondern auch Melanchthons eigene Worte. Hier sind sie: „Ich saß bei der Leipziger Fehde mit dem „Doktor Eck als ein bloßer ruhiger Zuschauer „unter den übrigen, ohne mich selbst in den „Streit zu mischen.“ So viel ist aber gewiß, daß Melanchthon Luthern mit Gründen und Antworten unterstützt haben mag, und daß aus dieser Ursache Eck eben so viel Haß auf Melanchthon als auf Luthern selbst warf. Uebrigens hatte Melanchthons Namen, weil man seine Verbindung mit Luthern kannte, durch diese Reise um ein großes gewonnen.

Bei seiner Zurückkunft nach Wittenberg hörte er nicht auf, sich selbst und andern durch Arbeitsamkeit und Fleiß nützlich zu sein. „Ich „hasse, schreibt er, jedes Selbstlob. Aber „wenn Arbeitsamkeit Lob verdient, so möchte „ich mich fast für dies Jahr (1520) einiger„maßen selbst loben. An meinem guten Willen „hat es wenigstens nicht gelegen, wenn eine „Stunde verschwendet worden ist. Ich kann „gar nicht begreifen, wie manche Menschen „über den Verlust eines Groschen empfindlich „sein können, den sie doch wieder erhalten „kön-

„können. Aber die Zeit kann man nie wieder „bekommen.“

War das Jahr 1520 seines Fleißes wegen merkwürdig, so war es für ihn auch noch in anderer Hinsicht. Schon vorher hatten ihn seine Freunde veranlassen wollen, sich zu verheyrathen. Allein er hatte immer wenig Lust dazu bezeigt. „Man bittet mich, schreibt er, mich „zu vermählen und hält das für eine Verbesse„rung meiner Umstände. Wüßte ich, daß ich „dadurch nicht in meinen Arbeiten und Studie„ren gestört würde, so könnte ich mich leicht „dazu entschließen. Vor der Hand aber wird „es unterbleiben. Ich habe viele junge Män„ner gekannt, welche ein thätiges geschäftvol„les Leben versprachen, durch ihre Verheyra„thung aber in Familienangelegenheiten ver„wickelt wurden, und die schönen Erwartun„gen täuschten.“ Entweder hatte eine bessere Ueberlegung diese anfänglichen Zweifel überwunden, oder die Umstände nöthigten ihn, seine Meinung zu ändern. Er lernte die Tochter Hieronymus Crapps, des damaligen Bürgermeisters zu Wittenberg kennen, und vermählte sich mit ihr am 25. November 1520. „Ich habe alle Gründe erwogen, schreibt er, „welche dabei in Ueberlegung kommen musten,

„und

„und dem Rathe meiner Freunde gefolgt. Ich „haſſe die menſchenfeindlichen Geſinnungen, „nach welchen man eine gewiſſe Ehre und „Weisheit darin ſucht, das weibliche Geſchlecht „zu verachten und ſich dem Eheſtande zu entzie„hen. Mag das weibliche Geſchlecht ſeine „Schwachheiten haben, auch die Männer ha„ben die ihrigen. Wir wollen es ehren, ſchü„tzen und verbeſſern, und, wenn wir mehr „Stärke und Kraft beſitzen, den Beweis da„von dadurch geben, daß wir ſie unterſtützen, „nicht daß wir ſie verachten.“

Luther und alle übrigen, die Melanchthons Verdienſte zu ſchätzen wußten, bewogen ihn zu dieſem Schritte gewiſſermaßen aus eigennützigen Urſachen, weil ſie ſeine Verheirathung als ein Mittel betrachteten, ihn zu Wittenberg zu behalten. Denn ſein Name war zu bekannt und gelehrte Männer zu ſelten, als daß nicht viele Aufforderungen von auswärtigen Fürſten, in ihre Länder zu kommen, an ihn ergehen ſollten. Eine genaue Verbindung mit einer Wittenbergiſchen Familie würde ihn, meinten ſie, an ſeinen bisherigen Wohnort anketten und ihn bewegen, jeden Ruf an einen andern Ort abzulehnen.

Seine getroffene Wahl gereute ihn nicht; denn Catharina Crappen war ein Frauenzimmer von unbescholtenen Sitten und von vorzüglicher Güte des Herzens. „Sie ist eine „Person, rühmt er selbst von ihr, wie ich sie „nur von Gott erbitten konnte.“ So konnte es nicht fehlen, diese Verbindung muste viel zu seinem häuslichen Glücke beitragen. Ein so sanfter gefühlvoller Mann, wie Melanchthon, muß ein zärtlicher gefälliger Gatte gewesen sein. Kein Brief an seine vertrautesten Freunde, wo doch so viele unverschleierte Herzensergießungen vorkommen, enthält nur die mindeste Spur von ehelicher Unzufriedenheit; vielmehr sind alle voll von Aeußerungen über das Glück eines häuslichen Lebens. Konnte dies anders sein, da die Gefährdin seines Lebens solche treffliche Eigenschaften hatte? Sie war nicht nur gütig und wohlwollend gegen ihren Gatten, so daß ihre größte Freude darin bestand, sich von der Gegenliebe desselben versichert zu wissen, sondern auch überhaupt unfähig, einem Bittenden etwas abzuschlagen. Ihre Freigebigkeit gegen Arme war wirklich ausschweifend und ihren häuslichen Umständen nicht angemessen. Wen sie weinend erblickte, der konnte ihr ganzes Mit-

leid

leid rege machen. Viele, welche diese schwache Seite kannten, wußten davon den schädlichsten Misbrauch zu machen. Nicht selten fiel sie daher ihrem Gatten durch unzweckmäßige Fürbitten und Verwendungen für andere beschwerlich. Fast möchte man wünschen, daß sie weniger ängstlich und weich gesinnt gewesen wäre. Hätte Melanchthon eine Gattin gehabt, die sein ohnedies schüchternes Temperament zuweilen mit Muth erfüllt, die ihn bei Gefahren getröstet, bei Leiden aufgeheitert und bei Kränkungen durch häuslichen Frohsinn entschädiget hätte, so würde vielleicht der Einfluß davon unverkennbar gewesen sein. Statt dessen litt sie allemal noch mehr, als er, wenn ihm etwas trauriges begegnete; weinte und wehklagte, wenn sie nur von Gefahr hörte; erregte ihm Zweifel und Bedenklichkeiten, wenn er etwas wichtiges vorhatte; glaubte alles verlohren, wenn nur etwas verlohren war. Es war natürlich, ihrem Gatten muste dies oft empfindlich sein. So wollte er einmal eine Reise vornehmen. Sie aber hatte einmal den Gedanken gefaßt, er werde dabei unglücklich sein, so wenig gegründete Veranlaßung sie auch zu dieser Furcht hatte. Sie hörte nicht auf, ihm mit Bitten und Flehen so lange

anzuliegen, bis er seinen Entschluß aufgab. „Ich mußte ihrer Schwachheit nachgeben, „schreibt er, denn das ist einmal unser Loos."

Ich irre wohl nicht, wenn ich glaube, daß man zu wenig auf diesen Umstand Rücksicht genommen hat, wenn man über Melanchthons Charakter und Handlungsweise urtheilen wollte. Wer ist aber nicht mit mir einverstanden, daß diese Bemerkung in der Schilderung eines so sanften nachgebenden Mannes ungemein fruchtbar sein muß?

Ich gehe zur Geschichte zurück! Seine Ehe, die erst nach sieben und dreißig Jahren durch den Tod seiner Gattin getrennt wurde, blieb auch zu seinem größten Vergnügen nicht ohne Kinder. „Der Gedanke, so drückt er sich ein„mal über diesen Punkt aus, Kinder zu haben, „ist angenehm und wichtig zugleich. Das „erste; denn ich weiß mir nichts erfreulichers „zu denken, als wenn ich junge Seelen um „mir sehe, die mit mir so nahe verwandt sind. „Das zweite; denn was hat wohl mehr Ver„antwortung auf sich, als die Erziehung der „Kinder zur Gottesfurcht und Tugend? Wenn „ich mir das vorstelle, so denke ich mir die „Ehe als eine der edelsten und größten Verbin„dungen auf der Erde." Es wurden ihm zwei

Söhne

Söhne und zwei Töchter gebohren. Mehr davon weiter unten!

Melanchthon hatte unnöthige Furcht gehabt. Er hatte besorgt, durch seine Verheirathung in seinen Arbeiten gestört zu werden. Und er hatte Unrecht. Denn da Luther im Jahre 1521 auf den Reichstag zu Worms citirt wurde, vertraute er ihm die Sorge für den Unterricht der Studierenden fast ganz allein an. „Komme ich nicht wieder, sprach er zu Me„lanchthon, und morden mich meine Feinde zu „Worms, wie es leicht geschehen kann, so be„schwöre ich dich, lieber Bruder, laß nicht ab „zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. „Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich „nicht hier sein kann. Du kannst es noch besser „machen. Darum ist auch nicht viel Schade „um mich; bleibst du doch noch da. An dir „hat der Herr noch einen gelehrtern Streiter.“ Melanchthon erfüllte es redlich, warum ihn Luther gebeten hatte. Und da letzterer, nach einer standhaften Vertheidigung der neuen Religionslehren in Gegenwart des Kaisers und der übrigen Fürsten des deutschen Reichs, von Worms zwar glücklich entkam, aber von dem Churfürsten zu Sachsen, der äußerst besorgt um sein Leben war und ihn zu Wittenberg nicht sicher

genug

genug glaubte, auf das thüringische Schloß Wartburg heimlich gebracht worden war, so war er fast der einzige auf der Universität, welcher gelehrte Kenntnis der Religion vortrug.

Die Menge von überhäuften Arbeiten machten ihn nicht mismuthig; wohl aber die Unruhen, welche während der Zeit in Wittenberg entstanden. Einige Schwärmer, welche höhere Eingebungen von Gott fälschlich vorgaben, verbreiteten daselbst irre und verkehrte Religions-Meinungen, die darum um so gefährlicher waren, je leichter sich schwache Köpfe überall verführen lassen. Melanchthon lachte anfänglich, als ein solcher Schwärmer ihm weitläuftig von einer solchen Offenbarung erzählte, welche er gehabt hätte. Aber die Sache wurde ernsthafter, als er glaubte. Es entstand die größte Verwirrung und Zerrüttung unter der dortigen Gemeinde. So viel Versuche er auch machte, um diesen Gefahren zu begegnen, so waren sie doch alle umsonst. Seine einzige Hofnung setzte er noch auf Luthern, dessen unerschrockner Geist durchdringen und die Unruhen stillen würde. Er bat ihn daher, baldigst nach Wittenberg zu kommen, und Luther ließ sich nicht lange bitten.

Denn

Denn ohngeachtet sein Aufenthalt daselbst noch des päpstlichen Bannes wegen gefährlich war, so kehrte er sich doch daran wenig, weil bei seinem längern Aussenbleiben alles vergebens gewesen wäre, was er und Melanchthon bisher für die Religion gethan hatten. Er kam zur gröſten Freude seines Freundes wieder in Wittenberg den 1. März 1522 an, und brachte durch einige Predigten alles wieder in Ordnung und Ruhe.

Desto leichter konnten nun beide Männer wieder ihre Bemühungen fortsetzen, sowohl durch mündlichen als schriftlichen Vortrag ihre bessern Einsichten in der Religion zu verbreiten. Besonders fuhr Melanchthon fort, die Bücher des Neuen Testaments zu erklären, und sich dadurch um die Verbreitung ächtbiblischer Lehren ein Verdienst zu erwerben, welches man dann erst recht zu schätzen wissen wird, wenn man an die damalige Unwissenheit in der Bibelerklärung zurückdenkt. Seine Geschäftigkeit war auch jetzt zu bewundern. Die gewöhnlichen Arbeiten nahmen schon täglich einen groſsen Theil seiner Zeit weg. Hiezu kamen noch eine Menge von auſserordentlich Geschäften und Zerstreuungen, denen er nicht ausweichen konnte und wollte. Bald kamen Fremde,

die

die seine Bekanntschaft machen wollten, bald muste er Briefe beantworten, bald den Studierenden schriftliche Zeugnisse ihres Verhaltens geben, bald endlich muste er Vorreden zu fremden Büchern schreiben. Unzählbar sind die Bücher, welche er durchsehen, anordnen, vermehren, verbessern und mit Vorreden begleiten muste. Denn sein Name war zu sehr empfehlend, als daß nicht jeder dies hätte wünschen sollen. Ueberlegt man dies alles, so wird man es wunderbar finden, wie ihm noch so viel Zeit zu eigenen Privatarbeiten übrig blieb. Ein gewöhnlicher Kopf hätte freilich auch bei der besten Benutzung jeder kleinen Zwischenzeit nicht so viel leisten können. Ihm aber, einem Manne von Talent und Geisteskraft, wurde manches binnen einer Stunde möglich, worauf ein anderer viele Tage verwendet hätte. Nichts war ihm empfindlicher, als wenn er in seiner schwächlichen körperlichen Beschaffenheit Hindernisse bei seinem Studieren fand. Und doch befand er sich die erste Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg über immer kränklich. Er war geneigt, die Ursache davon in der Veränderung des Klimas und der Lebensart zu finden. Und nur seiner Mäßigkeit und der immer gleichen Ordnung in der Behandlung seines Körpers war

es

es zuzuschreiben, daß sein Körper noch diese anhaltende Anstrengung aushalten konnte.

Wenn es ungemein lehrreich ist, die Gefühle eines Mannes zu bemerken, der bei aller seiner Größe dennoch Lücken und Mängel in seinen Kenntnissen gewahr ward, so gehört hieher folgende Aeußerung Melanchthons: „Man „sagt, das ich die Bibel zu erklären verstünde. „Und Gott ist mein Zeuge, daß ich täglich in „der Erkenntnis seines Wortes zuzunehmen „wünsche. Aber so oft man mich deshalb „rühmt, so oft schlägt mich mein eignes Be„wußtsein nieder. Denn wenn ich es gerade „heraussagen soll, ich verstehe nicht hebräisch.“ Schon zu Tübingen hatte er einige Kenntnis in dieser Sprache erlangt, die ihn aber jetzt noch lange nicht befriedigte. Um diese Zeit war es nun, wo er sich das Studium derselben von neuem vornahm. Und dies zwar mit solchem Eifer, daß der, welcher ihm noch weitern Unterricht ertheilen sollte, über sein öfteres Kommen verdrüßlich ausrief: „Was soll ich aber? „Mir wird bange, denn du brauchst mich nicht „mehr.“

Er war ein großer Liebhaber und Verehrer mathematischen Wissenschaften und von dem wohlthätigen Einflusse überzeugt, welchen sie

auf

auf die Entwickelung und Bildung der Geiſteskräfte äußern. Damit nun die Studierenden Luſt bekämen, ſich mit dem Studium dieſer Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, und ſich nicht von der Trockenheit derſelben zurückſcheuchen ließen; gieng er ſelbſt in Vorleſungen, welche darüber gehalten wurden, ſetzte ſich mitten unter die Zuhörer, wodurch nicht nur dieſe, ſondern auch die Lehrer ſelbſt zu ihrem Fleiße vielen Antrieb fanden.

Alles, was er geſagt und gelehrt hatte, hielt man für ſo wichtig, daß eine Menge ſeiner mündlichen Vorträge und Erklärungen alter griechiſcher und lateiniſcher Bücher, ohne ſein Vorwiſſen, im Druck erſchienen. Die gelehrte Welt war damit zufrieden; nur er ſelbſt nicht, weil er ihnen gern mehr Vollſtändigkeit und Genauigkeit gegeben hätte.

---

## Fünftes Kapitel.

### Seine Reiſe in ſein Vaterland.

Thätiger, als ſeine körperlichen Kräfte geſtatteten, bewies er ſich bis zum Jahre 1524.

Man

Man hatte ihm sehr oft gerathen, seiner Gesundheit wegen irgend eine Zerstreuung zu suchen, und ihm die Unternehmung einer Reise als eine Pflicht vorgestellt, die er seiner Selbsterhaltung schuldig wäre. Da nun seine Verwandten und insbesondere seine noch lebende Mutter ihn inständig baten, er möchte doch die Gegend seines Geburtsorts wieder einmal besuchen, so war er ziemlich geneigt, in ihre Bitten zu willigen. Die Rückerinnerung an seine nächsten Verwandten und an den Ort, wo er seine ersten Lebensjahre zugebracht hatte, erweckte in ihm immer das größte Vergnügen. Wenn man weiß, wie zärtlich und gefühlvoll sein Herz war und wie eigenthümlich ihm die feineren Empfindungen der Freundschaft waren, so kann dies nicht weiter befremden. „Es „kann zum Fehler werden, schreibt er, wenn „man den Ort seiner Geburt mehr als andere „Oerter liebt. Aber süß ist mir es immer, so „oft ich daran zurückdenke. Und wenn ich je„manden aus jener Gegend sehe und höre, „so bin ich so innig vergnügt, als ob ich in „meine Kindheit zurückkehrte. 'Ich glaube „nicht, daß ich deswegen tadelnswürdig bin. „Hat mich doch diese Liebe zu meinem Geburts„orte und zu den Meinigen, so viel ich weiß,

„noch

„noch nicht von einem höhern Berufe abge-
„halten. Ich gehe um des Worts willen, das
„ich verkündigen und womit ich Nutzen stiften
„kann, überall hin, wohin mich der Herr ruft
„und rufen wird.“

Aber es fehlte nicht viel, so hätte der Gedanke, welchen er hier äußert, seinem Vorsatz umgeändert. Er hielt es nämlich für bedenklich, so viele Zeit ohne Nutzen für andere vorbeistreichen zu lassen, und besorgte dadurch seiner Pflicht zu nahe zu treten, bis endlich Luther ihm seine Zweifel benahm und in der Sache den Ausschlag gab: „Reise du, lieber
„Bruder Philipp, in Gottes Namen. Hat
„doch unser Herr auch nicht immer gepredigt
„und gelehrt, sondern ist auch oft unterwegs
„gewesen. Er besuchte selbst zur Zeit seine
„Verwandten und Freunde. Was ich aber
„von dir verlange, komm bald wieder zu uns!
„Ich will dich Tag und Nacht in mein Gebet
„einschließen. Und damit gehst du!“ Ich habe dies deswegen berührt, weil es zum Beweise dienen kann, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Strenge gegen sich selbst Melanchthon seine Berufspflichten zu erfüllen gewohnt war. Nie ordnete er eine seiner Obliegenheiten dem Vergnügen unter.

So

So ernſthaft die Reiſe beſchloßen worden war, ſo vergnügt gieng ſie von ſtatten. Sie geſchahe, wie es Melanchthons Wunſch war, zu Pferde, in Begleitung von vier andern Gelehrten. Weil aber die Gelehrſamkeit dieſes reitenden Zuges ſich nicht bis auf die Kunſt zu reiten erſtrecken mochte, ſo mag es dabei freilich manche Gelegenheit zum Lachen gegeben haben. Wenigſtens ſpielt Melanchthon an einem Orte nicht undeutlich auf dieſe Reiterei an, und erinnert ſich derſelben noch mit vielem Vergnügen, ſo langſam es auch vorwärts gieng und ſo oft ſie ſich der ſchlechten Pferde wegen genöthigt ſahen, Raſttag zu machen. Der Weg führte ſie über Leipzig. Hier kamen ſie gerade an dem Tage an, an welchem einer von Melanchthons daſelbſt wohnenden Freunden im Sterben lag. Melanchthon ſchätzte ſich glücklich, ihn noch einige Augenblicke vor ſeinem Ende ſprechen und ihm ſeine fortdauernde Achtung und Liebe verſichern zu können. „Wie doch, rief er bei der Gele„genheit aus, der Herr unſere Freuden zu „mäßigen weiß!“ Von da richteten ſie ihren Weg über Fulda und Frankfurt. Auch am erſtern Orte wurde ihm die Nachricht von dem Tode Ulrichs von Hutten gebracht, eines

Man-

Mannes, den er überaus schätzte und dem er einige schöne Verse zur Grabschrift machte.

Das Ziel der Reise, das ersehnte Bretten lag endlich vor ihnen, und da Melanchthon diese Stadt in der Ferne erblickte, wurde er so gerührt, daß er von seinem Pferde abstieg, auf seine Knie niederfiel und ausrief: „O va„terländischer Boden! Ich danke dir es, Herr, „daß du mich ihn wieder sehen ließest.“ Die gegenseitige Freude, welche er und seine Verwandten hatten, ist keiner Darstellung fähig. Seine Mutter insbesondere war beim ersten Anblick vor Ueberraschung ganz betäubt. Ihre Umstände hatten unterdessen eine Veränderung erlitten. Sie war nach ihres Mannes Tode zwölf Jahre Wittwe geblieben. Da sie aber erfuhr, daß ihr Sohn, für den sie schon aus misverstandener mütterlicher Zärtlichkeit die Wahl einer Gattin getroffen hatte, sich mit einer Person aus Wittenberg verheirathen wolle, und daß sie sich nun nicht als die Urheberin von dem ehelichen Glücke ihres Sohnes betrachten könne, wurde sie darüber unwillig und schritt — gleichsam um sich zu rächen — zur zweiten Ehe mit Johann Höcheln, der gleichfalls ein Wittwer, sonst aber ein angesehener Mann zu Bretten war. „Ich sehe nun wohl,

„wohl, ſchreibt Melanchthon zu der Zeit, „meine gute Mutter iſt unzufrieden, daß ich „keine Perſon aus meinem Geburtsorte Bretten „zu meiner Gattin gewählt habe. Es thut „mir auſſerordentlich wehe, ihr dadurch „Schmerz verurſacht zu haben. Und welchem „Kinde muß das nicht unangenehm ſein? Aber „ich kann es betheuern, daß ich von ihren Ab„ſichten nichts gewußt habe. Sie liebt mich „zwar noch, aber doch iſt ihr Unwille über „meine Verbindung in ihrem Briefe unverkenn„bar. Gott ſchenke mir Gelegenheit, ihr wie„der Urſache zur Freude zu werden!“

Ich muß mich auf das obige berufen und meine Leſer bitten, ſich zu erinnern, daß Melanchthons Mutter neben ihren guten Eigenſchaften auch manche ſonderbare Grille hatte, ſo wie man gewiß erwarten wird, daß der Sohn dieſe Sonderbarkeit mit Nachgeben wird getragen haben. Aber weniger war es zu erwarten, daß er ſogar ſich ſeines neuen Stiefbruders, eines zugebrachten Sohnes ſeines Stiefvaters, mit allen nur möglichen Aufopferungen annehmen würde. Abweichend iſt es wenigſtens von der Denkungsart gewöhnlicher Menſchen, aber ganz angemeſſen den treflichen Herzen Melanchthons. Er gab ihn einem

seiner Freunde zur Aufsicht und schrieb unter andern: „Laß dir die Sorge für ihn angelegen „sein, und denke, daß du mir dadurch gefällig „bist. Es ist ein Mensch, der Kopf und Ta„lent mit Fleiß und Anstrengung verbindet."

Ein wahrer Gelehrter hat Achtung für andere Gelehrte. Melanchthons süßer Wunsch war es bei dieser Gelegenheit den großen Erasmus zu Basel, einen vorzüglich verdienstvollen Mann der damaligen Zeit, zu besuchen. So gern er sich diese Genugthuung verschaft hätte, so wenig konnte er seinen Verwandten widerstehen, die ihn nicht von sich lassen wollten, und er muste in Bretten bleiben, während daß seine Gefährten allein nach Basel reisten. Seine Mutter wollte überhaupt, er sollte gar nicht wieder nach Wittenberg gehen, weil sie befürchtete, nicht lange mehr zu leben. Und es war auch wirklich das letztemal, daß er sie sahe. Sie starb fünf Jahre darauf 1529. Hiermit widerlegt sich denn auch die falsche Nachricht, daß sie ihren Sohn noch überlebt und ihn auf seinem Sterbebette gefragt habe, ob die katholische oder die evangelische Religion die wahre sei? worauf der sterbende Melanchthon eine sehr zweideutige Antwort soll gegeben haben.

So

So grundlos dieſes ganze Vergeben iſt, ſo gewiß iſt es auf der andern Seite, daß er bei ſeinem jetzigen Beſuche von ſeiner Mutter, welche eine eifrige Anhängerin der katholiſchen Religion war und von den Neuerungen in Religionsſachen zu Wittenberg benachrichtiget worden war, inſtändig gebeten wurde, ſich ja in dieſe Dinge nicht zu miſchen, ſondern dem Glauben ſeiner Väter getreu zu bleiben. Ich kann dies aus Melanchthons eigenen Worten ſchließen: „Viele Leute ſehen unſere Arbeit „(er meint die Bemühungen der Reformatoren) „für etwas ganz anders an. Sie glauben, daß „man die Religion ſelbſt angreift, wen man „ſie von Misbräuchen reiniget und Irrthümer „und Aberglauben beſtreitet. Solche Leute „haſſen uns mit dem beſten Gewiſſen, weil ſie „zwiſchen Wahrheit und Falſchheit nicht zu „unterſcheiden wiſſen. Ich habe davon ſelbſt „bei meiner Mutter einmal die Erfahrung ge„macht, als ich zu Bretten war. Dieſe, glau„be ich, muß man auf alle Art ſchonen und „ſie auf andere Art behandeln, als diejenigen, „welche ſich der Wahrheit aus böſen Abſichten „und Eigennutz widerſetzen. Man kann ſonſt „leicht übel ärger machen und die Gewiſſen be„ſchweren.“ Welch ein ſchöner Beweis ſeiner

weiſen Schonung und Duldung! Wie ganz übereinſtimmend mit ſeiner ſonſtigen Art zu handeln! Er, der gar nicht der Meinung war, daß man mit der neuen Aufklärung zu raſch verfahren möchte, erinnerte oft an die Worte des weiſeſten Aufklärers Jeſu, deren er ſich gegen ſeine Jünger bediente: „ich habe euch „noch viel zu ſagen, aber ihr könnet es nicht „tragen.“

Nach einigen Wochen kamen ſeine Gefährden, um ihn wieder abzuholen. Es wurden Anſtalten zur Rückreiſe gemacht, denen ſich ſeine Mutter aus allen Kräften widerſetzte. Allein vergebens! Eingedenk ſeiner Pflicht, wurde es ihm zwar ſchwer aber doch möglich, von den Seinigen ſich wieder zu trennen.

Hatte er dieſer Verſuchung glücklich widerſtanden, ſo hatte er wieder eine neue auf ſeiner Rückreiſe zu beſiegen. Der Landgraf von Heſſen, Philipp ſchickte einen Abgeordneten an ihn, der ſich mit ihm über die neuen Religionsmeinungen beſprechen und ihn unter vielen und lockenden Verſprechen bewegen ſollte, ſeine Parthei zu verlaſſen, und von Wittenberg wegzu gehen. Hier iſt Melanchthons kurze aber nachdrückliche Antwort: „Was ich für wahr „halte und erkenne, dabei bleibe ich und be-

„haup-

„haupte es ohne Rückſicht auf das Anſehen „irgend eines Sterblichen, ohne Rückſicht auf „Vortheil, Ehre und Nutzen. Und wer die „Wahrheit lehrt, deſſen Anhänger bin ich, „und werde es immer ſein. Aber auch darin „werde ich mir immer gleich bleiben, daß ich „ohne Zank und Verfolgung, ohne Schimpfen „und Schmähen die Wahrheit vertheidigen wer„de. Eben darum bitte und ermahne ich jeden, „dem Ruhe und Einigkeit am Herzen liegt, „alles mögliche zu thun, um Wunden, die ein„mal geſchlagen ſind, wieder zu heilen, und „die Unbeſonnenheit derer aufzuhalten, welche „dieſe Wunden immer wieder aufreiſſen."

Mit dieſer Erklärung die ſeinem Verſtande eben ſo viel Ehre machte, als ſeinem Herzen, entließ er den Abgeſandten. Indeſſen traf es ſich, daß der Landgraf ſelbſt dem Melanchthon und ſeinen Begleitern unterweges begegnete. Der Fürſt, der es dieſen Rittern wohl anſehen mochte, daß ſie zur gelehrten Klaſſe gehören dürften, ritt auf ſie zu und fragte: ob Melanchthon dabei ſei? „Ja, ſagte letzte„rer, ich bin es!" und wollte eben aus Ehrfurcht vom Pferde herabſteigen. „Bleiben „Sie, erwiederte jener, kommen Sie und „übernachten bei mir. Ich habe mancherlei

„mit Ihnen zu sprechen. Sie haben übrigens „nicht das geringste von mir zu besorgen.“ „Ich fürchte nichts, antwortete er, übrigens „bin ich auch der Mann nicht, von dessen Leben „oder Tod viel abhängt.“ „Aber wie, ver„setzte der Fürst lächelnd, wenn ich Sie nun „einem päpstlichen Cardinale überlieferte! „Was meinen Sie, würde ich nicht demselben „einen großen Gefallen thun?“ Melanchthon antwortete darauf ganz gelassen. Endlich bat er den Fürsten, ihn nicht länger aufzuhalten und ihm die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Reise zu geben. Dies geschah unter der Bedingung, daß Melanchthon über das ihm geschehene Anerbieten weiter nachdenken und sobald als möglich eine schriftliche Erklärung dem Fürsten darüber zuschicken sollte. Er erhielt noch sicheres Geleite durch des Fürsten Länder, und die Reise wurde bis Wittenberg glücklich beendiget.

Nahe bei der Stadt aber hatte er einen Schrecken, der sein ganzes Herz erschütterte. Einer seiner Reisegefährden, Wilhelm Nesen, wollte eben bei Wittenberg auf einem Fischerkahn über die Elbe setzen. Unglücklicher Weise stieß der Kahn an einen im Wasser verborgenen Stamm, und neigte sich auf die Seite.

Nesen

Resen stürzte heraus und fand in dem Wasser seinen Tod. Lange betrauerte Melanchthon diesen Freund, den er als einen rechtschafnen und gelehrten Mann geschätzt und geliebt hatte.

---

## Sechstes Kapitel.

### Er errichtet Schulen und visitirt die Kirchen in Sachsen.

Mit weinenden Augen und mit verwundetem Herzen kam Melanchthon zu Wittenberg an, und alles, was sich bei seiner Ankunft ereignete, war nicht geeignet, seine Thränen zu trocknen und sein Herz aufzuheitern. Denn ausserdem, daß seine Frau bald darauf durch einen unglücklichen Fall eine frühzeitige gefährliche Geburt hatte, so machten auch die beständigen Unruhen und Zwistigkeiten, welcher ein gewisser Carlstadt, ein guter aber schwärmischer Mann, immer verursachte, ihm und Luthern manche Sorge und Beschäftigung. Hiezu kam der Bauernaufruhr, der in dem folgen-

genden Jahre 1525 in der Gegend von Thüringen entstand, aber doch endlich mit der Enthauptung Thomas Münzers, des Urhebers desselben, geendiget wurde. Mitleid und Bedauern erwecken die Briefe, welche er um diese Zeit schrieb. Aus denselben leuchtet wenigstens sein inniger Antheil hervor, welchen er immer an dem Glücke oder Unglücke seiner Mitmenschen zu nehmen pflegte. „Gott, „schreibt er, geht mit uns wunderbare Wege. „Ich leide dabei unbeschreiblich. Oft stehe ich „mit Kummer und Sorgen auf, und des „Abends wollen sich meine thränenden Augen „nicht schließen. Ich könnte zwar ruhig sein, „aber wer kann so hart sein, daß es ihn nicht „rührte, wenn andere leiden? Mein Schmerz „würde mich längst aufgezehrt haben, wenn „mich nicht die Ueberzeugung tröstete, daß alles „doch zum Besten des Ganzen hinausläuft, „wenn auch einzelne Glieder leiden.“

Sein Schmerz würde dadurch noch vermehrt worden sein, daß sein Landesherr, der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, am 3. Mai 1525 zu Lochau, jetzt Annaburg genannt, wider Erwarten aus der Welt gieng, wenn er nicht einen eben so würdigen Nachfolger hinterlassen hätte. Der Bruder desselben,

Johann

Johann der Standhafte, gelangte nach ihm zur Regierung. Dieſer Herr, ein eben ſo großer Freund der neuen Religionslehren als ſein Vorgänger, unterſchied ſich nur dadurch von jenem, daß er weit raſcher und kühner zu verfahren pflegte. So wie jener keine gewaltſame Veränderungen vorgenommen wiſſen wollte und deswegen immer noch äußerlich der römiſchen Kirche zugethan blieb, ſo gab dieſer der Reformation öffentlich Beifall. Auf ſeinen Befehl wurden nun evangeliſche Prediger eingeſetzt, und der öffentliche Gottesdienſt von vielen zweckwidrigen und unnützen Ceremonien gereiniget.

Vielleicht aufgemuntert durch des Churfürſten raſches Verfahren that auch Luther einen Schritt, den man nicht erwartet hätte. Den 11. Junius 1525 verheyrathete er ſich mit Catharina von Bore. Dies muſte nun freilich deswegen großes Aufſehen machen, weil er als Mönch das Gelübde gethan hatte, ſein Leben hindurch im eheloſen Stande zu bleiben. Er glaubte indeſſen triftige Gründe zu haben, die ihn dazu bewogen. Um die Unrechtmäßigkeit der Kloſtergelübde zu zeigen, hielt er es für Pflicht, mit ſeinem eigenen Beiſpiele voranzugehen

gehen und dieſe Gelübde zu brechen. Mehr iſt davon in Luthers Leben geſagt worden.

Indeſſen hat nicht leicht eine Begebenheit Melanchthons Herz ſo ſehr erſchüttert, als dieſe Handlung Luthers, mit der er ſchlechterdings nicht zufrieden war. Weit gefehlt, daß er dieſen Schritt an und für ſich misbilligen ſollte. Nur ſahe er die Schmähungen und ſchiefen Urtheile voraus, welche man von katholiſcher Seite ſich darüber erlauben würde. Und er ſahe recht. Denn es wäre ein vergeblicher Verſuch, die Menge von Verunglimpfungen zu beſchreiben, welche Luther dieſer einzigen Handlung wegen erfahren muſte. Luther merkte nicht ſobald die Mißbilligung ſeines Freundes, den er liebte und ſchätzte, als er ſelbſt anfieng, darüber unruhig und betrübt zu werden. Doch auch hier bewies ſich Melanchthon als den weiſen und ſchonenden Mann, der ſeinen Freund wieder auf alle nur mögliche Art aufzurichten und ihm die vorige Ruhe wieder zu geben bemüht war.

Alle dirſe Ereigniſſe vermünderten zwar Melanchthons Heiterkeit; aber nicht ſeinen wohlthätigen Einfluß auf die Studierenden. Er war nicht blos auf Wittenberg beſchränkt, ſondern erſtreckte ſich auch auf andere Städte

und

und Länder. So wollte der Rath zu Nürnberg eine groſse öffentliche Schule errichten und sahe sich deswegen nach einem Manne um, der den Plan über die Einrichtung derselben machen sollte. Nur in Melanchthon glaubte man diesen Mann zu finden. Man schrieb daher an ihn und bat ihn einmüthig, in dieser Absicht selbst nach Nürnberg zu kommen. Er willigte auch in ihre Bitten, gieng selbst mit Erlaubnis seines Fürsten, im Jahr 1526 nach Nürnberg und diese Stadt hatte ihm eine Wohlthat zu verdanken, wofür man lange nachher noch sein Andenken segnete.

Mehr noch hatten ihm jetzt die Kirchen und Schulen in Sachsen zu verdanken. Luther hatte schon längst den Churfürsten von Sachsen gebeten, die Schulen und Kirchen im Lande visitiren zu lassen, um Ordnung und Einigkeit herzustellen. Die Nothwendigkeit dieser Sache fiel in die Augen. Da gab es keine Aufsicht, noch weniger bestimmte Gesetze, nach welchen man sich richten konnte. Das alte war abgeschaft, aber noch nichts neues dafür gegeben. Da es aber immer von einigen Vornehmen am Hofe hintertrieben worden war, die bei der Unordnung ihren Vortheil hatten und sich mit den kirchlichen Gütern bereicherten, so

gieng

gieng Luther selbst einmal unangemeldet in das Zimmer des Fürsten, und stellte ihm die Nothwendigkeit der Sache vor. Melanchthon war derselben Meinung und hatte Luthers Vorschlag durch ein besonderes Bittschreiben unterstützt.

Diese vereinte Bemühung hatte nun die gute Folge, daß verschiedene Theologen, unter welchen Luther und Melanchthon die Hauptpersonen waren, nebst einigen churfürstlichen Räthen im Lande herumreiseten und den Zustand der Kirchen und Schulen untersuchten. Für unsern Melanchthon war diese Beschäftigung überaus empfindlich. Es that ihm ausserordentlich wehe, wenn er die große Unwissenheit und den Aberglauben bemerkte, welcher unter dem gemeinen Volke herrschte, und dabei so wenig Gelegenheit gewahr wurde, wie man diesem allen recht bald entgegen arbeiten könne. Denn selbst die Prediger waren damals nicht viel gelehrter, als die, welche von ihnen unterrichtet werden sollten. „Wie kann man es „verantworten, schreibt er, daß man die armen „Leute bisher in so großer Unwissenheit und „Dummheit gelassen hat! Mein Herz blutet, „wenn ich diesen Jammer erblicke. Ich gehe „oft bei Seite, und weine meinen Schmerz „aus, wenn wir mit der Untersuchung eines

„Orts

„Orts zu Stande sind. Und wer wollte nicht „jammern, wenn man sieht, daß die Anlagen des „Menschen so ganz vernachläßiget werden, und „die Seele desselben, die so viel lernen und „fassen kann, nicht einmal von ihrem Schöpfer „und Herrn etwas weiß.“ Und an einem andern Orte sagt er: „Die Besuchung der Kirchen „und Schulen verursacht mir groſse Beschwerde. „Ich ziehe mir dadurch nur Haß zu, weil ich „der unbesonnenen Hitze einiger nicht zu Willen „sein mag.“

So vielen Verdruß diese Arbeit ihm auf der einen Seite machen mochte, so wohlthätig war sie auf der andern. Sehr viele Mißbräuche wurden nun abgeschaft, nützliche Anstalten getroffen, Schulen errichtet, welche entweder gar noch nicht waren, oder in dem traurigsten Zustande sich befanden, und an der Stelle der Prediger, welche zu unwissend waren, um ihr Amt mit Nutzen zu verwalten, neue eingesetzt.

Jetzt erhielt auch Melanchthon von dem Churfürsten den Auftrag, die bekannten Visitations-Artikel zu schreiben. Sie enthalten eine kurze Anweisung, wie und was Prediger und Schullehrer künftighin unterrichten und wie sie den öffentlichen Gottesdienst einrichten sollten. Dieses Buch sollten sie immer vor

Augen

Augen haben, um alle Ungleichheit und Unordnung zu vermeiden. Dabei umfaßt es in einer angenehmen Kürze die wichtigsten Wahrheiten der Religion, und ist so geschrieben, wie man es nur von Melanchthon erwarten konnte. Er hatte es zuerst lateinisch geschrieben, und es erschien bald ohne sein Vorwissen im Druck. Weitläuftiger übersetzte er es nachher ins Deutsche. Der Churfürst übergab es vorher noch Luthern zum Durchsehen. „Alles ist schön „und vortreflich, schreibt Luther, wenn nur „alles so gethan und gehalten wird, wie es „hier vorgeschrieben ist.“ Es wurde nun unter dem Titel gedruckt: Unterricht der Visitation an die Pfarrherren im Churfürstenthum zu Sachsen. Wittenberg 1528. Das Buch fand bei Vernünftigen solchen Beifall, daß es in demselben Jahre noch sechsmal aufgelegt und sehr oft noch in den folgenden Jahren gedruckt wurde. Nicht allein Prediger, sondern überhaupt jedermann konnte sich daraus mit den wichtigsten Lehren der Religion bekannt machen. Vorzüglich war es andern Städten und Ländern sehr nützlich, wo nach und nach die Reformation eingeführt wurde. Für diese war es die Norm, nach welcher man den äußerlichen Gottesdienst ein-

einzurichten und über kirchliche Angelegenheiten zu entscheiden pflegte.

Ich wäre geneigt, den Grund des ausserordentlichen Beifalls, den diese Schrift erhielt, in der Klugheit und Schonung zu finden, womit der Verfasser seine Gegner behandelte. Er suchte besonders diejenigen Lehrsätze, welche Luther in der Heftigkeit des Streites nicht behutsam genug ausgedrückt hatte und die seine Anhänger noch unvorsichtiger vortrugen, besser und deutlicher vorzutragen, sie vor möglichen Mißdeutungen zu retten, und auf diese Art allen von den Katholiken der evangelischen Lehre gemachten Vorwürfen zu begegnen. „Bei diesem „Buche, so erklärt er sich selbst einmal über die „Absicht desselben, bin ich vorzüglich darauf umgegangen, daß nur das nöthigste und wichtigste „in den Kirchen gelehrt und alle die Streitigkeiten übergangen werden möchten, die zu einem „christlichen Leben wenig beitragen. Jeder „nachdenkende Leser wird daher oft genug auf „Stellen stoßen, wo ich absichtlich vielen Gelegenheiten zu Streitigkeiten zuvorgekommen „bin.“ Weiser, guter Mann! wie viel Unheil würde in der Kirche weniger entstanden sein und noch entstehn, wenn du mehrere deines gleichen gehabt hättest, wenn alle und vorzüglich

lich die Lehrer der Kirche etwas von deiner Schonung und Duldung geerbt hätten! —

Denn es war in der That zu fürchten, daß manche Lehrsätze Luthers, unrecht verstanden, zu mancherlei Unordnungen und einem rohen Leben Anlaß geben möchten. So konnte die evangelische Lehre vom seligmachenden Glauben, mißverstanden, zu der Meinung veranlassen, als ob ein frommes untadelhaftes Leben dadurch überflüßig gemacht werde. Nachdrücklich schärft er es daher den Predigern ein, sie möchten ja dieser falschen Auslegung vorbeugen und ihre Zuhörer ernstlich zur Besserung und Uebung guter Handlung ermuntern. „Es ist nicht Noth, „sagt er darinne, daß man viel disputirt von „eigenem Verdienst. Viele schreien: gute Wer„ke verdienen nichts. Da doch viel besser wäre, „man triebe die Leute, gute Werke zu thun und „ließe die scharfen Disputationes fallen. Es „ist genug, zu lehren, daß Gott solche Werke „fordere und Belohnung gebe. Viele Predi„ger trösten wohl die Leute und sagen viel vom „Glauben und Vergebung der Sünden, sagen „aber nichts von Buße, Gottesfurcht und Got„tes Gericht.“ Denn es war allerdings wahr, was man von katholischer Seite den evangelischen

ſchen Lehrern vorwarf, daß man auf der andern Seite zu weit gieng und von guten Handlungen gar nichts wiſſen wollte.

Weil auch Luthers Lehre von der chriſtlichen Freiheit, nach welcher jeder Menſch in ſeinen Ueberzeugungen von Gott und der Region nicht geſtört werden dürfe, ſondern ſeinen Einſichten und Gewiſſen folgen könne, leicht Misverſtändniſſe verurſachen konnte, ſo nahm er Gelegenheit, auch hiervon weitläuftig zu reden. Er bewies daher, daß die evangeliſche Lehre von den Unterthanen Gehorſam gegen die Obrigkeit fordere, und mithin die Beſchuldigung der Katholiken ungegründet ſei, als ob dieſe Lehre den in vielen Ländern entſtandenen Bauernaufruhr hervorgebracht habe.

Die Erfahrung, daß die Schüler öftrer die Fehler, als die Tugenden ihrer Lehrer nahmen, fand ſich auch damals beſtätiget. Es iſt nicht zu leugnen, daß Luther gegen den Papſt und deſſen Anhänger ſich manche Heftigkeit erlaubt hat. Seine Schüler hingegen wußten ſich kein gröſſeres Anſehen zu geben, als wenn ſie in ihren Schriften und Predigten gleichfalls auf den Papſt und ſeine Lehre losdonnerten, ohne zu überlegen, ob es in ihrer Lage zweckwidrig

ſei

sei und zur Erbauung diene, und ob sie auch in andern Stücken die wirklichen Tugenden Luthers nachzuahmen im Stande wären. Melanchthon, eingedenk, daß diese Art des Vortrags der guten Sache nicht immer nütze, sondern oft schade, war mit allem Eifer bemühet, auch diesem Unwesen vorzubeugen. An mehrern Orten dieser Artikel bezeugt er seinen Unwillen über diejenigen, welche über den Schmähungen gegen den Papst und Andersgesinnte gerade die wichtigsten Dinge übersehen. „Die „haben, das sind seine merkwürdigen Worte, „den Papst noch nicht überwunden, die sich „dünken lassen, ihn überwunden zu haben.“ Ein katholischer Gelehrter, welcher diese Erinnerung Melanchthons gelesen hatte, schrieb daher: „Wenn deine Schüler das thun und an„nehmen sollen, so müssen sie hinfort länger „auf eine Predigt studieren, denn sie bisher „gethan haben. Denn wenn sie eine Stunde „geprediget haben, so sind fast drei Theile da„von mit Schmähung der Päpste und Bischöffe „verlaufen.“ Melanchthon selbst urtheilt über diesen Gegenstand sehr weise. „Ich höre die „neuen Lehrer unserer Kirche predigen und habe „dabei oft nicht geringen Verdruß. Denn ich „kann gar nicht einsehen, was man durch das

Zanken

„Zanken und Poltern für Nutzen ſtiftet. Dem „Volke muß man die Wahrheit vortragen und „alle gelehrte Streitigkeiten weglaſſen, welche „nur für die Bücher gehören und wo möglich „auch da vermieden werden müſſen. Muß „dadurch nicht Haß und Erbitterung von bei„den Seiten entſtehen, woran der gemeine „Mann gar nicht gedacht hätte, wenn er nicht „erſt darauf aufmerkſam wäre gemacht wor„den?“ Seit wie lange — man erlaube mir dieſe Frage — hat man wohl ſeinen Wunſch in Erfüllung gebracht und alle gelehrte Fehden und ſubtile Fragen von der Kanzel verbannt? —

Allein ſelten gefallen einander zwei Fußgänger, wovon einer einen ſanften gemäßigten, den andere aber einen raſchen derben Schritt hat. Der ſanfte und gelinde Vortrag und die Mäßigung, deren ſich Melanchthon bediente, war manchen ein Aergernis. Viele, die gar keinen Sinn für dieſe Tugend hatten, und denen nichts willkommen war, als was recht hart und derb geſagt war und aus Lärmen und Poltern beſtand, zeigten ihren Unwillen über dieſes Buch nicht undeutlich. Man gieng ſo weit, daß man ihn ſogar in dem Verdacht hatte, als wolle er auf die katholiſche Seite übergehen. Er ſelbſt klagt darüber: „Ich bin gemäßigter

„g ewesen, als manche wollen. Aber mir liegt „nichts mehr am Herzen, als öffentliche Einig„keit und Friede. Diesen wollte ich dadurch „befördern, daß ich die Lehrer der Kirche zur „Mäßigung ermunterte und dies zwar auf aus„drücklichen Befehl des Churfürsten.“ Auch Luthern suchte man wider ihn aufzuhetzen. Allein diese Bemühung mißlang. Besonders versuchte dies ein gewisser Agricola, welcher Rektor an der Schule zu Eisleben war. Dieser Mann, welcher vom Melanchthon viele Freundschaftsbeweise erhalten hatte, zeichnete sich jetzt dadurch aus, daß er über seinen Freund mit vielen Schmähungen herfiel, und, da dieser wider sein Erwarten so gelassen blieb, ihn sogar bei Hofe in übeln Ruf zu bringen suchte. Der Churfürst, von dem Wunsche durchdrungen, diesem Zwiste ein Ende zu machen, berief Luthern, Melanchthon und den genannten Agricola nach Torgau zu einer freundschaftlichen Unterredung. Man entsprach auch der Absicht des Fürsten. Luther schreibt davon: „Der „bekannte Streit zu Torgau hatte nichts auf „sich. Er wurde gar bald beigelegt, und wir „denken nun alle übereinstimmend.“

Wie war auch anders der Ausgang eines Streites zu erwarten, in welchem der friedliebende

beide Melanchthon verwickelt wurde? Eine Aeußerung deſſelben läßt uns ſchon das errathen, die ihn in einem zu ſchönen Lichte darſtellt, als daß ich ſie übergehen dürfte: „Wenn „edle und gute Handlungen uns ſchon an und „für ſich einen wahren Werth ertheilen, und „nicht erſt die Belohnungen der Welt, ſo bin „ich für das erſtere, wie ich hoffe, am meiſten „bemüht geweſen. Ueber die Belohnungen bin „ich nicht ſehr bekümmert. Schon längſt er„fuhr ich, wie ſehr mich einige haſſen. Könnte „mich irgend eine Rückſicht auf die Gunſt an„derer bei meinen Handlungen beſtimmen, ſo „würde ich vielleicht unwilliger über den Tho„ren (er meint den Agricola) ſein, welcher mit „mir und meinem guten Namen ſein Spiel „treibt. Zorn und Haß iſt aber meinem Her„zen zu fremde, um aus dieſer Urſache etwas „pflichtwidriges zu thun. Und für meine Ehre „ſorge ich weniger, als daß ich ſie zum Nach„theil des gemeinen Beſten vertheidigen ſollte. „Niemals habe ich den nur für einen mittel„mäßigen Mann gehalten, der das gemeine „Beſte ſeiner Ehre unterordnet und von der „Gunſt anderer abhängig iſt.“ Ein Ausſpruch, den alle diejenigen beherzigen möchten, welche, unfähig Widerſpruch zu ertragen, ſich

mit auf den Reichstag nahm, welcher im folgenden Jahre 1529 zu Speier gehalten wurde, und sich dabei sehr oft seiner Rathschläge bediente. Schon hier wurden verschiedene Beschlüsse zum Nachtheil der evangelischen Stände gefaßt. Die letztern brachten zwar ihre Beschwerden dagegen ein, aber man schien darauf keine Rücksicht nehmen zu wollen. Doch betrug sich auch jetzt Melanchthon nach seiner gewohnten Art. Wenn einige von evangelischer Seite durch ein unvorsichtiges und unzweckmäßiges Betragen die Erbitterung der Katholiken reizten, so war er es wieder, der solche Handlungen zu mildern, und, wo möglich, wieder gut zu machen suchte. Er widerrieth es schlechterdings, schon jetzt gewaltsame Maaßregeln zu ergreifen. Weit entfernt, die Sache zu mißbilligen, welche man vertheidigte, tadelte er nur oft die Art, wie man seine Absichten durchsetzen wollte. Da er selbst alle Irrthümer haßte und nichts so sehr wünschte, als die Wahrheiten der Religion von menschlichen Zusätzen abzusondern, so mißfiel ihm doch die Hastigkeit, mit welcher manche diese Aufklärung betrieben, welche stolz auf ihre neuen Einsichten andere verachteten und dadurch der guten Sache mehr schadeten als nützten. „Es ist verdrieslich,

„schrieb

„schrieb er von Speier aus, wenn einige so „sehr stürmen. Dadurch werden die Sachen „schlimmer, da man sie doch besser machen will. „Ich verkenne ihre guten Absichten nicht. Aber „man sollte mich nur nicht fragen, wenn man „über meine Einwendungen unzufrieden ist. „Kann ich dafür, wenn ich nicht so hitzig bin? „Dabei nimmt man gar nicht auf Zeit und Um„stände Rücksicht, und nennt mich einen ver„zagten Mann, wenn ichs thue. Gott wird „alles leiten und lenken. Ihm sei die Sache „heimgestellt!“

Daß jedoch sein Nachgeben nicht über die Pflicht hinaus gieng, daß er vielmehr ohne Furcht widersprach, wo er widersprechen muste, bewies allenfalls sein Betragen zu Speier. Es geschahe mit seiner vollkommnen Einwilligung, daß man gegen die ungerechten Beschlüsse des Reichstags förmlich protestirte und dabei an ein freies Concilium und an den Kaiser, welcher bei dem Reichstage nicht zugegen war, appellirte. Diese Protestation wurde auch dem Kaiser überbracht, welcher eben auf einer Reise nach Italien begriffen war. Das ist der Ursprung des Namens Protestanten, der, wenn man auf die Geschichte seiner Entstehung Rücksicht nimmt, nichts als wahr anzuer-

zuerkennen, was sich nicht aus Vernunft und Schrift beweisen läßt; sich keine Ueberzeugungen ohne Gründe aufdringen zu lassen; von menschlichen Meinungen, von den Ansprüchen gewisser Personen, von den Ueberlieferungen des Alterthums nicht abhängen zu wollen, sondern beständig seine Meinungen nach dem Grade seiner Einsichten zu verbessern. — Schöner, hoher Geist des ächten Protestantismus — wie wenige, die sich Protestanten nennen, können sich deiner Einwohnung rühmen!!

Diesen Namen führt nun auch noch die reformirte Religionsparthei, welche eben so wie die Anhänger Luthers sich von den Mißbräuchen der römischen Kirche losgemacht hatte. Sie stimmten fast in allen übrigen Lehrsätzen mit einander überein, nur wichen sie in der Lehre vom Abendmal von einander ab. Das war nun freilich um so mehr zu bedauern, je mehr dieser einzige Umstand Gelegenheit zu Streitigkeiten gab, und die Gemüther gegen einander aufbrachte. Man fühlte das unangenehme dabei schon damals und versuchte alles mögliche, um beide Partheien mit einander zu vereinigen. In dieser Absicht musten sich die vornehmsten reformirten und evangelischen Theologen, unter welchen letztern Luther und Melanchthon

thon die vorzüglichsten waren, zu Marburg in demselben Jahre 1529 versammlen, und sich über ihre Meinungen besprechen.

Es läßt sich schon erwarten, wie geschäftig sich unser Melanchthon bewiesen haben mag, um diesen schönen Zweck zu befördern. Und in der That, er ließ nichts unversucht, um sie einander näher zu bringen. Aber wie es zu gehen pflegt, wenn zwei Personen Gründe für ihre verschiedene Meinungen einzusehen glauben. Jeder glaubt die Wahrheit auf seiner Seite zu haben, und trägt Bedenken, dem andern beizustimmen. So auch hier. Luther und Zwingli — denn so hieß die Hauptperson und gewissermaßen der Stifter der reformirten Religionsparthei — konnten nicht ganz in Uebereinstimmung gebracht werden. So empfindlich dies für Melanchthon war, so freuete es ihn doch, durch freundschaftliches Zureden, durch Bitten und Vorstellung der übeln Folgen, die man im Gegentheile zu erwarten habe, so viel bewirkt zu haben, daß beide Partheien versprachen, mit Liebe und Freundschaft hinfort einander zu begegnen, und ihre Lehre gemeinschaftlich gegen die Katholiken zu vertheidigen. Daß man diesen Umstand Melanchthons Einflusse zu verdanken hatte, bezeugte Luther selbst

an mehrern Orten. „Philippus, spricht letzte„rer, ist mir sehr lieb zu Marburg gewesen, „denn, wo ich zu hitzig wurde, hat er mir im„mer den Zügel gehalten und Frieden und „Freundschaft nicht sinken lassen.“ Wie groß aber dieses Verdienst war, wird derjenige erst beurtheilen können, welcher die damalige Lage der Dinge genau übersieht. Die neuen Religionspartheien konnte nichts mehr in den Augen der Katholiken herabsetzen, und letztere von der Annahme ihrer Lehrsätze abschrecken, als wenn man unter ihnen selbst Uneinigkeit, Haß und Verfolgung bemerkte. Uebrigens hat Melanchthon selbst die Empfindungen, welche damals sein Herz durchkreuzten, in einem besondern noch nicht bekannten Briefe zu erkennen gegeben, den ich am Ende erst beifügen werde, um jetzt den Faden der Geschichte nicht zu zerreissen.

Nicht minder vorsichtig, aber auch nicht minder wohlthätig war sein Betragen zu Augsburg. Denn dahin hatte der Kaiser Karl der Fünfte, — ein Herr, dessen Weisheit und Klugheit in gleichem Verhältnisse mit seiner Billigkeit stand, der aber nicht immer handeln konnte, wie er wünschte — einen Reichstag ausgeschrieben, wo er die entstandenen Religionsstreitigkeiten untersuchen und darüber entscheiden wollte.

wollte. Man konnte sich freilich auf evangelischer Seite davon nicht viel gutes versprechen, denn die katholische Parthei war bei weiten die stärkste und zahlreichste. Der Churfürst von Sachsen war auch schon ziemlich entschlossen, sich diesem Reichstage nicht zu unterwerfen und von nun an Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Nur Luther und Melanchthon waren es, welche ihn davon zurückhielten. Letzterer besonders stellte die Gefahr vor, in welche man sich versetzen würde, schilderte die Kriege und das unschuldige Blutvergießen, welches die unausbleibliche Folge sein würde. Noch einmal, rieth er, müsse man den Weg der Güte versuchen, und den katholischen Reichsständen die neuen Religionslehren in ihrem Zusammenhange und in ihrem wahren Lichte vortragen, gegen welche sie blos deswegen so sehr eingenommen wären, weil man sie ihnen vielleicht von einer falschen Seite vorgestellt hätte. Melanchthon erinnerte seinen Fürsten an die hohe Seligkeit der Friedliebenden und an die Warnung, welche Jesus bei seiner Gefangennehmung dem hitzigen Petrus gab: „stecke dein Schwerdt in die Schei„de; denn wer das Schwerdt nimmt, der soll „durch das Schwerdt umkommen.“ Man müsse, war seine Meinung, so lange nachgeben,

bis

bis man einer ausdrücklichen Pflicht zu nahe treten würde.

Solche und ähnliche Vorstellungen, die beide Männer ihrem Fürsten thaten, bewirkten endlich, daß der Churfürst noch einen Versuch der Güte wagte, und auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 in Begleitung Melanchthons und anderer Theologen erschien, Luthern ausgenommen, welchen man zu Coburg ließ, weil man ihn zu Augsburg nicht sicher genug glaubte. Man hielt es dabei für gut, dem Kaiser und den übrigen Reichsständen ein kurzes Bekenntnis von den Ueberzeugungen zu überreichen, welche die evangelischen Stände in der Religion und ihrer Uebung hegten, und in welchen Punkten sie sich von der katholischen Kirche unterschieden. Die Verfertigung desselben trug man nicht ohne Grund dem Melanchthon auf, zu dessen Klugheit und Rechtschaffenheit man ein gleich großes Zutrauen hatte. Luther, besorgte man, würde mit seiner gewöhnlichen Härte und Schärfe verfahren, und dadurch die katholischen Stände noch mehr erbittern.

Auch diesmal entsprach Melanchthon der von ihm gehegten Erwartung. Die Augsburgische Confeßion — so heißt dieses Bekenntnis, weil es zu Augsburg dem Kaiser und übrigen

Stän-

Ständen des Reichs übergeben wurde — athmete ganz den Geiſt der Schonung und Liebe, ſo wie auf der andern Seite nichts zu widerlegen und zu beſtreiten vergeſſen worden war, was von den evangeliſchen Ständen für Irrthum gehalten wurde. Nur einiger Mißbräuche war noch nicht gedacht, um die Gegenparthei nicht zu ſehr zu erbittern. Luther ſelbſt, dem man dieſe Schrift zur Durchſicht nach Coburg ſchickte, war damit völlig zufrieden, und erinnerte nur, er könne nicht ſo ſanft und leiſe auftreten, wie ſein Freund. Alle evangeliſche Stände unterſchrieben ſie nun, wiewohl dieſe nicht ganz dem Wunſche Melanchthons gemäß war, welcher ſie nicht von den Fürſten und Ständen ſelbſt, ſondern nur von den Theologen unterſchrieben wiſſen wollte. Er glaubte, im letztern Falle würde es weniger Aufſehen machen, und die Fürſten und Stände nicht ſelbſt dadurch in den Streit verwickelt werden. Indeſſen hielt man die Unterſchrift der erſtern für wirkſamer, mit welcher ſie auch wirklich vor allen Reichsſtänden in deutſcher und lateiniſcher Sprache vorgeleſen wurde.

Der Erfolg war, wie man ihn vorherſehen konnte. Denn wenn auch einige katholiſche Fürſten von nun an glimpflicher über die ſogenann-

nannten Ketzer und Irrlehrer urtheilen lernten, so war man doch noch zu sehr mit Vorurtheilen umgeben, als daß man ihnen hätte Beifall geben sollen. Vielmehr wurde der harte Beschluß gefaßt, daß alles ungültig sei, was man in der Lehre und kirchlichen Gebräuchen geändert habe, und daß alle katholischen Stände mit ihrer ganzen Macht die Irrlehrer unterdrücken sollten.

Ich würde etwas vergebliches beginnen, wenn ich die Sorge und Arbeit darstellen wollte, welche dieses ganze Geschäfte unserm Melanchthon verursachte. Er war sich zwar der guten Sache bewußt und vollkommen überzeugt, daß die Irrthümer, welche man bestritte, nicht zu dulden wären. Er sahe, daß die neuen Lehrsätze aus der Schrift selbst hergenommen wären, und hatte selbst nicht wenig zu ihrer Verbreitung beigetragen. Nur ein einziger Blick auf seine redlichen Absichten konnte ihm neuen Muth geben. Aber demohngeachtet sahe er es ungern, daß man ihm alles überlassen hatte. Die Vorstellung von seinen eigenen Fähigkeiten war in ihm viel zu geringe, und das Geschäfte schien ihm zu groß zu sein. Er hatte ein so zartes Gewissen, daß er sich tausend Besorgnisse machte, als ob durch seine Schuld die Sache verschlim-

ſchlimmert werden könnte. Ein unvorſichtiger Ausdruck, eine zu dreiſte Behauptung, eine mangelhafte Darſtellung, ein Gedächtnisfehler, ein falſch gebrauchtes Wort dünkte ihm Unglück und Verderben über den Staat und die Religion herbeizuführen, die Erbitterung zu vergrößern, Friede und Einigkeit zu vernichten und Kriege und Blutvergießen zu beſchleunigen. Ich bin nicht abgeneigt zu behaupten, daß nicht leicht jemand, welcher etwas jemals niederſchrieb, ſo alles abgewogen, ſo über jedes Wort nachgedacht, ſo alle nur mögliche Auslegungen ſeiner Ausdrücke vorher überlegt, ſo auf alle Umſtände Rückſicht genommen, kurz es ſo bedächtig geſchrieben hat, als er. Man kann dies ſehr deutlich aus einem Briefe ſehen, welchen er damals an ſeinen Bruder ſchrieb, und welcher weiter unten vorkommen wird. Männer, welche ihn damals beſuchten, haben ihn oft ſtumm und weinend gefunden. Immer ängſtigte ihn der Gedanke, ob und wie viel er ſeines Gewiſſens wegen nachgeben könne und dürfe. Immer glaubte er, noch nicht klug und vorſichtig genug verfahren zu ſein.

Aber nicht genug! Sein Ueberlegen, ſein Nachſinnen, das ihn ſo verlegen machte, wurde noch überdies von beiden Theilen übel aus-

gelegt. Das gelindeſte, weſſen ihn die Evangeliſchen beſchuldigten, war allzugroße Nachgiebigkeit gegen die katholiſche Parthei. Menſchen, die übler dachten, wagten es ſogar vorzugeben, er ſei mit Gelde beſtochen worden. Ein neuer Beweis, wie groß die Gefahr zu irren ſei, wenn man von den Handlungen anderer jederzeit die Urſachen angeben will! — Da er ſich der redlichſten Abſichten bewußt war, ſo muſten ihn ſolche Beſchuldigungen nicht wenig kränken, konnten ihn aber doch nicht von ſeiner gewohnten Art zu handeln abbringen. Er beruhigte ſich mit dem Beifalle ſeines guten Gewiſſens und mit der Billigung aller Rechtſchafnen. Denn obgleich Luther ſelbſt nicht immer mit den vielen Beſorgniſſen und Bedenklichkeit deſſelben zufrieden war, ſo ſchrieb er ihm doch immer von Coburg aus Briefe, welche ihn tröſteten und aufrichteten.

Troſt bedurfte er auch, denn die katholiſche Parthei unterließ nicht, eine Antwort zu beſorgen, wodurch das übergebene Bekenntnis der Evangeliſchen widerlegt werden ſollte. Auch dieſe wurde vor den Reichsſtänden vorgeleſen. Der Churfürſt von Sachſen erbat ſich davon eine Abſchrift, um darauf eine Gegenantwort verfertigen zu laßen. Aber umſonſt.

Je-

Jedoch hatte man während des Vorlesens sehr genau Achtung gegeben und die wichtigsten Punkte sich aufgemerkt, so daß man Melanchthon von neuem auftrug, eine Apologie oder Vertheidigung des ersten Bekenntnisses niederzuschreiben. Mit eben dem Fleiße und der Sorgfalt that er auch dies, und erklärte sich nicht nur über manche Dinge weitläuftiger, sondern unterstützte auch andere mit mehrern Gründen. Weil er nie sich selbst Genüge that und immer an seinen Arbeiten feilte und besserte, so gab er auch diese Schrift von Zeit zu Zeit immer vollständiger und verbesserter heraus. Ein Umstand, welcher zu vielen Veränderungen und gehäßigen Anklagen Gelegenheit gab, welche man sich gegen ihn erlaubte. Noch mehr aber der folgende.

Um eine Vereinigung zwischen beiden Partheien zu bewirken, war ein Ausschuß von sieben Theologen von beiden Seiten erwählt worden, welche sich über die streitigen Punkte besprechen und, wo möglich, in Uebereinstimmung kommen sollten. Diese sieben wurden, um jene Absicht noch eher zu erreichen, bis auf drei vermindert, und unter diesen war von evangelischer Seite Melanchthon der einzige. Er hatte sich sehr dawider aufgelehnt, weil er

die Wichtigkeit dieſes Geſchäftes begrif, und konnte leicht vorausſehen, wie ſehr ihm ſeine Gegner zuſetzen und eine Uebereinſtimmung abnöthigen würden. Allein ſeines innigſten Beſtrebens ohngeachtet war doch kein Uebereinkommen zu treffen. Melanchthon hatte dabei das doppelte Mißvergnügen, von der einen Seite ſeine ſchöne Abſicht zu verfehlen und von der andern ſich noch den Unwillen der Evangeliſchen zu zuziehen, welchen er ſchon zu ſehr nachgegeben zu haben ſchien. Man gieng endlich von beiden Seiten auseinander, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Vielmehr lies der harte Beſchluß des Reichstags die Evangeliſchen Stände keine glückliche Zukunft ahnden. Die Gefahr, die ihnen vorſchwebte, war wenigſtens nicht gering. Sie glaubten jetzt nun in der nähern Verbindung mit einander ein Mittel zu finden, dieſe Gefahr wo nicht abzuwenden, doch zu verringern, und ſchloſſen deswegen im Jahr 1531 zu Schmalkalden ein Bündnis zur gegenſeitigen Vertheidigung. Es iſt merkwürdig, Melanchthons Urtheil darüber zu hören: „Unſere „Fürſten wollen in ein Bündnis zuſammen „treten, und ſcheinen ziemlich darauf zu ver„trauen. Es kann auch wohl gut und nöthig

ſein;

„ſein; aber Gott mag es wiſſen, ob ich recht „oder Unrecht habe. Denn iſt dieſes Bündnis „nicht gleichſam Aufforderung zum Kriege? „Iſt es nicht ſchon heimliche Rüſtung gegen „die Feinde? Ich bin unſchuldig an dem Blute, „das vergoſſen werden wird.“

Wie froh war Melanchthon, als er nach dieſen drückenden Sorgen und Bekümmerniſſen wieder einige Erholung in dem Unterrichte der Studierenden finden konnte, dem er ſich nach ſeiner Rückkehr nach Wittenberg, von neuem mit ganzem Eifer ergab. „Ach, ſchreibt er, „wenn man mich doch nicht aus meinem Hör„ſaale abrufte, und ließe mich zum Beſten der „Jugend ungeſtört arbeiten. Das iſt meine „Ruhe und Freude. Für andere Dinge bin ich „zu weich und ungeſchickt.“ Die Gefahr aber war doch nicht ſo nahe, als Melanchthon glaubte. Deutſchland hatte zu viel von auswärtigen Feinden zu beſorgen, als daß man gegen die neuen Religionspartheien vor der Hand feindſelig verfahren ſollte. Das war die Urſache, warum der Kaiſer ſelbſt den Religionsfrieden, welcher im Jahr 1532 zu Nürnberg geſchloſſen wurde, befördern half. Hier wurde den Lutheranern bis zu einer bald anzuſtellenden Kirchenverſammlung, wo die obwal-

tenden Streitigkeiten weiter untersucht werden sollten, Sicherheit versprochen. Melanchthon, welcher immer das Beste hofte, hatte zu einer solchen Kirchenversammlung noch mehr Vertrauen, als Luther selbst. Auf seine Veranlaßung willigte man daher ein, daß sie der Papst zusammenberufen und darin das Präsidium führen sollte. Aber weder er noch Luther wollten, was die katholische Parthei doch verlangte, im voraus versprechen, sich den Beschlüssen dieser Versammlung auf jeden Fall zu unterwerfen, sie möchten nun ausfallen, wie sie wollten. Es sei ungerecht, bewies Melanchthon recht juristisch, daß jemand sich zu etwas verbindlich machen sollte, wovon er noch keinen Begrif habe. Doch man strit über eine Sache, die vor der Hand nicht zu Stande kam. Wenigstens erlebte sie der Churfürst von Sachsen Johann der Standhafte nicht, der noch in diesem Jahre aus der Welt gieng und seinen Sohn Johann Friedrich zum Nachfolger hinterlies, welcher unsern Melanchthon nicht weniger schätzte als sein Vater, und für die mancherlei Leiden, die ihn trafen, nicht durch glänzende Belohnungen, sondern durch innige Hochachtung und die Anerkennung seines Werthes sehr oft entschädigte.

Das

Das Jahr 1533 verſtrich für ihn nicht ruhiger als die vorigen. Neue Sorgen beſtürmten ihn. Die Schule zu Nürnberg, die man ganz als ſein Werk betrachten konnte, hatte durch eine in jener Stadt entſtandene Peſt ungemein viel gelitten. Und indem Melanchthon für die Wiederaufnahme derſelben bemüht war, und ſeine dortigen Freunde durch Troſtſchreiben aufrichtete, entſtand daſſelbe Unglück zu Wittenberg, ſo daß die ganze Univerſität der Peſt wegen von Wittenberg nach Jena flüchten muſte. Man kann ſich leicht denken, wie viel Melanchthons weiches gutes Herz dabei gelitten haben mag.

---

## Achtes Kapitel.

### Melanchthons Ruf nach Frankreich und England.

Mitfühlende Menſchen haben unter allen Sterblichen am meiſten zu leiden, weil ſie mehr noch von fremden Unglücke als von ihrem eigenen angegriffen werden. Der iſt der glücklichſte,

ſte, der gegen das, was man Schickſal nennt, eine gewiſſe angeerbte Gleichgültigkeit beſitzt. Aber iſt er auch der achtungswürdigſte? — Melanchthon wenigſtens hatte dieſe Indolenz gegen fremde Ereigniſſe nicht. Zu ſeinen bisherigen Kümmerniſſen geſellten ſich die traurigen Nachrichten, welche von Zeit zu Zeit von Frankreich einliefen. Auch in dies Reich war die verbeſſerte Lehre ſehr frühzeitig eingedrungen. Allein unter denen, welche dort dieſe Lehre angenommen hatten, gab es auch manche unruhige ſchwärmeriſche Köpfe, deren unvernünftiger Eifer keine Schranken kannte. Anſtatt ihre beſſern Einſichten in der Religion mit Klugheit und Mäßigung auszubreiten, hinderten ſie ſelbſt durch ihr ungeſtümes und tumultuariſches Verfahren den Fortgang der Reformation. Nicht genug, daß ſie die katholiſche Religion insgeheim auf alle Art lächerlich machten, ſtreuten ſie auch in Frankreich viele öffentliche Schmähſchriften dagegen aus, und ſchlugen einige davon ſogar in den Straſſen von Paris und an den Palaſt des Königes an. Dadurch verfehlte man nun freilich ſeine Abſicht. Der König und die Anhänger der katholiſchen Religion wurden durch ſolche unzweckmäßige Handlungen ſo aufgebracht, daß

über

über die Urheber derſelben die ſchärfſten Unterſuchungen angeſtellt, und viele der neuen Lehre verdächtige Männer, wovon manche an jenen Unruhen gar keinen Theil genommen hatten, den grauſamſten Martern übergeben wurden. Ein ſo hartes Verfahren machte vieles Aufſehen. Der König, um ſeine Ehre zu retten, hielt es daher für nöthig, ein weitläuftiges Ausſchreiben nach Deutſchland ergehen zu laſſen, worin er die bisher bewieſene Strenge entſchuldigte und von der Zeit an auch ſie zu mildern ſchien. Denn es gab in Frankreich auch wirklich unter den Großen verſchiedene, welche beſſere Religionskenntniſſe beſaßen, die Schädlichkeit mancher Irrthümer und Mißbräuche einſahen und mit der Verfolgung der Proteſtanten unzufrieden waren.

Unter dieſen Männern zeichneten ſich beſonders die Gebrüder Bellay auf eine rühmliche Art aus. Der eine Johann Bellay war Erzbiſchof zu Paris, nachher Cardinal; der andere Bruder Wilhelm war königlicher Miniſter und Geſandter. Beide traten gar bald mit Melanchthon in Briefwechſel. Letzterer ermunterte beide, alles mögliche zu thun, um dem Könige ſanftere Geſinnungen einzuflößen. „Ich beſchwöre

„schwöre Sie, schreibt er unter andern an Wil„helm Bellay, bei dem Aufkommen der Wissen„schaften, bei dem Wohl der Kirche, bei dem „allgemeinen Besten, ja zu verhindern, daß „man bei den Religionsstreitigkeiten nicht Ge„walt braucht, sondern, wie es die Würde „großer Könige erfordert, gemäßigte Gesinnun„gen angenommen werden.“ Diese beiden Männer, die so große Hochachtung für Melanchthon fühlten, nennten mit Beifall einmal seinen Namen vor dem Könige, und brachten es dahin, daß einige seiner theologischen Schriften ihm vorgelesen wurden. Der König erstaunend, daß man ihn bisher mit falschen Vorstellungen von der neuen Religionslehre hingehalten hatte, wurde durch die deutliche und gründliche Darstellung in Melanchthons Schriften nicht wenig überrascht. Bellay ließ sich nun ein Religionsbedenken vom Melanchthon verfertigen, worin ein Vorschlag gethan wurde, was beide Partheien nachgeben könnten, um eine Vereinigung zu bewirken. Dies gefiel dem Könige so sehr, daß er sogar den Wunsch äußerte, den Verfasser davon selbst zu sprechen. „Der König, schrieben die Gebrüder Bellay an „Melanchthon, ist durch Ihre Schriften selbst „zweifelhaft geworden, und es fehlt nichts,

„als

„als Ihre Klugheit, ihn ganz zu leiten. Er,
„ein von Natur gutmüthiger Herr, wünscht
„den bisher entstandenen Uebeln abzuhelfen.
„Er erkennt auf der einen Seite die Mißbräu-
„che bei der katholischen Religion, und auf der
„andern Seite erblickt er die ungestümen und
„gefährlichen Handlungen einiger Aufklärer,
„welche die neuen Lehren vertheidigen. Dabei
„ist er so mit Achtung gegen Sie erfüllt, daß
„er Bedenken trägt, ohne Ihren Rath einen
„Entschluß zu fassen. Wir ersuchen Sie also
„einmüthig, zu uns zu kommen, da der König
„Ihnen sicheres Geleite und Schutz geben will.
„Sehen wir Sie hier, so sehen wir unser Glück.
„Hören wir bei diesen jetzigen Stürmen, in wel-
„chen wir uns befinden, von Ihrer Ankunft,
„so glauben wir einen sichern Hafen gefunden
„zu haben. Achten Sie aber nicht auf des Kö-
„nigs Wunsch, so verläßt uns alle Hofnung,
„und der König wird glauben. das Sie entwe-
„der zu ihm oder zu Ihrer neuen Lehre kein
„Vertrauen haben.“ Der König selbst schrieb
einen Brief an Melanchthon. Vielleicht ist es
meinen Lesern nicht unangenehm, wenn ich ih-
nen dieses Schreiben in einer deutschen Ueber-
setzung vorlege.

An

## An M. Philipp Melanchthon.

„Schon ehedem hat mir mein Minister, „Wilhelm von Bellay, ein Mann, dessen Rath „ich mich in kirchlichen Angelegenheiten vor„züglich bediene, von Deinen Bemühungen ge„sagt, die Streitigkeiten über manche Reli„gionslehren beizulegen. Jetzt überzeugt mich „Dein Brief an denselben, und die mündliche „Versicherung, welche Du meinem Gesandten „Barnabas Vorräus gegeben hast, daß Du „nicht abgeneigt bist, auch bei uns dieses Ge„schäft zu übernehmen. Da mir nun nichts „mehr am Herzen liegt, als Einigkeit und „Uebereinstimmung in Religionssachen, so habe „ich nicht umhin gekonnt, meinen gedachten „Gesandten Vorräus sogleich mit diesem Brie„fe, dem sichersten Beweise des Vertrauens zu „Dir, wieder zu Dir schicken und Dich zu bit„ten, sobald als möglich zu uns zu kommen „und über die wichtigsten Lehrsätze Dich mit „einigen besonders dazu erwählten Gelehrten „zu besprechen und die Mittel anzugeben, wie „Friede und Ruhe wieder hergestellt werden „kann. Ich beschwöre Dich, laß Dich von „niemanden abhalten, diesen Deinen edlen und „frommen Entschluß auszuführen. Deine An-

„kunft

„kunft wird mir überaus willkommen ſein, Du „magſt nun als Privatperſon oder im Namen „der evangeliſchen deutſchen Stände kommen. „Auf jeden Fall wirſt Du erfahren, daß ich „für nichts mehr als für die Ehre Deutſchlands „und beſonders für die öffentliche Ruhe bemüht „bin und ſchon bis jetzt geweſen bin. Den 28. Junius 1535.

Franz, König von Frankreich.

Wenn einige die wirkliche Abſendung dieſes Briefes haben abläugnen wollen, um die katholiſche Rechtgläubigkeit des Königs, welche dadurch in Zweifel gezogen werden könnte, zu retten, ſo geſchieht dies ohne allen Grund. So viele unwiderlegbare Zeugniſſe ſind da, welche die Sache beſtätigen.

Indeſſen bedachte Melanchthon ſich lange, ehe er einen feſten Entſchluß faſſen konnte. Immer zweifelte er, ob ſeine Reiſe von Erfolg ſein werde. Endlich, nachdem er ſeine vertrauteſten Freunde, deren Urtheil bei ihm viel vermochte, um Rath gefragt, und er ſelbſt die angenehme Hofnung geſchöpft hatte, daß eine Unterredung mit dem Könige zur Beförderung der guten

Sache

Sache viel beitragen könne. so glaubte sein gutes Herz den Bitten so vieler Menschen nicht länger widerstehen zu dürfen, und er faßte den Vorsatz, diese beschwerliche Reise anzutreten. Jedoch hielt er es für Pflicht, noch vorher seinen Herrn den Churfürsten von Sachsen um Erlaubnis dazu zu ersuchen. „Es ist wohl nö„thig, schreibt er an diesen, daß man den Han„del der Religion den großen Potentaten und „fremden Nationen vorstellen muß, daß sie doch „anfangen, diese Lehre zu hören, und nicht zu„gleich verdammen die Schwärmer und uns. „Wie uns denn unsre Feinde alle gleich halten, „und den fremden Nationen vormahlen. Dies „allein ist mein Bedenken und suche darin nichts „anders. Und wiewohl ich meiner Person ge„ringes Ansehen und Ungeschicklichkeit wohl „erkenne, so bewegt mich doch, daß die Feinde, „so ich nicht erscheine, solches deuten werden, „als hätte ich der Sachen Scheu, und viel„leicht den Leuten, so solches getrieben haben, „zur Linderung der Verfolgung, auch gegen „den König verweislich sein möchte. —' Dies „alles bewegt mich, wiewohl ich auch hierin „viel Beschwerung und Sorge habe, daß ich „die Sache an E. C. G. gelangen lasse, und „bitte, dem Handel nachzudenken, und so es

für

„für unſchädlich geachtet würde, mir für meine „Perſon zwei oder drei Monate erlauben aufs „längſte.“

Niemand aber war mehr von der Nothwendigkeit und dem wahrſcheinlich guten Erfolge dieſer Reiſe überzeugt als Luther, welcher ſelbſt deshalb an den Churfürſten ſchrieb und ihn um ſeine Einwilligung bat. „Ich bitte, „ſchrieb er, E. C. G. aufs höchſte, M. Philippo „zu erlauben in Gottes Namen nach Frank„reich zu ziehen. Zu ſolcher Bitte bewegen „mich der ehrlichen und frommen Leute kläg„liche Schriften, und daß man auf Philipps „Ankunft den König dahin gebracht, daß des „Mordens und Brennens ein Ende worden „iſt .— Ich achte, M. Philipp kann faſt nicht „wohl mit gutem Gewiſſen ſie in ſolchen Nö„then laſſen und ſie ihres herzlichen nöthigen „Troſtes berauben, ohne das der König ſelbſt „und die Seinen Argwohn ſchöpfen würden. — „Wer weiß, was Gott durch Philippum thun „will, welches Gedanken ja allezeit beſſer und „höher als die unſrigen.“ —

Allein wider Erwarten befahl der Churfürſt, dieſe Reiſe zu unterlaſſen, und das zwar in einem Schreiben, welches manchen beleidigenden

genden Ausdruck enthielt. Für Melanchthon war dies um so kränkender, je weniger er so etwas erwartet hatte, und je weniger er einen Grund errathen konnte, welcher den Churfürsten dazu veranlaßt hätte. „Sehr gern, „schreibt er, ertrage ich die abschlägliche Ant„wort des Fürsten. Aber die Kränkungen, „welche darinne vorkommen, sind so beschaffen, „daß sie einem unschuldigen Mann wohl nahe „gehen. Es ist mir lieb, daß ich auf Fürsten„gunst nie baute. Da giebt es der Schmeich„ler und Verläumder so viele, daß die Wahr„heit immer leiden muß. Ich bin nicht so klein, „daß es mir an Trost gebrechen sollte. Ant„worten will ich; aber jetzt nicht, sondern wenn „ich noch mit kälterm Blute die Sache werde „überlegt haben.“ Ich führe dies zum Beweise an, mit welcher Mäßigung Melanchthon Verunglimpfungen seiner Ehre zu ertragen wußte.

Dem heftigen Luther mißfiel diese Weigerung noch mehr. Und es ist wahre Verläumdung, wenn man hat vorgeben wollen, er habe aus Eifersucht auf Melanchthons Ruhm diese Reise hintertrieben. Schon das oben erwähnte Bittschreiben an den Churfürsten spricht dagegen. Aber noch mehr sein Verdruß über

diese

dieſe abſchlägliche Antwort. Weil er glaubte, Melanchthon werde dieſer Beleidigung wegen aus des Churfürſten Dienſten gehen, ſo dachte er ſich ſchon im Geiſte das ſchmerzliche der Trennung, und verſuchte alles mögliche, um das gute Vernehmen zwiſchen dem Fürſten und Melanchthon wieder herzuſtellen.

Der Churfürſt glaubte freilich zu dieſer Weigerung Gründe zu haben; ſo wie der alltäglichſte Menſch bei ſeinen Entſchließungen immer etwas für ſich zu haben meint, daß er mit dem Ehrennamen: Gründe belegt. Nicht anders, als wie jener, der ein Bild im Spiegel ſahe, und der andere, der es in der Wirklichkeit erblickte; beide ſchwuren, ein lebhaftes Ding geſehen zu haben und zankten ſich tapfer, wer es beſſer geſehen hätte. —

Es iſt wahr, Melanchthons Feinde hatten einiges Mißtrauen bei dem Fürſten gegen ihn erweckt, und ihn zu dem Argwohn veranlaßt, er werde ſich in Frankreich ganz auf die katholiſche Seite ziehen laſſen. Hiezu kam die Beſorgnis, man möchte durch dieſen Schritt den Kaiſer beleidigen, mit welchem der König von Frankreich nicht in dem beſten Vernehmen ſtand. Ueberdies konnte man ſich von des leztern redlichen

lichen Absichten noch nicht ganz überzeugen und die auf seinen Befehl gegen die Protestanten verübten Grausamkeiten waren noch in zu frischem Andenken, als daß nicht seine jetzige Neigung zu denselben verdächtig scheinen sollte.

Ein Glück für die Universität, daß Melanchthon der Mann nicht war, der Feindschaft hegen konnte. Da er bald darauf den Churfürsten zu sprechen Gelegenheit hatte, und dieser sich wieder liebreich und gefällig gegen ihn bezeigte, so vergaß er leicht eine Kränkung, die er nicht verdient hatte. Beides, schön gedacht und gesagt ist es, wenn er spricht: „Der Fürst „sprach mit mir wieder sehr liebreich und ich „mit ihm, denn Feindschaften müssen sterblich, „Freundschaften aber unsterblich sein. Gern „will ich eine Privatbeleidigung der öffentlichen „Ruhe aufopfern. Die allgemeinen Trübsale „sind ohnedies so beschaffen, daß man nicht „durch Privatleidenschaften das Uebel ärger ma„chen darf.“ Er schrieb hierauf an den König von Frankreich zurück, daß er für jetzt, so gern er wollte, diese Reise nach Frankreich nicht antreten könnte, wie ihm sein Abgesandter Vorräus mit mehrern melden werde, und bat ihn zugleich, selbst alles zu thun, wodurch Friede

und

und Einigkeit befördert und Unruhe und Zwiespalt verhindert werde.

Wer die unglücklichen Erfolge kennt, welche späterhin durch Religionsspaltungen, besonders in Frankreich, hervorgebracht wurden, der wird freilich mit mir Melanchthons mißlungene Absicht bedauern, der vielleicht damals die Partheien hätte einander näher bringen und durch seine Gegenwart in diesem Reiche wohlthätigen Einfluß hätte haben können. Allein wenn man des damaligen französischen Königs Handlungen näher beleuchtet, so dringt sich uns die Vermuthung auf, daß er blos aus politischen Gründen und in der Absicht der Reformation geneigt sich bezeigte, um die deutschen Fürsten auf seiner Seite zu behalten und sie vom Kaiser abzuziehen. Und wäre diese Vermuthung gegründet, so wäre noch sehr an den guten Wirkungen der Reise Melanchthons zu zweifeln gewesen.

Aber nicht nur in Frankreich, auch in England war Melanchthons Name bekannt. Der König von England Heinrich der Achte, ein Herr, der ganz von seinen Launen und Einfällen abhieng, hatte ehedem heftig wider Luthern geschrieben und sich dadurch von dem Papste den Titel eines Glaubensbeschützers erworben.

Jetzt war er seiner Gemahlin, einer Anverwandtin des Kaisers Karl des Fünften, überdrüßig. Er faßte den Entschluß, sich von ihr scheiden zu lassen, worin ihn der Cardinal Wolsey nicht wenig bestärkte, ein Mann, welcher alles über ihn vermochte, und sich dadurch an den Kaiser, von dem er sich beleidiget hielt, am besten zu rächen glaubte. Der König ersuchte nun den Papst um Erlaubnis dazu. Da er aber diese nicht erhielt, so erklärte er sich auf einmal gegen den Papst, machte sich ganz von der katholischen Kirche los, holte noch verschiedene Gutachten über seine Ehescheidung von einigen Akademien ein, und ließ sich endlich durch den Erzbischof von Canterbury Thomas Cranmer von seiner Gemahlin förmlich scheiden. Bei dieser Gelegenheit geschahe es, daß er auch den sächsischen Theologen ihr Bedenken über diese Sache abforderte, von denen er glaubte, daß sie, welche ohnedies dem Papste nicht geneigt wären, seine Ehescheidung desto eher billigen würden. An Melanchthon vorzüglich ergiengen eine Menge Briefe von England. Man bat ihn, nach England zu kommen, weil der König ihn zu sprechen wünsche und sich seiner Dienste bei der Reformation bedienen wolle. Allein auch dies Unternehmen

nehmen zerſchlug ſich, nicht nur weil Melanchthon ſehr an dem Nutzen dieſer Reiſe zweifelte, ſondern auch zu der Zeit immer kränklich war, und ohne Gefahr ſeiner Geſundheit einen ſo weiten Weg nicht machen konnte.

So viele Einladungen, auswärts thätig zu ſein, waren umſonſt; aber eine andere ſehr nützliche, wenn gleich nicht ſo weite Reiſe, unterblieb nicht. Er hatte ſehr viel Freunde zu Tübingen. Dieſe zu beſuchen und einige der dortigen Akademie ſehr nützliche Einrichtungen zu treffen, begab er ſich an den genannten Ort, von wo aus er auch ſeine Vaterſtadt beſuchte. Wenn an beiden Orten ſeine Ankunft erwünſcht und willkommen war, ſo hatte ſie beſonders am erſten Orte manchen wohlthätigen Einfluß in Abſicht der Künſte und Wiſſenſchaften, für welche er manche nützliche Vorſchläge that. Der Herzog von Wurtemberg Ulrich, überhäufte ihn nicht nur mit Beweiſen der Liebe und Achtung, ſondern befolgte auch in ſehr vielen Stücken ſeinen Rath. Unterdeſſen war man zu Wittenberg — denn dahin war die Univerſität nach der verſchwundenen Beſorgnis wegen der Peſt wieder verlegt worden — um ſeine Zurückkunft auſſerordentlich beſorgt. Man befürchtete, er werde gar nicht wieder

zurückkehren, weil er manche unangenehme Kränkungen und Verläumdungen von einigen sächsischen Theologen erfahren hatte. Luther selbst, der zwar nicht an seiner Zurückkunft zweifelte, aber seinen Freund und Gehülfen nur nicht lange entbehren wollte, bat ihn in den rührendsten Ausdrücken, seine Rückreise zu beschleunigen. „Ich, antwortete er, werde nie undank„bar und pflichtvergessen sein. Wenn ich das „sage, so weißt du auch, daß ich bald kommen „werde.“

Er hielt Wort zur herzlichen Freude seiner Freunde sowohl, als aller derer, welche seinen Unterricht zu schätzen wußten. Denn er fuhr fort in seinen Bemühen nicht nur Sprachkenntnis und andere Wissenschaften zu lehren, sondern auch die Theologie immer mehr von gelehrten Spitzfindigkeiten und unnützen Streitigkeiten zu befreien. Seine Freundschaft mit Luthern gewann immer mehr Festigkeit und Stärke. So wenig war das Vorgeben von Misverständnissen gegründet, welche unter ihnen fortdauernd herrschen sollten. Entstanden sie ja, so verschwanden sie gar bald wieder. Keiner lehrte, that oder entschloß sich zu etwas, ohne es dem andern mitzutheilen. Jeder erkannte des andern Verdienste, ohne sie

zu beneiden. Jeder erkannte des andern Schwächen, ohne deswegen Haß und Feindschaft zu hegen. Jeder hatte seine eigenen Vorzüge, ohne sie dem andern fühlen zu lassen. Diese Eintracht, die aber gewiß selbst ohne Melanchthons weises Nachgeben nicht fortdauernd gewesen wäre, war ihm Entschädigung für alle die Angriffe, welche von vielen Orten her auf ihn geschahen. Sie war ihm Trost bei allen seinen Leiden.

---

## Neuntes Kapitel.

### Seine Geschäfte zu Schmalkalden, Frankfurt, Worms und Regensburg.

Alle Sorgen und Bekümmernisse, die irgend eine Parthei treffen, kommen zuerst über die Stifter derselben. Als daher der Papst im Jahre 1537 eine allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua ankündigte, hatten Luther und Melanchthon, und mit diesen die evangelischen Stände überhaupt neue Unruhe. Die Stände beschlossen endlich zu Schmalkalden zusammen-

zukommen und daſelbſt den Geſandten des Kaiſers zu erwarten, welcher deswegen Befehle ihnen zuſtellen ſollte. Man berief dazu eine Menge Theologen. Natürlich, daß unter dieſen Luther und Melanchthon als Männer nicht fehlen durften, zu welchen man das größte Vertrauen hatte. Die Urſachen dieſer Zuſammenkunft war wichtig genug. Es ſollten nicht nur einige wichtige neue Religionslehren näher unterſucht, ſondern auch die Frage endlich erörtert werden: In wiefern man mit gutem Gewiſſen, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, dem Papſte und ſeinen Anhängern nachgeben könne? Dabei wollte man ſich überdies über die Maasregeln berathſchlagen, welche man bei der angekündigten Kirchenverſammlung ergreifen müſſe.

Zu dieſer Abſicht konnte nichts wirkſamer ſein, als daß der Churfürſt befahl, gewiſſe Artikel aufzuſetzen, welche man bei dem ereignenden Fall dieſer Kirchenverſammlung zum Grunde legen könnte. Man überließ dieſe Arbeit diesmal Luthern, weil man ſchon furchtloſer zu handeln und des Papſtes Drohungen weniger achten zu müſſen glaubte. Doch auch Melanchthon blieb bei dieſer Gelegenheit nicht ohne Geſchäfte. Ihm trug man es auf, eine kurze doch gründ-

liche

liche Abhandlung über die Rechtmäßigkeit und Zulässigkeit der päpstlichen Gewalt und Macht zu verfertigen. In dieser schlug er zwar immer noch gelinde Maasregeln vor, sprach aber doch freier, als man von seiner Nachgiebigkeit erwartet hatte. Aber im Grunde blieb er auch hier seinen sonstigen Grundsätzen getreu, welche seinem Herzen eben so viel Ehre machen als seiner Einsicht. Einigen Einfluß konnte indessen wohl die Ermahnung Luthers auf ihn haben, der jetzt eben sehr kränklich wurde und seinen Tod befürchtete. „Ich sterbe bald, sprach „Luther zu ihm, und die Sache Gottes beruht „auf dich. Wirst du die Kirche wieder unter „des Papstes Gewalt bringen, so ist es deine „Schuld. Alles, was wir gearbeitet haben, „ist dann verlohren, und die Seelen, die kaum „aus dem Elende heraus sind, wieder un„glücklich.“

Auf schwache Herzen kann derjenige, der etwas von ihnen erlangen will, nicht gewisser einwirken, als wenn er seine Bitten mit Ahndungen seines nahen Endes unterstützt. Aber wenn ein Luther zu Melanchthons Herzen so redet, so kann man leicht begreifen, welchen Eindruck es hervorbringen muste. Die Folge war, daß Melanchthon sein bisheriges Verfah-

ren

ren von neuem prüfte. Gewiß ein schöner Zug in dem Leben dieses Mannes, der von keinem stolzen Selbstvertrauen irre geleitet, seine Handlungen immer vom neuen seinen unpartheiischen Untersuchungen unterwarf! Eine Wirkung dieser Prüfung war, daß er zwar immer noch Gelindigkeit anrieth, aber auch sich immer mehr vor dem entgegengesetzten Fehler einer scheuen Furchtsamkeit zu sichern suchte. Seine jetzige Abhandlung, die jetzt in diesem Geiste geschrieben und auf der einen Seite mit seinen sonstigen Gesinnungen übereinstimmend war, aber auch auf der andern den von Luthern befürchteten schlimmen Folgen des Nachgebens vorbeugte, fand solchen Beifall, daß sie den schmalkaldischen Artikeln beigefügt wurde. Sie heißen deswegen so, weil sie von allen evangelischen Fürsten und Theologen zu Schmalkalden den 24. Febr. 1537 unterschrieben wurden. Ehe man sie noch den Ständen zur Unterschrift überreichte, stellte man es ihnen frei: wiefern sie solche anzunehmen geruhen möchten, indem man gar nicht Willens wäre, jemanden dazu zu nöthigen, als welcher sich freiwillig dazu verbinden wolle.

Merkwürdig ist hierbei die Unterschrift Melanchthons, welche zu sehr seine ihm eigen-

thüm-

thümliche Denkungsart verräth, als daß sie nicht hier am rechten Orte sein sollte: „Ich „Philippus Melanchthon halte diese obgesetz„ten Artikel auch vor recht und christlich. Vom „Papst aber halte ich, so er das Evangelium „wollte zulassen, daß ihm Friedens und gemei„ner Einigkeit wegen derjenigen Christen, so „auch unter ihm sind und künftig sein möchten, „die Superiorität über die Bischöfe, die er „sonst hat, nach menschlichem Rechte auch von „uns zu zulassen sei.“ Er war schlechterdings der Meinung, die Unterwürfigkeit unter dem Papste sei bei weitem nicht so schädlich und fürchterlich, als man glaube, wenn dieser nur verspräche, die neuen Religionslehren nicht anzufechten, und die vorigen Irrthümer und Mißbräuche den evangelischen Ländern nicht wieder aufzudringen, sondern jeden bei seinen Ueberzeugungen in Religionssachen zu lassen und die öffentliche Uebung derselben nicht zu stöhren. Ob der Papst noch das Oberhaupt der Kirche heisse, darauf komme im Grunde nicht sehr viel an, wenn er es nur nicht mehr wirklich sei. Gäbe man ihm dies erstere nach, so, meinte er, würden der Reformation weit weniger Hindernisse in den Weg gelegt werden, und mehrere Länder, welche jetzt der neuen Lehre

abge-

abgeneigt wären, würden ihr beitreten, da ohnedies schon die Gemüther dazu vorbereitet wären und nur noch von der Furcht vor den papst und die Geistlichkeit abgehalten würden. Hierdurch würde das Gute bewirkt werden, daß grobe Irrthümer allgemeiner anerkannt und höchstschädliche Mißbräuche abgeschaft würden. Ueberdies werde Zank und Uneinigkeit, Haß und Erbitterung — Dinge, die der Religion und dem Geiste Jesu so sehr entgegen wären — von selbst verschwinden. Um dieses Guten willen könne man schon den Namen Papst dulden, dessen Ansehen ohnedies bei freierem Untersuchungsgeiste und bei dem immer mehr sich verbreitenden Lichte der Wahrheit, nach und nach sinken werde. Wollte man aber ihm auf einmal sich entziehen, so habe er vermittelst der katholischen Geistlichkeit noch zu viel Anhang, so daß viele Länder noch lange in tiefer Unwissenheit und Aberglauben bleiben würden.

Diese Meinung war aber nicht die Meinung aller. Andere hitzigere, wenn gleich eben so gut gesinnte, Männer, wozu Luther selbst gehörte, glaubten aber in jedem kleinen Nachgeben gegen den Papst schon die Zurückkunft alles Alten, die Unterdrückung der neuen Lehren, die Einführung der vorigen Mißbräuche, mit einem

einem Worte, die vorige Unterjochung des Gewissens zu erblicken. Bei jeder Annäherung dachten sie sich schon alles wieder verlohren zu haben, was sie bisher mit so vieler Anstrengung und Gefahr errungen hatten. Daher, daß sie sich mit Melanchthon über diesen Punkt nicht ganz vereinigen konnten! Daher, daß sie es ungern sahen, wenn er von Gelindigkeit sprach und dazu rieth.

Schon diese getheilten Meinungen vereitelten die Hauptabsicht, welche man durch die Zusammenkunft zu Schmalkalden erreichen wollte. Ein eben so grosses Hinderniß war die Krankheit Luthers, welcher schon den 26. Februar sich von Schmalkalden wegbegeben muste. aber bald nach seinem Weggange wieder besser wurde. Nur so viel wurde ausgerichtet, daß man dem kaiserlichen Gesandten die Antwort gab, man könne schlechterdings nicht mit der Art zufrieden sein, wie die angekündigte Kirchenversammlung zusammenberufen und gehalten werden sollte.

Der Menschenfreund, welcher weiß, wie selten verdienstvolle und wahrhaft nutzbare Männer sind, und welcher gern die ganze Thätigkeit derselben zum Wohl der Welt genutzt und erschöpft wissen möchte, bedauert nichts

mehr,

mehr, als wenn eben diese Männer in ihrem Muthe durch Verfolgungen geschwächt und in ihrem Eifer für das Nöthige und Nützliche durch Zerstreuung von andern Dingen gestöhrt werden. Dies widerfuhr sehr oft unserm Melanchthon. Das Jahr 1538 zeichnete sich darin vor vielen andern aus. Die Veranlaßung dazu war folgende. Ein gewisser Simon Lemnius, ein witziger Kopf und fertiger lateinischer Dichter war vor einigen Jahren nach Wittenberg gekommen und hatte durch seine anfängliche gute Aufführung eben sowohl, als durch seine Geschicklichkeit die Liebe Melanchthons gewonnen. Er war nicht nur für sich selbst sehr fleißig, sondern gab auch andern in verschiedenen Sprachen Unterricht. Dafür empfahl ihn Melanchthon auf alle Art und sorgte selbst dafür, daß man ihn unentgeldlich zum Magister machte. Eine Ehre, die damals zu Wittenberg, besonders fleißigen und geschickten Männern wiederfuhr. Uebrigens war er ein munterer Mann, der lustige Gesellschaft, Tanz und Musik liebte. Auf einmal ließ er eine Sammlung von Sinngedichten drucken, worin einige Professoren zu Wittenberg auf eine versteckte Art angegriffen wurden. Er besorgte selbst davon nichts übles,

weil

weil er ſonſt gewiß nicht in Wittenberg geblieben wäre. Hingegen Luther, der zwar darin nicht ſelbſt beleidiget wurde, konnte es ohnmöglich ſeiner gewöhnlichen Hitze nach dulden, daß einige ſeiner Collegen ſpöttiſch durchgezogen wurden. Noch mehr als dies erregte ſeinen Unwillen der Umſtand, daß der Erzbiſchof von Mainz Albrecht, ein gelehrter Mann und vorzüglicher Beförderer der Wiſſenſchaften, den ſelbſt Melanchthon überaus deswegen ſchätzte und ihm zum Beweiſe ſeiner Achtung einige gelehrte Schriften zugeeignet hatte, der aber Luthern wegen ſeiner Verbindung mit dem Papſte verdächtig war, darin ſehr gelobt wurde. Er brachte es alſo dahin, daß man gewaltſame Maasregeln gegen den ardachten Lemnius ergreifen und daß Melanchthon, welcher gerade Rektor der Univerſität war, ihn in Arreſt bringen laſſen muſte. Jedoch entkam Lemnius durch die Flucht, erfuhr aber nachher abweſend, daß man ihn auf die ſchimpflichſte Art von der Univerſität verwieſen hatte. Unterdeſſen machte man dem Melanchthon den Vorwurf, daß er nicht nur um den Druck dieſer Sinngedichte gewußt habe, ſondern auch ſogar dem Lemnius bei ſeiner Flucht behülflich geweſen ſei. Er vertheidigte ſich zwar dagegen vor

dem

dem Churfürsten. Allein unwahrscheinlich ist es nicht, wenn gleich noch lange nicht gewiß, daß er vielleicht einige Kenntnis davon hatte und nun, da er die Erbitterung Luthers darüber sahe, lieber um alles Aufsehen zu vermeiden und die Sache in Frieden zu beendigen, davon schwieg, da er ohnedies zu schwach gewesen wäre, um durch das Geständnis seines Mitwissens den Lemnius zu schützen.

Melanchthon war Mensch. Hat er darin gefehlt, daß er weniger Muth hatte, öffentlich den zu schützen, welchen er geschützt wißen wollte, so gestehe ich frei, daß ich mich nicht berufen fühle, alles an dem Manne zu rechtfertigen und zu loben, an welchem so viel zu loben ist. Lemnius vertheidigte zwar den Melanchthon von allem Verdachte, den man gegen ihn hatte, aber eben seine Zudringlichkeit, mit welcher er dieses thut, verräth nur zu deutlich seine gute Absicht, Melanchthons Feinde desto eher zu besänftigen. Uebrigens sah Melanchthon in den Gedichten selbst nicht so viel strafbares, und viele andere würden sich darüber beruhiget haben, wenn nicht Luther darüber so aufgebracht gewesen wäre. Alles war noch überdies Wahrheit, worüber Lemnius spottete,

und

und vieles was er im allgemeinen gesagt hatte, deutete man auf gewisse Personen.

Daß aber Melanchthon gar bald von seiner anfänglichen Menschenfurcht zurückkam und sich auch bei dieser Gelegenheit als ofnen Mann darstellte, beweiset der Umstand, daß er den Lemnius schlechterdings gelinder behandelt wissen wollte und daß er erklärte, man sei in seiner Verurtheilung ohne gegründete Ursachen zu weit gegangen. Allein diese Offenheit verursachte ihm viele Kränkungen und bestärkte nur den Verdacht, das er von der Ausgabe der Gedichte gewußt und dem Verfasser bei seiner Flucht durchgeholfen habe. Hiedurch wurde der gute Mann so verdrüßlich gemacht, daß er sogar den Entschluß faßte, Wittenberg zu verlassen, weil er nicht mehr daselbst mit dem Nutzen und Eifer arbeiten könne und durch die Schmähungen seiner Feinde immer in seiner Thätigkeit unterbrochen würde. Er würde auch wirklich seinen Vorsatz ausgeführt haben, wenn ihn nicht das Rectorat, das er eben damals führte, davon abgehalten hätte. „Ich „wäre wirklich, schreibt er, von hier wegge„gangen, wenn nicht die Reihe des Rectorats „an mich gekommen wäre. Viele öffentliche „Ursachen halten mich jetzt ab, meinen Posten

„zur

„zur gefährlichsten Zeit zu verlassen. So wie „nun die Aerzte versichern, daß viele Krankhei„ten durch Ruhe und eine gute Diät geheilt „werden, so scheine auch ich durch meine Ge„dult den Zorn anderer in etwas zu besänfti„gen.“ Dies geschah auch wirklich. Da er immer seinen geraden Weg fortgieng und auf den Argwohn nicht zu achten schien, den man gegen ihn hegte, so war auch alles wieder vergessen.

Wie hätte man aber auch diesen Mann entbehren können? Hatte man ihm in dem Jahre 1538 Kränkungen verursacht, so bedurfte man in dem folgenden wieder seiner Dienste. Und er, bereitwillig gegen jedermann, dem er dienen konnte, fand es für seine Denkungsart unmöglich, auf irgend eine Art Rache zu nehmen. Die evangelischen Stände waren zu Anfange des Jahrs 1539 zusammen gekommen, und Melanchthon muste dem Churfürsten von Sachsen dahin folgen. Die Umstände waren überaus bedenklich. Und da man in Ungewißheit schwebte, ob man nicht von Seiten der Katholiken Verfolgung und feindselige Angriffe zu besorgen habe, so wurde Melanchthon aufgefordert, eine Abhandlung über die Frage zu schreiben, ob und wie man sich rechtmäßig, ohne dem

gött-

göttlichen Gesetzen und den Vorschriften der christlichen Liebe zu nahe zu treten, gegen feindliche Angriffe vertheidigen dürfte. Auch diese Schrift athmete Melanchthons Geist. Aber eben dies war auch ein Beweis, daß sie nicht ohne Fleiß und Mühe ausgearbeitet war. Doch nicht nur diese Arbeit, sondern auch manchen nützlichen Rath hatte man ihm bei dieser Gelegenheit zu verdanken.

Bei seiner Zurückkunft nach Wittenberg erwarteten ihn wieder neue Geschäfte. Der Herzog von Sachsen, George, ein Herr, welcher zwar Religion und Tugend liebte, aber der von Luthern gestifteten Reformation abgeneigt war, und sie in seinem Lande, wozu Dresden, Meissen und Leipzig gehörte, auf alle Art zu hindern suchte, war 1539 gestorben und hinterlies seinen Bruder, Heinrich den Frommen, zum Nachfolger. Dieser Herr, der die Neigung seiner Unterthanen zu den neuen Religionslehren bemerkte, ließ sogleich Luthern und Melanchthon kommen, und in seinem Lande die Reformation einführen. Beide Männer musten nun eben so, wie ehemals in dem Churfürstenthume, herum reisen, und Kirchen und Schulen visitiren. Sie thaten dies mit so glücklichem Erfolg, daß vernünftige Religionskenntnis und

Aufklärung nicht wenig dadurch gewann. Insbesondere war Melanchthons Einfluß auf die Universität Leipzig von sehr wohlthätiger Art.

In ähnlichen Geschäften war er in das Brandenburgische auf Befehl des dortigen Churfürsten Joachims gereiset, und hatte auch da der Reformation überaus ersprießliche Dienste geleistet, als während seiner Abwesenheit seiner Frauen Schwester Mann, den er vorzüglich liebte, gestorben war. Dies gieng ihm so nahe, daß er selbst darüber krank wurde. „Gram und „beständige Kümmernisse, sagt er, welche ich „seit drei Jahren erduldet habe, haben mich so „aufgezehrt, daß ich besorge, nicht lange mehr „zu leben. — Gott gebe, daß ich das meinige „in der Welt gethan habe, wenn mir Rechen„schaft abgefordert wird."

Genesen von dieser Krankheit, verfiel er im Jahre 1540 in eine weit gefährlichere. Zu Hagenau am Rhein sollte eben eine Unterredung von den vorzüglichsten katholischen und protestantischen Theologen angestellt werden, um über einige streitige Punkte ein Uebereinkommen zu treffen. Unter andern war Melanchthon dazu berufen. Als er daher, um diesen Weg anzutreten, über die Elbbrücke vor dem

Wit-

Wittenberger Thore fuhr, empfand er eine Unpäßlichkeit, die bald schwächer bald stärker wurde, bis er endlich zu Weimar liegen bleiben muste. Man gab schon alle Hofnung seiner Wiedergenesung auf. Der hierüber sehr bestürzte Churfürst bewies nur zu deutlich, wie theuer ihm dieses Mannes Leben wäre. Er sorgte nicht nur für geschickte Aerzte, sondern ließ auch Luthern von Wittenberg eiligst herbeiholen. Luther fand ihn nicht in dem besten Zustande. Die Augen waren ihm gebrochen, die Sprache entfallen, das Angesicht abgezehrt. Bei diesem Anblicke erschrocken, rief Luther: „Behüt Gott, wie hat man mir dieses Werk„zeug geschändet!“ Er betete dann für sein Leben recht innig, tröstete seinen kranken Freund, und trug alle nur mögliche Sorge für ihn. Und Luthers aufheiternde Gespräche, verbunden mit einer sorgfältigen Pflege, verschaften ihm nach und nach seine Gesundheit wieder. „Keine Ausdrücke, schreibt er nach„her, sind fähig, die Schmerzen zu beschreiben, „die ich litt. Ich bemerkte auch, daß der Leh„rer, (er versteht darunter Luthern, dem er „gewöhnlich diesen ehrenvollen Beinamen gab) „meinetwegen litt. Er unterdrückte aber seinen „Schmerz, um den meinigen nicht zu vermehren.

„Seine groſse Seele ſuchte mich eben ſo ſehr „durch Tröſtungen als durch Beweiſe meiner „Traurigkeit aufzurichten.“ Die Urſache dieſer Krankheit lag einzig und allein in den beſtändigen Vorwürfen, die er ſich ſelbſt über eine ſeiner Handlungen machte. Er und Luther waren nemlich überredet worden, heimlich in die Doppelehe einzuwilligen, in welcher der Landgraf von Heſſen lebte. Dieſe Einwilligung kümmerte eben ſo ſehr ſein zartes Gewiſſen, als ſie den Katholiken Gelegenheit zu nachtheiligen Urtheilen und Schmähungen gab. Unbeſchreiblich iſt der Harm, welcher deswegen an ſeinem Herzen nagte. Ueberall begleitete ihn der Gedanke an dieſen Vorfall, und Reue von der ſchmerzlichſten Art geſellte ſich dazu. Es war ihn unmöglich, mit Freudigkeit und Ruhe zu handeln, und doch dabei etwas zu wiſſen, wo er gröblich gefehlt habe. Alle Gründe, womit er ſelbſt und ſeine Freunde dieſen Schritt rechtfertigen wollten, vermochten bei ihm nichts, und ſein Kummer brachte eine Krankheit hervor, welche ihm beinahe das Leben gekoſtet hätte. Er erklärte zwar an mehreren Orten, er ſei durch den Schein der Frömmigkeit betrogen und überredet worden, in eine Sache zu willigen, die er von einer falſchen Seite angeſehen

ſehen habe; geſteht aber auch zugleich, daß dieſe Ueberlegung bei weitem nicht hinreichend ſei, um ihn zu beruhigen. Dieſe ganze Erzählung ſcheint nur deswegen ſehr merkwürdig zu ſein, weil ſie über Melanchthons Charakter viel Licht verbreitet. Denn es iſt in dem Leben, großer Männer nicht wenig intereſſant, ihr Verhalten kennen zu lernen, wenn ſie einſehen daß ſie Fehler begangen haben. Und von dieſer Seite wird Melanchthon bei meinen Leſern eher gewonnen als verloren haben.

Seine nur langſam wieder erlangte Geſundheit ſtand auch wieder mit neuen Arbeiten in Verbindung. Die zu Hagenau angeordnete theologiſche Unterredung deren oben Erwähnung geſchehen iſt, kam unter allerhand Ausflüchten, welche man von Seiten der Katholiſchen gebrauchte, nicht zu Stande. Jetzt im Jahre 1541 ſollte ſie zu Worms angeſtellt werden, wohin ſich auch Melanchthon begeben muſte. Der päpſtliche Nuntius eröfnete die Unterredung mit einer für ſeine Abſichten zweckmäßigen Rede. Und da Melanchthon darauf antworten wollte, wurde er von dem kaiſerlichen Geſandten Granbella aus der Beſorgnis davon abgehalten, daß dadurch der

Zorn

des Nuntius gereizt und sogleich die Absicht der Zusammenkunft vereitelt werden möchte. „Besorgen Sie nicht, rief Melanchthon, „daß ich mit Ungestüm sprechen werde.“ O „nein! erwiederte jener, „ich und alle ken„nen deine Mäßigung.“ Granvella war übrigens ein Mann, dem es wahrscheinlich Ernst war, den Frieden wieder herzustellen. Endlich besprachen sich Melanchthon und der oben erwähnte Eck. Man hoffte davon einen guten Erfolg. Allein bald verzögerte man die Unterhandlungen, bald schlug man neue Bedingungen vor, die man nicht eingehen konnte. Man verlangte sogar, daß die protestantischen Theologen in voraus einige Punkte unterschreiben sollten, welche gerade ihnen sehr entgegen waren. Dies konnte nun Melanchthon nicht zugestehen. Er setzte ein Schreiben auf, worin er erklärte, er und seine Collegen wünschten nichts mehr als die Tilgung aller bisherigen Streitigkeiten, und im Fall man eine freie gegenseitige Untersuchung gestatten wolle, so würde jeder rechtschaffene Mann finden, daß sie gemäßigte Gesinnungen hegten. Sie könnten es heilig versichern, daß sie bereit wären, auch mit ihrem Tode die Einigkeit der Kirche zu erkaufen. In Worten wollten sie sehr gern nach-

nachgeben, ſobald es nur nicht die Sache und die Lehre ſelbſt beträfe. Um Worte zu ſtreiten ſei eben ſo ſonderbar, als wenn ein Pole einen Deutſchen deswegen haſſen und ihn morden wolle, weil dieſer deutſch und nicht poluiſch ſpräche. Allein dadurch, daß man vor einer gegenſeitigen Berathſchlagung ihnen gleich gewiſſe Punkte aufdringen wolle, werde der Weg zur Uebereinſtimmung verſperrt. Man möchte alſo ja darauf vorzüglich Bedacht nehmen, daß man mit keinen vorgefaßten Meinungen zu dieſer Unterſuchung ſchreite. Gewaltſamen Forderungen dürfe er und ſeine Collegen ſich ſchlechterdings nicht unterwerfen. Aus Furcht werde er kein anderes Wort ſprechen oder ſchreiben, als er ſonſt gethan haben würde; ſelbſt dann nicht, wenn ein feindliches Kriegsheer vor den Thoren ſtände. Da unterdeſſen der kaiſerliche Geſandte abgerufen worden war, ſo wurde die ganze Sache bis auf die Zuſammenkunft verſchoben, welche noch in demſelben Jahre zu Regensburg gehalten werden ſollte. Niemand gewann dabei etwas, als Melanchthons Name, den man von katholiſcher Seite immer höher zu ſchätzen anfieng und ihn auch jetzt von Worms mit lauten Lobſprüchen entließ.

Um die gute Sache zu fördern, übernahm er auch die Reise nach Regensburg. Hier hatte er auch das Unglück, daß der Wagen, auf dem er nebst mehrern fuhr, an der Pfälzischen und Baierschen Grenze umstürzte, wodurch er eine Quetschung und Verrenkung an der rechten Hand erhielt. Dieser Unfall wurde noch durch die Ungeschicklichkeit einiger Chirurgen vermehrt, die keine Verrenkung vermutheten. Als die Nachricht davon nach Regensburg kam, hatte der schon gedachte kaiserliche Gesandte Granvella die Höflichkeit, den kaiserlichen Leibchirurgus ihm zuzuschicken. Demohngeachtet gieng die Cur nicht nach Wunsche von statten. Melanchthon hatte dabei nicht nur viele Schmerzen auszustehen, sondern noch überdies den Verdruß, daß er nicht schreiben konnte, sondern alles durch andere schreiben lassen muste. „Was bin ich, schreibt er zu der Zeit, anders, „als ein lebender Todter, nachdem ich meine „Feder nicht mehr gebrauchen kann, die so oft „den Wissenschaften und dem Staate nützlich „und meinen Freunden angenehm war.“ Nur nach und nach lernte er diese Hand brauchen, doch nie so gut wie vorher.

Weni-

Weniger empfindlich war jedoch ihm dieſer körperliche Schmerz, als der Verdruß über die Ereigniſſe bei der Zuſammenkunft in Regensburg. Seine Hofnung der Vereinigung wurde auch hier vereitelt. Die Unterredung wurde wieder aufgehoben und bis auf eine Kirchenverſammlung verwieſen. Einer ſeiner Collegen ſchrieb von Regensburg aus: „unſer guter und „wahrhaft heiliger Melanchthon wird von allen „Seiten ſo geängſtiget, und in Kummer ver„ſetzt, daß er zwiſchen zwei Mühlſteinen ſich „zu befinden ſcheint.“ Die Gelegenheit dazu gab eine Schrift, wozu der Kaiſer das Vertrauen hatte, ſie könne eine Vergleichung zwiſchen beiden Partheien ſtiften, wenn nach dem Inhalte derſelben einige Fehler und Misbräuche in der römiſchen Kirche von der einen Seite verbeſſert und auf der andern manche Forderungen von den Proteſtanten gemäßiget würden. Er verlangte alſo, beide Partheien möchten es annehmen. Die proteſtantiſchen Theologen waren dies unter der Bedingung zufrieden, daß nur einiges abgeändert würde, die katholiſchen aber verwarfen dieſe Schrift ganz. Dieſer Streit nun beſchäftigte Melanchthons Herz ſo ſehr, daß er, wie es immer der Fall war, wenn er wichtige Dinge vor hatte, keine

Nacht

Nacht schlafen konnte. Ein Glück für seine Gesundheit, daß man bald wieder sich von Regenburg entfernte.

Ueberhaupt verstrich ihm von nun an kaum ein Jahr, ohne daß er Unruhen und Beschwerden ausgesetzt wäre. Kaum hatte er wieder seine gewöhnliche Beschäftigung des Unterrichts zu Wittenberg angefangen, als ihm wieder ein neues auswärtiges Geschäft aufgetragen wurde, welches von nicht geringer Wichtigkeit war. Der Churfürst von Cölln, Herrmann, geborner Graf zu Wied, ein ehrwürdiger Greis, besaß nicht nur selbst vernünftige Einsichten in der Religion, sondern wünschte sie auch bei seinen Unterthanen zu verbreiten. Ueberzeugt, daß manche Irrthümer und Abweichungen von der Religion, wie sie Jesus lehrt, sich in den gewöhnlichen Religionsglauben eingeschlichen hätten, bemerkte er auch den nachtheiligen und schädlichen Einfluß, welchen so viele kirchlichen Gebräuche und Ceremonien auf die Sitten des Volks hatten. Schon im Jahr 1536 hatte er daher einen Versuch gemacht, seinen Unterthanen durch eine Reform der kirchlichen Verfassung nützlich zu werden. Johann Gropper, Professor zu Cölln, muste auf seinen Befehl den Plan dazu entwerfen,

allein

allein da es diesem Manne kein rechter Ernst war, so wurde in der Sache nicht viel gethan. Jetzt glaubte der Churfürst in Melanchthon den Mann zu erblicken, der Einsichten und Mäßigung genug in sich vereinigte, um mit Erfolg seine Absichten durchzusetzen. Er erlangte es endlich auch nach vielen Bitten von den Churfürsten zu Sachsen, daß Melanchthon im April des Jahrs 1543 nach Bonn kommen durfte. Und Herrmann hatte nicht Ursache, seine Bitte zu bereuen. Melanchthon verfertigte nach seiner Ankunft einen Aufsatz, der in des Churfürsten Namen deutsch ausgegeben wurde. In demselben wurden zwar eine Menge von Misbräuchen und abergläubischen Meinungen widerlegt und abgeschaft, aber doch noch eben so viel alte Gewohnheiten nebst den Würden, Freiheiten und Rechten der Klöster und Stifter beibehalten. Luther, dem Melanchthon den Aufsatz zuschickte, misbilligte das letztere nicht wenig, wie man von seinem raschen Gange schon gewohnt ist. Jedoch war es der Klugheit gemäß, in einem Lande, wo ohnedies schon so viel Widerstand angetroffen wurde, behutsam zu verfahren. Der Erfolg wenigstens lehrte, wie sehr dies nöthig gewesen war. Die ganze katholische Geistlichkeit lehnte sich gegen die

neuen

neuen Lehrsätze und churfürstlichen Verfügungen auf. Man schrieb und schmähete nicht nur dagegen, sondern appellirte auch an den Kaiser und an den Pabst. Es kam so weit, daß jener den Churfürsten nach Brüssel, dieser aber nach Rom citirte, ja sogar 1545 in den Bann that und der erzbischöflichen Würde verlustig erklärte. Endlich da auch der Kaiser gewaltsame Maasregeln ergriff, wich er selbst freiwillig aus seinem Lande, ohngeachtet die Landstände noch fest an ihren Herrn hiengen, und starb kurz darauf mit dem Bewußtsein, für seinen Theil zur Verbreitung beßrer Religionsübung mitgewürkt zu haben. Doch war Melanchthons Bemühung nicht ganz fruchtlos gewesen. Ein Trost, der ihn bei seinen Arbeiten einzig ergötzte und ihn für alle Beschwerden entschädigte. Viele Einwohner von Cölln, einmal in den neuen Religionswahrheiten unterrichtet, blieben seine Freunde, und erbaten sich nachher noch von Zeit zu Zeit von ihm weitern schriftlichen Unterricht über einige Punkte, in welchen sie zweifelhaft waren.

Hatte er in diesem Jahre mannigfaltigen Verdruß über öffentliche Angelegenheiten gehabt, so brachte ihm das folgende Jahr häusliche Unannehmlichkeiten und Kümmernisse entgegen.

gegen. Eigene Krankheiten, der Tod seiner geliebten Tochter, andere Nachrichten von den Todesfällen seiner Freunde erfüllten die Zeit des Jahrs 1544. Hierzu gesellte sich das immer wieder überhandnehmende Geschrei über seine allzugroße Nachsicht gegen Andersdenkende, die beständige Sorge vor den zu besorgenden Kriegsunruhen, die neuern Schmähschriften gegen die Aenderungen in Religionssachen — alles Dinge, welche zwar ihn in seinen Arbeiten nicht störten, aber auch gewiß nicht stärkten und aufheiterten.

Doch, wie es zu gehen pflegt, mischten sich auch angenehme Ereignisse unter die unangenehmen. Dahin gehört ein Umstand, den ich vielleicht ganz übergehen würde, wenn er nicht vorzüglich frohen Muth und Heiterkeit über Melanchthons Herz ausgegossen hätte. Der Fürst von Anhalt, George, ein frommer und religiöser Herr, der, weil er selbst Wissenschaften und Gelehrsamkeit besaß und sie bei andern schätzte, eben deswegen auch leicht Melanchthons Gönner wurde, den er nur seinen griechisch-christlichen Bruder zu nennen pflegte, war zum Coadjutor des Stifts Merseburg im Jahr 1545 erwählt worden. Er verlangte darauf, Luther möchte ihn förmlich ordiniren,

und Melanchthon deshalb im Namen der übrigen Theologen eine schriftliche Erklärung verfertigen. Beides geschah zur nicht geringen Freude der Wittenberger Universität. Der Fürst selbst hielt diesen Tag für den vergnügtesten seines Lebens, und verrichtete von nun an alle Geschäfte eines Predigers. Wie viel dieser Vorfall insbesondere beitrug, Melanchthons Sorgen auf einige Zeit lang zu zerstreuen, bezeugt er selbst: „Des Fürsten Georgs Ordi„nation hat mir viel Freude gemacht. Seit „vielen Jahren ein Tag, an welchem ich ganz „ohne Sorge lebte. Der Himmel selbst schien „unsere Freude zu billigen. Es war den gan„zen Tag kein Wölkchen am Himmel.“

Traurig genug, daß diese seine Freude durch neue Kränkungen getrübt wurde! Man hatte im Jahre 1546 eine neue Unterredung zu Regensburg in derselben Absicht, wie die vorige, angeordnet, und Melanchthon hatte schon Befehl, sich reisefertig zu machen. Auf einmal kam der Gegenbefehl, daß nicht er, sondern verschiedene andere an seine Stelle dahin gehen sollten. Weil aber kein Grund dieser schleunigen Aenderung angegeben wurde, so mußte diese Zurücksetzung natürlich unsern Melanch-

thon

thon befremden. Es ſchmerzte ihn weniger der zurückgenommene Auftrag, als der Mangel des Vertrauens, welcher daraus hervorleuchtete. Das Staunen war allgemein, weil niemand die Urſache errathen konnte. Vielleicht irre ich aber nicht, wenn ich ſie in folgenden Worten eines Briefes von Melanchthon ſelbſt, der in dieſem Jahre geſchrieben iſt, gefunden zu haben glaube: „man ſagt, die beiden Briefe, die ich „ohnlängſt, wie du weißt, aus Italien erhal„ten habe, wären bei Hofe erwähnt worden „und hätten übeln Eindruck gemacht. Wenn „man es verlangt, ſo kann ich die Briefe ohne „Furcht vorzeigen. Ich mache kein Geheim„niß daraus. Ich glaube doch nicht, daß es „ſtrafwürdig iſt, wenn ein Katholik gleichgül„tige Dinge an mich ſchreibt. Wohl dem, der „ſolche Verläumdungen verlachen kann, weil er ein gut Gewiſſen hat!“ Vermuthlich mochte man glauben, dieſe Briefe hätten auf die Vereinigung der beiden ſtreitenden Partheien Beziehung und könnten den Melanchthon noch nachgiebiger machen. Meine Vermuthung wird dadurch beſtärkt, daß man es ſchon ehedem übel aufnahm, da der Cardinal Jakob Sadolet an ihn ſehr freundſchaftlich geſchrieben, und ſich ſeine Correſpondenz ausgebeten hatte.

Den

Den Beweis des Mistrauens abgerechnet, hätte man ihm keine gröſsere Wohlthat erweisen können, als daß man ihn diesmal zu Hause ließ. Es wurde ihm dadurch nicht nur mancher Verdruß und manche Sorge erspart, sondern auch, da der Erfolg der Unterredung zu Regensburg bei weiten der Absicht nicht entsprach, ihm die schönste Genugthuung gegeben und das entzogene Vertrauen ihm vollkommen wieder geschenkt.

Was aber die Protestanten bald gewünscht bald wieder nicht gewünscht hatten, das geschahe endlich den 13. December 1545, an welchem eine Kirchenversammlung zu Trient zusammen kam. Die Päpste hatten immer Ausflüchte dagegen gesucht und sie bald da bald dort anstellen wollen. Daher Luther zu sagen pflegte: der Papst schleppe sich mit dem armen Concilio, wie die Katze mit den Jungen. Die Protestanten, überzeugt, daß für sie nicht viel geschehen werde, waren mehr darüber bestürzt, als erfreut. Es war auch wirklich an keine Vereinigung zu denken. Denn, ohngeachtet diese Versammlung bis 1563 fortdauerte, so wurde doch weiter nichts ausgerichtet, als daß alles Alte bestätiget und die Neuerungen in kirchlichen Angelegenheiten verdammt wurden.

Sie

Sie war nicht lange angegangen, als Luther den 18. Februar 1546 aus der Welt gieng, da er eben eine Reise zu dem Grafen von Mannsfeld gemacht hatte. Dieser Vorfall war für Melanchthon erschütternd. Und wer hätte ihm das verdenken wollen? Acht und zwanzig Jahre hatte er mit ihm in der freundschaftlichsten Verbindung gelebt, mit ihm gemeinschaftlich gewirkt und gehandelt, und sich selten von ihm getrennt. Merkwürdig sind dabei seine eigenen Worte: „Der Schmerz, der in meinem Her„zen tobt, ist unbeschreiblich. Wie wenn zwei „Reisende einen und denselben Weg gehen, und „nachdem sie ihn lange gegangen sind, fällt der „eine todt hin, und der andere jammert, so „jammere ich nach dem Verluste meines Lu„thers. Ich glaubte immer vor ihm aus der „Welt zu gehen, und muß ihn doch noch über„leben. Wer weiß, was der Herr noch über „uns beschlossen hat. Denn ich sehe nun wohl, „ich habe noch nicht genug gearbeitet. Darum „läßt mich der Herr noch leben. Auch ich muß „wirken, weil es Tag ist. — Ich preise Lu„thern glücklich, daß er keine Kriege der Reli„gion wegen erlebte. Ich werde vielleicht nicht „so glücklich sein.“

## Zehntes Kapitel.

### Seine traurige Lage während des Schmalkaldiſchen Krieges.

Nicht mit Unrecht fürchtete Melanchthon manche Unruhen und Kriege noch erleben zu müſſen. Das Sterbejahr Luthers war gleichſam der Vorläufer von vielen darauf folgenden traurigen und bedrängten Zeiten. Der Kaiſer war über die ſchleunige Zurückberufung der proteſtantiſchen Theologen von der Unterredung zu Regensburg und über andere kühne Schritte der evangeliſchen Stände außerordentlich aufgebracht, und betrachtete ſie als Beleidigungen, die ſeiner Würde nachtheilig wären. Hierzu geſellten ſich noch manche politiſche Abſichten, deren Erörterung nicht hieher gehört. Jetzt, da ihm der mit dem Könige von Frankreich geſchloſſene Friede freiere Hände ließ, entſchloß er ſich gegen den Churfürſten von Sachſen und die übrigen proteſtantiſchen Fürſten gewaltſame Maasregeln zu ergreifen, denen er vorher immer ausgewichen war. Der Schmalkaldiſche Krieg kam wirklich zum Ausbruch.

Man

Man kann ſich der innigſten Theilnahme nicht erwehren, wenn man den ſanften und friedewünſchenden Melanchthon durch dieſe kriegeriſchen Zeiten hindurch begleitet, deſſen Herz bei jenen Drangſalen ſo viel leiden mußte. Stete Sorge, traurige Nachrichten, beſtändiges Herumirren, ohne irgendwo eine ſichere bleibende Stäte zu finden, füllten dieſe traurigen Jahre aus. Hiermit verband ſich die niederſchlagende Beſorgnis, daß alles nun vereitelt werde, was man bisher zur Aufklärung und Verbreitung beſſerer Religionskenntniſſe gethan habe. Was ihn aber am mehreſten angriff, war der Gedanke, von welchem er ſich ſchlechterdings nicht losreiſſen konnte, daß man lange nicht alles von evangeliſcher Seite gethan, und ſich nicht vorſichtig genug betragen habe, um dieſen Uebeln vorzubeugen.

Einige Aeußerungen aus ſeinen Briefen, welche er um dieſe Zeit ſchrieb, und welche überhaupt viel Licht über manche dunkle Umſtände des ganzen Schmalkaldiſchen Krieges verbreiten können, mögen hier ihren Platz haben, da ſie vorzüglich geſchickt ſind, ſeine Denkungsart bei den damaligen Vorfällen zu beweiſen: „Unſer „Herr (er meint den Churfürſten von Sachſen, „den unglücklichen Johann Friedrich) iſt ein

„großmüthiger vortreflicher Mann, der aber „nur zu oft in seinen Urtheilen mistrauisch, in „seinem Tadel unvorsichtig, und in seinen Un„ternehmungen rasch ist, der Dinge auf sich „wälzt, die er von sich ablehnen könnte. Sein „künftiges Schicksal sollte mir nahe gehen. — „Ich fürchte viel von seiner Selbstzufriedenheit „und seiner Neigung zum Kriege, die sich nicht „bequemen will, Freundschaften zu erhalten. — „Oft habe ich unsere Herren freimüthig ins Ge„sicht getadelt, daß sie manches thaten, was „dem Kaiser misfällig war. — Betrachte ich „das Temperament unsers Fürsten, die Verwir„rung bei Hofe, den üblen Zustand des Landes, „so fürchte ich mich. Ich bebe aber an ganzem „Körper, wenn ich mir denke, was wirklich ge„schehen wird. — Es ist Pflicht, unsern ver„bundenen Fürsten alles Glück und Heil bei ih„ren Unternehmungen zu wünschen. Sie ha„ben zwar manche voreilige und tadelnswür„dige Handlung sich zu Schulden kommen las„sen, wie es einmal unter Menschen zu gehen „pfleget, aber doch auch der Wahrheit einen „Aufenthalt in ihren Ländern verstattet und sie „mit vielen Arbeiten und Gefahren vertheidigt. — Mein Schmerz über die Kriegsun„ruhen verzehrt mich. Oft zweifle ich, wenn

„ich

„ich die Elbe erblicke, ob ich ihn ausweinen „könnte, wenn ich auch eben so viel Thränen „vergießen wollte, als die Elbe Wellen wirft. — „Die Religion wird zum Grunde des Krieges „angegeben. Allein man hat noch andere Ab„sichten, vielleicht von beiden Seiten. „O daß man seine bösen Neigungen nicht un„ter dem Deckmantel der Religion ausbrechen „ließe.“

Wenn es nicht schon Melanchthons Charakter hätte ahnden lassen, so könnte dieser einzige Brief beweisen, wie sehr er zum Frieden gerathen habe. Es waren noch kurz vor dem Ausbruche des Krieges Gesandten von dem Landgrafen von Hessen gekommen, um sich über die Möglichkeit zu berathschlagen, ob und wie die Ruhe erhalten werden könnte. Auch Melanchthon wurde befehliget, seine Meinung zu sagen. „Man hat, sprach er, den Kaiser ohne „Noth beleidigt. Man muß ihn wieder be„sänftigen. Dies kann geschehen, wenn unsere „verbundenen Fürsten ihrem Bündnisse entsa„gen, und für die übereilten Schritte um Ver„zeihung bitten.“

Allein die Schritte, die man schon gethan hatte, waren zu entscheidend. Die Rüstungen

zum

zum Kriege wurden von beiden Seiten eifrigst betrieben. Und schon im Julius 1546 marschirte der Churfürst von Sachsen, verbunden mit dem Landgrafen von Hessen, mit einer Armee durch Franken nach Schwaben. Der Kaiser, welcher augenblicklich den Churfürsten und dessen Bundsgenossen in die Acht erklärte, befand sich noch mit einem kleinen Kriegsheere zu Regensburg. Man tadelte es damals, daß die Verbündeten, wenn sie einmal feindselig handeln wollten, nicht gleich gegen den Kaiser vorrückten. Melanchthon selbst schreibt: „alles „wundert sich, daß in Baiern alles so träge „geht. Allein die Verbündeten sind selbst nicht „einverstanden. Gut, daß ihre Uneinigkeit das „Blutvergießen aufhält.“ Da endlich der Kaiser seine Armee vergrößert und sich bei Ingolstadt in Baiern festgesetzt hatte, so sah sich der Churfürst genöthiget, zurückzuziehen und seine eigenen Länder wieder zu erobern, welche unterdessen der Herzog von Sachsen, Moritz, einverstanden mit dem Kaiser, bis auf die Städte Gotha, Eisenach und Wittenberg eingenommen hatte. Gegen den Winter dachte man wieder von evangelischer Seite auf Friedensvorschläge. Auch Melanchthon sollte diesen Berathschlagungen beiwohnen. Allein hier ist seine

Ant-

Antwort an den Fürſten Georg von Anhalt: „Viele Urſachen halten mich ab, der Verſamm„lung der Fürſten beizuwohnen. Ich würde „nichts vorbringen können als Bitten, welche „bei Männern, welche einmal aufgebracht ſind, „ohne Nutzen bleiben. Auch mein Schmerz „hält mich zurück. Denn was ſoll ich hof„fen, da in der Nachbarſchaft ſchon ſolche „Grauſamkeiten verübt werden, die mit dem „Charakter eines Mannes in großem Wider„ſpruche ſtehen, welcher ſich für einen Vertheidiger des Vaterlandes ausgeben will. Ueber„dies vermuthe ich nicht, daß von kirchlichen „Angelegenheiten die Rede ſein wird. Möch„ten doch die meinen Rath vorher nicht verach„tet haben, mit denen wir uns jetzt in gleichem „Elende befinden. Ich miſche mich nicht gern „in die Berathſchlagungen der Fürſten. Ihre „Grundſätze ſtimmen nicht immer mit meiner „Philoſophie überein. Auch kenne ich nicht im„mer ihre Verhandlungen. Niemals haben ſie „eine Abſicht allein vor Augen, ſondern immer „ſind mehrere darin verwickelt. Dieſer Um„ſtand hat auch zu dieſem Kriege Gelegenheit „gegeben.“

Was er fürchtete, geſchahe; denn die Unterhandlungen wurden bald abgebrochen. Der

Kaiſer

Kaiser kam, um diese Geschichte hier nur kurz zu berühren, im Frühjahre 1547. selbst mit einem Kriegsheere nach Sachsen, und traf den Churfürsten bei Meißen. Dieser gieng geschwind über die Brücke, ließ sie hinter sich abbrennen, und wollte sich weiter nach Wittenberg ziehen. Jener folgte ihm jenseits der Elbe, gieng bei Mühlberg durch die Verrätherei eines sächsischen Unterthanen über diesen Fluß, ereilte den Churfürsten, schlug ihn und machte ihn und den Herzog Ernst von Lüneburg zu Gefangenen. Den 4. Mai kam er endlich selbst in Wittenberg an, und nöthigte dem unglücklichen Churfürsten, der mit vieler Standhaftigkeit seine Leiden ertrug, die Einwilligung in den Verlust aller seiner Würden ab. Die Universität war unterdessen aus Wittenberg geflüchtet, und die Beschreibung, die davon Melanchthon macht, erregt Mitleiden. Er selbst mußte sich wegbegeben, verlor den größten Theil seiner Sachen und Bücher, und irrte in Dessau, Zerbst, Magdeburg, Braunschweig, Nürnberg und andern Orten unstät und flüchtig umher. Voll von wehmüthigen Klagen sind die Briefe, die er von diesen Orten aus an seine Freunde schrieb, aber doch immer noch voll von Beweisen, daß ihm das Privatwohl

weni-

weniger, als das allgemeine Beſte am Herzen lag. Um nicht müßig zu ſein, verſuchte er hier und dort wieder Studierende zu ſammlen, und ihnen durch Unterricht nützlich zu werden. Aber immer vertrieben ihn mit ſeinen Zuhörern die weiter um ſich greifenden Kriegsunruhen. Man kann ſchon vermuthen, daß er bei dieſen Drangſalen auch von Seiten des Unterhalts in Verlegenheit ſein mußte. Das wenige, was er noch hatte, gab er den armen Studierenden, die ihm auf ſeiner Flucht folgten und bei den damaligen Umſtänden keine Unterſtützung von den Ihrigen erhalten konnten. Und hätte man nicht eben dieſe Tugend der Wohlthätigkeit ihm bewieſen, die er andern bewies, ſo hätte er ſehr oft darben müſſen. Einmal, da er ſich eben unterwegens befand, wußte er wirklich nicht, wovon er ſeinen Weg fortſetzen ſollte, als er noch unvermuthet an einem ganz fremden Manne, der aber ſeinen Namen hatte nennen hören, Unterſtützung fand. Nichts dauerte ihn mehr als die Seinigen, für die er nicht, wie er wollte, ſorgen konnte. Ihn ſelbſt kümmerte es weniger, da er nie an Ueberfluß gewöhnt war.

Der Kaiſer verließ endlich Sachſen, nachdem er dem Herzoge Moriz die Churfürſtlichen

Länder

Läder (Thüringen ausgenommen, welches den Söhnen des noch immer gefangenen Churfürsten Johann Friedrichs verblieb) nebst der Churwürde ertheilt hatte. Dieser Herr, welcher nur aus politischen Gründen mit dem Kaiser in ein Bündnis getreten, sonst aber gegen die Reformation nichts vornahm, berief sogleich den Melanchthon nach Leipzig, in der Absicht seine beiden Akademien Leipzig und Wittenberg wieder empor zu bringen. Auf der andern Seite wollten die Prinzen des gefangenen Churfürsten nach dem Wunsche ihres Vaters in ihrem Lande zu Jena eine neue Universität anlegen, und baten den Melanchthon, Wittenberg zu verlassen, und Lehrer und Gründer der neu errichteten Akademie zu werden.

Ein Collisionsfall, der viel Ueberlegung forderte. Hier reizte ihn Dankgefühl gegen den Ort, der ihn zuerst aufgenommen und wo er so lange gelebt und gearbeitet hatte. Dort schien die Dankbarkeit gegen die Prinzen seines alten Herrn ihn zu rufen. Nachdem er alles reiflich überlegt und die Gründe von beiden Seiten abgewogen hatte, bestimmte er sich wieder nach Wittenberg zu gehen. Allein dies war ein Entschluß, der ihm vielfältige Vorwürfe und Argwohn zuzog. Undankbarkeit,

Treu-

Treulosigkeit, Schmeichelei, Uebergang zur katholischen Parthei — das waren die Schmähungen, mit welchen man ihn überhäufte.

Eines Urtheils über diesen Schritt kann ich um so mehr entübrigt sein, da einige Stellen aus seinen Briefen hinreichen werden, um ihn vor jedem Richterstuhle zu rechtfertigen. „Ob ich gleich, schreibt er, zu Wittenberg manches habe erdulden müssen, so wünschte ich „doch der unglücklichen Universität wieder aufzuhelfen. Ich liebe diesen Ort, wie mein „Vaterland. Hier habe ich mit den treflichsten „Männern in Verbindung gestanden und gemeinschaftlich gearbeitet. — Ich bin nun wieder (den 26. Julius 1548) auf meinem alten „Plätzchen, und suche alles wieder in Ordnung „zu bringen. Der Fürst ist auch der Universität nicht abgeneigt. Aber bei Hofe berathschlagt man sich über nichts so lange, als über „Geldausgaben. Gewährt man uns nicht einige Unterstützung, so ist an keine Wiederherstellung zu denken. — Ich weiß zwar wohl, „daß mich alle tadeln, wieder hierher gegangen zu sein. Allein man sagte mir, ich würde „die Universität sinken lassen, wenn ich nicht „käme. Ich muß nicht auf meinen Vortheil,

„son-

„sondern auf das allgemeine Beste sehen. —
„Der Name Wittenberg, die Freundschaft mit
„meinen alten Collegen und endlich der Schmerz
„selbst, den ich noch nicht überwinden konnte.
„haben mich hieher gezogen. Habe ich geirrt,
„so mag mir es Gott verzeihen. Bei meinem
„hohen Alter und bei den Kriegsunruhen schien
„mir es unthunlich, noch anderswo eine neue
„Universität anzulegen. — Geld und Vergnü-
„gen hat mich nicht hieher gelockt. Ich lebe
„hier auf meine Kosten, und sehe nichts als all-
„gemeinen Jammer. Kein Tag geht ohne
„Thränen hin. Ja es ist noch ungewiß, ob
„die Wiederherstellung möglich ist. Geschieht
„es aber, so muß es von Nutzen sein. — Auch
„die Besorgniß hatte ich, die Errichtung einer
„neuen Universität möchte dem gefangenen Für-
„sten noch mehr Haß zuziehen. Und hätte ich
„etwas daselbst geschrieben, was den Beschlüs-
„sen der Kirchenversammlung zu Trient ent-
„gegen wäre, so hätten die jungen Prinzen in
„neue Gefahr kommen können."

Auf die Wiederherstellung der Akademie Wittenberg richtete er nun seinen ganzen Eifer. Nicht zufrieden, die geflüchteten Lehrer und Studierenden größtentheils wieder dahin zu

ziehen,

ziehen, bewirkte er auch durch seine freimüthige Bitten viele milden Stiftungen und Geschenke für die Universität von dem neuen Churfürsten.

Nach dieser Demüthigung des unglücklichen abgesetzten Churfürstens von Sachsen bemühte sich der Kaiser, die zu Trient angestellte Kirchenversammlung, welche man wider seinen Willen nach Italien verlegt hatte, auch an demselben Orte zu beendigen und sichere und feste Entschließungen zu fassen, wodurch die entstandenen Religionsstreitigkeiten beigelegt werden könnten. Eingedenk der vielen Versprechungen, die er deshalb gegeben hatte, wollte er auch den Schein haben, aus dieser Ursache allein den Krieg angefangen zu haben. Um so weniger durfte er jetzt mit sich selbst im Widerspruche sein. Da ihm aber immer noch der Papst darin entgegen war, so ließ er eine neue Vereinigungsformel, die der oben schon erwähnten sehr ähnlich war, aufsetzen. Diese sollten beide Partheien unterdessen (daher sie auch den lateinischen Namen Interim führt) annehmen und unterschreiben, bis ein freies allgemeines Concilium zu Stande kommen würde. Er schickte es sogleich dem Papste zu, welcher aber weder mit dem eigenmächtigen

Ver-

Verfahren des Kaisers, dem er in Religionssachen kein Entscheidigungsrecht zugestehen wollte, noch mit dem Inhalte des Interims selbst zufrieden war. Dadurch ließ sich aber der Kaiser nicht abhalten, es den 13. Mai 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg zu publiciren. Die meisten Protestanten hingegen wollten es eben so wenig billigen. Man pflegte daher zu sagen: „Ich willige nicht ins Inter„im; denn das hat den Schalk hinter ihm!“ Es waren darin alle alte Lehrsätze und Gebräuche, welche doch die Lutheraner so heftig bestritten hatten, bestätigt und ihnen weiter nichts zugestanden, als die Priesterehe und der Gebrauch des Abendmals unter beiderlei Gestalt. Selbst Melanchthon wollte nicht seine Einwilligung zur Annahme desselben geben, von dem es doch bekannt war, daß die Beilegung aller Religionsstreitigkeiten sein höchster Wunsch war. Man erzählt, daß der Kaiser über den Widerspruch dieses Mannes sich ganz besonders gewundert, und deswegen ihn zu hassen angefangen habe, da er vorher immer günstig von ihm zu urtheilen gewohnt gewesen wäre. Wenigstens wurden jetzt dem Melanchthon mancherlei Nachrichten von Nachstellungen und Lebensgefahren hinterbracht, welche

Fol-

Folgen jenes Widerſpruchs wären. Vielleicht wollte man ihn aber dadurch nur ſchrecken, und dahin bringen, deſto eher ſeine Meinung zu ändern. Allein er, der bei aller Schüchternheit doch Muth genug beſaß, für die Wahrheit alles aufzuopfern, war überdies jetzt zu ſehr durch Unglücksfälle abgehärtet, um ſich an ſolche Nachrichten zu kehren. Der Churfürſt von Sachſen Moriz ſelbſt nahm ſich ſeiner großmüthig an, und belohnte dadurch das Vertrauen, das ſeine neuen Unterthanen zu ihm hatten. Melanchthon ſchreibt: „der Kaiſer ſoll mich „haſſen und meinen Tod wollen. Ich will aber „lieber zehnmal todt ſein, als ein einzigesmal „wider mein Gewiſſen handeln, auch wenn mich „der Churfürſt nicht ſchützen wollte. An mir „einzigen, armen geringen Manne kann aber „auch dem Kaiſer nicht viel gelegen ſein.“ Darin irrte ſich aber der beſcheidene Mann. An dem Einzelnen war freilich dem Kaiſer wenig gelegen; wohl aber daran, daß Melanchthons großes Anſehen ſo viele andere Reichsſtände folgten. Und es war alles zu beſorgen, da der Kaiſer auf der allgemeinen Annahme des Interims beſtand, und die Weigerung einiger Stände für Beleidigung ſeiner Würde anſah. Viele Geiſtliche am Rheine mußten entweichen

weichen und manche Stadtobrigkeiten, die ſich dagegen ſetzten, wurden arretirt.

Es iſt ein misliches, ſelten gelingendes Geſchäft, ſich zwiſchen den Partheien ſtellen zu wollen. Dem Kaiſer ſchien Melanchthon zu wenig und den Proteſtanten zu viel nachzugeben. — Ob er gleich jene Vereinigungsformel, wie ſie der Kaiſer vorgelegt hatte, nicht ganz billigte, ſo war er doch der Meinung, daß man in gleichgültigen Dingen, welche nicht das Weſen der Religion ſelbſt beträfen, den Katholiken nachgeben könne und müſſe. Dieſer Grundſatz aber, den er jetzt bei Gelegenheit der Bemühungen des Kaiſers mehr als ſonſt laut und öffentlich zu erkennen gab, wurde für ihn die Urſache von ſchändlichen und wüthenden Verfolgungen. Nichts iſt ekelhafter, als die Schriften zu leſen, welche damals darüber gewechſelt wurden. Auch ohne die Rückſicht, daß ein Unſchuldiger dadurch von der empfindlichſten Seite angegriffen wurde, müſſen ſie das Gefühl eines jeden empören, welcher aller Art von Zänkereien abgeneigt iſt.

Der Mann iſt zu berüchtiget, welcher eine Parthei wider Melanchthon anführte, als daß ich ihn nicht nennen ſollte. Er hieß Mathias Flacius.

Flacius. Lange noch wird zwar sein Name in der Geschichte einen Platz behaupten, vielmehr mit allen denen sein Loos theilen, welche sich durch Zänkereien jemals auszeichneten. Dieser Mann kam nach Wittenberg, genoß, weil er von andern Orten gute Empfehlungen hatte, allgemeine Achtung und also auch die Achtung des Mannes, der gegen jedermann sich liebreich und gefällig bewies. Melanchthon unterstützte ihn mit Gelde, half ihm zu Aemtern und Ehrenstellen, und war ihm auf alle Art förderlich, und jener bewies sich auch dadurch dankbar, daß er thätig und fleißig war; aber von einer andern Seite desto undankbarer. Denn da eben die Rede von dem Interim war, und Melanchthon mehr als sonst darauf dachte, in Nebendingen nachzugeben, so brach auf einmal seine Hitze aus, mit welcher er gegen Melanchthon und alle die, welche mit ihm gleicher Meinung waren, zu Felde zog. Misverstandener Eifer, oder Stolz und die Begierde, Aufsehen zu erregen, oder Verstellung und das Anstiften anderer mochten ihn dazu veranlassen. Den ersten Grund will Melanchthon, der immer die besten Absichten den Handlungen anderer unterzulegen pflegte, für den wahren gehalten wissen. Und wenn auch die beiden letztern nicht ohne

Wahrscheinlichkeit wären, so mag doch die Geschichte mit dem menschenfreundlichen Melanchthon übereinstimmen. Kurz er suchte von nun an die Gesinnungen aller auszuforschen, verbreitete heimlich unter erdichteten Namen Schmähschriften, und zeichnete darin alle Redensarten in Melanchthons Schriften aus, welche Sanftmuth und Schonung und nicht den kühnen Geist des Widerspruchs athmeten. Was nicht derb und hart von ihm gesagt worden war, das gab er alles für offenbaren Abfall von der Wahrheit, für Herablassung und Neigung zu den päpstlichen Irrthümern aus.

Es war natürlich, daß solche Vorstellungen bei vielen Eindruck machten. Man hielt damals denjenigen für den gefährlichsten, aber auch deswegen für den bösartigsten Feind, welcher den Argwohn erregte, als neige er sich wieder auf päpstliche Seite und wolle andere dazu führen. Allein zu Wittenberg war das Vertrauen zu Melanchthon in den Gemüthern doch zu sehr gegründet, als daß es Flacius bei allen, wenn auch gleich bei vielen, erschüttern konnte. Ueberdies war der Churfürst Moriz mit Melanchthon einverstanden. Durch diese Umstände scheu gemacht, entwich er heimlich aus Wittenberg und begab sich nach Magdeburg.

burg. Allein hier und an mehreren Orten fand er für den Widerſpruch, den er von einigen Gutgeſinnten am erſtern Orte erfahren hatte, hinlängliche Entſchädigung. Alles pflichtete ihm bei und betrachtete Wittenberg ſchon wieder als den Sitz der alten Ketzerei und Melanchthon als ihren Urheber und Beförderer. Man ſchimpfte und ſchmähte und fand darin ſeine Befriedigung. Melanchthons Empfindungen bei dieſen Verfolgungen darzuſtellen, iſt hier der Ort nicht, ſo leicht ich es auch könnte, wenn ich nur einige Stellen aus ſeinen damals geſchriebenen Briefen ausheben wollte. Eine geringe Bekanntſchaft mit ſeiner Denkungsart macht alles weitere überflüßig. Jeder ſetze ſich in Melanchthons Lage, ſei von ſeiner Unſchuld und redlichen Abſichten überzeugt, bringe dazu ein ſo weiches und empfindſames Herz mit, und urtheile, wie ihm dabei zu Muthe geweſen ſein mag. Er betrug ſich dabei wie ein kluger Arzt, welcher den widerſpenſtigen Kranken bedauert und ihm, wenn er kann, ſeine Geſundheit wieder verſchaft; im entgegengeſetzten Falle aber wenigſtens die Krankheit nicht ſchlimmer macht, und den Armen nicht durch unnöthige Plagen oder niederſchlagende Worte bekümmert. So auch er! Er

antwortete entweder gar nicht, oder that es mit einer Gelassenheit, welche seine Gegner nicht wenig verdroß. Diese Streitigkeiten selbst, welche von der dazu genommenen Gelegenheit der Interimistischen oder weil sie über das Nachgeben in gleichgültigen Dingen geführt wurden, die Adiaphoristischen heißen, veranlaßten ihn jedoch, über seine Meinung noch mehr nachzudenken und sie von allen Seiten zu prüfen. „Gott ist mein Zeuge, „schreibt er, daß ich prüfe, forsche, überlege und untersuche. An mir ist es nicht gelegen, „wenn ich irren sollte." Die Frucht dieser Ueberlegung war aber immer die Befestigung seiner Meinung. Er sahe, daß sich so vieles in Staatsangelegenheiten verändert hatte, erblickte das Unglück, das sich schon ereignet hatte, die Kriege, die schon geführt wurden, das Blut, das schon vergossen war, und befürchtete ähnliche Dinge in der Zukunft. Der sicherste Weg schien ihm also der zu sein: ohne den Wahrheiten der Religion etwas zu vergeben, und sie in ihren Hauptsätzen erschüttern zu lassen, welches man schlechterdings nicht dulden müsse, in übrigen Dingen, die immer von jeher nach Zeit und Ort verschieden gewesen wären, ein solches Uebereinkommen zu

treffen,

treffen, daß, wenn man auch einiges ändern müsse, doch die öffentliche Ruhe wieder hergestellt werde. Die Richtigkeit dieser Ueberzeugung tröstete ihn bei allen Verfolgungen und hielt ihn, so sehr man ihn auch einlud, auswärts einen sichern Zufluchtsort zu suchen, zu Wittenberg zurück, in der ruhigen Erwartung, wie es ihm noch ergehen werde. Und was er sein ganzes Leben hindurch vermieden hatte, irgend einer wilden Leidenschaft Raum zu geben oder die Gunst der Großen zu suchen, das zu fliehen hielt er bei seinen jetzigen Umständen um so mehr für Pflicht. Seinen Gegnern, die sich ohnedies gar nicht besänftigen lassen wollten, dadurch noch mehr Gelegenheit zu Schmähungen zu geben oder sie durch eine gleiche üble Behandlung noch mehr zu erbittern, schien ihm seiner unwürdig zu sein.

Um aber durch unzeitiges Stillschweigen seiner Pflicht nichts zu vergeben und seinen Feinden nicht die Entschuldigung des Misverstandes zu lassen, gab er jetzt eine Sch ift heraus, worin er kurz und deutlich entwickelte, was er unter gleichgültigen und außerwesentlichen Dingen in der Religion verstanden wissen wollte. Seine Erklärung darüber war nun so beschaffen, daß jeder damit zufrieden sein konnte.

konnte. Aber auch dadurch richtete er bei Leuten nichts aus, die entweder nur auf das Geschrei anderer zu hören sich gewöhnt hatten, oder einer eigenen Prüfung unfähig waren. Jedes Wort nahm man von der schlimmsten Seite auf, und wagte es sogar, welches gewöhnlich misglücken muß, Schlüsse und Folgerungen daraus zu ziehen, welche gar nicht darin lagen. Selbst gute und rechtschafne Männer fiengen nun an, an Melanchthon zu seiner nicht geringen Kränkung, irre zu werden, denen diese Vorspiegelungen um so glaublicher wurden, jemehr sie schon seine Unzufriedenheit mit Religionsstreitigkeiten kannten. Sie waren zu zärtlich um die Beibehaltung ihrer neuen kirchlichen Verfassung besorgt, als daß sie nicht jede kleine Veränderung und Antastung derselben schon für den Umsturz des ganzen wohlthätigen Werks der Reformation halten sollten. Und die Streitigkeiten hörten selbst dann nicht auf, da Flacius von Magdeburg, welches der Churfürst Moriz auf Befehl des Kaisers den 3. Novemb. 1550 erobert hatte, nach Jena flüchtete und auch von dem letzten Orte seiner unbesonnenen Hitze und Zanksucht wegen, verjagt wurde. Melanchthon mußte sie dulden bis an seinen Tod.

Der Churfürſt Moriz, darüber unzufrieden, veranſtaltete zwar an mehrern Orten theologiſche Zuſammenkünfte, um über den Grund dieſer Vorwürfe ſich zu berathſchlagen, denn er hatte ſich wie Melanchthon nicht ohne Ausnahme für das Interim erklärt, und drang immer auf das Verſprechen des Kaiſers, manche Misbräuche in der katholiſchen Kirche abzuſchaffen. Man ſetzte daher gewiſſe Meinungen darüber auf, die zwar von dem, was Luther gelehrt hatte, in der Hauptſache nicht abwichen, aber doch neues Staunen und Schmähen der Gegenparthei erweckten. Alles, was im Churſächſiſchen in Religionsſachen vorgenommen wurde, ſchrie man als verdächtig und papiſtiſch aus.

Und gleichwohl — man erlaube mir dieſe Herzenserleichterung — was hatten dieſe Befehdungen für Nutzen? Welche Dunkelheit wurde dadurch zerſtreut? Welches neue Licht verbreitet? Welche Zweifel gehoben? Welcher Vortheil für die Religion errungen? — Ach daß nicht die Geſchichte ſo ſehr für das Gegentheil ſpräche! Neue Ungewißheit, neue Zweifel, Kränkungen, Haß, Feindſchaft, Erbitterung und tauſendfache Uebereilungen und Verletzungen der brüderlichen Einigkeit waren die eben ſo

traurі-

traurigen als unvermeidlichen Folgen. Man wollte den Schein haben, es zum Vortheil der Religion zu thun und sie hatte davon Schaden.

Traurig genug, daß der Religion aufgebürdet wurde, was von menschlichen Leidenschaften herrührte. Doch diese Fehde war nicht die einzige, welche man gegen Melanchthon erhob! Es ist schon oben erwähnt worden, wie nachdrücklich er sich gegen den groben Misbrauch erklärte, welchen man von der Lehre vom Glauben machte, indem man diesen allein zur Erlangung des Beifalls Gottes für nöthig, gute edle Handlungen aber und ein nach den Vorschriften Jesu eingerichtetes Leben für überflüßig hielt. Man meinte überdies, der Mensch könne zu seiner Besserung gar nichts thun, diese müsse und könne allein Gott selbst wider des Menschen Willen bewirken. Es fällt in die Augen, wie nachtheilig und gefährlich dieser Wahn für Tugend und Religion sein muß. Niemand sah dies besser ein, als Melanchthon, der diesem Irrthume auf alle Art zuvorzukommen suchte. Er erklärte, auch der Mensch müsse das Seine thun, und dadurch, daß er sich von bösen Gewohnheiten und Fehlern entwöhne, zu seiner Besserung mitwirken. Hiezu kam, daß er

in

in der Lehre vom Abendmale Ausdrücke wählte, welche Reformirte und Lutheraner vereinigen sollten. Auch diese seine gutgemeinten Erklärungen gaben Gelegenheit zu tausendfachen Schmähungen und Verfolgungen. Noch andere Anfälle auf ihn wagte ein gewisser Mathias Osiander, ein gelehrter und gutmeinender Mann, aber ein anmaßender und stolzer Streiter, die ich aber übergehen muß, weil ihre Erwähnung zu nichts dient, als daß sie Mißvergnügen und Bedauern erweckt. Wir kennen schon Melanchthons Betragen bei solchen Gelegenheiten. Er kränkte sich, aber er ließ seine Kränkung nicht seinen Gegnern fühlen. Oft verschloß er sich traurend und einsam in sein Zimmer, dachte über das Geschehene nach, und bat weinend Gott, daß er ihn selbst leiten und Mittel angeben möge, wie er diesen Uebeln abhelfen könne. Dies that er, so oft ihn Nachrichten von neuen Angriffen hinterbracht wurden.

Es ist leicht abzusehen, welche nachtheilige Eindrücke diese Mishelligkeiten im Innern der protestantischen Kirche auf ihre Gegner machen mußten. Zwar schien der Kaiser, sein gegebenes Versprechen, wegen der weitern Untersuchung der kirchlichen Angelegenheiten halten

zu

zu wollen. Er brachte es auch dahin, daß die Kirchenversammlung im Jahr 1551 wieder nach Trient verlegt wurde. Den protestantischen Ständen, welche durch das Beispiel des unglücklichen Churfürstens Johann Friedrichs schüchtern gemacht, daselbst Gefahr befürchteten, versprach er alle mögliche Sicherheit. Bei diesen Umständen gab auch der Churfürst Moriz dem Melanchthon den Auftrag, von neuem eine Schrift zu verfertigen, welche man dieser Kirchenversammlung überreichen könnte. Dieser that es, und eine Menge Theologen, welche darüber ihr Gutachten geben mußten, hatten wenig oder nichts dagegen zu erinnern. Sie war mit der ihm gewöhnlichen Vorsicht und Schonung geschrieben, und selbst mehrere evangelische Stände waren damit zufrieden, daher sie auch unter dem Namen der wiederholten Augsburgischen Confession bald hernach bekannter wurde. Indem man aber hofte, daß des Kaisers Bemühungen von glücklichen Folgen sein und Deutschland Ruhe ertheilen würden, so schlugen die Nachrichten, welche man von Augsburg und andern schwäbischen Städten, wo viele evangelische Lehrer vertrieben worden waren, hörte, auf einmal wieder alle diese Erwartungen nieder. Niemand war darüber mehr betreten,

treten, als Melanchthon, welcher gewaltsame Maasregeln gerade als den Weg betrachtete, auf welchen man von beiden Seiten seine Absichten verfehlen würde.

In dieser Absicht hatte er oft seinen Fürsten gebeten, nur der Sache freien Lauf zu lassen und selbst den Kaiser zu ersuchen, von allen Machtsprüchen abzustehen. Er urtheilte gewiß sehr richtig: Zwistigkeiten über Religionssachen könnten nicht durch Gewalt und Macht gehoben werden. Nur dadurch könne man ihnen vorbeugen, daß man den Einsichten anderer zu Hülfe komme, sie belehre und durch Gründe überzeuge. Auf einem andern Wege sei bei Andersgesinnten nichts auszurichten, weil sie, dem Zwange nachzugeben für Versündigung hielten. Eher würden sie das Leben lassen, ehe sie ihre Meinungen änderten, und in dem Märtyrertode für die Religion einen nicht geringen Ruhm suchen. Wollte man dem Melanchthon einwenden, daß es ja Pflicht sei, den Irrenden, welcher nicht mit Güte sich leiten ließe, mit Gewalt von seinen Irrthümern zurückzuführen, so erwiederte er: die Ueberzeugungen in der Religion dürften schlechterdings keinem weltlichen Richterstuhle unterworfen sein, wenn nicht die schlimmste Tyrannei, welche

über

über die Gewissen sich eine Herrschaft anmaßt, daraus entstehen sollte. Welch ein Glück — muß ich hierbei ausrufen — wenn Melanchthons Maximen allgemein wären!

Das nämliche urtheilte er auch von der Kirchenversammlung zu Trient. Mit einer Hand, sagte er, bietet man uns den Frieden an, wenn man uns zu Berathschlagungen einladet, und mit der andern droht man jedem, der sich nicht verbindlich machen will, den gebieterischen Aussprüchen derselben sich zu unterwerfen. Demohngeachtet machte er sich auf Befehl seines Fürsten nebst andern im Januar des Jahrs 1552 auf den Weg nach Trient. Jedoch hatten sie Auftrag in Augsburg bis auf weitere Verordnung zu warten. — Da sie aber nach Nürnberg kamen, verbreitete sich schon das Gerüchte, ihr Herr rüste sich zu einem Kriege gegen den Kaiser. Das Gerüchte enthielt keine Unwahrheit. Der Churfürst Moriz hatte lange schon vergeblich bei dem Kaiser um die Loslassung seines gefangenen Schwiegervaters des Landgrafens von Hessen angehalten. Dies und andere Umstände, deren Entwickelung nicht hieher gehört, bestimmten ihn, Gewalt zu gebrauchen und gegen den Kaiser selbst zu Felde zu ziehen. Das Glück war ihm

günstig.

günſtig. Er überrumpelte den Kaiſer, welcher zwar noch mit genauer Noth entkam, aber doch am 2. Auguſt 1552 den bekannten Paßauiſchen Vertrag eingehen muſte. Darinne wurde unter andern verſprochen, daß binnen ſechs Monaten ein Reichstag gehalten und die Religionsſtreitigkeiten zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten beigelegt werden ſollten. Aber dieſen Reichstag, der ſich etwas verzögerte, erlebte Moriz nicht, da er ſchon im folgenden Jahre in der Schlacht bei Sivershauſen jedoch als Sieger, einen tödtlichen Schuß erhielt und ſeinen Bruder Auguſt zum Nachfolger hinterließ.

Nach einer vergeblich unternommenen Reiſe war unterdeſſen Melanchthon wieder nach Wittenberg zurückgekommen, und neue Erwartungen der Dinge wegen des neuen Fürſten beängſtigten ihn. Allein der neue Churfürſt war ein Herr, der ſeine Unterthanen mit frohen Hofnungen erfüllte. Bemerkungswerth iſt es, daß die Abſichten einiger Uebelgeſinnten, Melanchthons Namen bei dieſem Herrn verdächtig zu machen, gerade die entgegengeſetzte Wirkung hatten. Er ſchenkte demſelben ſein ganzes Vertrauen und zog ihn, oft wider den Willen deſſelben, bei allen Gelegenheiten zu Rathe. Auf

Ver-

Veranlassung desselben mußte Melanchthon jetzt neue Vorschläge thun, wie dem öffentlichen Gottesdienste und den Schulen noch eine bessere und zweckmäßigere Einrichtung zu geben sei, welche auch insgesammt befolgt wurden, und für die damaligen Zeiten großen wohlthätigen Einfluß hatten. Nichts war dem Churfürsten mißfälliger, als die Spaltungen, welche selbst in der evangelischen Kirche entstanden waren. Schon im Jahre 1554 mußten daher einige Theologen zu Naumburg zusammen kommen, um sich zu vereinigen und über die Melanchthon vorgeworfenen Abweichungen von der evangelischen Lehre zu besprechen. Letzterer war selbst gegenwärtig, und man erklärte sich zur gegenseitigen Zufriedenheit, wiewohl dadurch den heimlichen Befehdungen Melanchthons noch lange nicht ein Ende gemacht wurde.

Wichtiger, als alle vorigen, war endlich das Jahr 1555. Der von Moriz bedungene Reichstag kam jetzt zu Stande, und nach vielen gegenseitigen Kämpfen wurde den Protestanten eine freie ungestörte Religionsübung zugestanden, und ein Religionsfriede geschlossen, wodurch sie ganz der Oberherrschaft des Papstes entnommen wurden. „Alles freuet sich,

schrieb

„ſchrieb Melanchthon damals. Aber wie lange „wir uns freuen werden, weiß niemand.“ Er kannte die Gemüther der Menſchen zu gut, als daß er alles ſchon für beendigt halten ſollte.

---

## Eilftes Kapitel.

**Seine letzten Lebensjahre bis zu ſeinem Tode 1560.**

Ruhig hätte er nun ſeine letzten Lebensjahre hinbringen und die Freude über das gelungene Werk der Kirchenverbeſſerung genießen können. Aber ſeine Freude wurde ſchon dadurch verbittert, daß die Gährungen, welche die obgedachten Männer, Flacius und Oſiander, erregt hatten, jetzt wieder mit neuer Wuth ausbrachen. In Nürnberg war es darüber gar zu ärgerlichen Auftritten gekommen. Der Rath daſelbſt verlangte in dieſen mislichen Umſtänden Melanchthons Gegenwart. Er erſchien auch und hatte nicht Urſache, dieſe Reiſe zu bereuen. Seine menſchenfreundlichen Bitten, ſeine klugen Vorſtellungen und ſchriftlichen Erklärungen bewirkten dort bald wieder Ruhe und Einigkeit. Wie ſehr wünſchte er, ſeine

Geg-

Gegner an andern Orten eben so, wie hier, besänftigen zu können! Von dieser Unmöglichkeit überzeugte ihn die neue, aber fruchtlose Reise nach Worms. Man wollte im Jahre 1557 noch einen Versuch machen, die Katholischen und Evangelischen, zwischen denen zwar nun Friede geschlossen war, aber doch immer noch gegenseitiger Haß herrschte, durch eine Unterredung der vornehmsten Theologen einander näher zu bringen. Auch Melanchthon muste daselbst erscheinen. Aber umsonst! Doch jetzt lag die Schuld fast weniger auf katholischer als auf protestantischer Seite, davon einige zu Flacius Anhängern gehörten und jeden Vorschlag Melanchthons unwirksam machten.

Kaum war diese Unterredung fruchtlos geendet, als er eine neue Aufforderung von dem Churfürsten von der Pfalz erhielt, nach Heidelberg zu kommen, und Vorschläge über eine zweckmäßigere Einrichtung der dortigen Universität zu thun. Er thats und erhielt nicht nur den Dank des Fürsten, sondern aller, welche in seine wohlthätigen Absichten eindringen konnten. Hier war es aber, wo ihm die Nachricht von dem Tode seiner zu Wittenberg hinterlassenen Gattin hinterbracht wurde. Sie

war

wor am 11. Octob. dieſes Jahres verſtorben. Einer ſeiner Freunde muſte dieſen Vorfall ihm melden. „Gut, rief er aus, ich werde ihr bald „folgen!“ Aber einem ſo zart fühlenden Herzen war es freilich nicht zu verübeln, wenn der Schmerz über ſeinen Verluſt nachher oft wiederholte Angriffe auf ihn that. Die Univerſität gab ihm ſelbſt ſpäterhin umſtändliche Nachricht davon, und bat ihn ſehr, dieſes Unfalls wegen ja nicht etwa Wittenberg zu verlaſſen, ſondern auf alle Art ſeine Zurückkunft zu beſchleunigen, indem ſeit ſeiner Abweſenheit ſchon der dritte Theil der Studierenden weggegangen ſei. Dieſe Bitte erfüllte er auch, ſo bald es ihm möglich war, und ſein unermüdeter, anhaltender Fleiß in dem Unterrichte der Studierenden erfüllten ſeine noch übrigen beiden Lebensjahre, denn das Jahr 1560 war ſein Sterbejahr. Schon ſeit langer Zeit hatte er ſchon über heftige Steinſchmerzen geklagt, die bald heftiger, bald ſchwächer wurden. „Dieſe Krankheit, ſchreibt er, trage ich mit „Geduld. Sie wird mich zu jener Schule „führen, wo mein Geiſt mehr lernen wird.“ Da er aber zu Anfange des Aprils um die Churfürſtlichen Stipendiaten zu examiniren, in Leipzig geweſen und eben auf der Rückreiſe be-

griffen war, so fiel eine solche rauhe Witterung ein, daß er in ein bösartiges Wechselfieber verfiel, welches seine Kräfte zwar außerordentlich schwächte, aber ihn doch von seinen Arbeiten nicht abhalten konnte. Er hielt seine Vorlesungen wie gewöhnlich, schrieb noch sein Osterprogramm, und trug es selbst in die Druckerei. Aber das war auch sein letzter Ausgang! Denn ob er gleich noch an demselben Tage eine schöne Vorlesung über das feierliche Gebet Jesu Joh. 17. mit solcher Kraft und Rührung hielt, daß sie auf seine Zuhörer bleibenden Eindruck machte, so erfolgte doch darauf eine große Abmattung. Demohngeachtet wollte er noch am ersten Osterfeiertage das Festevangelium erklären, und nahm es sehr übel auf, daß man die Vorlesung ohne sein Wissen abgesagt hatte. Die folgenden Tage befand er sich in den Zwischenräumen, wo ihn das Fieber nicht anfiel, leidlich. Er konnte essen und trinken, und unterredete sich noch mit seinen Freunden über gelehrte Dinge. Da man ihm auf die Frage, was man von seiner Krankheit halte, die Gefahr seines nahen Todes ankündigte, so ließ er unter seinen Papieren sein schon vor einiger Zeit aufgesetztes Testament aufsuchen, in welchem er seine Meinung über die wichtigsten

Dinge

Dinge der Religion angezeigt hatte. Es konnte aber aller Mühe ohngeachtet nicht gefunden werden. Darüber unwillig, ſtand er äußerſt ſchwach aus ſeinem Bette auf, und ſchrieb es von neuen, ohne es jedoch beenden zu können. Am 19. April wurde ſein Puls immer ſchwächer, ſein Oden kürzer und ſeine Augen matter. Alle Profeſſores kamen in ſein Haus, nachdem ſie durch einen Anſchlag die Studierenden von der Gefahr ihres großen Collegen benachrichtiget hatten, und beteten für ſein Leben. Man fragte ihn noch, ob er etwas auf ſeinem Herzen habe. „Nichts, rief er, als die Einigkeit „der Kirche.“ Endlich erklärte er, man ſollte ihm nicht mehr mit Fragen beſchwerlich ſein. Und ohne daß man wieder eine Verzuckung oder Bewegung an ihm bemerken konnte, war Abends gegen 7 Uhr der Mann nicht mehr, von deſſen Thaten und Handlungen ich bisher meine Leſer unterhalten habe.

Ohngeachtet er das nicht geringe Alter von 63 Jahren und eben ſo viel Tagen erreicht hatte, ſo war doch das Trauren über ſeinen Tod allgemein. „Unſer Lehrer iſt todt!“ erſcholl auf allen Straßen. Viele Freunde kamen nach Wittenberg, um ſeinen todten Leich-

nam noch zu sehen. Das Leichenbegängnis war glänzend und seiner würdig. Er wurde in der Schloßkirche beigesetzt, und ihm ein Denkmal errichtet, welches seinen Verdiensten angemessen war. Nicht leicht ist auf den Tod irgend eines Gelehrten so viel in gebundener und ungebundener Rede geschrieben worden. Im Namen der Akademie wurde sein Tod und alle kleine Umstände desselben seinen Freunden berichtet. Viele Jahre nachher wurde noch sein Todestag jährlich gefeiert, bis es endlich kein Gelehrter mehr wagte, seiner ehrenvoll zu gedenken, aus Furcht das Lob der Rechtgläubigkeit zu verlieren. Erst nach zweihundert Jahren 1760 feierte man noch sein Gedächtnis, und eine Menge Schriften erschienen an seinem Sterbetage zu Wittenberg, Leipzig, Tübingen und Nürnberg. Aber immer verwies man noch mit bedenklicher Miene auf die Fehltritte und gefährlichen Meinungen, welche er in der Glaubenslehre gehegt habe. Heil uns, daß wir in Zeiten leben, wo der Fanatismus der Freiheit im Denken und Urtheilen hat Platz machen müssen, in Zeiten, wo sein Name ohne Furcht genannt, sein Verdienst ohne Aengstlichkeit gerühmt, und sein Gedächtnis, ohne einen Eiferer zu beleidigen, erneuert werden kann!

## Zwölftes Kapitel.

### Seine häuslichen Umstände und Charakter.

Doch ich habe von seinen Familienumständen und häuslichen Tugenden, um den Faden der Geschichte nicht zu zerreißen, bisher zu wenig gesagt, als daß ich nicht diesem Punkte einen besondern Abschnitt widmen sollte. Gleichwohl ist es interessant, den Mann, welcher so oft vor unsern Augen öffentlich gehandelt hat, auch in seinem Hause herumwandeln zu sehen. Dadurch wird sein Bild uns gleichsam näher vor Augen gerückt, da wir es vorher nur in der Entfernung sahen. Und wenn ich auch jetzt nur einige unvollkommene flüchtige Züge liefere, so hoffe ich doch, daß, wenn dieser Mann bisher unsere Achtung sich erwarb, nun unsere Liebe sich wird zu verdienen wissen.

Den guten Bürger macht der gute Familienvater noch schätzenswerther. Aber wie viele große Männer waren das erste, und das letzte nicht? — Wenn man sie in ihren öffentlichen Handlungen bewundern muß, so möchte man

das Auge wegwenden, so oft man sie hinter dem Vorhange erblickt. Melanchthon war liebenswürdig in und außer seinem Hause. Die Verhältnisse als Gatte und Vater musten einem so zart fühlenden Herzen die schönsten Empfindungen ablocken. Wer ihn mit seiner Gattin umgehen sah, der freute sich ein Paar zu finden, das ganz für einander fühlte und lebte. Zärtliche Liebe, gegenseitige Schonung und Delikatesse in jedem Gespräche, aufmerksame Fürsorge zeichneten diese Ehe vor andern aus. Hätte seine Gattin mit ihrem guten Herzen einen gröstern Geist verbunden, so trüge ich kein Bedenken, ihre Verbindung für ganz glücklich zu halten. Allein dadurch, daß sie ihn oft durch unzeitige Fürbitten unterbrach, ihn, den ohnedies Tiefleidenden bei Trübsalen durch Klagen noch mehr ängstigte, mochte sie ihm manche unangenehme Stunden machen. „Verlaß mich „Gott nicht im Alter, wenn ich grau werde!“ war ein gewöhnlicher Seufzer ihres ängstlichen Gemüths. Hierzu gesellten sich ihre Krankheiten, die sie immer zu erdulden hatte. Aber dies alles ertrug er so gelassen, daß sie selbst mehrmals gestand, auch nicht durch ein Wort jemals von ihm beleidigt worden zu sein.

Nicht

Nicht immer kann man von dem Gatten auf den Vater ſchließen. Der gefälligſte Gatte iſt oft der ungefälligſte und ſorgloſeſte Vater. Aber es gab keinen gröſsern Kinderfreund, als unſern Melanchthon. Er trug ſeine Kinder ſelbſt oft auf dem Arme herum, ſpielte mit ihnen in den kleinen Zwiſchenräumen bei ſeinen Geſchäften, und ergötzte ſich an ihren unſchuldigen Handlungen. Ein Franzoſe, der, um ſeine Bekanntſchaft zu machen, ihn beſuchte, fand ihn mit der einen Hand ein Buch halten, worin er las, und mit der andern ſein Kind wiegen. Als er darüber ſeine Verwunderung zu erkennen gab, ſagte Melanchthon: „Sie „ſehen, ich bin Vater!“ Ein andermal hatte ihm ein Blick auf die öffentlichen Angelegenheiten Thränen ausgepreſst, ſeine noch ganz kleine Tochter, die dies bemerkte, ſprang auf ihn zu und wiſchte ihm mit einem Tuche die Thränen ab; und der Vater fand darinne Troſt und Stärkung. Ueber dieſe herzliche Liebe zu ſeinen Kindern vergaß er nicht ihre Erziehung, wie doch oft das letzte über das erſte vergeſſen wird. Er hatte, wie ſchon oben bemerkt worden, zwei Töchter und eben ſo viel Söhne. Eine Tochter, Anna, ganz das Ebenbild ihres ſanften Vaters, die er auch vorzüglich

züglich liebte, verheyrathete sich an den damals berühmten Dichter Sabinus. Allein das war ein unruhiger tollkühner Kopf, und ihrer sanften Tugenden ganz unwürdig. Er lebte liederlich, machte Schulden und verbitterte ihr das Leben. Ich vermag es nicht, den Kummer des Vaters über seine unglückliche Tochter darzustellen. Oft bereute er es mit Thränen, seine Einwilligung in diese Verbindung gegeben zu haben. „Ich sahe, schrieb „er, ihre herzliche gegenseitige Liebe, und ver„mochte es nicht, zu widerstehen. Der Mensch „hat mich betrogen.“ Sie starb von Sorge und Gram abgehärmt, schon 1547, und Melanchthon fand darin noch einige Freude, daß er ihre hinterlassenen Töchter zu sich nehmen konnte.

Für das Unglück dieser ältesten Tochter fand er in der Ehe seiner zweiten Tochter Entschädigung, die an den Arzt D. Pencer zu Wittenberg verheyrathet war. Diese Ehe war für ihn Entschädigung für das Unglück seiner ältesten Tochter. Sein ältester Sohn Philipp, erlebte, ohngeachtet er in seiner Jugend immer kränklich war, ein Alter von 80 Jahren. Außer dem Namen hatte er mit seinem Vater wenig gemein. „Nach meinem Tode, schreibt der

„Vater

„Vater von ihm, wird er von den Wohlthaten „anderer leben müſſen; er hat ein gutes Herz „aber wenig Geiſt und Kopf.“ Im Jahr 1550 ſchrieb er: „Ich war zu Torgau, und da mein „Sohn und eine dortige Wittwe ſich mit ein„ander verbinden wollten, gab ich meine Ein„willigung. Beide geben mir nahe. Die „Perſon ſcheint einen guten Charakter zu ha„ben.“ Endlich wurde dieſer Sohn Notarius der Univerſität und des Conſiſtorii zu Wittenberg, und hinterließ wahrſcheinlich keine Kinder. Man hat noch einige Briefe Melanchthons an dieſen Sohn aufgefunden, die wenigſtens beweiſen, daß er es an zärtlichen liebreichen Ermahnungen zum Fleiße und zur Arbeitſamkeit nicht hat fehlen laſſen. Sein zweiter Sohn Georg ſtarb ſchon nach zwei Jahren. Melanchthons einziger Bruder Georg lebte noch lange nach ihm als Amtmann zu Bretten. Beide liebten ſich zärtlich und aufrichtig, und freueten ſich ſchon lange voraus, wenn einer dem andern zu beſuchen Hofnung gemacht hatte.

Melanchthons großer Geiſt wohnte in einem kleinen Körper. Aber ſeine offne erhabene Stirne ließ ſchon das Höhere in ihm vermuthen. Dieſe, ſo wie ſeine ſchönen hellen Augen

und breite Bruſt, würde ihm noch ein beſſeres Anſehen gegeben haben, wenn er nicht die eine Schulter immer etwas tiefer getragen hätte, als die andere. Die Natur hatte ihn wenigſtens in der Körperbildung nicht überſehen. Daß er immer hager blieb, war vielleicht eine Folge ſeiner beſtändigen Arbeiten und Sorgen. Ein Uebel war es, daß er immer mit Schlafloſigkeit zu kämpfen hatte. Hatte er Sorgen auf dem Herzen, oder den Tag über mehr als gewöhnlich nachgedacht, ſo konnte er auch nicht eine Stunde ſchlafen. Sehr oft führt er darüber Klagen, und wünſchte an der Stelle der Handarbeiter zu ſein. In äußerſter Mäßigkeit fand er das einzige Gegenmittel. Daher aß er Abends wenig, und legte ſich zeitig ſchlafen, und gleich nach Mitternacht kehrte er wieder zu ſeinen Arbeiten zurück. Alle ſeine Schriften waren ein Werk ſeiner Frühſtunden. Es war ihm nichts empfindlicher, als wenn er des Abends durch etwas geſtört wurde. „Kann „ich groß ohne Sorgen zu Bette gehen, ſchreibt „er, ſo kann ich groß mit Sorgen aufſtehen.“ Wurden ihm des Abends Briefe überbracht, in welchen er einen wichtigen Inhalt vermuthen konnte, ſo erbrach er ſie erſt des Morgens. Nur im hohen Alter konnte er ſich überwinden,

auf

auf Anrathen der Aerzte des Mittags eine Stunde zu ſchlafen. Sonſt war er ein Feind von aller Medicin, die er oft auf eine tadelnswürdige Art verſchmähte.

In dieſem Körper wohnte ein fein fühlende Seele. Sein Herz war zu den heftigſten Empfindungen geneigt. Ein Wort, ein Ton, ein Anblick, der andere gleichgültig ließ, konnte ihn zu Thränen oder zum Lachen bewegen. Immer wußte ſein feines Gefühl diejenige Seite von einer Sache zu faſſen, welche die hervorſtechendſte war, und von andern nicht ſo zart gebildeten Seelen überſehen wurde. Die Regeln des Schönen und Guten waren gleichſam in ſein Herz geſchrieben. „O welch ein Gemählde!“ rief er einmal in einer katholiſchen Kirche bei dem Anblicke eines ſchönen Bildes aus, als ihn ſeine eifrig lutheriſchen Begleiter erinnerten, daß er in einer katholiſchen Kirche nichts bewundern dürfe. Ein ſchöner Garten, ein angenehmer Spaziergang goß über ſein ganzes Weſen Heiterkeit und frohe Stimmung. Daher er auch mit dem Bemühen, alles Sinnliche aus der bisherigen katholiſchen Einrichtung der Kirchen zu verbannen, nicht ganz zufrieden war, indem er wohl wußte, wie viel

das Sinnliche, in seiner veredelten Gestalt als Symbol des Geistigen, auf den sinnlichen Menschen wirken könne. Muntere Gespräche, freundschaftliche Vergnügungen floh er nicht. Er war sehr gern unter muntern Menschen. Dabei hatte er so wenig bäurisches und grobes von den damaligen Zeiten, daß sein Betragen mit seinen Zeitgenossen ziemlich contraſtirte.

Diese Eigenschaften machten ihn zum angenehmsten Gesellschafter. Sein froher Scherz und treffender Witz erheiterten alle Gespräche, wenn nur sein Gemüth von Sorgen frei war. Ohne daß man es vermuthete, wußte er immer eine trockne Satyre anzubringen, die niemanden beleidigte, und wenn sie ja beleidigte, so war es ihm kränkender, als dem Beleidigten selbst, den er gewiß auf alle Art wieder zufrieden zu stellen suchte. Sein überaus glückliches Gedächtnis kam ihm auch bei Gesellschaften zu statten. Bei jeder Gelegenheit wußte er einen ähnlichen Vorfall aus der Geschichte, einen anwendbaren Vers aus einem alten Dichter, eine unerwartete Sentenz einzumischen, die jedermann überraschte. In dieser Hinsicht lassen sich auch seine Briefe nicht ohne Vergnügen lesen. Noch lieber hörte man ihn über gelehrte Dinge mit

andern

andern disputiren. Sein Scharfſinn, der alles gleich durchdrang, ſein Witz, wodurch er dem Gegner überlegen war, verbunden mit ſeiner Sanftmuth, die dem, welcher zum Erröthen gebracht worden war, gleich wieder zu Hülfe kam, waren davon Urſache.

Man irrt gewaltig, wenn man ſeine unter allen Umſtänden bewieſene Sanftmuth auf Rechnung ſeines Temperaments und nicht vielmehr ſeiner Vorſätze ſetzt. Affektvoll, wie er von Natur war, konnte er vielmehr von jeder Kleinigkeit aufgebracht werden. Dies war vorzüglich der Fall in der Jugend. Heftig und ſtark war die Empfindung des erſten Augenblicks. Und wäre ihm ſeine Vernunft nicht zu Hülfe gekommen, ſo hätte ihn ſein Temperament auf mannigfaltige Abwege führen können. Allein er hatte das eigene, was zwar viel Ueberwindung koſtet, aber auch eines großen Mannes würdig iſt, daß er im erſten Augenblicke ſich zu nichts entſchloß. Man konnte ihm die größte Beleidigung ſagen; und er antwortete erſt nach einer Viertelſtunde. Man konnte ihm die ſchlimmſte Nachricht hinterbringen; und er fühlte es heftig, aber er rührte ſich eine Zeit lang nicht. Das war ihm Geſetz und Vorſchrift,

ſchrift, von welcher er nicht abwich. Weit gefehlt, daß ſeine Sanftmuth etwa Temperamentstrugend geweſen wäre, wie man immer ſein Bild vorzuſtellen pflegt, nein! alle Nachrichten von ihm ſtimmen darin überein, daß ſein Temperament leidenſchaftliche Hitze war, die er nur durch Grundſatz und Selbſtbeherrſchung, durch einen öftern Kampf mit ſich ſelbſt ſo ſehr zu mäßigen wußte. Wie viel Verdienſt darin liegt, mögen diejenigen beurtheilen, die wie er gekämpft haben.

Dabei war in ſeinem ganzen Weſen ſo wenig Verſteckheit, ſo wenig Zurückhaltung und Verheimlichung, daß alle freundſchaftliche Tugenden in ſeinem Herzen Platz fanden. Melanchthon war zu ſehr vertrauender Freund. Seine Briefe, die er ſchrieb und erhielt, lagen immer offen da. Seine Reden unter Freunden waren ſo wenig gekünſtelt, daß manche niederträchtige Menſchen davon nicht ſelten üblen Gebrauch machten. Es war ihm unmöglich, einem Bittenden etwas abzuſchlagen. Bemerkte er nur einen heimlichen Wunſch bei andern, ſo war er auch geneigt, bei ſonſt gleichen Umſtänden ihn zu befriedigen. Kamen Unglückliche zu ihm, ſo ſchonte er keine Mühe

und

und Fürsprache, um ihnen zu helfen. Nie hatte er mehr Muth, als dann. Er fühlte zu fein, um für sich selbst zu bitten, aber für andere es zu thun, kostete ihm keine Ueberwindung. Wie klug er mit hitzigen und sich oft übereilenden Freunden umzugehen wußte, davon war Luther selbst ein Beweis. Die innige Freundschaft zwischen beiden Männern würde nicht lange bestanden haben, wenn Melanchthon eben so hitzig und polternd gewesen wäre, als jener. Ich kann dies nicht besser, als mit Melanchthons eigenen Worten beweisen: „Luther war bei seinen großen Tugenden von „Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte „ich ihm eine sclavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte, und weniger auf seine Person „und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er „konnte es nicht gut leiden, wenn man von „seiner Meinung abwich.“ und doch liebte er ihn als seinen Vater, und vermied jede Gelegenheit zu irgend einem Misverständnisse. Dies war um so schwerer, da er in manchen Stücken ganz anders dachte und verfahren wissen wollte, als Luther. Beispiele von Freunden mit verschiedenen Gesinnungen und Temperamenten sind nicht selten, aber desto seltener

tener Beiſpiele von Freunden, die bei dieſer Verſchiedenheit an einer Sache gemeinſchaftlich arbeiten, und, weil jeder andere Mittel ergriffen wiſſen will, beſtändig an einander gerathen müſſen.

Melanchthons Freigebigkeit verdient nur mit Einſchränkung Lob. Oft mußte er und ſeine Familie darunter leiden. Immer ſpeiſte und unterſtützte er Nothleidende, Vertriebene, arme Studenten, und manche, die ihm ſelbſt Geſchenke gemacht hatten, wurden darüber nicht ſelten unwillig. „Man giebt es ja nicht mir, „ſprach er dann, ſondern nur zu meinem Ge„brauch.“ Bei ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, ſein Einkommen war kaum zureichend. Es ereignete ſich mehr als einmal, daß er ſogar aus Geldmangel einige ſeiner Geräthſchaften verkaufen mußte. Nicht ſelten misbrauchte man auch ſeine Güte. Wußte jemand nirgends etwas zu erhalten, ſo gieng er zu ihm. Von dieſer Unverſchämtheit nur ein Beiſpiel: Man hatte ihm einmal einige alte Gold- und Silbermünzen geſchenkt. Gleich darauf bot er einige einem Freunde an, der ſeine Verwunderung über ihre Schönheit zu erkennen gegeben hatte. „So nehmen Sie doch einige!“ ſprach er. „Ach ich wünſchte ſie alle,“ verſetzte jener,

und Melanchthon gab sie, aber eine andere Tugend, welche Wohlthätern oft fehlt, fehlte ihm nicht. Er wollte nie Wohlthaten erwiesen haben, noch weniger ließ er sich gegen andere etwas davon merken.

Bei dieser ausschweifenden Freigebigkeit gegen andere war es ein Glück, daß er zu seinem eigenen Unterhalte nur wenig brauchte. Köstliche Speisen waren seine Sache nicht. Kleine Fische, Eyer und Gartengewächse war seine liebste Nahrung. Um seiner Schlaflosigkeit vorzubeugen, trank er täglich ein Glas alten Wein, womit ihn viele Fürsten und Städte reichlich versorgten. Kam er zu jemanden und fand eine reich besetzte Tafel, so spottete er darüber. Als sich einmal sein Wirth entschuldigte, daß er in der Geschwindigkeit nicht mehr habe auftreiben können, versetzte er: „Ihre „Entschuldigung ist wahrhaftig größer als mein „Magen. Wären alle so groß, als Sie zu „erkennen geben, so müßte der liebe Gott in „der Welt viel anschaffen.“ Eben so mäßig bewies er sich in der Kleidung. Er trug beständig, auswärts und zu Hause, ein langes herabhängendes Kleid, das vorne zugeknöpft war, und ließ sich schlechterdings nicht überreden, immer mit den Kleidern zu wechseln;

konnte es auch wohl nicht, weil es ihm daran gefehlt hätte.

Diese Mäßigkeit im Essen und Trinken war auch schlechterdings ein Erfordernis bei seinen vielen Arbeiten. Man muß es bedauern, daß man ihm Arbeiten von so verschiedener Art aufbürdete. Ich zweifle nicht, er würde noch weit mehr geleistet haben, wenn er immer nach seiner Neigung hätte studieren können. Wie viel Zeit kosteten ihm nicht die vielen auswärtigen Verrichtungen; die Vorreden und Verbesserungen fremder Schriften, die wirklich unzählbar sind; die Besuche von Reisenden, die seine Bekanntschaft und Empfehlung haben wollten; die Gutachten in zweifelhaften Dingen, die er geben mußte u. s. w. Alles, was zu Wittenberg und selbst an vielen andern Orten herauskam, mußte er durchsehen und prüfen. Man setze zu dem allen seine vielen eigenen Schriften, und seinen mündlichen Unterricht hinzu, und wundere sich, daß seine Gesundheit noch so lange ausgehalten hat. Der Churfürst Friedrich der Weise erinnerte ihn daher einmal schriftlich, wenn er die übrigen Aussprüche des Apostels für wahr halte, so möchte er auch an der Heiligkeit des Gebots nicht zweifeln: „Pfleget des Leibes!“

Perso-

Perſonen, denen allgemein geſchmeichelt wird, ſind in Gefahr, ein Selbſtvertrauen ſich eigen zu machen, das ihnen ſelbſt nachtheilig und andern fühlbar iſt. Melanchthon wich derſelben aus. Aeußerungen ſeiner Demuth finden ſich überall in ſeinen Schriften, und wenn man dieſen nicht trauen wollte, ſo ſprechen die übereinſtimmenden Nachrichten von ſeinem Umgange mit andern von ſeiner großen Beſcheidenheit. Selbſt mit den niedrigſten Perſonen gieng er liebreich und freundlich um, welches um ſo weniger verdächtig iſt, je mehr Heuchelei und Verſtellung mit ſeinem Charakter im Widerſpruche ſteht. Er hatte einen Menſchen bei ſich, deſſen Redlichkeit und Treue ihm eben ſo erprobt, als unentbehrlich war. Dieſer beſorgte ſein ganzes Hauswesen, kaufte ein, führte die Rechnung, und verläugnete oft einſtweilen die Summe der Caſſe, wenn ſein Herr alles den Armen geben wollte. Ohne ihn wäre er gewiß in die traurigſten Umſtände gerathen; allein er belohnte auch ſeine Treue, ſchrieb an ihn die freundſchaftlichſten Briefe, ohne ſich etwas zu vergeben, und bedauerte es ſehr, da dieſer endlich in ſeinem Hauſe ſtarb. An ihm billigte er beſonders die Pünktlichkeit, mit welcher er ſeine Aufträge beſorgte. Nicht gerade

in seinen Geräthschaften, aber in seinen sowohl als fremden Handlungen war Melanchthon von Ordnung ein Freund. Wollte jemand mit ihm etwas gemeinschaftliches thun, so ließ er sich genau die Zeit und den Ort bestimmen, und ward allemal unwillig, wenn der andere noch nicht daran gedacht hatte. Ich verweise hier auf die Zeichnung zurück, die ich von seinem Vater geliefert habe.

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Noch ein Blick auf seine Verdienste.

Es ist mir unmöglich, meine Leser von diesem Manne scheiden zu lassen, ohne noch mit ihnen einen flüchtigen Blick auf seine Verdienste zu thun. So entfernt ich von der Anmaßung bin, ein gültiges und vollendetes Urtheil über diesen großen Mann fällen zu wollen, so glaube ich es der Liebe, die ich zu ihm hege, schuldig zu sein, davon noch einen besondern Anhang zu machen. Ich glaube dabei um so kürzer verweilen zu können, da das wichtigste davon schon an seinem Orte gesagt worden ist. Nur

eine kleine Zurückweisung auf das vorige soll das gewärtige sein.

Nicht leicht ist über jemanden so verschieden geurtheilt worden; allein darin stimmen alle überein, daß sein Einfluß auf Wissenschaften und Sprachkenntnisse von der wohlthätigsten Art gewesen ist. Um dieses sein Verdienst gehörig zu würdigen, darf man nur auf den traurigen Zustand der damaligen Zeiten zurückblicken. Es wurden zwar Wissenschaften und Künste gelehrt, aber ihr Vortrag war dunkel, ohne lichtvolle Ordnung, mit einem solchen Wuste von unnöthigen Dingen angefüllt, daß mancher junge Mann, der Neigung und Kopf hatte, von ihrer Erlernung zurückgescheucht wurde. Melanchthon bemerkte dies nicht so bald, als er auch Anstalten traf, diesem Uebel abzuhelfen. Seine frühe Bekanntschaft mit den Schriftstellern von Griechenland und Rom, die er schon in seinem 21sten Jahre fast alle gelesen hatte, hatten in seinem Kopfe ein Licht angezündet, das er sehr wohl benutzte. Noch mehr hatte er dem Studium der Aristotelischen Philosophie zu verdanken, welcher er mit Beständigkeit anhieng, so viele Versuche auch Luther machte, ihn davon abzuziehen. Sie hatte zwar ohne ihre Schuld manches Unheil in

einigen

einigen finstern Köpfen angerichtet, aber gewiß Melanchthons Geist an eine Bestimmtheit und Klarheit der Begriffe gewöhnt, die jeden Gegenstand, auf den er sich wandte, aufklärte und auch oft verschönerte. Mit diesen Fähigkeiten ausgerüstet, verfertigte er fast für alle Theile der Wissenschaften neue Lehrbücher, über welche gegen 200 Jahre lang auf allen protestantischen Universitäten gelesen wurde. Welch ein grosses Gewicht in der Wagschaale der Verdienste eines Gelehrten! Man fühlte ihr Bedürfnis zu sehr, als daß man sie nicht mit dem größten Danke aufnehmen sollte. Er übertraf alle seine Vorgänger an Ordnung, geschmackvoller Wohl und Gründlichkeit, und man darf gewiß keinen Widerspruch fürchten, wenn man ihn in dieser Hinsicht den allgemeinen Lehrer Deutschlands nennt. Wir haben von ihm eine Logik, Rhetorik, Ethik, Physik, Poetik u. s. w. Um die Schulen machte er sich besonders dadurch verdient, daß er eine griechische und lateinische Grammatik schrieb. Man kann behaupten, daß die griechische Sprache durch ihn in dem nördlichen Deutschlande erst recht bekannt wurde. Die griechische Grammatik erhielt schon bei seinem Leben 28 Auflagen, und die lateinische 32. Beide wurden

selbst

ſelbſt in andern Ländern eingeführt und nachgedruckt. Noch in dem vorigen Jahrhunderte iſt die letztere 1714, 1734 und 1737 gedruckt worden. Ich zweifle faſt, daß jemals Schulbücher geſchrieben werden dürften, die ſo lange ihre Exiſtenz behaupten. Sie hatten ein gröſſeres Glück als ſeine theologiſchen Schriften, die ſeit der Einführung der Concordienformel bald in den Ruf der Ketzerei kamen.

So wie er durch ſchriftlichen Unterricht den Wiſſenſchaften wichtige Dienſte leiſtete, ſo war ſein mündlicher Vortrag nicht weniger fruchtbar. Seine vorzügliche Gabe, alles leicht zu machen, ſein Bemühen alles Unbrauchbare aus ſeinem Unterrichte zu verbannen, ſeine ſanfte und dabei doch muntere Lehrart, verſchaften ihm unter ſeinen Zuhörern allgemeinen Beifall. Ein Fremder, der einmal ſeinen Vorleſungen beiwohnte, rief voll Verwunderung aus: „die „Apoſtel können Jeſu nicht aufmerkſamer zu„gehört haben, als die Studenten dem Melanchthon.“

Ein Grund, warum ſeine Schriften ſo vielen Beifall und nach ſeinem Tode noch eine ſo lange Dauer fanden, liegt zum Theil in ſeiner vortreflichen Schreibart, die ein reiner Abdruck

ſeines

seines Herzens war. Und ist man je berechtiget, von der Schreibart eines Mannes auf seinen Charakter zu schließen, so ist man es hier. Melanchthons Beredtsamkeit hat nichts erhabenes und schwülstiges, alles ist fließend, natürlich und verständlich, und dabei nichts überflüßiges oder üppiges. Er war Meister in der Kunst, alles in einer so schönen Ordnung und Lebhaftigkeit zu erzählen, daß der Leser sich alles ohne Mühe darstellte. Nie schweift er von einer Sache ab, die er abhandelt. Der Fluß seiner Rede bleibt immer in seinen Ufern. Selbst in der Poesie war er nicht unerfahren. Er urtheilt zwar von seinen Gedichten sehr verächtlich; „Ich wünschte, daß „meine Possen nie herausgekommen wären. „Da ich weiß, daß poetisches Talent ein Ge„schenk des Schöpfers ist, so bin ich nicht so „thöricht, mich denen beizurechnen, welche die„ses Geschenkes theilhaftig wurden. — Nur „zuweilen bei großen Leiden oder auf meinen „Reisen habe ich einige verfertiget.“ Und doch wurden seine Singgedichte oft gedruckt und noch öfterer gelesen.

Bemerkenswerth ist es, daß er keine Neigung zum Predigen hatte. Man erzählt, daß er Luthers Bitten, doch einmal zu predigen, einst

einst nachgegeben, eine Predigt verfertiget, aber umgeworfen habe. Wenn es aber wahr ist, daß Luther ihn oft vergebens ersuchte, eine Predigerstelle anzunehmen, so ist es doch höchst unglaublich, daß ein Mann, der ein so glückliches Gedächtnis hatte, der bei so vielen Religionsconventen mit Unerschrockenheit Vorträge hielt, der selbst in Wittenberg unvorbereitet vor vielen Menschen zu reden Veranlassung hatte, aus Furcht nicht habe predigen können.

Aber eben komme ich auf einen Vorwurf, wodurch man seine Verdienste hat schmälern wollen. Man hat ihn der Furchtsamkeit beschuldiget; ob mit Recht oder Unrecht, darüber muß seine Geschichte entscheiden. Es giebt Menschen, die im Augenblicke der Gefahr Unerschrockenheit und Muth beweisen, aber ehe die Gefahr kömmt, öfterer daran denken, mehr sich darauf vorbereiten, als der rasche und kühne Mann. Zu diesen gehörte Melanchthon. Will man dies Furchtsamkeit nennen; so vergesse man nur nicht, daß er eben so wie Luther die gefährlichsten Reisen unternahm, daß er mit den erbittersten Feinden auf Religionsconventen standhaft und unerschrocken sprach, daß er von dem, was ihm in der evan-

gelischen

gelischen Lehre wichtig und bedeutend schien, aller Drohungen ohngeachtet nicht abwich, daß er mehr als einmal bereit war, sein Leben aufzuopfern. Die Grenzlinien zwischen Muth und Furchtsamkeit sind nicht immer scharf gezogen, wenn man diesem das eine, jenem das andere beilegt. Muthig ist nicht gerade derjenige, welcher überall Spies und Lanze zu tragen bereit ist. Oft kann man auf seinem einsamen Zimmer mehr Muth beweisen, wo man in Stunden kalter Ueberlegung alle Bedenklichkeiten der Reihe nach wie eine Kette von Gebirgen vor sich gelagert sieht, als auf dem Bette der Ehren bewiesen wurde, wo Wuth und Verzweiflung die Herzhaftigkeit anfeuert.

In diesem Sinne war Melanchthon der muthigste Mann, daß er Gefahren sah, wobei andere blind vorbeirennen, und dennoch ihnen nicht auswich, wenn ihn die Pflicht rufte, war ein desto größeres Verdienst. Auch fehlte ihm das nicht, was man Herzhaftigkeit nennt. Es war des Abends unter den Studenten zu Wittenberg ein Aufstand entstanden, um diesen zu stillen, gieng er in finsterer Nacht auf die Straßen, stieß selbst auf den Anführer, und, da dieser, eine wilder besoffener Mensch, schon

eine

eine Bewegung machte, auf ihn zu ſtechen, redete er ihn, ſtatt zu erſchrecken, mit Ernſt an und — machte dem Lärmen ein Ende. Sehr oft ereignete ſich auch der Fall, daß er zu Pferde ganz allein durch große und einſame Wälder Reiſen machte, würde er wohl das gethan haben, wenn er eigentlich furchtſam geweſen wäre?

Was man bei ihm Furchtſamkeit nennt, war äußerſte Zartheit ſeines Pflichtgefühls und ängſtliche Theilnahme an der öffentlichen Wohlfarth. Daher war er ſo ſehr zum Nachgeben bereit, wo er es nur thun zu können glaubte. Daher wollte er nicht gern Haß, Feindſchaften, Kriege, Blutvergießen aus dem Unterſchiede von Meinungen entſtehen laſſen. Daher bemühete er ſich, wenigſtens das Seinige zu thun, um keine Schuld davon auf ſich zu haben. Daher empfand er die größte Unruhe, wenn er ſich den Vorwurf machte, einer Uneinigkeit nicht genug vorgebeugt zu haben. Daher rieth er auch andern, lieber Unrecht zu dulden, als auf ihrem Rechte zu beſtehen. Daher ſann er noch immer auf Mittel zur Vereinigung, wenn andere über die Unmöglichkeit raſch entſchieden hatten. Daher ſah er da

Gefah-

Gefahren, wo andere nichts befürchten zu müssen glaubten. Kluge Bedachtsamkeit, vorsichtige Vermeidung aller raschen Entschlüsse, die leicht auf Abwege führen — das war der Hauptzug in seinem Bilde. Wer seine Furchtsamkeit heftig anklagt, der hat es mit seinen Grundsätzen zu thun. Man muß jedem seine Meinung in der Religion lassen, und keinen Andersdenkenden hassen oder gar verfolgen; jeder kann irren, auch wenn er seiner Sache noch so gewiß zu sein glaubt; in äußerlichen Gebräuchen und Nebendingen kann man sich nach andern bequemen, wenn man dadurch größere Uebel vermeidet; mit allzuraſcher Hitze bei einer Sache zu Werke gehen, vereitelt oft den besten Zweck, — das waren Melanchthons Grundsätze, die ihm den Ruf der Furchtsamkeit zuzogen. Er haßte die Fehler, welche Aufklärern gewöhnlich eigen sind, Hastigkeit, allzugroße Verachtung alles Alten, Mangel an Rücksicht auf Ort und Zeit. Und o wie viele könnten hier von ihm lernen! oft tadelte er nicht die Sache selbst, sondern nur den unzeitigen Eifer derer, die sie vortrugen. Die Worte Jesu: „daß sie eines sind, gleich wie wir," führte er immer im Munde. „Von den streitsüchtigne „Theologen befreie uns, Herr!" pflegte er in

die

die Stammbücher zu schreiben. Seinen Verfolgern Böses zu wünschen war ihm ganz fremd. Er bezeigt daher an einem Orte Verwunderung, wie David in seinen Psalmen so viel Böses auf seine Feinde herabwünschen könne. Auf der andern Seite war es ihm unmöglich, etwas zu billigen und zu loben, was seinem Gewissen zuwider war. Wenn daher Menschen zu ihm kamen, die sich Empfehlungen von ihm ausbaten, denen er sie doch mit gutem Gewissen nicht geben konnte, so gab er ihnen lieber ein Stück Geld. Doch er konnte es ja selbst dulden, wenn man ihn furchtsam schalt; und warum ich nicht?

Aber wodurch nützte er nun der Reformation? Vielleicht durch folgende fünf Punkte am meisten.

Schon durch seine Schonung war er derselben förderlich. Er hielt seinen Freund Luther von manchem übereilten Schritte zurück, und machte das oft wieder gut, was jener durch allzugroße Hitze schlimm gemacht hatte. Ich könnte davon viele Beispiele anführen, wenn mich dies nicht zu weit abführte. So hatte Luther den Erzbischof von Mainz durch

seine

seine heftigen Reden beleidiget, Melanchthon brachte es dahin, daß er wieder besänftiget wurde. Natürlich, daß es nicht ohne gute Folgen blieb, wenn er Leuten, die ohnedies schon erbittert waren, mit Liebe begegnete. Natürlich, daß sein sanfter Vortrag auf den vielen Religionsconventen den Katholiken vortheilhaftere Begriffe von den Lutheranern beibringen mußte. Natürlich, daß es gute Wirkungen hervorbrachte, wenn die Gegner sahen, man verkenne nicht ihr Gutes, und werfe nicht alle ihre Meinungen um. Natürlich, daß dadurch sehr viele die evangelische Lehre lieb gewannen, die ihr sonst nie beigetreten sein würden. Selbst der Kaiser Karl der Fünfte schätzte deswegen den Melanchthon, bis er endlich über die verweigerte Annahme des Interims auf ihn erbittert wurde; und ich zweifle nicht, die Reformation würde an manchen Orten nicht Fortgang gehabt haben, wenn nicht oft Melanchthons Charakter ihr Vorläufer gewesen wäre.

Gleichen wohlthätigen Einfluß hatte seine gründliche, lichtvolle, mit Beweisen unterstützte Darstellung der evangelischen Lehre. Luther hatte nur in zerstreuten Schriften die neuen Lehren verbreitet, und

dabei

dabei immer ſo viel Streit mit Widerſachern geführt, daß man den ganzen Zuſammenhang nicht gut überſehen konnte. Jetzt ſchrieb Melanchthon nicht nur die öffentlichen Schriften, die bei dem Reichstage übergeben wurden, ſondern auch ſeine beſondere Dogmatik. Hier war alles in einer ſo ſchönen Ordnung, in einer ſo lichtvollen Sprache, mit ſo viel Klarheit vorgetragen, mit ſo viel Beweiſen und Gründen unterſtützt, daß nun jeder leſen und prüfen konnte.

Auch das rechne ich unter ſeine Verdienſte, daß er die neue Lehre vor vielen Misverſtändniſſen ſicherte. Wie es zu gehen pflegt, wenn Irrthümer beſtritten werden, ſo giebt das immer Anlaß, auf das Entgegengeſetzte zu verfallen. So hatte Luther — um nur ein Beiſpiel anzuführen — die katholiſche Lehre von guten Werken beſtritten, nach welcher die pünktliche Beobachtung kirchlicher Gebräuche, Faſten u. ſ. w. einen beſondern Werth ertheilten. Nun gieng man auf das Gegentheil über, und wollte überhaupt gute Handlungen für überflüßig erklären. Melanchthon war es, der ſolchen Misverſtändniſſen entgegenarbeitete.

Ich

Ich gehe zu dem vierten Punkte über, worin ich ein Verdienst Melanchthons um die Reformation erblicke. Ich meine seine Erklärung des N. Testaments. Unzählbar sind seine Schriften, welche Auslegungen desselben enthalten. Aber das war es auch, was die Reformation beförderte. Sobald man die Schrift verstand, so erblickte man auch den wahren Geist Jesu und seiner Apostel, und konnte über alles urtheilen. Luther gesteht es oft, wie sehr ihm der gelehrte Philipp bei schweren Stellen der Schrift geholfen und wie viel er von ihm gelernt habe. Auch wäre Luthers Bibelübersetzung gewiß nicht so ausgefallen, wenn Melanchthon nicht sein Helfer und Rathgeber gewesen wäre.

Aufklärung in den Wissenschaften bewirkt Aufklärung in der Religion. Wenn dies eine unbezweifelte Wahrheit ist, so ergiebt sich auch hieraus Melanchthons wohlthätiger Einfluß. Denn wer will es läugnen, daß man dadurch, indem man von ihm Sprachen und Wissenschaften lernte, zur Annahme vernünftiger Belehrungen in der Religion geneigter wurde? Wer will es läugnen, daß, wenn er durch Philosophie und andere Kenntnisse den Verstand aufklärte,

klärte, auch zugleich der Reformation die wichtigſten Dienſte leiſtete?

Nach dieſen Betrachtungen fällt es in die Augen, beide Männer, Luther und Melanchthon, waren unentbehrlich. Keiner durfte fehlen. Keiner ſtand im Schatten. Jeder hatte ſeine Verdienſte. Es iſt überaus intereſſant, eine Parallele zwiſchen beiden Männern zu ziehen. Folgende kann vielleicht in manchen Theilen verunglückt ſeyn. Luther war unternehmender, Melanchthon planvoller; jener war zu hohen Empfindungen geneigt, dieſer zu feinen; jener handelte ohne Furcht, dieſer immer mit Rückſicht auf Zeit und Umſtände; jener war geübter, dieſer erfahrner; jener betrug ſich beſſer vor der Gefahr, dieſer beſſer in derſelben; jener ſah die Folgen von Begebenheiten, dieſer berechnete ſie; jener fieng Revolutionen an, dieſer wußte ſie zu lenken; jener wußte andern zu gebieten, dieſer ſie zu leiten; jener konnte viel vom Schickſale ertragen, dieſer viel von andern; jener ſchätzte die Wiſſenſchaften, dieſer liebte ſie; jener hatte Kennt-

niſſe, dieſer Gelehrſamkeit; jener beſaß Beurtheilungskraft, dieſer Scharfſinn; jener beſtritt eher Irrthümer, dieſer erblickte ſie eher; jener lehrte die Wahrheit, dieſer bewies ſie; jener war unterhaltend im Umgange, dieſer angenehm; jener ſpottete derb, dieſer mit feinem Witz; jener liebte Offenherzigkeit, dieſer Geradheit; jener hatte ein gutes Herz, dieſer ein gebildetes; jenem waren Arbeiten Bedürfnis, dieſem waren ſie Pflicht; jener war in ſeinen Ueberzeugungen feſt, dieſer ſehr oft zweifelhaft.

## Vierzehntes Kapitel.

### Zwei noch ungedruckte Briefe Melanchthons.

Folgende zwei Briefe habe ich in einer alten Vulgata von 1543 hintenan geſchrieben gefunden. Sie ſtehen noch in keiner mir bekannten Briefſammlung, und tragen doch, ſo viel ich urtheilen kann, alle Zeichen von innerer und äußerer Wahrſcheinlichkeit an ſich. Es iſt bekannt,

kannt, daß Melanchthon mit ſeinem Bruder über öffentliche Angelegenheiten immer correſpondirte. Dies und noch mehr ihr wichtiger Inhalt beſtimmt mich, ſie in einer wörtlichen deutſchen Ueberſetzung mitzutheilen.

## An Georg Melanchthon.

Du haſt alſo dein Verſprechen hieher zu kommen nicht gehalten, wie ich doch ſo ſehr gewünſcht hätte. Jeden Tag habe ich auf dich gehoft, und dies aus zwei Urſachen: Erſtlich wollte ich gern noch mehr von dem Tode meiner Mutter wiſſen, *) von welchem du mir ſo wenig geſchrieben haſt. Ich weihe ihr noch manche Thräne. Daß ſie noch meiner in ihren letzten Augenblicken erwähnt hat, freuet mich herzlich. Kannſt du dich von Geſchäften los ma-

 chen,

*) Sie war kurz vorher geſtorben. Ein Umſtand, der die Aechtheit dieſes Briefes beweiſet, iſt der, daß Melanchthon in epp. ad Cam. p. 138. ſchreibt: meus frater ſcripſit mihi. Matrem noſtram deceſſiſſe non ſatis clare ſcribit, ſed conjicio ſynancha extinctam eſſe.

chen, so komm und erzähle mir alles ausführlich. Sodann solltest du mich auch bei meinen jetzigen Sorgen trösten und aufrichten. Mein Herz ist voll von Kümmernissen. Die beiden Männer, Luther und Zwingli, können nicht übereinkommen, welches doch mein sehnlichster Wunsch wäre. Herr, wenn wirst du Friede in deinem Reiche schaffen! Man wird sich noch so lange streiten, bis es den Heiden ein Greuel ist. Da disputiren sie über das Abendmahl, gleich als ob sie in den Himmel gesehen und Jesum gefragt hätten, wie er die Worte: das ist mein Leib! verstanden habe. Sie werden es doch hier auf Erden nicht ausmachen, und es gehört auch wohl nicht für uns Schwache, alles ergrübeln und erforschen zu wollen. Genug wenn wir nur wissen und glauben, was zu unserm Heile nöthig ist. Das übrige macht nur Zank, woran gewiß der Herr keinen Gefallen hat. Ich für meinen Theil werde so gesinnt bleiben und mich nicht versündigen. Du aber komm und tröste deinen Bruder. Geschrieben zu Marburg im Jahr 1529.

An

## An Ebendenſelben.

Faſt möchte ich glauben, ich ſei unter einem unglücklichen Himmelszeichen gebohren, denn gerade das, was mein Herz am mehreſten angreift, muß ich erfahren. Armuth, Hunger, Verachtung und andere Uebel will ich gern erdulden; aber was mich ganz niederſchlägt, iſt Zank und Streit, dazu bin ich ſchlechterdings nicht geſchickt. Ich ſoll das Buch *) ſchreiben, das den Ständen übergeben werden ſoll; aber ich ſehe im Geiſte voraus die Schmähungen, Kriege, Verheerungen und Schlachten, und wenn es nun an mir lag, daß ich es verhindern konnte? Herr, auf den ich traue, hilf du mir ſelbſt. Du richteſt uns, wie wir geſinnt ſind! die Sache darf ich nicht verlaſſen, ſo lange ich lebe, aber durch meine Schuld ſoll auch der Friede nicht gehindert werden. Es wollten andere Theologen das Buch ſchreiben, und wollte Gott! man hätte es ihnen zugelaſſen. Vielleicht hätten ſie es beſſer machen können. Nun ſind

*) Er meint die Augsburgiſche Confeſſion.

ſind ſie unzufrieden mit dem meinigen, und wollen einiges geändert haben. Hier ruft einer, dort ſchreit ein anderer. Aber wenn ich es machen ſoll, muß ich auch meine Art beibehalten und alles fliehen, was noch mehr erbittert. Ich ſchreibe, bedenke mich, beſſere, ändere wieder und Gott iſt mein Zeuge, meine Abſichten ſind gut; aber der Lohn wird ſein, daß man mich haßt. Erquicke du mich bald mit einem Briefe. Geſchrieben zu Augsburg im Jahre 1530.

Johann Wiclef.

Johann Wiclef's

# Leben.

Ein Seitenstück

zu

dem Leben Luther's, Huß's, Melanchthon's,
Calvin's und Zwingli's.

Leipzig,
bei Voß und Compagnie
1801.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

KÖNIGFRIED
UNIVERS.
ZV HALLE

# Vorrede.

Das Leben Wicliffes iſt, an ſich und ſo weit wir es kennen, weder ſo reich, noch ſo mannichfaltig, als das Leben anderer ſpäterer Reformatoren. Dies läßt ſich theils aus der Zeit, worin er lebte, erklären, theils iſt es unausbleiblich,

weil uns der ganze Gang seiner Bildung unbekannt ist. Zu einer vollständigen historischen Darstellung dürfte es mithin allerdings an Datis fehlen. Nur wie er war, steht vor uns; wie er es geworden, nicht. Denn gerade die frühere Zeit seines Lebens, die ihn zu dem Manne machte, als welcher er späterhin auftrat, ist mangelhaft; und dies verbunden mit andern Umständen, mag vielleicht zum Theil jene Fabeln veranlaßt haben, die durch Varillas und andere in seine Geschichte verwebt worden sind, und eine reine Ansicht auch

des-

deſſen, was er war, wenigſtens erſchweren.

Unter meinen Vorgängern iſt es mir nur vergönnt geweſen, folgende zu benützen:

Bibliothéque anglaise, ou histoire littéraire de la grande Bret. Amst. 1721. To. 9. p. 138 — 192.

Acta Eruditor. To. 8. S. 5. p. 205—213

Wilhelm Gilpin's Biographie der bekannteſten Reformatoren vor Luther, nämlich Wicliffes und ſeiner Nachfolger. Ueberſ. Frkf. u. Lpz. 1769. 8.

Hume's hiſtory of England. To. 4. p. 54. ſs. Lond.

Die

Die weitläuftigere Lebensbeſchreibung von Lewis, die beſonders durch mitgetheilte Urkunden die Mährchen in Wicliffes Leben vernichtet hat, kenne ich leider nur nach den Auszügen, die in den beyden erſt genannten Werken befindlich ſind; die von Zitte Prag 1786 nur dem Namen nach. Die Wirthiſche, welche mit Wicliffes Dialogen erſchien, iſt höchſt elend, und hat kein Verdienſt, als daß ſie ihre Langweiligkeit und Abgeſchmaktheit wenigſtens in der Kürze darlegt.

Um Wicliffe etwas gerechter als

Hume,

Hume, und etwas gründlicher als Gilpin zu würdigen, schien es mir nöthig, einen Mittelweg einzuschlagen, der die beyden Aeußersten schärfer abschnitt. Darum mußte ich den kirchlichen Zustand des damaligen Zeitalters in seinen verschiedenen Zweigen wenigstens kurz andeuten; was um so nöthiger war, da außerdem der Faden zerrissen worden wäre. Ob es mir gelungen, ist zu erwägen; ob und wie weit ich den Vorgängern gefolgt, wird sich dann ergeben.

Uebrigens finde ich nöthig zu erwäh-

wähnen, daß ich in dieser Lebensbeschreibung dieselben Grundsätze befolgt, wie in dem Leben Zwingli's. Ich setze das Wesen der Popularität durchaus nicht in eckelhaften Sittensprüchlein und Gemeinplätzen, so wenig als in oberflächlicher, beschränkter Ansicht der Charaktere. Nur das, was Ausbeute einer tiefer gehenden, und viel umfassenden Forschung ist, kann populär werden, ob wohl die Forschungen selbst nie; was auf eine andere Art als diese gewonnen wird, kann populär heißen, wird aber immer seicht und pöbelhaft seyn. Dadurch

durch will ich mir nicht anmaßen, die Forderungen, die man an ſolche populäre Schilderungen machen kann, erfüllt zu haben, ſondern nur mit meinem völligen Rechte darlegen, was gefordert werden könne und müſſe. Die Zahl der ſogenannten Volksſchriftſteller würde ſich unter dieſer Vorausſetzung vermindern; dabey aber, meine ich, wäre nichts verlohren, da man jetzt zu populariſiren pflegt, was doch nimmer mehr populariſirt werden kann. Eine Seuche, die aus dem misverſtandenen, wenn auch gut gemeinten, Eifer, der Menſch-

heit

heit nützlich zu werden, hervorgeht, und eine scharfe Züchtigung gar wohl verdient, je anmaßender dieser Eifer einhertritt, und je mehr er insbesondere das Wesentliche aller Erziehung verkehrt. Auch hierüber wird die Zeit richten.

A. G.

---

Erstes

# Erſtes Kapitel.

Die Erwägung der Verdienſte Wicliffes um die religiöſen Begriffe ſeiner Zeitgenoſſen führt uns in eine düſtere Zeit zurück, wo mit der Schwierigkeit und Neuheit ſeines Unternehmens auch das Verdienſt deſſelben wächſ't. In dem Maaſe, in welchem damals der menſchliche Geiſt, beſonders in Hinſicht auf ſeine wichtigſten Angelegenheiten und Bedürfniſſe, geſunken war, war auch das Anſehen und der Einfluß eines Menſchen, und einer Menſchenklaſſe geſtiegen, die deſto verwerflicher werden, je mehr man die urſprüngliche Würde ihrer Beſtimmung zuſammenhält mit dem Erfolg ihrer Bemühungen, und mit dieſen Bemühungen ſelbſt.

Der Papst nämlich war es und seine Untergebenen, die Geistlichen, die mehr dafür sorgten, ihr Gewicht im Staate zu vermehren, als ihre Bemühungen für die Aufklärung und Besserung der Menschen zu verwenden. Zerbrechen sollten sie die Ketten, in welche Frevel oder Aberglaube den Menschen werfen dürften, damit ein freyes Geschlecht seiner hohen Bestimmung immer näher schritte; und eben sie schmiedeten die Ketten, in denen die Menschheit seufzte, indeß sie sich glücklich — wenigstens wähnten. Ihre Plane waren auch theils so gut berechnet, theils gingen sie so herrlich in Erfüllung, daß die Ketten entweder nicht gefühlt, oder mit schlaffer Ergebung und Verzichtleistung auf Freyheit, getragen wurden. Denn reizbar und empfänglich — so ist die Einrichtung der sittlichen Welt, was auch die finstere Mönchsbefangenheit dagegen sagen mochte — ist der Mensch für alles, was seinen wahren, seinen sittlichen Werth ihm zu erhöhen verspricht; mit einer löblichen Begierde, die zur Erreichung der schönsten

ſten Zwecke führen kann, ergreift er alles, was ihn ſeiner Veredlung näher rücken kann: nur irren mag er oft in der Wahl der Mittel und Wege, verfolgen mag er oft, was ihn weiter vom Ziele entfernt; denn er iſt frey. Wenn dieſe Reizbarkeit auf der einen Seite ihn ſo mancher Gefahr unterwirft, ſo iſt doch auch eine zweckmäßigere Richtung derſelben verdienſtlicher. Aber um ſo ſchändlicher iſt es auch auf der andern Seite, dieſe Reizbarkeit für niedere, eigennützige Abſichten zu mißbrauchen, an dieſem zarten Faden den Menſchen zu leiten, um ihn deſto eher zur Befriedigung irgend einer kleinlichen Leidenſchaft, zur Erreichung irgend eines nichtigen Zweckes benützen zu können. Ein Vorwurf, der von jeher jede kleingeiſtiſche Politik, und immer den Papſt getroffen hat. Zur Verbreitung und Befeſtigung ſeiner Alleinherrſchaft, die er ſich fälſchlich rühmte von einem Manne erhalten zu haben, der ſelbſt ſehr oft geäußert hatte, ſein Reich ſey nicht von dieſer Welt, mußte Geiſtlicher und Laie mitwirken. Seine Un-

trüglichkeit wollte der schwache Mensch in Sachen des Glaubens anerkannt wissen: wenn in seinen heiligsten Angelegenheiten der Mensch ihn als Richter, als letzte Instanz ehrte, wie sollte er es nicht in minder wichtigen Vorfällen thun? So ward unter dem Vorwande der Religion manches Verbrechen begangen, und Knechterey der Menschheit war die unglückselige Folge.

Glaube und Handeln entsprachen jetzt einander auch völlig, und äusserten einen wechselseitigen Einfluß, der vielleicht nirgends sichtbarer wird als hier. Der menschliche Geist war, seitdem der Stifter der christlichen Religion aufgetreten war, und ihm seine Rechte wieder zu schaffen gestrebt hatte, noch nie so tief gesunken, als in diesem Zeitraume, in welchem er nur noch einige flüchtige Stralen warf. Seit dem elften Jahrhundert nämlich war das, was damals Weltweisheit hieß, ein Eigenthum der Schulen geworden, und es wurde die Religion selbst dadurch zu einer Wissenschaft gemacht, die wie jene Hülfswissenschaft ihren eignen

Sprach-

Sprachgebrauch hatte, und eigne neu aufgeworfene Fragen beantworten sollte. Der Eifer, recht gründlich zu seyn, verwickelte nach und nach in unfruchtbare Untersuchungen, die nur weiter von der Wahrheit abführten, und so wurde das ganze Gebiet, in dem man arbeitete, zuletzt ein Feld nichtigen Witzes, eitler, grüblerischer Spitzfindigkeit und abgeschmackter Erörterungen. Nichts ist in dieser ganzen Erscheinung, wie sie jetzt vor den Augen des Beobachters liegt, anziehend, als das Spiel und die Aeußerung der Freyheit des Menschen. Denn außerdem wurden durch sie die unnützesten und irrigsten Begriffe über Religion verbreitet, oder wohl gar geweckt. Daß kleine Sünden nach dem Tode durch ein Reinigungsfeuer getilgt werden müßten, daß man von der Kirche aufgelegte Büßungen der Sünden vertauschen, oder mit Geld abkaufen könnte, daß es Pflicht sey, einmal des Jahres seinem Beichtvater alle Sünden zu bekennen, wenn man anders Vergebung derselben zu erhalten hoffte, daß man Fürsprecher

cher bey Gott nie zu viel haben könnte, und Menschen nach ihrem Tode als Heilige verehrte, die bey ihrem Leben nur meistens die abergläubigsten und schwächsten Menschen gewesen waren — dies alles waren Meinungen, die des Papstes Kasse bereicherten, Verstand und Herz aber der Menschen leer ließen.

Was konnte anders entstehen, als eine hartnäckige Anhänglichkeit an abergläubische Gebräuche, eine, theils in der Erscheinung lächerliche, theils in Rücksicht auf den Ursprung und die Folgen traurige Schwärmerey? Man taufte die Glocken, man feyerte ein Fest, an welchem alle Seelen durch Gebet aus dem Fegefeuer errettet werden sollten, ein andres, wo Christi Leib angebetet wurde. Man führte die Geisselbuße ein, die von einigen so weit getrieben wurde, daß sie barfuß, nur mit einem Schurz umgürtet, durch Städte und Dörfer liefen, Bußpsalmen anstimmten, und sich geisselten, in der Meinung, daß sie eine sehr verdienstliche Handlung vollzögen. Andere hielten in der

einen Hand ein Kreuz, in der andern eine Geiſſel mit Knoten und eiſernen Spitzen, und glaubten durch dieſe Bluttaufe, die ſie für nützlicher als Waſſertaufe und Abendmal hielten, den Zorn Gottes, der ſich grade in einer Peſt äußerte, wie ſie meinten, zu beſänftigen. Noch andre meinten Gott durch Aufſpringen zu verſöhnen. Sie ſprangen ſo lange unermüdet in die Höhe, bis ſie erſchöpft zur Erde fielen, und, wie ſie vorgaben, Offenbarungen erhielten. Ein Mädchen, die in der höchſten Entzückung Chriſti Herz weſentlich erhalten zu haben meinte, geiſſelte ſich, um ihres Bräutigams würdiger zu werden, mit einer Kette, und ſtarb frühzeitig. Andre wallfahrteten an heilige Oerter, und vernachläßigten dabey wichtigere Geſchäfte. Und nun denke man ſich in dieſer ganzen Verkrüppelung Einen, der ſie entweder zuließ, oder wohl gar beförderte, und das traurige Bild der Chriſtenheit mit ihrem Oberhaupte ſteht vor uns.

England, der Schauplatz, wo Wicliffe auftrat, war damals von innern und äußern

Unru-

Unruhen erschöpft. Denn Mühe hatten die Könige, sich gegen den empörerischen Sinn der Barone aufrecht zu halten, dem so manches Opfer fallen mußte. Noch hatte Schottland, das die Ketten unlängst abzuwerfen versucht hatte, nicht die Selbstständigkeit eines Reiches erhalten, das der herrschsüchtigen Lüsternheit der Könige Englands ganz Trotz bieten, und ihrer oft tiefgreifenden Politik entgegen arbeiten konnte. Der glühende Eifer, womit jede Partey ihren Zweck verfolgte, und die wilde Kriegssitte, die keinen Zaum fühlte, kein Ziel kannte, als ihre Sättigung, mordete manchen Biedermann. Selbst der König, in dessen Regierung Wicliffes Geburt fiel, Eduard der zweyte, starb kurz, nachdem Wicliffe gebohren war, den schmählichsten, grausamsten Tod, den seine Feinde nur ersinnen konnten.

Leicht entschied der Papst damals über Königreiche, die er sich auf mannichfaltige Weise zinsbar machte. Die politische Habsucht verleitete oft die Könige zu Handlungen, welche die Sittlichkeit verwirft, der

Papst

Papſt aber rechtſprach. Dringende Verlegenheit preßte dem Regenten oft einen Eid aus, womit er Verſprechen beſiegelte, deren Erfüllung ihm in der Folge unangenehm war. Der Papſt konnte ihn dieſes Eides entbinden, wenn er wollte; er wollte aber nur, wenn er ſeinen Vortheil ſahe.

Das Verderbniß der Sitten war ſo hoch geſtiegen, die Unterdrückung ſo gewaltig, daß doch zuweilen die Menſchheit den Nacken lüften mußte. Nur waren die Verſuche, die ſeit einigen Jahrhunderten geſchehen waren, theils ſo ſchnell vorüberrauſchend, theils wurden ſie ſo ſchnell und gewaltſam unterdrückt, daß nichts als die Wirkung ihres Beyſpiels übrig blieb. Zwar hatte Klaudius von Turin den abgöttiſchen Bilderdienſt, die Verehrung der Reliquien, und die Wallfahrten verworfen; zwar hatte Peter von Bruis gegen Todtenopfer, Meſſe, Kindertaufe geeifert; Heinrich von Lauſanne hatte ſich gegen die katholiſche Kirche empört, wie Eon von Bretagne, die ſogenannten Brüder und Schweſtern des freyen Geiſtes

ſies hatten ſich zu einem höhern Gefühl der Religion erhoben, Peter von Vaux hatte ſich Anhänger erworben, die durch Einfalt der Sitten, durch Gutthätigkeit, und durch eine ſtrenge Anhänglichkeit an die urſprüngliche einfache Verfaſſung der Kirche ſich vortheilhaft auszeichneten. Aber entweder umfaßten dieſe Männer nicht das Ganze, oder die Kirche lähmte und vernichtete ihre Entwürfe zu früh, und um ſo früher, je weiter der Arm der Kirche reichte.

---

## Zweytes Kapitel.

In dieſe Unbilden und Mißverhältniſſe einzugreifen, ſie kräftig umzugeſtalten, bedurfte es großer, feuriger Männer, die nur für die Menſchheit lebten, und ihre eignen Verhältniſſe nur in dieſer Hinſicht betrachteten. Nicht Einer konnte auf einmal die unſelige Frucht ſo vieler Jahrhunderte brechen; mehrere

rere mußten nach und nach ihre Kräfte daran versuchen, und so ist es eine heitere Stelle, die sich durch die Geschichte mehrerer Jahrhunderte dehnt, allmählig sich erweitert, und das Aufstreben des menschlichen Geistes im Ganzen darlegt.

Johann Wicliffe, so genannt von seinem Geburtsorte bey Richmond in der Provinz York, wurde im Jahr 1324 gebohren. Die Geschichte seiner frühsten Jahre ist, wie in den meisten Fällen, so anziehend und wichtig sie auch für den aufmerksamen Beobachter gewesen seyn dürfte, doch unbekannt. Sein Leben hebt die Geschichte mit den Veranstaltungen an, die getroffen wurden, um ihn einst im Staate einführen zu können. Er wurde von seinen Aeltern, deren weitere Verhältnisse eben so unbekannt sind, für die Kirche bestimmt, und um den Grund zu dieser Bestimmung zu legen, nach Oxford geschickt. Hier hatte Robert Englesfield, Beichtvater der Königin Philippine, nicht gar lange eine Schule errichtet, die sich vermuthlich der Unterstützung dieser Königin

nigin erfreute, und daher den Namen des Königinnenkollegiums erhielt. Sey es, daß die noch ganz neue, und darum mangelhaftere Einrichtung dieser Anstalt Wicliffes aufblühendem Geiste nicht zusagte, oder daß ihm überhaupt sein Zweck noch nicht klar geworden war, oder daß irgend ein anderes Verhältniß dieser Art eingetreten: er verließ diese Anstalt gar bald.

Er wählte das sogenannte Mertonskollegium, und hier umfaßte er mit unermüdeter Wißbegierde, was sich ihm darbot. Die grüblerischen Spitzfindigkeiten, welche damals mit so wenigem Vortheil, vielmehr mit überwiegendem Nachtheil besonders in der Religionswissenschaft Platz gewannen, beschäftigten den Lehrling natürlich auch. Sein Gedächtniß war so glücklich, und wurde so sehr geübt, daß er bald das ganze Feld zu umfassen im Stande war. Mit nicht mehr und nicht weniger Aufwand von Kraft hatte sich damals Mancher die Benennung eines seraphischen, tiefen, unwiderleglichen, besondern, hochweisen Lehrers erwor-

worben: mithin war es kein Wunder, daß Wicliffe die minder hochtrabende des evangeliſchen Lehrers davon trug.

Aber mehr, als dieſen Gedächtnißkram umfaſſen, konnte er auch nicht. Er fühlte früh, wie unfruchtbar und leer dieſe Mannichfaltigkeit gegen die gehaltvolle, gewichtige, kernige Einfalt der Schrift gehalten ſey, und ſo verließ er ſie, um ein fruchtbareres Feld zu bearbeiten und zu benutzen. Hier erweiterte ſich ſein Geiſt, warf die Feſſeln der Schule ab, und ſtrebte freyer empor. Die Rechte und Geſetze ſeines Landes wurden ihm nun bekannt; und ſo gewann er Anſichten, die freylich von den gangbaren, gemeinen, wie ſie ihm beſonders die kirchliche Verfaſſung darbot, ganz verſchieden ſeyn mußten. Je greller aber dieſer Abſtich war, deſto mißfälliger mußte er auch dem Manne ſeyn, der ſeine Kraft hier einzuwirken fühlte, die Pflicht, die ihm ſeine Beſtimmung auflegte, kannte. Es zeigten ſich bald Gelegenheiten darzulegen, was er leiſten konnte, er griff ſie muthig auf, und

ſo

so erwarb er sich allmählig Verdienste, so die Zeit nicht auslöschen wird. Sein Wille allein leuchtete ihm vor, denn er war der kühnste erste Reformator, der sich Schüler und Anhänger bildete, die sein Werk mit mehrerm oder minderm Glück, wie Cobham und Huß, fortsetzten. Seine Jugendjahre verflossen, wie sich schlüßen läßt, in stetem, stillem Nachdenken und Forschen, in dem seine Kraft sich entwickelte und festigte. Man kann wenigstens aus dem, was er späterhin unternahm, seine Gelehrsamkeit, seine Umsicht in der Geschichte der Kirche, und überhaupt seine mannichfaltigen Kenntnisse, die er früher eingesammelt haben mußte, ermessen. Er trat bestimmt und fest auf, und sein erster Auftritt war die entschiedenste Loosung für alle seine künftigen, und für sein ganzes Leben.

Unterdessen ward die Verehrung des Papstes nur ausgebreiteter und allgemeiner; ein Wahn war oft hinlänglich, seine Kasse zu füllen, und dadurch seiner in der That ungeheuern Verschwendung Vorschub zu thun.

thun. Selbſt zur Unzeit durfte der Herr der Gläubigen es wagen, ſo einen Wahn zu ergreifen, und ſein Wille war Geſetz. Dies wird ſichtbar an Klemens des Fünften Verordnung im Betreff des Jubeljahrs, die in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erging. Am Ende nämlich des vorhergehenden hatte ſich unvermerkt die Meinung verbreitet, daß, wer im folgenden Jahre die Peterskirche nicht beſuche, keine völlige Sündenvergebung zu erhalten hoffen könne. Es war um eine genaue und gründliche Erhärtung des Urſprunges und Grundes dieſer Meinung zu thun. Der damalige Papſt Bonifaz nahm ſie über ſich, und fand — natürlich, daß es allerdings ein altes, wohl gegründetes Recht ſey, alle Jahrhunderte eine allgemeine Sündenvergebung zu ertheilen!! Dies wurde der Chriſtenheit ſchlechthin angekündigt, und mit blindem Eifer ſtrömten die Blinden herbey. Die Einnahme des Papſtes war nicht gering; aber die Bedürfniſſe des päpſtlichen Stuhls waren es auch nicht. Daher befand es Klemens der

Fünf-

Fünfte im Jahre 1350 für gut, das Jubeljahr der Christen dem Jüdischen gleich zu machen, und auf funfzig herabzusetzen. Es ließ sich bey dieser Einrichtung doch eher hoffen, daß mancher arme, elende, sündhafte Christ die Freude, seine Sünden sich in Bausch und Bogen vergeben zu sehen, erleben konnte.

Eben so ging es mit der Entziehung des Kelches im Abendmal. Die Schulweisheit hatte früh schon zu grübeln angefangen, ob Brot und Wein zugleich genossen werden müßte. Die häufigen Meßopfer, die täglich bestellt wurden, erschwerten dem beschäftigten Priester die Vertheilung des Kelches, und sonach trank er allein ihn für alle.

Diese und ähnliche Verdrehungen und Mißgestaltungen zu rügen, oder zu hemmen, hatte der König nicht Macht: denn der Papst galt mehr als er; theils glaubte Eduard der Dritte, seinem Ziele, König von Frankreich, immer näher zu rücken, je glücklicher er gegen die Franzosen kämpfte. Er

stand

ſtand um das Jahr 1359 wirklich auf dem Punkte, ſich zu Rheims krönen zu laſſen, weil der Dauphin die ihm vorgeſchriebenen, in der That erniedrigenden Friedensbedingungen nicht eingehen wollte. Das Schickſal wollte es anders, und ein vortheilhafter Friede mußte ihn einigermaaſen entſchädigen. Wie hätte auch Eduard, wenn er wirklich Macht gehabt hätte, an dieſe verhältnißmäſſig kleinern Zänkereyen denken können, da ihm eine große ſchöne Hoffnung vorſchwebte, und er nur in dieſer Hoffnung lebte und wirkte? da er über dem kecken Schreiten nach ihrer Verwirklichung die gewiß nicht unbedeutende Geiſtlichkeit ſich zum Feinde gemacht hatte?

Um dieſe Zeit war es, als Wicliffe zuerſt auftrat, ein der Univerſität Oxford läſtiges Geſchmeis zu züchtigen, und ihren nachtheiligen Einfluß zu hemmen. Dies waren die Bettelmönche, ein Orden, der ſeinen Urſprung einer Schwärmerey verdankte, für welche man Schutz in den Urkunden unſrer Religion ſuchte, und um ſo eifriger ſuchte,

je mehr dieſe Schwärmerey dem römiſchen Stuhl nützlich werden zu können ſchien. Denn in einer andern Hinſicht wurden freylich leider unſre Religionsſchriften nicht gebraucht. Die lächerlichſte, abentheuerlichſte Verdrehung derſelben, wie ſie nur immer die Unaufmerkſamkeit auf den verſchiedenen Geiſt der Zeit hervorbringen konnte, ward gebilligt, wenn ſie nur anderweitige Pläne beförderte und unterſtützte. So war es hier ergangen. Die Armuth Chriſti und ſeiner Anhänger, ein Werk des Zufalls, das ſie zur Beförderung und zum Beleg ihrer reinen, uneigennützigen Abſichten zu gebrauchen wußten, und die doch auf der andern Seite aus ihrer ganzen Lage hervorgehen mußte, hatte früher einen ſpaniſchen Geiſtlichen, Dominiko von Guzmann, und einen erſchöpften Wüſtling, Bernhard Franz von Aſſiſi, befeuert, in dieſem unweſentlichen Stücke Chriſto nachzuäffen. Der Erſte bettelte ſich von Haus zu Haus, und wirkte ſehr auf das Volk; den Letzten hatte eine tödtliche Krankheit zu einer Selbſtverläug-

nung

nung geführt; und beyde hatten, erſterer im Jahr 1216, letzterer im Jahr 1223 die Erlaubniß vom Papſt erhalten, eigne Orden zu ſtiften. So waren die Dominikaner und Franziskaner entſtanden, deren Unterhalt dem Papſte nichts koſtete, und die doch vielfältig nützten. Ueberall hatten ſich dieſe Mönche eingedrängt, beſonders auf Univerſitäten, und hatten auch hier für den Vortheil des Papſtes nur gewirkt.

Oxford hatte dies Gezücht auch aufnehmen müſſen, und es dauerte gar nicht lange, ſo brachen auch ſchon alle Nachtheile davon aus. Man fühlte es, daß dieſe Menſchen nur auf Koſten des Staates lebten, ohne ihm dafür auch nur im mindeſten zu nützen. Das Betteln mußte nur ihrem Müſſiggang und ihrer Schwelgerey fröhnen, die wirklich groß war; und dennoch fanden ſie Unterſtützung, weil Vorurtheil und Aberglaube die Menge leitete. Der Arm der weltlichen Gerechtigkeit konnte den Unſinnigen nicht in die Zügel fallen; denn die Genehmigung des Papſtes hatte ſie eben dieſer

Gerichtsbarkeit entzogen, und wo sie auch irgend eine Verordnung der Universität beschworen hatten, behielten sie sich allemal die Ausnahme vor, wenn es ihre Ordensregel verstattete; eine Ausnahme, die gemacht wurde, so oft der Papst beeinträchtigt werden sollte. In ihrem Wahnsinn suchten die Bettler auch sich Anhänger zu machen, was hier um so leichter glücken konnte, da die Universität eine Menge Jünglinge herbeyzog, deren Herzen gewöhnlich reizbarer sind, und sich leichter anschließen. So entstand allmählig zwischen den Studirenden und Vorgesetzten eine Gährung, welche die Bettler nach Kräften unterhielten. Die Obrigkeit konnte länger nicht müßig zusehen. Strenge Befehle sollten dem Unwesen auf einmal steuern, so wollte es die Universität. Doch die Mönche unterwarfen sich natürlich der weltlichen Obrigkeit nicht, und wendeten sich an den Papst. Was konnte anders erfolgen, als Streit und Unfrieden von beyden Seiten?

Aus der Mitte der Universität trat im Jahre 1360 ein Mann hervor, der dem Uebel abzuhelfen gedachte. Es war Wicliffe. Gewiß, daß er am meisten wirken könnte, wenn er die Begriffe des Volks über den vorliegenden Punkt berichtigte, schrieb er gegen starke und wohlvermögende Bettler. Das Unerhörte dieses Ordens, der in den kirchlichen Alterthümern so wenig als in der verständigen Prüfung des Mannes den geringsten Schutz finden konnte, stand ganz vor seiner Seele. Er gab den Unterschied an, der zwischen jener Armuth unsres Religionsstifters und seiner Schüler, und der dieser Mönche wäre. Er bewies aus der Schrift, die jene Unsinnigen gemißbraucht hatten, daß es Menschen- und Christenpflicht sey, zu arbeiten, wodurch allein der Staat blühen und gedeihen könne. Die Folge der ganzen Untersuchung war so in die Augen springend, und so offenbar nachtheilig für die Mönche, daß es fast überflüssig schien, sie selbst zu ziehen. Dennoch zog er sie, und stellte nun diese Menschen als

schänd-

schändliche, nichtswürdige Schwelger auf, welche die Religion entehrten, die menschliche Gesellschaft in ihrem innigsten Zusammenhange auflösten, und sonach ein Schandfleck beyder wären.

Die Schriften der damaligen Zeit wirkten überhaupt nothwendig mehr, als heutige, indem der Gegenstand, den sie behandelten, meistens ein aus dem Leben aufgegriffenes Ereugniß war, und es war also eben so natürlich, daß Wicliffe's Behauptungen ihm die Achtung der Universität erwarben, was auch aus der ihm damals ertheilten Magisterwürde erhellt, als daß er den Haß der Mönche auf sich lud, der freylich erst späterhin ausbrach. Bey den Verständigern und Bessern hatte er wohl gewonnen: nur waren dieser, wie in den meisten Fällen, zu wenig, als daß sie ihn gegen Verunglimpfungen hätten sichern oder aufrechthalten können, wie sie sich im Verlaufe der Begebenheiten zeigen werden. Beschränkter waren die Mönche in ihren Einwirkungen; denn sie mußten doch etwas behutsamer auftre-

treten, da ihre Blößen nur zu sehr aufgedeckt waren. Aber eine Gelegenheit, sich zu rächen, konnte ihnen nicht entgehen, da Wicliffe's Feuergeist, wie sich erwarten ließ, bey dieser den Päpstlern so nachtheiligen Erklärung es nicht bewenden lassen konnte.

---

## Drittes Kapitel.

In der reinen, edlen Absicht, durch Ausbildung der Jugend auf den Staat vortheilhaft zu wirken — ein freundliches Bemühen, das unter die fröhlichsten Erscheinungen jener Zeit gehört, und Lieblingsplan der Bessern gewesen zu seyn scheint! — stiftete der Erzbischof, Simon von Islip, eine Schule, die den Namen Kanterburyhall erhielt, und gewiß recht fruchtbar und nützlich hätte werden können, eher wenigstens ihren Zweck erreichen, wenn nicht die Wahl der dabey anzustellenden Lehrer dies unglücklicher-

licherweise verhindert hätte. Zum Aufseher dieser Anstalt ward nämlich ein Mönch erwählt, Wodehall. Ihm waren sieben Weltgeistliche als Scholaren untergeordnet. Es ließ sich nach der damaligen Lage der Dinge voraussehen, daß diese Einrichtung sich in sich selbst zerstören würde. Islip hatte sich entweder geirrt, oder dies übersehrn, oder auch vielleicht seinem Ansehen zu viel getraut. Was zu fürchten stand, traf bald ein.

Wodehall hing als Mönch fest und unverbrüchlich an seinem Orden; und schon dies war Grund genug für ihn, die Weltgeistlichen zu hassen. Sein Amt gab ihm in tausend Kleinigkeiten Gelegenheit, diesen Haß zu äußern, und die Weltgeistlichen zu plagen, und zu verunglimpfen. Erbitterter wurden auf beyden Seiten die Gemüther; die kaum erst unterdrückten Feindseligkeiten begannen aufs neue und drohten mannichfaltiges Unheil. Da trat Islip, dem nun freylich nichts entgangen war, entrüstet auf, bat die allerdings beleidigte Universität um

Ver-

Verzeihung, und bezeigte seinen ernstlichen Wunsch, die eingerissenen Unbilden abzustellen, dadurch, daß er Wodehall und drey Weltgeistliche absetzte, die vermuthlich aus Feigheit, oder niedrigem Eigennutz sich in Wodehalls Gunst eingeschlichen, und seinem Plane gemäß die Gährung besonders unterhalten hatten.

Nun galt es, einen Mann an Wodehalls Stelle zu setzen, der ohne Eigennutz, mild und frey vom Verfolgungsgeiste dies Amt verwaltete, und so Ruhe und Ordnung wiederherstellte. Die Wahl war glücklich; sie fiel auf Wicliffe, den die Universität vor kurzem erst als einen warmen Freund, und muthigen Vertheidiger hatte kennen lernen, mithin als ihre Zierde betrachtete. Islip meinte es gut, und befolgte aus Gefälligkeit ihren Vorschlag. Es öffneten sich die herrlichsten Aussichten, wenn man Wicliffe's guten Willen, seine Kenntnisse und das Mitwirken der Universität in Erwägung zog. Aber der Haß der Mönche brütete auch hier neues Unheil aus, und Islips Tod, der

kurz

kurz darauf erfolgte, war der Zeitpunkt, den die Mönche erwartet hatten. Dem Islip folgte in seiner Stelle Simon Langham, Bischof von Ely, wieder ein Mönch, dazu ein Abt. Er und die Abgesetzten hatten ein Interesse; darum hielten sie zusammen. Die letztern thaten alles, um Wicliffe und seine Scholaren bey Langham anzuschwärzen und zu verleumden. So wenig sie auch andre Gründe aufzuweisen haben mochten, als ihren Haß, so hatte doch ihr Verfolgungsplan den gewünschten und leicht zu berechnenden Erfolg. Wicliffe und seine Scholaren hatten Wodehalls Schicksal. Sie wurden abgesetzt, und die Einkünfte ihnen entzogen.

Gleichgültig konnten die Bessern, gleichgültig konnte die Universität und der gekränkte, beleidigte Wicliffe diese schmähliche Behandlung nicht mit ansehen. Ueberall entstanden Klagen; man bedauerte, daß nun wieder die Mönche die Oberhand behalten, neuen Zwist verursachen, neue, vielleicht kecke re Eingriffe in die Rechte der Universität thun möchten. Zudem schien dies alles nicht

so

ſo leicht zu verhüten; denn die Macht der Univerſität reichte ſo wenig aus als die der Obrigkeit. Der einzige Schritt, den Wicliffe thun konnte, zu dem ihm auch ſeine Freunde riethen, wovon aber doch wenig zu hoffen war, war an den Papſt ſelbſt zu appelliren. War es wohl zu erwarten, daß der Papſt gerecht ſeyn, und gegen ſich entſcheiden würde? Die Sache war ja in ſeinen Händen, und er allein konnte das letzte unwiderſprechliche, entſcheidende Urtel geben. Dieſe Selbſtverläugnung kannte kein Papſt. Die Förmlichkeiten mußten alles beſchönigen. Urban ernannte einen Kardinal zum Richter. Der Kardinal konnte und durfte dem Obern natürlich nichts vergeben. Langham ſelbſt vertheidigte ſein ganzes Verfahren gegen Wicliffe. Wie konnte dieſe Vertheidigung anders als gründlich ſeyn? Mithin wäre dieſer ganze Proceß, wie die meiſten, vermuthlich unſterblich geworden, und hätte nichts veranlaßt, als eine Menge von Winkelzügen, wenn nicht ein neuer Vorfall ihn ent-

entſchieden hätte, auf eine Art entſchieden hätte, die eigentlich nicht befremden konnte.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß wenige Jahre nach Wicliffes Geburt der ſchwache Fürſt, Eduard der Zweyte, gemordet wurde. Der Mörder, Mortimer, Vertrauter der Königin Iſabella, hatte zwey Jahre darauf ſeinen Lohn erhalten. Denn König Eduard der Dritte ergriff ihn zu Nottingham, ließ ihn aufhenken, indeß die Königin zwar Einkünfte, aber kein Anſehen behielt. Die immer fortdauernden Kriege mit Schottland und Frankreich, dieſe Entwürfe der Herrſchſucht hatten die Kaſſe des Königs erſchöpft, und da neue Auflagen, je häufiger ſie damals gemacht wurden, deſto ſchwerer durchgingen, ja meiſtentheils dem König nur unter großen Demüthigungen zugeſtanden wurden: ſo hielt es Eduard für räthlicher, eine Auflage zurückzuhalten, die einer ſeiner ſchwächern Vorgänger dem Papſte zugeſtanden hatte, und die unter dem Namen Peterspfennig dem Lande keine kleine Summe entzog.

Daß der Papſt mit dieſer Vorenthaltung unzufrieden war, iſt begreiflich. Er ſchalt, und drohete dem König, und konnte leicht Ernſt machen. Der König wendete ſich alſo an ſein Parlement, um mit ſeiner Genehmigung zu handeln, und auf jeden Fall eine Stütze zu haben. Nun lag der Haß gegen die geiſtliche Zunft und ihr Oberhaupt bereits tief in dem Herzen der Nation, und hatte durch die neuliche Vermeſſenheit der Mönche in Wicliffes Angelegenheit nur mehr Nahrung erhalten. Das Parlement rieth alſo dem König einmüthig, ſeinem Vorſatze getreu zu bleiben, d[illegible] Drohungen des Papſtes nicht zu achten, und es auf das Aeußerſte kommen zu laſſen.

So war denn abermals ein Feld zu neuen Streitigkeiten geöffnet, das auch von beyden Seiten muthig betreten wurde. Ein geſchwätziger, ſchulgerechter Mönch, der ſich wirklich als Mönch auszeichnete, focht für die Sache ſeines Obern, und bemühte ſich zu zeigen, daß Eduard und das Parlement mit Unrecht den Peterspfennig zurückhielten.

Wicliffe, dem das Joch der römischen Kirche immer drückender wurde, der nun selbst schon erfahren hatte, wie wenig Papst und Päpstler Ursache hätten, über Ungerechtigkeit zu klagen, da sie alle, auch die unerlaubtesten Mittel, aufböten, wenn es die Aufrechthaltung ihres Ansehens und Eigennutzes galt, widerlegte den Mönch und vertheidigte die Sache seiner Nation. Beschämt wurde der Mönch, und unterliegen mußte er dem Gewichte der Gründe seines Gegners. Es ergab sich nämlich aus Wicliffes durchgeführter Untersuchung, daß der König in jedem Falle die höchste Instanz sey. Er bewies dies aus der Schrift, und zwar aus den jüdischen, wie aus den christlichen Religionsschriften. Salomo hatte als König das Recht, einen Priester abzusetzen; und Christus selbst, der nach der bildlichen Vergleichung des Apostels der höchste Hohepriester war, weigerte sich nicht, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers war, und erschien vor dem weltlichen Richterstuhl des Pilatus. In der That, eine sehr wichtige und folgen-

reiche Ausbeute, die den Grund der päpſtlichen Herrſchaft gänzlich untergrub, und in jenen Zeiten ſo kühn, ſo laut geſagt war, daß der Sprecher alles von der Rache des Gegners zu fürchten hatte.

So erging es denn auch wirklich. Denn eine ſolche Gelegenheit ſchien der Papſt und ſeine Zunft, die Wicliffe leiſ nachgetreten war, nur erwartet zu haben, den aufrühreriſchen Frevler Wicliffe zu demüthigen. Sein Proceß, der bisher durch unnütze Förmlichkeiten, und ewige Winkelzüge verzögert und verlängert worden war, wurde nun auf einmal entſchieden. Der Papſt erließ eine Bulle von Viterbo am 28. May 1370, welche gegen Wicliffes Anſprüche auf das Aufſeheramt an Kanterburyhall entſchied, und ihn mithin förmlich abſetzte. Nun war es doch wohl ſichtbar, wie partheyiſch der Papſt zu Werke gehe, und wenn gleich Wicliffe für jetzt nichts weiter gegen dies Urtel, und ſeinen Urheber unternehmen konnte, ſo war doch von auſſenher ein neuer Anſtoß gegeben, der ſeinen

Forschungsgeist mehr und mehr in Bewegung setzte, seinen gerechten Unwillen mehr entzündete und anfachte. Unklug hatte der Papst doch immer gehandelt; denn feurige Köpfe, wie Wicliffe war, vergelten leicht, besonders wenn ihre Angelegenheit sich zur Angelegenheit eines ganzen Volkes erweitert, wie dies hier der Fall war. Dazu hatten die innern Streitigkeiten der Bettelorden, und die veränderte Residenz doch den päpstlichen Stuhl erschüttert.

Gerissen war also Wicliffe nun aus einer Sphäre, wo er gewiß viel geleistet hätte. Doch die Universität, die seinen Werth besser und richtiger begriff, entschädigte ihn gewissermaßen durch eine Pfründe, und stellte ihn als Dokter und Professor zu Oxford an. Eine neue Aussicht! Von dieser Zeit an schien es Zweck seines ganzen Lebens zu seyn, kühn allen Nachtheil aufzudecken, den das anmaßungsvolle päpstliche Regiment über die Menschheit brachte. Der Gang, den er in diesem ganzen Unternehmen nahm, verrieth nicht weniger den forschen-

den

den Gelehrten, als den klugen Mann, der sehr wohl überlegt hatte, daß das Gute nur allmählich und langsam befördert werden müsse, daß alles heftige Durchbrechen und Aufbrausen mehr Unheil stifte, als Vortheil gewähre. Die Geister langsam vorzubereiten, und sie von den auffallendsten Misverhältnissen in Gesinnungen und Handlungen der Gegner tiefer hineinzuführen in das Gewebe der Lehren, und ihnen hier alles Verderbniß aufzudecken, dann sie auf die Wurzel alles Uebels zurückzuweisen: — dies war ein sicherer Entwurf, der seinen Zweck erreichen mußte früher, oder später, den vielleicht wohl auch seine äußern Verhältnisse gerade so glücklich gestalteten, daß man nicht weiß, ob man sein Glück, oder seine Klugheit mehr bewundern muß. —

---

## Drittes Kapitel.

Auffallend war das Misleben der Geistlichkeit, und nur der völlige Stumpfsinn konnte es unbemerkt lassen, nur Knechtsgefühl und feige Furcht ungeahndet. Die tiefe Unwissenheit, worin diese Menschen lebten, ihr Streben, sich unabhängig von dem Staate und seinen Gliedern zu machen, ja sich über sie zu erheben, ihr Müßiggang, ihr Geiz und ihre Schwelgerey empörten Wicliffe in dem Innersten seines Herzens. Und dies sollte eine Gemeine von Christen seyn? dies eine Kirche der Gläubigen?

Er fand, daß sehr genau zwischen Kirche und Klerisey, zwischen sogenannter und wahrer Kirche zu unterscheiden sey. Die wahre begriff alle in sich, meinte er, die Gott nach Wohlgefallen retten wollte —

die Abhängigkeit des Menschen von einer höhern Macht, der er nicht widerstreben könne bey aller seiner Willensfreyheit, und die man füglich Schicksal nennen könnte, scheint überhaupt durch sein Lehrgebäude zu herrschen —; die sogenannte Kirche aber verglich er mit einem Netz voll von Fischen, das an das Land gezogen und erst gesäubert werden müßte.

Was ihm die Gegenwart an Beyspielen versagte, um seine Schilderungen wahr und treffend zu machen, fand er in der Geschichte der Vergangenheit aufgezeichnet; überall fanden sich die unwidersprechlichsten Belage, daß die römische Religion nichts sey, als ein Gewebe von Sätzen, die von Eigennutz, Herrschsucht, Aberglauben und Unwissenheit hervorgebracht, mehr schaden als nützen müßten.

Die Klugheit forderte es, langsamer und behutsamer gegen die Klöster zu sprechen; doch fand er einigen Vorschub in dem allgemeinen Haß der Oxforder gegen die unduldsamen, unfriedfertigen und übermü-

thigen Mönche. Gegen sie durfte er schon etwas kecker auftreten, da ihm die Abneigung der Menge zusagte. Sie verdienten aber auch in der That alle die Vorwürfe, die er ihnen machte, so bitter und beissend sie auch seyn mochten; daß sie nämlich nichts wüßten, als elende Geschichtchen auszukramen, die ihren Orden höhern Ursprung und größere Heiligkeit anlegen, daß sie in derselben Absicht Wunder erdichteten. Er schalt ihre Beschränktheit, die einem Stücke versiegelten Pergamens — darauf wurden damals die päpstlichen Befehle in Glaubenssachen geschrieben, und mit Goldsiegeln oder auch Bley versehen, was dann Bulle hieß — unbedingt glaubten und gehorchten. Er bewies, daß sie der Religion durchaus und schlechthin schadeten, indem es ihnen nicht um das Heil der Menschen, nicht um ihre Besserung, und die Aufklärung ihrer Begriffe, sondern um die Vermehrung ihrer eignen Einkünfte, und ihres Einflusses auf Angelegenheiten, in welche sie sich doch bescheiden sollten, gar keinen Einfluß zu haben,

ben, zu thun ſey; daß ſie dieſen Zweck einzig auf jede Art verfolgten, ſie möchte ſo ungerecht, ſo unerlaubt und niedrig ſeyn, als ſie nur wollte.

Noch hatte er an die einzelnen Lehren ſelbſt nicht gerührt. Es war auch in der That gefährlich, dieſe Vorurtheile anzugreifen, die in einer Reihe von Jahrhunderten ſo tiefe Wurzel gefaßt hatten, und die höhern Bedürfniſſe des Menſchen, wenn auch nicht befriedigten, doch wenigſtens beſchäftigten und unterhielten. Wicliffe ſahe nun wohl allerdings ein, daß die meiſten dieſer kirchlichen Lehren in der Schrift, die er für die einzige glaubwürdige Urkunde aller Religion anerkannte, und deren Anſehen er des Papſtes Anſehen vorzog, ungegründet wären; er vermochte, ihren Urſprung, die oft kleinlichen Beweggründe, aus denen ſie entſtanden waren, nachzuweiſen. Aber für dieſe Art von Unterſuchungen hatten ſeine Zeitgenoſſen weder Sinn noch Luſt. Es kam alſo natürlich darauf an, beydes in ihnen zu wecken; und er wußte den Zeitgeiſt, der

ſich

sich besonders in gelehrten Grübeleyen über Dinge, die so schwierig und unerklärbar, als fruchtlos und unnütz für das Leben waren, gefiel, glücklich zu benutzen. Unvermerkt verwickelte er jeden, der daran Theil nehmen wollte, vielleicht auch sich als Gelehrten dazu geeignet glaubte, in Streitigkeiten über das Wachsthum der Zeit und des Raumes, und ähnliche Fragen, die als gelehrte Klopffechtereyen anziehend waren, aber durch eingestreute, oft nur hingeworfene neue Sätze und Meinungen über die Religion, ihr Wesen, und ihr Unwesentliches wirksamer und brauchbarer wurden, zugleich auch die Neugierigen herbeylockten.

So war es ihm denn allmählich gelungen, den Geist seiner Zuhörer zu wecken, und zu spannen. Mit Lust und Liebe versammelten sie sich in dem Hörsaale um ihn, hörten gern seine Aussprüche und Entscheidungen. Der Scharfsinn, den er in der Beurtheilung so mancher gelehrten schwierigen Spitzfindigkeit gezeigt hatte, stärkte das Vertrauen und erhöhte die Meinung von

ſeinen Kenntniſſen, ſo daß er immer beherzter, immer freyer zu ſprechen wagen durfte. Er that es. Es war ein kühner, für die damaligen Zeiten tief gegriffener, aber wahrer, und in ſeinen Folgen unendlich wichtiger Satz: daß alle Lehrer der Kirche nach dem zehnten Jahrhundert tief in Finſterniß und Irrthum befangen wären. Ein Satz, der ganz gegen die Richtung des Zeitalters anſtieß, welches einige Männer gerade aus dieſem Zeitraume für unwiderleglich, für die Quelle aller Gelehrſamkeit, alles Scharfſinns, wohl auch aller Rechtgläubigkeit hielt, und ſeit langer Zeit nur dieſen Führern blind gefolgt war, an ihren Ausſprüchen zu zweifeln für Frevel und ſchnöde Anmaßung gehalten hatte. Auch war durch die Bemühungen eben dieſer Männer die ganze Religionswiſſenſchaft ein Irrgang geworden, in dem ſich nicht einmal der Gelehrte herumfinden konnte. Was mußte aus dieſem durch geſchichtliche Beläge und andre Gründe erwieſenen Satze nicht alles folgen? Wie ſo manche der herrſchenden

Leh-

Lehren in der Kirche mußte als irrig, wie so mancher daraus entstandene Gebrauch als abergläubisch und zwecklos erscheinen?

Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß, so langsam und so gut berechnet auch Wicliffes Schritte in diesem ganzen Unternehmen waren, sie dennoch zuweilen für seine eigene, innere Gewißheit und Ueberzeugung, und für seine Klarheit zu rasch waren. Wenigstens läßt sich hieraus am besten und hinlänglichsten erklären, wie Wicliffe späterhin über manchen Punkt seine Meinungen anders bestimmen konnte, je nachdem eine tiefere Einsicht ihn belehrt hatte, ohne darum unredlich gegen sich selbst zu handeln. Die Klage späterer Reformatoren, wie des würdigen Melanchthons über seine Unbestimmtheit wird hierdurch, wie durch eine Rücksicht, die sich erst tiefer unten wird nehmen lassen, gewissermaßen gerechtfertigt, aber auch zugleich eingeschränkt. Denn man sollte doch nie vergessen, daß Wicliffe keinen gleichen Vorgänger, der das Ganze so umfaßt hätte, kann-

te,

te, nicht vergeſſen, daß er als Lehrer wenigſtens allein ſtand, daß die Mittel, ſeine Lehren auszubreiten, da die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war, auch nothwendig ſchwieriger waren. So wird man ſeinen hellen, unbefangenen Geiſt noch immer bewundern müſſen. Nur die vorzüglichſten davon, die zugleich zum Beläg jenes Satzes dienen können, ſollen in aller Kürze hier Platz finden.

Was den öffentlichen Gottesdienſt betraf, ſo lag ſchon in den Verunſtaltungen und in den abergläubiſchen Gebräuchen, die damals ſeine Einfalt und Rührung verwiſcht und verhindert hatten, ein Grund zu der Behauptung Wicliffes: er ſey ſchlechthin gar nichts; denn nur das Herz, nur die Geſinnung mache den Chriſten. So ſey das Singen zwar eine luſtige Art, Gott zu dienen, die doch aber den Nachtheil habe, daß ſie leeren Schall für Begriffe gebe. Es ſey demnach aus mehrern Gründen lächerlich, ſich zur Vertheidigung dieſer Gewohnheit auf die Muſik der Engel zu berufen.

fen. Was können denn Menſchen von dieſer Muſik wiſſen? die überdies die Muſik einer triumphirenden Kirche, wie die Vorausſetzung aller Lehrer ſie annehme, keinesweges aber einer in ewigem Zwiſte und Streite lebenden Kirche ſey? Die vielen Feyertage waren ihm ſo anſtößig, daß er nur Weihnachten und Oſtern, als die einzigen, die eine Chriſten anſtändige Rührung bewirken könnten, gefeyert wiſſen wollte. Bilderdienſt, der damals ſo ſehr überhand genommen hatte, und nach ihm die blutigſten Auftritte veranlaßte, war ihm ein Götzendienſt, den er durchaus abgeſchafft wiſſen wollte. Sollten ja Bilder die Kirchen verſchönen, ſo ſey es wenigſtens erſte und unnachläßliche Bedingung, daß ſie wahr ſeyen. Denn die gewöhnlichen römiſchen Kirchenbilder ſeyen nichts als erdichtete Heiligenmärchen, oder Darſtellungen der Pracht und Ueppigkeit, worin die Geiſtlichkeit lebe; mithin müſſe ihre Wirkung auf das Volk nachtheilig ſeyn.

Sakramente waren ihm ſichtbare Zeichen einer unſichtbaren Sache. Man bemerkt leicht den unbeſtimmten, mangelhaften Begriff. Seitdem ein früherer Religionslehrer, der unter die Zahl der in Finſterniß und Unwiſſenheit befangenen, nach Wicliffes Ausſpruch, gehörte, ſieben Sakramente feſtgeſetzt hatte, hatte jedermann ſie auf ſeine Gefahr angenommen, und die Geiſtlichen befanden ſich ſehr wohl dabey. Wicliffe, ſo wenig er ſich überhaupt in dieſem Punkte klar ſeyn konnte, oder war, zweifelte doch, ob alle an ſich, oder wenigſtens in gewiſſen Beſtimmungen zur Seligkeit nothwendig wären. So ließ er die Taufe wohl als nothwendig hingehen; aber das dreymalige Untertauchen hielt er für unweſentlich und entbehrlich. Eine Nothtaufe könne auch wohl von einem Laien verrichtet werden. Doch milderte er den ſchneidenden, und übelverſtandenen Satz, daß Ungetaufte verdammt würden, indem er zeigte, Chriſtus könne ja ungetaufte Kinder wohl ſelbſt taufen und ſelig machen.

Fir-

Firmelung könne wenigstens ohne die pomphaften Gebräuche, ohne Oel und Schleier vollzogen werden, ja sie müßte es, da diese Gebräuche keinen Grund in der Schrift fänden. Ehe sey ein unauflösliches Band, das die Kirche durch Scheidung anzurühren nicht wagen dürfe. Er dehnte dies natürlich auch so weit aus, daß er die Ehe der Geistlichen gut hieß. Dadurch verstieß er offenbar gegen die Meinung der Kirche. Denn einer der feinsten Päpste hatte die Ehelosigkeit der Geistlichen zum Gesetz gemacht, in der Absicht, sie unabhängig zu machen, und allen bürgerlichen Verhältnissen immer mehr zu entziehen.

Aeußere Beichte sey unnöthig, wenn der Christ wahre Reue fühle; doch sey sie nicht gänzlich zu verwerfen, indem sie als Erweckungsmittel gelten könne; aber die römische Ohrenbeichte sey schlechthin zu verwerfen, da sie nichts als ein schändliches Mittel sey, die Kirchengewalt immer mehr zu befestigen, und die Sündenvergebung durchaus eine Gotteslästerung.

Noch hatte die römiſche Kirche zur Würde eines Sakraments erhoben, was urſprünglich nur als Arzteshülfe in den Schriften des neuen Teſtamentes erwähnt worden war, und nun den Namen der letzten Oelung erhalten hatte. Auch Wicliffe hatte jene Erwähnung misverſtanden, und nur die Habſucht der Prieſter war ihm hiebey ein ärgerlicher Greuel.

Auf dieſen und ähnlichen Lehren, an welchen das Zeitalter feſthielt, beruhte nun auch ziemlich das ganze Gebäude der unrechtmäßigen, unumſchränkten Herrſchaft des Papſtes. Denn die meiſten dieſer Lehren waren doch Erfindungen, welche dem Volk zum Geſetz gemacht wurden, um die Kaſſe des Papſtes zu füllen, und ſeine Unfehlbarkeit immer mehr zu beſtätigen. Mithin konnte Wicliffe von hier aus ſehr leicht auf den gefährlichſten, aber auch den wichtigſten Punkt zurückgehen, auf den Papſt. Er hielt ſeine gefundene Wahrheit nicht zurück; ohne Hehl ſagte er, Chriſten müßten nur an Chriſtum, nicht aber an den Papſt glauben;

ben; ja wenn der Papſt gottlos ſey, wie ſich dies denn wohl zutrage, ſo müßte es Chriſtenglaube ſeyn, daß ein Teufel der Kirche Oberhaupt ſey. Denn nur dann ſey ein Papſt anzuerkennen, als Erſter, wenn er, wie Chriſtus, von ſich ſagen könne: thue ich nicht die Werke meines Vaters, ſo glaubet mir nicht. Ueberdies könne ja wohl das Anſehen eines Mannes in der Kirche nur dann groß und überwiegend ſeyn, wenn die andern zinsbare Sklaven wären. Und eben dahin zwecke jede Verordnung des Papſtes ab. Ein treffendes Beyſpiel zu ſeiner Behauptung gaben ihm die Ablaßbriefe an die Hand, welche er mithin für eine Betrügerey erklärte. Wie lächerlich ſey es doch — es war eine Meinung, die immer mehr und mehr um ſich griff — daß der Papſt vorräthige Heiligenverdienſte, oder überflüſſig gute Werke guter Menſchen zum Verkauf anbiete. Denn, ſagte Wicliffe, wenn er die Macht hat, Seelen aus dem Fegefeuer zu retten, und er thut es nicht, iſt es nicht Bosheit? läßt er ſich dafür bezah-

zahlen, ist es nicht Geiz? hat er aber die Macht überhaupt nicht, ist es nicht Betrug?

Diese und ähnliche Grundsätze, die Wicliffe im Fortgange seiner Unternehmungen nach und nach verbreitete, und die ich hier auf einmal dargestellt habe, um mit dem Geiste seiner Unternehmung vertrauter zu machen, waren zu schneidend, und griffen zu gewaltsam in den Gang der kirchlichen Herrschsucht, als daß man nicht alles hätte aufbieten sollen, ihnen zu wehren, und ihren Einfluß auf die Gemüther zu hemmen. Doch nur sichtbarer und merklicher ward im Verlaufe der Begebenheiten ihre Bestätigung, wenn auch noch nicht Kraft genug da war, das Joch völlig abzuwerfen. —

---

## Viertes Kapitel.

Verleumdungen, die ersten und gewöhnlichen Waffen kleiner Seelen, waren auch hier die ersten, die geführt wurden. In Wicliffes bisherigen Schicksalen, wie sie vor den Augen der Welt lagen, ließ sich freylich wohl etwas auffinden, was nun an sich wohl nichts weiter, als ein Urtheil über sein Schicksal, nicht über den Mann, den dieses Schicksal betraf, veranlassen konnte, was aber doch zu Verunglimpfungen gebraucht wurde, über welche ihn nur sein Bewußtseyn, oder eine vorurtheilsfreyere, unbefangenere Würdigung erheben konnten.

Jeden Schritt Wicliffes, so lästerten die Nichtswürdigen, bezeichne nichts als Rache, und eben den Schritt, den sie mit die-

dieſer Läſterung thaten, bezeichnete die Rache. Es müſſe freylich ſchmerzen, eine ſo einträgliche Stelle verlohren zu haben, und es laſſe ſich aus dieſen Umſtänden ſehr wohl erklären, wie er ſo gegen Papſt und Geiſtlichkeit überhaupt eifern könne. Nur erwähnten die Boshaften nicht, daß eben ſeine Freymüthigkeit ihn jener Stelle verluſtig gemacht hatte, wollten nicht ſehen, daß eben jener Vorfall grade beſtätige, was er ſage, daß das Amt eines Lehrers, welches er jetzt bekleidete, richtig verſtanden, ihn berechtige und befuge, jede gefundene Wahrheit zu verbreiten. Geſetzt, der Verluſt ſeiner Stelle hätte auf ſein reizbares Herz um ſo eher Eindruck gemacht, je unwürdiger die ganze Behandlung war, hätte ihn muthiger und freyer gemacht: einziger Grund und einzige Triebfeder ſeines Strebens war es nicht. Wie oft wirkt auch die Auſſenwelt auf die herrlichſten, für das Wohl der Menſchheit erſprieslichſten Entwürfe, ohne darum ihre Entſtehung zu beſtimmen, und ihre urſprüngliche Reinheit zu trüben? Hö-

her oben als da, wo der gemeine Mensch sie zu suchen pflegt, und vermöge seiner Beschränktheit suchen muß, entspringt oft die Quelle der Handlungen, nur dem gleich scharfen und gleich reinen Auge sichtbar.

Doch wirksamer und entscheidender, als diese Verleumdungen war die Feindschaft Sudburys, Erzbischofs von Kanterbury, vielleicht ein übelverstandener heiliger Eifer, wenigstens wenn man sein Benehmen mit der Verfolgungswuth eines andern Bischofs, der bald auftreten wird, vergleicht. Genug, seinen Bemühungen war es vermuthlich zuzuschreiben, daß Wicliffe abgesetzt wurde. So wäre er denn abermals seinen Gegnern Preis gegeben worden, und ihre Pfeile hätten ihn vielleicht eher und ungestrafter treffen können. Doch anders war Wicliffes Schicksal bestimmt. Seine Lehren hatten schon zu viel Eingang gewonnen, hatten sich schon unter der angesehenern und mächtigern Volksklasse zu sehr verbreitet, als daß jeder freche Bube ungestraft, und ohne viele Mühe ihn hätte beeinträchtigen

tigen und beunruhigen können. Die Gesinnung des Volkes war allmählich umgestimmt, wenigstens in einer schwankenden Ungewißheit, die zur entschiedensten Gewißheit werden, und Wicliffe begünstigen konnte, wenn irgend ein voreiliger boshafter Streich der Gegner das bessere Gefühl empörte. Auch hatte Wicliffe am Hofe selbst einen wichtigen Freund und Beschützer, der ihm schon darum wohlwollte, weil er selbst die Geistlichkeit haßte. Diese Umstände waren es, die seine Lage, so mißlich sie außerdem gewesen seyn würde, merklich vortheilhafter gestalteten.

Der Unwille des Volks gegen die frechen Anmaßungen des römischen Fürsten — der Papst war ja nicht weniger — und seine Vasallen, der immer höher und höher stieg, stimmte ganz überein mit den nachtheiligen Vorstellungen, die Johann von Gent, Herzog von Lancaster über eben diese Gegenstände hatte. Der Herzog, ein Mann von heftiger Gemüthsart, der am Hofe sehr bedeutend war, hatte sich schon längst

der Geistlichkeit verhaßt gemacht, weil er nothwendig ein ganz verschiedenes, entgegengesetztes Interesse hatte, und die Verhältnisse zwischen ihm und ihr waren so schneidend geworden, daß gewissermaßen eine offene Fehde zwischen beyden Partheyen waltete. Wie willkommen mochten ihm nicht Wicliffes Lehren, wie erwünscht sein Eifer gewesen seyn, da durch jene das falsche Spiel des Papstes in der Politik ins Licht gesetzt wurde, durch diesen vielleicht bestraft werden konnte! Es war ihm nun nur um so einleuchtender geworden, daß nur der sich einer Gunst vom Papste zu erfreuen habe, der sie ihm abkaufte, indem er sich selbst an ihn verkaufte, daß Zehenten, Peterspfennig, und andere unter dem Vorwande religiöser Zwecke und löblicher Absichten erpreßte Forderungen England erschöpften, indeß sie den Papst bereicherten, und so ihm das Uebergewicht verschafften. Auch waren dieselben Klagen schon unter dem Volke sogar ziemlich laut geworden; doch der heilige Richterstuhl in Rom hatte es nicht für gut befun-

befunden, auf dieſe Klagen zu hören, noch weniger ſie abzuſtellen, oder zu beſchwichtigen.

Herzog von Lancaſter verſetzte gewiß der Geiſtlichkeit einen empfindlichen Streich, wenn er ihren Auswürfling begünſtigte. Aber dies gerade that er. Wicliffe ſchien ihm, vermöge ſeines hellen Geiſtes, ſeines Muthes, und durch ſeine ganze Lage geeignet, in alle Pläne einzugehen, die er entworfen hatte, dem Papſte das Spiel zu verderben. Ganz rein war alſo des Herzogs Betragen nicht, auch wohl auf die Länge der Zeit eben darum nicht haltbar; doch ſchützte er Wicliffe wenigſtens für jetzt. Er zog ihn an den Hof, zeichnete ihn ungemein aus, machte ihn zu ſeinem Vertrauten, und benutzte ſeine Einſichten beſonders in ſeinen Lieblingsentwürfen.

Der Herzog war aufmerkſam geweſen auf das Murren und die Klagen des Volkes, und er ergriff dieſe Gelegenheit, ſeinen Haß gegen den Papſt an den Tag zu legen. Er berechnete mit Wicliffe alle Pfründen

den und Kirchenämter, die Fremdlingen ertheilt worden waren, Fremdlingen, die kein Recht, als die Gunst des Papstes aufzuweisen hatten. Es ergab sich aus dieser Berechnung, daß England jährlich eine ungeheure Summe verliere. Die Rechnung ward aufgesetzt, und sollte dem Papste überreicht werden, damit er sähe, wie gar wohl man seine eigennützigen Absichten durchschaue, und wie sogar nicht man gesonnen sey, diesen Unfug länger zu dulden. Es wurde also beschlossen, ihm eine Gesandtschaft über den Hals zu schicken, der er doch Stand halten müßte. Zu Häuptern dieser Gesandtschaft wurden ernannt der Bischof von Sangor, und — Wicliffe. Sie gingen nach Avignon ab, und wurden zu Brügge vom Probst zu Valenza, und Bischof von Pampelona empfangen.

Es war bey dieser ganzen Berechnung nichts übersehen worden, als gerade das Wichtigste, die Gewandtheit des Papstes, die sich in solchen verwickelten Lagen durch tausend Krümmungen zeigte, und ihn doch ent-

entſchlüpfen ließ. Denn in dem Bezirke, worin er zu handeln pflegte, war jedes Mittel erlaubt, wenn es nur zum Zweck führte. Daher war das Schickſal dieſer Unternehmung und die Folge dieſer Geſandtſchaft ganz die gewöhnlichen. So muthig und kühn, ſo klug und dringend auch die Geſandten waren, ſo frey ſie auch für das Beſte ihrer Nation, das der Papſt beeinträchtigte, ſo offenbar beeinträchtigte, ſprachen: ſo hatte der Papſt doch immer zuvörderſt ein Machtwort in Bereitſchaft, das ihnen entgegen ſcholl. Zwar auch dieß war jetzt nicht ſo fürchterlich und ſo wirkſam, als gewöhnlich; leichter führte ein Hinhalten mit Verſprechungen zum Zweck, Verſprechungen, die ſchon an und für ſich nur Geringfügigkeiten betrafen, und um ſo leichter gethan wurden, je weniger der Herr der Gläubigen ſich durch ſie gebunden glaubte. Und was war denn am Ende verſprochen? Nichts, als daß hinfüro keine geiſtlichen Güter der engliſchen Kirche verliehen werden ſollten. Die wichtigern Bisthü-

thümer waren nicht einmal namentlich darin mit begriffen. Doch wäre es auch noch wichtiger gewesen, der Papst war auch jetzt, wie gewöhnlich, treulos. Es blieb alles nach wie vor.

Unmittelbar hatte also auch diese Gesandtschaft nichts gefruchtet. Aber einen mittelbaren Vortheil hatte doch wenigstens Wicliffe über den Papst erhalten. Das spähende Gegnerauge war näher gekommen; die innern Triebräder der ganzen Maschine, die den Papst auf diese Höhe gebracht und auf ihr erhielt, war ihm sichtbarer geworden. Die kecke, übermüthige Sicherheit, die Ueppigkeit, worin der Hof lebte, war in den beyden Jahren 1373 und 1374 — so lange dauerte die Verhandlung — nicht unbemerkt geblieben; denn sie hatte sich in mancherley Gestalten gezeigt. Mithin hatte der Hof des Papstes nur zu viel Blößen gegeben, die keinesweges bedeckt werden konnten. Gerade so lernte auch späterhin der wackre Ulrich von Hutten dies Unwesen kennen und zugleich verabscheuen; nichts hielt

ihn

ihn zurück, seinen Abscheu laut und fürchterlich zu äußern.

Auch Wicliffe wußte die gemachten Erfahrungen recht gut zu nützen. Herzog und Universität empfingen ihn mit der größten Freude, und setzten ihn wieder als Lehrer in seine Stelle ein. Lauter und heftiger, und überzeugender drangen seine Verwünschungen des Papstes und seiner Gegner zum Herzen seiner Versammlung. Das war nun nicht mehr eine Meinung, für oder wider welche sein Scharfsinn entschied; erzählen durfte er nur, was er gesehen, um allgemeinen Abscheu zu erregen. Das waren nicht einzelne Fehler und Uebereilungen, sondern ein ganzes Misleben, das immer fortdauerte, und immer zunahm, und immer mehr Unterdrückungen veranlassen mußte. Mit den lebhaftesten und wahrsten Farben schilderte Wicliffe die mannichfaltigen Irrthümer der römischen Kirche, worin die Menschheit nur deswegen befangen gehalten würde, um den verabscheuungswürdigsten Lastern eines Menschen zu fröhnen, der Niemand-

manden nützte, als seinen Günstlingen, Menschen, die eben so verächtlich waren, als ihr Gönner selbst. Er spottete bitter der Anmaßungen des Papstes, verlachte und höhnte die Untrüglichkeit, womit er sich brüstete. Er eiferte gegen seinen Hochmuth, seinen Geiz, seine wüthige Habsucht, und über dieser Schilderey stand in flammenden Zügen der Name Antichrist; ein Ekelname, den der Papst zuvor sehr oft von seinem Throne herabgeschleudert hatte, aber seit der Entstehung der Franziskaner sich eben so oft zurückgeben lassen mußte! Vom Papste herabgeworfen war er zu häufig geworden, als daß man ihn nicht schon aus Gewohnheit übersehen hätte, zu ihm hinauf war er noch nicht oft genug gedrungen, um unbemerkt zu bleiben.

---

## Fünftes Kapitel.

Lange konnte, ſelbſt unter dem Schutze des Herzogs von Lancaſter, dieſe Schilderey nicht den Augen der Menge ausgeſtellt werden, ohne daß nicht mehrere ſich gefunden hätten, die aus irgend einem Grunde, wäre es auch nur aus Vorurtheil, ihren Urheber verwünſcht, und zu vernichten geſucht hätten. Dieſe Beſorgniß lag ſo nahe, und war ſo gegründet, daß der Herzog diesfalls Maasregeln nahm, um Wicliffe ſicher zu ſtellen. Denn, wenn auch Wieliffe ſelbſt ſeine Freunde und Anhänger hatte, ſo hatte ſie doch auch der Papſt; und die letztern waren ſo nahe, ihre Macht war ſo ausgebreitet, daß ſie dieſelbe an ſolchem offenbaren Trotz zuerſt verſucht haben würden.

Ja

Ja es zog sich auch schon wirklich ein Wetter zusammen, das Wicliffe zu zerschmettern drohte. Um ihn also unabhängiger zu machen, und den Nachstellungen der Feinde wenigstens etwas weiter zu entrücken, ward er Pfarrer zu Lutterworth im Leicestrischen. Hier konnte er gemächlich leben, konnte theils seine Gemeine lehren, theils auch zuweilen auf den Lehrstühlen der Universität auftreten. Sein Wirkungskreis war also nur etwas beschränkter, aber viel sicherer.

Dennoch war die Geistlichkeit durch Verbreitung dieser Grundsätze so beunruhigt, die Rüger des Papstes waren überall so lauernd dem kühnen Manne nachgetreten, daß all' seine Unternehmungen kein Geheimniß mehr für ihr Oberhaupt bleiben konnten, noch durften. Es gilt den Umsturz der Kirche, war gewöhnlich der Vorbote einer Bulle, und das Feldgeschrey der Päpstler. Ihnen schien das Uebel schon zu weit um sich gegriffen zu haben, als daß es so leicht, vielleicht durch das trockne Verbot des Bischofs hätte können gehoben wer-

werden. Es bedurfte kräftigerer Mittel, und das Anſehen des Papſtes ſollte mit einemmale allem Unfug Einhalt thun.

Gregor der Elfte, der Zeit Papſt, erließ auch wirklich eine Bulle, deren Inhalt der Befehl war, Wicliffe zu verhaften, und ſeine Meinungen und Lehren ihrem Zwecke nach zu unterſuchen. Wie haſtig ergriffen nicht Wicliffes Gegner dieſen Befehl! Sudbury, den wir ſchon oben kennen gelernt haben, war auch hier wieder in ſeinem Felde. Aber neben ihm trat noch ein rüſtigerer Kämpfer auf, ein Mann von dem wüthendſten Verfolgungsgeiſte, der ganz in der Inquiſitionsweiſe handelte. Dies war Kourtney, Biſchof von London. Beyde übernahmen es, kraft der Verordnung, den argen Ketzer zu züchtigen, und nur der Zufall konnte ſie in dieſem Streben aufhalten, wenn anders eine durch Wicliffe beabſichtigte, oder wenigſtens erreichte Stimmung dieſen Namen verträgt.

Kourtney alſo lud den, laut dem Befehle des Papſtes, eingezogenen Wicliffe vor

in die Sanct Paulskirche zu London, um hier über ihn und seine Lehren zu richten. Gehorchen mußte Wicliffe doch, so sehr er auch seinen Grundsätzen gemäß, so sehr auch sein Beschützer sich dagegen sträuben mochte. Es ergiebt sich nämlich aus des Herzogs ganzem Betragen in dieser Sache, daß er, was einmal geschehen mußte, doch wenigstens mit einem verächtlichen Hohn zu thun gesonnen war. Er regierte damals, und glaubte durch seine Gegenwart die übermüthige Schadenfreude und die offenbaren Verunglimpfungen, die Wicliffe von dieser Seite bedrohten, etwas unterdrücken zu können. Mithin begleitete er nebst dem Marschall von England, Lord Piercy, einem Freunde und Anhänger Wicliffes, den Vorgeladenen in die Kirche. Von allen Seiten strömte die neugierige Menge herbey, diesem Gericht eines Ketzers beyzuwohnen. Da saß Kourtney in allem Prunk seines Standes, mit der ernstesten, anmaßungsvollsten Kostbarkeit, mit der strengsten Richtermiene. Auch Wicliffe sollte

te ſitzen, indeß man ſeine Lehre zu unterſuchen vorgab; ſo wollten es Herzog und Lord. Eine Anmuthung, die der Biſchof natürlich nicht ertragen wollte. Ein leiſes Geſpräch beginnt; es wird immer lauter, immer anzüglicher. Kourtney trotzt auf ſeines Amtes Würde, der Herzog pocht auf ſein Anſehen. Der Wortwechſel wird heftig; der Herzog droht in der Aufwallung, den Biſchof und ſeine hoffärtigen Spiesgeſellen aus der Kirche zu werfen. Dieſe Heftigkeit ſchadete natürlich Wicliffe mehr, ungeachtet ſie die Verſammlung abbrach. Denn nun war auch das Zeichen zum Aufruhr gegeben. Das Volk hatte ſchon mit Murren geſehen, wie man ſeinen Prälaten ſchimpfte und höhnte. Länger konnte es dies nicht ertragen. Es ſtürmt in blinder Wuth auf Herzog und Lord los, die kaum ihm entgehen können. Die Beſtürzung wird allgemein, die Unruhe wächſt; alles ſtürmt der wüthenden Menge nach, und — wie konnte nun die Verſammlung noch gehalten werden?

Ent-

Entrüſtet und tief beleidigt ſtürmt der Herzog in das Haus der Lords, und hier ſtrömt er ſeine ganze Wuth gegen die wahnſinnigen Empörer aus, droht in einer Bill, London um alle Privilegien zu bringen, es einer andern Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Allein das Volk in ſeiner Wuth iſt fürchterlich. Dies war der Weg nicht, es zu beſänftigen. Das Heilige, wäre es auch nur durch Vorurtheil dazu geworden, war ihm angerührt worden. Wo war der Zügel, der es bezähmen konnte? Es bricht in die Palläſte des Herzogs und der Lords, plündert ſie, bedroht das Leben der Beſitzer, und — nur Kourtney beſänftigte doch wirklich die tobende Menge. Wie, und aus welchem Grunde, läßt ſich nicht erweiſen.

Die Sache mußte bey dieſer Spannung der Gemüther ihr Bewenden haben, und es war von beyden Seiten nichts zu unternehmen, was nicht offenbar hätte mißlingen müſſen. Das Volk hatte nur die Beleidigungen des Herzogs vor Augen, und mithin durfte der Herzog es nicht wieder auf-

aufbringen; die Geiſtlichkeit fand doch auch, daß Wicliffe ſeine Freunde hatte, denen es wenigſtens nicht an Kühnheit fehlte, und mußte alſo auch ſich ruhiger verhalten. Dazu kam noch ein dringenderes Unheil, das die Aufmerkſamkeit beyder Parteyen von ihrem Gegenſtande abzog.

Dies war die neue Reichsverfaſſung, die durch Eduards Tod im Jahre 1377 entſtand. Eduard nämlich hatte zwar Richard den zweyten zu ſeinem Thronfolger ernannt; aber Richard war erſt elf Jahr alt, und auf dieſen Fall war keine Rückſicht genommen worden. Es mußte alſo erſt ein Regierungsplan während der Minderjährigkeit Richards entworfen werden. Des Herzogs Anſehen war geſunken und unbedeutender geworden, theils durch den Verfall mit Wicliffe, theils durch Eduards Erklärung für Richard; er hatte alſo nichts zu hoffen! Daher trat das Gemeinhaus zuſammen, und berieth ſich über dieſe Angelegenheit. Es fiel der Schluß dieſer Verſammlung dahin aus, unterdeſſen einen Ad-

miniſtrator zu wählen, der nebſt andern Bevollmächtigten des Reiches Wohl beſorgen ſollte. Peter de la Mare ward gewählt, und ſo war die Sache geſchlichtet.

Doch kaum war durch dieſe neue getroffene Einrichtung die Ruhe wieder hergeſtellt, ſo wurde auch gleich Wicliffes Angelegenheit wieder vorgenommen. Sey es, daß man kräftiger wirken wollte, oder ſich nicht getraute, überhaupt auf die angefangene Art durchzukommen: man ſchlug andre Wege ein. Neue Klagen wurden nach Rom geſendet, die Folgen, welche die erſte Verſammlung gehabt hatte, gehörig berichtet, und ſo blieb es denn dem Papſte anheim geſtellt, die ſicherſten Maasregeln zu nehmen.

Der Papſt muß viel gefürchtet haben. Denn am 22. May 1377 erſchienen ſchon nicht weniger, als fünf Bullen. Drey davon waren an Sudbury und Kourtney, eine an die Univerſität, und eine an den König ſelbſt gerichtet. In allen ward, wie gewöhnlich, zum Treffen geblaſen, die Loſung

ſung ausgerufen, es gelte den Umſturz der Kirche. Alles wurde des eignen Heils und der ewigen Seligkeit wegen aufgefordert, den ketzeriſchen Empörern Einhalt zu thun; und damit ja die feinen Naſen nicht irre geführt würden in ihrer Witterung, ſo wurde zugleich ein Verzeichnis der Ketzereyen Wicliffes beygelegt. Nach dieſen Artikeln ſollte Wicliffe vernommen werden, und, im Fall er ſie anerkennte und glaubte, entweder verhaftet, oder binnen drey Monaten in Rom zu erſcheinen bedeutet werden. Der Papſt ſcheint die Stimmung der jetzigen Regierung und der Univerſität wohl gekannt zu haben; denn eine ſolche Wahl den Gegnern übrig zu laſſen, wenn in dem zweyten Vorſchlag die Liſt, mit Wicliffe in Rom ſelbſt kürzern Proceß zu machen, nicht berückſichtigt wird, lag gar nicht in dem abſprechenden Geiſte der römiſchen Staatskunſt. Auch ſcheint die beſondere Bitte an den König, daß er doch auch dieſen Proceß begünſtigen möge, dieſelbe Muthmaßung zu beſtätigen.

Und in der That ſchien auch der Erfolg ſeine Beſorgnis ganz zu rechtfertigen. Denn die offenbare, und faſt unbeſtreitbare Gewißheit der vom Papſt angezognen Behauptungen, der untadelhafte, ſtrenge Lebenswandel Wicliffes und ſeiner Anhänger, die Lollarten genannt wurden, die Kränkungen, die Wicliffe durch die Mönche erfahren hatte, mußten nothwendig einen tiefern Eindruck auf die Gemüther machen, als die Anforderungen und Anmaßungen des Papſtes, den man ſchon etwas genauer kennen gelernt hatte. Alles athmete ſchon freyer. Die Univerſität überlegte lange, vermuthlich nur zum Schein, um deſto mehr die Sache zu verzögern, ob ſie die Bulle des Papſtes auch annehmen und befolgen dürfe, oder nicht, und ihre träge Unentſchiedenheit beweißt wenigſtens, daß ſie dem Papſte ſo wenig zugethan, als entgegen ſeyn wollte, ſondern nur den günſtigen Zeitpunkt abwarten, der dem ganzen Proceß eine entſchiedenere Wirkung geben, ein deutlicheres Gepräge aufdrucken würde, wo ſie dann

ihre

ihre wahre Gesinnung erst laut werden ließe. Die Regierung war kühner; sie verschmähte die Bitte, und that sogar das Gegentheil. Sie verband sich inniger mit dem Parlement, um Wicliffe, erforderlichen Falls, zu schützen. So waren denn also nur die Bischöfe, die dem Papste gehorchen wollten, und ihr ganzes Ansehen aufboten, des Papstes Willen zu vollstrecken.

---

## Sechstes Kapitel.

Indeß dauerten die Streitigkeiten mit Frankreich noch immer fort. England hatte doch, im Ganzen genommen, wenn auch nicht allemal durch die besten, doch tauglichsten Mittel wenigstens, über Frankreich manchen Vortheil erhalten, ungeachtet die erschöpfte Kasse und andre Nebenumstände die Genehmigung eines vorgeschlagenen Waffenstillstandes durchaus nöthig gemacht hatten.

ten. Jetzt aber war die Zeit des Stillstandes verflossen, Frankreich rüstete sich aufs neue und ernstlicher, um den unrechtmäßigen Eingriffen Englands Einhalt zu thun. England wollte so viel als méglich seinen Zweck verfolgen, nur fehlte es ihm, wie dem deutschen Kaiser um diese Zeit, immer an Geld, was beyde natürlich von dem Volke abhängig machte.

Zum Glück waren die Gemüther noch immer in Gährung gegen den Papst, und so suchten sie einmal wieder ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es wurde vorgeschlagen, die gewiß beträchtliche Summe, die jährlich dem habsüchtigen Papste ohne den geringsten Vortheil überlassen wurde, zurückzuhalten, indem es wohl verständiger sey, in den jetzigen dringenden Umständen dies Geld so zu verwenden, daß doch wenigstens ein Vortheil gewiß erkauft werden könnte. Wicliffe hatte denn doch, trotz den Bemühungen seiner Gegner, noch so viel Ansehen unter seinen Mitbürgern, daß man ihn auch jetzt über den vorliegenden Fall be-

befragte, um ſicherer zu gehen. Seine Antwort war die Antwort, die jeder Patriot gegeben haben würde: es ſey allerdings erlaubt, ja ſogar Pflicht, mit dieſem ſo unnütz verſchwendeten Gelde dem Vaterlande zu Hülfe zu kommen, und der Papſt habe gar kein Recht, auf die Entrichtung dieſer Summe zu dringen, durch deren Entziehung die Nation einen Schritt zur Unabhängigkeit und Freyheit thäte. Natürlich wurden die Biſchöfe aufgebrachter, ſo daß ſie die ſchleunigſten Maßregeln ergriffen, des Papſtes Befehl zu vollziehen, deſſen Gerechtigkeit ſich jetzt aufs neue bewährte.

Gern hätte der Biſchof von London Wicliffe in Verhaft genommen; allein die Ueberlegung, daß bey dieſer gereiztern Volksſtimmung doch wohl etwas Glimpf und Behutſamkeit nicht überflüſſig ſey, und des Herzogs von Lancaſter drohendes Verbot ſchreckten von dieſer Maasregel ab. Es blieb ihm mithin nichts übrig, als das zweyte, Wicliffen die aufgeſetzten ketzeriſchen Lehren zu überſenden, und ſeine Rechtferti-

gung dagegen in Lambeth zu erwarten. Wicliffe weigerte sich nicht zu erscheinen. Mit Ruhe setzte er seine Rechtfertigung auf, und übergab sie, wiewohl sie ihn in den Augen der Päpstler nur noch strafbarer machte.

Mit gespannter Erwartung sah man dem Verdammungsurtheil, das die Verfolger aussprechen würden, entgegen, als plötzlich ein wildes Gemurmel in die Hallen des Gebäudes drang, und die Richter tief erschütterte. Ungestümer und drohender strömte das Volk heran, rief nach seinem Wicliffe, wollte die Thüren sprengen, und Zeuge des Gerichtes seyn. Da erschien, auf Befehl der Königin Mutter, wie man sagt, ein Höfling, Ludwig Clifford, und verbot alles schnelle Verurtheilen, jeden voreiligen Spruch; entweder fürchtete man neuen Volksaufruhr, oder man wollte Wicliffe so retten. Doch das Volk drang ein; alles tobte und war gegen die Prälaten, die sich nun in der schmerzlichen Verlegenheit sahen, ihren Ingrimm zu verschließen, und Wicliffe

se ohne weitere Strafe mit einer Warnung, und dem Bedeuten zu entlassen, daß er diesen Lehren ja entsagen möchte. So wirkte denn diese Versammlung für die Päpstler nichts, für Wicliffe so viel, daß er sehen konnte, wie sehr er sich des Geistes seiner Nation bemächtigt hätte. Sein Betragen unmittelbar nach der ganzen Verhandlung bewies auch wirklich, daß er dies recht gut eingesehen hatte. Wie würde er sonst barfuß umhergezogen seyn, und laut verkündet haben, was er erforscht und entdeckt hatte, was er vorher so behutsam verbreitete? Ist dies wirklich Schwärmerey, so muß auch, wenn man anders gerecht seyn will, sein ganzes folgendes Benehmen im Verlauf seiner Streitigkeiten aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden.

Man hat die geschichtliche Gewißheit dieser Versammlung bezweifelt, und sich dabey auf zweifelhafte, zweydeutige Urkunden berufen. Es finden sich namentlich zwey Antworten Wicliffes angeblichermaßen auf die ihm vorgelegten Punkte. Eine davon

ist

iſt ſehr gekünſtelt, und voll von Wendungen und Höflichkeiten gegen die Prälaten; die zweyte iſt kunſtloſer und freymüthiger. Allerdings dürfte es ſchwer ſeyn, die Aechtheit oder Unächtheit dieſer Urkunden genau zu beſtimmen. Der Unwille der Biſchöfe über die eingereichte Antwort, und Wicliffes Betragen nach der Verſammlung können vielleicht nur aus einer freymüthigern Verantwortung erklärbar werden, und auf ſie zurückweiſen. Dennoch konnte auch dieſer Unwille tiefer liegen, konnte theils ſchon aus Wicliffes frühern Unternehmungen, theils aus der ihrer unduldſamen Verketzerungsſucht ſo entgegenſtrebenden Geſinnung des Volks geſchöpft ſeyn. Hinwiederum war die Achtung, die Wicliffe am Hofe und von der Univerſität genoß, und die entſchiedene Erklärung der Beſten ſeiner Mitbürger wohl reizend und ſchmeichelhaft genug, um etwas freyer die ganze Sache zu betreiben. Auf der andern Seite ſpricht für die künſtlichere zwar Wicliffes Klugheit, die ihm wohl nicht grade ſo verargt werden

kann,

kann, als ſeine ſpätern Vertheidiger und Freunde angenommen haben, angenommen, bloß um etwannigen Einwürfen zuvorzukommen. Aber Wicliffes Feuer entſcheidet wieder für die erſte. Vielleicht alſo dürfte ſich bewähren, daß die freymüthigere Erklärung von Wicliffe, die minder freyere entweder das Werk eines beſorgten, gutmeinenden Freundes, oder wohl auch die feine Erdichtung eines gewandten Verläumders wäre, der Wicliffes Betragen unzuſammenhängender und ſchwankender darſtellen wollte. Ein Verſuch, der in Wicliffes Lebensbeſchreibung nur zu oft gemacht worden iſt. Wie dem auch ſey, der Verlauf der ganzen Verhandlung, ihr feſter Zuſammenhang mit den vorhergegangenen Eräugniſſen, und jene freymüthigere Urkunde ſelbſt, wie ſie daliegt, laſſen den Zweifel an der Glaubwürdigkeit der zu Lambeth gehaltenen Verſammlung nicht zu. —

---

## Siebentes Kapitel.

Je weniger angelegentlich Wiclifes anhängig gewordene Sache betrieben wurde, desto vortheilhafter mußte nothwendig auch seine Lage werden. Aber man wurde auch wirklich von dem einzelnen Manne abgezogen, sein Proceß erschien den Päpstlern, seinen Feinden, unwichtiger, da sich in dem Schoos der römischen Kirche, oder in ihrem Herzen selbst Zwiste entspannen, die den unpartheyischen Beobachter immer mehr und immer inniger überzeugen mußten, daß das ganze Spiel der päpstlichen Staatskunst nur ein Gewebe von Nichtswürdigkeiten und Winkelzügen war, an dessen Vollendung Stolz und Eigennutz arbeiteten, daß die unausbleibliche Folge nichts

seyn

seyn konnte, als Unterjochung der Menschheit. Für die Aufrechthaltung dieses römischen Stuhls mußte ja Blut in Strömen fließen; ja oft bewaffnete der Herr der Christenheit, dessen edelstes Geschäft es doch hätte seyn sollen, überall milden Frieden zu erhalten, die Fürsten, indem er ihnen gewisse politische Vortheile, die sie hofften und lebhaft wünschten, vorspiegelte. Die Ereignisse, zu denen wir jetzt übergehen, werden dies alles hinlänglich bestätigen. Gregors des Elften Tod, der im Jahre 1378 erfolgte, war das Signal zu mannichfaltigen Streitigkeiten, die dem Interesse des päpstlichen Throns eine tiefe Wunde schlugen, an der er nachher nie wieder genas, wenn auch zuweilen schmerzenfreyere Zeiten sich einstellten. Der einmal geweckte und ergriffne Geist der Zeit verstattet: keinen Balsam, vielmehr wurde sie durch sein Erschüttern immer wieder aufgerissen, wohl gar noch tiefer geschlagen.

Schon lange vorher, vom Jahre 1295 an, waren die Anmaßungen des Papstes in

jeder

## Siebentes Kapitel.

Je weniger angelegentlich Wicliffes anhängig gewordene Sache betrieben wurde, desto vortheilhafter mußte nothwendig auch seine Lage werden. Aber man wurde auch wirklich von dem einzelnen Manne abgezogen, sein Proceß erschien den Päpstlern, seinen Feinden, unwichtiger, da sich in dem Schoos der römischen Kirche, oder in ihrem Herzen selbst Zwiste entspannen, die den unpartheyischen Beobachter immer mehr und immer inniger überzeugen mußten, daß das ganze Spiel der päpstlichen Staatskunst nur ein Gewebe von Nichtswürdigkeiten und Winkelzügen war, an dessen Vollendung Stolz und Eigennutz arbeiteten, daß die unausbleibliche Folge nichts

seyn

seyn konnte, als Unterjochung der Menschheit. Für die Aufrechthaltung dieses römischen Stuhls mußte ja Blut in Strömen fließen; ja oft bewaffnete der Herr der Christenheit, dessen edelstes Geschäft es doch hätte seyn sollen, überall milden Frieden zu erhalten, die Fürsten, indem er ihnen gewisse politische Vortheile, die sie hofften und lebhaft wünschten, vorspiegelte. Die Ereignisse, zu denen wir jetzt übergehen, werden dies alles hinlänglich bestätigen. Gregors des Elften Tod, der im Jahre 1378 erfolgte, war das Signal zu mannichfaltigen Streitigkeiten, die dem Interesse des päpstlichen Throns eine tiefe Wunde schlugen, an der er nachher nie wieder genas, wenn auch zuweilen schmerzenfreyere Zeiten sich einstellten. Der einmal geweckte und ergriffne Geist der Zeit verstattete keinen Balsam, vielmehr wurde sie durch sein Erschüttern immer wieder aufgerissen, wohl gar noch tiefer geschlagen.

Schon lange vorher, vom Jahre 1295 an, waren die Anmaßungen des Papstes in jeder

jeder Art so hoch gestiegen, daß Philipp der Schöne, König von Frankreich, als er zur Führung des Krieges mit England die Geistlichkeit besteuern wollte, und durch Bonifaz den achten Widerstand erfuhr, sich genöthigt sah, ihn empfindlich zu demüthigen, wenn er anders seinen Zweck erreichen wollte. Der Papst wurde, wie so mancher andere Fürst der Welt, eingefangen, sein Sträuben half nichts, als daß es die Hitze derer, die ihn gefangen nahmen, anfachte, und ihm eine Ohrfeige zuzog. Nun war er in den Händen des Königs, und mußte sich gefallen lassen, seine Residenz in Frankreich zu nehmen, wo er dem König am nächsten und am brauchbarsten war. Eine in mancher Hinsicht peinliche und unglückbringende Lage! Die Verfassung des Kirchenstaates litt nicht wenig; denn um manchen weltlichen Besitz des Erdengottes war es gethan, der in Italien lag; manche politische Parteyen entstanden, die immer wichtiger und entscheidender wurden, manche ergiebige Quelle, woraus seine Ueppigkeit geschöpft

ſchöpft hatte, verſiegte. Je dringender die Noth ward, deſto erfinderiſcher wurden die Päpſte, deſto gefügiger wurden ſie dem Willen des Königs, der ſie beſonders gebrauchte, um gegen Teutſchland ſeinen ganzen Grimm auszuſchütten. Teutſchlands Klagen wurden lauter, und betrafen das Werkzeug eben ſo ſehr, als den, der es brauchte. Nach Gregors, eines Papſtes aus dieſer Reihe, Tode wählten die Kardinäle einen Italiäner, Urban den Sechſten. Sein ganz unzeitiger Stolz, und ſeine hochfahrende Strenge machten ihn bald ſo verhaßt, als lächerlich. Als nun alle gemachten Gegenvorſtellungen, in welchen er an das Mißliche ſeiner nur zu ſehr abhängigen Lage erinnert wurde, fruchtlos waren, und ihn nur noch wüthiger machten, ſo wurde er in den Bann gethan, und Robert, Graf von Genf, der den Namen Klemens des Siebenten erhielt, an ſeine Stelle geſetzt.

Welch eine Erbitterung auf beyden Seiten! wie wünſchenswerth und wie um ſo mehr gefühlt wurde eine Reformation, die

die alle diese unseligen Streitigkeiten endigte, und der gekränkten, gemishandelten Welt den Frieden wiedergäbe. Beyde Päpste schleuderten sich wechselseitig den Bann zu, schalten sich wechselseitig Antichrist, und eine Partey verfluchte die andre. Die Häupter dieser Parteyen selbst, Urban und Klemens, waren Männer von einem schlechten Charakter, die sich alles erlaubten, was sie für tauglich hielten, sich zu retten. Der Rache Urbans fielen fünf Opfer auf einmal, fünf Kardinäle, die ihm entgegen waren, und sein Ansehen nicht anerkennen wollten. Was konnte die Folge dieser Unordnungen seyn, als daß die Christen in unaufhörlicher Gewissensangst nicht wußten, an wen sie sich halten sollten, daß sie die Laster ihrer Päpste verabscheuen mußten, daß in dieser allgemeinen Erschütterung endlich die ganze christliche Kirche zusammenstürzte, und die Welt in einen Zustand zurücksank, aus welchem sie nun um so schwerer sich aufraffen konnte!

Eine ſchauderhafte, ſchreckliche Ausſicht! Sie dehnte ſich ganz vor dem hellen Auge Wicliffes aus, und wie er ſie aufgenommen, ſo ſtellte er ſie der Welt in einem Spiegel dar. So viel Blut, ſo viel Thränen vergoſſen, all dies Unglück ſchrecklich über die Welt hereindrohend? Und warum? um zwey elender, nichtsnützіger Prieſter willen, die allein einen nichtigen Vortheil erhielten durch das allgemeine Weh der Menſchheit.

Doch Wicliffes Darſtellung, ſo treu und ſo wahr ſie auch war, ging in dieſer allgemeinen Unruhe unter, und es bedurfte eines gewaltigern Eingriffes, wie ihn dies Jahrhundert noch nicht thun konnte. Erholt mußte ſich die Welt erſt haben von dieſem erſten Schaudern; gekräftigt mußte ſie erſt noch der Anblick der immer zunehmenden Schwäche des Gegners haben, wenn alles glücklicher von Statten gehen ſollte. Wicliffe ſollte die gewünſchte Ruhe nicht ſehen, ob er gleich noch länger lebte.

Seine Kräfte waren erschöpft, und eine gefährliche Krankheit überfiel ihn, die allgemeine Besorgnis erregte. War es frevelnder Hohn, oder dumpfer, blödsichtiger Aberglaube, daß damals vier Bettelmönche und vier Oxforder Bürger ihn besuchten, und zum Widerruf seiner Meinungen zu vermögen gedachten? Oder waren es vielleicht Abgesandte der Geistlichkeit, die das Volk um so sicherer an sich zu ziehen hoffte, wenn der Widerruf des Sterbenden ausgestreut und glaubwürdig dargethan würde? Das letztere scheint sich aus Wiclifes Antwort zu ergeben. Denn wie von einer höhern Ahndung seiner Bestimmung, wie von einem lebendigen, durch keine Krankheit zu besiegenden Gefühl seiner Kraft ergriffen, richtete sich Wicliffe auf, und sprach im prophetischen Geiste: Nein! ich werde nicht sterben; ich werde leben, leben, um die Bosheit der Mönche zu verkünden! Ergriffen und wie hingebannt durch die Kraft dieser Worte standen sie da, keiner Erwiederung, kei-

nes Gedankens fähig, kaum des Entſchluſſes, zu fliehen. Ihre Nichtigkeit ſcheint nicht einmal einen verkehrten, einen Mißbrauch von dieſer Aeuſſerung gemacht zu haben. Es war der vollendeteſte Sieg, den Wicliffe über dies Gezücht davon tragen konnte. Denn nur ſelten, und nur in den entſcheidenſten Fällen pflegt es zu geſchehen, daß Nichtswürdigkeit ſich ſo ganz gelähmt, ſo ganz in ſich ſelbſt vernichtet fühlt, als es diesmal der Fall war. —

---

## Achtes Kapitel.

Wicliffes Ahndung traf richtig ein, und wurde um ſo heiliger; es wurde nun gewiſſermaßen ein Beglaubigungsſchein ſeiner höhern Sendung. Er genas, und ſetzte mit deſto unermüdeterem Eifer fort, was er angefangen hatte, für die Aufklärung ſeiner Nation zu arbeiten.

Das Licht, was er bis jetzt nur in einzelnen Stralen seiner Nation gezeigt hatte, sollte jetzt in seiner ganzen schönen Klarheit vor ihr aufgehen, sollte das Dunkel, das sich um sie herzog, zerstreuen. Zur Erreichung dieser Absicht war nichts tauglicher, als wenn er sie selbst an den Lichtquell führte, aus welchem auch er geschöpft hatte. Die heiligen Schriften, die unsre Religion beurkunden, sollten bekannter werden, sollten in Jedermanns Hände kommen; denn dann erst mußten die Abweichungen und Entfernungen von dem Geiste derselben bemerkbarer und auffallender, mußten richtiger beurtheilt werden. Er unternahm es daher, diese Schriften in seine Muttersprache zu übersetzen.

Ehe er an das Werk selbst ging, zeigte er, wie nothwendig und verdienstlich dies ganze Unternehmen sey, aus den irrigen Begriffen, die damals herrschten, aus den abergläubischen Gebräuchen, aus dem völlig unchristlichen Wandel der Glieder der Kirche, aus den mannichfachen Unordnungen,

gen, und dem Unheil, das nun eingeriſſen. Nur dies Werk müſſe als die einzige Richtſchnur alles Handelns zum Grunde gelegt werden.

Zu verwundern iſt es, daß dies Unternehmen nicht in ſeiner Entſtehung unterdrückt wurde; denn daß es der Geiſtlichkeit ſehr unwillkommen ſeyn mußte, iſt theils aus dem, was nachher dagegen unternommen wurde, theils daraus begreiflich, daß nur gewiſſe Stellen und noch dazu in lateiniſcher Sprache dem Volke vorgeleſen, oder vielmehr vorgeplaudert wurden. Doch es wurde nicht gehindert. Viel Schwierigkeiten hatte die Sache ſelbſt, da es damals ſo wenig Hülfsmittel gab. Auch waren die einzigen, die Wicliffe benutzte, theils eine alte lateiniſche Ueberſetzung, die kirchliches Anſehen hatte, theils die Erläuterungen, die ein im Jahre 1340 verſtorbener Franziskanermönch, Nikolaus de Lyra, über die ganze Schrift geliefert hatte. Die Treue, die ſich Wicliffe zum Geſetz gemacht hatte, brachte es freylich mit ſich, daß nichts als

eine

eine wörtliche Ueberſetzung entſtand, die allerdings viel Dunkelheiten und Unverſtändlichkeiten haben mußte, da die Denkart, ſo wie der Ausdruck, und das Gewand überhaupt, das jenen Schriftſtellern eigen war, ſo verſchieden war von der Denkart und dem Ausdruck der Zeitgenoſſen Wicliffes. Aber ein Eifer, dieſe Bücher genauer kennen zu lernen, wurde doch rege gemacht, und dies war ſchon für die damalige Zeit kein kleiner Gewinn.

Von dieſer letzten Seite betrachtet, konnte die Sache den Geiſtlichen nicht anders, als misfällig ſeyn. Die Wirkung, welche das Leſen der Schrift haben mußte, und nach Wicliffes Abſicht haben ſollte, konnte der einmal herrſchenden ſogenannten Religion, und der kirchlichen Verfaſſung nur nachtheilig ſeyn, indem ſie die Gebrechen beyder aufzeigte, und auf Mittel, ſie zu tilgen, ſinnen ließ. Und eben dies zu verhüten, forderte der Eigennutz der Geiſtlichkeit; eben darum ward aller Gottesdienſt nur lateiniſch gehalten. Ueber die Ausfüh-

rung

rung selbst war man erzürnt; denn die Art der Ausführung konnte man nicht beurtheilen; dazu fehlte es der Geistlichkeit an Kenntnissen und an Willen. Besonders entrüstet war über diese Entheiligung der Schrift, so nannte er es, der Chorherr von Leicester, Knighton; er eiferte mächtig dagegen, und sagte, es heisse so etwas unternehmen, nichts als die Evangelienperle vor die Schweine werfen. Die Geistlichkeit wußte freylich, daß diese Perle die Christen bereichern, sie selbst hingegen arm machen würde.

Wohl, wenn es nur bey diesem sinnlosen Eifer geblieben wäre! Aber es ging viel weiter. Bischöfe und Aebte boten alles auf, die Uebersetzung durch ein förmliches Gesetz zu unterdrücken. Die Anhänger Wicliffes wendeten sehr verständig gegen die Einwürfe der Gegner ein, daß sie eine große Unzusammenhängigkeit verriethen; denn alles, was man von der englischen Uebersetzung sagen könne, gelte ja auch nothwendig von der lateinischen, welche die Kirche duldete,

wenn auch nicht zu lesen anbeföhle, und die doch immer auch nur Uebersetzung bliebe, auch ihre Leser finden könne. Die Folge war, daß doch theils das Gesetz für jetzt nicht durchgesetzt wurde, theils die Begierde nach der Schrift größer und ungezügelter wurde. Trotz allem Nachspüren und Nachsuchen ging die Uebersetzung, wie die meisten Schriften Wicliffes, von Hand zu Hand. Das Einzige, was noch dagegen geschah, war, daß einzelne aufgespürte Handschriften mit den Lollarten verbrannt wurden. Aber auch dies reizte mehr an, sie zu lesen, wie dies meistens der Fall mit jedem Verbot zu seyn pflegt.

Doch Wicliffe that noch mehr; denn jetzt konnte er schon mehr thun. Die Macht der Geistlichkeit, alle diese schweren Ketzereyen zu bestrafen, entsprach doch nicht ihrem Willen. Denn noch bevollmächtigte kein Gesetz den weltlichen Arm zur Aufrechthaltung der sogenannten reinen, in der That sehr unreinen, Lehre. Um so muthiger konnte Wicliffe in seinem Werke fortschrei-

ſchreiten, da ihn der weltliche Arm, wenn auch nicht ſchützte, doch wenigſtens nicht zurückhielt. Die Erbitterung der Geiſtlichkeit, ſo groß ſie auch war, konnte doch nicht eher furchtbar werden, als wenn ſie unbezwungen ſich ergießen konnte, was jetzt mehrere Umſtände verboten.

Wicliffe beſtritt nun auch eine kirchliche Lehre, die in ihren Folgen ſo nachtheilig geworden war, und an ſich ſelbſt ſo wenig nützte, daß ſie vielmehr eine wichtigere Lehre, in welche ſie ſich eingeſchlichen hatte, verunreinigte, und unwirkſamer machte. Es betraf nämlich die ſogenannte Brot- und Weinwandlung im Abendmahl. Im neunten Jahrhunderte, das überhaupt ſo fruchtbar an Streitigkeiten über unweſentliche Gegenſtände der Religion, ja oft über ganz fremdartige war, hatte ein Mönch im Kloſter Korwey, Paſchaſius Ratbert, derſelbe, welcher ritterlich für die unverletzte Jungfrauſchaft der Mutter Chriſti, Maria, focht, behauptet: Chriſti Leib und Blut werde im Abendmahl wirklich genoſſen, es bleibe vom

Brot

Brot und Wein nichts als die äußere Gestalt übrig. So sehr sich auch die bessern Köpfe dieser Meinung widersetzt hatten, so hatte sie doch die Oberhand behalten, weil sie durch das Geheimnißreiche und Wunderbare, das über sie ausgegossen war, der Sinnlichkeit mehr schmeichelte. Und auf diese Sinnlichkeit war seit langer Zeit im öffentlichen Gottesdienste alles berechnet. Aber eben daraus flossen eine Menge alberner, zweckloser und zweckwidriger Gebräuche. Die ganze, an sich so einfache, und sanft rührende Handlung ward nun als ein Opfer angesehen, das Gott durch den Priester gebracht würde, mithin bey allerhand Vorfällen dargebracht werden könnte. Jeder Wunsch, und wäre er auch noch so kindisch gewesen, glaubte man, könnte durch dies Opfer verwirklicht werden. Man opferte also, um Regen für sein trocknes Feld zu erhalten, um irgend ein Unternehmen gelingen zu sehen. Man betete das durch Priesterhände unter vielen Gebräuchen geweihte Brot, und den geweihten

Wein

Wein an; ja es verwandelte ſich eben durch dieſe Gebräuche, die der Prieſter beobachtete, und eine Klingel bezeichnete den Augenblick, wo die Wandlung vorging, ganz genau? Die häufigen Beſtellungen ſolcher Meſſen bemühten die Prieſter ſehr; ſie ließen ſich alſo ihre Mühe bezahlen, und da nicht immer Leute zugegen waren, oder auch das Vertheilen des Brotes und Weines ſo mühſam war, ſo genoß der Prieſter ſelbſt und allein das Abendmahl. So wurden alſo die Gebräuche vielfältiger und glänzender, aber auch immer abgeſchmackter und zweckwidriger, und es war ſo weit gekommen, daß man das Brot in Wein tauchte, und um von dem geweihten Weine ja nichts verlohren gehn zu laſſen, beſondere Saugröhren gebrauchte.

Welche abenteuerliche Misgeburten des menſchlichen Hirns! Wicliffe ſahe es gar wohl ein, deckte ſie vor aller Augen auf, indem er im Jahre 1381 den Zweck des Abendmahls nach der Verordnung ſeines Stifters erklärte. Er behauptete, was ſpäter-

terhin Zwingli und andre genauer erörterten, Leib und Blut seyen hier nur figürlich, nicht eigentlich zu verstehen. Mit dieser Behauptung und ihrer Auseinandersetzung fielen nothwendig alle jene Misbräuche, und mit ihnen freylich auch eine Einnahme der Geistlichkeit weg.

Man kann sich denken, daß die Geistlichkeit wieder auftrat und dem Ketzer widersprach. Allein der Widerspruch deckte ihre Blößen nur mehr auf, und machte ihn nur kühner; und wenn die Sache nicht anders eingeleitet, nicht weiter getrieben wurde, so war leicht zu erachten, daß Wicliffes Ansehen in dem Maase steigen würde, in welchem das der Geistlichkeit sank.

---

## Neuntes Kapitel.

Es war gewiſſermaßen zu bedauern, daß Wicliffes Angelegenheiten überhaupt jetzt eine Wendung erhielten, die aus dem unſtäten Charakter des Herzogs von Lancaſter hervorging, und der Geiſtlichkeit wenigſtens Hoffnung machte, wenn auch das Schickſal ſie nicht erfüllte. Barton, Vicekanzler zu Oxford, ein Mann, der überhaupt jeder Neuerung, ſo vortheilhaft oder unſchädlich ſie auch immer ſeyn mochte, ewige Fehde geſchworen hatte, Barton bot alles auf, um Wicliffes neue Ketzerey mit den ehemaligen zugleich zu unterdrücken. Er ſuchte einen Schluß auszumitteln, wodurch ihm bey Gefängnißſtrafe, und Ausſchließung aus der Gemeine der Chriſten ernſtlich angedeutet wür-

würde, seinen Meinungen zu entsagen, und sie nie laut werden zu lassen. Ein Befehl, der an sich so lächerlich war, daß Wicliffe nur mehr Vertrauen in seine gerechte Sache setzen mußte. Sein Vertrauen ward um so sicherer, je mehr er der gütigen Gesinnung des Herzogs vertraute; und darum appellirte er geradezu an den König selbst.

Aber Wicliffe war diesmal getäuscht; seine Appellation fand jetzt keine Unterstüzzung am Hofe. Lancaster hatte zu sehr alle Umstände überlegt, und glaubte, diesen Umständen gemäß handeln zu müssen. Er hatte mit dieser Meinung Wicliffes sich nicht ganz zurecht finden können, vielleicht auch, weil sie gerade keine politische Seite betraf, es nicht gewollt; Wicliffes Lage ward, so schien es ihm, immer verworrener, die Bemühung der Geistlichkeit, ihm zu schaden, immer dringender und eifriger. Sein eignes Ansehen schien ihm immer mehr zu sinken mit Richards reifenderm Alter; wollte er nicht allen Einfluß verliehren, so mußte er eine Sache ruhen lassen, die am Ende

doch übel ausfallen konnte, wenn man die Hülfsmittel, welche die Geistlichkeit aufbot, berechnete, und ihn mit Wicliffe zugleich stürzen konnte. Er verließ ihn also diesmal, und zog sich zurück. Herzog Lancasters Betragen in diesem Falle war nicht gut, so klug es auch immer seyn mochte. Den Freund in dieser Verlegenheit zu lassen — was konnte anders daraus entstehen, als daß Wicliffe an die Kirche verwiesen, somit nur enger umstrickt wurde, und ganz von dem Ausspruch seiner Feinde abhing, die Partey und Richter zugleich, und keinesweges edel oder großmüthig genug waren, ihrem Haß keinen Einfluß auf ihr Urtheil zu verstatten.

Natürlich erhielt nun das Spiel eine ganz andere Wendung. Denn die Kirche zog alles in diesen Proceß, was sich nur hineinziehen ließ, ihn schwieriger und für den Angeklagten verderblich zu machen. Ein Vorfall, der sich eben damals eräugnete, schien zu diesem Zwecke ganz besonders geeignet. Zwar wäre es ihre Pflicht gewesen, nur zu untersuchen, ob und warum Wiclif-

se in seinen Behauptungen über diese und jene Lehre Recht hätte, oder nicht; allein ihr Geschäft war es vielmehr jetzt, ihn als einen Volksaufwiegler darzustellen, der dem Staate gefährlich wäre. Dies Verfahren ist nicht befremdend, vielmehr so häufig und gewöhnlich in der Geschichte großer Männer, daß es auch in spätern Zeiten meistens mit erwünschtem Erfolg eingeschlagen wurde. Es wurden damals, um gewisse Steuern einzutreiben, Steuereinnehmer herumgeschickt, von denen einer auch auf ein Dorf in der Grafschaft Essex kam, um einem Grobschmied Steuern abzufordern. Der Schmied hatte eine Tochter, über deren Steuerfähigkeit er sich mit dem Einnehmer entzweyte, indem er behauptete, sie sey noch zu jung, um sie zu entrichten, der Einnehmer, sie sey alt genug dazu. Der letztere ward aufgebracht, und legte Arrest auf das Mädchen. Diese Gewaltthat entrüstete den Vater, er ergrif einen nahe liegenden Hammer, und streckte mit einem Schlage den Einnehmer zu Boden. Sogleich

gleich tobte der Aufruhr durch mehrere ſchon misvergnügte Grafſchaften, beſonders Kent. Die Aufrührer wollen verblendet von Wuth den König ſprechen; ſo ſehr er ſich auch weigert, muß er endlich doch erſcheinen, zieht ſich aber bald fürchtend zurück. Fürchterlich dringen die Rebellen in London ein, plündern Lancaſters Pallaſt, berauben die Niederlagen der Kaufleute, und zwingen Richard, Vergeſſenheit des ganzen Vorfalls und Freyheit von Auflagen zu geloben. Deſſen ungeachtet kam es noch zu einem Gefecht zwiſchen den königlichen und Wat Tylers Anhängern, wo der König ſich nur durch ſeine Geiſtesgegenwart rettete. Endlich verband ſich auch der Adel mit dem König, um die Rotte zu züchtigen.

Das Augenmerk der Geiſtlichkeit war jetzt beſonders darauf gerichtet, ausfindig zu machen, ob nicht Wicleffiten beſonders den ganzen Aufruhr erregt hätten. Es wurde dann augenſcheinlicher, wie verderblich dem Staate die Grundſätze dieſer Menſchen wären. Doch alle ihre Mühe war

vergeblich; denn nur einer fand sich darunter, ein Prediger, John Ball; und dieser selbst mochte wohl in diesem Vorfalle so wenig gewirkt haben, seine Person selbst mochte so unbedeutend, sein Charakter so ganz verschieden von dem allgemein anerkannt strengen und sittlichen der Lollarten seyn, daß man ihn für diesmal nicht brauchen konnte. Mithin war auch jetzt die Folge nur ein Verweis, den Wicliff erhielt, und ein Befehl seine Neuerungen in Zukunft zu unterlassen. Die Lage der Geistlichkeit mußte sehr mißlich und ungewiß seyn; wie hätte sie sonst so wenig gegen einen Gehaßten gethan?

Dagegen mußte diese, wenn auch unwillkührliche Gelindigkeit Wicliffe immer mehr in seinem einmal angefangenen Plane befestigen, und ihm nur um so anschaulicher machen, wie wenig Menschenschwäche die göttliche Wahrheit in ihrer Ausbreitung zu hindern im Stande sey. Und so war es auch; er fühlte sich durch alle Umstände immer mehr von seiner Bestimmung und

ihrer

ihrer Würde überzeugt, und deſto unerſchrockner war er, obgleich nicht alles ihm zuſagte.

Biſchof Sudbury, ſo wenig auch Wicliffe, wie wir oben ſahen, ſich ſeiner Schonung freuen konnte, war doch immer wenigſtens etwas milder mit ihm umgegangen, als Kourtney, der geſchäftigſte Ketzermacher. Auch dieſer Sudbury ſtarb nun leider, und ſein Tod gab Kourtney nur mehr Macht. Denn Kourtney ward nun Erzbiſchof von Kanterbury. Durch dieſe Stelle ſah er ein neues und ein viel weiteres Feld vor ſich ausgedehnt, ſeinen ungeſtümen Haß gegen Wicliffe wirken zu laſſen. Nur war ihm die bloße Ernennung zu dieſer Würde noch nicht genug; auch ſichtbare Zeichen mußten die Gewißheit jedem verbürgen, und die Amtswürde beveſtigen und beglaubigen; er erwartete den geweihten Mantel, den in ſolchen Fällen der Papſt zu überſenden pflegte. Kaum hatte er ihn im Jahre 1382 erhalten, ſo war auch ſein erſtes Geſchäft, Wicliffe auf den 17. May vorzuladen. So

dunkel und unbefriedigend auch die Geſchichte dieſer Vorladung iſt, ſo ergiebt ſich doch wenigſtens ſo viel, daß Wicliffe im Parlemente, oder am Hofe, ungeachtet der Herzog von ihm abgefallen war, doch immer noch wichtige Freunde haben mußte, die, zuſammen genommen mit der Univerſität, und dem immer mehr ſinkenden Anſehen der Geiſtlichkeit, ihm den Muth einflößen konnten, diesmal nicht zu erſcheinen, und als geltenden Grund ſeiner Weigerung anzugeben, dieſer Gerichtshof ſey nicht der ſeinige, er anerkenne keinen andern, als die Univerſität. Freylich mochte ihn auch wohl die Staatsverfaſſung, die er, wie wir oben geſehen haben, früher kennen gelernt hatte, zu dieſer Weigerung berechtigen; aber die Geiſtlichkeit in ihrer Blüte pflegte dergleichen Rechte und Geſetze ſonſt nicht viel zu achten.

Darum iſt es immer merkwürdig, daß der Erzbiſchof jetzt dieſe Weigerung als gültig anerkennen mußte. Zwar eiferte er immer

mer lauter gegen die Ketzereyen, aber trotz dem konnte er es doch nicht zu einem entscheidenden Verdammungsurtheil bringen, wie sehr er sich auch bemühte. Es war, als ob jedem Schritte, den er in dieser Sache that, die Natur selbst den Stempel der Ohnmacht aufdrückte, und Wicliffe schützen wollte.

Er berief nämlich jetzt seines Sprengels Bischöfe zusammen, um ein Gericht über diese gotteslästerlichen, verderblichen Meinungen und ihre Urheber und Vertheidiger zu halten. Es fehlte wenig, so wäre die ganze Versammlung umsonst berufen, und gleich im Anfange gelähmt worden. Denn als das drohende Gericht eröfnet worden war, erhob sich ein Brausen in der Luft, die Stürme heulten, die Erde dröhnte, das Kloster, der Versammlungsort erbebte in seinem tiefsten Grunde. Furcht und Zagen befiel die versammelten Richter. Das sey nicht natürlich, stammelten die abergläubischen, feigen Seelen, als ob sie die Ungerechtigkeit ihres Unternehmens recht

leb-

lebhaft fühlten, der Himmel ſelbſt greife ihrem Urtheil mächtig vor, und es werde Frevel ſeyn, ihm zu widerſtreben. Ja ſelbſt Courtney hatte Mühe, Muth zu erkünſteln, faßte ſich nur allmählich; endlich ſiegte ſeines Haſſes Stärke doch über die Furcht. Gefaßt ſuchte er auch den Feigen ihre Faſſung wieder zu geben, und ſprach ihnen Muth ein. Das Erdbeben gelte nicht dieſer heiligen Verſammlung, die des Himmels Sache führe, es gelte vielmehr eben jenen Ketzern, über welche hier gerichtet werden ſollte, weil ſie des Himmels Langmuth ſchon ermüdet hätten; es werde ja jetzt eben ſichtbarer, wie der Himmel ſelbſt drohe, den Frevel der Irrgläubigen zu züchtigen, wenn ſie noch länger zauderten, ihn zu ſtrafen. Es gelte nun das Heil des ganzen Landes, und es ſey dies nur ein Aufruf, der es zur Pflicht mache, die Schuldigen zu verdammen, damit der Unſchuldigen geſchont werden könnte; und das könne nur durch einen Schluß gegen die Ketzer geſchehen. Seine Beredtſamkeit ſuchte alles her-

vor, was nur für ſeine Abſicht tauglich war, und wie leicht war es, dieſe blödſinnige, erſchütterte Menge ſo zu ſtimmen, wie es ihm beliebte, und ſeiner Verfolgungsſucht gemüthlich war. Er legte ihnen alſo die Ketzereyen vor, und natürlich wurden ſie anerkannt und verdammt.

---

## Zehntes Kapitel.

Schade nur, daß die Bekanntmachung dieſes Schluſſes nicht auch Genehmigung fand bey denen, auf welche er berechnet war! Wenn man ſchon den Papſt ſelbſt ſo wenig achtete, wie war es zu erwarten, daß der Erzbiſchof mehr Gewicht haben ſollte? Natürlich war der verunglimpfte Wicliffe der erſte, der ſich dagegen erhob, ihn als ungerecht verwarf, und ſich dagegen vertheidigte. Auch war ſeine Vertheidigung in der That ſo bündig, ſie war ſo eindringend, daß ſie

ne Anhänger sich nur vermehrten, und die Geistlichkeit wieder sehen mußte, wie wenig sie vermochte.

Wüthend bemerkte es der Erzbischof; aber nun mitten im Laufe stehen bleiben und alles aufgeben, diese Brut länger und immer mächtiger walten lassen, das gestattete sein Haß, gestattete sein Ansehn nicht. Nur andre Mittel mußten ergriffen werden, da die bisherigen nicht ausreichten. Sein Scharfsinn entdeckte endlich nach vielem Forschen, daß es vielleicht so gelingen dürfte.

Er ließ eine Bill ergehen, wodurch die Sherifs bevollmächtigt wurden, jeden Ketzer zu verhaften. Es war dies wirklich für die damaligen Umstände gewagt; aber einen kühnen Schritt forderte auch die Lage der Sache; es schien auch das einzige Mittel zu seyn, den weltlichen Arm auszustrecken, da der geistliche nicht ausreichte. Freylich war der weltliche Arm nicht so beweglich, als der Erzbischof es wünschte und glaubte. Genau genommen, war doch diese Bevoll-

mäch-

mächtigung erſchlichen, und wenn ſie auch die Förmlichkeit eines Geſetzes hatte, ſo fehlte doch immer das wichtigſte Beglaubigungszeichen daran, der Wille der Gemeinen nämlich. Dieſer aber ſchien eben nicht ſo beſtimmt werden zu können, wie man es wünſchte; im Gegentheil erklärte das Unterhaus ganz frey, daß hier ein Betrug obwalte, und daß es keinesweges geſonnen ſey, ſich dem Prälaten mehr zu verbinden, als die Vorältern gethan hätten. Sie drangen alſo auf Widerruf der Bill, und nichts half, was auch eingewendet werden mochte. Es mußte widerrufen werden.

Wieder getäuſcht in ſeinen ſchönſten Hofnungen, gehemmt in ſeinen geheimen, ſo mühſam erſonnenen Entwürfen, wendete ſich der Erzbiſchof an den König ſelbſt. In die Neigungen dieſes Königs ließ er eine Triebfeder ſpielen, die ihn gewinnen, und für die gegenwärtige Abſicht ſtimmen ſollte. Die Wolluſt des Königs ſollte ſiegen helfen, und wie entehrend auch dies Geſchäft ſeyn mochte, das der Erzbiſchof übernahm,

er muß es doch übernommen haben, da er seinem Zwecke wenigstens näher kam. Nur war seine Berechnung nicht ganz richtig; er hatte vergessen, das Volk mit in Anschlag zu bringen, das doch immer, besonders damals, wichtig war. Was konnte es ihm helfen, wieder ein Patent erschlichen zu haben, das ihm besonders erlaubte, Gewalt zu brauchen, wenn das Volk gegen diese Vergünstigung murrte, sie durchaus nicht zulassen noch anerkennen wollte? Er hatte ferner vergessen, daß die Schwäche des Königs, die er eben für sich benutzt hatte, auch wohl gegen ihn benutzt werden könnte, vergessen, daß dieser König nicht einmal volljährig war, daß die fortdauernden Kriege ihn von dem Parlemente abhängig machten, und ihn folglich leicht zwingen konnten, Bedingungen einzugehen, die dem Bischof und seinen Absichten nachtheilig seyn könnten.

Der Erfolg bewies auch wirklich, daß diese Vorsicht bey der Berechnung nicht unstatthaft gewesen wäre. Denn die Pro-

vin-

vinzen beſchwerten ſich wirklich, das Parlement erklärte ſeine Unzufriedenheit über dieſe ganz beſondere Vergünſtigung laut und ohne Zurückhaltung. Denn ſichtbarer mochte es wohl dem Parlemente in dem Wicliffiſchen Handel geworden ſeyn, daß Stolz und Habſucht der Geiſtlichkeit allein ſehr oft mit dem Namen der Ketzerey ſtempele, was der unbefangenere, vorurtheilsfreyere Mann für nichts, als vernünftige, unerſchrockne Aeußerung redlich geſuchter und mühſam erforſchter Wahrheit anerkennen muſte. Dieſe Beſchwerden alle ſtanden dem König entgegen, der noch überdies jetzt wieder Geld brauchte, und es für klüger und räthlicher hielt, die ganze Vollmacht zu widerrufen, als die Ausſicht auf gröſsere Vortheile ſich entrückt zu ſehn.

So ungünſtig war dem Biſchof und ſeinen Anhängern der Staat, ſo fruchtlos war ſein Bemühen. Aber bey alle dem bleibt es noch immer wunderbar, wie die Liſt der Geiſtlichkeit noch ſo viel erreichen konnte, als ſie wirklich erreicht hat, wenn

sie auch in dem Gebrauche der erlangten Vorrechte etwas behutsamer und versichtiger seyn mußte. Denn ein besonderer Brief des Königs an den Vicekanzler und die Prokuratoren der Universität Oxford war doch die Frucht ihrer Bemühungen, und dieser Brief war immer wichtig genug. Er ersuchte diejenigen, an welche er gerichtet war, allen Ketzereyen sorgfältig nachzuspüren, fleißig zu erforschen, wo Wicliffes Schriften verborgen wären. Jeder Anhänger, jeder, der diese Schriften besäße, sollte verbannt werden, und dazu solle Sherif und Mayor auf alle Art behülflich und förderlich seyn.

So sehr auch der Bischof in der Trunkenheit seiner Freude eilte, diesen Brief zu gebrauchen, und in dieser Absicht in der Marienkirche bekannt zu machen, zugleich aber auch die ketzerischen Lehren Wicliffes mit aufzusetzen und vorzulegen: so fand doch der Vicekanzler einige Mäßigung nicht ganz unnütz. Er, der gemäßigtere, kältere Beobachter übersah gar wohl die ganze La-

ge der Dinge. Immer mehr trennten ſich die Gemüther, immer bedeutender und wichtiger wurden die Maasregeln, die beyde Parteyen ergriffen; immer tiefer ſank das Anſehn der Geiſtlichkeit, und immer mehr traten die Fugen dieſer Geiſtlichkeit ſelbſt auseinander. Ein gewaltiger Anſtoß vielleicht, ſo ſchien es ihm, und das ganze Werk zerſpränge, zerſplitterte. Dies ſtellte der klügere Mann dem heftigen Biſchof auch vor; aber nichts vermochte, ſeinen Rachedurſt zu ſtillen, ſeinen Verfolgungseifer zu zähmen. Der Vicekanzler ſelbſt mußte für ſeine Perſon fürchten, ein Opfer ſeiner Heftigkeit zu werden, wenn er ſich weigerte, beſonders da ihn der Biſchof ſchon in manchen Angelegenheiten verunglimpfte, und ihm ſein Anſehen durch eine Vorladung ernſtlich fühlen ließ. Mithin mußte er endlich gehorchen, und dem Willen des Biſchofs gemäß, Brief und Sätze bekannt machen.

---

## Elftes Kapitel.

Was der Vicekanzler befürchtet hatte, traf zum Theil auch wirklich ein. Wie eine lodernde Flamme ergriff die Bekanntmachung alle Gemüther. Ordensgeistliche und Weltpriester trennten sich immer mehr, kämpften immer mächtiger gegen einander, und ihre Erbitterung ging so weit, daß jede Partey sich an eignen aufrührerischen Zeichen, die sie trug, erkannte. In diesem Drange der Umstände hielt es Wicliffe für rathsamer, seine Professur aufzugeben, die ihn doch nicht von etwanigen weitern Mishandlungen sicher stellen konnte. Er mied Oxford ganz zufrieden, daß seine Lehren so viel Einfluß gewonnen hatten, und schien es nun ganz mit der Ergebung des Weisen

von der Zeit zu erwarten, ob und was für Früchte sie tragen sollten.

Nun war auch der Erzbischof seiner Seits ruhig; denn Wiclisses Wirkungskreis war doch nun verengert, und je minder laut der Mann wäre, glaubte er, desto weniger sey von ihm zu fürchten, besonders da man nach der Verbreitung seiner Schriften forschen und daraus den Grad der Anhänglichkeit des Volks an ihn abnehmen könnte. Doch hierin verstand sich der Erzbischof schlecht auf Menschen überhaupt; wenn er auch im Einzelnen zuweilen glücklich auffaßte, was wirken konnte, so hatte er doch keine Ahndung von dem Gange, den die Menschheit im Allgemeinen nimmt, der unaufhaltsam bald langsamer, bald schneller seinem Ziele zustürzt: wie hätte er die Zeichen der Zeit gehörig wahrnehmen und richtig verstehen sollen? wie sollte er nun wohl einsehen, daß Menschenarm zu schwach sey, hier einzugreifen? Gezündet hatte Wiclisses Blitz doch einmal, und leicht kenn-

konnte in diesen Zeiten die Flamme weiter um sich greifen.

Denn noch dauerten die Streitigkeiten im Innern des Papstthumes fort; noch ward alles aufgeboten, damit beyde Päpste sich in ihrem Besiz behaupteten. Urban rief alle Christen zu seiner Vertheidigung in einer Bulle auf, und Ablaß war die Belohnung, die er zugleich ankündigte. Diesen Handel hatten die Päpste gewissermaßen gepachtet, und die Unwissenheit und der Aberglaube der Zeit wünschten sich Glück, diese Waare einzukaufen. England war auch in der That dienstfertig genug, den Papst zu unterstützen, und erwählte den Bischof von Norwich, Heinrich Spencer, zum General der Truppen, die in dieser Absicht dahin geschickt wurden. Wicliffe konnte dies nicht schweigend mit ansehen. Mit der edlen Entrüstung des Mannes schrieb er dagegen. So viel Aufwand um zweyer Priester willen, die den Abscheu aller verdienten, sollte gemacht werden? Er misbilligte es ganz, und brach unter andern in die heftigen,

seinen

ſeinen tiefen Unwillen verrathenden Worte aus: wenn wird doch einmal der ſtolze Prälat den Menſchen erlauben, in Frieden zu leben?

Urban ſiegte nun freylich diesmal ſo wenig als Klemens; denn die allgemeine Noth heiſchte den Zuſammentritt der Chriſtengemeine, und ſo wurden in Unterhandlungen, die mehrere Jahre dauerten, die Päpſte ſehr eingeſchränkt, es wurde ihnen nach und nach fühlbar gemacht, was ſie vergeſſen hatten, daß ſie Menſchen wären, und menſchlich über Menſchen zu herrſchen hätten. Aber erbittert war doch für jene Zeit der Papſt gegen den Mann, der ihm überall in den Weg trat, ihn überall ſo unerſchrocken und mit ſo vieler Kraft in ſeinen Plänen hinderte. Nur die Verlegenheit, in der er ſich gerade damals befand, war ſo dringend, daß er ſie erſt gemildert ſehen mußte, ehe er ſich an Wicliffe ſelbſt wendete. Aber es geſchah auch ſehr bald. Nach Rom wurde nun Wicliffe vorgeladen. Das Schickſal wollte es anders; denn Wi-

cliffe war eben damals krank. In der Kirche zu Lutterworth traf ihn der Schlag, am Ende des Jahres 1384. Gelähmt lebte er noch einige Zeit, ſtarb aber bald darauf. In dieſer Krankheit traf ihn der Brief des Papſtes, den er beantwortete, und deſſen Beantwortung ich hier mittheile, weil ſie ſeine Geſinnung, im Ganzen genommen deutlich an den Tag legt.

## Wkliffes Brief an Papſt Urban.

„Mit Freuden lege ich meinen Glau-
„ben jedem Biedermann, insbeſondere dem
„Papſte, dar. Denn vorausgeſetzt, daß
„dieſer Glaube wahr, und von Gott gege-
„ben iſt, wird ihn der Papſt mit Vergnü-
„gen vertheidigen; iſt es ein Irrthum, ſo
„wird er ihn gern mit Weisheit berichtigen.
„Ich nehme an, daß das Evangelium Chri-
„ſti ein Theil des göttlichen Geſetzbuches
„ſey. Denn ich glaube, daß Jeſus Chri-
„ſtus, der dies Evangelium uns gegeben,
„wahrer Gott und wahrer Menſch ſey, daß

„folg-

„folglich sein Gesetz über alle andre Gesetze „erhaben seyn müsse. Ich nehme überdies „an, daß unter allen Menschen in der Welt „niemand mehr, als der Papst gehalten „sey, dies Evangelium aufrecht zu halten; „denn der Papst ist der größte Stellvertre„ter Christi auf Erden. Nun ist aber nicht „irdische Größe der Maasstab eines Stell„vertreters Christi, sondern ein tugendhaf„tes Leben nach dem Beyspiele Christi; „denn so belehrt uns eben das Evangelium. „Dies Evangelium lehrt uns, und ich „glaube dies nach dem Zeugnis Christi „selbst, daß Christus, als er hienieden wan„delte, der ärmste und schlichteste Mensch „war; denn er sagt selbst: er wisse nicht, „wo er sein Haupt hinlegen solle."

„Ferner, zur Glaubensregel dient mir „der Grundsatz, daß wir Papst und Heili„gen nur in sofern nachahmen dürfen, als „sie Christo nachgeahmt; denn Jacob und „Johann haben geirrt, Peter und Paul „haben gesündigt. Dies verbindet mich, „dem Papst die heilsame Warnung zu ge-

„ben, daß er doch die zeitliche Herrschaft „den zeitlichen Herrschern, Christi Vorschrift „gemäß, überlasse, und seine Geistlichkeit „auch dazu ermahne. Denn so handelte „Christus und seine Schüler, bis der Teu„fel die Welt verblendete.“

„Irre ich mich hierin, so unterwerfe „ich mich der Buße, sollte es mir auch das „Leben kosten; denn dies würde mir vor„theilhaft seyn. Wäre ich im Stande, zu „reisen, so würde ich mich, nach Gottes „Wohlgefallen, auf den Weg zum Papst „machen. Aber Christus hat mich in die „Nothwendigkeit versetzt, es nicht zu thun, „und mir befohlen, Gott mehr zu gehor„chen, als den Menschen. Auch schmeichle „ich mir, der Papst werde nicht Antichrist „seyn wollen, und mit mir gegen den Wil„len Christi verfahren. Denn wenn er „selbst, oder von seinen Anhängern ver„mocht, mich vernunftwidrig vorladet, und „diese ungerechte Vorladung wiederholt, so „ist er der offenbare Antichrist. Die gute „Meinung entschuldigte Petrus nicht, und

„konnte

„konnte nicht hindern, daß ihn Christus „Satan nennte. Die blinde Bosheit seiner „Räthe kann dem Papst noch weniger zur „Entschuldigung dienen; denn, wenn er von „wahren Predigern verlangt, daß sie eine „Reise über ihre Kräfte unternehmen, so „ist kein Grund da, der ihn als Antichrist „vor Gott rechtfertigen könnte. Denn der „Glaube lehrt uns, daß der gepriesene „Gott uns nie über unsere Kräfte versuche. „Wollte dies ein Mensch thun? Wir bitten „also Gott in unserm Gebet, daß er un„sern Papst Urban, den Sechsten, nicht „von seinen Feinden verführen lasse. Chri„stus, der nicht lügen kann, sagt, daß die „Feinde eines Menschen seine Häuslinge „sind, und das gilt von Menschen und „Teufeln.“

Es ist leicht zu sehen, daß die Ueberzeugung, welche diesem Briefe zum Grunde liegt, in einer so ruhigen Stärke sich äußert, daß sie durch öfteres Nachdenken nur erworben seyn konnte. Alles ist ohne Kunst,

offen

offen und frey hingeschrieben, dabey kühn für die damalige Zeit. Das Ende des ganzen Briefs ist im Geschmack der damaligen Zeit, die alles mit Stellen aus der Schrift belegte, wären sie auch am unrechten Orte gewesen, wie dies hier unleugbar der Fall ist. In der angeführten Stelle sprach Christus von den möglichen, wahrscheinlichen Folgen der Ausbreitung seiner Lehre, sprach davon mit seinen erwählten Sendlingen. Es könne und werde, nachdem er aufgetreten, mancher Unfrieden entstehn, indem man ihn und seine Lehren unausschließlich und ohne alle Rücksicht bekennen und annehmen müsse. Die Anwendung dieser Stelle durch Wicliffe ist in einem andern Sinne gemacht.

So waren denn alle Unternehmungen der Kirche gegen Wicliffe umsonst, und der Tod entriß ihn auf einmal allen Verfolgungen. Aber ganz in dem Sinne der Geistlichkeit gehandelt war es, ganz gemäß dem Charakter seiner Gegner, wenn sie über seinen Tod und seine Todesart hämische

und spöttelnde Mährchen verbreiteten, wenn sie durch diese Mährchen das Volk zu überzeugen hofften, sein Tod sey das offenbarste Gericht Gottes über ihn, und der Himmel habe auf diese Art gezeigt, daß er der Verdammung, die ihm die Kirche zugedacht hätte, doch nicht hätte entgehen können. Mehr als ein aufgeklärterer Mann vor Wicliffe hatte sich diesen ohnmächtigen, kleinlichen Rachekitzel der Geistlichkeit nach seinem Tode zugezogen.

---

## Zwölftes Kapitel.

Wicliffes Leben ist, wie das mehrerer bedeutender Männer, noch nicht mit seinem Tode geendigt, und man nehme entweder auf die Wirkung Rücksicht, die sein Beyspiel that, oder auf die unsinnige, unersättliche Verketzerungssucht der Kirche, die auch die Todten nicht ruhen ließ, ungeachtet sie immer sich rühmte, sie dürste nicht nach Blut,

so

so werden einige Nachrichten über Vorfälle nach Wiclisses Tode nicht ganz unangenehm seyn. Nur der Geist eines Mannes ist seine Geschichte, und über diesen hat die Zeit keine Gewalt. Er tritt auf in der Welt, und wirket, er verläßt die Welt, und seine Wirkungen dauern noch fort.

Es war der Kirche nicht genug, über Wiclisses Tod Mährchen zu verbreiten, die die Liebe und das Mitleid des Volkes von ihm wenden sollten. Denn noch lag das Saatkorn seiner Lehren in den Gemüthern, und erwartete nur eine günstige Zeit, um zur herrlichsten Reife zu gedeihen. Auch seine Anhänger, in denen er fortlebte, mußten also verfolgt und unterdrückt werden. Es gelang der Kirche leider auch, manchen einzelnen zu vernichten; aber verhindern konnte sie damit doch nicht, daß das Vorspiel zu einem größern, erst späterhin beginnenden Schauspiele, das Luther anfing, ganz ungeschehen geblieben wäre. Nur langsam seine Kraft übend sollte der Menschengeist sich stärken, und wenn er dann gehärtet und gerüstet

rüſtet auftrat, mußte Aberglaube und Betrug, und die ganze unſelige Rotte, die ihn entnervt und entmannt hatte, ſchwinden. Doch eben an dem Widerſtande zeigt ſich die Kraft, und in dieſer Hinſicht iſt die Kirche, wie ihre Geſchichte, beſonders in dieſem Zeitraume, eine ſtreitende.

Die Lollarten, oder Wicliffes Anhänger waren immer zahlreicher geworden, und machten, ihren Grundſätzen gemäß, eine Partey aus, die von der römiſchen oder Päpſtlerpartey ganz das Widerſpiel war. Nichts durfte der Papſt unternehmen, was ſie nicht gerügt hätten, und es mußte nothwendig der Geiſtlichkeit überhaupt unangenehm ſeyn, ihre Handlungen, die keine Zeugen vertrugen, von ſolchen ſtrengen Richtern beurtheilt, und meiſtens verworfen und verabſcheut zu ſehen, ihr Anſehen bey dem Volke gekränkt und vermindert, kurz ſich durch andre verdrängt zu ſehen. Es mußte alſo der Kirche daran gelegen ſeyn, dieſen reiſſenden Strom zu dämmen. Erzbiſchof Arundel hielt ſich für den Mann, der

dies vermöchte und müßte. Er verfolgte Wicliffe noch im Grabe, und was er dem Todten nicht zufügen konnte, mußten die Lebenden erdulden. War es augenblicklicher Staatsvortheil, oder hatte die Geistlichkeit es dem König nur so vorgespiegelt, Richard der Zweyte hatte ausdrücklich einige Männer ernannt, deren Geschäft es war, Wicliffes Schriften überall aufzuspüren, und jeden, bey dem sie gefunden würden, aus der Christengemeine auszuschließen, und für diese Mühwaltung seine Güter einzuziehn. Der Vortheil war dem Anschein nach nicht gering; denn es gab viel angesehne und reiche Männer, die Wicliffes Partey ergriffen hatten.

Was dieser Auftrag gefruchtet, ist nicht ganz bekannt; aber daß besonders etwas später im Jahre 1396 ein Werk Wicliffes untersucht werden sollte, welches mehrere Schuluntersuchungen umfaßte, ist gewiß. Man wendete sich an die Universität, die natürlich allein darüber entscheiden konnte; die Universität aber hing noch immer ganz

an

an ihrem Wicliffe, und war mithin nicht so bereitwillig und dienſtfertig, als man geglaubt und gewünſcht hatte. Dazu war die Zahl der Anhänger Wicliffes ſo gewachſen, daß man Zwangsmittel anzuwenden nicht für dienlich hielt.

So hatte denn die Kirche gewiſſermaßen das Recht erhalten, alles in ihrem Bezirk abzuthun; und ſo berief der Erzbiſchof alle ſeine Biſchöfe, um mit einem male das ganze Bündnis, das der Kirche ſo gefährlich war, aufzulöſen. Achtzehn Sätze wurden aus dem erwähnten Buche ausgezogen, und als offenbare Ketzereyen verdammt. Dies aber war dem Biſchof noch nicht genug; er wollte ſchrecken, und es gelang ihm in der That. Denn die Androhung eines Beſuchs in dem Ketzerneſte Oxford, durch welchen er ſelbſt auszuforſchen verſprach, wer der Kirche angehöre, oder nicht, und wo überhaupt der Sitz des Uebels ſey, wirkte mächtig auf die Glieder der Univerſität, von denen viele mehr um ihre Stellen, als um die Wahrheit bekümmert geweſen zu ſeyn

ſchei-

ſcheinen. Denn nun wurden aus der Univerſität ſelbſt Männer ausgewählt, die alles genau unterſuchen ſollten. Die Furcht mochte wohl dieſe Männer ſehr ſcharfſichtig und aufmerkſam auf die Ketzerſpur gemacht haben. Denn ſtatt achtzehn Sätzen, welche die Kirche gewittert hatte, fand ſie zweyhundert und acht und neunzig, theils unmittelbar, theils auch mittelbar gefolgerte, welche alle mit den Lehren der Kirche geradezu in Widerſpruch ſtanden. Dieſen Auszug begleitete ſie mit einem höchſt demüthigen, darum aber auch nur deſto ſchändlichern Briefe an den Biſchof, der nun natürlich ſich geſtärkt fühlen mußte, und ſeine Unternehmungen deſto ungehinderter fortſetzen konnte.

Unterdeſſen hatte ſich auch eine Veränderung in der Regierung zugetragen. Richard, der Glouceſter mit Kiſſen hatte erſtikken laſſen, ſtarb vermuthlich den Hungertod durch Heinrich den Vierten, welcher im Jahre 1399 den Thron beſtieg. Um ſeinen angemaßten Beſitz zu ſichern, hatte dieſer Kö-

nig ſehr klug ausgerechnet, daß die Geiſtlichkeit wohl am kräftigſten mitwirken könnten würde. Alles war in Gährung wegen des Wicleffismus; noch war die Geiſtlichkeit die ſtärkere Partey, und ſo ſchien es ihm das Sicherſte zu ſeyn, ſich gegen die Wicleffiten zu erklären. Sein zweytes Regierungsjahr ſah auch ſchon ein Geſetz gegen dieſe Ketzer hervorgehen, das ſo ernſt und ſtreng war, als es die Geiſtlichkeit wohl gewünſcht haben mochte. Es konnte nicht ſchwer halten, einen Mann zu finden, an dem das Geſetz vollſtreckt würde, damit die verblendete Welt ſähe, wie ernſtlich die Kirche und der Staat verfahre, und Wilhelm Saunters, Rektor zu Sankt Oſiths in London, mußte bald auf dem Scheiterhaufen mit ſeinem Leben den Frevel büßen, an Wicliffes Lehren unverbrüchlich zu hängen.

Doch auch dies gnügte der Geiſtlichkeit noch nicht, und da der König durch dieſen erſten Schritt der Geiſtlichkeit nur zu ſehr verrathen hatte, wie ſehr er auf ihre Unterſtützung rechne, und wie kräftig ihm dieſe

ſchien,

ſchien, ſo konnte ſie ſchon auch einen zweyten Schritt fordern, ohne zu befürchten, daß er ſich weigern könnte. Die Polizeyofficiere wurden beordert, die Spione der Geiſtlichkeit zu werden. Um aber allem Verfahren mehr Gewicht und Nachdruck zu geben, wurde auf einer Synode zu Koſtniz eine völlige Inquiſition gegen Wicliffes Anhänger nieder geſetzt, und das Endurtheil war: daß man den Ketzer Wicliffe ausgraben, und ſeinen Leichnam den Thieren Preis geben ſollte. Die Menſchheit empörte ſich gegen dieſen ſchändlichen, rachgierigen Pfaffenſchluß, und es vergingen dreyzehn Jahre, ehe die verfluchte That geſchah. Doch was ſage ich? Nein, die Menſchheit konnte ſie nicht vollziehn. Das Oberhaupt der Kirche legte ſich drein, und Richard Fleming, Biſchof von Lincoln, beging den Frevel, ſelbſt Wicliffes Gebeine auszugraben. Welch ein Schandfleck für die Menſchheit iſt dieſer kleinliche, nichtige Sieg der Kirche! Wir wenden uns weg von dieſem Greuel, und ſammeln uns für den gemishandelten Wicliffe.

---

## Dreyzehntes Kapitel.

Anders freylich, als seine Verfolger, steht Wicliffe vor uns. Ein ernster, feuriger Mann, der sich durch seinen Verstand, wie durch sein Herz, berechtigt fühlte, all' den Misbräuchen, die unter dem gemisbrauchten heiligen Namen Religion, eingeschlichen, und so verderblich waren, wo nicht zu steuern, doch wenigstens in den Weg zu treten, so steht er vor uns. Sein Geschäft forderte es, und der Gang seiner Bildung machte es unausbleiblich nothwendig, daß sein ganzes Leben ausgezeichnet rechtschaffen und streng wäre. Die Augen der Menge waren auf ihn gerichtet, und es war die erste Bedingung, unter welcher er ihrer Anhänglichkeit gewiß seyn konnte, daß sein ganzes Leben das treffendste Gegenstück zu dem Leben derer war, die er für seine Gegner erklärte. Aber auch ohne Rücksicht auf diese Verhältnisse, muß doch eine ungewöhnliche sittliche

Zart-

Zartheit sein ganzes Leben bezeichnet, dieser Geist muß in allen seinen Lehren geweht haben, da die Päpstler, diese Splitterrichter, von dieser Seite ihm nie etwas vorwerfen konnten, und seine Anhänger, wie sie wenigstens bey seinem Leben waren, in ausgezeichneter Achtung beym Volke standen.

Sein redliches Forschen nach Wahrheit wurde durch die ergiebigsten und folgereichsten Ansichten, die er gewann, belohnt. Sein Scharfsinn, verbunden mit diesem Eifer, erwarb ihm einen Schatz von Gelehrsamkeit, der um so bedeutender wird, wenn man theils die Beschränktheit und Nachläßigkeit seiner Zeitgenossen, theils auch den Mangel an Hülfsmitteln überlegt, der meistens im Wege stand. Von der Richtschnur und dem Maasstabe alles wahren Christenthums, der heiligen Schrift war er ausgegangen; das Leben der Christen stand in einem so grellen Misverhältniß mit den Vorschriften dieses Werks, und er fand in der Geschichte der Kirche, die er fleißig betrieb, so viel Belehrung über die Quellen, aus denen endlich dies ganze Misverhältniß hatte hervorgehen müssen; es hatte sein reineres Herz so gewaltig empört, hatte ihn selbst in seinen bürgerlichen Verhältnissen so

unge-

ungerecht getroffen, daß er auftreten mußte, und seine Ueberzeugung laut äußern.

Erwägt man den Geist der Zeit, in welcher er auftrat, gehörig, so dürfte sich vielleicht ergeben, daß er mehr Glück, als Klugheit hatte, wenn er den Verfolgungen der römischen Kirche entging. Diese Kirche hatte theils von innen, theils von außen her so manchen gefährlichen Stoß erhalten, der Wechsel der Könige Englands in diesem Zeitpunkte war so schnell und plötzlich, das Schwanken des Reiches zwischen Alleinherrschaft und Regierung einiger wenigen war so bedeutend und mißlich, die daraus entstandne Freyheit so ganz eigenthümlich, das größere Interesse des Reiches verschlang immer das kleinere und besondere einer Partey, wie die Wicleffiten waren, so schnell, oder fiel wohl gar mit ihm in einzelnen Theilen in Eins zusammen, der menschliche Geist beschäftigte sich mit Untersuchungen besonders, deren Ausbeute meistens in den Grenzen der Schule blieb, ein festeres, kühneres Auftreten in dem, was Religion betraf, war so überraschend, daß die Verfolgung nothwendig leiser und behutsamer auftreten mußte, wenn sie nicht mit ihren eigenen Waffen geschlagen seyn

wollte. Man wird dies alles in jedem einzelnen Punkte des Verfahrens gegen Wicliffe bemerkt haben, so wie die Folgen, wenn es nicht geschah. Der Vorwurf, daß Wicliffe eben nicht Beruf zum Märtyrerthume in sich gefühlt haben müsse, der schon an und für sich nicht so entehrend ist, als man geglaubt zu haben scheint, da man ihn so sorgfältig zu vernichten gesucht hat, verliert durch diese Bemerkungen an Bündigkeit und Richtigkeit. Wie könnte man es aber auch dem besten Manne verargen, wenn bey dem feurigsten Unternehmungsgeiste ihm doch immer Besonnenheit zur Seite stand, die ihn freundlich dargebotene Hülfe benützen hies, besonders, wenn diese Hülfe benützt werden konnte, ohne daß die Eigenthümlichkeit seines Charakters dabey verlieren mußte. Es mag allerdings sehr gut gemeint seyn, die gefundene Wahrheit mit seinem Tode zu besiegeln, aber sich trotzig und muthwillig in den Tod stürzen, ist eine Unbesonnenheit, die an sich keinen Werth hat, und nur durch die Folgen lobenswerth oder tadelnswürdig erscheinen kann. Die Geschichte der sogenannten Märtyrer des Christenthums besonders, abgerechnet die zahllosen Lügen, womit übel-

verſtandne Frömmigkeit ſie verbrämt hat, mag, im Ganzen genommen, ſehr rührend und erhebend ſeyn, inwiefern ſie die Kraft der Menſchheit erweiſet und verbürgt, im Einzelnen iſt ſie oft gewiß trauriger und niederſchlagender, inwiefern ſie zeigt, wie leicht dieſe Kraft misgeleitet werden kann.

Ueberdies ſind Wicliffes eigenthümliche, ins Einzelne gehende Züge zu wenig bekannt; es iſt ſo auffallend in der Geſchichte der Kirche, wenn man den Zeitpunkt nicht ganz genau auffaßt, daß ſo viel Kühnheit dem Tode entging, daß das Auffallende ſchon ſehr leicht zu einem raſchen Urtheile verleiten könnte. Genug, Wicliffe war ſeinen Feinden überlegen; ob durch ſeine innere Kraft, ob durch die glückliche Lage der Umſtände, darüber läßt ſich wenigſtens nicht abſprechen.

Wicliffe hat viel gewirkt. Er hat gewiſſermaßen den Riß entworfen, nach welchem in der Folge erſt das große, herrliche Gebäude der Reformation aufgeführt werden konnte; ja er hat Materialien herbeygeſchaft, die ſpäterhin nur geſichtet und vermehrt werden durften. Keiner ſeiner Vorgänger — wir haben einige kennen gelernt — hat das Ganze ſo umfaßt, wie er, kei-

ner

ner den Zusammenhang der Lehren mit dem Interesse des römischen Stuhls so richtig, und so genau aufgedeckt, keiner so unerschrocken gehandelt. Wenn spätere Reformatoren, die an das schon angefangene Werk gerufen wurden, und vereint wirken konnten, ihm Mangel an eigner Klarheit vorwarfen, so mögen sie allerdings Recht haben, aber die Forderung, die sie durch diesen Vorwurf an ihn machen, erscheint gewiß als unbillig, so bald man überlegt, wie die Vorfälle des Tages oft Untersuchungen abbrachen, oder veranlaßten, und wie leicht bey dieser Abwechselung, bey dieser Ebbe und Flut der Gedanken die Klarheit verloren gehen konnte. Dafür ist Redlichkeit und Reinheit des Strebens unverkennbar dem Namen Wicliffe aufgeprägt.

Johann Huß.

Johann Hussens

# Leben.

---

## Ein Lesebuch

für den

## Bürger.

---

Zweyte verbesserte Auflage.

---

Leipzig,
bei Georg Voß.
1804.

Seinem

verehrungswürdigsten

Lehrer und Gönner

Herrn Prof.

**Johann Matthias Schröckh,**

Wohlgeb. Magnif.

widmet diese Schrift

als ein Denkmal

der

höchsten Ehrfurcht und Dankbarkeit

**der Verfasser.**

# Vorrede.

Viele Jahre sind es schon, seit welchen ich mit Mühe und Kosten alles zusammentrug, was auf den böhmischen Reformator des vierzehnten Jahrhunderts nur irgend eine Beziehung haben kann. Die Hochachtung und Bewunderung, welche ich ihm

von Jugend auf zollte und welche mit zunehmenden Jahren bei besserer Würdigung seiner Verdienste immer neuen Zuwachs gewann, machte mir dieses Sammlen zum angenehmsten Geschäfte, bis ich endlich auf den Gedanken kam, die vorzüglichsten Nachrichten von seinem Leben zu ordnen und sie der Lesewelt zu übergeben.

Lange ließ mich eigenes Mistrauen gegen meine Arbeit mit der Ausführung meines Entschlusses zögern, und nur der Gedanke war endlich für mich entscheidend, daß alle Nachrichten von diesem Manne etweder zu gelehrt oder zu weitläuftig oder zu kurz, oder endlich nicht in dem praktischen Tone abgefaßt sind, wie sie für das lesende Publikum gehören. Ich glaubte, daß zu diesem Zwecke mehr von dem häuslichen Leben des Mannes, mehr von seinen Aussprüchen und Gesinnungen, mehr von

der Art seiner Bildung als von andern dahin einschlagenden politischen Begebenheiten ausgehoben werden könnte. Dabei waren L'Enfant, die Acta des Costnitzer Conciliums, Walpurgers verbrannter aber nicht überführter Huß, Theobalds Hussitenkrieg, Seyfrieds Leben des Johann. Huß, und besonders Hussens Werke in zwei fol. Bänden Nürnberg 1558 unter den ältern meine vorzüglichsten Führer.

Es wird, dachte ich, unter den ungelehrten und niedern Classen doch je zuweilen der Name Huß genannt, und vielleicht steigt in diesem und jenem der Wunsch auf, etwas mehr von ihm zu erfahren, als daß er zu Costnitz verbrannt worden ist.

Diesen Wunsch zu befriedigen, und dadurch aus den Händen der Lesewelt so manches unnütze und schädliche Buch für

den Augenblick zu verdrängen, war bei dieſer Arbeit meine Abſicht. Gelingt dieſe mir bei allem Tadelnswürdigen, was ſich hier und dort finden mag und ich gern hinwegwünſchte, ſo iſt niemand zufriedner, als der

Verfaſſer.

# Inhalts-Anzeige.


## Erſtes Kapitel.

Huſſens Geburt und Erziehung. Seite 13

## Zweites Kapitel.

Seine Ankunft zu Prag. 26

## Drittes Kapitel.

Seine Beförderung zum Predigtamte. 34

## Viertes Kapitel.

Er bildet ſich zum Reformator. 50

## Fünftes Kapitel.

Er widerſetzt ſich den päbſtlichen Ablaßpredigern. 58

## Sechſtes Kapitel.

Er wird in den Streit mit den deutſchen Studierenden verwickelt. 63

Siebentes Kapitel.

Er wird vom Pabſte citirt. . Seite 92

Achtes Kapitel. a)

Er widerſezt ſich dem Pabſte und wird in den Bann gethan. . . . . 120

Achtes Kapitel. b)

Er muß Prag verlaſſen. . . 142

Neuntes Kapitel.

Er erſcheint auf dem Concilio zu Coſtnitz. 165

Zehntes Kapitel.

Er wird eingekerkert. . . 191

Eilftes Kapitel.

Er wird zum Tode verurtheilt. . . 237

Zwölftes Kapitel.

Noch ein Blick auf ihn zurück! . . 264

## Erſtes Kapitel.

### Huſſens Geburt und Erziehung.

Nichts kann den Glauben an eine weiſe, gütige, über alles waltende Vorſehung beſſer rechtfertigen, als die nun ſchon durch ſo viele Jahrtauſende beſtätigte Erfahrung, nach welcher immer von Zeit zu Zeit aus dem Menſchengeſchlechte Männer hervorgiengen, die vor andern hervorragten und durch ihre Thaten und Verrichtungen auf ihre Mitmenſchen einen mehr oder weniger wohlthätigen Einfluß hatten. Entweder Weisheit im Beurtheilen der Dinge, oder Scharfſinn im Erfinden, oder Muth im Entſchließen, oder Kraft im Handeln, oder Beharr-

lichkeit im Ausführen verschaffte hier und dort einigen vorzüglichen Köpfen über ihre Mitbürger eine Geistesüberlegenheit, die sie vor allen andern auszeichnete.

Männer von dieser Größe staunte schon ihr Zeitalter an. Aber auch die Nachwelt verweilt gern und mit Nutzen bei ihrer Betrachtung. Die Art, wie sie sich zu ihren großen Verrichtungen anschickten; die Mittel, die sie brauchten; die Hindernisse, die sie vorfanden; die Schwierigkeiten, die sie besiegten; die Maximen, nach denen sie sich richteten; die Zwecke, die sie erreichen wollten; das Glück oder Unglück, das sie traf — das alles gewährt mannichfaltigen Unterricht und Belehrung.

Wer will es läugnen, daß unter diesen Männern Huß einen vorzüglichen Platz behauptet? Er, der früher, als die folgenden Verbesserer der öffentlichen Religion einen großen Theil von Irrthümern in dem Kirchenglauben bestritt; der in so vielen Gemüthern einen Saamen ausstreuete, welcher späterhin die erwünschtesten Früchte trug; der mit so vielem Muthe und Ausdauern bei den einmal für waht erkannten

Lehrsätzen beharrte; er, der mit einem Worte der treffliche Vorläufer Luthers und der übrigen Reformatoren war — er ist es werth, noch von der Nachwelt gekannt und im Andenken behalten zu werden.

Mit dankbarem und gerührtem Herzen sieht noch jeder Freund der Wahrheit auf den sechsten Julius vom Jahre 1373 als auf den Tag zurück, an welchem Huß geboren wurde. Sein Geburtsort Hussinecz, ein Dorf nahe bei Prachaticz in Böhmen, hat das mit sehr vielen andern unbedeutenden Oertern gemein, daß er dem großen Manne, welcher aus demselben hervorgieng, den Zunamen gab. Jenem Dorfe zu Ehren nannte er sich Johann Huß. Sich nach seinem Geburtsorte zu nennen war überhaupt eine Sitte, die wir unter den damaligen Gelehrten nicht selten antreffen.

Von seinen Aeltern ist nicht viel mehr bekannt, als daß sie arme und geringe Leute gewesen sind. Selbst der eigentliche Name seines Vaters wird von den Geschichtschreibern nicht genannt. Man hat daraus mit vieler Uebereilung folgern wollen, Huß sei ausser der Ehe erzeugt worden.

Ein Versuch, der nur zu sehr die Begierde verräth, alles zusammen zu raffen, was ein nachtheiliges Licht auf ihn werfen könnte. Und gesetzt, diese seine Abstammung würde von der Geschichte in dem Maaße bestätiget, wie sie sich nicht bestätiget, so würde sie wenigstens seinen rühmlichen und verdienstvollen Thaten nicht den geringsten Abbruch thun.

Ich schließe aus einer Aeußerung in einer seiner Reden, daß sein Vater sich mit Handarbeit Unterhalt verschaft habe. Bei der Gelegenheit nämlich, daß er seine uneigennützigen Absichten bei seinen Unternehmungen vertheidigen will, spricht er „Brod brauche ich und weiter „nichts. Brod, so hoffe ich zu Gottes Güte, „würde ich gehabt haben, ohne daß ich mich in „so verwickelte Händel gemischt hätte. Denn „Gott gab mir Hände zur Arbeit und Arme „zum Holztragen, wie meinem Vater."

So viel ist gewiß, Hussens Aeltern bemühten sich, ihr Kind so gut zu erziehen, als sie es ihren Umständen nach vermögend waren. Weil in der Nähe ihres Aufenthalts sich ein Kloster befand, so hatte der junge Huß frühzeitig mit

Mönchen Umgang, deren Beifall er als ein gutartiger, ſtiller Knabe gar bald erhielt. Natürlicher Verſtand, gefällige Lenkſamkeit, unbefangene Offenheit, warme Liebe zur Religion — das waren Eigenſchaften, die den Knaben auszeichneten, die aber auch zugleich den Mönchen willkommen ſeyn mußten. Sezt man noch einen hohen Grad von kindlicher Dienſtfertigkeit hinzu, die ſich immer geſchäftig bewies und jeden Wunſch von ferne errieth; ſo war es kein Wunder, daß die Mönche an ihm ſo großen Gefallen fanden. Oft war er mit ihnen weggegangen, während ihn ſeine Aeltern mit vieler Aengſtlichkeit ſuchten.

Sein Vater wurde frühzeitig ein Raub des Todes, den der junge Huß mit kindlichen Gefühlen der Wehmuth beweinte. Traurig genug für die hinterlaſſene Witwe, welcher nun die Sorge für den Sohn ganz allein oblag! Schon lange hatten jene vorgenannte Mönche den Aeltern den Vorſchlag gethan, den jungen Huß dem geiſtlichen Stande zu widmen. Jezt wurde es der guten Mutter unmöglich, ihren Vorſtellungen länger zu widerſtehen. Sie, von

eignen Mitteln entblößt, mußte sich und ihren Sohn ganz der Unterstützung und dem Rathe Anderer überlassen. Der Entschluß, ihn studieren zu lassen, wurde nur gemeinschaftlich gefaßt, aber immer die Ausführung desselben aufgeschoben. Die Armuth in dem mütterlichen Hause war zu groß, als daß der junge Huß nur anständig gekleidet werden konnte. In dieser Verlegenheit warf sich der Herr von dem Dorfe, Nicolaus von Hußinecz, zu seinem Gönner auf. Er stillte nicht nur die gegenwärtigen Bedürfnisse des Knaben, sondern versprach auch, ihm für die Zukunft alle mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Der ehrliche Mann hielt Wort; denn immer hatte Huß die Güte dieses seines Wohlthäters zu rühmen, der oft unaufgefordert seinem kleinen Zöglinge milde Gaben zufließen ließ. Vielleicht geschah es noch aus Dankbarkeit gegen diesen Herrn, daß sich Huß nach dem Namen seines Gutes nannte. Gewisser noch, als dies, ist es, daß Huß, ohne dieses Herrn Unterstützung, nicht im Stande gewesen sein würde, das zu leisten, was er würklich leistete. Gesegnet sey uns daher noch

die Asche dieses Mannes, der, wenn er auch sonst kein Verdienst besaß, schon darum gerechte Ansprüche auf den Dank der Nachwelt hat! Wer selbst nicht groß und ausgezeichnet ist, erwirbt sich doch einiges Verdienst, wenn er Andern groß werden hilft.

Bei dem Umgange mit Menschen erblickte Huß von ohngefähr einige Bücher, die er mit Augen des Staunens in die Hände nahm. Seine große Begierde, darin zu lesen, ging in Verdruß über, als er fand, daß sie in lateinischer Sprache geschrieben waren, von welcher er gar keine Kenntniß hatte. Stundenlang durchblätterte er sie, und sann auf Mittel, wie er es wohl anfangen könne, um das darin Aufgezeichnete verstehen zu lernen. Voll edler Wißbegierde fragte er die Besitzer derselben, was denn darinnen enthalten sey. Und als sie ihm eine Antwort gaben, die seine Neugierde noch mehr spannte, war er gleich mit der Bitte fertig, daß sie ihm doch diese Sprache lehren möchten. Gern hätten sie aus Liebe zu dem, welcher nun einmal ihr Günstling geworden war, sich dieser Mühe unterzogen, wenn sie nur selbst

der Sprache mächtig gewesen wären. Allein der größte Theil dieser Menschenklasse war so unwissend und in allen, selbst in den gemeinsten, Kenntnissen so unerfahren, daß sie selbst Unterricht bedurft hätten. So viel sie indessen konnten, versuchten sie dem jungen Huß beizubringen. Schlimm genug, daß dies so wenig war!

Das Wissen seiner ersten Lehrer war nun ganz erschöpft. Begierden, die einmal rege gemacht worden sind, werden durch Schwierigkeiten und Hindernisse immer mehr gereizt. Kein Wunder also, daß der lernbegierige Huß täglich in sie stürmte, und Belehrung heischen wollte, wo keine Kenntnisse waren. Man presse eine trockne Frucht noch so sehr aus, sie wird doch keinen Saft von sich geben. Es geschahe sehr oft, daß er durch Fragen und Einwendungen ihr Gesicht mit Schaamröthe übergoß. Aus dieser Verlegenheit wußten sie sich nicht besser zu helfen, als daß sie ihm den Bescheid gaben: „will der Bube mehr wissen, so „mag er nach Prachatiz ins Collegium gehen!“ Dies war eine benachbarte Stadt,

wo eine damals nicht unbedeutende Schule ſich befand. Prachaticz und mehr wiſſen — beides fuhr dem Knaben wie ein Blitzſtrahl durch den Kopf, beides konnte er nicht wieder vergeſſen, beides trug er ſeiner Mutter vor. Es geſchahe, was er wünſchte. Die Schule zu Prachaticz empfieng an ihm einen fleißigen, unermüdeten Zögling. So wenig Vorkenntniſſe er mitbrachte, ſo groß war nun ſein Eifer, mit welchem er ſich dem Studieren ergab. Die Kenntniß von denjenigen Sprachen, welche für einen Gelehrten unentbehrlich ſind, machte er ſich bald eigen und gewann dadurch die Liebe ſeiner Lehrer. Es gehörte wenig Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt dazu, um die treflichen Anlagen dieſes jungen Menſchen zu bemerken. Seine Lehrer waren nicht die geſchickteſten, aber doch voll guten Willens ihrem Schüler nützlich zu werden. Die Mutter, die ihrem Johannes — ſo pflegte ſie ihn gewöhnlich zu nennen — ſo oft es ihre Umſtände erlaubten, Nahrungsmittel zur Stadt führte, war jedesmal entzückt, wenn ſie ihn hatte loben hören. Ihr Sohn war ihr Stolz, von dem ſie ſich mit

Jedermann unterhielt, von dem sie erzählte, den sie als Muster zur Nachahmung empfahl. Eine Schwachheit, die vielleicht nur durch die Sorgfalt aufgewogen wird, mit welcher sie sich ihres Kindes annahm. Sie darbte, sie entbehrte, sie duldete, sie arbeitete, blos um etwas zu seinem Fortkommen beizutragen. Das Verdienst einer guten Mutter gebührt ihr in hohem Grade.

Ach wie groß war ihre Freude als der Knabe mit den rühmlichsten Zeugnissen versehen von Prachatic zurückkam! Der Schwindel des so lange gehofften Vergnügens, einen gelehrten Sohn zu haben, ließ sie einstweilen die Sorge für das Zukünftige vergessen. Endlich ergriff sie seine Hand: „nun, mein Sohn, „was soll nun weiter werden?" „Ich gehe „nach Prag, war seine kurze aber zuversichtliche Antwort." „Aber meine Umstände, „meine und deine Armuth!" „Da wollen wir „uns nicht kümmern. Gott wird sorgen! Die „Mönche haben mir auch schon gesagt, daß „ich gewiß fortkommen würde." Kurz, mit thränenden Augen und mit flehenden Bitten

wußte er ihre Einwilligung zu erlangen, wozu es gar nicht so viele Mühe bedurft hätte.

Oft ist man schon längst entschlossen, etwas zu thun, aber hält es nur noch für schicklich, die Bitte dessen abzuwarten, den es betrifft. Das war der Fall mit Hussens Mutter. Ihr Charakter hatte mit dem einer gewissen Klasse von Menschen viel Aehnlichkeit, die an der Ausführung ihrer Wünsche geflissentlich Zweifel ersinnen, je mehr sie sich selbst an dem möglichen Erfolge derselben ergötzen und zur Förderung desselben reizen wollen. Der Tod wäre ihr weniger fürchterlich gewesen, als wenn ihr Sohn etwas anders gewollt hätte, oder wenn ihre Freunde ihre Zweifel gebilliget und in ihren vorgeblichen Entschluß, ihren Sohn nicht studieren zu lassen, eingestimmt hätten. Und doch äußerte sie in dem Maaße Bedenklichkeiten, in welchem ihre Bekannte sie heben wollten. Nur einer der letztern hätte es versuchen sollen, ihr davon abzurathen und dawider zu sprechen, und sie würde aus Leibes Kräften dafür gestritten haben. So schien sie — ohne doch Heuchlerin zu sein — gezwungen, da

nachzugeben, wo sich längst alle Wünsche schon vereiniget hatten.

Auf gutes Glück etwas wagen, ohne zu wissen, wie und durch welche Mittel man es ausführen kann, scheint ein kühnes, übereiltes Unternehmen. Tausenden mißlingt es, sich über häusliche Hindernisse emporzuringen. Aber Huß hatte die Unterstützung seines Gutsherrn und anderer Gönner zu hoffen und wagte also weniger, als Andere, die bloß auf ein unsicheres Ohngefähr ihre Hoffnung gründen.

Es blieb nun dabei, der junge Huß sollte nach Prag auf die Universität gehen. Bei seiner Armuth bedurfte es nun eben nicht vieler Anstalten zur Abreise. Der Jüngling war alle Augenblicke dazu fertig und geneigt. Allein die geschäftige Mutter wollte immer noch bald dies, bald jenes für ihn zu besorgen haben, so oft er sich zum Aufbruch anschickte, so daß ihm endlich selbst die Zeit zu lang wurde. „Nun so „will ich dich dahin begleiten, sprach sie; denn „einen so weiten Weg kann ich dich nicht allein „reisen lassen." Das war dem Sohne desto angenehmer und so machten sich beide auf den

Weg. Ueber die Erzählung übrigens, daß sie noch vor der Abreise, um den künftigen Lehrern ihres Sohnes ein Geschenk zu machen, einen Kuchen gebacken und eine Gans mitgenommen habe, daß letztere ihr unterweges entflohen sey, daß sie diesen Umstand und manche andere üble Begegnisse auf der Reise als üble Vorbedeutungen angesehen, daß sie ihren Sohn zur Rückreise habe bewegen wollen — über diese und andere Nachrichten gehe ich stillschweigend hinweg und begnüge mich, sie berührt zu haben. Schon zu lange würde ich meine Leser mit der Charakterzeichnung der Mutter aufgehalten haben, wenn es nicht in der Lebensgeschichte jedes wichtigen Mannes nöthig wäre, vor allen Dingen Bekanntschaft mit den Aeltern zu machen. Von den Aeltern geht immer zu viel auf die Kinder über, als daß nicht auch kleine Umstände von den erstern merkwürdig wären.

## Zweites Kapitel.

### Seine Ankunft zu Prag.

Huß befand sich nun seit dem Jahre 1389 zu Prag. Bei dem ersten Schritte, welchen der sechzehnjährige Jüngling in diese Stadt that, überfiel ihn eine gewisse Aengstlichkeit, die er sich nicht zu erklären wußte, die sich aber bald nachher wieder verlohr. Es ist eine Eigenheit des damaligen Zeitalters, daß es überall Vorbedeutungen und Ahnungen suchte und eben darum auch leicht fand. Befremden kann es also nicht, wenn sowohl Huß, als seine Freunde, späterhin diesen Umstand für ein bedeutendes Anzeichen der unglücklichen Schicksale ansahen, die ihm in dieser Stadt begegneten. Aber nicht so verzeihlich wäre es, wenn man noch in unsern aufgeklärten Tagen auf solche Dinge achten wollte, die ihren leicht zu erklärenden Aufschluß in der Natur der Sache fin-

den. Denn, um bei dem gegenwärtigen Vorfalle stehen zu bleiben, war es wohl ein Wunder, wenn ein junger Mensch, der noch nicht viel in der Welt gesehen hat und sich eben jezt einer großen Stadt nähert, wo ihm alles neu, unerwartet, und mit allen seinen bisherigen Vorstellungen unvereinbar erscheint, bei dem Anblicke eines so großen Schauspiels in eine gewisse Bangigkeit verfällt? Ist es nicht natürlich, daß, bei dem Eintritte in eine neue wichtige Lebensperiode, sich seiner Seele dunkle Vorstellungen zudrängen, die aus einem Gemische von Erwartung und Furcht bestehen? Muß er nicht darüber nachdenken, wie es ihm wohl an dem neuen Orte seines Aufenthalts ergehen werde?

Genug, anfänglich hatte Huß nicht Ursache, auf dieses weitere Rücksicht zu nehmen. Es schien, als ob sich zu Prag alle Umstände zu seinem Vortheile vereinigten. Ueberall fand er Freunde und Gönner, die sich seiner annahmen und ihn unterstützten. Menschen, die eine gewisse Theilnahme und Aufmerksamkeit für alles verrathen, was man mit ihnen spricht, und von

ihnen verlangt, die sich für alles zu interessiren scheinen, was uns selbst lieb und angenehm ist, finden gewiß am leichtesten ihr Fortkommen.

Ein solcher war Huß. Eine unbeschreibliche Willigkeit in Besorgung kleiner Aufträge, eine unverletzliche Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Versprechen, ein geschmeidiges sich überall anpassendes Wesen lenkte alle Gemüther zu seinem Vortheile.

Insbesondere erhielt er den Beifall seiner Lehrer. Aufmerksam in den Lehrstunden, unermüdet außer denselben, fertig in seinen Antworten, empfänglich für jeden Tadel, beschämt bei jeder Zurechtweisung, nachdenkend bei jeder Ermahnung, war und blieb er der Liebling seiner Lehrer. Nichts kann einen Schüler leichter um die Gunst seiner Lehrer bringen, als wenn er ihren Kenntnissen gleichzukommen scheint. Dies letztere war freilich der Fall zuweilen mit Hussen, ohne jedoch sein gutes Vernehmen mit seinen Lehrern zu stören. Es giebt eine Art, wie Schüler ihre Vorzüge verbergen können. Und diese Art war ihm eigen.

Seinen Fleiß konnte der Mangel an Hülfsmitteln nicht hindern, sondern nur verstärken. Mit Betrübniß mußte er zwar dieses und jenes Buch bei seinem Studieren entbehren, welches ihm nützlich gewesen wäre. Entbehrung ist einmal das Loos aller jungen Menschen, die, ohne einiges Vermögen zu besitzen, sich dem Studieren widmen. Ein bequemes, sorgenfreies, ruhiges Leben ist unstreitig den Wissenschaften günstiger. Es war traurig, dem jungen Huß oft die unentbehrlichsten Bedürfnisse mangeln zu sehen, so groß auch immer die Unterstützung sein mochte, die ihm von seinen Gönnern zufloß. In seiner Lage mußte er es als ein großes Glück ansehen, als es ihm gelang, in die Dienste eines Professors als Famulus zu kommen. Ein Schritt, der ihm zwar einen großen Theil von Zeit raubte, welcher auf Studieren hätte verwendet werden können, den aber die Nothwendigkeit in seinen Umständen erheischte. Neben dem wichtigen Vortheile, daß er nun für Beköstigung und Kleidung nicht mehr zu sorgen hatte, erhielt er auch dadurch Zugang zu einer großen ausgesuchten Bibliothek. Es versteht sich von

selbst, daß sein lernbegieriger Geist diese mit allem möglichen Eifer benutzte.

Wer sich noch aus dem obigen erinnert, daß er schon frühen Umgang mit Mönchen gepflogen hatte, daß ihm schon dadurch eine Menge religiöser Schriften in die Hände fielen, daß sein Geist daran Gefallen und Nahrung fand, daß seine Mutter diese Richtung seines Geistes eher begünstigte, als hindette — der wird es begreiflich finden, wenn er hört, daß Huß den theologischen Studien sein ganzes Bemühen widmete. Seine Aufmerksamkeit beschäftigten vorzüglich solche Bücher, die mit der Kirchengeschichte in Verbindung standen. Was darauf nur entfernter Weise Beziehung hatte, das mußte alles gelesen werden. Jeder Winkel in Bibliotheken wurde durchsucht, und manches lange Zeit ungenutzte Historienbuch hervorgezogen und vom Staube gereiniget. Aus allem, was er las, verfertigte er sich genaue Auszüge, worin die Hauptsachen nebst den Namen und Jahrszahlen bemerkt waren. Des Abends und Morgens wurden sie immer wiederholt und traf es sich, daß ihm ein Name oder eine Jahrszahl unglück-

licher Weise entfallen war, so legte er sich selbst dafür gewisse Strafen auf.

Der Zufall wollte es, daß ihm einmal Märtyrererzählungen in die Hände fielen. Größtentheils elende Produkte, woran die damalige Welt vorzüglich reich war! Aber hier traf es ein, daß auch aus dem schlechtesten Buche Nutzen gezogen werden kann. Ich sage gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte: das Lesen dieser Schriften bildete ihn zum Theil zu dem Manne, welcher er hernach wirklich wurde. Man hat diesen Umstand in seinem Leben für viel zu unbedeutend angesehen, als er wirklich ist. Mir scheint er so wichtig zu seyn, daß ich daraus eine Menge seiner folgenden Handlungen ableiten will. Er gab seiner ganzen Denkungsart eine neue Richtung, und seinem Charakter eine neue Spannung. Wenn man weiß, daß große Männer oft durch einen kleinen Umstand, der ihnen in der Jugend begegnete, und dem man entweder gar keinen, oder doch einen sehr geringen Einfluß hätte zuschreiben sollen, erst zu solchen Unternehmungen fähig oder geneigt gemacht wurden, wodurch sie sich nachher auszeichneten;

so wird man mir beistimmen, wenn ich auf diesen Punkt ein solches Gewicht lege.

Huß wurde zum Theil Huß durch das Lesen dieser Märtyrergeschichten, die er auch sehr häufig in seinen Schriften citirt. Es gieng ihm nahe, unschuldige Menschen den fürchterlichsten Martern ausgesetzt zu sehen. Ihre Unschuld erregte bei ihm Mitleiden, Mitleiden Bewunderung, Bewunderung Selbstgefühl, und Selbstgefühl Kraft. Stundenlang überlegte er mit einer strengen Selbstprüfung, ob auch er einer solchen standhaften Duldung fähig wäre. Er sahe noch jetzt Irrthümer im Schwange gehen, wogegen sich schon viele Andere aufgelehnt hatten. Sein Muth erwachte und er fand sich groß genug, das zu bestreiten, wovon er den Ungrund einsah. Das war die Folgereihe seiner Gedanken, die nach und nach durch seine Seele dämmerten. Das ist der Gesichtspunkt, woraus sich vieles in seinem folgenden Leben beurtheilen läßt.

Zur Rechtfertigung dieser Behauptung mag folgender Vorfall hier seinen Platz haben. Huß hatte einst einen ganzen Nachmittag zu seinem willkürlichen Gebrauch übrig, und ohne langes

Besinnen wurde der Entschluß gefaßt, diese Zeit auf seine Lieblingslectüre zu verwenden. Das Leben des heiligen Laurentius war es, welches seine Lesesucht diesmal befriedigen sollte. Er las mit einer Begierde, die mit jedem neuen Blatte immer mehr anwuchs. Er wurde oft weggerufen und gestört. Und war es sonst seine Art nicht, kurze und verdrüßliche Antworten zu geben, so that er dies heute. Und wer wollte ihm das nicht verzeihen? Von der einen Seite eine Stimmung der Seele, die gerade rührender Eindrücke empfänglich war, und auf der andern ein Buch, welches seinem Seelenzustande entsprach — beides traf zufällig zusammen. Die Betrachtung der Leiden dieses Mannes, die Ueberzeugung von der Unschuld desselben, die Vorstellung von seinem zu erwartenden Lohne, die Bewunderung seiner heldenmäßigen Standhaftigkeit und dabei ein vergleichender Blick auf sich selbst, erfüllten ihn mit einer solchen Wärme, daß — man höre, was doch durchgängig als gewiß erzählt wird — er in ein neben ihm loderndes Kaminfeuer seine rechte Hand hineinsteckte, um einen Versuch

zu machen, ob er auch wohl Schmerzen ertragen könne.

Nur mit Mühe konnte sein Stubenpursche, der, wie vom Schlage gerührt, darüber erschrocken herzusprang, ihn von einem so raschen Vorhaben zurückhalten. Huß, als ob ihm nichts geschehen wäre, rief hitzig: „Bruder, ob ich „es wohl dem Manne in dem Buche da nach„thun kann! Da nimm und lies, was dieser „duldete!“ Der vielversprechende Jüngling! Es scheint, als ob er sich gegen die Schmerzen im Feuer im voraus hätte waffnen wollen.

## Drittes Kapitel.

### Seine Beförderung zum Predigtamte.

Huß hatte schon viel gelesen, gelernt und erfahren, als er erst sein zwanzigstes Jahr antrat. Allein er hatte dies mit den mehresten großen Männern gemein, die in der Geschichte Aufsehen erregt haben. Denn wer in seinem Leben

etwas ausrichten will, der muß ſich dazu jung vorbereiten. Es war das Jahr 1393, als er Bacalaureus und im dritten Jahre darauf Magiſter wurde. Sein ſtilles, eingezogenes Betragen und noch mehr ſein deutlicher vernehmlicher Vortrag waren auch Urſache, daß man ihm im Jahre 1400 das Pfarramt in der Capelle Bethlehem zu Prag übertrug. Eine Kirche, die Johann Mühlheim, ein reicher Mann, für die Univerſität beſtimmt und mit vielen Stiftungen ſowohl zu ihrer Erhaltung, als zur Beſoldung eines eignen dabei anzuſtellenden Predigers verſehen hatte. Huß war alſo beides zugleich, Prediger und Lehrer bei der Univerſität.

So wie ſeine Geſchäfte vermehrte ſich nun auch ſein Fleiß. Man erzählt, daß, als er zum erſtenmale in dieſer Kirche predigte, er den Text nicht gleich finden konnte, worüber er predigen wollte. Ein ſolcher, im Grunde nichts bedeutender, Umſtand wird doch ſehr oft einem Manne von Unverſtändigen zum Verbrechen angerechnet, und auch der beſte Prediger hat Mühe, durch deſto größere Aufmerkſamkeit auf alle Umſtände aus dem Andenken kleiner See-

len die Rückerinnerung an einen solchen Vorfall zu verdrängen. Und nun, man setze sich in jene abergläubische Zeiten zurück, wo man gerade in solchen vom Zufall abhängigen Dingen Billigung oder Mißbilligung Gottes zu finden glaubte, so wird man errathen können, wie sehr dieser Umstand zu Hussens Nachtheile hätte ausschlagen können. Gewiß lange Zeit hätte niemand seine Kirche besucht; denn, würde es geheißen haben, das war ein offenbares Kennzeichen, daß Gott ihm nicht gnädig ist. Aber Huß kam diesen Auslegungen glücklich zuvor. Er ließ sich durch das vergebliche Hin- und Herblättern im Buche nicht niederschlagen, legte es gelassen bei Seite und sprach: „heute soll ich „nicht aus dem Buchstaben, sondern aus dem „Geiste reden." Nach dieser sinnreichen Entschuldigung hielt er eine Rede voll Kraft und Nachdruck, die ihm alle Gemüther gewann. So half ihm eine Gegenwart des Geistes aus der Verlegenheit die nicht nur hier sondern unter allen Umständen großen Werth hat.

Daß er ein Böhme von Geburt war, schadete und nützte seinem Ruhme. Es nützte ihm;

denn da sich sehr viele Deutsche auf der Universität befanden, so daß sie den größten Theil der dortigen Lehrer und Studierenden ausmachten, so war es den gebornen Böhmen willkommen, daß ein Mann aus ihrer Mitte sich hervorthat und hinlänglich durch seine Talente bewies, wie wenig sie die Verachtung verdienten, welche ihnen die Deutschen widerfahren ließen. Sie suchten daher alle Mittel hervor, ihn zu erheben, und glaubten durch die Vergrößerung seines Ruhmes ihren eigenen zu befestigen. Von der andern Seite aber ließen die Deutschen keinen Böhmen leicht aufkommen, und jeder Gelehrte, der nicht zu ihrer Parthei gehörte, wurde unterdrückt und als ein Unwissender verschrien.

So hat mancher Mann sein Aufkommen oder seine Zurücksetzung Umständen zuzuschreiben, die nicht von seiner Gewalt abhängig sind! So viel hieng von jeher vom Stande, Geburt, Vaterlande, Verbindungen und andern zufälligen Umständen ab! So hatte auch Huß in der Parthei der Deutschen, welche die ungleich stärkere war, eine Anzahl von Feinden und Neidern vor sich, die seinen Ruhm untergraben und seinen

Bemühungen Hindernisse in den Weg zu setzen suchten. Jedes zweideutige Wort wurde von ihnen aufgestochen, jeder einer doppelten Auslegung fähiger Gedanke übel ausgelegt, jede unschuldige Handlung gemißdeutet. Wenn er predigte oder eine Vorlesung hielt, so erhob der eine Theil seine Verdienste, da hingegen der andere sie herabsezte. Hier hieß es: einen solchen Mann giebt es nicht weiter! und dort: wie gemein, wie alltäglich!

Der Weg, welchen Huß bei diesem getheilten Lobe und Tadel wählte, war der einzig sichere, welchen man unter solchen Umständen wählen kann. Er vertraute sich keiner Parthei, weder der, der ihm wohl, noch der, die ihm übel wollte. Im ersten Falle hätte er unsichere Lobredner und Schmeichler gefunden, und im zweiten hätte er selbst Schmeichler werden müssen. Beides wollte er nicht, denn beides ist eines edlen und weisen Mannes unwürdig. Das Gesetz, seiner Pflicht nach Kräften Gnüge zu thun, schwebte ihn unverrückt vor Augen und war ihm ein sicherer Führer und Rather sowohl bei den Lobeserhebungen seiner Freunde, als bei den Verunglimpfungen seiner Gegner.

Ueberhaupt hatte er von den Pflichten eines Religionslehrers so hohe Begriffe, daß er, bei aller seiner Anstrengung, den Forderungen seines Amtes nie Gnüge zu thun glaubte. Er behauptete, ein Lehrer der Religion müsse vor allen Dingen das Volk reinigen von Fehlern und Lastern; wo er diese Frucht allmähliger Reinigung — ein Ausdruck, der auch in seinen Predigten sehr oft vorkommt — unter seinen Zuhörern nicht hin und wieder bemerke, da sei und wirke er das nicht, was er sein und wirken müsse. Aus diesem seinen Grundsatze kann man schon auf den Inhalt seiner mehresten Vorträge schließen. Sie unterschieden sich von den Predigten seiner Amtsgehülfen und überhaupt der damaligen Zeit und machten zu Prag ein nicht geringes Aufsehen. Wenn Andere nur mit unnützen Fabeln und erdichteten Erzählungen ihre Predigten ausfüllten, so waren die herrschenden Laster seiner Zeitgenossen der Gegenstand, den er wählte.

Freimüthig und ohne alle verwerfliche Rücksichten erinnerte er jede Art von Menschen an ihre Obliegenheiten, und entdeckte ihnen ihre Fehler.

Jeder Mensch, lehrte er, müsse dienen und nicht Herr seyn wollen, welches allein Gott sey. Wer sich vor Lastern hüte und rechtschaffen wandele, der diene dem Gesetze des Herrn und werde für seinen Dienst nicht unbelohnt bleiben. Wer aber lasterhaft lebe, und sich Abweichungen vom Recht erlaube, der sei widersetzlich und wolle selbst Herr seyn, welches große Strafen nach sich ziehe. Vorzüglich drang er auf die den damaligen Zeiten fast ganz neue Wahrheit, daß eine gesetzwidrige Handlung strafbar sey, sie habe diesen oder jenen Mann zum Urheber, und daß der Unterschied der Stände auf Verzeihlichkeit oder Strafbarkeit einer Sünde keinen Einfluß habe. Wenn jemand z. B. dem Stolze oder dem Geitze ergeben sey, so sei es einerlei, ob es ein Graf oder ein geringer Mann sey. Hatte er einmal in einer Predigt ein Laster nach seiner Schändlichkeit geschildert, oder ein Vorurtheil nach seinem Ungrunde dargestellt, oder eine Hoffnung in ihrer Grundlosigkeit aufgedeckt, so brauchte man beim Weggehen den naiven Ausdruck: er hat uns heute wieder etwas nehmen wollen. Möchte doch jeder

Religionslehrer seinen Zuhörern Vorurtheile und unedle Neigungen in diesem Sinne benehmen!

Man kann aber leicht denken, daß dieser ausgestreute Saame nicht immer auf gutes Land fiel. Denn Tadel trifft immer mehr den, von welchem er ausgeht, als gegen welchen er gerichtet ist. Der letztere giebt ihn mit gehäuften Zinsen zurück. Wer sich durch Hussens Vorträge getroffen fühlte und keine Lust spürte, seinen Ermahnungen zu folgen, ließ es gewöhnlich nicht ungeahnet. Stolze Verachtung, hämischer Spott, oder auch wirkliche Verunglimpfung und Sinnen auf Rache waren die Folgen. Zwei Vornehme, die nicht nur im Rufe der Schwelgerei standen, sondern auch wider das sechste Gebot sich Vergehungen zu Schulden kommen ließen, glaubten besonders durch seine Vorträge angegriffen worden zu seyn. Ich unternehme es nicht, zu leugnen, daß er sie kenntlich genug mochte beschrieben haben. Denn obgleich alle persönlichen Angriffe, wodurch ein besonderes Mitglied der Gemeinde so deutlich beschrieben wird, daß es leicht errathen werden

kann, schlechterdings nicht auf die Kanzel gehören, so hielt man dies doch in den damaligen Zeiten nicht für unerlaubt. Kurz jene Herren nahmen Hussens Eifer so übel auf, daß sie ihn bei dem Erzbischoffe förmlich verklagten, mit der Bitte, ihm diese allzugroße Freiheit für das künftige zu untersagen. Späterhin würden sie ihre Absicht leicht erlangt haben. Aber jezt, da Huß der katholischen Geistlichkeit eigentlich noch nichts in den Weg gelegt hatte, und da es eine Hauptmaxime der letztern war, ihre Gewalt über die sogenannten Laien immer weiter auszudehnen, so erhielten sie zur Antwort: Huß habe nichts als seine Schuldigkeit gethan.

Aber ganz anders urtheilte man, als Huß nun auch seine Waffen gegen die katholische Geistlichkeit selbst richtete und sich zum Sittenrichter derselben aufwarf. So lange noch im gemeinen Leben jemand gewisse Absichten befördern kann — sei es auch, daß man sonst mit ihm nicht ganz einverstanden sei, vielmehr in vielen Stükken von ihm abweiche — so macht man doch mit ihm gemeinschaftliche Sache, und der Vortheil ist der Vereinigungspunkt, in welchem die

Handlungen zusammentreffen. Aber desto heftiger ist dann auch der Haß, welcher auf solche Verbindungen folgt, sobald der andere, ohne daß er es vielleicht weiß oder will, dem Hauptzwecke entgegenwirkt. Dies war das Verhältniß, in welchem Huß bisher mit der katholischen Geistlichkeit stand. Gab es auch zuweilen Mißlaute unter ihnen, welche dem allgemeinen Tone nicht recht anpassend waren, so wußte man sie doch noch, so viel sich immer thun ließ, zu einem vortheilhaften Einklange einzuleiten.

Aber wenn nun Huß die Sitten der römischen Geistlichkeit selbst angriff, so war das ein zu greller Mißton, welcher auf einmal alle Harmonie störte und aufhob. Daß aber dies Huß that, war unvermeidlich. Er mußte entweder blind oder Heuchler sein, wenn er ihre Blößen nicht sehen und aufdecken sollte. Es erweckt uns diesmal keine großen Begriffe von ihrer sonst bekannten Schlauigkeit und Klugheit, daß sie diese so ganz natürliche Wendung, die Hussens Blicke nehmen mußte, nicht voraus berechneten, sondern ihn noch so lange ihres Schutzes

würdigten. Nur dadurch kann man sich dieses Räthsel noch erklären, wenn man annimmt, daß sie viel zu sehr sich und ihrer Macht vertrauten, als daß sie hätten befürchten sollen, er könne sich dasselbe gegen sie selbst erlauben, was er sich gegen andere erlaubte.

Es ist Pflicht, gegen jede Nachricht von Dingen, die zur Schande der Menschheit gereichen, so lange Mißtrauen zu hegen, bis sie unwidersprechlich bewiesen sind. Zweifel, die dagegen gemacht werden, zeugen wenigstens von einem Herzen, dem die Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts und das Steigen oder Fallen der Sittlichkeit nicht gleichgültig sind. Aber wenn man auch, diesem Grundsatze zu Folge, einiges in den Erzählungen von dem Verfall der Sitten unter der damaligen böhmischen Geistlichkeit abzieht und für Uebertreibung hält, so muß man doch immer noch eine sehr schlechte Meinung davon fassen.

Von dem Amte eines christlichen Religionslehrers konnte man keinen andern Begriff haben, als daß ein solcher von allen Gesetzen unabhän-

gig sei, welchen die übrigen Menschenklassen unterworfen sind, und ungestraft sich alles erlauben könne, was andern grosse Verantwortung zuzieht. Auf Ausbreitung und Uebung christlicher Gesetze hinzuwirken, richtige Kenntnisse von der Religion mitzutheilen, alle derselben zuwiderlaufende Meinungen zu verdrängen — davon wußte man nichts und staunte es an Hussen als etwas ganz Neues und Fremdes an. Müßiggang, Schwelgerei, Geiz, Stolz und Laster aller Art fanden bei jenen Geistlichen den gedeihlichsten Boden. Die Anekdoten, mit denen ihre Geschichte angefüllt ist, empören alles Gefühl für das Gute. Wir wollen es nicht für ausgemachte Wahrheit annehmen, wenn z. B. erzählt wird, daß ein Bischof, der zu Gaste geladen war, nach Beendigung der Mahlzeit seines Wirthes Wohnung unter dem Vorwande, er habe nicht genug Messen lesen lassen, rein ausgeplündert habe; oder daß ein anderer auf die Frage: welches ihm das unangenehmste Geräusch sei? geantwortet habe: die Bewegung, welche seine Gäste an der Tafel mit dem Munde machten. Aber solche und tausend ähnliche

Nachrichten schildern doch im Allgemeinen ihre Lebensart.

Was war natürlicher, als daß Huß, ein Mann von so zartem Tugendgefühle und von so redlicher Anhänglichkeit an Recht und Pflicht, bei dem allen nicht schweigen konnte? Von göttlichem Eifer durchdrungen, von richtiger Erkenntniß geleitet, und mit einer Kraft ausgerüstet, die ihm sein Selbstbewußtsein mittheilte, sprach er laut und öffentlich von dem rechten und falschen Betragen der Religionslehrer und versuchte eine Zusammenstellung, die nicht auffallender sein konnte. Denn er verglich immer das Betragen seiner Herren Amtsgenossen mit dem erhabenen Charakter Jesu und seiner Apostel. Es war vorauszusehen, welchen Haß diese Freimüthigkeit zur Folge haben würde. Aber diesen achtet ein Mann nicht, der von dem Gedanken an seine Pflicht geleitet wird. Statt daß die römische Geistlichkeit vorher seine eifrigste Beschützerin gewesen war, wurde sie nun seine heftigste Feindin. Sie verband sich mit noch einigen Großen, die Hussens Eifer getroffen hatte, setzten eine förmliche Klagschrift gegen ihn auf,

und überreichte sie dem Könige Wenzel. Aber an diesem Herrn fand sie nicht den Mann, der ihr eine günstige Antwort gab. Der König von Böhmen, Wenzel, viel zu fein, um sich in Händel zu mischen, von welchen er keinen Vortheil hatte, betrachtete die Fehde mit der Geistlichkeit vielmehr als Mittel zur Vergrößerung seiner Macht und seines Ansehens. „Ihr be„schwert euch, erklärte er Hussens Anklägern, „über seine Strafpredigten. Diese hat schon „der Erzbischof gut geheißen; was kann ich also „dagegen einwenden? Daß sie nun gegen die „Geistlichkeit selbst gerichtet sind, da sie vorher „nur Männer aus andern Ständen angiengen, „ändert in der Sache nichts. Was ihr andern „zu tragen aufbürdet, müsset ihr euch gefallen „lassen, nun selbst zu tragen." So wenig willkommen und genugthuend ihnen diese Erklärung war, eben so wenig konnten sie dagegen ausrichten.

Hierzu kam, daß Huß eine mächtige Beschützerin an der Königin Sophie hatte. Diese Dame fühlte gegen ihn eine solche Hochachtung, daß sie sich in den wichtigsten Dingen seines

Raths bediente. Da sie eine Freundin von Religion und praktischem Christenthume war, so mußte er ihr sehr oft Vorlesungen über die Lehrsätze der Bibel halten, denen sie Tage lang mit unverdroßener Aufmerksamkeit zuhörte. Er mußte sich sogar entschließen, so wenig Lust er auch dazu hatte, ihr Beichtvater zu werden. Alle Einwendungen dagegen, die er von seiner Jugend und Unerfahrenheit hernahm, wußte sie ihm auf eine Art zu benehmen, daß er, ohne unhöflich zu sein, nicht länger ausweichen konnte. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß die Königin einigen Einfluß auf jene Antwort des Königs hatte, da sie ihm überhaupt allen nur möglichen Schutz angedeihen ließ.

Solche günstige Umstände sind oft fähig, einen Mann kühner und unternehmender zu machen, als er sonst gewesen seyn würde. Huß aber, welcher nicht der königlichen Unterstützung sowohl als vielmehr seiner gerechten Sache vertraute, änderte deswegen sein Verhalten im geringsten nicht. Er wurde dadurch weder heftiger, noch schonender gegen seine Feinde. Seine Bemühungen für Tugend und wahre Religion blie-

ben an sich immer dieselben; nur in Absicht auf die Größe seines Eifers nahmen sie täglich zu. Und er genoß auch den Lohn seiner Anstrengungen. Denn Lohn ist es für den Edlen, zu sehen, daß seine Kraftäußerungen seinen Mitbrüdern nutzbar sind. Viele Gemüther gewannen nun zu Hussen Zuneigung und erkannten die Nothwendigkeit einer Aenderung im Leben und Wandel.

Huß hatte überhaupt das Eigene, daß er mit der Reinigung des Lebens seine Reformation anfieng, ehe er zur Reinigung des Glaubens und der Meinungen übergieng. Das führte ihm mehr Menschen zu, als wenn er den umgekehrten Fall gewählt hätte. Wer auf Rechtschaffenheit und Tugend dringt und sie selbst so unverbrüchlich übt — so schlossen seine Zuhörer — der kann auch in der Lehre nicht irren. Hätte Huß nicht mit jenen den Anfang gemacht, so würde er sein Ansehen nicht sobald gegründet haben.

## Viertes Kapitel.

### Er bildet sich zum Reformator.

Bis jetzt hatte Huß nichts gethan, was ihn zum Reformator im eigentlichen Sinne des Worts geeignet hätte. Er war bloß ein strenger Sittenrichter aller Stände und insbesondere der römischen Geistlichkeit. Gebräuche und Meinungen in der Kirche umzustürzen, Vorurtheile zu bestreiten, neue, oder wenigstens bis jezt vergessene, Lehrsätze wieder aufzustellen, die hergebrachte Lehrform zu ändern — das kam ihm nicht in die Gedanken. Es waren ihm selbst noch keine Zweifel aufgestoßen, und regte sich ja eine und die andere Bedenklichkeit in seinem Innern gegen diese, oder jene hergebrachte Meinung, so war er noch viel zu ängstlich, um sie bei sich aufkommen zu lassen, oder derselben lange nachzudenken.

Die Kirche und ihre Lehrform hatte bei ihm noch den Schein der Unfehlbarkeit. Alle einge-

führte kirchliche Gebräuche ſtanden vor ihm noch mit einer Heiligkeit umgeben, die er nicht anzutaſten wagte. Mit einem Worte, er ließ es ſich jezt noch gar nicht beigehen, nur das zu verſuchen, was er hernach wirklich ausführte.

So geht es ſehr oft in der Welt. Die wenigſten Köpfe ahnen anfänglich nur das, was ſie ſpäterhin leiſten. An einen lange vorher gefaßten und ausſtudierten Plan iſt gar nicht zu denken. Von ohngefähr treten Umſtände ein, die ſie veranlaſſen. Sie waren geſchickt und fähig zu großen Thaten, aber wären ſie nicht in gewiſſe Verbindungen gekommen, hätten ſich nicht Dinge ereignet, die ſie zu Unternehmungen aufweckten, man würde wenig oder nichts Groſſes von ihnen gehört haben. Sie gehen ihren Weg lange ruhig fort — aber nun geſchieht etwas, was ihrem Geiſte gleichſam einen Stoß giebt. Geſchwind treten ſie auf einmal aus der Dunkelheit hervor, in der ſie vorher lebten. So ging es auch mit unſerm Huß.

Es war ein Zufall, aber ein Zufall von den wichtigſten Folgen, daß die königlichen Häuſer von Böhmen und England damals durch Ver-

heurathung in Verbindung ſtanden, und daß dadurch beide Nationen in eine Gemeinſchaft kamen, die vorher nie Statt gefunden hatte. Ein gleicher Zufall war es, daß Hieronymus von Prag, Huſſens Schüler, jezt eben von einer gelehrten Reiſe aus England zurückkam und die Schriften Wikleſs eines engliſchen Reformators nicht nur nach Prag brachte, ſondern ſie auch ſeinem Lehrer mittheilte. Ein Zufall, ſage ich, der Anfangs gar nichts beſorgen ließ! Denn Huß zitterte bei dem Anblicke dieſer Schriften, von deren Verfaſſer er gehört hatte, daß er ein gefährlicher Irrlehrer ſei, der in England manche Spaltungen verurſacht habe. Er machte ſogar dem Ueberbringer derſelben bittere Vorwürfe, wie er ſich mit dieſen Schriften befaſſen und ſie nach Böhmen bringen könne, da doch nach dem allgemeinen Urtheile darin nichts als ſchändliche Angriffe auf Religion und Chriſtenthum enthalten wären.

Ach wie bereute ſpäterhin der gute Mann die Sünde, etwas auf bloßes Hörenſagen zu verdammen, das man ſelbſt noch nicht geprüft und ſeiner nähern Beſchaffenheit nach unterſucht hat.

Und dieſe, Reue erfolgte gar bald. Denn als er eben in frommer Verlegenheit dieſe Bücher mit zitternder Hand ungeleſen wieder zurück geben wollte, bat man ihn nur, vorher einige Zeilen zu leſen. Er willigte ein und fand zufälliger Weiſe gerade in dem Wenigen, was er las, eine richtige Zergliederung von den Pflichten eines Religionslehrers, ſo wie er ſie ſich ſelbſt ſchon gedacht und auch ſchon öffentlich gelehrt hatte. Vielleicht wußte man, daß gerade dieſe Erklärung mit ſeinen Ueberzeugungen übereinſtimmen würde, und mochte ſchlau genug dieſe Stelle ausgeſucht haben, um ihn zum weitern Leſen des Buches zu locken. Man verfehlte ſeine Abſicht nicht. Huß entſchloß ſich, die Schriften zur Hand zu nehmen, mit dem feſten Vorſatze, immer auf ſeiner Hut zu ſein und ſich durch nichts ſo leicht in ſeinem Glauben irre machen zu laſſen. Aber was geſchah?

Der anfängliche Widerwille gegen den Verfaſſer verwandelte ſich in Mißtrauen, Mißtrauen in Vorſicht, Vorſicht in Annäherung, Annäherung in Beifall, und Beifall in Liebe und Hochachtung. Er ruhte nicht eher, bis er damit fer-

tig war, und ein: „das hätte ich nicht „geglaubt!“ war auch hier der Ausruf, der gewöhnlich das Bekenntniß einer Schwachheit einschließt. Zwar fand er darin nicht lauter neue Wahrheiten, die ihm nicht zum Theil schon selbst eingeleuchtet hätten, aber doch alles mit neuen Gründen und mit neuer Kraft dargestellt. Es war ein Gefühl der Schaam von der empfindlichsten Art, das ihn jedesmal überfiel, so oft er sich des harten Urtheils erinnerte, welches er vorher über den Engländer gefällt hatte. Wie oft bat er es ihm im Geiste mit einer Wehmuth ab, mit welcher nicht leicht Abbitten geschehen können! Wie fürchtete er, daß man es mit andern Freunden der Wahrheit eben so machen und sie ungeprüft verdammen könne! Wie hielt er diese traurige Selbsterfahrung allen seinen Bekannten und Freunden zur immerwährenden Warnung vor! Wie sehr dankte er endlich Gott für den glücklichen Augenblick, wo ihm jene Schriften zuerst überreicht wurden!

Eine solche Revolution im Innern der Seele war noch nie mit ihm vorgegangen. Er war wie neu belebt und gestärkt. Wenn es überhaupt

angenehm ist, da, wo man lange furchtsam und ängstlich gearbeitet hat, unvermuthet einen Mann zu finden, der noch mehr gewagt und bewerkstelliget hat, so war es für Hussen die größte Beruhigung zu bemerken, daß er nicht allein für die gute Sache eifern, sondern daß schon Wiklef noch mehr Mißbräuche gerügt und Irrthümer bestritten habe. Diese Bemerkung, die für ein zartes, ängstliches und vom Stolze weit entferntes Herz so angenehm ist, gab ihm neuen Muth und Entschlossenheit. Er mußte nun Wiklefs sämtliche Schriften besitzen, und las nach und nach auch solche, wo von Glaubenspunkten die Rede war, ohne Anstoß und Aergerniß. Ein Glück war es, daß er erst diejenigen Schriften ergriff, wo Wiklef wider die vernachlässigte Kirchenzucht eifert. Denn hierinn hatten beide gleiche Gesinnungen. Dadurch hatte sich Wiklef bei ihm so viel Vertrauen erworben, daß er ihm nun auch in den übrigen Lehrsätzen beipflichtete und so immer Schritt vor Schritt weiter geführt wurde. Huß fühlte es so gut, wie viel er diesem seinen Lehrer zu verdanken habe, daß er Wiklef einen Engel nannte,

der vom Himmel gesandt sei, das Menschengeschlecht nach langer Dunkelheit durch das Evangelium wieder zu erleuchten.

Es bedarf nicht erst einer weitläuftigen Bemerkung, welchen Einfluß diese neue Bekanntschaft auf Hussens Bemühungen hatte. War er vorher schon muthig allem dem, was er als unrecht erkannte, entgegengegangen, so hatte dieser Muth jezt neuen Zuwachs erhalten, weil seine Kenntnisse sich vermehrt hatten. Unermüdet arbeitete er daran, sowohl durch Vorlesungen bei den Studierenden als auch durch Predigten bei dem Volke Finsterniß in Licht zu verwandeln. Er studierte und dachte immer mehr den Wahrheiten nach, welche die Bibel enthält, und sonderte sie von den Zusätzen ab, die sich seiner Meinung nach nicht aus der Schrift beweisen ließen. Am meisten entbrannte er gegen solche Irrthümer, welche nachtheiligen Einfluß auf das Thun und Lassen der Menschen haben. Wo jemand sich seiner Pflicht entziehen und unter dem Deckmantel der Religion Fehler beschönigen wollte, der hatte seinen Angriff zu fürchten.

Gelegenheit zum Unwillen gab ihm daher das treuloſe und ſchändliche Verfahren der Prager katholiſchen Geiſtlichkeit gegen den König Wenzel. Da dieſer Herr in öſterreichiſche Gefangenſchaft gerathen war, ſo bediente ſie ſich dieſer ſeiner Unglücksfälle, um ſeine Macht ganz zu beſchränken. Hier fand Huß ſich veranlaßt, die damals ganz neue Lehre einzuſchärfen: die Geiſtlichkeit ſei den Pflichten gegen die Obrigkeit nicht entnommen; es ſei ſchändlich, ſich vom Gehorſame gegen dieſelbe los zu machen, wenn ſie außer Stand ſei, Ungehorſam zu ahnden u. ſ. w. Das waren zu bittere Wahrheiten, die er gewiß ſchon jezt hätte theuer büßen müſſen, wenn nicht zu ſeinem Glücke der König wieder mit beſſern Ausſichten nach Böhmen zurückgekommen und es ſeinen Feinden unmöglich gemacht hätte, dem Vertheidiger ſeiner Gerechtſame zu ſchaden.

Die Wiederkehr der Prager zum Gehorſam gegen den König war zum Theil ſelbſt Huſſens Verdienſt. Der Eifer, mit welchem er ſich über die bürgerlichen Pflichten auf der Kanzel erklärte, die Wärme, mit welcher er beſonders für den König ſprach, die Schilderung der trau-

rigen Folgen, welche die bisherige Unordnung unter des Königs Abwesenheit gehabt hatte, die Erinnerung an das Unglück eines Staats, in dem jeder regieren und keiner gehorchen wolle, machte auf alle Gemüther so großen Eindruck, daß Friede und Einigkeit zwischen dem Könige und seinen Unterthanen bald wieder hergestellt war.

---

## Fünftes Kapitel.

### Er widersetzt sich den päpstlichen Ablaßpredigern.

Aber jezt ereignete sich etwas, wodurch er auf einmal eine Menge von Feinden wider sich erregte. Der Papst Bonifacius der Neunte hatte nach Böhmen seine Ablaßprediger geschickt, die für ein bestimmtes Geld Erlassung der kirchlichen Strafen für grobe Verbrechen ertheilten. Die Quelle dieser Handlung war, wie bey seinen Vorgängern, Habsucht; ein Laster, das überall sich nach Befriedigung umsieht. Die

Sache ſelbſt hatte die nachtheiligſten Folgen. Denn einmal wurde damit jener ſchändliche Aberglaube nicht nur begünſtigt, ſondern auch wirklich erzeugt, als ob man gegen Erlegung einer gewiſſen Summe Geldes vor Gott von allen Sünden losgezählt werde und ungeſtraft fortſündigen könne. Und welcher Menſch von geſundem Verſtande kann wohl dieſen Wahn mit den Begriffen der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes zuſammenreimen? Wer erſchrickt nicht, wenn er nur obenhin den Schaden berechnet, welcher daraus für alle chriſtliche Tugend und Sittlichkeit erwachſen muß?

Sodann hatte dieſer Mißbrauch auch auf die Wohlfahrt des Staates den nachtheiligſten Einfluß. Ein Land, wo man dieſe Betrügerei geſtattete, wurde einer unermeßlichen Summe Geldes beraubt, die in die päpſtliche Schatzkammer floß, ohne jemals wieder zurückzukehren.

So ſehr auch der König von Böhmen aus dem letzten Grunde ſich jezt widerſezte und den päpſtlichen Geſandten Einhalt zu thun verſuchte, ſo willkommen war im Gegentheil der Befehl

des Papſtes der römiſchen Geiſtlichkeit, die von dieſem verabſcheuungswürdigen Wucher Nutzen zu ziehen hoffte. Und ſiehe! die letztere ſiegte, und der königlichen Proteſtation ohngeachtet ſchafften die Sühnverkäufer eine Menge Geld aus dem Lande. Alle verſtändige und redliche Männer murrten darüber; aber niemand hatte den Muth, öffentlich dagegen ſeine Meinung zu ſagen. So ſehr ſie es im Grunde mißbilligten, ſo ſehr trugen ſie, ihren Vortheilen zu Liebe, Bedenken, es laut zu mißbilligen und ſich der allgemeinen Wohlfarth anzunehmen.

Ach unſelige Gewohnheit, da zu ſchweigen, wo man reden ſollte, aber von elender Furchtſamkeit ſich den Mund ſtopfen läßt — wie viel tauſendfache Uebel haſt du ſchon herbeigeführt! wie viel Gutes haſt du ſchon gehindert! Ach über die jämmerlichen Schwächlinge, die vor jedem rauſchenden Blatte zittern und gleich ihr Alles verloren glauben, wenn ſie ihre Stimme für das Gute erheben! Wohl dir, guter Huß, du gehörteſt nicht zu jener verwerflichen Klaſſe von Menſchen! — Da niemand reden wollte, trat er an einem Sonntage, als eben eine große

Menge von Menſchen aus allen Ständen um ihn verſammelt war, auf die Kanzel, und donnerte gegen dieſen abſcheulichen Mißbrauch mit einer Kraft, die alle Herzen erſchütterte. Und was kann eine nachdrückliche Rede nicht alles ausrichten! — Hier hatte ſie die unerwartete Wirkung, daß von dieſem Augenblicke an nur noch wenige Menſchen von dem Anerbieten der Ablaßkrämer Gebrauch machten. Huſſens Rede ging von Mund zu Mund. Selbſt Ungelehrte wußten es ſich zu erzählen, was er geſagt hatte. Auch die, welche nicht zugegen geweſen waren, wurden dadurch überzeugt. Und was dem Könige unmöglich geweſen war, das wurde Huſſen möglich. Mühe konnte es ihm nicht koſten, Gründe aufzuſuchen um ſeine Zuhörer zu gewinnen. Aber darin ſetzen wir auch ſein Verdienſt nicht. Andere konnten daſſelbe — aber ſie wollten es nicht können. „Es iſt ſonnenklar, ſagte „er, wie wenig ſich dieſer Mißbrauch mit den „Ausſprüchen der Bibel vereinigen läßt. Denn „überall wird in derſelben die Vergebung der „Sünde von aufrichtiger Beſſerung und Sinnesänderung abhängig gemacht. Was aber

„der Schrift zuwider läuft, das kann der Papst „nicht gebieten" das war die Art, wie er sich darüber erklärte.

Der überlegene Starke wundert sich oft, wie sein ungleich schwächerer Gegner es nur wagen kann, sich ihm zu widersetzen. So staunte der Erzbischof und sein Anhang nicht sowohl über die Sache selbst, für die er noch lange nichts fürchtete, als vielmehr über die unbeschreibliche Keckheit des geringen Mannes, welcher sich gegen ihn auflehnte. Er glaubte ihn augenblicklich zu Boden stürzen und in seine Schranken zurück weisen zu können. Als er aber sahe, daß durch diese kühne That wirklich jenem Wucher gesteuert wurde, so war er selbst ungewiß, ob er eher dem Ablaßhandel wieder aufhelfen, oder eher auf glühende Rache gegen Hussen denken sollte. Beides schien ihm gleich nöthig. Beides hätte sich auch wohl vereinigen lassen. Aber keins von beiden konnte der Erzbischof. In Absicht auf das erste hatte er die allgemeine Meinung gegen sich, die nun einmal durch Hussens Predigten gegen den Ablaßhandel eingenom-

men war. Und bei dem zweiten war ebenfalls große Vorsicht nöthig, da Huß von einem großen Theile des Volks und selbst von dem Könige so viele Liebe und Unterstützung genoß.

## Sechstes Kapitel.

### Er wird in den Streit mit den deutschen Studierenden verwickelt.

Allein wer Rache suchen will, findet sie leicht, er müßte denn ganz schwach am Geiste seyn. Und wo hätte es der römischen Geistlichkeit jemals an List und Verschlagenheit gefehlt, wenn es darauf ankam, Gelegenheit zur Rache ausfindig zu machen? Feinde schließen sich oft dann enge an einander an, wenn es ihr gemeinschaftlicher Vortheil erheischt, einen Dritten zu befehden. Es mögen zwei Menschen noch so sehr gegen einander aufgebracht und erbittert seyn, man zeige ihnen nur eine Seite, wo ihre Verbindung zur Demüthigung eines neuen Feindes nöthig

iſt, und es iſt etwas Leichtes, ſie für den Augenblick auszuſöhnen. So wurde der Erzbiſchof und ſein Anhang mit den deutſchen Herren der Univerſität zu Prag, ſo unbeſtimmt auch ſonſt ihr Verhältniß war, bald vereinigt, ſobald es darauf ankam, einmüthig über Huſſen herzufallen. Man überlegte gemeinſchaftlich, daß man Huſſen nicht empfindlicher kränken könne, als wenn man es dahin bringe, daß die Univerſität Wiklefs Werke als ketzeriſch und irrgläubig verdamme. Man hoffte ſogar dann bald Gelegenheit zu bekommen, ihn ſelbſt, der mit Wiklef in allen Dingen übereinſtimmend lehrte, zur Verantwortung zu ziehen.

Ihr Plan ſcheiterte diesmal nicht. Die Deutſchen auf der Univerſität haßten Huſſen zu ſehr, da ſeine Gelehrſamkeit und Anſehen ihren Ruhm verdunkelte und ihr Uebergewicht über die Böhmen ſtreitig machte, als daß ſie ſich nicht hätten gewinnen ſollen laſſen. Stolz und Geldgeiz boten alſo jezt einander die Hände, um denjenigen zu unterdrücken, der beiden hinderlich war. Ueber Huſſen zog ſich ein Ungewitter auf, das er nicht ahnete. Es war der

18. Mai 1403, als fünf und vierzig Artikel aus Wiklefs Schriften in einer öffentlichen akademiſchen Zuſammenkunft für ketzeriſch erklärt, und alle mit dem Feuer bedroht wurden, welche es wagen wollten, ſie zu vertheidigen. Dieſe Artikel enthielten weiter nichts, als Verbeſſerungen der Kirchenzucht und Vorſchläge zur Abſchaffung vieler Mißbräuche. Ohngeachtet man Huſſens mit keinem Wort gedacht hatte, ſo war es doch nicht ſchwer zu errathen, wider wen man eigentlich zu Felde ziehe.

Das Gefühl des Unrechts, welches Wiklefen geſchahe, die offenbare Verſündigung an der Wahrheit, die leicht zu errathende Urſache jenes Beſchluſſes, die grimmige Erbitterung, die daraus hervorleuchtete — das alles zuſammen genommen ging unſerm Huß ſo nahe, daß es ihm wirklich Mühe koſtete, ſich zu faſſen und ſeinen beſtürmten Geiſt aufrecht zu halten. Allein ein Freund der Wahrheit kann nie ſinken. Schon der Gedanke, er leide für die Wahrheit, giebt ihm einen ſüßern und mächtigern Troſt, als alle glatte Schmeicheleien eigennütziger Heuchler dem reichen Verbrecher nicht gewäh-

ren können. Ach es giebt der Seele einen neuen Schwung, es begeistert alle Lebenskraft, es erhebt, wenn man sich sagen kann, nur etwas für Recht und Wahrheit mitgewirkt zu haben. Diese so süße, so wünschenswerthe Beruhigung genoß unser Huß im Ueberfluß. Immer mehrere erkannten das Unrecht, das ihm geschahe. Immer mehrere wurden von dem innern Werthe und Gehalte seiner Lehren überzeugt. Immer mehrere fühlten in eben dem Maaße Hochachtung gegen ihn, in welchem sie sich gezwungen sahen, ihm Beifall zu geben.

Dahin gehörten zwei Engländer, die im Jahre 1404 nach Prag kamen, um mit Hussen und dessen Freunde Hieronymus Bekanntschaft zu machen. Jacob und Conrad von Kanterbury — das sollen ihre Namen gewesen seyn — waren offne Köpfe, die schon in England Wiklefs Schriften studiert hatten, und jezt mit Hussen sich oft darüber unterredeten. Es machte ihnen Vergnügen bei allen öffentlichen Prüfungen und Disputationen der Universität nicht nur gegenwärtig zu seyn, sondern auch selbst Theil daran zu nehmen. Sie zeichneten sich dabei so sehr

zu ihrem Vortheile aus, daß ihr Name bald allgemein bekannt wurde. Auch der Neid, der sonst alles gern verkleinert, konnte ihnen ihre Talente nicht absprechen. Ganz besonders lenkten sie immer die Unterredung auf streitige Punkte der Religion und warfen Fragen auf, welche die anmaßliche Macht des Papstes und das Verhalten der römischen Geistlichkeit betrafen. Ihre scharfsinnigen Einwendungen, ihre spöttischen Zweifel, ihre triftigen Gründe, womit sie immer gewaffnet waren, sezten ihre Gegner nicht selten in die größte Verlegenheit. Dies und der Umstand, daß Huß mit ihnen in Verbindung stand, war hinreichend, um sie gerichtlich zu belangen. Aber ausser andern geschickten Ausflüchten wußten sie aller Verantwortlichkeit zu entgehen durch die Erklärung, daß es gar nicht ihre Absicht sey, irrige Lehren zu verbreiten, sondern daß sie nur selbst Belehrung wünschten und durch Gründe und Gegengründe zur Gewißheit kommen wollten. Nichts desto weniger wurde ihre Freimüthigkeit trotz der strengen Weisung, mit der man sie entließ, immer größer. Eine Er-

klärung, welche die Universität zu Oxford in England zu Ehrenrettung ihres Wiklefs und zum groſsen Lobe seiner Gelehrsamkeit sowohl als seines untadelhaften Betragens hatte drukken lassen, begeisterte die beiden Engländer zu Prag aufs neue, Wiklefs Grundsätze und Lehren zu vertheidigen. Sie unterlieſsen es nicht, heimlich und öffentlich wider Irrthümer, die schon Wiklef und Huß gerügt hatten, scharfsinnige Untersuchungen anzustellen. Sie spotteten hin und wieder über das ausschweifende Betragen der katholischen Geistlichkeit, über die Anmaſsungen des Papstes u. s. w.

Allein ein Einfall, den sie ziemlich glücklich ausführten, erreichte ihren Zweck eher, als alle gründliche Disputationen. Er war wenigstens mit kluger Rücksicht auf die Fassungskraft des gemeinen Volks berechnet. Die Engländer baten nämlich ihren Wirth um Erlaubniſs, einen Saal in seinem Hause mit Gemählden versehen zu dürfen. Der Wirth, der nichts argwohnte, war dies um so mehr zufrieden, je mehr er von ihren reichen Beuteln Gewinn hatte. Hätte er aber errathen kön-

nen, was sie jezt im Sinne hatten, er würde sich um vieles Geld nicht dazu haben erkaufen lassen.

Die Bildergallerie, die sie nun aufstellten, war folgende, auf der einen Seite wurde ein Gemählde angebracht, welches Jesum in dem Zeitpunkte darstellte, da er ganz arm und prachtlos, auf einer Eselin reitend, in Jerusalem einzog und seine Jünger hinterher baarfuß und eben so schmucklos ihren Lehrer begleiteten. Auf der andern Seite sahe man den Papst auf einem schönen, stolzen, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Roße einhertraben. Vor ihm ritten Soldaten mit Schwertern und Spießen. Darauf folgte ein Chor mit Trompeten und Pauken, und dahinter wohlbeleibte Cardinäle, an deren Anzuge Schmuck und Pracht verschwendet war.

Diese frappante Zusammenstellung von Einfachheit und Ueppigkeit ließ auch dem dümmsten Kopfe keinen Zweifel über den Sinn dieses Stücks übrig. Der Gedanke war zu gut ausgesonnen, als daß er die bezweckte Absicht verfehlen sollte. Nichts konnte dem Ansehen des

Papstes und seiner Anhänger unter dem gemeinen Volke grössern Schaden thun. Alles strömte herzu und wer es gesehen hatte, der lockte gewiß zehn andere zu gleicher Absicht hinzu. Es war grob und schlecht gemahlt, aber es machte mehr Eindruck, als nur ein vollendetes und künstliches Gemälde machen kann. Denn es ist bekannt, daß es in sehr vielen Fällen weit mehr wirkt, eine Sache lächerlich machen, als sie gründlich widerlegen.

Es muß ein schönes Schauspiel für den Beobachter gewesen seyn, die verschiedenen Aeußerungen der versammelten Menge über die aufgestellten Gemälde zu bemerken. Jeder offenbarte durch Mienen, Blicke und Bewegungen seinen Charakter und seine Gesinnungen. Hier stand einer in stummen Staunen begriffen; dort machte ein anderer bedenkliche Mienen; hier verbarg der eine seine Unzufriedenheit; dort wollte ein Anderer vor Lachen zerplatzen; hier beobachtete der eine tiefes Stillschweigen; dort fieng der andere mit seinem Nachbar ein Gespräch an; hier brütete ein Mönch schon heimliche Rache; dort ließ sein

College ſich lauter hören. „Nein, das iſt zu „arg!“ rief die Cleriſei, und ſchwer würde ihr unverſöhnlicher Haß die beiden Engländer getroffen haben, wenn ſie nicht bei guter Zeit ſich davon gemacht hätten.

Jezt waren ihrer Verfolgungsſucht nur noch Huß und ſeine Freunde Preis gegeben, die man nicht nur im Verdachte eines heimlichen Mitwiſſens hatte — welches auch nicht unwahrſcheinlich iſt — ſondern die auch im billigenden Tone davon geſprochen haben ſollten. Kein Schimpfname war zu entehrend, keine Abſicht zu niedrig, kein Gedanke zu unedel, den man nicht ihnen beigelegt hätte. Feinde des Chriſtenthums, Verächter Gottes, Aufwiegler, Friedensſtörer, Auswürfe des menſchlichen Geſchlechts — das alles ſollten ſie ſeyn, bloß deswegen, weil ſie das ärgerliche und anſtößige Leben der Geiſtlichkeit mit der edlen Einfalt und dem prunkloſen Wandel Jeſu und ſeiner Apoſtel zu vergleichen unternommen hatten.

Und bei dieſen Verunglimpfungen blieb es nicht. Der Mann ſollte es theuer büßen, was

auf sein Anstiften geschehen seyn sollte. Man lief zum Erzbischof und von diesem zum König und von diesem wieder zum Erzbischof. Beide gaben wenig tröstende Antworten. Der eine, weil er nicht konnte, so gern er auch Hussen und seine Anhänger augenblicklich vertilgt hätte. Der andere, weil er nicht wollte. „Ei, sprach der „König, laßt mir Hussen gehen! diese Gans „soll mir noch goldene Eier legen.“ Eine Anspielung auf Hussens Namen, welcher in der böhmischen Sprache eine Gans bedeutet.

Von dieser Seite war also gegen ihn nichts anzufangen, aber von einer andern desto mehr. Sobald man einen bedeutenden Mann stürzen will, so wendet man sich entweder nach oben oder nach unten. Das Erste, nämlich Hülfe bei dem Könige und den Großen des Reichs zu suchen, hatten sie jezt vergeblich versucht. Das zweite blieb ihnen noch übrig: das Volk und die Studierenden zu Prag gegen ihn einzunehmen und üble Meinungen von ihm zu verbreiten. Dieser elenden Kunst bedienten sie sich aber mit vielem Glücke. Ich weiß selbst nicht, ob die Art, wie sie diese ihre Absicht erreichten,

oder sie selbst mehr unsern Abscheu und Eckel verdienen. Mit der einnehmendsten Ueberredung, mit der heuchlerischen Miene des Patriotismus, mit verstellter Herablassung, mit anscheinender heisser Liebe zur Religion, ja sogar mit den unverschämtesten Lügen wußten sie von Hussen viele Gemüther abzulenken, die mit allem, was er lehrte und that, vorher wohl zufrieden waren. Schon glimmte der Funken der Zwietracht, schon wollte die Flamme lodern, bis sie endlich im Jahre 1405 in ein wirkliches Feuer ausbrach.

Es kam jezt zu offenbaren Feindseligkeiten zwischen den deutschen Studierenden, an welche sich immer bald ein größerer, bald ein geringerer Haufe von dem Volke anschloß, und den Böhmen, den Anhängern Hussens. Lezterer sah diesen Irrungen, als ein Freund der Einigkeit und der Ruhe, nicht unthätig zu. Bald flößte er seinen Freunden schonende und duldende Gesinnungen ein, bald ermahnte er die feindliche Parthei zum Frieden. Allein durch dies alles erlangte er weiter nichts, als daß er desungeachtet als der Urheber von allen Zwi-

stigkeiten bei Uebelgesinnten galt; mit demselben Rechte, mit welchem man dem Unterdrückten, der seine Ehre gegen Verunglimpfungen rettet, die Schuld geben kann, wenn daraus Streitigkeiten entstehen!

Es ist wahr, seine Anhänger, die Böhmen, mochten oft etwas sagen oder thun, was ihre Gegner noch mehr reizen und der guten Sache nachtheilig seyn konnte. Diesen Verdacht zog vorzüglich Hussens Freund, Hieronymus, auf sich. Junge, feurige, rasche Männer können am wenigsten Unrecht geschehen lassen. Einer von ihnen war dieser. Aber Huß, der sein aufbrausendes, leicht zu reizendes Temperament kannte und die schädlichen Folgen desselben berechnen konnte, ruhte auch nicht eher, bis er ihn einstweilen wieder aus Prag entfernt und zu einer abermaligen Reise ins Ausland bewogen hatte. Beweis genug von Hussens friedliebender Denkungsart!

Hiezu kam, daß sich an die Sache der Religion, die man eigentlich zu vertheidigen vorgab, wie es zu gehen pflegt, noch andere Absichten anschlossen. Oft genug war die Religion nur

das umgeworfene Kleid, womit man andere Gestalten verbergen wollte. Den Böhmen war es lange schon ein Stein des Anstoßes gewesen, daß die Deutschen auf ihrer vaterländischen Universität mehr Begünstigungen und Vorzüge genossen, als die Eingebornen. Sie glaubten also nur für die Rechte des Landes zu streiten, wenn sie sich mit Hussen gegen die Deutschen vereinigten.

Sobald aber diejenigen, die sich mit jemanden verbinden, noch mehrere Absichten durchsetzen wollen, als der Verbündete — kann da wohl der letztere die Gemüther der Uebrigen so lenken, wie er will? Oder kann ihm da alles Schuld gegeben werden, was seine Anhänger thun? — Dies vergißt man in der That zu überlegen, wenn man Hussen für den Urheber dieser Unruhen ausgeben will. Wie wenig sie Huß billigte, sieht man auch daraus, daß er die Seinigen veranlaßte, die Streitsache dem Könige zur Entscheidung zu überlassen und dringend um seine Vermittelung zu bitten. Aber dieser Herr schien dabei eine Gleichgültigkeit zu beweisen, die zwar mit seinem Charakter übereinstim-

mend, aber damals allen unerklärbar war. „Wir „können leicht zusehen, gab er zum Bescheid, „wenn sich die Böhmen mit den Deutschen rau„fen!“ Ein Ausspruch, der deutlich genug zu verstehen giebt, das er aus diesen Spaltungen Nutzen zu ziehen hoffte.

Aber dieses unverzeihliche Zusehen wirkte auf beide Partheien mehr, als er anfangs vermuthete. Die Deutschen hatten nun von Seiten des Thrones nichts zu fürchten, und konnten sich allen den Entschlüssen überlassen, welche ihnen ihre Verfolgungssucht und ihre Leidenschaften eingaben. Und die Böhmen fanden nur noch in ihrem Muthe und in ihrer Kraft das Mittel, den Gegnern das Gleichgewicht zu halten und gefährliche Angriffe von sich abzuwehren. Die Gemüther wurden gegenseitig immer erhitzter; mit Worten zu fechten, gnügte ihnen nicht mehr. Man griff zu den Waffen und es kam im Jahre 1406 auf dem sogenannten Obstmarkte zu Prag wirklich zu einem Kampfe, in welchem, ausser neun Personen, die auf der Stelle todt blieben, noch viele andere gefährlich verwundet wurden.

Die Deutſchen glaubten die Oberhand behalten zu haben, weil auf ihrer Seite die wenigſten geblieben waren, und ſpotteten triumphirend der Beſiegten. Die Böhmen verdroß dieſe Beſchämung von neuem und ſo wurde die Sache immer ärger. Der König ſahe nun wohl ein, daß er ſich in den Folgen verrechnet hätte und daß es ſeine Pflicht geweſen wäre, eher mit ſeinem Anſehen den Unruhen vorzubeugen. Daß er ſich nicht in Streitigkeiten über Meinungen miſchte, war ihm nicht zu verdenken. Aber da es zu Störungen der öffentlichen Ruhe und zu groben Thätlichkeiten kam, hätte er mit ſeiner Macht hervortreten ſollen. Und deſſenungeachtet nahm er jezt noch nicht einmal Theil daran, weil er befürchtete, die eine Parthei noch mehr zu reizen, wenn er ſich für die andere erklärte. Eben ſo wenig konnte Huß in den Wunſch der Böhmen einſtimmen, die nicht eher ruhen wollten, bis ſie mit den Waffen in der Hand ihre Rechte geltend gemacht hätten. Das war ſchon an ſich ein thörichtes Beginnen, da die Zahl der Gegner ihnen weit überlegen war; aber noch mehr weil

Huß alle Selbsthülfe als unrechtmäßig verwarf.

Während nun die Deutschen in Verbindung mit der römischen Geistlichkeit sich noch immer jede Art von Neckereien und Spotte gegen die Böhmen erlaubten und jeder von den leztern, der sich nur öffentlich sehen ließ, beschimpft wurde, war der raschere Hieronymus von seiner Reise zurückgekommen. Seine ganze Nation drang nun in ihn und durch ihn in Hussen selbst, eifrig darauf zu denken, wie man ungestört seine Ehre behaupten könne. Lange kam man hin und her und lange konnte man nichts ausfindig machen. Es wurden Pläne entworfen und wieder bei Seite gelegt. Der eine wollte rathen und konnte es nicht; der andere konnte es, sein Rath wurde aber nicht angenommen.

Aber Berathschlagungen müssen auch lange dauern, wo die Häupter von so ganz verschiedener Denkungsart sind. Huß und Hieronymus waren unterschieden, wie Muth und Verwegenheit sich unterschieden. Wäre man immer dem leztern gefolgt, so wäre es schon längst wieder

zu offenbaren Feindſeligkeiten gekommen. Huß beſchloß in dieſer traurigen Lage, ſich an den König zu wenden. Da nun auf der andern Seite wieder die Deutſchen mit ähnlichen Klagen in den König drangen, ſo gab er zur Antwort, beide Partheien möchten ſich vereinigen; ſonſt werde er zu ihrer Demüthigung ſeinen Koch zum Rector der Univerſität machen. Ein Scherz, der bei einer ſo wichtigen Sache ganz ſeine Abſicht verfehlte und von den Deutſchen nur noch mehr gebraucht wurde, um die Böhmen zu kränken.

Endlich erfanden die letztern in ihrer Verlegenheit ein Mittel, das auch ſelbſt Huſſens Billigung erhielt. Man kam nämlich darin überein, ſich alle Beſchimpfungen der Deutſchen gern gefallen zu laſſen, wenn man nur die etwas zu weit ausgedehnten Rechte derſelben in Univerſitätsſachen um etwas einſchränken könne. Wenn nämlich bei der Univerſität ein Amt beſetzt oder ſonſt etwas beſchloſſen und geſtimmt werden ſollte, ſo hatten die Böhmen, als die Eingebornen des Landes, nur eine Stimme, und die Baiern, Pohlen und Sachſen, — die man

insgesammt unter dem allgemeinen Nämen der Deutschen begriff — hatten drei Stimmen. Von den lezteru hiengen alle Verordnungen, Wahlen und Besetzungen ab. Nun hatten die Böhmen die Stiftungsurkunde von der Prager Universität aufgefunden, in welcher es ausdrücklich hieß: der Kaiser befehle, daß diese neue hohe Schule ganz nach der Pariser eingerichtet seyn solle. In der Akademie zu Paris hatten aber die Eingebornen drei und die Ausländer nur eine Stimme. Mithin, dachten sie, sei es billig und dem Willen des Stifters gemäß, daß ihnen dieses Recht auch zukomme. Dieses Recht zu verfechten, war jezt ihr eifrigstes Bestreben.

Es war der eilfte Mai des Jahres 1408, an welchem Tage sich die ganze Universität versammelt hatte, um wieder einige erledigte Aemter zu besetzen. Hier sollte Huß im Namen seiner Nation reden und ihre Ansprüche geltend machen. Und er that es; mit einer Wärme, die sein Inneres erfüllte, mit einer Offenheit, die niemanden scheuet, trat unser Huß vor dieser zahllosen Menge auf und erklärte: „daß die gegen-

„wärtige Einrichtung der Universität nicht mit „den Gesetzen ihrer ersten Gründung übereinstimme; daß zwar im Anfange bei der geringen Anzahl von gebornen Böhmen den Deutschen mehrere Stimmen zugelassen worden wären; daß es aber jezt bei dem Wachsthume der „Einheimischen äußerst unbillig sei, sie so ganz „von den Ausländern abhängig zu machen; daß „die Deutschen von ihren Begünstigungen den „schändlichsten Mißbrauch gemacht hätten; daß „den Böhmen alle Gelegenheit zu Beförderungen „und zu Ehrenstellen benommen werde; daß fast „niemals oder doch höchst selten ein Böhme von „Geburt auf einer böhmischen Universität Rector „oder Decanus geworden sei; daß ihr Geist durch „die entrissene Hoffnung, jemals ihrer Nation „Ehre machen zu können, niedergeschlagen werde; daß es kein Wunder sei, wenn unter ihnen „alle Lust und Liebe zu den Wissenschaften und „der Eifer, etwas Großes und Ausgezeichnetes „zu wirken, unterdrückt werde u. s. w.

Aber wer unter meinen Lesern erräth nicht schon die Wirkung, welche ein solcher Vortrag auf die Gemüther der Deutschen haben mußte?

Absichtlich habe ich alle die Gründe, worauf sich Hussens Beweise stützten, der Reihe nach angeführt, um jeden in den Stand zu setzen, über die Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit seiner Forderungen selbst entscheiden zu können, sei es auch nur, um unsere sittliche Urtheilskraft zu üben. — Wer da weiß, daß der gewöhnliche Mensch eher alles wagt, ehe er sich seine Vorzüge und Privilegia rauben läßt, mögen sie auch auf die ungerechteste Art erworben sein, für den wird eine Beschreibung von den Eindrücken, die seine Rede machte, ganz überflüßig seyn.

Alles widersprach, alles tobte. Man ging, ohne etwas auszumachen, wieder so nach Hause, wie man gekommen war, nur mit dem Unterschiede, daß Groll und Erbitterung um viele Grade gestiegen waren. Bei beiden Partheien hatte es die Folge, daß man sich inniger verband und mit desto größerer Festigkeit sich vornahm, bei seinen Behauptungen zu beharren. „Jezt oder immer verloren" hieß es auf beiden Seiten. Jedermann wartete nun mit gespannter Aufmerksamkeit, was darauf folgen würde. Wo nur zwei Menschen in Prag zusammenging-

gen, da sprach man auch von den neuen wichtigen Händeln, und es gab keinen, der nicht die eine oder die andere Parthei genommen hätte.

Hussens Gegner rächten sich gleich dadurch, daß sie ihn abermals verketzerten und eine fremdartige Sache, mit der Religion in Verbindung brachten. Sie verdammten jezt wieder in einer academischen Sitzung Wiklefs Lehren und seine Glaubensgenossen, gleichsam um zu zeigen, daß einer Parthei, deren Haupt ein Irrlehrer, und Ketzer sey, unmöglich mehrere Rechte und Freiheiten eingeräumt werden dürften. Diese elende Rache mußte Hussen nur noch eifriger machen, einem Unwesen zu steuern, das bloß in der uneingeschränkten Macht seiner Gegner Grund hatte, und bei der Akademie vermöge der Stimmenmehrheit alles durchsetzen konnte. Doch blieb sein Vorsatz unverändert, ohne Zuziehung des Königs und ohne dessen Befehle nichts Eigenmächtiges vorzunehmen. Und es schien, als ob er diesmal bei ihm mehr Gehör finden und die Böhmen siegen würden.

Dies vernahmen seine Gegner nicht so bald, als sie auch schon auf den Fall, wenn der Kö-

nig sich wirklich für die Böhmen erklären und ihre Rechte vergrößern wollte, ihre Maasregeln nahmen. Einer ihrer Hauptanführer war ein gewisser M. Reiner, der das Geschäft übernahm, die Deutschen zur Beharrlichkeit auf ihren Rechten zu ermuntern. Man versammelte sich mehrere male, wo er jeden als einen Feigen und Ehrlosen schalt, der sich nicht jeder Einschränkung mächtig widersetzen würde. Erhielten sie eine widrige Antwort vom Hofe, so war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollten — das war ihr Plan — sich insgesammt aus Prag wegbegeben, in der Hoffnung, der König und die Stadt werde ihren Verlust und ihre Unentbehrlichkeit zur Aufrechthaltung der Universität bald empfinden, man werde sie wieder wehmüthig zurückrufen und ihnen ihre Freiheiten wiederschenken. Sie freuten sich schon darauf, wie sie dann zur größten Beschämung der andern Parthei desto ungestörter zu Prag herrschen und nach Gutdünken verfahren könnten. Zu mehrerer Festhaltung dieses Vorsatzes mußten sich alle deutschen Magister eidlich verbinden, mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß dem-

jenigen, der dennoch zu Prag zurückbleiben würde, die zwei vordersten Finger abgehauen werden sollten. Das machte so vielen Eindruck, daß augenblicklich noch vor der königlichen Entscheidung ein großer Theil von deutschen Studierenden aus Furcht und Erwarten der Dinge Prag verließ.

Die königliche Verordnung blieb auch nicht lange aus, nachdem Huß die schon oben erwähnte Stiftungsacte der Universität dem Könige Wenzel überreicht und ihm die darin liegenden Gründe der böhmischen Forderungen ausführlich erklärt hatte. Ich nehme es dabei nicht über mich, wider die Muthmaßung einiger Schriftsteller etwas einzuwenden, die hier Hussen allein durch die Königin auf ihren Gemahl wirken lassen. Die nahe Verbindung, in welcher er mit ihr schon als Beichtvater, noch mehr aber als vertrauter Freund und Lehrer stand, macht es nicht unwahrscheinlich. Zu rechtfertigen wäre dieser Umweg allerdings nicht. Ob aber Huß deswegen die heftigen Vorwürfe von schleichender Niederträchtigkeit in dem Maaße verdient, in welchem seine Feinde sie ihm

machten, und ob er darin nichts Unedles fand, nur durch dieses Mittel den König zur Anhörung seiner rechtmäßigen Gründe geneigt zu machen — das ist eine andere Frage, die schwerlich verneint werden kann.

In dem ergangenen königlichen Befehle nun hieß es ausdrücklich: „Wenn es Pflicht ist, „für die Wohlfarth aller Menschen die genaue„ste Sorge zu tragen, so dürfen dabei diejenigen, „die durch Ort und Zeit und andere ähnliche „Verhältnisse mit uns näher, als Andere, ver„bunden sind, schlechterdings nicht hintange„sezt werden. Da nun die deutsche Nation, „die nicht das Recht der Eingebornen besizt, „bei der Prager Universität, wie uns zuverläßig „berichtet worden, sich bei jeder Gelegenheit „drei Stimmen beigelegt und angemaßt hat; „die böhmische hingegen als die einzige gerechte „und wahre Erbin des Königreichs doch nur „Eine Stimme geben kann, wir es aber über„aus unschicklich und ungerecht finden, daß die „Ausländer begünstiget und darüber die Ein„heimischen unterdrückt und von allen Vortheilen ausgeschlossen werden, so befehlen wir,

„daß ihr der böhmischen Nation, nach der Ein„richtung der Akademie zu Paris, drei Stim„men einräumen sollt. Den 27. September „1409."

Diese Beschimpfung schien den Deutschen unerträglich zu seyn. Sie führten augenblicklich ihren gefaßten Vorsatz aus. Gegen dreißigtausend deutsche Lehrer und Studierende — eine Anzahl, die von einigen Geschichtschreibern noch viel größer angegeben wird — begaben sich sofort mit Toben, Klagen und Schmähungen aus der Stadt, und da die Hoffnung ihrer Anführer, nach einiger Entfernung wieder zurückgerufen zu werden, fehl-schlug, so sahen sie sich genöthiget, ihren Weg weiter fortzusetzen. Sachsen, Pohlen, Baiern und einige Rheingegenden nahmen die Flüchtlinge auf und die Universitäten Leipzig, Erfurt, Ingolstadt, Rostock und Krakau haben dieser gelehrten Auswanderung, die in der Geschichte die einzige ihrer Art ist, theils ihren Ursprung und ihre Entstehung, theils ihr Wachsthum und ihre Größe zu verdanken.

Es ist merkwürdig, Hussens Empfindungen bei dieser in aller Betrachtung höchst wichtigen Begebenheit zu vernehmen: „Schrecken und „Furcht überfällt mich, schreibt er, so oft ich „an jene Tage zurück denke. Gott! wie brach „mir das Herz, als ich Mann für Mann mit „störrischem Sinne die Straßen hinabziehen „sahe! Es war mir, als wenn alle Menschen „auf einmal die Erde verließen, und ich allein „einsam und verwaiset zurückbleiben müßte. „Die Anführer hatten mir viel Uebles gethan, „das wußte ich. Aber ich hielt ihren Weggang, „den ich für etwas Gutes und für eine Be„freiung von Feinden hätte ansehen sollen, für „das Allerübelste. Bald schloß ich mich in die „finsterste Kammer ein, bald lief ich selbst auf „die Straße. Bald schwieg ich, bald bat „und flehte ich. Aber alles umsonst. Bleibet, „bleibet, wir wollen Freunde seyn, rief ich; „aber sie hörten nicht. Hohngelächter und „Schimpfreden folgten auf meine Bitten. Was „konnte ich thun, als sie und mich Gott emp„fehlen!“ Vielleicht kann nichts so sehr sei-

nen liebenswürdigen Charakter beweisen, als diese Darstellung seiner Gefühle.

Jezt hatten Huß und seine Freunde eine Menge von Feinden weniger. Aber sie hatten nicht eben große Ursache sich zu freuen. Der heftigste Feind, der eigentlich jene erstern nur zu seinen Werkzeugen gebraucht und zu Angriffen gegen Hussen verleitet hatte — ich meine, die römische Geistlichkeit — blieb immer noch übrig. Diese konnte jene Vorfälle um so weniger gleichgültig ansehen, je mehr sie an den ausgewanderten Deutschen eine Stütze verlohr, den reformirenden Prediger zu Bethlehem mit einigem Scheine von Gelehrsamkeit zu widerlegen. Sie kannte sich selbst zu gut, um nicht einzusehen, daß sie allein Hussen nicht gewachsen sey, und daß ihre Unwissenheit mit seinen Einsichten nicht in Vergleichung kommen könne. Mit Recht mußte sie befürchten, daß Hussens Lehre immer weiter um sich greifen und der päpstliche Glaube an Gewicht und Ansehen verlieren möchte. Dies zu verhindern, ergriffen sie nun alle Mittel, die nur in ihrer Gewalt waren. Hatte man sich vorher der deutschen

Gelehrten zu Ausführung seiner Absichten bedient, so wandte man sich jezt an die gemeine Prager Bürgerschaft, die man wider ihn aufzuhetzen suchte.

Und das war bei den gegenwärtigen Umständen nicht schwer zu bewerkstelligen. Denn wenn eine Stadt auf einmal so viele und zum Theil reiche Bewohner verliehrt, so muß der Handwerker und Professionist natürlich einen Mangel an Nahrung gewahr werden, der ihm empfindlich ist. Huß hatte zwar den größten Theil der Bürgerschaft schon längst auf seiner Seite; aber wie leicht ist es, die Gunst des Volkes Jemanden zu rauben! Und hier war der Eigennutz der Bürger so sehr im Gedränge, daß es niemanden Wunder nehmen kann, wenn sich alles zu Klagen über Hussen vereinigte. Der Eine wollte an Nahrung gelitten, der Andere seinen Freund eingebüßt, der Dritte verliehenes Geld nicht wieder erhalten, der Vierte sonst an andern Dingen verloren haben, und alle Schuld traf nun — den ehrlichen Huß. Und die noch ungewiß waren, wem sie davon die Schuld geben sollten, wurden noch von andern in ihrer

Muthmaßung bestärkt. Vorzüglich waren die Mönche bei dieser Gelegenheit sehr geschäftig, die von Hause zu Hause gingen und ihren Groll gegen Hussen ausschütteten. Man tobte auf allen Straßen, man schimpfte, man drohte mit Feuer und Schwert, wenn man nicht die Deutschen wieder zurück rufen, und Hussen nebst den übrigen Urhebern ihres Abzugs zur Strafe ziehen würde.

Unbeschreiblich ist es, wie viel unser Huß bei diesen Vorfällen litt. Nicht der Verdruß über den Verlust so vieler Freunde, nicht die Furcht vor dem eindringenden Volke, nicht die Besorgniß für sein Leben, sondern nur der Gedanke, ohne seinen Willen so viele Bürger zu Klagen über Mangel an Nahrung veranlaßt zu haben, griff sein zart fühlendes Herz an. Denn was die Drohungen der Volkshaufen anbelangte, so kümmerten sie ihn weniger. Es ist eine Erfahrung, die nicht viel jünger ist, als das Menschengeschlecht selbst, daß Volksfeindschaften eben so leicht erweckt, als gestillt werden können. Sie bewies sich auch jezt als wahr und gegründet. Alle Klagen hörten auf, alle

Zweifel verschwanden, aller Drohungen schämte man sich, alle vorige Zuneigung kehrte wieder zurück, als Huß in der nächsten Predigt, wozu sich eben eine große Menge Menschen versammelt hatte, sein Verhalten rechtfertigte und den ganzen Verlauf der Sache mit ihren Gründen und Veranlassungen der Wahrheit gemäß schilderte. Das hieß denn nun wieder denen eine Freude verderben, die seinen Untergang so nahe glaubten.

## Siebentes Kapitel.

### Er wird vom Papste citirt.

Aber wie es zu gehen pflegt, Feinde nehmen und geben oft Gelegenheit, denen zu schaden, welchen sie übel wollen. Es mußte sich fügen, daß Huß selbst jezt Gelegenheit zu ihrer Verfolgung gab, die sie nur nehmen und ergreifen durften. Für jeden Mann von Einsicht mußte es nämlich ein höchst ärgerlicher

Auftritt seyn, da eben zu der Zeit zwei Menschen sich um die päpstliche Würde zankten, und die schändlichsten Mittel brauchten, um nach Verdrängung und Aufreibung des Andern den päpstlichen Thron allein zu behaupten. Benedict der Dreizehnte und Gregorius der Zwölfte waren es, davon jeder Papst seyn wollte. Und weil der Ehrgeiz beide zu sehr fesselte und keiner dem Andern nachstehen wollte, so versammelte man sich im Jahre 1410 zu Pisa, um einen Dritten zum einzigen rechtmäßigen Papst zu wählen.

Huß konnte nicht umhin, wider diese strafbaren Gesinnungen der vornehmsten Diener der Kirche zu eifern und ihren Ehrgeiz, Habsucht und Ueppigkeit mit Farben zu schildern, die nicht das vortheilhafteste Licht auf die ganze übrige römische Geistlichkeit warfen. Er sprach jezt freimüthiger als jemals sowohl wider ihre erschlichene Macht, als auch wider ihre Aufführung. Das übelste war, daß in Böhmen selbst ein Theil der Geistlichkeit bald für diesen bald für jenen Papst sich erklärte. Das gab zu mancherlei Unordnungen Anlaß, die am

Ende gar in Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten hätten ausbrechen können. Das Aergerniß, welches dadurch dem Volke gegeben wurde, konnte Hussen nicht entgehen. Mit einer Entschlossenheit, die kein Unrecht geschehen läßt ohne sich dagegen aufzulehnen, äußerte er über alle diese Vorfälle seine Mißbilligung.

Der Papst, lehrte er, habe in Glaubenssachen keine größere Macht, als jeder andere Religionslehrer. Das Recht, in streitigen Punkten zu entscheiden, komme allein der Schrift zu. Lehrer der Religion hätten als solche noch größere Verbindlichkeit auf sich, eines guten Wandels sich zu befleissigen. Sie seien so wenig irgend einer Schuldigkeit entnommen, daß sie noch mehrere Obliegenheiten zu erfüllen hätten. Eine einzige offenbare schändliche Handlung mache sie ihres Amtes unwürdig. Man finde in der Bibel nicht eine einzige Verordnung, woraus man die Pflicht ableiten könne, sich in Klöster zu begeben. Es müsse auch zum offenbaren Schaden der menschlichen Gesellschaft gereichen, wenn so viele Menschen von beiden Geschlechtern sich unthätig in Klöster einschlies-

ſen, und die Geſchäfte, die man darin betreibe, könnten unmöglich den Beifall Gottes erhalten. — Das Gebet für die Todten ſei eine Kunſt, den Leuten Geld aus dem Beutel zu zaubern, welche man den Zigeunern überlaſſen müſſe. — Die heimliche Ohrenbeichte ſei eine Erfindung, um die Herrſchaft der Pfaffen zu begründen, und könne zu gar nichts helfen. Eben ſo ſei das Faſten zwar als ein Mittel der Mäßigkeit und der Kreuzigung des Fleiſches zu betrachten, enthalte aber weiter nichts Verdienſtliches. Die Kirchengeräthe, als Meßgewände, Chorhemden, Kelche u. ſ. w. könnte man vielleicht als einen äußerlichen Schmuck beibehalten, wiewohl ſie keine beſondere Heiligkeit an ſich trügen; Bilder anzubeten, ſei ſchändliche Abgötterei, welche nur der unſinnigſte Aberglaube billigen könne. Das Abendmal nur unter einer Geſtalt auszutheilen und den Nichtgeiſtlichen den Wein zu entziehen, ſei wider die Einſetzung des Stifters und gegen den Gebrauch der erſten Kirche u. ſ. w.

Dieſe richtigen Lehren, die ſich leicht noch mit andern vermehren ließen, waren im Grun-

de so wenig anstößig, daß sie jezt nicht leicht ein vernünftiger Mensch bezweifeln wird. Wessen Kopf nicht mit einem Wuste alter Vorurtheile angefüllt ist, oder in der Verbreitung und Erhaltung des Aberglaubens seinen Nutzen findet, der wundert sich, wie man der Kraft solcher Lehren widerstehen könne. Aber vierhundert Jahre früher waren sie so neu und eben darum so ketzerisch, daß jeder rechtgläubig genannte Mann sich dagegen empörte.

Alexander der Fünfte war kaum von der Kirchenversammlung zu Pisa zum rechtmäßigen Papste erwählt worden, als er auch sein neues Ansehen gegen den Prager Rector (welches Huß unterdessen geworden war) behaupten zu müssen glaubte. Es erschien eine päpstliche Bulle gegen ihn vom 9. Decemb. 1409, worin nicht nur allen die fernere Ausbreitung irriger Lehren untersagt, sondern auch Huß selbst zur Verantwortung nach Rom gefordert wurde. Was Huß dabei empfand und urtheilte, das höre man mit seinen eigenen Worten: „der „Papst kennt mich nicht, und verdammt mich „doch als den bösesten Menschen. Stelle ich

„mich vor ihm, so fürchte ich weniger für mich
„als für das Wort des Herrn, welches er greu-
„lich lästern wird. Wie schweres Eisen wei-
„ches Holz zermalmet, so wird er mich zer-
„malmen. Aber das Wort des Allmächtigen
„wird dennoch vom Gotte Israels geschützt
„werden."

Er war also, wie es scheint, anfänglich geneigt, dem päpstlichen Befehle in Absicht der persönlichen Verantwortung Genüge zu thun. Und entweder die Besorgniß, bei aller zu übernehmenden gewissen Gefahr, doch nichts ausrichten zu können, oder das Zureden seiner Freunde mochte Ursache seyn, daß er seinen Entschluß, selbst zu erscheinen, änderte und statt seiner nur zwei Anwälde nach Rom sandte. Er bediente sich des späterhin von seinen Nachfolgern mehrmals gebrauchten Mittels, von dem durch die böhmische Geistlichkeit übel belehrten Alexander an den besser zu belehrenden Alexander zu appelliren. Dies und weiter nichts hatte die päpstliche Verordnung zur Folge. Denn seine Gesinnungen in Absicht auf die vorgetragenen Lehrsätze zu ändern — das konnte kein Befehl

bewerkſtelligen, und ſeine Geſinnungen zu verheimlichen — das hielt er für niederträchtige Menſchenfurcht.

„Ein Lehrer, ſagt er in einer ſeiner Predigten, der Irrthümer nicht ſtraft und falſche nicht widerlegt, iſt wie ein Stahl, der nicht Feuer ſchlägt.“ Die Anwendung dieſer Maxime machte er jezt. Niemand bemerkte auch nur die geringſte Abnahme von dem Eifer und der Würde, mit welcher er vorher irrige Lehren beſtritten hatte. Immer mehr Gelehrte und Ungelehrte zog die Gelehrſamkeit ſeiner Vorträge auf ſeine Seite. Selbſt außerhalb Böhmen ließ man dem böhmiſchen Ketzer hier und dort Gerechtigkeit widerfahren. Dies hatte für ihn doppelten Vortheil: einmal fand ſein Wunſch, die Lehre Jeſu wieder in ihrer erſten Reinigkeit herzuſtellen, immer mehr Nahrung und ſodann mußte ſein Muth wachſen, wenn er ſahe, daß mehrere gelehrte und rechtſchaffne Männer ihm beiſtimmten.

Seine Furcht vor Alexander dem Fünften verſchwand auch bald, indem dieſer mit Tode abgieng, noch ehe ſeine Abſandten zu Rom an-

gelangt waren. Nicht so leicht entging er den fernern Nachstellungen der Kleriſei, die ſich ganz zu ſeiner Unterdrückung vereinigt zu haben ſchien, und es nur bedauerte, daß der Tod Alexanders diesmal ihre Bemühungen fruchtlos gemacht hatte. Der Domherr Andreas von Böhmiſchbrod — zu ſeiner immerwährenden Schande wird noch ſein Name als der Name eines wütenden Verfolgers in der Geſchichte fortgeführt — war einer der Hauptanführer. Es fehlte ihm keine derjenigen Eigenſchaften, die zum Ketzermacher gehören. Schlaue Liſt, unbeſchränkter Ehrgeiz, Gefühlloſigkeit gegen Recht und Unrecht, Scheinheiligkeit in äußerlichen Uebungen der Religion waren die Grundzüge ſeines Charakters. Oft theilt die Natur ſelbſt ſolchen Perſonen in Mienen, Blicken und Bildung eine wohlmeinende Warnung für ihre Mitbrüder mit. Ein ſchleichendes, heimtückiſches Weſen konnte man wenigſtens auch dieſem ſogleich abmerken. Lange ſchon war Huſſens Untergang ſein Wunſch geweſen, dem er ſchon manches Opfer gebracht hatte. Denn gewiß das Böſe läßt ſich oft

theuer genug bezahlen, ehe man es thun kann. Um Böses ungestraft thun zu können, wird nicht selten mehr Selbstverleugnung erfordert, als zum Guten.

Dieser Mann ging jezt mit dem Gedanken um, den Erzbischof Sbinko zu Prag in Thätigkeit gegen Huß zu sezen. Das war nun wirklich ein großes Stück Arbeit. Denn Sbinko, ein unentschlossener, unthätiger Herr, war zur Ausführung ausgesonnener Ränke schlechterdings unfähig, auch wenn sie ihm von andern eingegeben wurden. Ihm fehlte es an Handlung, weil es ihm an Kopf fehlte. Und wollten Andere ihm zuweilen ihren Kopf leihen, so war er zu träge, um von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. Man erzählt, er sei nicht nur in allen Wissenschaften unerfahren gewesen, sondern habe auch nicht einmal lesen und schreiben können. Ein Beweis, wie gut damals die ersten geistlichen Aemter besetzt waren! Aber Andreas von Böhmischbrod kam doch endlich hinter die Kunst, diese Maschine in Bewegung zu sezen.

Huß hatte eben an einem Sonntage den Satz vorgetragen: Menſchen, die im freien Felde, in Wäldern, oder ſonſt irgendwo begraben würden, könnten eben ſo gut ſelig werden, als welche auf den Kirchhöfen ihr Grab hätten; der Ort thue dazu nichts und enthalte keine beſondere Heiligkeit. Es fällt in die Augen, daß dieſe Meinung an ſich nichts Anſtößiges enthielt. Aber für ſeine Feinde hatte ſie mehr als zu viel. Was geſchah? Huß wurde einige Tage darauf, den 14. Julius im Jahre 1410, vor den Erzbiſchof und ſeine Räthe gefordert und gefragt: ob er jenen Satz wirklich gelehrt habe? „Nicht „anders," war ſeine Antwort. „Aber es iſt ja „wider alle heilige Gebräuche!" „In der „Schrift ſteht davon nichts, verſetzte er." „Aber auf den Kirchhöfen ſchlafen ja die Hei„ligen." „Es können auſſer denſelben noch „heiligere Menſchen ſchlafen." „Wer aber „etwas wider die Gebräuche der Kirche lehrt, „der wird als Ketzer beſtraft, und wo du nicht „wirſt von Wiklefs Lehrſätzen abſtehen, wirſt „du der Strafe nicht entgehen." „Habe ich „etwas aus Mißverſtand oder Unwiſſenheit ge-

„gen die Bibel gelehrt, so will ich mich gern „bessern.“ „Dazu helfe dir Gott.“ Das war es, womit man ihn diesmal entließ, ohne auf seine Beweise einige Rücksicht zu nehmen. Wie war es aber möglich, Partheien zu vereinigen, deren jede von einem verschiedenen Erkenntnißgrunde ausging? Huß berief sich bloß auf die Schrift und auf den gesunden Menschenverstand, und seine Gegner auf die Aussagen der Heiligen und alten Legenden.

Diese Vorforderung aber war nur ein kleiner Theil von der Rache, die man an ihm zu nehmen gedachte. Noch empfindlicher sollte er seine Verbrechen gegen die Klerisei büssen. Man wußte sehr gut, welchen Werth er Wiklefs Schriften beilegte, davon er selbst einen großen Theil in die böhmische Sprache übersetzt hatte. Man berechnete daher im Voraus die tiefe Kränkung, welche es ihm verursachen würde, wenn man den Befehl geben würde, alle Abschriften davon in den erzbischöflichen Pallast einzuliefern und sodann Anstalt machte, sie als ketzerisch zu verbrennen. Der Entwurf und die Ausführung dieses Plans waren nicht weit von

einander entfernt. Der Befehl dazu wurde öffentlich angeschlagen und Jeder, der nur ein Exemplar zurückbehalten würde, mit großer Strafe bedroht.

Huß und seine Freunde trugen kein Bedenken, sich gehorsam zu bezeigen, entweder weil es die Pflicht des Unterthanen zu fordern schien, oder weil sie wohl gar glaubten, es werde zu ihrer und dieser Bücher Ehre gereichen, wenn man sich nun die Mühe nähme, sie zu lesen und zu prüfen. Denn diese ehrlichen Männer konnten unmöglich glauben, daß man ohne alle vorangegangene Untersuchung sofort zum Verbrennen derselben schreiten würde. Weil ihnen aber doch noch einige Zweifel beigehen mochten, so brauchten sie die Vorsicht, daß sie den König selbst von dem ganzen Vorfalle unterrichteten, mit der Bitte, auf die Prüfung jener Schriften zu dringen, damit sie und ihre Lehre doch endlich einmal vor den Augen der Welt gerechtfertiget würden. Der König, ihren Wünschen nicht abgeneigt, sandte sogleich einen Kammerherrn mit strengen Befehlen an den Erzbischof. Aber man war entweder zu sehr verblendet und

sah alle Untersuchung für überflüssig und für schon längst geschehen an, oder zu stolz, um in diesem Punkte von der königlichen Gewalt abhängig zu seyn. Genug alle Vorstellungen wurden nicht geachtet. Der Schloßhof des Erzbischofs wurde aus Furcht vor Hussens Freunden gesperrt, und mit hinlänglicher Wache besetzt, in demselben ein Scheiterhaufen angezündet und über zweihundert eingelieferte Bände hineingeworfen.

Das hatte aber bei dem Volke, welches Hussen liebte, eine Wirkung, welche man nicht voraus sehen konnte. Es fehlte nicht viel, so wäre es in den Pallast eingedrungen und hätte schreckliche Rache genommen. Gassenlieder und Spottgedichte wurden verfertigt und auswendig gelernt und die ganze Stadt hallte wieder von tobenden Gesängen über die Verbrennungsgeschichte. Selbst der König und noch mehr die Königin nahmen diese offenbare Widersetzlichkeit nicht gleichgültig auf und der Erzbischof, der sonst in seinem Leben nichts bereut hatte — denn zur Reue gehört Ueberlegung, deren er

nicht wohl fähig war — ſoll doch dieſen Schritt herzlich bereut haben.

Es thut ſehr wehe, ſeinen Feinden ſelbſt ehrlich und treuherzig die Mittel zu Beſchimpfungen in die Hände zu geben. Dies allein ſezt meine Leſer in den Stand, jezt in Huſſens Seele zu leſen. Wäre er weniger edel, oder zu aufbrauſender Hitze geneigt geweſen, ſo würde er die Stimmung des Volks zu ſeinem Vortheile gebraucht haben. Aber nichts von dem! Nur heimliche Klagen über Ungerechtigkeit, nur wehmüthige Aeuſſerungen über Herabwürdigung der Religion konnte man an ihm bemerken. „Wie ein Schaaf ehrlich ſeine „Wolle hingiebt, ſprach er, gab ich meine Bücher hin, ohne zu ahnen, daß man mir ſo ſehr „ans Leben gehen würde.“ Er bedauerte das Volk, welchem man abſichtlich die Decke nicht abnehmen, ſondern deſſen Augen man gegen das Licht der Wahrheit verſchloſſen halten wolle, damit man auf Koſten deſſelben deſto ſorgenloſer ſchwelgen und praſſen könne. „Wir leben, „ſchrieb er, in der Babyloniſchen Gefangen„ſchaft.“ So wie die Juden damals in ihrem

„Gottesdienste von den heidnischen Bezwingern „abhiengen und bei allen Einschränkungen ihrer „Rechte nicht laut werden durften, so schmä„lert jezt die Klerisei die Gerechtsame des „Volks."

Er schrieb ein Buch über das rechte Verhalten gegen ketzerische Schriften, dem er das Motto vorsetzte: prüfet alles! Hierin entwickelte er den Begriff einer Ketzerei, dessen Festsetzung bisher nur der Papst sich angemaßt und vorbehalten hatte. Man belegte nämlich alles dasjenige mit diesem Namen, was den Vorzügen der erlesenen Geistlichkeit nicht entsprach. Die Kennzeichen jenes Begriffs fand er in folgenden drei Stücken: was im Widerspruche mit den Lehren der Schrift stehe, was dem gesunden Menschenverstande zuwider sei und eine Bosheit des Herzens voraussetze, das sei ketzerisch zu nennen. Nach diesem Probiersteine möchte man seine und Milleſs Schriften beurtheilen und dann entscheiden, ob jener verhaßte Name ihnen zukommen könne. Ueberdies sei es sehr sonderbar, daß man auch diejenigen Schriften Milleſs verbrennt hätte, die gar nicht einmal in die Reli-

gion einschlügen. Ein Beweis, daß man nicht einmal die Titel von den Büchern angesehen, sondern mit blinder Wuth alles, was Wiklefs Namen führe, dem Feuer geopfert habe. Hätte Wiklef neben dem vielen Guten auch manche falsche Aeusserung unterlaufen lassen, so hätte man wenigstens den Waizen von dem Unkraute sichten sollen, wenn man ja nicht umhin gekonnt hätte, der Regel Jesu zu folgen und alles wachsen zu lassen bis zur Zeit der Erndte. Alle diese Sätze, die weiter keines Beweises bedurften, bestätigte er noch zum Ueberflusse mit den Aussprüchen der Kirchenväter, auf deren Ansehen man sich doch sonst bei jeder Gelegenheit berief. „Und so will ich denn, schrieb er, von der „einmal erkannten Wahrheit nicht abweichen, „bis man mir triftige Gründe vorbringen wird. „Denn Verräther an der Wahrheit mag ich' „nicht seyn. Verräther ist aber nicht nur der „Lügner, der sie ableugnet, sondern auch der „Heuchler, der sie aus Menschenfurcht nicht „offenbaret."

Das war alles so deutlich gesprochen, daß es über seine wahren Gesinnungen keinen Zwei-

sel übrig ließ. Aber leider nur zu deutlich für seine Gegner, die nun wohl fühlten, daß er für sie nicht mehr zu gewinnen war. Dem Könige wurde eine Klagschrift wider Hussen überreicht, die in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt war, und einen doppelten Zweck hätte. Einmal wollte man sich wegen des vorigen Vorfalls bei Hofe rechtfertigen und dann den König zu ernstlichen Maasregeln gegen die Ketzer bewegen. Man hätte aber weniger schlau sein müssen, als man zum Schaden der guten Sache wirklich war, wenn man nicht hätte voraussehen sollen, daß von den Gesinnungen des Königs wenig zu erwarten sey. Nur eine Maske sollte es sein zur Entschuldigung der darauf folgenden eigenmächtigen Selbsthülfe.

Man verbot nämlich plötzlich Hussen alles Predigen. Huß erschrack, als ihm der Befehl zugefertiget wurde. Aber es war nicht anders. Sein Staunen ging bald in ruhige Ueberlegung über. Was sollte er thun? Sollte er gehorchen? aber dann wäre ihm so viele Gelegenheit abgeschnitten worden, dem Volke nützlich zu seyn. „Doch „ja, ich wollte gehorchen, denn jedermann sei

„unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn „hat. Aber der Erzbischof ist meine Obrig„keit nicht. Ich stehe als Universitätsprediger „unmittelbar unter dem Papste.“ So dachte er und gehorchte nicht. Eine abermalige Appellation an den Papst war das Einzige, was ihm übrig blieb. Er faßte dazu desto größern Muth, da auch die Universität zu Bologna auf Befragen der hohen Schule zu Prag das vortheilhafteste Urtheil über Wiklefs Schriften gefällt und ihre Verbrennung als eine an denselben begangene Ungerechtigkeit gemißbilliget hatte.

Allein dieser Appellation bedurfte es gar nicht mehr, um den neuen Papst Johannes den Drei und zwanzigsten erst mit Hussen bekannt zu machen. Man hatte längst dafür gesorgt, ihn bei diesem Herrn von der schlechtesten Seite vorzustellen. Der Papst aber, lieber mit andern Dingen beschäftiget, gab mehr seinen herschsüchtigen Entwürfen, als den, wie es ihm schien, unbedeutenden Zänkereien einer theologischen Fehde Gehör. Man mußte es ihm sehr nahe legen, bis er sie seiner Aufmerksamkeit würdigte. Nur die Beschuldigung, daß Huß auch das

Ansehen des Papstes in Zweifel zu ziehen wage, weckte ihn aus der vorigen Gleichgültigkeit. Kaum hatte er diese Worte gehört, als er auch ungesäumt dem Cardinal Colonna auftrug, Hussens Sache sofort zu untersuchen, und, wenn er ihn schuldig fände, nach Rom zu fordern.

Das Bedingungswort Wenn hätte er nur weglassen können. Denn die Sache untersuchen hieß schon im Kopfe des Kardinals ihn schuldig finden. Es war eine Nachricht, die Schrecken und Jammer verbreitete, als Hussens Citation nach Prag kam. Alle Gutgesinnte glaubten schon ihren würdigen Lehrer in Gefahr des Lebens zu sehen. Und viele von denen, die sonst weder für, noch wider ihn gewesen waren, wurden jezt seine theilnehmenden Freunde.

Denn es ist ein Erfahrungssatz, der so lange gegolten hat, als Menschen leben, daß man demjenigen, dem man gar zu offenbares Unrecht thut, eher nützt als schadet. Mit der Größe seines Unrechts wächst die Zahl seiner Freunde. Daher auch die schlauesten Bösewichter ihren Gegner nie so weit stürzen, daß er ein Gegen-

ſtand des allgemeinen Mitleids wird, sondern ihn immer noch bei allen Kränkungen in einem Zuſtande erhalten, in welchem er noch Neid erwecken kann, ſie müßten denn den Ausbrüchen ihres Haſſes, ſo wie Huſſens Feinde, gar keine Zeit laſſen können. Daß Huß dabei ruhig war, nimmt gewiß den Menſchenkenner wenig Wunder. Denn es iſt ſüß und erfüllt uns mit Muth, ſobald wir eine bekümmerte Menge um uns verſammelt ſehen, die an unſern Angelegenheiten Theil nimmt. Was mußte der gute Mann empfinden, als die ganze Univerſität, ein großer Theil des Adels und der Bürgerſchaft den König einmüthig baten, ihren würdigen Lehren nicht ſinken zu laſſen, ſondern ſich für ihn bei dieſer augenſcheinlichen Gefahr zu verwenden? — Er würde nicht der große Mann geweſen ſeyn, der er wirklich war, wenn er noch der Furcht hätte Raum geben ſollen.

Wenzel ſelbſt ward von dem Eifer und der Wehmuth der Bittenden ſo überraſcht, daß er ausrief: „die Leute können uns faſt warm machen!“ Und bei dieſem Ausrufe blieb es nicht.

Er beschloß, in Hussens Angelegenheiten Abgesandte nach Rom zu senden. Eine förmliche Aussöhnung Hussens mit dem Erzbischofe schien ihm aber in eben dem Grade nöthig zu seyn, in welchem er den Einfluß desselben auf den römischen Hof fürchtete. Diese sollte denn auch in Gegenwart des Hofes und vieler Vornehmen auf dem Schlosse des Königs selbst auf eine feierliche Art bewirkt werden. Es schien, als ob der Erzbischof, durch diese Anstalten geschmeichelt, nicht davon abgeneigt sey. Man hätte kaum ahnen sollen, was wirklich erfolgte. Der Erzbischof erklärte öffentlich Hussens Lehre für rechtgläubig und versprach, den Papst dahin zu vermögen, daß er von Hussens persönlicher Erscheinung abstehe.

So viel Feierliches die ganze Handlung hatte und so viel Freude und Rührung sie bei allen Gutgesinnten verursachte, so glich sie doch mehr einer Komödie, als einer ernstlichen Versöhnung. Der König hatte zwar den Zweck, Hussens Sache zu schützen, aber gewiß nebenher auch den andern, mit dem Erzbischoffe sich einen Spaß zu machen und ihm auf eine Art zu

ſchmeicheln, die ihm nichts koſtete. Alles geſchah mit zu vielen Ceremonien und mit zu groſſer ausſtudierter Höflichkeit als daß es Wenzels Charakter ganz angemeſſen geweſen wäre. Oft glückt das Unternehmen, jemanden durch Schmeicheleien zu gewinnen, in denen für jeden andern der bitterſte Spott verborgen liegt. Es wäre auch bei dem dummſtolzen Erzbiſchoffe geglückt, wenn er nicht ſchlauere Räthe gehabt hätte. Genug, der Erzbiſchof fand in dieſem Vorfalle neue Nahrung für ſeinen Haß und war weit entfernt, ſein gegebenes Verſprechen zu halten. Denn als den 14. Januar im Jahre 1411. die königlichen Geſandten ihre Reiſe nach Rom antreten ſollten, ſo weigerte er ſich, über Huſſens Unſchuld ſich ſo ſchriftlich zu erklären, wie er es vorher mündlich gethan hatte. Da der König ſahe, daß von dieſer Seite wenig zu hoffen ſey, nahm er ſich vor, wenigſtens das zu thun, was in ſeiner Gewalt ſtand. Er ſetzte ſelbſt ein Schreiben an den Papſt auf, worin er ihn wegen ſeiner Lehre nicht nur, ſondern auch wegen ſeines Richterſcheinens entſchuldigte. Es ſei für ihn zu gefährlich, ſchrieb er, dieſe weite

Reise vorzunehmen. Wollte hingegen der Papst Abgeordnete zur Untersuchung nach Prag schikken, so verspreche er ihnen allen Schutz und alle Unterstützung. Daß Huß dieses Schreiben noch mit seinem eigenen begleitete, war nur insofern nöthig, in wiefern es große Herrn gern sehen, wenn der Bittende es nicht bloß bei seinen Fürsprechern bewenden läßt, sondern sich selbst zu Füßen wirft, weil sie doch noch das Ansehen haben wollen, auch ohne Rücksicht auf Fürsprache, nur nach Gerechtigkeit zu entscheiden.

Allein hier war alles umsonst! Und wie sollte es auch nicht? Welcher rechtmäßig getadelte Mann, der weder Lust noch Willen hat sich zu bessern, wird seinem Tadler gern erlauben, ihm fernerhin seine Fehler aufzudecken? Huß hatte die römische Geistlichkeit zu sehr getadelt, als daß sie ihn freisprechen sollte. Nichts natürlicher also, wenn auch gleich nicht unbilliger, als daß Colonna Hussen verdammte und ihn für einen halsstarrigen Ketzer erklärte.

Es war aber weit gefehlt, daß diese Ungerechtigkeit vor der Hand für Hussen schlimme Wirkungen gehabt hätte. Vielmehr vermehrte

ſich die Liebe des Volks in eben dem Grade, in welchem man ihn zu Rom verdammte. Nichts konnte ihm die Herzen ſeiner Freunde mehr ſichern, als dieſe Verfolgung. Was er litt, dachte man ſich, leide er für ſie. Es war daher ſchwer auszumachen, ob mehr Dankbarkeit oder Mitleiden die Geſinnungen des Volks leitete. Wenigſtens hatte es zu beiden gleiche Urſache. Dankbarkeit belebte mehr die Klügern und Einſichtsvollern, welche begreifen konnten, wie viel Wohlthätiges für die ganze Menſchheit in ſeinen Belehrungen lag. Mitleiden fühlten beide zugleich, Nachdenkende und Einfältige, die oft ſich ſelbſt keinen Grund angeben konnten, warum ſie auf Huſſens Seite übergegangen waren. Denn warum ſollte es damals anders geweſen ſeyn, als es jezt iſt? Noch in unſern Tagen ſieht man eine Menge Schwachköpfe eine Parthei ergreifen, ohne die guten oder böſen Abſichten derſelben geprüft zu haben. Sie folgen dahin, wohin ſie einige überlegene Köpf führen. Der Grund, warum ſie folgen, iſt oft nichts weiter, als ein Wort, das ſie nicht verſtehen, oder eine Vorſpiegelung, wovon ſie keinen Be-

griff haben, auch wohl nie haben werden. Aber eben die Dunkelheit hat für sie Reiz. Ein Glück war es, daß in dem gegenwärtigen Falle die Anführer redliche und von aller Volkstäuschung weit entfernte Männer waren, daß es vielmehr ihre Absicht war, das Volk nicht mehr täuschen zu lassen.

Kein Schmerz ist aber vielleicht so groß, als der Harm rachgieriger Seelen, die alles nur mögliche zum Untergange ihres Feindes aufgeboten und wohl gar aufgeopfert haben und denselben noch immer ungerührt und ungetroffen sehen. Angenehm konnte es Hussens Gegnern nicht seyn, daß der trotz allen versuchten Angriffen noch immer in seiner vorigen ruhigen Lage blieb. Den Bann des Papstes achtete er nicht, zu Lästerungen schwieg er, den König, der zu Rom in der Person seiner Gesandten zu wenig geehrt wurde, hatte er wo nicht ganz für, doch auch nicht gegen sich. Kurz Huß war noch ganz das, was er sonst war. Und man konnte nichts weiter, als gelassen zusehen, wenn dies anders für erbitterte Menschen eine mögliche Sache wäre. Nein, noch eine Hülfe versprach man

ſich von dem Kaiſer Sigismund, der ſich damals zu Presburg in Ungarn aufhielt. Man ließ dem Erzbiſchofe nicht eher Ruhe, bis er ſich zu ihm begeben und Huſſen nicht weniger als ſeinen ſcheinbaren Beſchützer, den König Wenzel, verklagen mußte. Es wurde dem Kaiſer zu bedenken gegeben, wie ſehr es ihm als Reichsoberhaupte obliege, die reine katholiſche Religion in Deutſchland zu ſchützen, und allem, was zum Umſturze derſelben gereichen könne, frühzeitig zu wehren. Dies könne nun am beſten geſchehen, wenn der Kaiſer ſelbſt nach Böhmen ſich verfügen und das glimmende Feuer der Neuerungsſucht auslöſchen wolle. Der Kaiſer, nicht abgeneigt dieſen Bitten zu willfahren, wurde durch den Türkenkrieg, in welchen er verwickelt war, jezt abgehalten, es ſo zu thun, wie er es wünſchte. Unterdeſſen ließ er ſeinen Bruder, den König Wenzel, ernſtlich bitten, die Unruhen zu ſtillen und auf das Wohl der Kirche ernſtlich Bedacht zu nehmen. Das war denn nach des Erzbiſchofs Wünſchen etwas; aber noch nicht genug! Um noch eine kräftigere Mitwirkung des Kaiſers zu erlangen, hielt er

sich so lange zu Presburg auf, bis der Tod am genannten Orte eben so seinem Leben als seinem Hasse gegen Hussen ein Ende machte. Er bestätigte von neuem die Erfahrung, daß es nicht gut ist, wenn schwache nicht selbstthätige Menschen irgend eine Macht in Händen haben.

Noch schlimmer, wenn sie dabei Leidenschaften aller Art ergeben sind. Dies empfanden jezt Hussens Anwälde zu Rom. Denn sein Proceß am päpstlichen Hofe dauerte immer noch fort. Seine Vertheidiger bemühten sich zwar auf alle Art, seine Unschuld darzuthun und appellirten von dem Urtheile des päpstlichen Commissarius Colonna an den Papst selbst, der wieder andern Cardinälen die Sache auftrug, ohne daß sie einen bessern Erfolg gehabt hätte. Man verfuhr dabei so willkürlich, und erlaubte sich so viele Abweichungen von dem gewöhnlichen Rechtsgange, daß selbst einige ihrer Collegen darüber ihr Mißfallen zu erkennen gaben. Am Ende wurde es Hussens Vertheidigern sogar untersagt, noch etwas zur Rechtfertigung ihres Clienten vorzubringen, und da sie immer das

Gegentheil verſuchten, warf man einige der eifrigſten ins Gefängniß.

Man denke ſich, welchen Einfluß dieſe Behandlung auf Huſſens Bekehrung — wie man ihm zumuthete — haben mußte. Neue Ungerechtigkeiten ſollten ihn antreiben, zu alten fortwährenden Ungerechtigkeiten zu ſchweigen. Welcher Redliche darf nur das leztere, ohne auch von dem erſtern gereizt zu werden? Hyß war deſſen ſchlechterdings nicht fähig. Unwillkürlich öffnete ſich ſein Mund bei allem, was ſein Kopf für falſch erkannte. Durchdrungen von Liebe zur Wahrheit nahm er nicht darauf Rückſicht, ob ſie von vielen oder von wenigen gebilliget werde. Schriftlich und mündlich, auf dem Katheder und auf der Kanzel, verfocht er Lehren, die er ſich aus der Schrift gezogen hatte. Daß nur ein tugendhaftes Leben, nicht aber Seelenmeſſen, Fürbitten, Wallfahrten, Bilder u. ſ. w. zum Himmel geſchickt machen; daß es jedem, auch den Nichtgeiſtlichen, zukomme, die Lehren der Religion zu prüfen; daß ein Prediger nur durch folgende fünf Punkte ſeinem Amte Genüge thue, wenn er die Wahrheit lehre, für

die Ausbreitung des Reichs Gottes bete, die Sacramente redlich verwalte, die Bibel fleiſſig ſtudiere und ſeine Lehre durch Leben und Wandel beſtätige; daß die Wundergeſchichten von ſo vielen Heiligen wenig Wahres nicht nur ſondern auch wenig Erbauliches enthielten — dieſe und andere Wahrheiten trug er vor, wodurch Kenntniß und Uebung der Religion befördert werden mußte.

## Achtes Kapitel.

### Er widerſezt ſich dem Papſte und wird in den Bann gethan.

Bis jezt hatte Huß zwar vieles gethan und gelehrt, was dem päpſtlichen Stuhle unwillkommen und anſtößig ſeyn mußte, aber doch immer noch den Papſt ſelbſt als das Haupt der Kirche anerkannt und ſein Anſehen auf keine Weiſe verlezt. Als ſogar zu Ollmütz in Mähren über die Frage Unruhen entſtanden waren:

ob man an den Papſt glauben müſſe, fiel ſeine Antwort unter gewiſſen Bedingungen bejahend aus. Jezt aber ereignete ſich ein Vorfall, der einen öffentlichen Bruch mit dem Papſte nach ſich ziehen mußte. Der Papſt Johannes der drei und zwanzigſte war ein Herr, den Neigung und Trieb, wenn auch nicht Talent und Kraft, eher zum General als zum Papſt beſtimmt hätten. Ehrgeiz und Herrſchſucht waren die Leidenſchaften, denen er alles aufzuopfern bereit war.

Wehe des Nachbars Hauſe, neben welchem ein Mann wohnt, der dieſer Leidenſchaft ergeben iſt! Entweder wird der Nachbar ſich demüthigen, oder tauſend Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſeyn müſſen. Keines von beiden wollte der Nachbar des Papſtes, Ladislaus, König von Neapel. Aber nun war nichts ſo nothwendig, als daß er auf ſeine Sicherheit bedacht war. Schon hatte der Papſt den ſtolzen Plan gefaßt, in Neapel einzufallen, des Königs Heer zu ſchlagen, ihn ſelbſt gefangen zu nehmen und ihm das Geſtändniß, der Ohnmacht und Schwäche abzunöthigen; ein Geſtändniß, das dem Ehrgeizigen den höchſten Genuß gewährt! Aber ſelbſt

das Laster bedarf ruhiger und vorsichtiger Ueberlegungen, wenn es seine Absichten durchsetzen will. Ladislaus sahe schärfer, als der Papst. Seinen unbesonnenen Einfällen zuvor zu kommen und die bevorstehenden Streiche abzuwehren, war sein bald gefaßter Entschluß. Noch ehe jener mit seinen Zurüstungen fertig war, rückte dieser schon in das päpstliche Gebiete ein, belagerte verschiedere Städte und setzte dem Papste so heftig zu, daß dieser ungewiß war, ob er mehr das bevorstehende fürchten, oder über das bereits geschehene sich ärgern und kränken solle.

In dieser Verlegenheit ergriff er ein Mittel, wovon ihm nicht einmal die Ehre der Erfindung gebührt. Schon seine Vorgänger hatten die Gewohnheit, ihre von unedlen Neigungen erzeugten Privathändel in Angelegenheiten der Religion zu verwandeln und die ihnen drohenden Unglücksfälle als Gefahren der Religion vorzustellen. Diesem Beispiele gemäß sandte er in verschiedene christliche Länder Bevollmächtigte aus, die jedem, der sich zu seiner Armee begeben und sein Gebiet wider den Neapolita-

nischen König vertheidigen helfen würde, Vergebung aller seiner bisherigen Sünder versprechen sollten. Ein Preis, der gar nicht leichter verdient werden konnte! Denn Entwöhnung von Fehlern und Wachsthum im Guten, waren Dinge, deren man ganz überhoben sein konnte, wenn man sich nur entschließen wollte, päpstliches Gewehr zu tragen. Die Bulle, welche der Papst jetzt in alle Länder ergehen ließ, ist zu merkwürdig, als daß ich nicht einige Hauptzüge daraus anführen sollte:

„Da uns die göttliche Gnade an die Spitze „der streitenden Kirche gesetzt hat, die Aufsicht „über alle Länder führen und gleich einer strah„lenden Königin, alles beherrschen soll, so befeh„len wir allen und jeden bei Strafe der Excommu„nication, die sogleich erfolgen soll, sobald man „sich weigert, diesem Befehle zu folgen, daß „Ladislaus in allen Kirchen unter dem Geläute „der Glocken und bei ausgelöschten und zur Er„de geworfenen Kerzen als ein excommunicirter, „meineidiger und abtrünniger Ketzer erklärt wer„de. — — Wir fordern dabei alle Kaiser, Kö„nige und Fürsten — und alle Personen beider-

„lei Geschlechts bei der Vergießung des Blu„tes Christi und bei der Vergebung ihrer Sün„den feierlich auf, daß sie sich insgesammt zur „Vertheidigung der Kirche und unserer Person „gegen den genannten Ladislaus rüsten und auf„machen. Im Vertrauen auf die Barmherzig„keit des Allmächtigen und auf die uns gege„bene Gewalt, zu binden und zu lösen, ertei„len wir auch allen denen, die entweder in ei„gener Person diesen Kreuzzug übernehmen, „oder durch Geld unterstützen werden, die Ver„gebung aller ihrer Sünden und die Vergeltung „in jener Seligkeit — daß sich daher niemand „unterstehe, diesen unsern Befehl zu vernachläs„sigen oder wohl gar die Vollziehung desselben „zu hindern. Sollte aber ja sich jemand dies„erkühnen, dem sei hiermit erklärt, daß er die „Ungnade des Allmächtigen und aller heiligen „Apostel sich zuziehen werde. So gegeben und „geschehen zu Rom bei Sct. Peter, den 27. „September 1411.

Kann man sich wohl größere Unverschämtheit denken? — Durch diesen getreuen Auszug hoffe ich so viel erlangt zu haben, daß ich nun der

Mühe überhoben bin, Hussens Benehmen bei Bekanntmachung dieses Befehls zu rechtfertigen. Denn nicht lange währte es, als auch einer von den in alle Welt ausgesanndten Werbeoffizieren nach Prag kam. Jedermann wurde auch hier aufgefordert, entweder selbst diesen Feldzug nach Italien mitzumachen oder wenigstens Geldbeiträge zu liefern. Die Verbindung der Sünden war das Handgeld, das jedem angeboten wurde. Und es schien, als ob der pästliche Unterhändler in Böhmen sein Glück machen würde.

Aber ein Mann trat auf, der diesen schändlichen Mißbrauch der Religion nicht dulden konnte, ein Mann der das Volk unmöglich so täuschen, nicht sein Vaterland an Geld und Leuten so entblößen, nicht Tugend und Frömmigkeit so feilbieten lassen konnte, ein Mann, sage ich, trat auf, den meine Leser schon längst kennen und der dieses niederträchtige Unternehmen in Böhmen wenigstens hinderte. Nicht nur in öffentlichen Predigten erklärte sich Huß dagegen und suchte das Volk vor diesem Betrug zu warnen, sondern er erbot sich auch, durch einen Anschlag an allen Kirchthüren und öffentlichen

Plätzen, mit jedem darüber zu disputiren und gegen alle Einwendungen zu beweisen, daß es der Religion Jesu gerade zu entgegen sei, dem päpstlichen Befehle zu folgen.

Je unerwarteter uns etwas begegnet, desto mehr kann es uns erschüttern und außer Fassung bringen. Der päpstliche Gesandte mußte über Hussens Beginnen um so mehr erstaunen, je weniger er nur etwas ähnliches vermuthet hatte und je weniger er gewohnt war, bei päpstlichen Anordnungen Widersprüche zu erfahren. Alles wurde nun in Bewegung gesetzt, um gegen diese Unternehmungen kräftige Gegenanstalten zu treffen. Ueberredungen, Versprechungen, Drohungen, Bestechungen, nichts blieb unversucht, je nachdem diese oder jene Person für das eine oder für das andere empfänglich war. Der König Wenzel wurde unter andern durch Versprechungen gewonnen. So sehr auch sein Inneres für die Unrechtmäßigkeit des päpstlichen Befehls entschied, so gab er doch den ausdrücklichen Befehl, daß niemand, bei Verlust seiner Gnade, es wagen sollte, dem päpstlichen Gesandten entgegen zu seyn. Ob es übrigens

recht war, wider seine Ueberzeugung zu sprechen und zu handeln, das entscheidet zwar die Moral aber nicht die Politik der Menschen. Ueberhaupt hatte jetzt Huß neue Gelegenheit, die traurige Erfahrung zu machen, daß der Mensch weit eher fähig ist, Wahrheit zu erkennen, als sie standhaft zu vertheidigen. Er sahe sich jetzt von Männern verlassen, die vorher immer mit ihm einverstanden waren. Viele hatten mit ihm selbst gegen diese päpstliche Bulle anfänglich geeifert, und dieselben nahmen jetzt ihre Meinung aus Furcht zurück. Fester und entschloßner, aber auch eben darum verdienstvoller war unser Huß. Der Tag, den er zu Vertheidigung seines Widerspruchs gegen die Aufforderung des Papstes — es war den 7. Junius 1412. — bestimmt hatte, rückte immer näher heran und fand ihn noch eben so muthig, als er die öffentliche Anschläge gemacht hatte. Es war ein Tag, welchem alle Gemüther mit gespannter Erwartung entgegensahen. Er war kaum angebrochen, als alles, was wider oder für Hussen gestimmt war, sich in dem dazu bestimmten Saale einfand. Jeder war begierig zu hören, was vorfallen würde.

Jeder dachte sich schon die Gründe oder Gegengründe, die er oder seine Geger vorbringen würden. Jeder stellte sich schon die Freude vor, seine Ueberzeugungen gegen alle Zweifel gerettet und verfochten zu sehen. Jeder sah die Beschämung voraus, in welche er zum Stillschweigen gebrachte und widerlegte Gegner verfallen würde. Der ganze Saal war gedrängt voll Bürgern und Studenten. Und da der Rector der Universität aus Besorgniß der Unruhe die Bürger hat, sich zu entfernen, wurde er mit solchem tobenden Lärm empfangen, daß Huß sich selbst ins Mittel schlagen und seinen Anhängern durch Winken und Bitten Stillschweigen gebieten mußte.

Alles wurde ruhig, als nun Huß seine Rede begann, in welcher er sich zuvörderst über die Ursachen dieser Zusammenkunft rechtfertigte, wozu ihn nichts als Liebe zur Wahrheit bewogen habe. Sodann bewies er, daß nur Reue und Besserung des Lebens, nicht aber ein unternommener Feldzug Vergebung der Sünden bewirken könne, daß es schändlicher Betrug sei, wenn man andern nur aus Eigennutz falsche Hofnung

mache, daß endlich niemand, auſſer Gott ſelbſt, einen Sünder für ſchuldlos und rein erklären könne. Es fehlte nicht an Widerſprechenden, die ihre Gründe ſo gut als möglich vorbrachten. Denn keine Sache iſt ſo unwahr und ungereimt, daß ſich nicht, wenn man will, etwas ſcheinbares wenigſtens dafür ſagen ließe. Einer half dem andern immer aus der Verlegenheit, wenn er überführt war und nichts mehr zur Vertheidigung ſeiner mißlichen Sache vorzubringen wußte. Nur Huß bewies ſeine Meinung ſo ruhig und ſo faßlich, daß es auch dem Einfältigſten einleuchten mußte, auf weſſen Seite die Wahrheit war. Und da man von Seiten der Gegner ſich an Gründen erſchöpft hatte, nahm man ſeine Zuflucht zu Vorwürfen und Läſterungen. Als aber auch dies nichts mehr helfen wollte, berief man ſich auf die königliche Verordnung und auf die Entſcheidung der Landesobrigkeit. „Ja, ja, „nahm Hieronymus von Prag das Wort, der „ſeit einiger Zeit ſich wieder zu Prag aufhielt, „man thue was man will. Man folge entweder „unſern vernünftigen Gründen, oder dem grund„loſen Geſchrei der Heuchler! Weil man ſich

„aber auf die Obrigkeit beruft, so wollen wir „gleich selbst auf das Rathhaus gehen, und „freimüthig alles das sagen, was wir jetzt ge„sagt haben.“

„Er hat Recht, schrieen einige Stimmen“ und „Recht! recht!“ ertönte der ganze Saal. Nicht viel fehlte, so hätte der gemeine Hause Gewalt gebraucht und die Sprecher von beiden Seiten selbst auf das Rathhaus geführt. Um übereilte Schritte zu verhüten, bemühete sich Huß, die aufbrausenden Köpfe im Zaume zu halten. Und so gieng man ruhig auseinander, ohne in seinen Meinungen etwas geändert zu haben. In der folgenden Versammlung, welche der Rector der Universität zusammenkommen ließ, die aber bei weitem nicht so zahlreich war, als die erstere, gieng es ebendeswegen friedlicher zu. Man stellte Hussen und seinem Freunde Hieronymus die Gefahr vor, in welche man die Stadt stürzen würde, da die große Gährung des Volks nur gar zu sehr Unruhen befürchten liesse. Diese versprachen auch, alle Veranlassungen dazu zu vermeiden und keinen Auflauf auf irgend eine Art zu begünstigen. „Aber, versetzte Huß,

„soll ich schweigen, wo ich reden soll? wird „mich die Wahrheit nicht selbst verklagen, mich, „der ich sie kannte, und furchtsam verließ? soll „mein Leben mir theurer sein, als meine Pflicht?“ Und da man darauf nichts befriedigendes erwiedern konnte, so entfernte man sich auch diesmal zwar mit weniger Erbitterung, aber auch mit nicht viel größerer Hoffnung.

Unterdessen hatten einige rasche und hitzige Köpfe, von der Ungerechtigkeit der päpstlichen Bulle überzeugt, sich eidlich mit einander verbunden, fernerhin jedem, der sie vertheidigen, oder zur Befolgung derselben ermuntern würde, kühn und laut zu widersprechen. Dieser übereilte Entschluß wurde auch ausgeführt. Drei derselben giengen den nächstfolgenden Sonntag in drei verschiedene Kirchen. Und da, dem päpstlichen Befehle gemäß, von dem neuen Kreuzzuge gepredigt und das Volk zur Theilnahme an demselben ermuntert wurde, erhoben sie unter der Menge ihre Stimme, murrten und lärmten. „Das ist nicht wahr! das ist unrecht! glaubt „es nicht! thut es nicht!“ Dieses ihr Rufen machte eine Störung im Gottesdienste, die

entsetzlich war. Alle drei wurden ergriffen, auf das Rathhaus geschleppt und ins Gefängnis geworfen. Man fürchtete nicht ohne Grund, daß sie für alle büßen würden. Diese Besorgnis erfüllte unsern Huß mit einer solchen Aengstlichkeit, daß er sich selbst das alles Schuld gab, was diesen Unglücklichen begegnen würde, die im Grunde nichts anders, nur mit zu großer Voreiligkeit, gesagt hatten, als was er selbst gelehrt hatte.

Er glaubte um so mehr, sich für sie verwenden zu müssen, je mehr er besorgte, man möchte sein Stillschweigen für Furchtsamkeit und Verleugnung der Wahrheit ansehen. Begleitet von einigen Zuhörern, gieng er also auf das Rathhaus, und bat, man möchte an diesen Menschen nicht zu hart ein Vergehen ahnden, wozu sie nur jugendliches Feuer und übereilte Hitze verleitet hätte. Man gab ihm zur Antwort, seine Fürbitte werde auf das Schicksal der Gefangenen Einfluß haben. Mit diesem im Grunde äußerst zweideutigen Bescheide, in dem er aber alle seine Wünsche erfüllt sahe, mußte er wieder abtreten. Gutmüthige Menschen geben

jeder Aussage diejenige Auslegung, die der Menschenliebe am gemäßesten scheint. Oft wurden sie betrogen. Betrogen wurde auch jetzt der Fürbitter jener drei Gefangenen. Denn seine Vermittelung hatte wirklich auf ihr Schicksal Einfluß, nur einen sehr traurigen und nachtheiligen. Bei seiner Zurückkehr in sein Haus stieß er auf einen Haufen von Menschen, der zu einigen Tausenden angewachsen und fest entschlossen war, es koste auch was es wolle, die Loslassung der Gefangenen zu bewirken.

Huß, von ihrem Vorhaben unterrichtet, säumte nicht ihnen die Beruhigung mitzutheilen, die er selbst erhalten hatte. „Gehet nur „friedlich nach Hause, rief er. Die Gefange„nen haben Gnade erhalten!" Kaum war man auf sein Zureden unbekümmert und ruhig auseinander gegangen, als auf einmal die ganze Stadt die Nachricht durchlief, der Rath habe, einverstanden mit der katholischen Geistlichkeit, heimlich den Nachrichter holen und den Gefangenen die Köpfe abschlagen lassen. Eine solche hinterlistige Täuschung empörte alle, welche auf Hussens Seite waren. Jetzt war es um

möglich, die Wuth der zusammengelaufenen Menge aufzuhalten. In wenig Augenblicken war das Rathhaus umringt, das Gefängnis erbrochen, und eben sollte die fürchterlichste Rache an den Urhebern jener Täuschung genommen werden, als — man denke sich — Rachsucht vom Mitleiden betäubt wurde.

Es war ein Kunstgrif, welcher auf genaue Kenntnis des menschlichen Herzens berechnet war. Der Mensch kann leicht aus einer Gemüthsbewegung in die andere damit verwandte übergehn, sobald nur seiner Betrachtung neue und wirksame Gegenstände dargeboten werden. Man hatte weiter nichts gethan, als nur die drei Leichen schön weiß gekleidet auf prächtige Todtenbahren gelegt. Aber schon dieser Anblick war hinreichend, um die Empfindungen der Menge von den Urhebern des Mordes auf die Gemordeten selbst zu lenken. Statt Rache an jenen zu nehmen, beschäftigte sie sich mit der Ehre, welche sie diesen noch erzeigen wollte. So erhielt ihre Regung wenigstens etwas die für den Augenblick Beschäftigung anstrebte.

Kurz das Volk ergrif die Bahren mit den Leichen, und begann den feierlichſten Leichenzug, den man nur jemals geſehen hat. Alles gieng ſo ruhig ab, als ob nichts vorgefallen wäre. Nur der Eifer, nach welchen jeder gern tragen helfen, oder doch den Leichen nahe ſein wollte, ſtörte zuweilen die Ordnung. Sterbegeſänge wurden mit ſo vieler Rührung geſungen, daß alle Gemüther bewegt wurden. Immer mehrere Menſchen liefen herbei, die anfangs nicht gegenwärtig waren. Ein Schaden für die Ablaßhändler, der größer war, als alle Vorträge Huſſens nicht bewirkt hatten! Denn mit der Theilnahme an dieſem Vorfalle vermehrte ſich die Theilnahme an den Urſachen deſſelben. Der Zug ging nach der Kirche zu Bethlehem, wo die Leichen als Märtyrer und als unſchuldige Opfer der Wahrheit beigeſezt wurden.

Was Huß dabei dachte oder mitwirkte? — Man höre dies aus ſeinen eigenen Worten: „Verſchloſſen lag ich jenen Abend in meinem „Zimmer ohne alles Beſinnen. Hände und Füße „zitterten mir. Ich ſah und hörte niemanden, „der zu mir kam oder mit mir ſprach. Nur

„Staſſeck, Kirſchibelco, Wſchesſtehka — die „Namen der drei Hingerichteten — ſchwebten „mir vor Augen, die mich bald als den Urhe„ber ihrer Ermordung anklagten, bald ſich wie„der mit einem freudigen Blicke zum Erlöſer „wandten und ausriefen: der Eifer für dein „Haus hat mich gefreſſen.“ Schon daraus ſieht man, wenn es auch nicht die Geſchichtſchreiber ausdrücklich verſicherten, daß er an dem ganzen Benehmen des Volks nicht den geringſten Antheil hatte. Man verwunderte ſich ſogar, als man ihn auch nachher ein langes Stillſchweigen beobachten ſahe. Aber immer konnte er es nicht. Er empfand zu tiefen Schmerz über jene unſchuldigen Opfer, wie ſie ihm jezt ſchienen. Denn allzugroße Strenge verfehlt größtentheils ihren Zweck nicht nur in den Augen der Menge, ſondern auch oft der Einſichtsvollen. Eine That, die tadelnswürdig iſt, aber zu hart beſtraft wird, erhält oft dadurch Lob und Beifall. Selbſt Huß war jezt geneigter als vorher, weniger Tadel in der Handlung der Hingerichteten zu finden. Und da ſein Schmerz laut wurde, erklärte er ſich mit Miß-

fallen über dieſe hinterliſtige Hintergehung. Oeffentliche Handlungen, meinte er, müßten auch öffentlich unterſucht und beſtraft werden. Er ließ ſich darüber mit ſo vieler Wärme aus, daß es ihm von Seiten des Raths ernſtlich unterſagt wurde, jemals dieſen Vorfall wieder auf der Kanzel zu berühren. Und je geneigter ſein Herz war, angethanes Unrecht zu vergeſſen, deſto leichter wurde ihm dieſe Mäßigung.

Nur wo die Wahrheit angefochten und gegen die Vorſchriften der Religion fortwährend gefehlt wurde, da konnte ihm kein Gebot den Mund verſchließen. Denn als eine zweite noch geſchärftere päpſtliche Bulle von demſelben Inhalte zu Prag ankam, ſo konnte er nicht umhin, eine Schrift dagegen aufzuſetzen, worinn er mit eben ſo großer Mäßigung als Offenheit die Forderungen des Papſtes unterſuchte und erklärte, was ihm zugeſtanden oder verweigert werden müſſe. Ich begnüge mich, nur eine Stelle aus derſelben anzuführen. „Jeder Chriſt hat das „Recht zu prüfen und zu unterſuchen. Dieſes „Recht breitet ſich auch über die päpſtlichen „Anordnungen aus. Findet man ſie mit den

„Vorschriften der Religion übereinstimmend, „so muß man ihnen gehorchen. Ist etwas den„selben entgegen, so muß man sich standhaft „dawider auflehnen. Denn der Ausspruch beim „Hiob: wer will zu ihm sagen: was machst du? „kann nur von Gott, nicht aber vom Papste, nur „von dem, der keinen Oberherrn hat, oder nie „fehlen kann. Aber wer wäre das, außer Gott?"

In der That hätten Hussens Freunde und Feinde nur immer die Mäßigung beobachtet, worinn er ihnen ein musterhaftes Beispiel gab, es würde nie zu den folgenden traurigen Auftritten gekommen seyn. Der Unpartheilichkeit gemäß ist das Geständniß, daß auch Hussens Anhänger, oder, wie sie jezt genannt wurden, die Evangelischen, sich oft einer übereilenden Hitze überließen, die nicht gerechtfertiget werden kann. So nannten sie nicht selten ihre Gegner auf öffentlichen Plätzen: Seelenverkäufer, Sündenhändler, Roms Knechte u. s. w. Auch an Spottgedichten und Gassenliedern fehlte es nicht, womit man die Vertheidiger der päpstlichen Rechte höhnte. Alles Dinge, welche nur dazu dienten, die Gegenparthei zu er-

bittern. Unter allen zeichnete ſich der ſchon genannte Hieronymus von Prag aus, der ſeinem Eifer kaum Grenzen ſetzen konnte. Man erzählt — und warum ſollte man es bezweifeln, da es ſeinem hitzigen und unternehmenden Charakter ſo ganz angemeſſen iſt? — daß er einmal in eine Kirche gekommen ſey, wo man mit vieler Andacht Reliquien und Ueberreſte alter Heiligen angebetet habe. Es gnügte ihm nicht, über dieſen Aberglauben zu lächeln. Nein, er ging hin, ergriff die Heiligthümer, und warf ſie in Gegenwart ihrer Anbeter mit Gelächter auf die Erde. Ein unglücklicher Verſuch, Vorurtheile auszurotten! Wer dieſe Art einſchlägt, wird ſelten ſeinen Zweck erreichen. Wie ganz verſchieden dachte darüber Huß! Ich beweiſe dies aus einer Stelle in ſeinen Predigten, wo er ſagt: „wer des Papſtes Thron umſtoßen will, „muß nicht mit groben Steinen werfen. Große „Steine ſchallen und lärmen zu ſehr. Der „Wächter weckt auf und iſt auf ſeiner Hut. „Kleine Steinchen laßt uns nehmen und das „Gebäude wird nach und nach wanken und „fallen, wie Babylons Thurm.

Einen noch kühnern und übereiltern Schritt that Hieronymus, bei welchem er eben so wenig seinen gemäßigtern Freund um Rath gefragt hatte. Innigst betrübt über die fortwährenden Bemühungen der päpstlichen Gesandten, das Volk zum Kreuzzuge zu ermuntern, nahm er eine Abschrift von der päpstlichen Bulle, hieng diese einem schändlichen Bilde um, zog begleitet von Studenten unter immer mehr herbeilaufenden Volke auf den Markt, und verbrannte sie unter lauten Schmähungen und Tadel. Der größte Theil von Zuschauern jauchzte und viele brachten noch mehrere Ausschreiben von Bischöffen und Prälaten, um sie dem Feuer zu opfern.

Wer bedarf hier erst einer Schilderung von den Gesinnungen der katholischen Geistlichkeit? Sie fühlte diese Beschimpfung zu tief, als daß sie nicht auf Rache sinnen sollte. „Huß soll es „büßen!" sprach einer zu den andern. Denn was einzelne Glieder einer Parthei auffallendes Gutes oder Böses thun, das wird gewöhnlich der ganzen Parthei oder noch öfterer dem

Haupte derſelben zugeſchrieben. Jede Miene, jeder Blick verrieth nun Tod und Verderben. Jeder ſah dieſen Schritt als den lezten Punkt an, wie weit die Verwegenheit nur gehen könne. Jeder forderte den andern auf, es zu ahnden. Man hätte die Bibel verbrennen und das größte Verbrechen begehen können, es würde vielleicht nicht ein ſolcher Lärm entſtanden ſeyn. Es währte nicht lange, ſo war der Papſt von der Entehrung benachrichtiget, die ſeine heiligen Befehle erlitten hatten. Davon hören und Huſſen unter den ſchärfſten Drohungen nach Rom fordern, war Eins. Weil man aber entweder ſein Erſcheinen oder die Möglichkeit ſeiner Rechtfertigung bezweifelte, ſo wurde er ſchon im Voraus als ein Ketzer excommunicirt d. h. aller Vorzüge und Rechte eines Mitglieds der Kirche beraubt. Es wurde nicht nur für erlaubt, ſondern auch für verdienſtlich gehalten, den zu verfolgen, der in dieſe Strafe verfallen war. Selbſt die Stadt Prag hielt man durch Huſſens Perſon für entheiliget und es erſchien eine päpſtliche Verordnung vom 6. Junius 1412, daß in ganz Prag

außer der Hauptkirche keine geistliche Verrichtung vorgenommen werden sollte, so lang sich Huß daselbst aufhalten würde.

---

## Achtes Kapitel.

### Er muß Prag verlassen.

Mit einem Blicke voll Mitleid müssen wir jezt den Mann ansehen, der bisher so heldenmüthig für die Sache des Guten gekämpft hatte. Einer der empfindlichsten Schläge traf ihn jezt, ob gleich noch empfindlichere seiner warteten. Er sollte als ein Böswicht Prag verlassen, einen Ort, wo er so viel Gutes gelernt, eben so viel gelehrt und noch mehr gestiftet hatte. Wie dem Reisenden zu Muthe ist, wenn er nach einem schlechten unebnen Fußsteige noch endlich gar vom Wege abkommt, so war es ihm jezt, als er von seiner mühsamen aber doch gesegneten Laufbahn abtreten mußte. Zu bedauern

war zwar die Störung, welche dadurch seine sonst ununterbrochene Thätigkeit erhielt; aber doch genoß er die Beruhigung, welche alle verdienstvolle aber angefeindete Männer genießen. Die innere Stimme im Herzen: du hast recht gethan! ach ist sie nicht weit mehr werth, als aller Kitzel feiler Schurken? — Huß hatte selbst vor vielen gleichgesinnten Männern, die oft ungekannt im Verborgenen schmachten, noch etwas voraus. Er genoß den Beifall aller Vernünftigen aus der höhern und niedern Klasse.

Seine Freunde waren jezt mit einander selbst uneins. Einige, die hitzigsten und muthigsten, bestanden darauf, daß er, dem päpstlichen Befehle zum Trotz, in Prag bleiben sollte, und fühlten sich stark genug, ihn gegen alle Anfeindungen zu schützen. Andere — nicht gerade die zaghaftesten, aber die für seine Person am zärtlichsten besorgt waren, riethen das Gegentheil. Er folgte im Grunde beiden nicht, da er weder die muthigen Versprechungen und Hoffnungen der erstern, noch die entgegengesetzten Besorgnisse der letztern billigte. Nur die Furcht

auf der einen Seite, seine längere Gegenwart möchte noch zu großen Zusammenläufen und zu gefährlichen Auftritten Gelegenheit geben und dadurch viele in Strafe und Verantwortung ziehen; und auf der andern die Hoffnung, der einmal ausgestreute Saame der Wahrheit werde auch in seiner Abwesenheit gedeihen und Frucht bringen — bestimmte seinen Entschluß. Dabei ist auch die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß der König selbst, in den man unaufhörlich stürmte Hussen zu züchtigen, ihm den Rath gegeben hat, sich von Prag zu entfernen.

Es ergiengen jezt viele Einladungen an ihn von Leuten, die ihm Aufenthalt und Schutz anboten. Aber er wählte unter allen seinen Geburtsort Hussinecz, nicht nur aus Liebe und Dankbarkeit gegen den Besitzer des Orts, welcher nicht aufgehört hatte, ihm von Zeit zu Zeit Beweise seiner fortdauernden Gewogenheit zu geben, sondern auch weil er glaubte, seinen Landsleuten durch Predigten nützen und derjenigen Gegend, welcher er seine erste Bildung und Erziehung dankte, das, wie er sagte, wieder geben zu müssen, was er empfangen habe.

Er kam daſelbſt mit den größten Erwartungen aller derer an, die ihn in ſeiner Jugend gekannt hatten und wurde als ein Mann bewundert, der ſeinem Geburtsort Ehre gemacht habe. Von allen Orten ſtrömte man herzu, den Papſtfeind — ſo nannte man ihn — zu ſehen und zu ſprechen. Das war ihm nicht ſehr angenehm. Denn er hatte ſich vorgenommen, die erſte Zeit ganz einſam und ruhig zuzubringen, und ſie Betrachtungen über ſich ſelbſt und über ſeine bisherigen Schickſale zu widmen.

Eine gänzliche Ueberſicht aller ſeiner Meinungen, Lehren und Grundſätze ſollte jetzt unternommen, ſein Betragen gegen ſeine Feinde beurtheilt, die Urſachen ihres Haſſes erwogen, und alles geändert und verworfen werden, was die ſtrengſte Prüfung nicht aushielt. Ha, welch ein ſeliger Entſchluß würde es in dem Leben eines jeden Menſchen ſeyn, wenn alle, gleich unſerm Huß, zu gewiſſen Zeiten einen ſolchen Ruhepunkt veranſtalten und ſeine ganze Handlungsweiſe einer ſtrengen Prüfung unterwerfen wollten! Welche glückliche Folgen würde ein

solches augenblickliches Stillestehen auf dem Wege, ein solches Zurückblicken auf das vorige nach sich ziehen! Wie vielen Nutzen würde der Mensch selbst, seine Tugend und die übrige Welt daraus schöpfen!

Die Frucht dieser so wohl zugebrachten Einsamkeit waren verschiedene Schriften, die er jezt verfertigte. Ein Buch über die sechs Irrthümer, wie er es nannte, und es an die Thore der Kirche Bethlehem zu Prag anschlagen ließ, bestritt erstlich den Aberglauben, welcher in der Messe mit der Hostie getrieben wurde; sodann die Meinung, daß zu dem Glauben an Gott und Jesum noch Glaube an die Maria und an den Papst hinzukommen müsse; ferner das Vorgeben, daß der Pfaffe jedem nach Gefallen Sündenvergebung wirklich ertheilen könne; überdies den Satz, daß man den Obern in allen Stücken gehorchen müsse, sie seien nach göttlichen Gesetzen erlaubt oder nicht erlaubt; und endlich die Simonie oder die schändliche Gewohnheit, geistliche Aemter zu kaufen und zu verkaufen. Eben so offen verfuhr er auch in seiner Abhandlung über die Kirche,

worinne er die Rechte und Pflichten, welche jedes Mitglied der Kirche zu leisten oder von ihr zu fordern hat, scharfsinnig auseinandersezt. Ein Buch, aus welchem späterhin alle die verhaßten Folgerungen gezogen wurden, welche Hussens Unglück bereiteten.

So blieb er, seinem eigentlichen Wirkungskreise entrissen, immer noch überaus nüzlich. Aber der Trieb, auch durch mündliche Vorträge für die gute Sache wirksam zu seyn, erwachte in ihm wieder. Der Kreis seiner jetzigen Geschäfte war für diesen an Thätigkeit gewöhnten Mann viel zu enge, als daß er sich nicht auf alle Art wieder bemühen sollte, ihn wo möglich zu erweitern. Denn es ist ein Glück für den nach Tugend strebenden Menschen, daß gute Fertigkeiten sich fast eben so schwer wieder abgewöhnen lassen, als böse. Hussen war es nicht so leicht, sich seiner Arbeitsamkeit zu entwöhnen. Zwar lehrte er unermüdet an seinem Geburtsorte; zwar mußte er dem Herrn des Orts viele Stunden zum Unterrichte widmen; zwar besuchten ihn hier und zu Krakowitz, wo er sich nachher aufhielt, fast täglich eine Menge fremder Personen, die oft

nur aus Neugierde, um ihn kennen zu lernen, gekommen waren, aber immer unterrichteter und überzeugter von ihm weggiengen.

Allein sein immer weiter strebender Geist fand doch in dem allen noch nicht Befriedigung. Einem Apostel gleich mußte er Städte und Dörfer bereisen, und Irrthümer und Vorurtheile bestreiten. Es war zum Erstaunen, mit welchem Beifalle man ihn überall aufnahm. Sein ehrlicher Blick, seine gutherzige Miene, sein liebreicher Ton, sein feierlicher Ernst endlich, wenn er von Sachen der Religion sprach, gewannen ihm in der Provinz noch weit mehr Herzen, als in der Hauptstadt. Grafen und Edelleute wurden seine eifrigsten Beschützer, die ihn vorher nur dem Rufe nach gekannt und vielleicht eben deswegen eine schlimme Meinung von ihm gefaßt hatten. Schriftliche und mündliche Nachrichten kamen jezt in der Hauptstadt an, welche nicht nur sein Lob überhaupt, sondern auch die Verwunderung enthielten, wie man nur diesen Mann so sehr habe verkennen und verfolgen können.

Das hatte aber ganz verschiedene Wirkungen. Bei einigen erwachte der Wunsch, seine

Predigten und Vorträge wieder zu Prag zu hören, und der Vorsatz, seine Lehre nie zu verlassen, erhielt neue Festigkeit. Andere, die entweder lange schon persönlichen Haß gegen ihn hegten, oder deren schändliches Interesse es verlangte, seinen Neuerungen sich zu widersetzen, glaubten jezt die Nothwendigkeit ganz zu fühlen, ihn aus dem Wege zu schaffen. Die Furcht, er möchte ganz Böhmen auf seine Seite bringen, war ihnen zu peinigend. Nur die Möglichkeit, seinen Untergang auf die leichteste und kürzeste Art zu bewirken, war noch nicht gefunden. Sie wußten indessen, wie wehe es dem Haupte einer Parthei thue, einzelne Glieder derselben verfolgt zu sehen. Man könne, meinten sie, vor der Hand Hussen nicht empfindlicher kränken, als wenn man seine eifrigsten Anhänger anfeinde. Diesen Vorsatz führten sie auch getreulich aus. Und es entstanden fast täglich kleine Fehden und Zänkereien. Es fehlte so viel, daß Hussens Abwesenheit der Stadt hätte Ruhe verschaffen sollen, daß es fast immer schlimmer wurde. Hier schrieb man für, dort gegen Hussen. Hier erhob man ihn als einen

treflichen Lehrer, dort läſterte man ihn als den verruchteſten Ketzer. Hier ſprach man von Irrthum und Aberglauben, dort drohte man Einkerkerung und Verderben. Hier kämpfte man mit Waffen der Wahrheit, dort mit den Waffen des römiſchen Stuhles.

So gieng es lange zu, ohne daß ſelbſt die Obrigkeit Ruhe ſtiften konnte. Der 10. Junius 1413 hätte beinahe eine förmliche Empörung hervorgebracht. Schon war es ſo weit, daß beide Partheien in Handgemenge geriethen. Nur der Einfall eines witzigen Kopfes ſtellte für diesmal die Ruhe wieder her. „Spart eure Hitze, bis „wir erſt Huſſen ſelbſt haben werden!“ rief einer von der katholiſchen Parthei, der wohl einſah, daß durch ſolche Zweikämpfe im Ganzen nichts gewonnen, ſondern nur die Möglichkeit einer Vereinigung noch mehr erſchwert werde. Der Erfolg dieſes Zurufs dient zum Beweiſe, wie leicht oft eine wütende Menge, die zu den unbeſonnenſten Unternehmungen aufgelegt iſt und aller Gewalt trotzen würde, durch einen einzigen auffallenden hingeworfenen Gedanken zur

Ruhe gebracht werden kann. Alles wurde jezt stille, und gieng dem Scheine nach beruhiget nach Hause. Freilich loderte im Herzen noch das Feuer der Erbitterung, das nicht leicht ausgelöscht und noch dadurch angefacht wurde, daß von dem Papste ein neuer ernstlicher Befehl an den König Wenzel ergieng, er möchte in seinem Reiche sofort allen kirchlichen Unruhen steuern, wenn er nicht sich selbst scharfer Ahndung aussetzen wolle.

Allein dieser Herr blieb seiner Maxime getreu, alles gehen zu lassen, wie es ging, und aus allem Vortheil zu ziehen. Er sahe auf seinen Schlössern Toczuick, Ziebrack und Conradize ganz ruhig zu, welchen Gewinn diese Unruhen für seine Macht haben würden, und mischte nur dann seine Hände ein, wenn die Sache etwa eine seinen Absichten ungünstige Wendung zu nehmen schien. Der Papst Johann der Drei und Zwanzigste empfand darüber nicht wenig Verdruß. Allein dieser Ungehorsam Wenzels war eines von seinen geringsten Leiden. Weit größern Kummer verursachte ihm sein Nachbar, Ladislaus, König von Neapel,

welcher nach einem kurzen Frieden in den Kirchenstaat wieder eingefallen war, Rom und viele andere Städte weggenommen, den Papst selbst aber gezwungen hatte, sich nach Bologna zu flüchten. Gegen diesen sich zu schützen und alle Nationen wider ihn auszurüsten und zu vereinigen; war sein eifrigstes Bestreben. Und wäre er nur der einzige gewesen, der jezt den Titel Papst führte, so wäre seine Absicht noch leichter erreicht worden. Aber zwei Nebenbuhler wollten außer ihm auf dem päpstlichen Stuhle sitzen, Gregor der Zwölfte und Benedict der Dreizehnte. Die Kirche hatte nämlich das sonderbare Schicksal, daß drei Päpste auf einmal existirten, wovon jeder die Alleinherrschaft sich anmaßen und den andern verdrängen wollte. Das Aergerniß, welches dadurch gegeben wurde, die Unordnung, welche sich daraus ergab und die Fehden endlich, welche darüber entstanden — das alles fiel zu sehr in die Augen, als daß nicht jeder diesem Greuel gesteuert wünschen sollte. Der Kaiser Sigismund hatte schon längst in dieser Absicht mancherlei Pläne entworfen. Mehr als einmal war er den Papst Johannes angegangen,

eine allgemeine Kirchenversammlung anzuordnen, auf welcher diese verdrüßlichen Händel gestillt und die vorzüglich in Böhmen obwaltenden Unruhen gehoben werden sollten. Immer aber war er mit vergeblichen Hoffnungen vertröstet und sein Gesuch bald unter dieser, bald unter jener Ausflucht abgewiesen worden.

Aber länger wollte Sigismund die Ausführung seines Vorhabens nicht verschieben lassen, zumal da er dabei verschiedene Nebenabsichten durchzusetzen gedachte. Und länger wollte auch selbst Johannes sich nicht widersetzen, weil er ein Concilium als das Mittel betrachtete, nicht nur Rettung wider seinen feindlichen Nachbar, sondern auch Befreiung von seinen lästigen Nebenbuhlern und von allen Widersachern des päpstlichen Stuhles zu erlangen. Es wurde also nach langen Ueberlegungen das folgende Jahr 1414 als der endliche Zeitpunkt anberaumt, wo man sich zu diesem Zwecke versammeln wollte. Nur über den Ort, wo dies geschehen sollte, konnte man sich nicht gleich vereinigen, bis endlich Costnitz dazu ausersehen wurde. Alle christliche Fürsten nebst der obern

Geistlichkeit wurden nun eingeladen, den 1. November des genannten Jahres daselbst entweder persönlich oder durch Botschafter zu erscheinen, und allem demjenigen, was man daselbst verhandeln und beschließen würde, sich zu unterwerfen.

Es war gut, daß Johannes einmal sein Wort, die Kirchenversammlung auszuschreiben, gegeben hatte. Denn der glückliche Umstand, daß Ladislaus plötzlicher Tod ihm Gelegenheit gab, sich seiner verlornen Besitzungen wieder zu bemächtigen, hätte ihn beynahe verleitet, sein durch die Noth erzwungenes Versprechen wieder zurück zu nehmen. Ein Schicksal, das gewöhnlich Versprechungen haben, die in veränderten Umständen gegeben wurden. Nur die abwechselnden Bitten und Drohungen des Kaisers vertraten jezt die Stelle seiner Pflicht. Nur diese vermochten ihn das zu halten, wozu ihn die Verbindlichkeit seines gegebenen Wortes allein hätte antreiben sollen.

Natürlich, daß unser Huß bey diesen Veranstaltungen nicht vergessen wurde. Wie konnte auch ein Mann in Vergessenheit bleiben, der so vieler Menschen Fehler aufgedeckt hatte?

Er wurde befehliget, auf dieſer zahlreichen Verſammlung zu erſcheinen, ſich wegen ſeiner ausgeſtreuten Meinungen zu rechtfertigen und ſie entweder förmlich zu wiederrufen oder den über ihn zu verhängenden Strafen ſich zu unterwerfen. Huß war gerade nach der Erzählung eines ſeiner Zeitgenoſſen einen Tag unpäßlich, als ihm die Nachricht von dieſem Befehle überbracht wurde. Raſch ſprang er von ſeinem Lager auf, warf augenblicklich einige Kleider um ſich, ergriff ſeine Schriften und wollte ſich eben zur Reiſe fertig machen, als er zu ſeinem Verdruſſe erfuhr, worauf er in der erſten Beſtürzung nicht gehört hatte, daß der Termin ſeiner Erſcheinung noch ſo weit entfernt ſei. „Noch ſo lange iſt es, rief er, bis ich frei vor „der Welt reden kann, wie der Herr es that, „deſſen Evangelium ich treibe!“ „Aber, ſprach „einer der Umſtehenden, du klagteſt ja über „Schmerzen. Man hätte dir unter dieſen Umſtänden nicht ſolche üble Botſchaft bringen ſollen!“ „Siehſt du nicht, daß ſie mich wieder „geſund gemacht hat? Eine wirkſamere Arzenei „hätte ich nicht bekommen können. Der Papſt

„ist mein Pfahl ins Fleisch, der mir bald wohl, „bald wehe thut.“

Liebenswürdiger Mann, wie nöthigest du uns unsern Beifall ab! Ha, hier möchte ich dich aufspringen gesehen haben, möchte das Feuer gesehen haben, welches dein Gesicht überzog! Göttlich groß erhob sich deine Brust, deine Augen funkelten, dein Mund wollte schon reden, schon die Wahrheit vertheidigen, schon die Sache Gottes und die Sache der Vernunft gegen alle Angriffe retten, unbekümmert, wie es dir ergehen würde, erhaben über alle Gefahren, welche dir bevorstanden. Armer Mann, du sahest den Scheiterhaufen noch nicht, den man für dich erbaute, fühltest den Schmerz noch nicht, der deine körperlichen Theile ergrif, warst von der Flamme noch unversehrt, die deine Glieder ergriff. Ach mir bangt deinetwegen! Aber je mehr mir bangt, desto größer ist meine Hochachtung. Beschämt stehen neben dir alle feile Schurken, die um eine Hand voll Geld sich für alles erkaufen lassen. Erröthen sehe ich sie alle, die Feigen, die, von tausend unedlen Rücksichten abgehalten, sich hinter die Wahrheit stellen und viel zu

furchtsam sind um es zu wagen, vor sie zu treten. Nein, wegwenden von ihnen muß ich meinen Blick, von denen, die mich so niederschlagen und das Gefühl meiner Menschenwürde so sehr schwächen. Ein Mann wie du, guter Huß, söhnt mich wieder aus mit meinem Geschick, daß ich ein Mensch bin. Mögen immerhin dir wenige gleichen, genug es giebt noch solche, die so sind, wie alle sein sollten. Männer giebt es genug, die sagen können: das ist wahr! aber äußerst wenige giebt es, die sagen wollen: das ist falsch!

Konnte Huß auch nicht gleich nach Costnitz eilen, so konnte er doch nun unmöglich länger in einem so kleinen Wirkungskreise bleiben. Der Reiz, das an einem glänzenden Orte zu sagen, was er zu Costnitz sagen wollte, war zu groß, und der Eifer, immer mehrere für seine Sache zu gewinnen, war zu drängend, als daß er länger außer der Hauptstadt seines Vaterlandes verweilen sollte. Er eilte nach Prag, wie ein Mensch, dem ein großes Glück wiederfahren ist und der es nun nicht erwarten kann,

seinen abwesenden Freunden davon Nachricht zu geben.

Doch jezt hatte sich vielleicht niemand so sehr getäuscht, als er. Er hoffte Freude und Wonne auf dem Gesichte seiner Bekannten in Prag zu erblicken. „Wie werden sie froh sein, dachte „er, daß die Sache endlich so weit gediehen ist, „daß das, was ich geredet habe, von Kaisern „und Königen untersucht werden soll. Nun „wird man doch einsehen, daß alle meine Mei„nungen nicht aus der Luft gegriffen sind, son„dern daß alles in Uebereinstimmung mit Schrift „und Vernunft steht. Ganzen Ländern wird „nun die Decke von den Augen genommen, Mis„bräuche werden nun gehoben und Fehler be„straft werden. Die Bibel — das Buch, das „ich so oft las und das mich so oft belehr„te — will ich ihnen so vor Augen halten, daß „niemand mir etwas wird entgegensetzen kön„nen." Schöner Traum, dem nichts fehlte, als die Erfüllung!

Schon in Hinsicht auf seine Freunde traf er nicht ein. Denn man bewillkommte ihn mit Aeußerung des Bedauerns und des Mitleids.

Man weissagte ihm Unglück und Verderben, das sich über seinen Scheitel häufen würde. Man hielt ihm das bisherige Verhalten seiner Feinde vor, und nöthigte ihn, einen Schluß davon auf die Zukunft zu machen. Mit einem Worte, man verrieth Besorgnisse um sein Leben und um seine glückliche Wiederkehr. Aber das ärgste, was man ihm thun konnte — man wollte ihm sogar die süße Hoffnung benehmen, daß seine Vertheidigung viel Nutzen stiften würde. Alles dieses befremdete ihn zwar, konnte ihn aber nicht niederschlagen.

Es war sonderbar, seine Feinde vermehrten jezt eher seinen Muth, als seine Freunde. Während diese ihn mit bangen Ahndungen quälten, wagten jene es nicht, ihn auf irgend eine Art mit Angriffen zu behelligen. Denn eine lange Erfahrung hat es schon bestätiget, daß der Mensch dann am leichtesten einen Feind erträgt, wenn er den gewissen Untergang desselben schon voraussieht, und nicht erst nöthig hat, selbst auf Vergeltung und Rache zu denken. So ließen Hussens Feinde es jezt geschehen, daß er ungestört unter ihren Augen sich zu

Prag aufhielt, ohne von ihnen verfolgt und angetastet zu werden. Costnitz schien ihnen dafür zu bürgen, daß es nicht lange mehr mit ihm Bestand haben werde. Was bedurfte es also jezt einiger Anstrengung, dem wehe zu thun, von dem sie ohnedies bald befreit zu werden hofften. Möchten sie doch nicht so ganz Recht gehabt haben!

Uebrigens handelte jezt Huß, wie ein Mann in seiner Lage handeln mußte, damit seinen Gegnern kein Zweifel wegen seiner gefaßten Entschließungen übrig bleiben möchte, so glaubte er sich darüber öffentlich äussern zu müßen. Folgende Erklärung war daher binnen wenig Tagen an allen öffentlichen Gebäuden, insbesondere an allen Kirchen und Klöstern in lateinischer, deutscher und böhmischer Sprache angeschlagen: „Magister Johannes von Hußinecz „ist bereit, auf das Concilium nach Costnitz „zu reisen und auf alle Anklagen seiner Gegner „vor Königen und Fürsten zu antworten. Hält „man ihn falscher Lehre verdächtig, so will er „sich sogar noch vorher mit jedem, der wider „ihn auftreten will, öffentlich in Gegenwart des

„Erzbischofs besprechen. Die nicht aufhören, „ihn zu schelten, mögen hervortreten und mit „vernehmlicher Stimme anzeigen, ob sie etwas „von dem katholischen Glauben Abweichendes „von ihm gehört haben. So er dessen unge„achtet nichts ausrichten könne, so sei es hiermit „öffentlich erklärt, daß die Schuld nicht an ihm „liege. Gegeben den ersten Sonntag nach Bar„tholomäus, im Jahre 1414."

Damit noch nicht zufrieden, wandte er sich an den Landtag im Münster zu Prag, und bat sämmtliche Ritter und Stände, sie möchten bei dem Erzbischoffe Conrad eine förmliche Erklärung über seine Lehre, Leben und Wandel auswirken. Man willigte auch wirklich in sein Gesuch und der Erzbischof gab den Bescheid, er wolle und könne Hussen keiner Ketzerei beschuldigen, allein er könne vermöge seines Amts einem Manne nicht gewogen sein, der von dem Papste in den Bann gethan worden sei. So wußte man ihn mit Ausflüchten und Umschweifen hinzuhalten. Desto glänzender und ruhmvoller war für ihn das Zeugniß der Prager Universität ausgefallen, wovon er sich

zur Rechtfertigung seiner selbst eine beglaubigte Abschrift geben ließ. In diesem hieß es unter andern ausdrücklich, daß alle Anklagen gegen ihn grundlos wären und daß er sich immer als ein frommer, gottesfürchtiger Mann betragen habe. Vorzüglich bemerkenswerth ist es, daß das Zeugniß, welches ihm Nicolaus, Großinquisitor von Böhmen und Bischof von Nazareth ertheilte, mit jenem ganz übereinstimmend war. Dieser Herr, dessen Amt es mit sich brächte, über alle sich verbreitenden Irrlehren zu wachen und die Verbreiter derselben augenblicklich zu bestrafen, mußte doch gleichwohl Hussen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, schriftlich zu erklären: „Daß er zwar oft genug Gelegenheit „gehabt habe, sich mit ihm über theologische „Materien zu besprechen, aber nie etwas „Irriges, dem katholischen Glauben Wider„sprechendes in seinen Aeusserungen habe be„merken können und daß auch niemand auf „dessen wiederholte Aufforderungen es gewagt „habe, ihn eines sträflichen Lehrsatzes zu über„führen.“

Man ſollte denken, wenn Männer, die vom Papſte ausdrücklich zur Wachſamkeit über Ketzer beſtellt ſind, ſolche Ausſagen thun, ſo werde nichts weiter geſchehen können. Allein umſonſt! Die Folge wird lehren, wie wenig Huſſen ſelbſt dieſes wichtige Zeugniß nüzte. Vielleicht haben auch diejenigen Schriftſteller nicht ganz unrecht, die den erwähnten Nicolaus als einen einſichtsvollen, helldenkenden und mithin Huſſens Lehrſäzen nicht abgeneigten Mann uns vorſtellen. Denn wer nur ohne Partheilichkeit die Sache überlegte, und durch Huſſens Lehre nichts zu verliehren fürchtete, der beiferte ſich auch, ihm in ſeiner gegenwärtigen Lage allen möglichen Vorſchub zu thun. Dahin gehörte ſelbſt der König Wenzel und die Königin nebſt einer Menge von den vornehmſten Gliedern des böhmiſchen Adels.

Alle vereinigten ihre Bitten bei dem Kaiſer Sigismund, um einen ſichern Geleitsbrief für Huſſen auszuwirken. Man bat auch nicht vergebens. Dieſer Geleitsbrief iſt für alles Nachfolgende zu wichtig, als daß ich ihn nicht hier im Auszuge mittheilen ſollte: „Wir Sigis-

„kund, von Gottes Gnaden römischer Kaiser „entbieten allen unsern Gruß! Da der ehr„würdige Magister Huß, den wir in des hei„ligen römischen Reiches Schutz und Schirm „genommen haben, bald eine Reise nach Cost„nitz auf das allgemeine Concilium anstellen „wird, so empfehlen wir ihn mit herzlicher Liebe „einem jeden, und gebieten, daß man ihn, „wo er hinkommen wird, freundlich empfangen, „behandeln und mit allem, was zu seiner Rei„se nöthig ist, als Pferden, Wagen, Dienern „und andern Sachen, fördern wolle, durch al„le Wege, Brücken, Länder, Gerichtsbarkei„ten, Städte, Flecken, Schlösser und Dörfer, „ohne alle Abgaben und Zoll, ohne alle Hinder„niß und Verzögerung ziehen, Nachtlager hal„ten und wieder zurückkehren lasse; daß man „sich auch nicht weigere, ihn, wo es nöthig „wäre, durch eigene Begleitung zu sichern „und zu decken. Gegeben zu Speier, den 13. „October im Jahre 1414."

Mit dieser kaiserl. Versicherung vergleiche nun jeder selbst dasjenige, was nachher mit Hussen erfolgte! Freilich wenn man annimmt, was die

heiligen Väter zu Costnitz behaupteten, daß der Kaiser sein gegebnes Wort nicht zu halten brauche, so kann die Entscheidung nicht schwer fallen. Aber welche unbesonnene Aussprüche und Verdrehungen erlaubt sich das Laster nicht, wenn es seine Absichten erreichen will!

---

## Neuntes Kapitel.

### Er erscheint auf dem Concilio zu Costnitz.

---

Ohne noch diesen Geleitsbrief abzuwarten, hatte sich Huß schon zu seiner Reise angeschickt und sich in dieser Absicht den 11. October nach Krakowitz begeben, wohin ihm ein Theil seiner Anhänger und Freunde folgte. Eine bange Ahndung überfiel seine Gefährden, als sie mit ihm zu den Thoren von Prag hinausgiengen. „Ob er wohl jemals wieder hieher zurückkommen wird!" Das war der Zweifel, welcher sich aller Herzen bemächtigte. Jeder durchdachte sich alle die Gefahren, denen ihr gemeinschaftlicher

Freund entgegen gieng. Jeder verschloß seinen Schmerz in sich. Keiner redete zu dem andern ein Wort. Keiner wollte durch Aeusserungen der Furcht des Mannes Muth lähmen. Denn nur äusserste Bosheit oder äusserste Dummheit wird einem Unglücklichen ohne Noth und Nutzen sagen, daß er unglücklich ist.

Zu Krakowitz geschah endlich die Trennung von seinen Freunden. Kein Abschied konnte jemals rührender und wehmüthiger sein. Nachdem ihn die drei ihm von dem Kaiser zugeordneten Gefährden, die Herren von Chlum, von Lesten und von Slawata, eingeholt hatten, sezte er seine Reise mit eben der Standhaftigkeit fort, mit welcher er sich dazu entschlossen hatte. Der Zug war äußerlich glänzend genug. Sein Gefolge bestand aus vielen Wagen und dreißig Pferden. Huß selbst war so heitern Sinnes, daß er oft unterwegens versicherte, sich seit langen Zeiten nicht so wohl und gesund befunden zu haben, als auf dieser Reise. Ueberall, wo er durchgieng, gab man ihm Beweise von Achtung, oder — doch seltner — von Verachtung, je nachdem man von ihm unterrichtet worden war. Kam er in eine Stadt, so betrachtete man

ihn als ein Wunderthier. Man lief schaarenweise zusammen, um den Papstfeind — so nannte man ihn — zu sehen.

Hier zuckte eine alte andächtelnde Betschwester mit Bedauern die Achseln, machte ein paar Kreuze vor sich hin, und sah sich bedächtig vor, um dem Erzketzer nicht zu nahe zu kommen und von seinem Hauche nicht entheiliget zu werden; dort weinte ein nachdenkender Mann eine Zähre des Mitleids, der ihn schon als das blutende Opfer der Unduldsamkeit und des Hasses betrachtete. Hier überlegte mit grinzender Miene ein Mönch, wie viel an seiner Lebensart zu ändern sei, wenn sie nach Hussens Grundsätzen eingerichtet werden solle; dort weidete sich ein Knabe an dem Anblicke von so vielen fremden Leuten, deren Tracht und Kleidung er noch nicht gesehen hatte. Kurz auf alle machte Hussens Person einen verschiedenen Eindruck nach Maasgabe der Meinungen und Vorurtheile, die jeder hegte. Ueberall kündigte er sich mit den Worten an: „sehet, ich bin Magister Huß aus „Böhmen, von welchem ihr ohne Zweifel viel „Böses gehört habt. Ihr könnt, wenn ihr

„wollt, nun erfahren, ob ihr recht oder unrecht „gehört habt.“

Guter Huß! die Costnitzer heiligen Väter geben eben nicht Gelegenheit, dich kennen zu lernen. Wollte man ihnen Glauben beimessen, so hielte man dich für den Verworfensten aller Menschen.

Der Weg gieng über Neustadt, Sulzbach, Nürnberg und Biberach. Kein Ort sah seiner Ankunft begieriger entgegen, als der vorletztere. Kaum war er innerhalb der Thore von Nürnberg, so führte man ihn Gasse auf und nieder, und freuete sich, endlich den Mann zu sehen, von welchen schon so lange gesprochen worden war. Mancher hatte sich seine Person anders vorgestellt, mancher fand hingegen seine Erwartung befriediget. „Ja, ja, rief „ein altes Mütterchen, sehet Kinder, so sehen Ketzer aus!“ Der dortige Rath empfieng ihn mit so vieler Achtung und Theilnahme, daß Huß selbst einiges Zutrauen zu sich selbst zu fassen anfieng. „Wie man mich in Böhmen behandelt, „sprach er, sollte ich meinen, ich sei das böseste „Menschenkind.“ Der gelehrtere Theil der

Stadt unterredete sich mit ihm einen Tag bis tief in die Nacht hinein über einige streitige Lehren der Religion. Den mehresten gefiel das, was er äusserte; aber allen gefiel die Wärme und der Eifer, welcher alle seine Worte durchglühte.

Es ist wahr, oft gefällt das, was jemand sagt, der Person wegen, die es sagt. Aber wahrhaftig, hier war es der Fall nicht. Seine Gründe waren so einleuchtend, seine Sätze so der Vernunft gemäß, seine Forderung so gerecht, seine Erklärungen so deutlich, und seine Schlüsse so bündig, daß es wenig Nachsinnen bedurfte, um von ihm befriediget zu werden. In Nürnberg wenigstens wäre Huß nicht verbrannt worden. Aber freilich hier gab es auch nicht so viele gelehrt seyn wollende Herren, wie zu Costnitz, wo er den 3. November ankam.

Eine gewisse Furcht wandelte ihn doch unwillkürlich an, als er die Thurmspitzen von Costnitz erblickte. Er unterdrückte sie aber bald mit den kraftvollen Worten: „ist „Gott für uns, wer mag wider uns seyn!

„Mögen sie immerhin mir Schaden thun; „die Lehre, welche ich predige, können sie „doch nicht antasten.“ Er hatte recht! die Wahrheit blieb, aber ihr Vertheidiger mußte auch ihr Opfer seyn. Mit Ruhe im Herzen betrat er die Thore derjenigen Stadt, deren Namen durch Hussens Geschichte einen Flecken erhalten hat, welcher niemals getilgt werden kann. Man kann sich vorstellen, mit welcher Begierde sich auch hier alles hinzudrängte, um den berüchtigten Mann zu Gesichte zu bekommen. „Das ist er! das ist er!“ tönte es zu den Häusern heraus und kein Blick verließ ihn, so lange man ihn noch mit den Augen erreichen konnte.

Hussens erster Gedanke war der Papst. Mit ihm zu sprechen, ihn besser zu unterrichten und ihn, wo möglich, auszusöhnen, war sein zweiter. Um ihm so nahe als möglich zu seyn, miethete er sich nicht weit von dem päpstlichen Pallaste bei einer alten Witwe Namens Fida ein. Immer noch lebt das Andenken dieser guten würdigen Person in dem Herzen von Hussens Ver-

ehrern. Denn lobenswürdig war das edle Betragen und die Freundschaft, welche sie dem angekommenen Fremdling angedeihen ließ. Zärtlich besorgt für ihren Gast schaffte sie, so lange er in ihrem Hause wohnte, alles herbei, wovon sie glaubte, daß es ihm angenehm seyn werde. Und wenn es wahr ist, was uns ein Geschichtschreiber berichtet, so nahm sie solchen innigen Antheil an Hussens Schicksale, daß sie vor Harm bald nach seinem Tode selbst ihren Geist aufgab. Einem theilnehmenden für fremdes Elend empfänglichen Herzen gab Huß seit seiner Ankunft zu Costnitz Veranlassung genug zum Mitleide. Denn schon der zweite Tag seines Dortseyns ließ nichts Gutes für ihn vermuthen. Das vom Kaiser gegebene sichere Geleite konnte zwar hinreichend seyn, um wegen eines Angriffs auf Hussens Person ohne Sorge zu seyn. Allein man kannte die Ränke des päpstlichen Stuhls schon zu gut, um nicht auf alle Art für seine Sicherheit Sorge zu tragen. Die böhmischen Herren von Chlum und von Latzembog verfügten sich also schon den 4. November zum Papst Johannes, mit der Bitte,

nicht nur dafür zu sorgen, daß ihr Gefährde zu Costnitz ohne alle Beeinträchtigung aufhalten könne, sondern auch den kaiserlichen Geleitsbrief zu bestätigen und eigenhändig zu unterschreiben. Der Papst betrug sich dabei mit einer ächt päpstlichen Feinheit.

Er nahm die Abgesandten mit der Miene der Freundschaft auf, lobte den Gehorsam, welchen Huß bewiesen, indem er, seinem Befehle gemäß, sich zu Costnitz eingefunden habe, und versprach, seine Huld und Gnade diesem gehorsamen Sohne angedeihen zu lassen und sich für ihn aufs beste zu verwenden. „Eurem Huß, „rief der verschlagene Heuchler aus, soll nichts „geschehen, und wenn er auch meinen leiblichen „Bruder ermordet hätte.“ Und doch war er aller Bitten ohngeachtet nicht dahin zu bewegen, diese seine Aussage schriftlich von sich zu geben. So zaudert doch auch selbst der Schurke, andern Gelegenheit zu geben, ihm seine Bosheiten nachweisen zu können. So sorgt auch er mitten in der Ausführung seiner schändlichen Entwürfe immer am ersten dafür, daß sein guter Name gedeckt sey.

Die Böhmen waren mit dieser Antwort weniger zufrieden, als Huß selbst, dem sie sogleich von dem Erfolge ihrer Unterredung Nachricht gaben. Wenn jene dem bloßen päpstlichen Worte nicht trauen wollten, so konnte dieser gar nicht begreifen, warum ein mündliches Versprechen weniger Verbindlichkeit haben sollte, als ein schriftliches. Es ist etwas schönes, daß Ehrlichkeit auch immer mit dem Glauben an Ehrlichkeit verbunden ist und immer ihres Gleichen zu finden meint. Aber eben dieser Eigenthümlichkeit wegen hat sie auch Täuschungen in Menge schon erfahren müssen. Huß hegte nicht den geringsten Argwohn. Er betrug sich in Costnitz so wenig lichtscheu und verzagt, als in seinem Vaterlande. Die Gegenwart des Papstes und seines Anhangs machte in seinen Worten und Thaten nicht die geringste Aenderung.

Diese beständige Gleichheit und Unveränderlichkeit war bei ihm nicht bloß die Frucht seines guten Gewissens. Es giebt redliche Männer, deren unbescholtenes Leben und Wandel gültige

Ansprüche auf diesen glücklichen Zustand des Gemüthes machen könnte und die doch gleichwohl in Gegenwart hoher und mächtiger Personen mit einer gewissen Aengstlichkeit befallen werden, daß sie weniger scheinen, als sie sind. Es gehört ein eigener Charakter, eine eigene Bildung des Gemüthes dazu, wenn den Tugendhaften auch in solchen zweifelhaften Fällen das Vertrauen auf seine Tugend aufrecht erhalten soll. Huß genoß diese Vortheile, welche die Tugend gewähren kann. Er wünschte jezt nichts mehr, als entweder vor dem versammelten Concilio oder wenigstens vor dem Volke Rechenschaft von seinem Glauben abiegen zu können. Mit diesem schönen Gedanken beschäftigte er sich, sobald er hieher gekommen war. „Reden will ich, schreibt er, und es den Men„schen in die Ohren schreien, alles was ich bin „und was ich glaube. Ich entblöße mein In„nerstes, ich steige in den Grund meines Her„zens hinab und finde nichts, was sich schämen „dürfte, öffentlich gesagt zu werden."

Es konnte seyn, daß er diesen Wunsch mehrern Einwohnern von Costnitz mitgetheilt hatte.

Und, wie es zu gehen pflegt, was nur bloßer Wunsch war, verwandelte bald das Gerücht in Gewißheit. Auf allen Straßen sprach man schon davon, der angekommene Ketzer werde den nächsten Sonntag predigen. Jung und Alt nahm sich vor, bei dieser Predigt gegenwärtig zu seyn. Menschen, deren Sache es auch sonst nicht war, fleißig die Kirche zu besuchen, hätten diesmal um vieles Geld sich davon nicht abhalten lassen. Selbst Kranke wollten schon ein Zunehmen ihrer Gesundheit wahrnehmen, um den Sonntag ausgehen zu können. Doch vergeblich würde ich versuchen, jene freudenvolle Erwartung zu beschreiben, mit welcher man jenem Tage entgegensahe. Aber eben so vergeblich würde es seyn, nur etwas von dem Schrecken zu sagen, welches augenblicklich die päpstlich Gesinnten überfiel. Und freilich in ihrer Lage konnte man diese Nachricht nicht gleichgültig aufnehmen. Man sahe voraus, daß Hussens eindringender Ton, seine herzliche Beredsamkeit, seine edle Einfalt den vortheilhaftesten Eindruck auf alle Zuhörer machen, daß ganz Costnitz die beste Meinung von ihm fassen,

daß man seine Unschuld anerkennen und wohl gar, wenn ihn das Concilium verurtheilte, einen Auflauf zu seiner Befreiung versuchen werde.

Denn ich trage kein Bedenken, die Behauptung eines sachkundigen Mannes der damaligen Zeit zu unterschreiben, welcher versichert, daß Huß nimmermehr zu Costnitz wäre verbrannt worden, wenn er nur ein einziges Mal vor dem Volke hätte öffentlich auftreten dürfen. Denn der Fall war schon oft da gewesen, daß rohe und nicht rohe Menschen, die vorher mit Haß und Erbitterung gegen ihn erfüllt waren, durch Anhörung einiger Worte von diesem Manne dergestalt für ihn eingenommen wurden, daß sie nicht nur von nun an anderes Sinnes, sondern auch seine wärmsten Freunde und Beschützer wurden. Nur die Wahl blieb also Hussens Feinden übrig, entweder dieses Vorhaben mit aller Kraft zu hindern, oder den Gedanken, ihn stürzen zu wollen, ganz aufzugeben. In dieser Absicht suchte man ihn überall von der schlimmsten Seite vorzustellen. Man mahlte seinen Charakter mit Farben, die nicht abscheulicher und fürchterlicher gewählt werden

konnten. Man ſtreute allerhand Gerüchte aus, die zu ſeinem Nachtheile dienen mußten. Um ſeinem Zwecke noch näher zu kommen, gieng man ſogar zu ihm, erzählte ihm von den gnädigen Geſinnungen des heiligen Vaters, verſicherte ihn, wie ſehr und wie oft er ſich ſchon für ihn verwendet habe, betheuerte ihm die Fortſetzung ſeines Wohlwollens, verſprach ihm, daß er nächſtens von dem Banne werde losgeſprochen werden, und vielleicht ſchon in dieſem Augenblicke losgeſprochen ſey; aber — und das war eigentlich die Abſicht ihres Kommens und der Grund von allen vorbereitenden gleißenden Worten — bedeutete ihm, daß er es nicht wagen dürfe, weder bei dem öffentlichen Gottesdienſte gegenwärtig zu ſeyn noch vielweniger in demſelben öffentlich aufzutreten. Er könne, ſagte man ihm, frei in der Stadt umhergehen, nur nicht während der Kirche, und müſſe ſich überhaupt nicht dem gemeinen Manne nähern, und ſich ihm bloßgeben. Die Urſache dieſes Verbots — man wußte lange nicht, welche man anführen ſollte — ſei die Verhütung des Aergerniſſes, welches daraus entſtehen könne. Manches zarte Gemüthe

versicherte man, könne doch daran Anstoß nehmen, wenn er unter diesen Umständen eine geistliche Verrichtung übernehmen wolle.

Das war zu plump zusammen ersonnen, als daß nicht selbst der argwohnfreie Huß hinter dieses Gewebe von Lügen und Verstellung durchblicken sollte. Was wollte er thun? Ungehorsam war in seiner Lage, wo nicht unmöglich, doch nicht rathsam. Mündlich sollte er sich über nichts erklären; aber schriftlich — das hatte man ihm nicht verboten. — Und diesen letzteren Weg wählte er. Es war ihm ganz unmöglich, so viele Zeit müssig hinzubringen. Denn nichts zu arbeiten, kostet dem thätigen Manne selbst Arbeit. In dieser müßigen Zwischenzeit schrieb er seine Abhandlung: über die Zulänglichkeit der Vorschriften Jesu zur Regierung der Kirche. Ich kann nicht umhin, den Anfang derselben auszuheben.

„Wenn es die Pflicht jedes Weisen erfordert,
„jeden Menschen zu hören und seine Aussagen
„zu prüfen, ehe er über ihn ein Urtheil fällt,
„wenn Neid, Partheilichkeit und Ehrgeiz bei Un-
„tersuchung der Wahrheit unterdrückt werden
„müssen, so flehe auch ich armer und, wie ich

„glaube, allen Gelehrten zunbekannte Mann,
„meine Erklärungen anzuhören — Von Jesu
„muß jeder redliche Christ anfangen, seine Leh-
„ren und Vorschriften vergleichen und sich be-
„kannt machen, welcher seinem Glauben Gewiß-
„heit verschaffen will. — Mir liegt nichts so sehr
„am Herzen als die Ehre Gottes und der Nutzen
„der Kirche, und habe eben deswegen, weil ich
„Jesum verehre, nie etwas mit Hartnäckigkeit
„behauptet und will es auch ferner nicht thun,
„was der Wahrheit entgegen läuft. Eher will
„ich den schimpflichsten Tod leiden, ehe ich mich
„zum Vertheidiger des Irrthums aufwerfen
„will.“ Nach diesen Grundsätzen erklärte er sich nun über die Würde Jesu auf eine Art, die von einem so eifrigen Freunde des Christenthums zu erwarten war, zog aber auch aus seinen gegebenen Erklärungen Schlußfolgen, die freilich von päpstlicher Seite nicht wohl aufgenommen werden mußten. Da nur Jesus und nicht der Papst noch sonst ein Bischof den Christen Gesetze geben könne; daß die Vorschriften des erstern für seine Anhänger schon hinreichend wären, und weder etwas hinzu noch davon ge-

nommen werden dürfe; daß alles überflüssig sey, was menschliche Erdichtungen hinzugesezt hätten — das alles bewies er ausführlich. Wer konnte aber ein ächter Schüler Roms seyn, und doch diese Sätze, so wahr sie auch seyn mochten, gut heißen?

Von ähnlichem Inhalte war auch die Erklärung seines Glaubens, eine Rede, die er vor dem Concilio halten wollte. Sie ist voll von richtigen Auslegungen der heiligen Schrift und von Erklärungen der richtigsten Religionslehren und widerlegt insbesondere die ihm gemachte Beschuldigung, als wolle er alle Lehrsätze des Christenthums umstoßen. Da man auch zu seinem Nachtheile verbreitet hatte, er lästere die Maria, die Mutter Jesu, so erklärte er sich in dieser Schrift über sie auf eine Art, womit auch der eifrigste Katholik zufrieden seyn konnte.

Aber unter seinen gegenwärtigen Schriften zeichnet sich vorzüglich die Predigt aus über die Worte: „Friede sei in diesem Hause!" — Auch diese hatte er aufgesezt, um sie vor den heiligen Vätern zu halten. Man sieht schon aus dem Titel, welche richtige, obgleich seinen Costnitzer Richtern nicht willkommenen, Wahrheiten diese

Rede enthalten mag. Nur aus dieſem Wenigen mögen meine Leſer urtheilen: „Wenn Lehrer „der Religion keinen Frieden halten, wie mag „Friede anderswo ſeyn? — Es werden der gu„ten Hirten immer weniger und die ſchlechten „werden immer ſchlechter. Diejenigen, wel„che die Sünden anderer hindern ſollten, thun „ſelbſt grobe und öffentliche Sünden.“ In dieſem Tone und noch weit heftiger griff er das Leben der Pfaffen an. Brauche ich wohl noch zu ſagen, daß ein Mann, der ſo wenig leiſe redete, in Coſtnitz viele Feinde finden mußte?

Aber er durfte ſie dort nicht erſt finden, er hatte ſie ſchon mitgebracht. Stephan Paleez war ihm von Prag bis nach Coſtnitz auf dem Fuße nachgefolgt. Dies war ein Schurke von der erſten Klaſſe. Eine harte Benennung, die aber für dieſen Mann nicht zu hart iſt. Denn wer wider ſeine beſſern Einſichten, von Eigennutz und Gewinnſucht geleitet, den Heuchler ſpielt, und, um ſich bei gewiſſen Leuten zu empfehlen, Vernünftigdenkende verfolgt und anfeindet, der darf ſich doch wohl nicht beklagen, wenn er auf dieſe Art geſchildert wird. Ungerecht würde es zwar ſeyn,

seine guten Sitten zu verkennen. Er besaß nicht nur viele gründliche Gelehrsamkeit, sondern hatte auch zu allen Dingen eine so gute natürliche Anlage, daß er sich mit Glück in ein Fach werfen konnte, in welches er wollte. Ein Jugendfreund von unserm Huß, hatte er immer viel Liebe zu dem leztern bewiesen und auch in vielen Stücken sich ihm genähert. Gleich wie dieser, hatte er gegen diese und jene päpstlichen Anmaßungen geeifert. Lange war er diesen Gesinnungen treu geblieben, so lange ihm das darüber ertheilte Lob schmeichelte. Aber der elende Mensch! Nach Vortheil und Nutzen nur waren alle seine Handlungen berechnet. Denn als man ihm von Seiten des Papstes allerlei Versprechungen machte, im Fall er schweigen und im Gegentheil mit Drohungen zusetzte, so war der Feile so leicht zu erkaufen, daß er von nun an ganz zu Roms Parthei überging und des Papstes treuer Anhänger wurde. Womit konnte er aber diese Anhänglichkeit besser beweisen und womit die versprochenen Vortheile besser verdienen, als durch Angriffe auf den Widersacher des Papstes, auf seinen Freund Huß? Im

Grunde liebte er Huſſen noch immer, wie er ſelbſt öffentlich geſtand. „Aber, ſprach er, der „doch mit ihm im Herzen einverſtanden war, „ich haſſe nur ſeinen Glauben.“ Jezt in Coſtnitz war nun Ehre und Lob für ihn zu erwerben. Jezt oder niemals mußte er für ſeine treuen Dienſte bezahlt werden, wenn er dahin eilte und mit aller Kunſt, die in ſeiner Gewalt ſtand, gegen Huſſen auftrat.

Und dieſes Geſchäft wurde ihm ſehr leicht, da er an den beiden Magiſtern, Michael von Cauſis und Andreas von Böhmiſchbrod, ſehr rüſtige Gehülfen fand. Erſterer, noch ränkevoller und ſchlauer, als Palecz, wenn auch nicht ſo gelehrt, wie dieſer, hatte ſchon manches Abentheuer beſtanden. Sein Leben hatte mit dem Leben eines herumziehenden Betrügers, der nirgends zu Hauſe iſt, die größte Aehnlichkeit. Nur ſo lange blieb er an einem Orte, ſo lange man Luſt hatte, ſich von ihm hintergehen zu laſſen. Seine Laufbahn begann er mit einem Pfarramte, welches er zu Prag bekleidete. Hier war es, wo er Huſſen kennen

lernte. Aber genauen Umgang mit ihm zu haben, war schon damals sein Wunsch nicht. Huß war ihm ein viel zu strenger Sittenrichter, als daß er an ihm rechten Geschmack hätte finden sollen. Die Tugend hat öfters dieses Schicksal. Man nähert sich ihr zwar aus Achtung, die man ihr nicht versagen kann, vielleicht auch aus Stolz, um einen guten Namen zu haben. Aber man sucht ihren Umgang nicht. Denn die Ehrfurcht, die man ihr beweisen muß, ist zu lästig, die Schaam, die man in ihrer Gegenwart empfindet, ist zu peinigend, die Vergleichung mit sich selbst, die sich dann von selbst aufdringt, ist für die Eigenliebe zu niederschlagend, als daß man an ihr Gefallen fände. Huß, an den er sich immer anschmiegte, so oft er sich in etwas vergangen und seinen Namen befleckt hatte, machte ihm einmal darüber erstlich Vorwürfe und — er entsagte einem Amte, das ihm so viele Verbindlichkeiten auflegte. Er entwich nach Rom, nachdem er noch den König Wenzel durch unausführbare Vorschläge um einige Geldsummen gebracht hatte und fand an einem

Orte bald ſein Unterkommen, wo feine, verſchmizte Köpfe ſehr angenehm waren. Was Wunder, wenn nun eben dieſer Mann, deſſen Gewiſſen mit Gelde ſo leicht zu beruhigen war, dazu gebraucht wurde, um gegen Huſſen zu arbeiten? Er erſchien im Gefolge des Papſtes zu Coſtnitz, und er, Palecz und Böhmiſchbrod — auch ein Mann, der keinen ſonderlichen Ruf hatte — bewirkten eigentlich das Unglück, das über Huſſen hereinbrach.

Es hat einen Anſchein von Partheilichkeit, wenn ich von Huſſens Gegnern ein Gemählde gezeichnet habe, welches eben nicht empfehlend iſt. Allein wer kann dafür, daß alle, auch unpartheiiſche Schriftſteller uns übereinſtimmende Nachrichten von ihnen hinterlaſſen haben? Selbſt diejenigen, die Huſſen eben nicht gewogen ſind, haben ſich doch nicht der Mühe unterziehen wollen, ihre Vertheidiger zu werden. Genug, dieſe ſaubern drei Männer machten gemeinſchaftliche Sache, und zogen aus Huſſens Abhandlung von der Kirche einige Sätze aus, von denen ſie glauben konnten,

daß sie die Gemüther gegen ihn aufbringen und erbittern würden.

Es verlohnt sich schon der Mühe, die Hauptgedanken dieser Schrift hier kurz mitzutheilen, um jeden in den Stand zu setzen, selbst darüber zu urtheilen: „Christus ist das Haupt der Kir„che, und sonst niemand — der geistliche „Stand soll das für die Kirche sein, was die „Augen für den menschlichen Körper sind — „nicht der Ort, wo jemand lebt, sondern eine „würdige Nachfolge Jesu macht einen Men„schen zu einem Mitgliede der Kirche — der „Fels, worauf Christus seine Gemeinde bau„en wollte, war nicht Petrus, noch vielweni„ger seine sich dafür ausgebenden Nachfolger, „sondern Christus — der Papst und seine „Diener sind nicht immer die heiligsten Glie„der der Kirche — der Papst kann irren und „fehlen wie ein anderer Mensch — anders „muß man Gott glauben, der nicht betrügen „noch betrogen werden kann, anders dem „Papste, der beiden Gefahren ausgesezt ist „— das Amt der Schlüssel ist keine weltliche „Gewalt, sondern ist genaue Kenntniß der evan-

„gelischen Wahrheiten — die Lossprechung von „Sünden gilt nichts, wenn Gott den Men„schen nicht lossprícht — es ist schändlich, „sich geistliche Aemter zu erkaufen — Men„schen dürfen sich nicht heilig nennen lassen, „also auch nicht die Päbste — es ist Stolz, „wenn die Päpste vor sich knien und sich den Fuß „küssen lassen — die Kirche kann regiert werden, „ohne den Papst und Cardinäle; denn in den er„sten drei Jahrhunderten hatte man beide „nicht — "

Das sind ohngefähr die Grundzüge jener so berühmten Schrift, welche ihrem Verfasser des Leben raubte. Es ist wahr, die Besitzer von Rom hatten noch niemanden gefunden, der ihre Rechte so untersucht, ihre Blößen so aufgedeckt, ihre Anmaßungen so beleuchtet, ihr Ansehen so erschüttert und ihre Existenz so entbehrlich gemacht hätte, als dieser freimüthige Schriftsteller. Nur entsteht die Frage: hatte er dieser Grundsätze wegen den Tod verdient? In unsern Tagen würde ihre Beantwortung keine Schwierigkeiten haben. Aber Schwierigkeiten hatte sie auch wirklich damals

nicht. Jezt würde man sie ohne Besinnen verneinen, damals bejahte man sie. Palecz, Michael von Causis und Andreas von Böhmischbrod waren wenigstens dieser Meinung, noch ehe das Concilium selbst darüber ein Urtheil gesprochen hatte. Sie hoben die bedenklichsten Artikel aus und vergrösserten das Auffallende derselben nach ihrer Art. Ich sage: nach ihrer Art. Denn auch der unschuldigste Satz läßt sich durch Weglaßungen, Zusätze, Verdrehungen und durch neue Verbindungen, in welche man ihn mit andern bringt, so verändern, daß er eine ganz andere Gestalt gewinnt. Kaum waren sie mit dieser Arbeit fertig, als sie auch gleich im Triumphe zu dem Papst eilten und von der glücklichen Ausführung des ihnen gegebnen Auftrags Rechenschaft gaben.

Man denke sich nun das allgemeine Staunen, das den Papst sowohl als seine vornehmen Diener überfiel. Solche Herren haben immer vor lauter Müßiggang nicht Zeit genug, selbst gelehrte Schriften zu lesen. Hussens Bücher in die Hand zu nehmen, hatten sie gar nicht der Mühe werth gehalten, und sahen jezt

zu ihrer Verwunderung, daß so viel nachtheiliges für sie darinne enthalten sei. Ihr Verdruß war unbeschreiblich. Um gleich ihrem Schmerze freien Lauf zu laßen, schlug man an öffentlichen Plätzen Ausfälle gegen Hussen an. Des leztern Freunde beklagten sich darüber bei dem Papste, der aber natürlich diesem Muthwillen zu steuern keine Lust hatte. Huß selbst war bei diesen Angriffen so ruhig, als wenn ihm nichts widerfahren wäre. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, unter andern einen Brief, den er an seine Freunde in Böhmen schrieb: „Meine Theuersten, ich kann euch die Nachricht „geben, daß ich mich in jeder Rücksicht wohl „befinde — Erbittet mir nur von Gott standhafte Beharrlichkeit; denn viele und große Feinde „sind gegen mich aufgestanden; doch ich „fürchte nichts, sondern hoffe, nach einem „großen Kampfe werde auch ein großer Sieg „erfolgen. Der Papst will die angehefteten „Anschläge gegen mich nicht abnehmen lassen. „Was, spricht er, kann ich dafür? Die Urheber „sind ja eure eigenen Landsleute" — Sie wundern sich, daß ich zu dem allen schweige und

„zu erkennen gäbe, als könnte ich mich nicht „vertheidigen. Das dient mir zum Beweise, „wie sehr ihnen vor meiner Verantwortung „bangt. Kommt der Kaiser, so soll sie mit Got„tes Willen erfolgen. — Ein Bischof hatte „auf meiner Herreise vor mir ausgesprengt, ich „sei an Ketten angeschmiedet und niemand dürfe „sich mir nähern, denn ich kenne jedes Men„schen Gedanken errathen. Das Volk lief zu„sammen, als ob ein Schauspiel zu sehen wäre. „Aber mein Feind wurde durch seine Lügen zu „Schanden und das Volk bewies sich sehr ge„fällig, da es eines bessern überzeugt wurde. „Ist der Herr mit mir, so bin ich unbesorgt, „was auch mir der Feind thun mag — Ver„zieht sich das Concilium in die Länge, so fürch„te ich an den nothwendigsten Bedürfnissen „Mangel zu leiden. In diesem Falle sprechet die„jenigen, welche ihr für meine Freunde haltet, „um eine kleine Beisteuer an.“ —

## Zehntes Kapitel.

### Er wird eingekerkert.

Huß hatte nach dem Willen seiner Feinde eben nicht die Verlängerung seines Aufenthalts in Costnitz zu fürchten. Schon lange hätte man ihn gern aus dem Wege geschaft. Denn jemanden aus vollem Herzen hassen und ihm doch nicht empfindliches Wehe thun können, oder mit dem Wehethun lange verziehen müssen, ist die größte Pein für rachsüchtige Seelen. Es ist ein Zustand, um welchen niemand den Bösewicht beneiden wird. Aus dieser Verlegenheit mußten sich Hussens Gegner reissen, es kostete auch was es wollte. Der, welchen ihre Blicke gern durchstochen, ihre Worte gern zerschmettert, ihre Wünsche gern zermalmt hätten, mußte endlich schlechterdings in ihrer Gewalt sein. Es wurden also von dem Papste, den Cardinälen und ihren Räthen verschiedene Zusammenkünfte gehal-

ten und Unterredungen gepfloget. „Wären „wir nur erst seiner habhaft!" „Gut, so wol„len wir ihn gleich festsetzen lassen." „Aber „aus welchem scheinbaren Grunde?" Gründe „lassen sich finden." „Aber was würde das Volk „sagen, das ihn kennt und liebt! Dem Volke „muß man Blendwerke vormachen." „Aber der „kaiserliche Geleitsbrief!" „Was kann der Kaiser „zusichern, wenn es der Papst brechen will!"

So wußte man sich alle Bedenklichkeiten und Zweifel, die etwa in diesem und jenem Theilnehmer des gefaßten Plans entstehen mochten, zu benehmen. Es währte nicht lange, so erzählte sich die ganze Stadt, Huß habe entfliehen wollen. „Was? entfliehen?" „Ja! ja! „sich nichts gutes bewußt hat er die Ahndung sei„ner Bosheiten gefürchtet und sich deshalb aus „dem Staube machen wollen. Aber zur rech„ten Zeit hat man ihn noch angehalten und ihm „die Gelegenheit zu fernern Versuchen benom„men." Gröber konnte nie eine Lüge ausgesonnen worden sein. Denn zu geschweigen, daß Hussens Denkungsart mit einem solchen Entschlusse sich gar nicht vereinigen liesse, so ent-

hält auch der geheimſte Briefwechſel mit ſeinen vertrauteſten Freunden nichts, was eine beabſichtigte Flucht ahnden ließe. Daß aber ſeine erbittertſten Feinde in ihren Anklagen dieſen Umſtand ſelbſt nie benutzt haben, widerlegt die Sache auf einmal gänzlich. Die Urſache dieſer ſchändlichen Erdichtung lag nicht tief verborgen. Sie ſollte Huſſens Widerſachern in den Augen des Pöbels einen Schein des Rechts geben, nun gewaltthätig mit demſelben verfahren zu können. Von der Zuneigung, die Huß noch immer bei dem gemeinen Manne fand, habe ich ſchon oben geſprochen. Bei der Fortdauer derſelben war es nicht wohl möglich, Hand an ihn zu legen, ohne einen gefährlichen Auflauf zu beſorgen. Jene Lüge aber beſchönigte ihr Vorhaben.

Der 28. November 1414 war es, an welchem eine Niederträchtigkeit ausgeübt wurde, wozu alle ausgeſprengte Gerüchte die Vorbereitung waren. An dieſem Tage hatte man ſich wieder bei dem Papſte verſammelt. Und nachdem man ſich die Verſicherung gegeben hatte, es ſei nun alles geſchehen, was nöthig ſei, um

den tödtlichen Schlag auf Hussen ohne Besorgniß fallen zu lassen, so beschloß man, ihn in diesem Augenblicke greifen und vor sich führen zu lassen. Man unterließ jedoch nicht, auch jezt mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen. Man wählte daher nicht nur solche Abgeordnete, die bei Hussen noch am ersten Vertrauen zu haben schienen, sondern trug ihnen auch auf, nur bittweise zu verfahren, und unter dem Vorwande, daß er nun seinen Zweck erreichen und die so lange gewünschte Unterredung mit dem Papste und den Cardinälen erhalten würde, ihn zur Begleitung in des Papstes Wohnung bewegen sollten.

Man kannte zwar seinen Mann zu gut, als daß man abschlägliche Antwort erwartet hätte. Daß doch das Laster immer voraus weiß, was der tugendhafte Mann in jedem gegebenen Falle thun werde! Um ihn zu stürzen, kann es sehr richtige Maasregeln nehmen. Diesen Vortheil hat die Tugend nicht, wenn sie gegen das Laster zu Felde zieht, welches sich für erlaubt hält, tausend Gestalten anzunehmen und verschiedene Wege einzuschlagen — Zum Ueberflusse ließ man aber doch einige Soldaten um Hussens Woh-

nung Wache halten, die, wenn Bitten und Vorstellungen nichts fruchteten und seine Freunde ihn von der persönlichen Erscheinung abhielten, Gewalt brauchen möchten.

Die Abgeordneten erschienen mit ihrem Auftrage. „Ich bin zwar nicht schuldig, sprach „Huß, anders als vor dem ganzen Concilio zu er„scheinen. Kann ich aber dadurch einen Beweis „meines Gehorsams und meines Vertrauens ge„ben, so will ich folgen.“ Ha welche Freude blickte aus der Miene der heimtückischen Gesandten hervor, nachdem die Unschuld so hintergangen und ihre Beute ihnen gewiß war! Gern hätten sie seinem treuen Freunde, dem Herrn von Chlum die Mühe erspart, ihn zu begleiten. Aber „nicht von der Stelle, rief jener, wenn „ich nicht dabei sein darf!“ Mit ihm wollen wir schon auch fertig werden, dachten sie, und ließen sich diesen Gefährden gefallen. Nich lange, so standen beide vor ihren leidenschaftlichen Richtern. Man begann das Verhör und Fragen, Vorwürfe, Verweise, Ermahnungen, Ausrufungen wechselten mit einander ab. Huß benahm sich in seinen Antwor-

ten so treflich, daß selbst einige von den Cardinälen in ihren Entschließungen wankend wurden. Viele unter ihnen hatten ihn nur nach den Beschreibungen seiner Feinde gekannt und fanden ihn nun nicht so, wie man ihn gezeichnet hatte. Einer unter ihnen erklärte ausdrücklich, oft giengen zwar einige in Schaafskleidern und wären inwendig reissende Wölfe: eben so oft aber könne man einem Schaafe die Wolfshaut umhängen, und dies scheine ihm hier der Fall zu sein.

Genug dies hatte die Folge, daß man sich über Hussens Schicksal nicht sobald vereinigen konnte. Man berathschlagte lange, gieng aus einander, kam wieder zusammen und Huß mußte unterdessen mit seinem Begleiter ruhig abwarten, was seine Richter über ihn beschliessen würden. Weil nur einige unter ihnen sich weigerten, eher in seine Gefangennehmung zu willigen, bis sie wichtigere Gründe seiner Schuld einsähen, so kostete es der Verschmitzheit nicht viel Mühe, diese Gründe herbeizuschaffen. Ein Trost ist es zu sehen, wie das Laster immer fremde Hülfe bedarf, um seine Anschläge

glücklich auszuführen. Mönche waren in den damaligen Zeiten das Werkzeug, deſſen man ſich bediente, wenn man Ränke ſchmieden wollte. Ein Mönch, leicht der ſchlaueſte ſeiner Brüder, war es auch jezt, den man zu Huſſens Untergang brauchte. Man gab ihm den Auftrag, unter dem Scheine des Bedauerns und Mitleids ſich Huſſen zu nähern, gleiche Meinungen zu heucheln, und dann durch allerhand verfängliche Fragen ſolche Aeußerungen ihm abzulocken, die ſtrafwürdig genug wären und die noch billigen Cardinäle beſtimmen könnten, in ſeine Einkerkerung zu willigen.

Das gieng auch ſehr glücklich von ſtatten. Der Mönch bedurfte nicht vieler Schlingen, um ſeinen Vogel zu fangen. Es war hinreichend, nach Belehrung und Unterricht Begierde zu äuſſern, um Huſſen zur Offenheit und Mittheilung ſeiner Ueberzeugungen zu bewegen. Das Geſpräch welches beide gewechſelt haben, iſt uns zwar von den Geſchichtsſchreibern nicht ſo ganz getreu aufbehalten worden. So viel iſt aber gewiß, daß der Mann in der Kutte die Rede abſichtlich auf die obere Geiſtlichkeit zu Rom lenk-

te, und daß sich Huß über das Aergerniß, welches sie gab, ziemlich deutlich erklärte. Chlum, welcher dem allen zuhörte und die Ränke jener besser kannte, warnte seinen Freund durch Mienen und Blicke. Dieser verstand sie, wandte sich zu dem Mönch und sprach: „ja, ja, lieber „Mann, du kannst denen, die dich gesandt ha„ben, immer alles im voraus erzählen, was „ich vor dem Concilio sagen werde."

Der Mönch glaubte nun seinen Beruf erfüllt zu haben, und entfernte sich eben so geschwind, als er getreulich an die Behörde berichtete, was er gehört hatte. Und dies that er auf eine solche geschickte Art, daß nun alle Zweifel an Hussens Strafbarkeit auf einmal verschwanden. So lange das werthe Ich noch unangetastet bleibt, läßt der gemeine Mensch noch immer andern Gerechtigkeit wiederfahren. Aber der Gedanke: es betrift auch mich, was der andere sagt oder thut, ich selbst komme durch ihn in Gefahr, stimmt ihn leicht zu einem Verdammungsurtheil. So stimmte auch der beßere Theil von Cardinälen jezt gegen Hussen.

Und was ſich in ihnen noch von guten Regungen fand, das wußten die andern gar bald zu unterdrücken. Denn als einer demohngeachtet noch die Frage aufwarf, ob Huß nicht biß zur Ankunft des Kaiſers auf freiem Fuße bleiben könne, entgegnete ihm der unſern Leſern ſchon bekannte Palecz: „Herr Cardinal, wenn Huſ„ſens Lehre gelten ſoll, ſo können Sie ſchwer„lich Cardinal bleiben!“

Dies wirkte und Huſſens Verhaftnehmung wurde einmüthig beſchloſſen. Die Nacht war immer die Zeit, wo Bubenſtücke ausgeführt wurden, die geheim bleiben ſollten. Sie war es auch jezt. Spät in derſelben wurde der Reformator von einem Officiere und einigen Soldaten aus des Papſtes Wohnung abgeführt und in dem Stiftshauſe der Cathedralkirche eingeſchloſſen. Dieſe Vorſicht war des Volkes wegen nicht überflüßig. Jedoch hatte man, wie ſchon erwähnt worden, dafür geſorgt, auch die Liebe des gemeinen Mannes dem Gefangenen zu rauben und durch allerhand ausgeſtreute Gerüchte ihn das Uebelſte von demſelben glauben zu machen. Ich halte es für einen ſehr kleinen

Aufwand, welchen ein verschmizter Kopf von seiner Kunst zu machen braucht, wenn er Leichtgläubige für oder gegen jemanden einnehmen will. Selbst der Officier, der Hussen in sein Gefängniß begleitete, war ein Beweis von dem veränderten Volksglauben. Starr seinem Gefangenen ins Gesicht sehend rief er: „ja, ja! „du siehst auch wirklich aus, wie ein leibhafti„ger Heide!" Der Mann hatte wahrscheinlich nie einen Heiden gesehen, aber was wollen schwache, mit Vorurtheilen geblendete, Menschen nicht alles andern ansehen? Hätte man ihm gesagt, Huß habe Mordthaten begangen, er würde sie wahrscheinlich auch in dem Gesichte desselben gelesen haben. So wurde ein Unschuldiger das Opfer leidenschaftlicher Menschen, die in seinem Untergange ihre Rechte zu schützen glaubten.

Vergeblich würde ich mich bemühen, die Gefühle darzustellen, welche jezt das Herz dieses Unglücklichen bestürmen mußten. Innige Liebe zur Wahrheit, die er zu verbreiten suchte und dagegen befremdendes Erstaunen über den Widerstand, den sie erfuhr — standhafter Ei-

ser, derselben nie untreu zu werden und herzliches Mitleid gegen alle, die ihr Licht nicht ertragen konnten — fester Vorsatz, für sie alles zu dulden und lebhafte Vorstellung aller der Uebel, die noch seiner warten konnten — heftiger Schmerz über die Treulosigkeit, mit welcher man ihn hintergangen hatte, und christliches Vertrauen zu seinen Richtern, daß sie doch endlich seine Unschuld anerkennen würden — das alles wechselte in seiner Seele so gewaltig ab, daß seine sonstige Ruhe nicht wenig unterbrochen wurde. Seine Einsamkeit im Gefängnisse gab ihm Gelegenheit, seinen Empfindungen ganz freien Lauf zu lassen. Je mehr man dem Uebel nachdenkt, desto mehr schmerzt es. Je mehr man das Feuer aufschürt, desto mehr lodert es auf. „Sie haben mich überwältiget, „schreibt er an seine Böhmen. Hier sitze ich im „Gefängnisse und bitte euch, meiner in eurem „Gebete zu gedenken, daß der Herr mich seiner „Kraft würdige, um im Bekenntnisse seines „Namens ausharren zu können. Will er mich „diesmal auflösen, so geschehe sein heiliger „Wille. Will er mich euch wiedergeben, so

„verehre ich auch diesen seinen Willen. Nur „mag er mich nicht mehr versucht werden lassen, „als ich tragen kann.“

Aber was begann denn jezt der wackere Chlum, Hussens treuer Beschüzer? höre ich meine Leser fragen. Wir kennen ihn schon zu gut, als daß wir uns in der Meinung von ihm täuschen sollten. Der brave Mann litt gewissermaßen mehr, als Huß selbst. Wie ein Unsinniger lief er umher, als man den Freund gewaltsam seinen Händen entwand und ihn bedeutete, sich ruhig nach Hause zu verfügen. Kaum daß er eine solche Niederträchtigkeit für möglich hielt. Sein Kopf war jezt schlechterdings nicht fähig, feine und durchdachte Mittel zu Hussens Befreiung zu ersinnen. Nur rufen konnte er einmal über das andere: „das ist zu „arg! das kann nicht seyn! er muß wieder in „Freiheit! der Papst muß Wort halten!“ Mehr gestürmt als gegangen kam er in des Papstes Zimmer. Mit einem Tone, welchen man sich denken kann, forderte er seines Clienten Freiheit. So derb mochte noch kein Papst von einem Ritter angegangen worden seyn. Der

Papſt, erſchrocken darüber, wollte Antworten hervorſtottern, aber es gelang ihm keine. Mit jedem Worte wuchs ſeine Verlegenheit und Chlums Dreiſtigkeit. In dem Papſte kämpfte das Gefühl des gethanen Unrechts und die Regung des Stolzes. Aber diesmal mußte ſein Stolz unterliegen. Er beichtete die Wahrheit. „Kann „ich bei den jetzigen Umſtänden wie ich will? „Hängt nicht meine Exiſtenz ſelbſt von dem Wil„len der Cardinäle ab, die ſich nur für einen mei„ner Nebenbuhler erklären dürfen, um mich mei„ner Würde zu entſetzen.“

Daß er offen genug war, dies zu äuſſern, war gut. Das aber, was er äuſſerte, war deſto ſchlimmer. Ein Mann, der aus Furcht Unrecht geſchehen läßt, der die Unſchuld leiden läßt, weil er ſonſt ſelbſt leiden könnte, iſt immer verachtungswerth. Geſezt auch, der Papſt hätte den guten Willen gehabt, Huſſens Beſchützer zu ſeyn, ſo war es um ſo unedler, ſich von eigennützigen Rückſichten abhalten zu laſſen. Denn kein Gedanke an eigenen Verluſt darf dann Gehör finden, wenn Amt und Pflicht uns auffordern, des Bedrängten uns anzunehmen und der Wahr-

heit zu Hülfe zu kommen. Es ist wahr, der Papst befand sich in einer unangenehmen Lage! Von der Gunst der Cardinäle hatte er alles zu hoffen und zu fürchten. Aber berechtigte ihn dieses Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, zu strafbaren Dingen seine Zustimmung zu geben und die Behauptung seiner Würde durch Niederträchtigkeiten zu erkaufen? Versuche es, wer da will, sein Betragen zu entschuldigen. Gewiß würde ein solches Unternehmen nicht ein Anzeichen von seiner moralischer Urtheilskraft seyn.

Chlum dachte besser und warf alle seine Vorwände durch die einzige Frage über den Haufen: „aber warum haben Sie mir für Hus„sens Sicherheit das Wort gegeben, wenn sie „vorausschen mußten, es nicht halten zu kön„nen?“ Da stand der entlarvte Heuchler und fühlte innige Schaam bei der Gegenwart eines Mannes, von dem er sich an Edelmuth und Rechtschaffenheit weit übertroffen sahe. Es ist ein eigenes peinliches Gefühl, das den Schurken bestürmt, wenn er sich gegenüber einen un-

beſtechlichen edlen Mann erblickt. Der Glanz der Tugend iſt zu groß, als daß er nicht davon geblendet werden ſollte. — Chlum ſahe nun wohl ein, daß mit dem Papſte nichts auszurichten ſey. Indeſſen gehörte er nicht zur Klaſſe jener Muthloſen, die durch einen mißlungenen Verſuch ſich niederſchlagen laſſen. „Gut, ſo „wende ich mich zu den Cardinälen!" ſprach er nicht nur, ſondern that es auch.

Edler Mann, du wirſt auch hier deine Abſicht nicht erreichen! Man wird deinen Bitten Drohungen, deinen Gründen Gewalt, deinen Beweiſen Ränke entgegen ſtellen! Einige werden ſich mit feinen Wendungen entſchuldigen, andere dich mit falſchen Verſprechungen hinhalten und noch andere endlich mit Ungeſtüm dir die Thüre weiſen! Es iſt vergeblich, wenn du dich auf die Gerechtigkeit deiner Sache berufeſt. Du haſt mit Menſchen zu thun, die nur ihren Leidenſchaften Gehör geben. Jage dem Tiger ſeinem Raub ab, oder befreie Huſſen von ſeinen Henkern — beides iſt Eins, beides gleich unmöglich. Huß ſchmachtete trotz der Bemü-

hängen des redlichen Chlums noch immer in sei-
nem Gefängnisse.

Es ist der Mühe werth, die Gründe und Gegengründe abzuwägen, womit die Cardinäle auf der einen, und Chlum auf der andern Seite einander zusetzten. „Hussens Gefangensetzung, „sprach Chlum, ist ein offenbarer Ungehorsam ge„gen den kaiserlichen Geleitsbrief, nach wel„chem ihm Sicherheit und Freiheit verspro„chen ist.“ „Niemand, erwiederten jene, „kann einem Ketzer ein solches Versprechen „geben, selbst der Kaiser nicht. Das über„schreitet seine Macht, und hier tritt der Fall „ein, daß man Gott mehr gehorchen muß, als „den Menschen. Ein Irrgläubiger steht allein „unter der Botmäßigkeit der Kirche.“ „Al„lein zugegeben, was noch lange nicht wahr „ist, so hat das Concilium ihn ja noch nicht „für einen Irrlehrer erklärt. Bis dahin wenig„stens sollte sein Geleitsbrief gelten.“ „Der „Geleitsbrief, entgegnete man, sollte nur Hus„sen ein Mittel seyn, sich hier in Costnitz un„gestört rechtfertigen zu können. Die Gerech-

„tigkeit sollte dadurch nicht beschränkt, sondern „gefördert werden. Nun hat er sich nicht ver„theidigen können; mithin hat auch das ihm „gegebene Versprechen weiter keine Kraft.“ „Wer sagt das, er könne sich nicht vertheidigen. „Wünscht er nicht, daß man seine Rechtferti„gung höre? bittet, flehet, ringet er nicht „darnach?“ „Das soll ihm auch werden! „Nur mußten wir uns seiner versichern können. „Wir beschlossen seine Verhaftnehmung, weil „er auch hier in Costnitz nicht aufhört, „seine irrigen Lehren zu verbreiten.“ „Wer „nennt seine Lehren irrig? Will er nicht da„von Beweise und Rechenschaft geben? Kann „man ihn eher als Ketzer behandeln, ehe man „ihn eines Irrthums überführt hat? Ist es „nicht ein Verstoß wider alle Treue und Glau„ben, ihn einzukerkern, ehe man seine Sache „untersucht hat?“

So kämpften beide Theile mit einander. Auf wessen Seite das Recht war, mögen meine Leser entscheiden. Chlum wenigstens konnte gar nicht begreifen, wie man so blind gegen

die bündigsten Beweise, so taub gegen die Stimme des Gewissens, so widersetzlich gegen die vernünftigsten Vorstellungen seyn konnte. Es war für ihn kränkend, andere nicht davon überzeugen zu können, wovon er doch selbst so innig überzeugt war. Der gute Mann hätte sich den Verdruß ersparen können; denn man wollte nur nicht einsehen, was man im Grunde wohl einsah. Meine Gründe, dachte er, müssen doch irgendwo Gehör finden. Voll Unwillen verließ er die Cardinäle, und lief, wie bestürzt, in der Stadt umher. Wer ihm begegnete, der mußte sich gefallen lassen, das seinem Freunde geschehene Unrecht in einer weitläuftigen Erzählung anzuhören. Wer mit ihm sprach, dem zeigte er die Urkunde des kaiserlichen Geleitsbriefes. Wer es auch war, Freund oder Feind, dem bewies er Hussens Unschuld.

Nicht genug! An den Kaiser selbst sezte er ein Bittschreiben auf, das mit Wärme und Nachdruck abgefaßt war. Der Kaiser, hieß es darin, könne es unmöglich geschehen lassen, daß von der einen Seite die Unschuld so gedrückt und auf der andern das kaiserliche Ansehen so wenig

geachtet werde. Er möchte alſo zur Rettung und Aufrechthaltung ſeiner Ehre augenblicklich Befehl geben, Huſſen in Freiheit zu ſetzen. Weil er aber fürchtete, die Bitten eines einzelnen Mannes möchten nicht genug Gewicht haben, ſo veranlaßte er die Böhmiſchen Stände, ein Bittſchreiben von gleichem Inhalte bei dem Kaiſer einzureichen. Der Kaiſer, welcher damals Huſſen noch gar nicht abgeneigt oder vielmehr noch nicht von dem Concilio geſtimmt war, empfieng beide Schreiben nicht ſo bald, als er auch gleich das Verfahren gegen denſelben mißbilligte und durch ſeinen Geſandten zu Coſtnitz anbefehlen ließ, den Gefangenen unverzüglich auf freien Fuß zu ſetzen, mit dem ausdrücklichen Zuſatze, daß man im Falle der Weigerung ſich ſelbſt den Verluſt ſeiner Gnade zuſchreiben müſſe.

Wer ſich bisher für den Unglücklichen intereſſirte und in dieſem Befehle einen Strahl von Hoffnung für ihn zu erblicken glaubt, der irrt ſich ſehr. Man ſollte es kaum wahrſcheinlich finden, daß alle dieſe Vorkehrungen gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachten. Und doch war

es so! Weit entfernt, daß man jenem Befehle gemäß an seine Loslassung denken sollte, hielt man es für rathsam, noch schärfere Maasregeln zu ergreifen. Nur eine augenblickliche Bestürzung war es, die der kaiserliche Gesandte durch Eröffnung des Willens seines Herrn unter den Cardinälen verursachte. „Der Kaiser „kennt den Mann noch nicht; er soll ihn aber „kennen lernen" hieß es unter den Bescheidenern. „Der Kaiser hat über Ketzer keine Gerichtsbarkeit; diese ist uns vorbehalten". riefen die Uebermüthigen. „Wir müssen der Sache zuvorkommen und ihm unsere Stärke zeigen" schrieen die Grausamen.

In der Nähe von Costnitz, am Bodensee, stand ein einsames Franziskanerkloster. Hier glaubte man Hussen am sichersten unterzubringen, weil man den Haß der dortigen Mönche gegen ihn kannte. Der Franziskanerorden hatte sich ganz besonders durch die freimüthigen Aeusserungen desselben über das Mönchswesen beleidiget gefunden und die Einwohner jenes Klosters freueten sich schon, ihren abgesagten Feind in ihrer Mitte leiden und schmachten zu sehen. Ein

feuchter, ungesunder Keller mußte den unglücklichen Huß am 5. December 1414 aufnehmen, und nichts begleitete ihn in diese fürchterliche Mördergrube, als Gram und Kummer. Denn wer mag im Stande sein, sich die Leiden zu vergegenwärtigen, welche dem armen Manne der Anblick seiner neuen Behausung verursachte? Einem Manne, der nichts verübt, als Wahrheit gelehrt hatte, die nicht allen willkommen war? Aber er litt unschuldig. Und, man sage, was man will, unschuldige Leiden schmerzen nicht so sehr, als verschuldete. Wer es sich sagen muß: das ist die nothwendige Folge deiner strafwürdigen Handlungen; du selbst und kein anderer ist Urheber des Mißgeschicks, du hättest nur dieses meiden und jenes thun, hier vorsichtiger, dort gesetzmäßiger, hier rascher, dort langsamer, hier allein, dort mit Zuziehung anderer handeln sollen — der fühlt in diesen Vorwürfen das Gewicht seiner Uebel doppelt. Sein eigenes Ich klagt er an und diese Anklage vergrößert seine Pein. Leichter, tausendmal leichter wird dem Schuldlosen die Stunde der Trübsal. Nicht Strafe, die er sich selbst zuberei-

tete, nicht Folge seiner Vergehungen ist es, was er trägt, sondern ein Uebel, an dessen Entstehung er keinen Antheil hat. Kommt das Uebel von niederträchtigen Menschen, so empfindet er herzliches Bedauern über ihre Verblendung. Seine eigene Denkart steht dagegen so gerechtfertiget vor seiner Seele, daß sie darin ihre Beruhigung findet. Ein Blick auf seine Schuldlosigkeit giebt seinem Leiden Erträglichkeit und seinem Dasein Stützen.

Diese Lehre konnte man in Hussens Gefängnisse lernen. Der Geist dieses Mannes war noch so heiter, stand noch so aufrecht und erhaben, als ob ihn nichts beugen könnte. Es schien, als ob er gar nicht angetastet worden wäre. Vielmehr sah sich seine Lebhaftigkeit in dieser Einsamkeit gleich nach Beschäftigung um. Ein einziger Strahl von Licht schlich sich durch eine kleine Oefnung in seine unterirdische Wohnung. Ein Umstand, der ihm nicht willkommener sein konnte. Er benuzte ihn, wie wir gleich sehen werden, auf die bestmöglichste Art. Seine Wächter waren gute, ehrliche Geschöpfe, die ihren Gefangenen mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten. Es entging ihnen die

Seelenruhe nicht, in welcher ſie ihn jedesmal antrafen. Unbegreiflich war es ihnen, wie ein Mann, der wahrſcheinlich groſſer Bosheiten halber an dieſen Ort geſezt worden war, dennoch eine ſolche Gleichmüthigkeit beweiſen konnte. Entweder, dachten ſie, er iſt einer der erſten Böſewichter, oder er iſt das nicht, wofür man ihn ausgiebt. In beiden Fällen verdient er unſere Aufmerkſamkeit. Sie mochten wohl Recht haben. Genug ſie ſuchten ſich ihm zu nähern und ihm Rede abzugewinnen, welches bei Huſſen nicht eben ſchwer wurde. Sie forſchten bei ihren Obern genau nach den Verbrechen, die man ihm Schuld gab und ſuchten dann ihre Unterredungen mit ihm ſo einzuleiten, daß er ſich über die ihm angedichteten Dinge erklären muſte. Ein ſchlichter ofner Verſtand war alles, was ſie hatten, aber mehr bedurfte es auch nicht, um einzuſehen, daß ſeine Meinungen eben nichts Böſes enthielten. Jedoch konnten ſie ein gewiſſes Mißtrauen gegen alle ſeine Worte nicht ganz unterdrücken. Was der Papſt und alle Cardinäle und Biſchöffe für wahr halten, ſollte dieſer Mann allein anders wiſſen können — dies wollte ihnen

ſchlechterdings nicht in den Kopf. Sie hatten keinen Zweifel weiter, als dieſen, der aber auch ſo mächtig war, daß er alle Ueberzeugungsgründe daniederſchlug. Es traf ſich oft, daß ſie, mitten im aufmerkſamen Zuhören begriffen, unwillig Huſſen verließen, wenn ihnen dieſer Gedanke aufſtieg.

Es iſt eine peinliche Lage für ſchwache Gemüther, für eine Wahrheit Gründe einzuſehen und doch in dem Glauben an dieſelbe etwas Sündliches zu fürchten. So quälten ſich dieſe gute Menſchen lange Zeit hindurch. Immer nahmen ſie ſich vor, nicht wieder mit dem beredten Ketzer zu ſprechen, und immer änderten ſie wieder ihren Entſchluß. Huß bemerkte nicht ſobald ihre Verlegenheit und den Grund derſelben, als er ſich bemühte, ſie davon zu befreien. „Ihr irrt, Freunde, ſprach er, wenn ihr glaubt, „daß meine Lehren neu und unerhört ſind. „Was ich glaube, glauben Papſt und Cardinäle. Was ich ſehe, ſehen ſie auch. Nur „haben ſie ihren Vortheil dabei, wenn alle „übrige Welt es nicht glaubt und nicht ſieht.“ Dieſe Vorſtellung fruchtete. Von nun an verlor ſich die Aengſtlichkeit, mit welcher ſie ihn

reden hörten. Der Stein des Anstoßes war aus dem Wege geschafft. Seitdem der Gedanke: er allein glaube etwas, was von allen andern abweiche, ihnen benommen war, wurden sie für seine Lehrsätze empfänglicher. Mißtrauen verwandelte sich in Nachgeben, Nachgeben in Zutrauen, und Zutrauen in Beifall. Kurz Huß hatte an ihnen nicht nur die zärtlichsten Freunde, sondern auch die eifrigsten Verehrer. So kann man der Wahrheit nahe kommen, wenn man nur guten Willen genug hat, nicht bei seinen Irrthümern zu bleiben. Es vergieng kein Tag, wo sie nicht Stundenlang sich mit ihm unterhielten und es vergieng keine Unterredung, von welcher sie nicht überzeugter, gestärkter und weiser hinweggiengen.

Weil sie aber voraussahen, daß sein Aufenthalt bei ihnen nicht lange dauern möchte und auch in dieser Lage wenigstens es nicht wünschten, so baten sie ihn, er möchte ihnen einige schriftliche Aufsätze über die wichtigsten Theile der Religion entwerfen und zu seinem Andenken sowohl als zu ihrer Benutzung hinterlassen. Huß bewilligte ihnen diese Bitte um so eher, je bereitwilliger er überhaupt war, seinen

Mitmenſchen nützlich zu werden und je mehr Zeit ihm ſeine gegenwärtige Lage übrig ließ. Die kleine Oeffnung, die ein wenig Licht in ſein unterirdiſches Gemach hinunterführte, machte ihm das Schreiben möglich. Er verfertigte zu dieſem Zwecke eine Menge kleiner Schriften.

Eine Erklärung der zehn Gebote hat ſehr viel ähnliches mit der Lutherſchen Auslegung im Catechismo. Um beide zuſammenzuhalten, mag der Anfang jener, hundert Jahr ältern, hier ihren Platz haben: Verehre den Gott allein, der Himmel und Erden ſchuf — Brauche nicht leichtſinnig den Namen Gottes zu Eidſchwüren, weder bei Wahrheiten noch Unwahrheiten. — Verrichte am Sonntage vorzüglich gute Handlungen und meide das Laſter. Beſchäftige dich an dieſem Tage mit Nachdenken über Gott, mit Gebet, mit Anhörung chriſtlicher Lehre, mit dem Unterrichte deiner Mitbrüder und mit Unterſtützung dürftiger Perſonen. Enthalte dich von allen körperlichen Arbeiten, welche dich von geiſtigen Betrachtungen abziehen, vorzüglich aber von Sünden der Schwelgerei und des Müßiggangs — Gehorche den Eltern

in allen erlaubten Dingen, behandle sie mit Ehrerbietung und unterstütze sie mit dem Nothwendigen, wenn sie es bedürfen. — Schade keines Menschen Leben, weder durch Gewalt, noch durch Kränkung, noch durch Rathschläge, noch durch Verrätherei, noch durch falsche Aussagen. Entziehe ihm auch die Hülfe nicht, die ihn beim Leben erhalten kann u. s. w.

Diesem fügte er eine Erklärung des Vater Unser bei. Nachdem er die zweckmäßigsten Vorschriften über das Gebet überhaupt und insbesondere über den Gebrauch des Vater Unser vorausgeschickt hat, beginnt folgende Auslegung: Vater, der du unser Schöpfer, Ernährer und Beschützer bist und uns durch die Taufe zu deinen Kindern angenommen hast! Unser, nicht mein Vater allein, damit alle Gelegenheit zum Stolze wegfalle, sondern aller Menschen, auch der Armen und Niedrigen gemeinschaftlicher Vater, der du überall durch deine Allmacht und Allgegenwart bist, aber insbesondere im Himmel, womit wir dich von andern Vätern unterscheiden. Mögen wir immer deinen Namen mit Ehrfurcht nennen und denken! Möge sich immer die Zahl deiner Verehrer vermehren,

welche ganz vorzüglich dein Reich ausmachen und unter welchen du immer herrschen wirst! Laß uns alles, was du verlangst, so beobachten, wie es die Frommen im Himmel beobachten, damit wir deinem Willen in keinem Stücke entgegenhandeln! Gieb uns auch, was wir zur Erhaltung des Körpers brauchen! Erlasse uns die Strafen für die Sünden, daß wir rein am Geiste und frei von Strafe sind, so wie wir von unsern Beleidigern nicht Rache nehmen und ihnen Uebles wünschen wollen! Laß uns nicht unterliegen, wenn wir zum Bösen verführet werden, sondern erlöse uns von Beharrlichkeit in Sünden und den ewigen Strafen!

Da einer seiner Wächter, Namens Robert, im Begriff war, sich zu verehelichen, so schrieb er auch einen lesenswerthen Aufsatz über die Ehe und ihre Wichtigkeit. Mehrere Schriften, die er diesen seinen neuen Bekannten zum Andenken und Nutzen verfertigte, will ich jetzt übergehen. Nicht leicht aber werden Bücher so fleißig gelesen, nicht leicht so sehr in Ehren gehalten worden seyn, als diese. Die ehrlichen Männer, für deren Gebrauch sie zunächst bestimmt waren,

forschten darin täglich und bewahrten sie als ein unverletzliches Heiligthum auf.

Während das Huß im Gefängnisse sich so thätig für andere bemühete, hörte man nicht auf, sich für ihn selbst zu bemühen. Der treue Chlum schien zwar alle Mittel zu dessen Befreiung erschöpft zu haben. Aber der Gedanke an die Leiden seines Freundes verstattete ihm keine Ruhe. Sein Herz rief ihn auf, noch mehr zu thun. Und hat man nur den Willen zu etwas Gutem, so gesellet sich auch in tausend Fällen die Kraft dazu. Es fiel ihm ein, ob es nicht gut sei, Hussens ungerechte Behandlung vor dem ganzen Publikum zu rügen. Vielleicht dachte er, wird man dadurch in Schrecken gesezt und thut das nothgedrungen, was man von freien Stücken hätte sollen gethan haben. Zu dem Ende schlug er an allen öffentlichen Plätzen folgende Erklärung an: „daß er mit M. Huß unter kaiserl. sichern „Geleite nach Costnitz gekommen sei, damit lezterer über seine Lehre Rede und Antwort geben „sollte. Ehe ihm aber dies gestattet worden sei, „habe man ihn wider alles Recht und Billigkeit „ins Gefängniß geworfen. Ob nun gleich der

„Kaiser seinen Unwillen darüber zu erkennen gege„ben und die Loslassung desselben anbefohlen habe, „so setze man sich doch wider alle Gesetze und Ord„nung, so daß Kaiser und Reich eine solche Gering„schätzung nothwendig ahnden müsse.“ Jedermann las es und las es wieder. Einer zuckte die Achseln; der andere staunte über diese Kühnheit. Einer schimpfte auf den Schreiber; der andere auf die Cardinäle. Einer bedauerte Hussen; der andere frohlockte über den Triumph der Ketzerrichter. Eindruck machte aber dieser Versuch doch und würde noch mehr gemacht haben, wenn die Gegenpartei nicht schon so glücklich in dem Bemühen gewesen wäre, dem Volke üble Begriffe von Hussen beizubringen. Er veranlaßte wenigstens neue Zusammenkünfte und Berathschlagungen der Cardinäle und ihrer Diener. Leztere erhielten neue Befehle, alles zu versuchen, um in den Augen des gemeinen Mannes das Verfahren gegen Hussen zu rechtfertigen.

Während, daß diese jene Aufträge getreu vollziehen, wollen wir unsern Huß in seinem Gefängnisse aufsuchen. Es hatte sich etwas mit ihm ereignet, was leicht vorauszusehen war. Denn

was ist natürlicher, als daß ein Mann, der auf einmal der frischen Luft und aller Bewegung entnommen in einen dumpfen Keller eingesperrt wird, bald erkranken muß? Ein heftiges Fieber, verbunden mit den fürchterlichsten Leibschmerzen, überfiel ihn jezt mitten unter seinen nützlichen Arbeiten. „Ich empfinde, schreibt er, die „Schwäche des Menschen und wundere mich „nur, wie Menschen, die eben den Leib, wie „ich, haben, doch so trotzen können. Wenn „ihr mich sehen solltet, ihr würdet mich be„dauern. Nicht viel Ruhe läßt mir der „Schmerz. Er preßt mich zusammen, wie ei„nen Wurm. So sehr muß ich mich krümmen „und mich auf meinem elenden Lager herumwäl„zen. Aber bedauert mich nicht, denn ich fürchte „noch zu weit größern Leiden aufbehalten zu sein, „wenn mich der Tod vorher nicht übereilt.

Bald wäre auch seine Ahndung eingetroffen. Seine körperlichen Umstände verschlimmerten sich so sehr, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Seine Richter, die davon Nachricht erhielten, wurden darüber bekümmerter, als um Chlums kühne Versuche. Sollten sie

ihn eines natürlichen Todes sterben lassen? Aber so entgieng ihnen ja die Gelegenheit, an ihrem Feinde Rache zu nehmen. Sollten sie für seine Wiedergenesung Sorge tragen? Aber so hätten sie ja ihm eine Wohlthat erwiesen. „Aufbewahren muß man ihn bis zum förmli„chen Todesurtheile, aber dies lezere möglichst „beschleunigen!" Dahin fiel nicht gerade die Mehrheit von Stimmen aus — zur Ehre der Menschheit läßt es sich nicht glauben — aber das war doch die Absicht einiger Böswichter, von denen sich die übrigen leiten ließen. Diesem Beschlusse zu Folge wurden einige geschickte Aerzte befehliget, den Kranken zu besorgen. Da diese aber gar bald die Quelle der Krankheit entdeckten und an dem Erfolge ihrer Kunst zweifelten, wenn der Kranke nicht augenblicklich in ein gesundes Zimmer gebracht würde, so wurde auch das zugelassen. Von Stund an fieng auch der Kranke an sich besser zu befinden. Aber kaum bemerkte man, daß Leute aus allen Ständen, die nun freiern Zugang zu ihm hatten, ihn besuchten und an seiner Lage Theil zu nehmen schienen, so säumte man auch nicht, ihm

dieſe Erleichterung wieder zu entziehen und ihn in ſeinen feuchten Keller von neuem hinabzuſtoſſen. Je mehr man dabei die abermalige Verſchlimmerung ſeiner Geſundheitsumſtände fürchtete, deſto mehr eilte man, ihm den Proceß ſo bald als möglich zu machen. Ueberdies war es für die ſtolzen Cardinäle ein ſchmeichelhafter Gedanke, noch vor der Ankunft des Kaiſers ihre Sache gegen Huſſen durchzuſetzen und dadurch ihre Unabhängigkeit vom Kaiſer und Reich auf das ſichtbarſte darzuthun. Aeuſſerten auch einige dagegen Bedenklichkeiten, ſo wurden ſie von den übrigen bald hinweggeſcheucht.

Eine Commiſſion von Cardinälen und Biſchöffen wurde niedergeſetzt, die ihr richterliches Urtheil über den Gefangenen ſprechen ſollte. Das waren Männer, die alle ſchon in der Sache entſchieden hatten, noch ehe ſie von ihnen unterſucht wurde. Noch ſchlimmer aber waren die Ankläger, die man beſtimmt hatte, Beſchwerden gegen Huſſen zu führen. Dieſe hatten ſchon zu lange darauf gewartet, als daß ſie erſt einer Vorbereitung auf die Entwerfung der Anklagepunkte bedurften. Mit einer Eile, die man ſich

ſonſt nicht zu erklären wußte, erſchienen ſie vor der Commiſſion, und überreichten ihr folgende neun Klagepunkte: „1) er glaubt, daß jeder das „Abendmal unter beiden Geſtalten genieſſen kön„ne; 2) daß unwürdige Prieſter die Sacramente „ſelbſt unwürdig verwalten und daß auch Laien „zur Verwaltung derſelben nicht untüchtig „ſind; 3) daß die Kirche nicht nothwendig den „Papſt und die Biſchöffe bedeute, und daß die „Güter derſelben von den weltlichen Fürſten an „ſich genommen werden könnten; 4) glaubt er, „daß alle Prieſter ihrer Beſtimmung nach gleiche „Macht haben und daß alle Vorrechte des Papſtes „nur Folgen des Stolzes und Geizes ſind; 5) er „läugnet, daß die Prieſter, die in Todſünden „leben, nicht das Amt der Schlüſſel haben; „6) er verwirft die Gültigkeit des Kirchenban„nes und hat demſelben zum Troz die Kirchen „entheiliget; 7) er erklärt die Einweihungen der „Prieſter für unnöthig und behauptet 8) daß einem „ordentlich geweihten Prieſter das Predigen nicht „verwehrt werden könne. Er iſt endlich 9) Ur„ſache, daß die deutſchen Studierenden die „Univerſität Prag verlaſſen haben.

Diesen Hauptbeschwerden fügten sie noch eine Menge anderer bei, welche jene desto mehr heben und ins Licht stellen sollten z. B. daß er Wiklefs Lehre öffentlich predige, daß er das Volk zur Unordnung und Empörung reize, daß er Uneinigkeit zwischen Fürsten und Geistlichkeit stifte. Im Grunde war die Ueberreichung dieser Anklagen bloßes Possenspiel, da Richter und Kläger schon längst miteinander einverstanden waren. Ersteren war es also gar nicht unerwartet, was letztere aufgesezt hatten. Es wurde darauf beschlossen, Abgeordnete in Hussens Gefängniß zu senden, die ihn entweder vor die Commission fordern, oder, wenn dies seine Krankheit nicht erlaubte, ihn gleich auf seinem Lager vernehmen sollten. So hatten Sinn auch diese Abgesandten hatten, so mußten sie sich doch Gewalt anthun, um nicht vor dem Anblicke des Unglücklichen allzusehr gerührt zu scheinen. Denn als sie in den Kerker hineintraten und sich nach ihrem Schlachtopfer umsahen, richtete sich endlich ein menschliches Wesen mit bleichem, abgezehrten Gesichte, mit hohlen, eingefallenen Augen in einem Winkel von seinem Strohlager auf. Es

ſchien, als ob die Gefühle der Menſchlichkeit in ihnen die Oberhand behalten ſollten. Lange betrachteten ſie ihn mit Theilnahme und Mitleid. Allein der Gedanke: ein Ketzer, ein Feind unſerer Vorrechte und Güter! zernichtete gar bald alle gute Regungen. Kaum hatten ſie ihm ihre Verwunderung und ihr Mitleid über ſeine traurige Lage zu erkennen gegeben, als ſie auch gleich mit ihrem Antrage zum Vorſchein kamen. „Sagt nur der Commiſſion, ſprach der Kranke „mit bebender Stimme, was ihr hier geſehen „habt. Urtheilet, ob es möglich iſt, mich perſönlich darzuſtellen — doch mein Leib iſt nur „krank, aber meine Seele — Gott wird ſie „ſtärken! Wohlan; ich will mich nicht weigern, „auch aus dem Gefängniſſe heraus meine Sache „zu vertheidigen, wenn mir nur geſtattet wird, „einen rechtlichen Beiſtand zuziehen zu dürfen.“

Hätten nicht ſeine Freunde ihm dieſen Gedanken eingegeben, ſo würde er ſchwerlich darauf verfallen ſeyn. Denn Männer von ſeiner Denkungsart kümmern ſich um die äuſſere Form ihrer Vertheidigung ſo wenig, daß ſie allein der Gerechtigkeit ihrer Sache ſich anvertrauen.

Sein Verlangen überraſchte die Commiſſion. Man wußte nicht gleich, was man machen ſollte. Man fühlte, daß, wenn man in ſein Geſuch willigte, der Proceß mit ihm bündiger und regelmäßiger geführt werden müſſe. Man beſchloß alſo, ſeine Bitte zu verweigern. Aber vor der Welt mußte doch ein Vorwand gebraucht werden, wenn man dem Verdachte einer offenbaren Ungerechtigkeit entgehen wollte. Und welchen Vorwand ergriff man? „Es giebt ein „altes kirchliches Geſetz, ſagte die Commiſſion, „nach welchem keinem Menſchen geſtattet wird, „die Sache eines Ketzers zu vertheidigen. Huſ„ſens Geſuch kann alſo nicht Statt finden.“ Konnte ein albernerer Grund je erdacht werden? War dieſer Ausſpruch nicht hinlänglich, um die ſchändlichen Abſichten dieſer Barbaren auf einmal zu erkennen? —

Huß nahm dieſen Beſcheid mit der tiefſten Kränkung auf. Nicht darum war es ihm zu thun, daß er nun ſich ſelbſt überlaſſen blieb und ohne Sachwalter, ohne Beiſtand ſeine Sache ausführen mußte. Nur der Gedanke war ihm unerträglich, für einen Menſchen zu gelten,

dessen Vertheidigung zu versuchen, schon ein Verstoß gegen das Gesetz sey. „So tief, dachte „er, soll ich gefallen seyn, daß es schon Unrecht „ist, ein Wort für mich zu sprechen? Gott, „zu welchen Leiden hast du mich ausersehen! „Bin ich bei dir, wie bei Menschen angesehen, „so bin ich der Elendeste!" So sehr auch seine Freunde ihn versicherten, daß noch viele Redliche ihn liebten und ehrten, und daß es noch Menschen genug gäbe, welche für ihn alles aufopfern würden, so war doch diese Art von Tröstung nicht im Stande, seinen Schmerz ganz zu vertilgen. Unter allen bisherigen Leiden hatte ihn noch keins so niedergeschlagen, als diese abgeschlagene Bitte.

Es konnte nicht fehlen, dieser Seelenschmerz mußte auf seinen Körper nachtheiligen Einfluß haben. Die Aerzte trugen von neuem darauf an, dem Kranken einen andern Aufenthalt anzuweisen, und konnten es immer nicht erlangen, bis endlich der Kaiser selbst zu Costnitz ankam. Ein neuer Auftritt in diesem fürchterlichen Trauerspiele! Es schien, als ob die Gegenwart desselben den Hussitsch Gesinnten neue Kraft

und neues Leben gegeben hätte. Alle Böhmen flehten den Kaiser an, seiner Ehre nichts zu vergeben und auf die Gültigkeit seines gegebenen Befehls zu dringen.

Allein auch Sigismund war schwach genug, unter dem Einflusse der Cardinäle zu stehen. Nicht als ob sein Geist unter den Vorurtheilen der damaligen Welt ganz gebeugt gewesen wäre. Noch verzeihlicher wäre dann sein Betragen gewesen; denn ein Fürst, der Wahrheit und Trug nicht zu unterscheiden vermag, ist zu bedauern, wenn er getäuscht wird. Aber dies war der Fall mit Sigismund nicht. Er sahe das Unrecht ein, welches an Hussen verübt wurde. Er kannte, so wie dieser, die unbegrenzten Anmassungen der katholischen Geistlichkeit. Von den Mängeln der Kirche unterrichtet, sprach er doch der Gerechtigkeit nicht das Wort. Er näherte sich jener Klasse von furchtsamen Schwächlingen, die da niemanden stören, wo sie gestört werden könnten. Ein Herr von vielen Rücksichten, gieng er nicht immer den geraden Weg, sondern verfolgte überall seine Nebenabsichten. Wenn aber das Entschuldigung verdient, so muß es

leicht seyn, alles zu entschuldigen. Es fehlt zwar nicht an Schutzrednern, die ihn hier vertheidigen. Man sagt, er konnte in keinem Falle nicht anders handeln. Er konnte nicht so viele Große und Mächtige wider sich aufbringen, um die Sache eines einzigen unbedeutenden Mannes zu verfechten. Oder was konnte er unternehmen gegen 34 Cardinäle, 4 Patriarchen, 20 Erzbischöffe, 160 Bischöffe, 250 Prälaten und Aebte und gegen 4 Churfürsten, 20 Herzoge, 80 Grafen und den unzähligen Troß von Mönchen und Geistlichen, denn aus so vielen Personen soll das Concilium bestanden haben. — Allein warum konnte er nicht, was er sollte. Was man soll, das kann man auch. Was die Pflicht fordert, das muß wenigstens versucht, und nicht eher davon abgelassen werden, bis man unterliegt.

Der Kaiser spielte auch wirklich auf der Kirchenversammlung eine nicht unwichtige Rolle. Sein Augenmerk gieng aber weniger auf Hussens Angelegenheiten, als auf die Sache der drei Päpste. Eifrigst arbeitete er in Verbindung mit den Cardinälen daran, diesem Aergernisse

abzuhelfen und alle drei zur freiwilligen Entsagung ihrer Würde zu bewegen. Johannes, welcher diesen Sturm längst voraussehen konnte, ließ sich dazu williger finden, als man hoffte. Aber nur Blendwerk war seine anscheinende Bereitwilligkeit. Denn kaum hatte er seine Erklärung von sich gegeben, als er unter einer Verkleidung aus Costnitz sich entfernte. Abwesend hoffte er wirksamere Maasregeln zur Behauptung seiner Würde ergreifen und das Concilium zur Anerkennung derselben zwingen zu können. Dabei war es ihm mehr als wahrscheinlich, daß die Versammlung, gleichsam ihres Hauptes entnommen, unverrichteter Sache auseinander gehen und alles bei dem Alten bleiben würde. Allein in beiden Hoffnungen täuschte sich der Heuchler, welcher andere täuschen wollte. Denn das Concilium erklärte nicht nur seine Sitzungen für fortwährend, sondern bestimmte auch, daß die Beschlüsse einer allgemeinen Kirchenversammlung noch über den Willen des Papstes gehen sollten. Er selbst wurde mit Gewalt wieder eingeholt und war in einer noch üblern Lage, als vorher.

Diese Vorfälle, bei denen wir uns nicht lange verweilen können, lenkten einstweilen die Aufmerksamkeit von unserm Huß ab, der aber darin keine Erleichterung seines Schicksals fand. Das Einzige ausgenommen, daß ihn der Bischof von Costnitz auf sein Schloß Gottleben, unweit Costnitz, bringen ließ. Hier war er zwar noch immer gefesselt, konnte aber doch am Tage ein wenig herumgehen und reine Luft genießen. Dadurch verbesserten sich seine Gesundheitsumstände auf eine solche merkliche Art, daß er völlig wieder hergestellt wurde. Aber kaum hatten seine körperlichen Schmerzen aufgehört, als sein Geist wieder mit neuen Leiden zu kämpfen hatte.

Sein Schüler und Freund Hieronymus von Prag, von den Mißhandlungen seines trefflichen Lehrers unterrichtet, hatte sich berufen gefühlt, die Vertheidigung desselben zu übernehmen. Schon hatte er sich der Stadt Costnitz genähert und das Concilium um vollkommene Sicherheit für seinen Eintritt in die Stadt und für seine Rückreise gebeten. Die Antwort die er erhielt, war aber so zweideutig abgefaßt,

daß er, ohne unbesonnen zu seyn, sich derselben nicht anvertrauen konnte. Voll Unwillen entschloß er sich, wieder nach Böhmen zu gehen und das ganze Königreich zur Rettung seines Lehrers aufzufordern. Noch ehe er aber sein Vaterland wieder erreichte, wurde er unterwegens ergriffen, an einen Wagen geschmiedet und zum höchsten Jubel der Gegenparthei in Costnitz eingeführt. Man berathschlagte auf dem Concilio nicht lange, was mit ihm zu thun sey. „Hussens Vertheidiger" erscholl es durch die ganze Stadt. Ursache genug, das Schicksal des Erstern ihn theilen zu lassen. Mit einer Kette um den Hals wurde er kreuzweise geschlossen und in einen Thurm eingesperrt, worin er länger als ein Jahr elend schmachten mußte.

Es ist unmöglich, zu sagen, was Huß bei den Leiden seines Freundes fühlte. Es war eine tiefe Schwermuth, in welche er verfiel. Sich gab er die Schuld von allem, was jenem begegnet war. „Seine Freundschaft gegen mich, „rief er einmal über das andere, hat ihn in „Fesseln gelegt." Der treue Chlum mochte ihn trösten, wie er wollte; er war kaum eines frem-

den Troſtes empfänglich. Der Wunſch zu ſterben drängte ſich ihm zuweilen auf, um nur nicht noch mehrere Freunde in ſein Unglück zu ziehen. Er bat daher jeden, wer die Erlaubniß erhielt ihn zu beſuchen, alle Freundſchaft mit ihm aufzuheben oder doch wenigſtens zu verheimlichen, und an Hieronymus Schickſale ſich ein Beiſpiel zu nehmen. „Will man mich zum Tode ver„dammen, ſchreibt er an ſeine Böhmen, war„um zaubert man damit? warum zieht man „noch andere in mein Schickſal? Eher den „Tod, als Verlängerung meines Gefängniſſes. „Bittet nur den Kaiſer, daß es ein Ende mit „mir hat, und ich nicht lebendig hier vermo„dere!“

Sein Zuſtand war traurig genug! Er litte ſogar oft an den nothwendigſten Nahrungsmitteln Mangel. Die wenige elende Koſt, die ihm in ſein Gefängniß geſchickt werden ſollte, wurde ihm oft nicht einmal pünktlich gereicht. Es geſchahe ſehr oft, daß der Gefangene vergeſſen wurde, und hätte nicht der edle Ehlum ihm oft heimlich Nahrung zugeführt, ſo hätte er gewiß oft Hunger leiden müſſen. Und bei alle dem

ſahe er nicht ein Ende ſeiner Leiden. Alles, was die verſammelten Väter thaten, betraf bloß Veranſtaltungen gegen den entwichenen Papſt Johannes. Das Concilium hielt verſchiedene öffentliche Sitzungen, worinn aber Huſſens mit keinem Worte gedacht wurde. Vergeſſen war er zwar nicht, nur Aufſchub wollte man nehmen. Die achte Sitzung, die am 4. Mai 1415 gehalten wurde, ließ ſchon das Kommende errathen. In derſelben wurde Wiklef als ein Irrlehrer erklärt, ſeine Lehre verdammt und ſein Andenken verflucht. Das war gleichſam das Vorſpiel von den folgenden Auftritten. „So „wird es Huſſen ſelbſt ergehen" dachten ſeine Freunde, und ſie dachten nicht unrecht.

Die Böhmen waren überhaupt je länger, je übler daran. Verfolgungen und beiſſende Reden trafen ſie auf allen ihren Wegen. Wo ſie hinkamen, höhnte und ziſchelte man über ihr Vaterland und ihre Religion. Spottend erkundigte man ſich bei ihnen, wie viele Schuſter und Schneider in Böhmen ſchon Prediger geworden wären, ob man noch Kirchen und Kirchhöfe habe, ob man noch zum Abendmahle

gehe u. ſ. w. Alles ſpöttiſche Fragen, die in einer falſchen Auslegung von Huſſens Lehrſätzen ihren Grund hatten. Viele Böhmen konnten unmöglich an einem Orte länger bleiben, wo ihr Name zum Schimpfnamen geworden war. Sie verließen Coſtnitz und eilten in ihr Vaterland zurück. Andere, die der guten Sache nicht untreu werden wollten, hörten dieſe Beſchimpfungen mit kaltem Blute an und erwiederten ſie mit Lächeln. Sie blieben aber dabei nicht müßig. Im Namen ihrer Nation überreichten ſie dem Concilio ein Schreiben, worin ſie nicht nur um die endliche Entſcheidung der Sache ihres Landsmanns baten, ſondern auch um Unterſuchung der nachtheiligen Gerüchte, die man von ihrer Religion und ihrem Vaterlande ausgeſprengt habe. Und da dieſes Schreiben nur mit zweideutigen Antworten zurückgewieſen wurde, ſo erſchienen ſie mit einem neuen, worin ſie das Concilium dringend erſuchten, ihnen Huſſen frei zu geben oder ihn wenigſtens einigen Biſchöffen zur Verwahrung zu überlaſſen, wenn ſie ſich zu Bürgen für ihn aufſtellten. Aber wie traurig wurden ſie, als ſie zur Antwort

erhielten, man könne in der Sache eines Ketzers keine Bürgschaft annehmen, um so weniger, da man entschlossen sey, den 5. Junius Hussen wieder nach Costnitz bringen zu lassen und ihn über seine Lehre öffentlich zu vernehmen. Eine neue Kränkung für den ehrlichen Mann, der für einen Mann angesehen wurde, welchem man keine rechtliche Wohlthat zufliessen lassen dürfe. „Es ist fast aus mit mir, „schreibt er, denn was jedem andern Menschen „recht und billig ist, das soll es für mich nicht „seyn. Ich besorge fast, daß man Räuber und „Mörder für bessere Menschen hält, als mich. „Betet für mich, wenn ihr mich der Fürbitte „werth haltet.“

---

## Eilftes Kapitel.

### Er wird zum Tode verurtheilt.

Alles sah nun mit gespannter Erwartung auf den bestimmten Tag hin, wo Huß vorgefordert

werden sollte. Es war sonderbar, beide Partheien freuten sich darauf. Die Böhmen; weil sie nun hofften, ihre Sache untersucht und vor den Augen der Welt gerechtfertiget zu sehen; und die Gegenparthei, welche dabei ihren Groll auslassen wollte. Der fünfte Junius 1415 erschien und traf schon die heiligen Väter versammelt an. Man wollte die Sache recht kurz machen, wollte die gegen Hussen aufgesetzten Artikel vorlesen, und ohne weitern Verzug noch vor seiner persönlichen Gegenwart verdammen. Aber ein Freund der guten Sache konnte dies unmöglich geschehen lassen. Es war der Notarius des Conciliums, Petrus von Mladonowitz. Dieser hörte nicht sobald von dem, was man vorhatte, als er auch gleich zu den Böhmen eilte, ihnen davon Nachricht zu geben. Schleunigst verfügten diese sich zu dem Kaiser, mit der demüthigen Bitte, er möchte sich doch einer solchen offenbaren Ungerechtigkeit widersetzen. „Es „ist doch gegen Missethäter gebräuchlich, spra„chen sie, daß man sie erst selbst hört, ehe man „ihnen den Proceß macht." Es bedurfte nicht vieler Gründe, um dem Kaiser das Schändliche

des Vorhabens begreiflich zu machen. Er sahe mehr ein, als man ihm jezt sagen konnte. Schade nur, daß er nicht immer seinen Einsichten zu folgen sich verpflichtet hielt! Aber diese Anklage schien ihm doch so beschaffen zu seyn, daß er sich nicht verzeihen konnte, dabei zu schweigen. Augenblicklich gab er der Versammlung den Befehl, nichts eher über Hussen zu beschließen, bevor dieser von ihnen persönlich vernommen sei, und, damit er sich selbst in der Sache unterrichten und seine Theologen befragen könne, ihm die wider jenen aufgesetzten Artikel mitzutheilen.

Das wurde befolgt und nicht befolgt. Der erste Befehl wirkte so viel, daß man Hussens Verurtheilung einstweilen verschob. Aber den zweiten Punkt betreffend erklärte die Versammlung, der Kaiser könne in Sachen der Religion nichts entscheiden, und die Beurtheilung, ob eine Lehre irrig und verdammenswerth sey, stehe bloß der Kirche zu. Sigismund, der sich schon so viel hatte gefallen lassen, schwieg auch zu dieser abschläglichen Antwort. Huß wurde nun zum

erstenmale dem Concilio vorgeführt. Lange ließ man ihn an einem entfernten Winkel des Saals stehen, ohne etwas zu thun, als Blicke der Verachtung auf ihn zu werfen. Doch einer Anrede mußte man endlich den Ketzer würdigen. Man legte ihm also seine Bücher mit der Frage vor: „ob er diese Schriften verfertiget habe" Huß durchblätterte sie und: „ja, ich bin der „Verfasser" war seine Antwort. „So wollen „wir gleich die Artikel gegen ihn vorlesen lassen" versetzte der Präsident. Und kaum war der erste Klagartikel abgelesen, und Huß wollte eben seine Verantwortung geben, als ein tobender Lärm entstand, welcher jedes seiner Worte unhörbar machte. Alle Theile des Saals ertönten von Schimpfnamen, Vorwürfen und Lästerungen. Alle wollten reden, und keiner wurde verstanden. Bemühte sich ja einer, hier mit seiner Stimme durchzudringen, so erhob sich dort schon wieder eine andere, die ihr überlegen war.

In diesem schreienden, wildem Getöse konnte Huß kein Wort aufbringen. Versuchte er es ja

einmal, ſo ſchrieen die ihm zunächſt ſitzenden: das iſt nicht wahr! das gilt nicht! Kurz ein ſolches Verhör iſt wohl, ſo lange die Welt ſteht, nicht angeſtellt worden. Es war nicht, als ob Huß vor einer Kirchenverſammlung, ſondern vor einem zuſammengerotteten Haufen unſinniger Menſchen ſtünde. Wer konnte es ihm verdenken, wenn er bei einer einmal entſtehenden Pauſe ausrief: „hier hätte ich mir es doch anders vor„geſtellt!“ Ein neuer Tumult verſchlang dieſe wenigen Worte, die Sitzung wurde aufgehoben, und Huß zum 7. Junius wieder vorgeladen, unterdeſſen aber zum ruhigen Ueberdenken des Vorgefallenen in ſeinen Kerker geführt. Zum Nachdenken gab es freilich Veranlaſſung genug, und zum Verdruß noch mehr, ſo daß ihm die Zeit bis zum 7. Jun. nicht lang wurde. An dieſem Tage erſchien er wieder, und wie erſtaunte er, als er alles verändert fand, und ſtatt des tobenden Lärms Ruhe und Stille in der Verſammlung bemerkte. Wie freute er ſich, daß ſeine Freunde den Kaiſer dahin vermocht hatten, perſönlich gegenwärtig zu ſeyn, und durch eine Anweſenheit Ruhe zu erhalten. Aber

groſſe Urſache zur Freude hatte der arme Mann eben nicht; denn konnte er das vorigemal kein Wort vor Geſchrei aufbringen, ſo ſollte er diesmal in keinem Worte Recht behalten.

Man eröffnete die Anklage: „du haſt behauptet, das Brod im Abendmale bleibe auch „nach der Conſecration bloßes Brod.“ „Ich rufe „Gott zum Zeugen an, daß ich dieſe Meinung „niemals gehabt noch weniger gelehrt habe. „Und wenn hunderte mich dieſer Lehre beſchuldigen, ſo erkläre ich es entweder für Mißverſtand, oder für Verläumdung.“ „Du haſt „Wiklefs Lehrſätze vertheidiget und wider die „Verbrennung ſeiner Bücher zu Praz geifert.“ „Irrthümer habe ich niemals in Schutz genommen und werde es auch fernerhin nicht thun. „Daß ich die üble Behandlung jener Bücher „laut gemißbilliget habe, geſtehe ich eben ſo gern „ein, als ich noch jezt nicht damit zufrieden „bin, weil ſie ununterſucht und ungeprüft verbrannt wurden und doch viele Lehren in denſelben enthalten ſind, die mit dem katholiſchen „Glauben übereinſtimmen.“ „Du haſt oft den „Wunſch geäuſſert, in jenem Leben dahin zu

„kommen, wo die Seele des Erzketzers Wiklef sa„sey.“ „Das habe ich gewünscht und wünsche „es noch, da ich weiß, daß Wiklef ein weiser „und rechtschaffner Mann gewesen ist. Ich „läugne es nicht, seine Schriften haben mich „erbauet, gesezt auch, daß sie nicht in allen „ihren Theilen ganz annehmlich wären.“ „Du hast das Volk zum Aufruhr gereizt und „es ermuntert, das Schwert zu ziehen.“ „Mir ist das nie in den Sinn gekommen. „Vielmehr habe ich immer das Volk zur Ruhe „und Unterwürfigkeit ermahnt und gefährliche „Auflaufe zu verhindern gesucht. Ich habe „zwar zuweilen mich des biblischen Ausdrucks „bedient, daß man den Helm des Glaubens „und das Schwert der Gerechtigkeit ergreifen „müsse, aber auch immer hinzugesezt, es sei „darunter kein eigentliches Schwert zu verste„hen.“ „Du hast durch deine Lehre die welt„liche Obrigkeit mit den Bischöffen und Geist„lichen entzweit.“ „Nicht meine Lehre, son„dern Privatabsichten haben solche Mißhellig„keiten und Spaltungen verursacht.“ „Du „hast der Universität Prag ihren Flor be-

„nommen und von derselben die deutschen Stu„dierenden vertrieben.“ „Sie sind von selbst „gegangen, nachdem ich die Rechte meines Va„terlandes zu retten suchte.“

Das sind ohngefähr die Punkte, über welche Huß vernommen wurde, und welche ausführlich in den Acten des Concilliums aufbewahrt worden sind. Es ist immer gut, daß wir alle Punkte wissen, sei es auch nur, daß wir nun beurtheilen können, welche Meinungen vor vierhundert Jahren mit dem Scheiterhaufen bestraft wurden. Die Sitzung war nun beendiget, und man gab das Zeichen zu seiner Wegführung. Noch im Fortführen fragte ihn ein nahe bei dem Kaiser sitzender Cardinal, wahrscheinlich um ihn verächtlich und bei dem Kaiser verhaßt zu machen: „bleibst du noch dabei, „was du geäussert hast, daß weder Kaiser noch „Könige dich hätten zwingen können, vor dem „Concilio zu erscheinen, wenn es nicht dein „freier Wille gewesen wäre?“ „Ja, erwiederte „Huß, nur in einem etwas gemilderten Sinne, „daß mich nämlich viele meiner Gönner und „Freunde hätten verborgen halten können.“

„Ich ſelbſt, Herr Cardinal, fiel ihm der treue „immer gegenwärtige Chlum ein, hätte ihn „ein ganzes Jahr lang ſchützen wollen, und ich „bin doch einer der ärmſten und ohnmächtig„ſten Ritter.“ Der Cardinal darüber aufgebracht: „Nun wohl, daß du hier biſt. Hier „aber mußt du dich entweder beſſer vertheidigen „oder erwarten, was über dich beſchloſſen wird.“ Kurz der Cardinal hielt Huſſen abſichtlich ſo lange auf, daß der Kaiſer nicht umhin konnte, das Wort zu nehmen: „Ich muß öffentlich bekennen, dir ſicheres Geleit ertheilt zu haben, damit du hier ungehindert erſcheinen konnteſt. „Da ich aber dadurch die Strenge der Gerech„tigkeit nicht hindern will, und ein Geleitsbrief „keinen überwieſenen Ketzer ſchützen kann, ſo „rathe ich dir, dich aller hartnäckigen Vertheidigung zu enthalten und dich dem Concilio zu „unterwerfen. Im Gegentheile werde ich eher „mit dieſer meiner Hand einen Scheiterhaufen „anzünden, um dich zu verbrennen, ehe ich deiner Hartnäckigkeit mit meinem Geleitsbriefe „durchhelfen will.“ Kaum daß Huß dem Kaiſer antworten und ihm ſeine Bereitwilligkeit

verſichern konnte, alle ſeine Meinungen fahren zu laſſen, ſobald man ihn beſſer belehrt haben würde, ſo zog man ihn ſchon an ſeiner Kette fort.

Man verfuhr jezt mit einer Eile, die den heiligen Vätern ganz ungewohnt war. Der folgende 8. Junius ſahe ſie ſchon wieder verſammelt. Auch die Gegenwart des Kaiſers fehlte nicht. Eben ſo wenig Huſſens Ankläger, welche aus dem ſchon oben erwähnten Buche: über die Kirche, neun und dreißig Artikel ausgezogen hatten und jezt mit vieler Selbſtgefälligkeit vorlaſen. Es würde mich zu lange aufhalten, wenn ich jezt dieſe Artikel der Reihe nach beifügen wollte. Ich kann ſie um ſo eher übergehen, da ich ſchon oben die Grundzüge jener Huſſiſchen Schrift gezeichnet habe. Alle Anklagen betrafen nämlich ſeine Meinungen über die Macht des Papſtes, über das ärgerliche unwürdige Leben der katholiſchen Geiſtlichkeit und über die Pflichten eines chriſtlichen Lehrers. Was Huß darauf antwortete, fällt von ſelbſt in die Augen. Entweder er unterſtüzte ſeine Lehrſäze mit neuen aus Schrift und Vernunft hergenom-

menen Beweisen, oder er leugnete, daß die ihm vorgeworfenen Meinungen in dem Sinne, in der Ausdehnung und Allgemeinheit sich in seinem Buche fänden. Er erinnerte, daß man oft boshafterweise die nöthigen von ihm hinzugefügten Einschränkungen eines Satzes weggelassen und dadurch einen auffallenden Irrthum herausgebracht habe, wo von ihm nur eine unschuldige und Niemanden anstößige Wahrheit behauptet worden sey.

Aber alle seine Erinnerungen wurden nicht geachtet. Der Präsident gab ihm zu bedeuten, daß ihm jezt nur zwei Wege offen stünden, von welchen er einen wählen müsse. Er möchte entweder die Meinungen des Conciliums annehmen und sich seinem Ausspruch ruhig unterwerfen, oder fortfahren, seine Meinungen zu vertheidigen. Der lezte Fall sei um so weniger rathsam, je unbesonnener es sei, gegen so viele grundgelehrte und weise Herrn etwas anderes behaupten zu wollen. „Ich bin ein Mensch, „sprach Huß, und kann als solcher irren. Eben „deswegen bin ich gekommen, um mich belehren zu lassen, wo ich etwa einen Irrthum hege.

„Vergönnet mir alſo, mich noch ausführlicher „über einige ſtreitige Punkte auslaſſen zu dür„fen, und fehlt es mir an Gründen und Be„weiſen, ſo will ich mir ſehr gern euren Unter„richt gefallen laſſen.“ „Auf ſolche ungewiſſe „Erklärungen, verſezte der Präſident, können „wir uns nicht einlaſſen. Das Concilium ver„langt nach einem einmüthigen Beſchluſſe dreier„lei von dir: du ſollſt die dir beſchuldigten „Lehrſätze für irrig erklären, ſie abſchwö„ren und ſie öffentlich widerrufen.“ „Ich „muß, entgegnete Huß, einen Unterſchied zwi„ſchen dieſen Artikeln machen. Einige enthal„ten wirklich meine Meinungen, und dieſe will „ich abſchwören, wenn man mir beweiſet, daß „ſie Irrthümer ſind. Andere dagegen ſind mir „bloß angedichtet. Wenn nun abſchwören heißt: „einem Irrthume eidlich entſagen, den man „vorher gebilliget hat, ſo kann ich auch dieſe „nicht abſchwören, da ſie mir nicht in den Sinn „gekommen ſind.“

„Warum nicht? fiel jezt der Kaiſer ſelbſt ein. „Ich will alle Ketzereien im Römiſchen Reiche

„abſchwören, ohne daß ich muß ein Ketzer ge„weſen ſeyn.“ „Dann nehmen, antwortete „Huß, Ew. Majeſtät das Wort in anderer „Bedeutung. Ich meines Orts kann mein Ge„wiſſen nicht ſo beſchweren, daß ich mich ent„weder zu Irrthümern bekenne, die ich nie ge„lehrt habe, oder das für Irrthum erkläre, „was ich für Wahrheit halte. Um aber allen „Mißverſtändniſſen vorzubeugen, ſo flehe ich „nochmals um die Erlaubniß, mich über mei„nen Glauben weitläuftiger erklären zu dür„fen.“ „Wozu das? was brauchen wir wei„ter Zeugniß?“ ſchrieen viele Stimmen, und, um das Ueberflüſſige ſeiner lezten Forderung noch recht anſchaulich zu machen, brachte einer dieſe, der andere jene neue Beſchuldigung vor. Da ſtand der Unglückliche, über den alle Zungen ihren Geifer ausſpieen! Jedes Wort, das er ſprach, wurde mit Hohngelächter beantwortet. Jede Antwort gab ſeinen Gegnern Gelegenheit zu neuen Vorwürfen und Verunglimpfungen.

Guter Mann, daß du das alles ertragen konnteſt! daß du von allen verlaſſen, dich doch nicht zu entſchließen vermochteſt, die Wahrheit

zu verlaſſen! Daß du nicht bei der allgemeinen Zuſammenrottung gegen dich zu Boden ſankſt! Daß dich die Mienen deiner Feinde nicht erſchreckten, ihre Blicke dich nicht durchbohrten, ihre Drohungen dich nicht niederſchlugen! Ach wir bewundern deine Größe! Wir erſtaunen über deine Beharrlichkeit! Wir ſehen dich auch da noch nicht wanken, als ſchon die befehligten Trabanten deinen Arm ergriffen, und dich aus dem Saale des Grolls und der Erbitterung wieder in deinen friedlichten einſamen Kerker führten. Dieſer war dir noch ein Labſal bei deinen Leiden; denn du warſt von denen entfernt, die Tod und Verderben ſchnaubten. Dein treuer Chlum begleitete dich dahin, der dich aufrichtete und dir zurief, die Wahrheit ſei doch mehr werth als das Leben.

Wir überlaſſen dich dort deinen Betrachtungen und kehren wieder in die Verſammlung zurück. Aber leider hören wir hier eine Rede, die nicht von Gerechtigkeitsliebe zeuget. „Huß, „ſprach der Kaiſer von ſeinem Throne herab, iſt „nun ſolcher Irrthümer theils ſelbſt geſtändig „geweſen, theils überführt worden, wovon ſo

„de den Tod verdient. Wir wollen ihm nun die „Wahl laſſen, was er thun will. Widerruft „und ſchwört er ſie nicht ab, ſo ſoll er zum „Feuer verdammt werden. Fügt er ſich aber „in unſern Willen, ſo ſollen ihm wenigſtens in „Zukunft alle geiſtliche Verrichtungen und ins„beſondere die Rückkehr nach Böhmen unterſagt „werden, damit nicht das lezte Uebel ärger als „das erſte iſt.“ Mit dieſem Ausſpruche, in welchem das ganze Concilium einſtimmte, wurde die Sitzung beſchloſſen.

So vielen Ernſt auch dieſe Erklärung zu haben ſchien, ſo würde man ſich doch ſehr irren, wenn man darin Sigismunds wahre Geſinnungen zu finden glaubte. Es war bei weitem nicht ſeine Abſicht, Huſſen dem Scheiterhaufen zu opfern. Denn zu geſchweigen, daß ſein Verſtand nicht ſchwach genug war, um Ungerechtigkeiten nicht zu bemerken, und ſein Gewiſſen nicht abgehärtet genug, um ſie zu begehen, ſo gab es auch noch eine Menge Rückſichten, die ihn abgeneigt machten, etwas Gewaltſames gegen Huſſen zu unternehmen. Zu ſeinen weitläuftigen Entwürfen bedurfte er der Liebe der Böhmen

viel zu sehr, als daß er sie durch Hussens Hinrichtung gegen sich aufbringen sollte. Ließ er sich aber die Rettung des Gefangenen zu sehr angelegen seyn, so hatte er es mit der römischen Geistlichkeit und dem deutschen Reiche zu thun, und sein Ruhm, ein Vertheidiger des katholischen Glaubens zu seyn, war auf einmal dahin. Was wir daher den Kaiser bisher haben thun sehen, war ein beständiges Hinundherschwanken bald auf diese bald auf jene Seite. Bald that er einen Schritt zu Gunsten der Böhmen, bald zum Vortheile ihrer Gegner. Daß er sich bei dem letzten Verhör so stark gegen Hussen erklärte, war eine bloße Maske, von welcher er keinen üblen Ausgang befürchtete. Nimmermehr konnte er sich vorstellen, daß es mit Hussen so weit kommen würde, als es wirklich kam. Denn nichts war ihm gewisser, als daß Huß widerrufen und dadurch beide Partheien zufrieden stellen würde. Dies zu bewirken und seiner Verlegenheit ein Ende zu machen, setzte er nun alles in Bewegung. Daher die Drohungen, die Hussens Muth erschüttern und seinen Entschluß wankend machen sollten! Daher sein harter Ton,

mit welchem er ihn im Verhör behandelte! Daher ſein unerklärbares Zuſehen, bei allem Muthwillen von Huſſens Klägern! Daher aber auch nun die wiederholten Verſuche, weil Schärfe nichts ausrichtete, den umgekehrten Weg zu ergreifen und ihn durch Bitten und Verſprechungen zu gewinnen! Es mußten Ritter und Biſchöffe ſich dem Gefangenen nähern, und ihn durch alle Künſte der Beredſamkeit zum Widerruf zu bewegen ſuchen. Man legte ihm die gelindeſten Abſchwörungsformeln vor, von denen man nur immer glauben konnte, daß ſie von ihm angenommen werden dürften. Man ſtellte ihm die Nothwendigkeit des Widerrufs bald von Seiten der Verpflichtung gegen ſein Leben, bald von Seiten der Klugheit, bald von Seiten ſeiner Freunde, die ſeine Beharrlichkeit noch gröſſern Verfolgungen ausſetzen würde, bald endlich von Seiten ſeines Vaterlandes vor, in welchem unvermeidliche Unruhen entſtehen würden. Man verſprach ihm Geld und einen bequemen glänzenden Aufenthalt in irgend einem Kloſter.

Aber alles umſonſt! Das Benehmen des Kaiſers war auf einen gewöhnlichen Menſchen

berechnet, bei dem vielleicht seine genommenen Maasregeln ihren Erfolg gehabt hätten. Aber Huß war kein alltäglicher Mensch. Der Verdruß, der allezeit unvermeidlich erfolgt, wenn man alles auf gewöhnliche Menschen berechnet hat und nun wider Erwarten auf einen edlen Weisen stößt, traf auch jezt den Kaiser. Er bereute es, sich so weit in die Sache gemischt und dem Concilio nachgegeben zu haben. Zurücktreten wollte er nicht, denn er hatte ja schon Hussen öffentlich verdammt und ihm sein Urtheil gesprochen. Was war zu thun? Nichts als nun zu spät begreifen, daß man sich eher in Schwierigkeiten verwickelt als davon losmacht, wenn man in bedenklichen Fällen nicht gleich der Wahrheit geständig ist.

Huß war weniger verlegen, als sein Richter. Männlicher Muth hatte ihn bis hieher begleitet und er verließ ihn nicht, da selbst die Schauer des Todes ihn ergriffen. „Ich habe euch noch „schreiben wollen, lieben Freunde, daß sie mich „mit keinem Beweise der Schrift noch sonst ei„nem redlichen Grunde überwunden, sondern „mit Schrecken und List angefochten haben, daß

„ich sollte widerrufen und meine Lehre abschwö-
„ren. Aber der barmherzige Gott, dessen Wort
„ich verkündiget habe, war mit mir und ists
„auch noch und wird es bleiben. Geschrieben
„in Banden, da ich des Todes wartete.

Ja, wohl wartete er des Todes. Denn wir nähern uns jenem schrecklichen Tage, vor welchem jeder Redliche erbeben muß. Der sechste Julius 1414 war zu seiner Hinrichtung bestimmt. Dieser Tag wurde mit einem Pompe eröffnet, welcher nicht gröſser seyn konnte. Sei es nun, daß man durch diese Anstalten sein Gewissen übertäuben oder seinem Hasse noch die lezte Befriedigung geben wollte. Wir wollen das erste glauben, weil es Ehre ist, an dem lezten zu zweifeln. Alle Glieder des Conciliums versammelten sich früh in der Hauptkirche von Costnitz und sezten sich um den Kaiser herum, der prächtig gekleidet auf seinem Throne zwischen zwei Herzogen saß, wovon einer den Reichsapfel und der andere ein Schwert in der Hand trug. Es wurde Messe gelesen und, so lange diese dauerte, der vorgeführte Gefangene vor der Thüre der Kirche gehalten, um durch

seine Gegenwart den Gottesdienst nicht zu entheiligen. Nach Beendigung desselben führte ihn die Wache herein, wo er unter einem dazu erbauten Gerüste Platz nehmen mußte. Ein Bischof bestieg die Kanzel, hielt eine Predigt über die Worte aus Röm. 6, 6. der sündliche Leib soll aufhören, sprach vom Abschneiden des wilden Fleisches bei Wunden am menschlichen Körper, von Ausrottung der räudigen Schaafe aus dem Schaafstalle, von Dämpfung eines kleinen Feuers u. s. w. und kitzelte damit alle fromme Ohren rechtgläubiger Eiferer.

Jezt wurden die Klageartikel noch einmal öffentlich abgelesen, und da Huß diejenigen Artikel, die man ihm fälschlich Schuld gegeben hatte, von sich abweisen wollte, legte man ihm Stillschweigen auf. „Die Zeit zu reden, „hieß es, ist mit dir vorbei." „Aber rief er: „was mag das Volk von mir glauben, wenn „es hört, daß ich solche Dinge soll gelehrt haben?" Daran kehrte man sich aber um so weniger, je mehr man geflissentlich daran arbeitete, üble Begriffe von ihm zu verbreiten.

Seine Wächter erhielten Auftrag, ihm den Mund zu verstopfen, wenn er noch mehr reden und das Vorlesen unterbrechen würde. Was wollte er thun? Er mußte geduldig das über ihn gesprochene Urtheil anhören. Es lautete wesentlich also: „Johannes Huß wird von der „Kirchenversammlung für einen halsstarrigen „Ketzer erklärt, seine Schriften zum Feuer ver„dammt, er selbst aber seines priesterlichen Or„dens entsetzt, und der weltlichen Obrigkeit zur „verdienten Züchtigung überantwortet."

Huß, der dies hörte, fiel auf seine Knie nieder, faltete die Hände und sprach: „Herr, „du allein weißt es, ob diese mich recht rich„ten!" Mehr durfte er nicht sprechen. Man gab ein Zeichen, daß er das Gerüste besteigen und die auf einem Tische liegende priesterliche Kleidung anziehen sollte. Er that es, und that es mit der größten Seelenruhe und Gelassenheit. Man fragte ihn noch einmal, ob er nicht gesonnen sei, zu widerrufen. „Nein, sprach er mit zu „dem Volke hingewandtem Gesichte, ich kann „und werde nichts thun, was mir mein Gott „und eben darum auch mein Gewissen zu thun

„verbietet. Ich soll mich zu Irrthümern be-
„kennen, die ich nie für Wahrheiten hielt, und
„soll das, was ich für Wahrheit halte, als Irr-
„thum ausgeben. Beides darf ich nicht, so
„wahr mir Gott hilft!"

„Er bleibt halsstarrig! hieß es. Man
„entkleide ihn seines priesterlichen Anzugs!"
Und so begann die beschimpfende Ceremonie.
Man stellte sich in einem Kreise um ihn herum,
zog ihm die geistliche Kleidung aus, schor ihm
die Tonsur ab, und stieß ihn hiermit aus einem
Orden, von welchem es jetzt nicht viel Ehrenhar,
ein Mitglied zu seyn. Aber daran hätte man
noch nicht genug! Man setzte ihm eine papierne,
mit gräßlichen Teufelsgestalten bemahlte Mütze
auf, welche die Inschrift führte: Ein Ketzer.
„Hiermit, sprach man, übergeben wir deine
„Seele dem Teufel!" „Und ich, erwiederte er,
„empfehle sie in deine Hände, der du einst gar
„eine Dornenkrone trugst."

Jezt hatte man seine Erfindungskraft in den
Möglichkeiten, Hussen zu beschimpfen, gänz-
lich erschöpft. Es fehlte nichts, als daß die
Herren selbst das Amt des Nachrichters über

ſich genommen hätten. Das wollte man aber doch nicht. Man wandte ſich alſo zu dem Kaiſer, und übergab ihm zur weitern Behandlung das Schlachtopfer, das nun einmal zu fallen beſtimmt war. Auf des Kaiſers Befehl wurde der Gefangene einem Officiere ausgeliefert, der ihn vor der Kirchthüre mit achthundert Mann Soldaten und einer noch weit größern Menge bewaffneter Bürger in Empfang nahm. Es begann der Zug, den viele Fürſten und Biſchöffe zu Roß und zu Wagen anführten. Er gieng an den biſchöflichen Pallaſt hin, vor welchem gleichſam zum Vorſpiele der folgenden Handlung ein Scheiterhaufen angezündet, und Huſſens Schriften vor ſeinen Augen verbrannt wurden. Auch dieſe Kränkung hatte man noch erſonnen, um ja dem Sterbenden recht viel unangenehme Gefühle in das jenſeitige Leben mitzugeben. Man verweilte aber hier nicht lange; denn die tolle Wuth der Verblendeten wollte den Verfaſſer dieſer Bücher ſelbſt gern bald brennen ſehn.

Es gieng auf den Richtplatz hinaus. Eine kleine Inſel, die der Rhein bei Coſtnitz bildet, war abſichtlich dazu erwählt, damit die Ruhe-

stäte des Ketzers von der übrigen Erde abgesondert wäre. Die Neugierde, welche immer bei solchen Gelegenheiten Menschen herbei ruft, hatte auch jezt eine solche Menge zusammengebracht, daß man aus Furcht vor Gefahr sie nur in gewissen Abtheilungen zum Thore hinaus lassen konnte. Der Unglückliche war kaum an dem Orte seiner Marter angelangt, als er niederknieend die Hände faltete, den dreißigsten und funfzigsten Psalm betete und sein Gebet mit den Worten beschloß: „In deine Hände befehle ich „meinen Geist; du verlangst ihn, du Gott der „Wahrheit." Die glühende Jubrunst des Betenden, seine himmlische Andacht, sein frommes Entzücken machte hier und da unter den Umstehenden ein Herz weich, aber das wilde Geschrei der übrigen übertäubte jede gute Empfindung. „Was er sonst gesprochen hat, riefen einige, „das wissen wir nicht; aber was er jezt spricht, „ist doch gewiß recht christlich!" Einige kamen auch auf den Gedanken, ihm noch einen Beichtvater zuzuschicken, den er auch nicht verweigerte. „Es darf ihn keiner absolviren, „schrieen einige Bischöffe, bevor er nicht wider-

„ruft.“ „Auch das bedarf ich nicht, antwor„tete Huß; ich habe schon gebeichtet.“

Unter seinem Gebete war ihm die papierne Mütze abgefallen. „Man setze sie ihm wieder auf, „schrie man, denn die Teufel müssen auch mit „verbrannt werden.“ Jezt nahm er auf das zärtlichste von seinen Bekannten Abschied, dankte insbesondere seinen Kerkermeistern und Wächtern für alle bewiesene Liebe und Gefälligkeit, bat noch die Umstehenden, nicht so viel Schlimmes von ihm zu denken, und den Andichtungen seiner Feinde keinen Glauben beizumessen, und stieg, von den Henkern geführt, gelassen auf den Scheiterhaufen hinauf. Hier wurde er an einen Pfahl hingestellt, seine Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt, und sein ganzer Körper von oben bis unten mit sieben vorher gefeuchteten Strikken, der Hals aber mit einer Kette an das Holz befestiget.

Das war schon fast geschehen, als einer seiner Verurtheiler die Richtung seines Angesichts bemerkte. „Er sieht gegen Morgen, hieß es. „Ein Ketzer darf nicht nach der aufgehenden „Sonne hinsehen. Man wende ihn gegen

„Abend.“ Und da auch dieser Befehl vollzogen war, wurden Reisbunde und Stroh um ihn herumgelegt. Einen Beweis, wie weit die fromme Verblendung gehen könne, gab noch ein Bauer, der aus geschäftigem Eifer gegen den Ketzer noch ein Scheit Holz auf den Scheiterhaufen warf. Huß bemerkte diese Handlung nicht so bald, als er bemitleidend ausrief: heilige Einfalt! — Schon wollte der Henker das Holz anzünden, als noch der Churfürst von der Pfalz hinzuritt, und ihn fragte: ob er noch nicht geneigt sey, zu widerrufen? „Wie kann ich, „bevor man mir nicht aus der Schrift beweiset, „daß ich geirrt habe! Indessen vergebe Gott „meinen Feinden!“

Jezt ergriff die Flamme das Reisholz und der Wind schlug die Flamme in sein Gesicht. Sehen konnte man nichts mehr von ihm; hören wollte man noch dreimal die Worte: „Jesu, „Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich „mein!“ Als es aber wieder etwas Windstille wurde, zeigte sich noch der obere Theil seines Körpers sichtbar, welcher mit der Kette an dem Pfahle befestiget war. Er erschien schon halb

gebraten und verzehrt. Schrecklicher Anblick! der untere Theil hatte sich schon losgerissen und war in die Gluth hinabgefallen. Man stieß den Pfahl um, warf noch dürres Holz darauf und verbrannte vollends alles zu Asche. Es wird zwar erzählt, daß unmenschliche Buben mit einigen unverbrannten Theilen seines Körpers noch ihr Spiel getrieben hätten. Wer bezweifelt aber nicht gern Dinge, welche die Ehre der Menschheit schänden und unser Geschlecht so sehr herabwürdigen? — So viel ist indessen gewiß, daß man, um sein Andenken ganz von der Erde zu vertilgen auch nicht einmal seine Kleider den Nachrichtern ließ, die sich schon darin getheilt hatten. Gegen das Versprechen andere zu erhalten, wurden sie befehliget, auch diese den Flammen zu opfern. Selbst die Asche sogar wurde, nachdem das Feuer niedergebrannt war, gesammelt und, damit die Erde nichts mehr von den Ueberbleibseln eines so verruchten Mannes zu tragen hätte, in den vorbeifliessenden Rhein geworfen.

## Zwölftes Kapitel.

### Noch ein Blick auf ihn zurück!

Leser! mit welchen Gefühlen hast du dies alles angesehen? Welche Betrachtungen hat dieser Sterbende in deiner Seele veranlaßt? Oder wer ist im Stande sich bei einer That der Thränen zu enthalten, die zum ewigen Vorwurfe der Menschheit in den Jahrbüchern ihrer Geschichte aufgezeichnet steht? Wer schämt sich nicht, daß es Glieder von unserm Geschlechte waren, die in der Verblendung so tief fallen konnten? Oder wessen Urtheilskraft wäre noch in unsern Tagen so verstimmt, der nicht mit Blicken des heftigsten Unwillens auf jenes Schauspiel des Schreckens zurücksehen sollte?

Doch wir wollen uns lieber wegwenden von dem widrigen Anblicke jener Rasenden, deren Haß erst mit dem lezten Funken Ehr Scheiter-

haufens verlöſchte und bei vielen wohl dann noch fortglimmte.

Schöner, ergötzender, milder und reiner iſt der Strahl des Lichts, welchen Huſſens Tugend um ſich verbreitet. Froher verweilt der Geiſt bei der Betrachtung ſeiner ausdauernden Kraft. Erhebender iſt es, einen Mann unter unſern Brüdern zu finden, der eine ſo feſte Anhänglichkeit an Recht und Wahrheit behauptete. Mag ſich alles wider ihn zuſammenrotten! Er wankt nicht. Mag man mit glänzenden Verſprechungen ihm zuſetzen wollen, der Wahrheit untreu zu werden! Er hört darauf nicht. Mag man ſeine Erfindungskraft in Beſchimpfungen und Martern gegen ihn erſchöpfen! Er erbebt nicht. Mag ſchon die Gluth ſeine Glieder braten und ſengen: Er beharrt bei der Wahrheit. Mag die Welt ſelbſt über ihn zuſammenfallen! Er ſteht aufrecht; denn ſein Bewußtſeyn kräftiget und erhält ihn.

Nie kann ich mich entſchließen, allen den Märtyrern in der Geſchichte meine Bewunderung zu zollen, die für die Wahrheit ihr Leben wollen geopfert haben. Denn nicht richtige Ein-

ſicht der Wahrheit ſelbſt war es, was die mehreſten dem Tode entgegen gehen hieß, ſondern nur dunkle Vorſtellungen; nicht ruhige Ueberlegung, ſondern überſpannte Begeiſterung; nicht das Bewußtſeyn der Pflicht, ſondern das Lob Märtyrer zu ſeyn. Aber nun vergleiche man Huſſens Hingang auf den Richtplatz! Hier war es nicht ein taumelnder Schwärmer, welcher den Scheiterhaufen beſtieg, ſondern ein kaltblütiger, überlegender Mann. Es war nicht ein angeworbenes Mitglied einer Parthei, deſſen erhitzte Einbildungskraft ſeinen Glaubensgenoſſen Ehre machen will, ſondern ein einzelner, der niemanden zugehörte, als ſeinen eigenen Unterſuchungen. Es war nicht ein unglücklicher Abentheurer, der nach langem Hinundherſchwanken noch mit Ruhm ſein Leben enden und in dem Märtyrertode Vergebung für alles vorige zu finden hoffte, ſondern ein ſtiller Menſchenfreund, der in dem Schooße ſeiner Freunde das glücklichſte Leben führte. Es war nicht ein frömmelnder Heiliger, der im religiöſen Enthuſiasmus ſeinen künftigen hohen Platz im Himmel ſich ſchon vergegenwärtigte, ſondern ein ruhiger aber

aufrichtiger Anbeter seines Gottes. Und nur ein solcher kann gültige Ansprüche auf die Bewunderung seiner Nebenmenschen machen.

Huß konnte sie machen, denn Achtung gegen das göttliche Gesetz war ein Zug in seinem Charakter, den man vor allen hervorstechend bemerkte. Seine Sitten waren daher nach einer strengen Regel gebildet, so daß man nicht leicht irgend eine seiner Handlungen öffentlich tadeln konnte. Es ist ein rühmlicher Beweis für die Tugend dieses Mannes, wenn die Prager Universität in dem nach seiner Hinrichtung ausgefertigten Zeugnisse jeden auffordert, nur eine einzige Untugend zu nennen, deren sich Huß während seines Aufenthalts zu Prag schuldig gemacht habe. Aber schon der Anblick des Mannes und sein dienstfertiges, sich jedem auch dem geringsten Manne mittheilendes Wesen sprachen mehr für ihn, als alle Zungen der Welt und alle Zeugnisse von Universitäten. Er hatte ein bleiches hageres Ansehen, eine ziemliche Länge des Körpers, ein offnes Auge und erhabene Stirne. Wer ihn sah, und nicht erst gegen ihn eingenommen wurde, glaubte nicht, daß eine

solche Gestalt betrügen könne. Daher der Eingang, welchen er bei den mehresten Gemüthern fand! Daher die Geschwindigkeit, in welcher oft die aufgebrachtesten Menschen durch eine einzige Rede von ihm gewonnen und besänftiget wurden! Daher der hohe Grad von Liebe, die ihm seine Freunde schenkten.

Sein Herz war aber auch so weich geschaffen und so zart gebildet, daß es jedes fremden Gefühls, welches man in seiner Gegenwart äusserte, gar bald empfänglich wurde. Es durfte ihn jemand nicht lange um etwas bitten, was er geben oder thun konnte, ohne seine Pflicht zu verletzen. Ob er Schaden, Unbequemlichkeit und Arbeit sich dadurch zuzog — das war seine geringste Sorge. Arme Studirende zu Prag, die etwa disputiren oder promoviren wollten, und das dabei zu bezahlende Geld nicht erschwingen konnten, warteten allemal bis auf die Zeit seines Decanats, weil man auf seine Milde und Nachsicht rechnen konnte. Selbst arm, kannte er die Beschwerden der Armuth und theilte um so mehr jedem Nothdürftigen mit, je weniger er bei der eingeführten Strenge und Mäßigkeit zu seinem Unterhalte brauchte.

Aber ſtreng gegen ſich, war er auch ſtreng gegen die Sitten Anderer. Sein innerer Drang, die herrſchenden Laſter unter der römiſchen Geiſtlichkeit aufzudecken, ſeine vielen Strafpredigten gegen die Gebrechen der Diener der Kirche, ſein beſtändiger Kampf mit den bereicherungsſüchtigen Abſichten der Biſchöffe und Klöſter, ſein dreiſter Muth, auch ſelbſt die Groſſen ihre Fehler nicht ungeahndet verüben zu laſſen — geben uns davon hinlängliche Beweiſe. Er machte ſich dadurch Feinde. Aber was gilt dem Redlichen die Feindſchaft der Unredlichen gegen die Liebe zu ſeiner Pflicht? Und doch konnten ſelbſt ſeine Feinde oft nicht die Hochachtung verläugnen, an die ſie der Anblick ſeiner Tugend mahnte.

Aber dieſe Strenge war nicht etwa von zurückſcheuchender Art. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſehr ſeine Freunde nach ſeinem Umgange geizten. Eine unzählbare Menge begleitete ihn nach Coſtnitz, theilte mit ihm Verfolgung und Schmach, um nur ſeine Gegenwart nicht zu entbehren und ſich für ihn verwenden zu können. Und wie trauerten ſie, als der Zutritt in ſein Gefängniß

ihnen versagt wurde, und selbst durch Geld und Bestechungen nicht zu erkaufen war! Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Asche von seinem Scheiterhaufen gesammelt und in den Rhein geworfen wurde. Das hinderte aber doch die Böhmen nicht, den noch übrigen Staub zusammenzuscharren und in ihr Vaterland als ein Heiligthum mitzunehmen. Um ihren Freund und Landsmann niemals zu vergessen, wurde der sechste Julius, der Tag seiner Hinrichtung, welches auch zugleich sein zwei und vierzigster Geburtstag war, viele Jahre hindurch feierlich begangen. Auf allen Gesichtern war eine allgemeine Trauer und Niedergeschlagenheit sichtbar. Man kam öffentlich zusammen, hielt Lobreden auf ihn, und sang ihm zu Ehren Lieder. Damit selbst die Art seines Todes unvergessen bleiben sollte, zündete man auf Anhöhen große Feuer an, schloß einen Kreis darum, und weinte ihm zu Ehren Thränen. Die Kanzel in der Kirche zu Bethlehem, wo er so oft mit Kraft und Nachdruck gepredigt hatte, erhielt von nun an eine besondere Würde. Man schnitt sich Späne von der Bank ab, wo er vor der Kanzel

geſeſſen hatte, um nur einige Ueberbleibſel von ihm zu haben. So ſehr wußte man ſeine Verdienſte zu ſchätzen.

Sie waren aber auch dieſer Werthſchätzung würdig. Seine Geiſtesgaben waren nicht glänzend. Mehr Fleiß, als Anlage; mehr Uebung als Natur. Daher war ſeine Gelehrſamkeit größer, als ſein Scharfſinn; ſeine Beleſenheit ausgebreiteter als ſeine Phantaſie; ſeine Beurtheilungsgabe ſtärker als ſeine Erfindungskraft. Hat auch die Welt ihm keine neuen entdeckten Wahrheiten zu verdanken, ſo berechtiget ihn doch die Menge von Schriften, welche wir noch von ihm beſitzen, zu einem ziemlich hohen Platze der gelehrten Schriftſteller. Eine faßliche Schreibart, ein einnehmender Vortrag, eine richtige Gabe zu urtheilen, eine leicht in die Augen fallende Ordnung begründen dieſe Anſprüche. Sie zeichnen ſich vorzüglich durch ſo viel geſunde Schriftauslegung, durch ſo viel treffendes Auffaſſen des jedesmaligen Sinnes von bibliſchen Ausſprüchen, durch ſo viel Bekanntſchaft mit den älteſten Kirchenvätern aus, daß ſie ſich

sehr über die damaligen Zeiten erheben. Luther selbst, dessen glücklicher Vorläufer er war, äussert sich über ihn folgendermaßen: „Mir ist kein „Zweifel, wer diese (Hussens) Briefe liest, „so er anders bei Vernunft ist oder ein Gewissen „vor Gott hat, der muß sagen, daß ein trefflicher „großer Geist in diesem Manne gewesen ist. „Der so christlich schreibt und lehret, so ritterlich „mit den Anfechtungen des Todes kämpft, so geduldig alles leidet, und endlich so männlich den „schändlichsten Tod um der Wahrheit willen annimmt, unter so gewaltigen Großen, vielen hohen Leuten aus der Welt versammelt, und er „allein wie ein Schaaf unter Löwen und Wölfen „stehet; soll der ein Ketzer seyn, so ist freilich „noch nie ein rechter Christ auf Erden kommen. „— Denn weil die greuliche Predigt des Papstes (den Ablaß zu ertheilen) kein Esel noch „Gau leiden konnte, wenn sie Menschen wären, „setzt sich dawider Johannes Huß und straft „sie, als hätte solches der Papst nicht Macht. „Und da er so weit sich verstiegen und verpredigt hatte, daß der Papst Unrecht thue (welches damals viel ärgere Ketzerei seyn mußte,

„denn so du Christum verläugnet hättest) da „mußte er fort und diesen Spruch vertheidigen: „wenn der Papst ein Schalk ist, so ist er nicht „fromm! Da schrieen alle Säue wider ihn, „sträubten die Borsten auf dem Rücken, wetz„ten die Rüssel und liefen zusammen, bis sie „ihn verrätherlich verbrannten. —

„Das ist aber allenthalben offenbar, das „auch seine Widersacher bekennet haben, daß er „sehr hoch gelehrt, und gelehrter als alle Doktores „im Concilio gewesen sey, welches auch wohl „noch beweisen seine Bücher. — Und ich einmal „zu Erfurt, ein junger Theologus, im Kloster „auf der Librarei (Büchersammlung) in ein „Buch fiel, da Huß Sermones aufgezeichnet „und darinne geschrieben stunden, aus Fürwitz „lüstern wurd, zu sehen, was doch der Erz„ketzer gelehrt hätte — da fand ich warlich so„viel, daß ich mich dafür entsatzte, warum „doch solcher Mann verbrannt wäre, der so „christlich und gewaltig die Schrift führen kon„te. Aber weil sein Name so greulich ver„dammt war, daß ich dazumal dachte, die Wän„de würden schwarz und die Sonne den Schein

„verlieren, wer des Namen Huß wohl gedäch-
„te, ſchlug ich das Buch zu und gieng mit ver-
„wundetem Herzen davon, tröſtete mich aber
„mit ſolchen Gedanken: vielleicht hat er ſolches
„geſchrieben, ehe denn er iſt Ketzer worden,
„denn ich des Coſtanzer Concilii Geſchicht noch
„nicht wußte.“

Luther wendete auch auf ſich die Erzählung an, nach welcher Huß kurz vor ſeinem Tode ſollte geſagt haben: „heute bratet ihr eine Gans,
„aber in hundert Jahren wird kommen ein
„Schwan, den werdet ihr ungebraten laſſen
„müſſen.“ Da nämlich der Name Huß in der böhmiſchen Sprache eine Gans bedeutet, ſo ſollte darin eine Zweideutigkeit liegen. Allein da kein gleichzeitiger Schriftſteller von dieſer angeblichen Huſſiſchen Weiſſagung Erwähnung thut, ſo iſt ſie wahrſcheinlich die Erfindung eines ſeiner Verehrer, der Huſſen gar zum Range eines Propheten erheben wollte. Auch ſoll er ſterbend ausgerufen haben: centum revolutis annis Deo reſpondebitis et mihi, nach hundert Jahren werdet ihr Gott und mir antworten. Wenigſtens ließen die Böhmen ihm zu

Ehren eine Gedächtnißmünze ſchlagen, welche außer Huſſens Bildniß auch dieſe Unſchrift enthält. Es kann auch gar wohl ſeyn, daß er in Hoffnung beſſerer Zeiten, wo mehr Licht und Freiheit ſeyn würde, ſich dieſe Worte, ohne eben Prophet ſeyn zu wollen, erlaubt hat. Vielleicht ergötzte ihn die Freude, ſich Nachfolger zu denken, die glücklicher in ihren Unternehmungen ſeyn und die Früchte von ſeinen Arbeiten erndten würden.

Aber welches waren dieſe Früchte? Oder was wirkte nun Huß eigentlich? Es iſt wahr, ſein Glaube war noch in wenigen Stücken von der katholiſchen Lehre abweichend. Alle Abweichungen waren größtentheils Verdrehungen, die man ſich erlaubt hatte, um doch mit einigem Scheine ihn mit dem gehäſſigen Namen eines Ketzers zu belegen. Eben ſo wahr iſt es, er erkannte nicht zuerſt Irrthümer und falſche Meinungen, aber er beſtritt ſie. Er würde nicht ſo viel geleiſtet haben, wenn er nicht Wiklefs Fußtapfen getreu gefolgt wäre. Es iſt endlich wahr, durch ſein trauriges Schickſal zurückgeſchreckt ließen ſpäterhin viele den Muth ſinken,

die sonst als Vertheidiger der Wahrheit aufgetreten seyn würden. Aber sollten wohl seine Bemühungen demohngeachtet fruchtlos gewesen seyn. Ach dann bedauerte ich dich, Vollendeter! Dann hättest du umsonst geduldet, umsonst dich geopfert, umsonst für die Wahrheit dein Blut verspritzt!

Hätten sich nur nicht so viele unglückliche Umstände vereiniget, die insgesammt für Hussens Bemühungen nicht günstig waren, so wären die Früchte seiner Arbeiten schon früher zur Reife gekommen. Vielleicht irre ich nicht, wenn ich behaupte, sein Schicksal würde eine andere Wendung genommen haben, wenn nicht jener Vorfall mit den deutschen Studierenden zu Prag sich ereignet hätte. Man überlege nur, welchen Haß sich der redliche Mann durch die Vertheidigung der böhmischen Rechte zuzog, welche Meinung die Ausgewanderten in allen Gegenden Deutschlands von ihm ausstreuten, mit welcher Bitterkeit sie nun alles verwarfen, was er lehrte, bloß darum, weil er es lehrte. Denn das Schicksal hat eine Lehre sehr oft, daß sie in vielen Fällen nur der Person wegen, die sie vorträgt, verworfen oder angenommen wird.

Hierzu setze man die politische Lage des Kaisers, der bei seinem zweideutigen Betragen sich dem Concilio ganz überließ, weil er schwach genug war, sich in Hussens Charakter zu verrechnen. Man vergesse endlich nicht, daß Huß in seinem Könige Wenzel, einem Manne von ungewisser Denkungsart, keinen so mächtigen Beschützer fand, als Luther in seinen Fürsten; daß Hussens Lehren vermittelst der trefflichen Buchdruckerkunst noch nicht so geschwind und leicht zur Kenntniß aller Länder und Stände kommen konnten, daß man überhaupt ein Jahrhundert später zu mehrern Einsichten gekommen war, so wird man erst im Stande seyn, eine richtige Vergleichung zwischen Hussens und, seines Nachfolgers, Luthers, Unternehmungen anstellen zu können.

Denn wer will es läugnen, daß der Nutzen, den Huß stiftete, in genauer Verbindung mit den Ereignissen des folgenden Jahrhunderts stehet. Wer will in Abrede seyn, daß seine Arbeiten als eine glückliche Vorbereitung zu dem großen Werke der Reformation anzusehen sind? Die Aufmerksamkeit, die er auf sich zog, war

bei allen Gegenbemühungen seiner Widersacher immer noch groß genug, um Eindruck zu machen. Immer mehr dachte man darüber nach, was er bestritten oder behauptet hatte! Immer wurde man geneigter, der Wahrheit die Augen zu öffnen! Immer mehr wankte der feste Glaube an eingeführte Mißbräuche und Irrthümer! Immer näher rückte die anbrechende Morgenröthe!

Leser, segne dankbar sein Andenken und genieße die Früchte von seinen und seiner Nachfolger Arbeiten!

C. Schimfermann

Hieronymus von Prag.

# Leben
des
# Hieronymus von Prag.

---

Fortsetzung
der
Lebensbeschreibungen
berühmter
Reformatoren.

---

Leipzig 1803.
bei Voß und Compagnie.

## Vorrede.

Ueber Hieronymus von Prag und seine Würdigkeit, in der Reihe der Reformatoren aufgeführt zu werden, finde ich nach dem in seiner Lebensbeschreibung Gesagten nichts hinzuzusetzen, wohl aber etwas über diese Lebensbeschreibung selbst.

Noch kenne ich wenigstens keine besondere Geschichte dieses Mannes, und die Nachrichten, welche man hier unter einen Gesichtspunkt zusammengestellt findet, sind vorzüglich aus den kurzen Nachrichten über ihn gezogen, die sich am zweiten Bande der Hussischen Schriften finden, dann aus des Aeneas Sylvius und Johann Dubrave Geschichte von Böhmen, in der Sammlung vorzüglicher alter Schriftsteller über

Böhmen (Hanau 1662. Fol.). Diese, wie den bekannten Brief des Florentiners Poggio, benutzte nebst andern Lenfant in seiner Geschichte des Kostnitzer Konciliums (Amsterdam 1727. 4.), den ich daher auch zu Rathe zog. Da aber das Leben des Hieronymus in seinen hervorspringendsten Zügen ganz besonders in das Leben Hussens eingreift, und die Sache, welche er mit letzterm betrieb, keinesweges mit Ihrem Tode abgethan war, vielmehr nur entschiedener und gewaltiger hervortrat: so hielt ich es für nöthig, die Hauptbegebenheiten des Hussitismus und seines Stifters so kurz als möglich mit zu berühren, und so Hieronymus mitten in die Sache hineinzustellen. Dabei habe ich mir den Hohn über die lächerliche Armseligkeit der versammelten Kirchenlehrer nicht verbergen mögen, auf die Gefahr, zur kalten Unpartheilichkeit

hier

hier und da ermahnt zu werden, wie dies denn wohl in einem Zeitalter ſich ereignen könnte, welches Schlafſucht für gleichbedeutend mit Humanität hält.

Uebrigens habe ich auch hier nicht die Klaſſe von Leſern, für welche dies Werk zunächſt beſtimmt iſt, ſo tief herabgewürdigt, als der Hauſe der ſogenannten Volksſchriftſteller thut, welche den Stumpfſinn und die Dummheit der Ungelehrten gar nicht groß genug denken müſſen, indeß die Lebendigkeit und Unbefangenheit vieler Ungelehrten die Verſteinerung mancher Gelehrten ganz unbegreiflich findet. Man dürfte demnach geneigt ſeyn, zu glauben, daß es auch jenen Volksſchriftſtellern begegnet ſei, ihre eigne Blödſinnigkeit in andern vorauszuſetzen und wieder zu finden, oder, wenn dies nicht der Fall ſeyn ſollte, ihre eigne Ungeſchicktheit und Nachläſſigkeit

keit hinter jener Voraussetzung zu verbergen; denn leichteres Spiel haben sie so allerdings, und es ist nichts bequemer, als sich mit einem trost- und salbungsreichen Tugendgebot für den Hausbedarf abzufinden, wenn man ein Ganzes nicht in seinen einzelnen Beziehungen vor- und rückwärts aufgefaßt zu halten und in einer Darstellung niederzulegen weiß. Hievon genug! Das Todte kann nicht beleben. —

A. B.

---

## Erſtes Kapitel.

Ein höchſt erfreulicher Anblick, den die Geſchichte in ihrem Fortſchreiten dem ſinnvollen, für das Höhere entzündeten Menſchen gewährt, iſt es, das einmal gewonnene Wahre unter den widrigſten und nachtheiligſten Verhältniſſen doch immer nur ſchlummern, nie aber untergehen zu ſehen. An einem Ende zieht es der ſchaffende Geiſt des Menſchen hervor aus der heiligen Stille, in welcher es ruhte, und indem hier vor ſeinem Glanze die Kinder der Finſterniß unmuthig vergehen, umſtrahlt es freundlich an dem andern die heiligern Gemüther. Vergebens bemüht ſich die unheilige Rotte gemeiner Menſchen, durch Spöttelei oder auch heftige Ausbrüche es zu verdrängen: ſtill und nach einem ewigen Geſetze durchdringt es die Beſſern, indem

indem die Schlechtern bewußtlos zu seiner Verherrlichung mit beitragen und wirken müssen. Wenn es nun aber doch Zeitalter giebt, in welchen, wie von roher Gewalt erstickt, jeder aufglimmende Funke zu erlöschen scheint — und ein solches ist wohl das, in welchem die Reihe von Männern auftrat, deren schon etliche unsre Leser beschäftigt haben, — so dürfte diese Ansicht, in wiefern sie nur eine Einzelnheit, sie sei so groß sie immer wolle, auffaßt und sie auf das Ganze in sich ruhende zu beziehen und mit ihm zu vereinigen vergißt, allerdings falsch und irrig genannt werden. Denn so wenig die Wahrheit an sich eines Schutzes bedarf, eben so wenig verträgt sie als solche einen Gegensatz. In dieser Ueberzeugung handelten auch von jeher die größten Männer aller Zeiten, wiewohl fast allen dasselbe begegnete in Beziehung auf den Pöbel, daß ihre sichere Kraft für vorlaute Anmaßung, ihre Erhabenheit über denselben für Ueberspannung gehalten und als solche gelästert wurde, wenn man nicht aus übelverstandener Menschlichkeit und Schonung ihren wahrhaft heiligen Eifer damit entschuldigen zu müssen

glaubte,

glaubte, daß man ihn eine unfreie leidenschaftliche Hitze nennte, die bis zur Hartnäckigkeit ging. Kein Beispiel ist hier passender, als das unsres unvergeßlichen Luthers, dessen rücksichtslosen und festen Gang man nur gar zu oft nach den aus den beschränktesten und kleinlichsten Verhältnissen abgezogenen nichtswürdigen Regeln beurtheilen hört. Wenn wird doch einmal nur so viel Besonnenheit in die Menschen zurückkehren, als dazu gehört, um einzusehen, daß eben jene völlige Getrenntheit und Verschiedenheit von dem Gewöhnlichen die Größe solcher Männer mit bezeichnet, und daß, je ausgebildeter und beschlossener ihre Eigenthümlichkeit ist, desto weniger sie den Maasstab der ihnen fremden Gewöhnlichkeit vertragen?

In die Reihe solcher wahrhaft großer Männer gehört Hieronymus von Prag, mit dessen Leben wir uns gegenwärtig bekannter machen wollen, freilich nicht, obwohl ihm das Verdienst bleibt, daß er sich an die Bessern muthig anschloß, und diese seine Anhänglichkeit durch einen standhaften Tod besiegelte. Die Geschichte selbst führt auf diese Ansicht des

Mannes

Mannes hin, indem sie fast einzig diese Punkte aus seinem Leben heraushebt, das doch, einigen beiläufigen Andeutungen nach, mannichfaltig gewesen seyn mag, wie wir in der Folge sehen werden.

Es kann als bekannt voraus gesetzt werden, daß jene erwähnten Bessern, für welche sich Hieronymus erklärte, besonders Wicliff und Huß waren. Aehnliche Verhältnisse weckten Wicliff und Huß, obwohl zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, nur daß Wicliff mehr Glück hatte und seinen Feinden entrann, indeß Huß, wie Hieronymus, ihnen unterlag. Es lag in Hussens Empfänglichkeit und Eifer, wie in der Augenscheinlichkeit dessen, was Wicliff in Beziehung auf Religion und religiöse Verfassung behauptete, daß Huß sich bald mit seinen Schriften befreundete, die ihm (nach der Erzählung Einiger, die aber nicht unbestreitbar ist) der feurige Hieronymus zuerst kennen lehrte, und das endliche Schicksal der zwei letztern bestättigte auffallend die von Wicliff, und nach ihm von Huß und Hieronymus gerügten Unbilden, mit denen

Reli-

Religion, und insbesondere Christenthum getrübt und verunreinigt war.

Unter ungünstigern Umständen hätten allerdings Huß und Hieronymus nicht auftreten können. Denn obgleich die ehrgeizige Herrschsucht zu gleicher Zeit streitender Päpste, und die Ränke, welche jeder anwendete, sich zu heben und zu halten, eine Trennung der Kirche verursachte, während welcher man mehr als je das Bedürfniß einer Reformation fühlte: so mußte doch auch auf der andern Seite das Streben der Geistlichkeit, ein Uebergewicht über den Papst zu erhalten, schon deshalb eine Gelegenheit ergreifen, welche das Ansehen ihrer Entscheidung so sichtlich und fühlbar machen konnte, wie ein Ketzergericht. Rechnet man hiezu noch Persönlichkeiten, die wohl nirgends größer und heftiger waren, als in diesem Falle, dann das blinde Beharren auf lange genehmigten Satzungen: so wird man das Schicksal der Zweimänner für sicher und unvermeidlich erkennen. Denn eine so heilige Einfalt, als Huß an einer Frau bewirkte, welche noch einen Holzspan zu seinem Scheiterhaufen trug, war

wohl

wohl in den heiligen Kirchenvätern, die zu Kostnitz versammelt waren, nicht zu finden, vielmehr ein blinder, schaamloser Eifer für das Ansehn der Geistlichkeit, deren Leben allerdings so geeignet war, daß Huß und jeder reinere Mann es mißbilligen und dadurch nur Entrüstung und Haß auf sich laden mußte.

Huß und Hieronymus waren darin einander gleich, daß sie drohend und mißbilligend einem gesunkenen Zeitalter gegenüber standen: aber wenn in Huß sich alles kräftiger und sicherer im Innern selbst bewegte und bildete, so griff die Lebhaftigkeit des Hieronymus mehr aus sich selbst heraus; wenn daher Huß einmal aus sich selbst herausgetreten unerschüttert beharrte, so viel ihm auch entgegenstand, so zog Hieronymus eher zurück, und nur die siegende Kraft der Wahrheit ließ ihn nicht sinken, als eine Bekümmerniß um sein Leben ihn anwandelte.

Doch gehen wir zu Hieronymus selbst über!

## Zweites Kapitel.

Hieronymus von Prag, der Huſſit, iſt wohl von einem gleichnamigen zu unterſcheiden, der eine Zeitlang zu Camaldoli in Toſcana als Einſiedler gelebt hatte. Eben die mönchiſche Schwärmerei, welche ſeine Zurückziehung von der Welt veranlaßte, führte ihn auch nach Prag, als gerade der Huſſitismus ſich hier ausbreitete. Beſorgt um die Reinheit ſeines Glaubens verließ er Prag bald, und ging, bevollmächtigt von Ladislaus, König von Polen, und unterſtützt vom Großherzog Alexander Witold, nach Litthauen, um hier dem Chriſtenthum neue Anhänger und Bekenner zu gewinnen. Dieſer Eifer, für den er auf der Baſler Kirchenverſammlung die göltigſten Beweiſe durch die Geſchichte ſeiner Bemühungen ablegte, ſo wie ſeine Entſchiedenheit gegen Huſſens Anhänger, die er auch in einer Schrift niedergelegt haben ſoll, gewannen ihm den Namen eines Heiligen, und unterſcheiden ihn in ſo fern hinlänglich von unſerm Hieronymus von Prag, dem der

Ehel-

Ekelname, wie die Strafe eines Ketzers zu Theil ward.

Sein Geburtsjahr läßt sich nicht genau bestimmen, ob es gleich gewiß ist, daß es in die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts fällt. Er hatte die glücklichsten Anlagen, und sein freier unruhiger Geist scheint ihn, wie dies immer der Fall ist, an mancherlei Orten umhergetrieben zu haben, so daß auch ihn das Schicksal bildete. Paris, Heidelberg, Kölln und Oxford werden unter den hohen Schulen genannt, die er besuchte. Wenn auch sein Aufenthalt auf der letztern nicht so ganz ausgemacht ist: so wurde doch auf den drei erstern seine Gelehrsamkeit, wie sein glücklicher Kopf anerkannt, und ihm im Jahre 1379 die Magister- und Baccalaureuswürde ertheilt. Daß er in Oxford gewesen, läßt sich um so mehr bezweifeln, da er selbst in den Nachrichten, welche er öffentlich von sich gab, nichts davon erwähnt, und die Sache nur auf einem Klagpunkte beruht, der ihm auf dem Concilium vorgehalten wurde, als habe er zu Oxford Wiclifs Schriften abgeschrieben. Indeß ist

bei

bei den mannichfaltigen feindseligen Verdrehungen und Verunglimpfungen, welche Huß und Hieronymus auf jener Kirchenversammlung erfahren mußten, auch dieser Vorwurf wahrscheinlich für eine Lüge zu halten. Auch ist aus andern Nachrichten bekannt, daß Wicliffs Schriften in Böhmen zuerst durch einen böhmischen Edelmann, Namens Faulfisch, verbreitet wurden, und es hindert nichts, anzunehmen, daß Hieronymus umgekehrt erst durch Huß sie kennen lernte, dem es damit, wie Luthern mit seinen Predigten gegangen war, indem er sie nach sorgfältiger Prüfung erst billigte und vertheidigte.

Hieronymus fand, nachdem er von seinen Reisen zurückgekehrt war, bald an Johann Huß einen Freund. Beide vereinigte das Streben nach dem Höhern, und eben deswegen mußten beide lebhaft fühlen, wie weit ihre Zeitgenossen zurück, wie beklagenswürdig sie seien, unter dem Drucke unwissender Schwelger zu leben, deren Eingriffe in ihre Freiheit um so häufiger wurden, je mehr Gewohnheit und Vorurtheil ihr Ansehen begründeten. Dies mit vereinten

Kräf-

Kräften zu ändern, war Hussens und Hieronymus eifrigstes Bemühen, in welchem gewiß alle besondere Zwecke und persönliche Beziehungen, die man bald diesem, bald jenem aus Stumpfsinn, oder auch aus Feindseligkeit beilegte, untergehen mußten. Wie kleinlich ist es, das Große und Reine in unreine Persönlichkeiten zu zersplittern! Und doch hat man dies auch hier gethan, da es Huß und Hieronymus Vertheidigung der Rechte ihrer Nation in Beziehung auf die Universität galt. „Da in diesem Ereigniß der Grund aller Unruhen liegt, die so lange fortdauerten und so heftig waren, daß weder Kirchenversammlungen, noch auch offne Gewalt sie stillen konnte, sondern nur Bitten und Vergleich sie mildern, so ist es nöthig, hier etwas davon beizubringen.

Die Universität Prag, welche Karl der Vierte im Jahr 1347 stiftete, war in ihrer Verfassung ein Abbild der Pariser und Bologneser. Wie diese hatte der Stifter sie in vier Nationen eingetheilt, die Böhmische, Baierische, Polnische und Sächsische, so daß die letztern drei unter dem allgemeinen Namen der teutschen

Nation

Nation begriffen wurden. Mithin hatte die böhmiſche drei Stimmen bei vorfallenden Gelegenheiten, die teutſche aber nur eine. Indeß geſchah es durch ein Mißverhältniß der Kultur beider Nationen, daß die fleiſſigern und mehr nach Wiſſenſchaft ringenden Teutſchen dieſe Einrichtung umkehrten und drei Stimmen erhielten. Den zurückgeſetzten Böhmen mußte dieſe auch in Hinſicht auf die Einkünfte nachtheilige Anmaaßung nothwendig unangenehm ſeyn, und Huß trat an die Spitze mehrerer Unzufriedenen, um die Angelegenheit ſeiner Nation zu verfechten. Die ſchicklichſte Gelegenheit bot ſich in einer gemeinſchaftlichen Verſammlung, bei der Wahl eines neuen Rectors dar, welche am 11ten Mai des Jahres 1408 vorgenommen wurde. Mit etlichen Magiſtern der Theologie, unter welchen Hieronymus von Prag, Prezibram, Peter von Dresden, und der durch ſeine heftigen Ausfälle gegen die Geiſtlichkeit und die Koſtnitzer Kirchenverſammlung bekannte Jacobel waren, führte Huß den ganzen Streit, indem er ſich auf Karls Verordnung berief. Vielleicht wäre die Sache nicht ſo bald

entschieden worden, da der böhmische König Wenceslaus in Huß nur eine Gans sah, die ihm täglich viel goldne und silberne Eier legte, hätte nicht Hussens Ansehen bei der Königinn eine schleunige und vortheilhafte Wendung veranlaßt. Die Böhmen gewannen, ihre Vorrechte wurden ihnen bestättigt. Entrüstet über diese Hintansetzung wanderten die Teutschen aus, und bezogen Erfurt, Ingolstadt, Rostock, Krakau, ja es bildete sich die Universität Leipzig im Jahre 1409. Hussen und Hieronymus erwuchs daraus ein ansehnlicher und bedeutender Feind in dem Johann Hofmann, der bisher Rector zu Prag gewesen war, und nachher durch die Gunst der Herzoge von Sachsen Friedrich und Wilhelm großen Einfluß erhielt, so daß er auch mit großem Glanze als Bischof von Meißen auf der Kostnitzer Kirchenversammlung erschien, und hier für die Verbrennung beider Böhmen stimmte.

Denn als nun die Teutschen aus Prag entwichen waren, regten sich die Sieger um so freier, je mehr sie vorher eingeschränkt und gedrückt gewesen waren. Huß ward Rector, und

das Feuer ſeiner Beredſamkeit, womit er Wiclifs Verdienſte pries, gewann ihm ſo viel Anhänger, daß der Erzbiſchof Sbynko im Jahr 1410 Wicliffs Schriften verbrennen ließ, und allen, die ſie beſaßen, befahl, ſie auszuliefern. Da jedoch dieſe eigenmächtige Willkühr theils die Rechte der Univerſität kränkte, theils auch die ſchon ohnedies durch innern Zwiſt und Theilung geſchwächte Papſteswürde Johann des 23. beeinträchtigte, ſo erhielt Sbynko deshalb einen Verweis, wiewohl Johann ſelbſt nur aufmerkſamer auf Huß gemacht wurde.

Die Uebereinſtimmung mit Wicliff führte zugleich eine Mißbilligung all der Unbilden mit ſich, welche das Chriſtenthum durch den Ehrgeiz, die Habſucht und Nachläſſigkeit der Geiſtlichen verunſtalteten, und welche bei der innern Gährung unter den ſtreitenden Päpſten nur noch auffallender wurden. So wie daher Huß durch ſeine Erklärung gegen Todtenmeſſen, und die damit verbundenen, den Geiſtlichen ſehr einträglichen Gebräuche, gegen Aemterverkauf und andre eingeriſſene Mißbräuche der Art, ſich den Kirchenbann und die Ladung vor die Kir-

chenversammlung zu Kostnitz zuzog: eben so erweckte Hieronymus Eifer ihm eine Menge Feinde. Seine noch heftigere und stürmischere Gemüthsart brach sogar in Gewaltsamkeiten aus. So verbrannte er im Jahre 1411 eigenhändig die Ablaßbriefe, welche ein Weib, von Mönchen begleitet, unter Seegensertheilungen öffentlich verkaufte. Er, der, wie Huß, nur auf die Verehrung eines Gottes drang, mußte natürlich die Anbetung der Reliquien für Abgötterei halten, und der Anblick dieser Verehrung in der Marienkirche zu Prag entrüstete ihn eines Tages so sehr, daß er die Ueberbleibsel mit Füßen trat, laut gegen diesen Aberglauben eiferte, und zwei Mönche, die sich ihm widersetzten, nachdrücklich strafte. Den einen ließ er verhaften, den zweiten warf er in die Moldau, so daß er sein Leben nur fremder Rettung verdanken mußte.

Wenn man diese Heftigkeit erwägt, und den Einfluß, den er durch sein Lehramt an der Universität haben mußte, der um so beträchtlicher seyn mußte, da er Hussen an Gelehrsamkeit, wie an Beredsamkeit weit überlegen war:

so

so ist es fast unbegreiflich, daß er nicht auch vor die Kirchenversammlung geladen wurde, wie Huß. War man vielleicht zu sehr mit andern und dringendern Angelegenheiten beschäftigt? oder hielt man das an Huß aufzustellende Beispiel für abschreckend genug, oder glaubte man, seiner sicher genug zu seyn? Daß kalte, verständige Berechnung nach Verhältnissen sehr oft den Sieg über ein begeistertes rücksichtsloses Wirken davon trägt, ist hinlänglich bekannt, und die Anmuthung einer Niedrigkeit dieser Art kann wenigstens das Benehmen der damaligen Geistlichkeit nicht mehr entstellen, als es auch ohnedies war. —

## Drittes Kapitel.

Huß zog aus nach Koſtnitz, im Vertrauen auf den kaiſerlichen Geleitsbrief. Hieronymus fürchtete für ſeinen Freund, und verſprach, im Nothfall ſelbſt zu ſeiner Vertheidigung zu erſcheinen. Zugleich ermahnte er ihn, feſt auf dem, was er als wahr anerkannt, zu beharren, und auf keine Art die Wahrheit zu verleugnen. Eine Ermahnung, deren es bei Huß nicht bedurfte!

Indeß fiengen Huſſens Feinde ſehr bald an, Verrath gegen ihn zu ſpinnen. Er, der von dem, was er lehrte, ganz durchdrungen war, deſſen Leben es ausmachte, frei gefundene Wahrheit zu verkündigen und zu vertheidigen, hatte auch zu Koſtnitz ſich nicht geändert, ſondern feſt und frei ſeine Sache in geſelligen Zirkeln vertheidigt. Die Aufhebung des über ihn ausgeſprochenen Kirchenbannes, die bald nach ſeiner Ankunft erfolgte, konnte ihn nicht muthiger machen, als er ſchon war. Dies aber war ſeinen Feinden, dem Stephan Paletz und Michael

chael de Cauſſis, den gemeinſten und wüthend-
ſten Verfolgern, ſchon genug, um durch man-
cherlei Ränke es dahin zu bringen, daß er durch
vier Abgeſandte vor den Papſt und die Kardi-
näle geladen würde. Dies war im Grunde
nichts als ein niederträchtiger, obgleich wohl
berechneter Verſuch, an Huß um ſo eher zu
kommen. Denn zu erwarten ſtand es, daß
Huß dieſe Ladung vor Privatperſonen nicht ach-
ten würde, da ſeine Sache öffentlich war, und
mithin nur öffentlich entſchieden werden konnte;
auch war es ein ſehr menſchlicher, wiewohl
auch diesmal getäuſchter Glaube Huſſens, daß
unter einer größern Menge die Wahrheit min-
deſtens einige empfänglichere Gemüther finden
würde, als in einer engern Verſammlung, die
ſchon durch ihre Willkührlichkeit ihre beſondern
feindſeligen Geſinnungen an den Tag legte.
Doch Huſſens Milde, bei aller ſeiner Feſtigkeit,
machte für's erſte dieſen Plan ſcheitern. Er
nahm die Ladung an, obwohl er bemerkte, daß
er nicht dazu verbunden ſei, und erſchien mit
dem Grafen von Chlum, ſeinem ſteten Beglei-
ter, im Pallaſt. Seine Antwort, die er den

Ver-

Verſammelten gab, war ſo ruhig, unverfänglich und untadelhaft, daß man damit zufrieden ſeyn mußte. Allein der geheime Haß verſuchte noch ein anderes Mittel, und ſendete einen abgefeimten Mönch zu ihm, der, unter der Larve einfältiger Wißbegierde, ihm ſeine Urtheile über die wichtigſten Glaubensartikel ablocken ſollte. Der Graf und Huß merkten zwar bald, daß dieſe Unwiſſenheit nur vorgeblich ſei, der erſtere verwies ihm auch das Unzarte ſeines Betragens: doch Huſſens Antworten waren ſo kurz und ununwunden, dabei dem hergebrachten Glauben ſo angemeſſen, daß der Mönch abzog. Wie viel oder wenig dieſe Unterredung Einfluß gehabt habe auf die Verhaftung Huſſens, die noch dieſen Abend erfolgte, iſt nicht gewiß; daß ſie Einfluß hatte, läßt ſich vermuthen.

Man ſchritt nun weiter, und wiewohl dieſe Geringſchätzung des kaiſerlichen Geleitsbriefes alle Unpartheiiſchen entrüſtete: ſo wußte man doch den Kaiſer ſelbſt durch mancherlei Vorſpiegelungen für die Genehmigung des Verfahrens zu gewinnen, indem man ihm bewies,

er

er sei nicht verbunden, einem Ketzer — was doch eben erst von Huß erwiesen werden sollte — Wort zu halten. Um Huß noch mehr anzuschwärzen, erdichtete man scheinbare Lügen. Indeß scheint der sonst so starre Kaiser Sigismund wenigstens nicht aus denselben Gründen nachgegeben zu haben, sondern weil er die Aufhebung einer so lange und vergebens gewünschten Kirchenversammlung fürchtete, in welcher Angelegenheiten entschieden werden sollten, die für das Reich weit wichtiger waren, als diese Verketzerung eines Einzelnen. Dieses ganze Betragen des Kaisers wird aus dem Grundsatze begreiflich, den er hatte: daß, wer sich nicht verstellen könne, unwürdig sei, zu regieren. Aber nicht so leicht begreiflich ist es, wie ein Geschichtschreiber im Zweifel stehen konnte, ob er die in diesem Grundsatze empfohlne Verstellung Tugend oder Fehler nennen sollte, man müßte es denn aus der Verächtlichkeit der Nation begreifen, zu welcher er gehörte.

Eben so eigenmächtig und willkührlich war das weitere Verfahren mit Huß. Drei Kommissäre

missäre wurden mit den gegen ihn eingereichten Klagartikeln zu ihm in das Gefängniß gelassen, wo er krank geworden war. Seine Schwäche und die Billigkeit vermochten es doch nicht, daß man ihm, wie er verlangte, einen Sachwalter gäbe. Vielmehr vermäntelte man die gehässige Erbitterung gegen ihn dadurch, daß man es für gesetzwidrig erklärte, einen Ketzer zu vertheidigen, gegen den man vielmehr alle Zeugen abhören müsse. Ja, was das Recht und die Billigkeit foderten, schien man sogar sich für zweitausend Dukaten abkaufen lassen zu wollen. Dem Verunglimpften blieb also nichts, als seine Sache mittelbar schriftlich zu führen, welches er denn auch durch einige besondere Aufsätze über Ehe, über die zehn Gebote, die Liebe und Erkenntniß Gottes, die Buße, das Abendmal, die drei Feinde des Menschen, that. Diese Aufsätze mußten zwar durch Gefangenwärter bekannt gemacht werden, waren aber deswegen nicht ausschließend für sie geschrieben.

Diese unwürdige Behandlung Hussens ward auch in Prag bekannt, und beleidigt fanden sich

Böh-

Böhmens Edle. Sie baten deshalb schriftlich den Kaiser um seine Befreiung, und legten des Erzbischofs Konrad Zeugniß für seine Rechtgläubigkeit bei. Umsonst! Huß ward nur fester verwahrt. Die Böhmen beschwerten sich nochmals; allein die dem Kaiser nähern Feinde wußten durch allerlei Ränke die Gewährung der Bitte zu hintertreiben. Dahin gehört zuverlässig auch die Nachricht, daß Huß habe entfliehen wollen, die man in einigen Schriftstellern findet, indeß andere erzählen, er sei wirklich entflohen. Man darf nur seine enge Verwahrung, die Aufsicht der Dominikaner, und seine Kränklichkeit erwägen, um die offenbar niederträchtige Lüge zu entdecken.

Huß kannte seinen Hieronymus zu gut, um an seiner versprochenen Ankunft zu zweifeln, aber er war auch, da er die ungünstige Lage seiner Sache sahe, so besorgt um ihn, daß er ihn bitten ließ, daheim zu bleiben und sein Leben nicht zu wagen. Je dringender aber Hieronymus die Noth fand, und je mehr die böhmischen Edlen für Huß stimmten: desto mehr drängte es ihn, an dem Orte zu erscheinen, wo

sein

sein Freund so schimpflich litt. Unbemerkt kam er mit einem seiner Schüler in Kostnitz am 24. April 1415 an. Nur zu bald erfuhr er, wie wahr das Gerücht in Prag gesprochen hatte; ja, sein Unbekanntseyn ließ ihn um so eher die allgemeine Erbitterung gegen Huß und seine Anhänger, besonders gegen seine Person entdecken. Da er auf diese Art auch nicht im mindesten wirken konnte, so verließ er schleunig Kostnitz und gieng nach Ueberlingen, um von dort aus mit mehrerer Sicherheit seine Ankunft in Kostnitz und sein Geschäft vorzubereiten. Trotz der Eile und dem kurzen Aufenthalt in Kostnitz, schienen ihn doch die Rüger der Kirche ausgespürt zu haben, und dies war schon schlimm genug für ihn.

## Viertes Kapitel.

Sobald sich Hieronymus in Ueberlingen sicher glaubte, bat er den Kaiser und die böhmischen Edlen um einen Geleitsbrief. Sigismund, der, wie schon erinnert, diese ganze Sache wahrscheinlich nicht für so wichtig hielt, auch wegen des Hussischen bereits viele Verdrüßlichkeiten gehabt hatte, ertheilte ihm keinen. Mithin sah' sich Hieronymus in die Nothwendigkeit versetzt, auf einem andern Wege sein Ziel zu erreichen. Er ließ an allen Kirchen, Klöstern und an den Kardinalswohnungen öffentlich folgende Schrift anheften:

„Dem durchlauchtigsten Fürsten und „Herrn, Sigismund, von Gottes Gna„den erwählten römischen Kaiser, König „von Ungarn, und der allgemeinen Kir„chenversammlung thue ich, Hieronymus, „der freien Künste Magister zu Paris, „Köln, Heidelberg und Prag, hiemit zu „wissen, und verkünde, so viel an mir ist, „allen und jedem, wie ich wegen meiner „Ver-

„Verläumder und Ankläger sowohl, als
„auch der heimlichen Schmäher unsres
„Reichs, bereit bin, freiwillig nach Kost-
„nitz zu kommen, und die Reinheit mei-
„nes katholischen Glaubens, und meine
„Unschuld, nicht heimlich, in Winkeln,
„oder vor Privatpersonen, sondern öffent-
„lich vor dem ganzen Concilio darzuthun.
„Wenn demnach Verläumder, weß Stan-
„des und Landes sie auch seien, mich ei-
„nes Irrthums, oder einer Ketzerei zeihen
„wollen, so thuen sie es frei und öffent-
„lich, in meiner Gegenwart, vor der Ver-
„sammlung, mit Anzeige ihrer Namen;
„und ich bin dann bereit, frei und öffent-
„lich, vor der Versammlung, wie gesagt,
„zu antworten und meine Rechtgläubigkeit
„zu erweisen. Trifft man mich dann auf
„einem Irrthum oder Ketzerei, so weigere
„ich mich nicht, öffentliche Strafe, wie
„es einem Irrlehrer und Ketzer gezieмt,
„zu leiden. Deshalb bitte ich den Kaiser
„und die allgemeine Kirchenversammlung,
„mit einen Geleitsbrief auszufertigen.

„Sollte

„Sollte mir aber auf meiner Reise, da „ich mich vor Erweis meiner Schuld so „erbiete, zu erscheinen, eine Verhaftung, „Gefangennehmung oder Gewalt geschehen: so würde der ganzen Welt klar werden, daß diese allgemeine Kirchenversammlung nicht nach Recht und Billigkeit verfahre, wenn sie mich freiwillig „Erscheinenden zurückhielte, welches ich „aber von einer so heiligen Versammlung „weiser Männer fern glaube."

Auch diese Bitte war vergeblich, und Hieronymus beschloß, obwohl tief gekränkt und entrüstet, nach Prag zurückzukehren. Zuvor aber ließ er sich von den böhmischen Herren ein gehörig untersiegeltes Zeugniß über sein Verhalten und seine befolgten Maaßregeln, wie über die Fruchtlosigkeit derselben ausstellen, um wenigstens einigermaßen gesichert zu seyn. Ob er vor, oder nach dem 17. April abgereiset sei, läßt sich nicht genau bestimmen. Denn, was ihn auf seiner Rückreise betraf, war mindestens eben so gewaltsam, als die Behandlung Hussens.

Höchst albern und lächerlich muß es dem Unpartheiischen erscheinen, folgende gerichtliche Vorladung vor die Kirchenversammlung für einen Geleitsbrief ausgeben zu sehen. Sie ward am 17. April ausgefertigt, und ist ein Muster von Tücke, die in sich selbst so versunken, und, ich möchte sagen, eingerammt ist, daß nicht einmal der abgenutzte Mantel heiliger Einfalt sie verdecken kann. Sie heißt so:

„Die heilige Kirchenversammlung zu „Kostnitz, die, im heiligen Geiste versam„melt, die ganze streitende Kirche vor„stellt, wünschet dem Hieronymus von „Prag, der sich Magister der Künste „nennt, nicht klüger und vernünftiger zu „seyn, als es sich gehört. Wir thun dir „zu wissen, daß ein von dir an den Kirch„thüren zu Kostnitz am Sonntage Quasi„modogeniti angeschlagner Brief uns be„kannt worden, worin du erklärst, du „wolleſt denen, so dich eines Irrthums „oder Ketzerei ziehen, derer du nun aller„dings bei uns vielfältig angeschuldigt „bist, besonders im Betreff der Lehre

„Wi-

„Wicliffs und Anderer, die gegen den ka-
„tholiſchen Glauben laufen, öffentlich ant-
„worten; wofern dir nur ein ſicherer Ge-
„leitsbrief ertheilt würde. Da es nun
„uns beſonders obliegt, den Füchſen zu
„wehren, welche den Weinberg unſers
„Herrn Zebaoth zu beſchädigen trachten:
„ſo laden wir dich, als einen vieler vor-
„getragener Irrthümer und verwegener
„Behauptungen Verdächtigen und vielfach
„Bezüchtigten hiemit vor, daß du binnen
„funfzehn Tagen von dato an, deren fünf
„den erſten, fünf den zweiten, fünf den
„dritten und unerläßlichen Termin ausma-
„chen, in der öffentlichen Sitzung dieſer
„heiligen Verſammlung, wenn ſie an dem
„Tage gehalten wird, oder auſſerdem am
„unmittelbar darauf folgenden Sitzungs-
„tage erſcheineſt, laut deiner vorbenann-
„ten Schrift antworteſt auf das, was Ei-
„ner oder Mehrere in Sachen des Glau-
„bens dir einwenden werden, in allen
„aber Recht gebeſt und empfangeſt, wozu
„wir dir, mit Vorbehalt der Gerechtig-

„keit, so viel an uns ist, und die Rechtgläubigkeit fordert, sicheres Geleite hiemit angedeihen lassen, und versichern, daß, du mögest nun an dem anberaumten Tage erscheinen oder nicht, wir gegen dich durch die heilige Versammlung, oder durch Kommissäre, nach verflossenem Termine verfahren werden, ohne daß uns deine Weigerung hindern soll. Gegeben in der 6. Sitzung der allgemeinen Versammlung, am 17. April, mit den Siegeln der vier Nationen."

Ob Hieronymus diese Schrift erhalten und darauf abgereiset, oder ob er sie erst nach seiner Abreise erhalten, ist nicht gewiß. Zu verübeln war es ihm nicht, daß er sich ihr nicht fügte, wiewohl davon noch nicht einmal die Rede seyn konnte, wie sich aus der Folge ergeben wird. Der Vorbehalt der Gerechtigkeit und der Rechtgläubigkeit war bei einem Verein solcher Männer nicht viel mehr, als ein Mittelchen, ihr Selbst mit allen ihm anklebenden verächtlichen Beschränktheiten gegen die Sache, welche

welche Hieronymus betrieb, und deren Durchsetzung eben dies Selbst zurückweisen mußte, aufrecht zu halten und überwiegend zu machen.

Das ganze Gewebe lag vor dem Blicke des freien Mannes so offen, daß es leicht begreiflich wird, wie Hieronymus seinen Unwillen gegen ein solches Verfahren nicht verbergen konnte. Er ward auf seiner Reise verhaftet. Dies ist gewiß, obwohl die Gründe und die Art dieser Verhaftung verschieden erzählt werden. Nach einem Berichte, der schon deswegen verdächtig wird, weil er sich bemüht, die ganze Sache aus Hieronymus Heftigkeit allein zu erklären und so stillschweigend zu entschuldigen, und weil er von einem sehr stumpfsinnigen Manne kommt, der in der Geschichte dieser Kirchenversammlung manches auf bloßes Hörensagen erzählt, gieng es so zu: Hieronymus ward von einem Geistlichen zu einem Gastmahl geladen, bei dem sich mehrere Amtsbrüder befanden. Das Gespräch kam auf seine Angelegenheit, und entrüstet, wie er war, nannte er die Versammlung eine Schule des Teufels und der Unbilligkeit, und gab vor, er habe die

Doctoren in groſſe Verlegenheit geſetzt. Zwar wäre dies Vorgeben nicht eben ganz grundlos geweſen, indem das Benehmen der Verſammlung mit einem ernſten und feſten Blicke betrachtet, allerdings eine geheime Furcht, vor der Sache mindeſtens, hinter Tücke verſteckt, verrieth, und Hieronymus konnte auch diesfalls ſein oben erwähntes ihm von dem böhmiſchen Adel ertheiltes Zeugniß aufweiſen. Indeß mochte dies dem Erzähler dieſes Vorfalls wohl eben ſo frevelhaft ſcheinen, als den anweſenden Gäſten, welche dieſe Gelegenheit, ſich ein Verdienſt um die heilige Mutter, die Kirche, zu machen, und ein Scherflein aus dem Schatze ihrer Rechtgläubigkeit beizutragen, ſich nicht entgehen ließen. Sie zeigten dieſe höchſt ſchnöde Aeuſſerung gegen eine ſo heilige Verſammlung dem Kommandanten der Stadt an, der ihn ſogleich verhaften ließ, ſo ſehr ſich auch Hieronymus weigerte, und auf ſeinen Geleitsbrief berief. Wo er dieſen ſogleich her bekommen haben mochte, oder, wenn es die obige Citation war, wie er ſie, ohne eine Blödſinnigkeit, die mindeſtens an die des Erzählers

gränzt,

gränzt, als Geleitsbrief benutzen wollen konnte, ſcheint etwas bedenklicher, als man geglaubt hat.

Demnach dürfte die einfachere Erzählung dieſes Vorfalls, die ſich bloß mit der Darſtellung der Thatſache begnügt, ohne ſie durch eine menſchenkenneriſche Entwicklung begründen zu wollen, um ſo eher als wahr anerkannt werden, da das Verfahren in dieſem einzelnen Falle ganz dem Gange entſpricht, den die heiligen Väter im Ganzen genommen hatten. Hieronymus ward nämlich zu Hirſau von Officieren des Herzogs von Sulzbach gefangen nach Sulzbach, bis auf weitere Verfügung der Kirchenverſammlung, geführt. Die Verſammlung verfügte, auf Anzeige des Prinzen, den Ketzer nach Koſtnitz zu liefern, welches der Prinz auch in höchſteigner Perſon that, und zwar ſo, daß er Hieronymus Ketten anlegen ließ. Dies geſchah am 23. April, mithin ſieben Tage nach der Ladung, die ihm doch eine Friſt von funfzehn Tagen beſtimmt hatte. Der offenbare Widerſpruch und die Unzuſammenhängigkeit in dem Handeln der im heiligen Geiſt ver-

versammelten Väter ist freilich hier so auffallend, daß man auf einigen Umwegen späterhin die Sache etwas anders zu stellen suchte, und mit einer ganz kleinen Wendung den Gedanken an eine Teufelsschule dem Feinde in den Mund legte, da dieser Gedanke sich doch einmal unvermeidlich aufdringen mußte. —

---

## Fünftes Kapitel.

Hieronymus ward also am 23. Mai in Ketten vor den Pfalzfürsten, und von diesem in ein Minoritenkloster geführt, wo Rath und Priester versammelt seiner harrten. Sogleich las man dem mit einer langen Kette Gefesselten, des Herzogs von Sulzbach, Johann, Brief an das Concilium vor. Hierin war berichtet, daß der angebliche, laut ergangener Anzeige vor das Concilium geladene Ketzer, Hieronymus, zufällig in die Hände des Prinzen gerathen sei, und daß er ihn der Versamm-

lung

lung ausliefere, um Gericht über ihn zu halten. Hierauf ward auch die Vorladung oder der Geleitsbrief (?) vorgeleſen; und nun erhob ein Biſchof die Stimme und fragte den Beklagten, warum er geflohen und nicht auf dieſe Vorladung erſchienen? Hieronymus antwortete: „Weil ich keinen Geleitsbrief von euch, noch dem Kaiſer erhalten konnte, wie das Zeugniß der Barone, das in euren Händen iſt, beweiſet, nicht einmal auf öffentliches Anſuchen erhalten konnte: ſo fühlte ich gar wohl, daß ich hier viel Feinde hatte, und wollte mich nicht muthwillig in die Gefahr ſtürzen. Hätte ich aber dies vermuthen können, oder die Citation nur gekannt, ſo wäre ich doch auch erſchienen.“

Dieſe offene Antwort veranlaßte ein Murren und Getöſe in der Verſammlung, das eben die Wahrheit des Geſagten beſtättigte. Der Kanzler von Paris, Johann Gerſon, der ganz vorzüglich auf eine Reformation und deshalb anzuſtellende Verſammlung gedrungen hatte, und Hieronymus gar wohl in Paris als einen rüſtigen und beredten Streiter gekannt, darum

aber

aber ihn keinesweges lieb gewonnen hatte, warf dem Hieronymus vor, er habe sich, als er in Paris gewesen, seiner Beredsamkeit wegen für einen Engel gehalten, und die Universität durch irrige Schlüsse, falsche Folgerungen und allerlei Aergerniß beunruhigt. Hieronymus erwiederte: „Was ich damals behauptete, behauptete ich als Philosoph und Magister. Ist aber darunter etwas, was ich nicht hätte behaupten sollen, so thut mir das Irrige dar, und gern will ich es verbessern und mich belehren lassen.“ Es waren besonders von Wicliff vorgetragene Sätze, deren Wahrheit allerdings nur in einem solchen Zeitalter, und jedem, das ihm gleicht, bezweifelt oder verkannt werden konnte. Natürlich waren alle mit Gerson darüber einverstanden, nur daß ein Kölner, der ihm dasselbe vorwarf, auf Hieronymus Nachfrage, wegen Schwäche des Gedächtnisses und angebohrner Blödsinnigkeit, weder Beispiel noch Beweis liefern konnte, sondern sich darauf bezog, es würde ihm schon nachher nachgewiesen werden. Ein Beispiel konnte ein Heidelberger wenigstens für diese Beschuldigung anführen, wiewohl

wohl auch er das Irrige nicht darthun konnte. „In Heidelberg, sprach er, stelltest du die Dreieinigkeit unter einem Bilde vor, und verglichst sie mit Wasser, Schnee und Eis.“ Hieronymus, der für diese bildliche Bezeichnung einer einigen Einheit seine Gründe haben mochte, erwiederte unerschrocken: „Das will ich auch jezt noch schreiben und mahlen. Beweise mir nur das Irrige, und ich widerrufe es.“ Dem Pöbel war so etwas unerhört, und er tobte und schrie: Zum Feuer mit ihm! zum Feuer! Gegen diese Raserei einer befangenen Menge stach Hieronymus milde Antwort; „Wenn euch mein Tod gefällt, in Gottes Namen!“ so herrlich ab, daß man nichts treffender und kräftiger sagen kann. Nur Einer wird angeführt, der den Vorwurf dieser Worte vermuthlich fühlte, und erwiederte: „Nicht also, Hieronymus! denn es steht geschrieben: Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe!“ Und vermuthlich deshalb wurde Hieronymus wieder den Soldaten übergeben und ins Gefäng-

fängniß zurückgeführt, damit er hier sich zu bekehren Muße und Gelegenheit hätte.

Einige Freunde scheinen dies nicht gemeint zu haben. So soll ein Verwandter Hussens so keck gewesen seyn, ihn durch das Fenster zu ermahnen, er möge ja der Wahrheit getreu bleiben. Kaum konnte er Hieronymus Antwort: „Ich fürchte den Tod nicht. Jezt lasset einmal sehen, was Wahrheit wirkt," vernehmen; denn man erinnerte ihn etwas unsanft, daß dergleichen Ermahnungen für jezt unstatthaft seien. Fast noch übler bekam es einem gewissen Vitus, den man ohne weiteres verhaftete. Der Erzbischof von Riga, Johann von Wallenrodt, erhielt davon Nachricht, und traf sogleich die nöthigen Veranstaltungen, um solche vorlaute Stöhrungen der Bekehrung des Hieronymus zu verhüten. Er ließ ihn heimlich im St. Paulskloster in einen Thurm werfen, und an einen Klotz, die Hände an den Hals gefesselt, schließen, weil er doch die Hände höchstens als sinnliche Begleiter eines herzlichen Gebets hätte brauchen können. Eben so suchte

er

er ihn auch dadurch vor den Folgen gereizter Simlichkeit zu verwahren, daß er ihm die einfachsten Nahrungsmittel, Wasser und Brod, vorsetzen ließ. Dies alles wurde so geheim gehalten, daß zwölf Tage niemand auch das geringste davon wußte. Peter erfuhr es endlich, und sendete ihm durch den Kerkerknecht einige Speise. Allein Hieronymus war ohne allen Appetit, und erkrankte wirklich in diesem Loche so sehr, daß er einen Beichtvater verlangte, den man ihm aber versagte, wahrscheinlich, um diesen nicht durch die Nähe eines Ketzers verunreinen zu lassen, so wie ehedem auch kein Priester ein Todtenhaus hatte besuchen dürfen. Indeß hatte der Erzbischof auch Vitus zu sich rufen lassen, und ihn darüber zu Rede gesetzt, daß er es gewagt, mit seinem Freunde Hieronymus zu reden. Diese Verwegenheit hätte man gewiß nachdrücklich geahndet, wenn man nicht gefunden hätte, daß er ein Freund des von Chlum war, der als ein vorzüglicher Beschützer Hussens bekannt ist, und doch in einigem Ansehen stehen mußte. Man entließ ihn deshalb mit dem Bedeuten, er möchte fortan das Concilium

eilium nicht ſtören, noch behelligen. Dies wäre allerdings unter den damaligen Umſtänden eine gewiſſermaßen verlorne Mühe geweſen, die höchſtens den Gang der Sache etwas verzögert, keineswegs aber gehemmt hätte, da, wie man ſieht, alles ſo trefflich eingeleitet war. Hieronymus aber blieb nach wie vor in dem ſchmählichen Gefängniß.

---

## Sechſtes Kapitel.

Hieronymus war, wie wir geſehen, nicht lange nach Huſſens Verhaftnehmung in Koſtnitz angelangt. Der Letztere war in ein anderes Gefängniß gebracht worden, und wenn Hieronymus durch ſeine Ankunft Huſſens Gegner nur mehr erbitterte, ſo zog ſie auf der andern Seite ihm ſelbſt alle die Schmach zu, die wir ihn haben bis jezt erdulden ſehen. Wenn auch ſeine Entſchloſſenheit und Heftigkeit vorher nicht bekannt war, ſo zeigte ſie ſich doch hinlänge-

länglich durch seine Erscheinung bei dieser Gelegenheit, und der Parteigeist, wie die mit ihm verbundene sich selbst unbekannte Furcht mußte nothwendig suchen, einen so entschlossenen Gegner ausser Thätigkeit zu setzen; und was war dazu wohl passender, obgleich auch höchst ungerecht, als die gefängliche Verwahrung?

So benutzten denn auch Hussens Feinde die Ankunft des Hieronymus, um Huß verhaßt zu machen. So sehr auch die Böhmen seine Befreiung betrieben, so viel sie auch zum Erweis seiner Rechtgläubigkeit anführten, und sogar Geisseln zu stellen erbötig waren: so verwies man sie doch auf eine von dem Concilio anzustellende Untersuchung auf den 5. Junius 1415, wobei Huß die Freiheit haben sollte, sich nach Kräften zu vertheidigen. Aber auch dies war nur, so scheint es, eine Nothlüge, die man um so eher machen zu können glaubte, da es Kirchengesetz war, keinen Ketzer anzuhören. Dabei versuchte man auch noch allerlei Mittel, um ihn zu einem Widerruf zu vermögen, und zwar durch Abgeordnete. Huß war zu erhaben, als daß er solche niederträchtige Anmuthungen, wie

drin-

dringend und peinigend sie auch waren, nicht hätte zurückweisen sollen, und wiewohl er einzelne vorgelegte Fragen beantwortete, einzelne falsche Beschuldigungen niederschlug, so hoffte er doch seine Sache ganz nur vor dem Concilio auszufechten.

Der fünfte Junius erschien. Huß ward nach Kostnitz aus seinem Gefängniß in Gottleben geführt. Es schien alles darauf angelegt, ihn ungehört zu verdammen. Denn, bevor er erschien, las man schon die ausgezognen Ketzereien, die gegen ihn eingegeben waren, durch — man müßte denn etwa annehmen, daß die hier versammelten Schriftgelehrten sich etwas vorzubereiten gedacht hätten, was man aber von einer solchen Versammlung nicht leicht denken wird. — Doch, Kaiser Sigismund, der durch einen Hussiten Nachricht davon bekommen hatte, ließ sich die ketzerischen Artikel ausliefern, und befahl, Huß zu hören. Man reichte auch den versammelten Vätern einige Schriften Hussens ein, um durch die Vergleichung derselben mit den ausgehobenen Artikeln die Wahrheit auszumitteln.

Huß

Huß erſchien. Seine Schriften wurden ihm vorgezeigt, anerkannt, und nun begann man die Artikel vorzuleſen. Kaum einer war beendigt, als das unketzeriſche Geſindel einen Lärm erhob, der ſo groß war, daß Huß nicht gehört werden konnte. Was man noch hörte, behöhnte man ſchimpflich, und mithin gewährte dieſe Sitzung nicht das Schauſpiel einer ruhigen Unterſuchung, ſondern einer Rohheit und Gemeinheit, die nicht aus ſich ſelbſt zu einem Schluſſe heraustreten konnte. Es ward alſo der ſiebente Junius zu einer neuen Sitzung beſtimmt.

Hier erſchien auch der Kaiſer auf Bitten einiger Beſſern, um durch ſeine Gegenwart rohe Ausbrüche zu verhindern. Man legte Huſſen zwei Artikel vor, deren Entſtellung er durch Darlegung ſeiner Behauptung erwies. Indeß fehlte es den Verſammelten an der erforderlichen geiſtigen Kraft, um das, was er behauptete, beſtimmt zu faſſen, und man ſtellte ihm lieber Zeugen entgegen, deren Anſehn man über ſeine Gründe ſetzte, um doch etwas mindeſtens herauszubringen, wäre es auch nur,

wie es sich denn wirklich so verhalten mußte, ausserwesentlich und zur Sache selbst nicht gehörig. Eben so warf man ihm seine Anhänglichkeit an Wicliff vor, und wenn er gleich betheuerte, er billige keinesweges alles, was jener behauptete, wenn er gleich bei Erwähnung einiger Behauptungen mit frommer Innigkeit und andächtiger Rührung Wicliffs gedachte: so konnten doch diese Unheiligen nur grinsend spotten. Die Gründe, welche er für sein Betragen bei der oben erzählten Angelegenheit der Universität anführte, wurden zwar gehört, aber die enge Persönlichkeit eines gewissen Naso, der sich über ihn beschwerte, schien doch noch mehr zu gelten, als das günstige Zeugniß eines Augenzeugen, Albert Warentrop. Und so ward auch diese Sitzung aufgehoben, und Huß dem berühmten Kerkermeister des Hieronymus, dem Erzbischof von Riga, übergeben. Zuvor aber rief man ihn noch einmal zurück, und der Kaiser selbst rieth ihm, nichts hartnäckig zu behaupten — als ob die Kraft der Wahrheit, welche über Hussens Eigenthümlichkeit bestimmte, etwas so willkührlich anzunehmendes oder ab-

abzulegendes wäre, wie ein Kleid. — Er selbst werde, im Fall er dieses unterließe, die Sache so vermitteln, daß er zufrieden seyn dürfte; im entgegengesetzten Falle wolle er lieber selbst den Holzstoß anzünden, als ihn länger ertragen. Huß dankte für den Geleitsbrief, und versprach zu widerrufen, wenn man ihm etwas Besseres, als was er behauptet, vorlegen würde.

In der dritten Sitzung las man ihm wieder Beschuldigungen vor. Seine Gründe hörte oder faßte man auch diesmal nicht. Man schlug ihm vor, zu widerrufen. Wie konnte er das? Dennoch schalt man ihn einen verhärteten Ketzer, und der Kardinal von Cambrai rühmte noch die Milde seiner Gegner, die bei weitem nicht alle seine Ketzereien berührt hätten. Diese Unterredung hatte den ohnehin schon durch Bluthusten geschwächten Huß fast ganz erschöpft, und er bedurfte der milden Tröstungen des braven Chium sehr, als er in den Kerker zurückgeführt ward.

Der Kaiser drang nach seiner Entfernung darauf, daß er widerriefe oder verbrannt würde, und daß überhaupt seine Anhänger und Freunde, besonders aber Hieronymus, unterdrückt werden müßten. Der Kardinal, Johann von Brogni, oder ein anderer Johann, Kardinal, der ihm nicht abgeneigt war, sendete ihm ein Widerrufungsformular zu, mit freundschaftlichen Bedeutungen, die zwar gut gemeint und klug seyn mochten, aber darum noch nicht annehmbar für Huß, dem das Beharren auf erkannter Wahrheit über alles ging. So sehr man ihn auch von allen Seiten drängte, um ihn zum Widerruf zu bewegen, blieb er fest und unerschütterlich, und erwartete standhaft den Tod, der ihn, wie Hieronymus, erwartete. Seine um diese Zeit nach Prag geschriebenen Briefe sind ein schönes Denkmal seiner Festigkeit und Geduld, womit er dem Tode entgegen sahe. Die Ermahnung, alles für falsch Erkannte in seinen Lehren zu verwerfen, beweist mehr als alles seine ächte Menschlichkeit, welche ihn trieb, sich selbst und seine ganze Persönlichkeit dem Höhern unterzuordnen.

Auch

Auch die schadenfrohe Hastigkeit, mit welcher de Caussis, sein vorzüglichster Gegner, den Wache Haltenden sagte: Wills Gott! werden wir in Kurzem diesen Ketzer verbrennen, der mir so viel Gulden gekostet hat, erschütterte ihn eben so wenig, als die am 24. Junius beschlossene Verbrennung seiner Schriften.

Endlich schickte man ihm auch den lange gewünschten Beichtvater zu, einen milden, aber doch weit unter Hussens Trefflichkeit stehenden Mann; und nun wies er auch die am 1. Julius Abgesendeten zurück, die ihm nochmals den Weg des Widerrufs vorschlugen. „Ich widerrufe, so schrieb er, weder die mir fälschlich beigelegten Artikel; denn ich habe sie nie gelehrt, noch behauptet, noch die aus meinen Schriften gezogenen; denn dies wäre gegen mein Gewissen.“

Am 5. Julius ließ sogar der Kaiser den letzten vergeblichen Versuch anstellen. Hussens wackrer Freund Chlum, der dies mit angehört hatte, war weich geworden durch den Drang

der Umstände. Aber mit der schönsten Hingebung an den geliebten Freund sprach er: „Ich bin nur ein unwissenschaftlicher Mensch, und kann dir deshalb nicht rathen. Doch bitte ich dich, wofern du dich eines Irrthums schuldig fühlst, des Widerrufs dich nicht zu schämen. Fühlst du dich aber unschuldig, so ertrage eher alle Leiden, als daß du gegen deine bessern Einsichten der Wahrheit entsagtest.“ Innig bis zu Thränen gerührt, schwur Huß, er wolle widerrufen, wenn man ihn nur aus der Schrift überzeugte. —

## Siebentes Kapitel.

Tages darauf holte ihn der Erzbischof von Riga aus dem Kerker ab, um ihn vor die Versammlung zu stellen, die sehr zahlreich und glänzend war. Er ward mit Priesterkleidern angezogen, und mußte eine Predigt mit anhören, die den Kaiser ermahnte, ihn als einen hartnäckigen Ketzer zu vernichten. Nun ward bei Bannstrafe Jedem Stillschweigen auferlegt, Wicliffs vorgelesene Artikel wurden verdammt. Auch die Hussischen wurden zum Theil vorgelesen; doch durfte er, trotz allen Bitten, nicht auf jeden einzelnen antworten, wiewohl diese Unbilligkeit offenbar darauf ausging, durch die Menge sein Gedächtniß zu bestürmen und zu schwächen. Als er nach den Urhebern der gemeinsten Lügen und elendesten Nichtswürdigkeiten, deren man ihn bezüchtigte, fragte, nannte man sie ihm nicht. Die darauf vorgelesene Verdammungsacte seiner Schriften und das Absetzungsurtel nannte er unbillig, und endlich bat er Gott, seinen Richtern und Anklä-

klägern zu verzeihen. So ward er denn entkleidet, nochmals mit der ekelhaften Anmuthung des Widerrufes beleidigt, geschoren, und mit einer Papiermütze den Teufeln übergeben und dem weltlichen Arm, der ihn zum Scheiterhaufen führte und verbrannte. Wir übergehen die einzelnen schon bekannten Vorfälle dieser Procession um so lieber, da sie jeden Leser gegen das feindliche Gesindel entrüsten müßten, womit wir uns weiterhin doch noch beschäftigen müssen, und wenden uns zu Hieronymus.

Schon im Monat Mai hatte man auch ihn nach Kostnitz zum Verhör gebracht, und jezt am 19. Julius nahm man ihn wieder vor. Das an seinem unglücklichen Freunde Huß aufgestellte Beispiel, meinte man, sollte kräftig auf ihn wirken, und ihn so niederwerfen und in Furcht jagen, daß er sich allem, was das Concilium verfügte, unterwerfen müßte. Die Thoren und Blödsinnigen wußten es nicht, daß eine nie versiegende, ewige Kraft still und geheimnißvoll die Welt durchwebt, die von ihrem

Wider-

Widerſtreben nie berührt werden kann, und daß nur der würdig iſt, der ſich mit Religion an ſie hingiebt. Hieronymus behauptete daſſelbe, was Huß behauptet hatte.

Indeß aber das Concilium ſeine Geſchäfte forttrieb, kam auch das wahre Gerücht von Huſſens, wie das bis jezt noch falſche von Hieronymus Tode nach Böhmen. Es kann nach dem bereits Erzählten eben nicht überraſchen, wenn man die heiligen Väter wahre Henkersknechte, und ihr Verfahren einen ganz Böhmen angehängten Schimpf nennen hört, wenn man Maasregeln nehmen ſieht, dies dieſer Verſammlung vernehmlich und einleuchtend zu machen. Dies geſchah in folgendem Briefe:

„Da nach göttlichem und menſchlichem
„Rechte jeder dem Andern das thun ſoll,
„was er von ihm verlangt, und das nicht
„thun, was er gegen ſich nicht gethan
„wünſcht: ſo haben wir, in Rückſicht auf
„dieſen göttlichen Grundſatz von der Liebe
„des Nächſten, es für thunlich gehalten,
„Euch

„Euch diesen Brief im Betreff des Johann „Huß, Baccalaureus der Gottesgelehr„samkeit und evangelischen Predigers, zu „schreiben. Indeß wissen wir nicht, von „welchem Geist geleitet ihr ihn auf dem „Kostnitzer Concilio verdammt, und als „hartnäckigen Ketzer eines so grausamen „und schimpflichen Todes habt sterben las„sen, ohne daß er etwas eingestanden ohne „daß er irgend eines Irrthums oder einer „Ketzerei überwiesen worden wäre, bloß „auf die falschen und nachtheiligen Rügen „seiner Hauptfeinde, die auch unser Kö„nigreich und Mähren anfeinden, und auf „Betreiben einiger Verräther; was un„serm christlichen Königreiche Böhmen, „Mähren und uns allen zu ewiger Schan„de gereicht. Wir haben dies schon „in einer Schrift an den Fürsten und „Herrn Sigismund bezeigt, welche Eu„rer Versammlung unstreitig mitgetheilt „worden ist. Dennoch erfahren wir, daß „Ihr ihn zu unserm großen Schimpf ver„brannt habt. Wir bekennen daher hier„durch

„durch mit Herz und Mund, daß Johann
„Huß ein braver, gerechter, katholiſcher
„Chriſt war, daß er mehrere Jahre unter
„uns mit tadelloſer Heiligkeit gewandelt;
„daß er in dieſer Zeit uns und unſern Un-
„terthanen das Evangelium und die Schrif-
„ten des alten und neuen Bundes erklärt
„hat nach der Auslegung der heiligen Kir-
„chenväter; daß er Schriften hinterlaſſen,
„worin er feſt jeden Irrthum und Ketzerei
„verabſcheut, gleichwie er auch uns ge-
„bot; wobei er uns unabläſſig zum Frie-
„den und zur Liebe ermahnte, und durch
„Wort und Beiſpiel leitete. Demnach
„können wir, trotz allen angeſtellten Un-
„terſuchungen, nicht begreifen, wie be-
„ſagter Johann Huß irgend einen Irr-
„thum oder Ketzerei hätte lehren und pre-
„digen, wie er durch Wort oder That ir-
„gend Jemanden unter uns, oder unſern
„Unterthanen, ein Aergerniß hätte geben
„können. Dagegen hat er fromm und
„ſanft gelebt, alle ermahnt zur Beobach-
„tung des Evangeliums und der Grund-

„ſätze

„sätze der heiligen Kirchenlehrer, um die „heilige Mutter Kirche und den Näch„sten zu erbauen. Ihr habt Euch nicht „genügen lassen, durch solche Unterneh„mungen uns, unser Königreich Böhmen, „und Mähren zu entehren; ja Ihr habt „unbarmherzig eingekerkert und vielleicht „schon umgebracht Magister Hieronymus „von Prag, diesen Milchstrom von Be„redsamkeit. Er war Magister in sieben „freien Künsten, ein geschickter Philo„soph; ihr habt ihn verdammt, ohne ihn „gesehen, oder überführt zu haben, bloß „auf die falsche Anklage seiner und unsrer „treulosen Rüger. Ausserdem haben wir „mit Schmerzen vernommen und aus Eu„ren eignen Schriften ermessen, daß ei„nige, Gott und Menschen verhaßte Ver„leumder, treulose Feinde Böhmens und „Mährens, Euch und Eurer Versamm„lung bösartig und fälschlicher Weise hin„terbracht, wie in besagtem Königreiche „sich mehrere Irrthümer verbreitet, die „uns und mehrere Gläubige angesteckt hät„ten,

„ten, ſo daß, wenn man nicht ſchleunige
„Gegenmittel anwendete, ein unerſetzlicher
„Verluſt für die Gläubigen zu befürchten
„ſtände. Wiewohl nun dieſe Anklagen
„gänzlich falſch ſind, ſo können wir ſie
„doch nicht anhören, ohne ſie zurück zu
„weiſen. Denn fürwahr hat das chriſt-
„liche Königreich Böhmen, und Mähren,
„durch Gottes Gnade von jeher, ſeit der
„Gründung des chriſtlichen Glaubens da-
„ſelbſt, ſtandhaft, ohne Vorwurf und
„Wechſel, der heiligen römiſchen Kirche
„angehangen, während die übrigen Kö-
„nigreiche gewankt, die Trennung genährt
„und die Gegenpäpſte begünſtigt haben.
„Jedermann weiß, mit wie viel Aufwand
„und Mühe man in den Herzen der Für-
„ſten und des Volks die Achtung vor der
„heiligen Mutter Kirche und ihren Hirten
„aufrecht gehalten; und Ihr ſelbſt, wo-
„fern Ihr die Wahrheit ſagen wollet, ſeid
„davon Zeugen geweſen. Um alſo, nach
„des heiligen Paulus Vorſchrift, einen
„guten Wandel vor Gott und Menſchen zu

„füh-

„führen, und damit wir nicht, aus Nach-
„lässigkeit den Ruf unsers Königreichs zu
„schützen, grausam gegen unsre Nächsten
„erfunden werden, thun wir Euch und al-
„len Christen hiemit in festem Vertrauen
„auf Jesum Christum, mit reinem Gewis-
„sen und rechtem Glauben zu wissen: daß,
„wer auch immer, er sei weß Standes,
„Ranges, Ansehens und Glaubens er
„wolle, gesagt und behauptet hat, oder
„noch sagt und behauptet, daß sich in Böh-
„men und Mähren verschiedene Irrthü-
„mer verbreitet, die uns und die Gläubi-
„gen unter unsern Unterthanen angesteckt,
„es auf seinen Kopf gelogen wie ein
„Schurke und Verräther, der allein ein
„höchst gefährlicher Ketzer, ein Sohn des
„Teufels, des Lügners und Mörders, ist.
„Doch nehmen wir hievon die Person un-
„sers durchlauchtigsten Fürsten und Herrn
„Sigismund aus, weil wir ihn für un-
„schuldig an diesen gegen uns ausgestreu-
„ten Verleumdungen halten. Für jezt
„überlassen wir Gott, dem die Rache zu-
„kommt,

„kommt, dies Unrecht zu bestrafen, mit „dem Vorbehalt, es weiter bei demjeni„gen zu erhärten, den Gott zum alleini„gen und unbestreitbaren Hirten seiner „Kirche erwählen wird, fest entschlossen, „mit Gottes Hülfe ihm Ehre und Gehor„sam zu leisten in allem, was erlaubt, „ehrbar und vernünftig ist. Doch ver„langen wir auch, daß man durch wirk„same Mittel dem Uebel Böhmens und „Mährens steuere. Denn trotz allem Vor„gefallenen sind wir bereit, bis aufs Blut „das Gesetz Christi und die treuen Predi„ger zu vertheidigen, die es mit Eifer, „Demuth und Standhaftigkeit verkündi„gen, ohne uns um etwanige Menschen„satzungen zu kümmern, so diesem Ent„schluß entgegen wären. Am 2. Sept. „1415.“.

Diesen Entschluß hatten sie in der That in einer gehaltenen Versammlung zu Prag gefaßt, und in einzelnen Punkten bestimmt. Doch schon jezt sann der brütende Ziska, der den

Schimpf

Schimpf einer durch einen Mönch geschändeten Schwester tief in seinem Innern empfand, auf schnellere und wirksamere Rache und Genugthuung, als sich auf dem eingeschlagenen Wege erwarten ließ. Zwar der Brief ward von Abgesandten übergeben, und der Geist der Entschlossenheit, den er athmete, mochte die heiligen Väter doch etwas beunruhigen; allein die Sache ging doch nach der gewöhnlichen Förmlichkeit, die auf diesem Concilio noch unförmlicher war, als sonst. So viel Selbstverleugnung war von dieser sich untrüglich glaubenden Masse nicht zu erwarten, daß sie die ihren Meinungen entgegengesetzten Lehren geprüft und als wahr anerkannt hätte; widerrufen mußte der Ketzer, ihnen alles opfern, das innere Leben der Ueberzeugung, oder sein Daseyn. Nach diesem höchst gottlosen Grundsatze handelten sie auch diesmal. —

## Achtes Kapitel.

Am elften September mußte also Hieronymus vor der Versammlung erscheinen. Hier wurde er von Bitten, Drohungen auf so vielfältige Weise bestürmt, daß er, ihrem Verlangen gemäß, sich unterwarf, und folgenden Widerruf eigenhändig schrieb, den er, wie wir nachher sehen werden, nicht ausgestellt haben würde, wäre er seiner nur mächtig geblieben. So wie man von Huß verlangte, er solle Wicliff abschwören, so verlangte man von Hieronymus, er solle Huß entsagen, und sein Todesurtheil bestättigen. Er schrieb:

„Ich, Hieronymus von Prag, Magi„ster der freien Künste, anerkenne die wah„re katholische Kirche, und den apostoli„schen Glauben, verwerfe alle Ketzerei, „besonders diejenige, deren ich bisher be„züchtigt worden bin, und welche vordem „gelehrt haben Wicliff und Huß in ihren „Schriften und Reden, wir Geistlichkeit

„und

„und Volk, weshalb denn auch sie mit ih-
„ren Lehrsätzen und Irrthümern von dieser
„heiligen Kirchenversammlung sind als Ke-
„tzer verdammt, und ihre vorbenannten
„Sätze abgeurtelt worden, besonders aber
„die in dem vom Concilio erlassenen
„Spruch ausgehobenen. Ich stimme aber
„bei der heiligen römischen Kirche, dem
„apostolischen Glauben und dieser Kirchen-
„versammlung, und bescheide mich mit
„Herz und Mund in allem, besonders aber
„in dem, was über die Schlüssel, die
„Sakramente, Orden, Kirchendienste
„Censuren, Ablaß, Rückbleibsel der Hei-
„ligen, kirchliche Freiheit, Gebräuche,
„und was zur christlichen Religion gehört,
„die römische Kirche, der apostolische Sitz,
„und die Kirchenversammlung bekennt be-
„sonders, daß viele der vorbenannten Sä-
„tze als ketzerisch anerkannt längst von den
„heiligen Vätern verworfen worden sind,
„einige sogar als gotteslästerlich, andre
„als irrig, ärgerlich fromme Ohren belei-
„digend, ja verwegen und aufrührerisch.

„Als

„Als solche sind denn auch die vorbenann-
„ten Lehrsätze von diesem Concilio neulich
„verdammt, und alle Katholischen bei
„Strafe des Bannes bedeutet worden,
„solche nicht zu lehren, zu predigen noch
„zu behaupten."

„Ferner: Da ich, um Wicliffs Mei-
„nung von den ewigen Urbildern, und wie
„in Einem Wesen von gemeinschaftlicher
„Art mehrere untergeordnete dieser Art
„hervorgebracht seien, zu vertheidigen,
„mich einiger Schulkünste bedienet, auch,
„zu erweisen, als sinnliches Beispiel einen
„Triangel, genannt Glaubensschild, ge-
„mahlt habe: so sage, erkläre und be-
„haupte ich um des irrigen und ärgerlichen
„Verständnisses willen, so Einige vielleicht
„daraus genommen haben könnten, daß
„ich gedachte Figur nicht in der Absicht ge-
„mahlt, noch Glaubensschild benannt ha-
„be, als wollte ich diese Meinung über
„die entgegengesetzte erheben, und als wäre
„es ein Glaubensschild, wie fern ohne sein

„Setzen kein Glaube, keine katholische
„Wahrheit könnte geschützt und vertheidigt
„werden; weshalb ich denn auch genann-
„ten Sätzen nicht hartnäckig anhängen,
„will. Vielmehr sagte ich es bloß, weil
„ich in dem Triangel ein Beispiel setzte,
„daß das göttliche Wesen drei, mit unter-
„gelegter Verschiedenheit, und jedes das-
„selbe sei, nämlich Vater, Sohn und hei-
„liger Geist, als welches das vorzügliche
„Glaubensschild und Grund der katholi-
„schen Wahrheit ist. Damit übrigens je-
„der wisse, aus welchen Gründen man
„mich für einen Anhänger und Gönner
„des Huß gehalten, so mache ich hiemit
„bekannt, daß, nachdem ich ihn vielmals
„in Predigten und Vorlesungen gehört,
„ich ihn für einen braven Mann hielt,
„welcher auf keine Weise den Ueberliefe-
„rungen der heiligen Mutter Kirche und
„ihrer Lehrer widerstrebte; ja, als mir
„neulich allhier von ihm verfaßte und von
„der Kirchenversammlung verdammte Sä-
„tze vorgezeigt wurden, so glaubte ich auf

„den

„den erſten Blick nicht, daß ſie ſein wä-
„ren, wenigſtens nicht in dieſer Geſtalt,
„und, als ich hierauf dies von einigen
„vortrefflichen Lehrern und Meiſtern der
„Schrift beſtättigen hörte, verlangte ich
„dennoch zu meiner völligen Ueberzeugung
„und Einſicht, daß man mir die Bücher
„von ſeiner Hand vorzeigte, in welchen
„die beſagten Sätze enthalten ſeyn ſollten.
„Als man ſie mir nun vorzeigte von ſeiner
„Hand geſchrieben, die ich wie meine eig-
„ne kenne, ſo fand ich, daß ſie ſo ver-
„dammt worden waren, wie ſie geſchrie-
„ben ſtanden. Deshalb begriff und be-
„greife ich gar wohl, wie er und ſeine
„Lehre mit allen Anhängern von der heili-
„gen Kirchenverſammlung als ketzeriſch
„und unſinnig ſei verdammt und verwor-
„fen worden. Solches alles ſage ich aus
„frei und unbedingt, indem ich jezt völlig
„und hinlänglich über das vom Concilio
„gefällte Urtheil gegen die Lehren Wicliffs
„und Huſſens und ihrer Anhänger unter-
„richtet bin, und mithin als andächtiger

„Katholik seinem Ausspruche in allem und
„durchaus demüthig beistimmte und an-
„hänge."

„Ferner: Ich Hieronymus, als ich
„vor einiger Zeit vor den ehrwürdigen Vä-
„tern, den Herren Kardinälen, Prälaten,
„Doctoren und andern ehrwürdigen Män-
„nern dieser Versammlung allhier freiwil-
„lig und offen meine Meinungen ausein-
„ander setzte, sprach auch unter andern
„von der Kirche, und nahm eine dreifache
„an. Wie ich nachher hörte, so hatten Ei-
„nige mich so verstanden, als wollte ich
„damit sagen, in der triumphirenden
„Kirche sei der Glaube, da ich doch fest
„glaube, daß daselbst ein Anschauen sei,
„welches jede räthselhafte Erkenntniß aus-
„schließt. Demnach behaupte ich nun, daß
„es niemals meine Meinung gewesen, den
„Glauben als Glauben derselben beizule-
„gen, sondern Kenntniß und Wissen, das
„den Glauben vertrete und übertreffe.
„Ueberhaupt unterwerfe ich, was ich da-
„mals

„mals und vorher gesagt, demüthig die-
„sem Kostnitzer Concilio.“

„Uebrigens schwöre ich bei der heiligen
„Dreieinigkeit und diesem heiligen Evan-
„gelio, daß ich in der Wahrheit der ka-
„tholischen Kirche immer und ohne Zwei-
„fel verharren, und alle, die mit ihren
„Sätzen dagegen streiten, als ewigen
„Bannes würdig achten will. Wofern
„ich aber selbst, was Gott verhüte, et-
„was dagegen zu denken oder zu predigen,
„mich unterfangen sollte, so will ich mich
„der Strenge der Kirchensatzungen und
„ewiger Strafe würdig halten. Dies
„Bekenntniß überreiche ich freiwillig dem
„Concilio, und unterschreibe mich eigen-
„händig.“

Rechtfertigen läßt sich dieser Widerruf kei-
neswegeS. Er verräth mindestens eine Schwä-
che des Hieronymus, die man hoffentlich nicht
durch jammervolle Klagen über die Schwäche
der Menschen überhaupt wird von ihm abwen-
den

den können. Es sei, daß er den Tod gefürchtet, daß man auf ihn eingestürmt von allen Seiten: wird dadurch, was er that, ungeschehen? und ging, was geschah, nicht eben aus einer Schwäche hervor, welche eben in der Unangemessenheit und dem Mißverhältniß seines Denkens und Handelns bestand? Bemühen wir uns also nicht, ihn zu entschuldigen, bedauern wir ihn vielmehr deshalb, und ehren wir andächtig den Sieg, den die Wahrheit doch späterhin über ihn davon trug. Wollte man ihn aber vertheidigen, so rufe man sich nur des wackern Huß Beispiel zurück, der unter gleichen Verhältnissen sich und seiner Ueberzeugung unverbrüchlich treu blieb, und nur unter der Bedingung zu widerrufen erbötig war, wenn man ihn seines Irrthums überwiese. Oder will man etwa diese unerschütterliche Festigkeit, diese sein Leben ausmachende Ueberzeugung, mit den heiligen Vätern für Hartnäckigkeit erklären? So wird man auch eben diesen Vätern beistimmen müssen, welche in derselben Sitzung, in welcher Hieronymus widerrief, eine Verordnung ergehen ließen, des

Inhalts: daß Huß durch seine Hartnäckigkeit und als Ketzer sich jedes Schutzes unwürdig gemacht, daß man ihm deswegen kein Versprechen zu halten genöthigt sei, daß deshalb jedermann sich mißbilligender Urtheile über das Verfahren des Conciliums und des Kaisers enthalten möge. Zu bezweifeln ist keinesweges, daß die allgemeine Entrüstung über dies Verfahren, wie es sich besonders zuerst unter den Böhmen ausgesprochen hatte, ein solches Decret nöthig machte. Aber eben so augenscheinlich ist die Lächerlichkeit desselben, wenn man, wie man muß, von den Umständen, unter welchen es gegeben wurde, absieht. Daß Huß Ketzer war, sollte eben erst erwiesen worden seyn, konnte aber auf die oben dargestellte Weise wenigstens nicht erwiesen werden.

Ferner mochte es immerhin eine Satzung seyn, daß man nicht gehalten sei, einem Ketzer Treu und Glauben zu leisten, der Grundsatz bleibt nichts desto weniger nichtswürdig und falsch. Als ob es beim Handeln nicht einzig darauf ankäme, daß es recht und ächt sei, und

als ob die Beziehung deſſelben auf dieſen oder jenen, der doch eben auch dem Höhern untergeordnet ſeyn muß und iſt, eine unrechte und nichtswürdige Handlung rechtfertigen könnte.

Wie lächerlich iſt endlich dies Anbefehlen, ſich von der Rechtlichkeit und Güte des Verfahrens des Conciliums überzeugt zu halten, da doch jeder einzelne Punkt in dieſem Verfahren gerade auf das Gegentheil führt. Daß der Papſt und die Seinigen den menſchlichen Geiſt für ein Ding hielten, das man eben ſo handhaben könne, wie ein anderes Ding, war allerdings in ihrem ganzen Denken und Handeln ein ſehr folgerechter, und, bei der damaligen Geſunkenheit des Zeitalters, einträglicher und unentbehrlicher Satz. Allein die einzelnen geſunden Blicke der Beſſern, die, wie Blitze, durch die finſtre Nacht zuckten, bewieſen ſchon, daß dieſer Grundſatz eine höchſt zeitliche, beſchränkte und vergängliche Gewißheit habe, die alsbald verſchwinden mußte, ſobald der menſchliche Geiſt ſich ſelbſt er-

erkannt, gefühlt hätte, und diesem gemäß zu wirken begönne.

Dieser Widerruf setzte für's erste Hieronymus noch nicht auf freien Fuß. Er ward in das Gefängniß zurückgeführt, obwohl etwas minder streng bewacht, als bisher, wo er, wie Huß, mit Kränklichkeit zu kämpfen gehabt, da er doch fast ein ganzes Jahr gesessen hatte.

## Neuntes Kapitel.

Ob man neue Klagen erwartete, oder ob man nur erst sich berathschlagte über den ausgestellten Widerruf, und also Hieronymus aus einem oder dem andern Grunde noch nicht in Freiheit setzte, ist nicht genau zu bestimmen. Daß er indeß an Stephan Palecz und Michael de Caussis sehr heftige Widersacher hatte, ist gewiß, und man kann diesen gewiß nicht Unrecht thun, wenn man den Fortgang der Sache ihrer unreinen Ketzermacherei und Inquisitorwuth zuschreibt.

Denn Karmelitermönche waren es — und wie tauglich die Mönche von jeher waren, wenn es galt, irgend eine Persönlichkeit auf Kosten des Ganzen durchzusetzen, ist bekannt — die Hieronymus über neu eingereichte Beschwerden verhört wissen wollten, obwohl nach der vorhergegangenen Erklärung mehrere billig Denkende ein neues Verhör ungerecht finden mußten. Indessen mußten diese Männer gar bald zurücktre-

treten, wenn sie nicht dem alles verzehrenden Ketzereifer anheim fallen, und eine Beute der ränkevollsten Niederträchtigkeit werden wollten. Denn wirklich ging die Unverschämtheit der Gegner so weit, daß ein gewisser Naso, der bereits oben einmal erwähnt worden ist, sich als Sprecher aufwarf, und sich sehr zu wundern vorgab, wie die heiligen Väter einen so argen Ketzer vertheidigen könnten, der in Böhmen so viel Unheil gestiftet, und noch mehr stiften könnte. Ja, er sagte frei heraus, er fürchte, sie seien von den Ketzern, oder von dem Könige von Böhmen bestochen. Diese verworfene Schamlosigkeit gehört in die Klasse der Gemeinheiten, welche durch ihre erstickende Gewalt die Aeusserung eines zärtern Gefühls überwältigen, und zurücktreiben, als eine Wegwerfung und Verunreinigung des Heiligsten. Die schönsten Gemüther pflegen auf diesen Punkt am ehesten zu verstummen.

So wurden denn also auch hier neue Kommissarien ernannt zur Untersuchung der Sache, unter denen sich besonders auch Gerson auszeichnete.

nete. Man begann damit, den Widerruf des Hieronymus verdächtig zu machen, indem man eine tiefsinnig seyn sollende Untersuchung über die Widerrufungen in Glaubenssachen anstellte, und in dieser nothwendig Grundsätze fand, wie man sie eben bei dieser Gelegenheit als allein brauchbar wünschen mußte. Zu verwundern ist es immer, wenn man die persönliche Feindschaft gegen Hieronymus abrechnet, wie man auf ihn so eindringen konnte, da doch die damals über eine Kirchenverbesserung gehaltenen Reden zum Theil so freimüthig und heftig sind, daß sie den Aeusserungen dieses und andrer sogenannten Ketzer um nichts nachstanden. So hielt zu Ende dieses Jahres ein Augustinermönch eine Rede, worin er klagte, daß Stolz, Eitelkeit, Eigennutz und Habsucht, Ueppigkeit, Schwelgerei, Trunkenheit, Weichlichkeit und Müssiggang, Neid und Zwietracht unter den Geistlichen herrsche, was alles von den Schleifwegen, auf welchen man zu kirchlichen Aemtern gelange, herrühre. Die großen Diebe auf dem Concilio zu Kostnitz, sagte er, die Aemterverkäufer henken die kleinen. Indeß vergaß er auch nicht den lobens-

lobenswerthen Eifer des Markgrafen zu Meiſſen und Günther von Schwarzburg zu preiſen, die in ihrem Bezirk ein paar Hundert Ketzer hatten verbrennen laſſen. Außerdem ſchien auch die in Böhmen keinesweges unterbrochene Gährung, die ſelbſt die Abgeſandten nicht ſchonte, einige Klugheit und Mäßigung zu fordern. Ein Schreiben ganz ähnlichen Inhalts mit dem, was der böhmiſche Adel über Huß hatte ergehen laſſen, ging auch über Hieronymus ein. Doch man faßte dies alles ſo auf, daß man nicht die Beſchwerden berückſichtigte, ſondern die Rechtgläubigkeit der Kläger als zweifelhaft anſahe, und ſie deshalb vor ein preiswürdiges Concilium beſchied. Dies geſchah am 24. Februar 1416 durch folgende Schrift:

„Wir zweifeln nicht, daß die ganze „chriſtliche Welt ſowohl aus den vorher ge„haltenen Kirchenverſammlungen, als auch „der jetzigen wiſſe: daß beſonders in dieſen „letzten Zeiten der Satan einige Ketzer oder „Diener der Verdammniß gegen das ganze „kirchliche Gebäude erregt hat, die ſich be-

„mü-

„mühen, den katholischen Glauben, die „Gesetze und Gebräuche der heiligen Väter, „die bisher unverbrüchlich von den Katho„lischen beobachtet worden sind, zu ver„nichten, unter andern auch Johann Wi„cliff und Johann Huß, wie sich aus ihren „Schriften und Werken ergiebt. Sie „maßen sich keck die Lehrerwürde an, wol„len unter dem Volke für neue Gesetzgeber „und Meister gelten, und haben sich da„durch in ausschweifende und verdammli„che Irrsale gestürzt, mit Verachtung der „gesunden Lehre, und der Ueberlieferungen „der heiligen Väter, so daß die meisten „unter ihnen Anhänger des Satans sind, „der, als er sich über alles erheben wollte, „was im Himmel angebetet wird, in den „Abgrund der Hölle gestürzt wurde, und „nicht unterläßt, die Menschen in die Ver„dammniß hinab zu ziehen. So haben sich „auch diese, indem sie sich und ihre Ueber„lieferungen über die heilige Gesetzgebung „der streitenden Kirche erheben wollten, „mehrere zugesellt, sogar Priester, welche,

„nach

„nach dem Beiſpiel des Galiläers Theu-
„das, ſich für neue Geſetzgeber ausgaben,
„und ſo die Menge anzogen. Noch
„mehr aber zu verwundern iſt, daß die
„Zahl der Anhänger ſolcher Ketzer ſich im-
„mer mehrt, wie wir es leider nur zu gut
„durch Erzählung, und öffentliche Aeuße-
„rungen beſonders in Böhmen und Mäh-
„ren wiſſen. Darunter ſind ſogar Stan-
„desperſonen, welche ſich, um Johann
„Huß und ſeine Irrthümer aufrecht zu
„halten, verbunden haben, Unrecht auf
„Unrecht häufen, und, nicht zufrieden mit
„Läſterungen und abergläubiſchen Erdich-
„tungen, auch noch Schmähſchriften, mit
„ihren Siegeln verſehen, erlaſſen, worin
„ſie ſich bemühen, Johann Huß zu vertei-
„digen und zu erheben, wiewohl er durch
„ein gerechtes Gottesgericht und unſern
„geheiligten Spruch verbrannt worden.
„Sie ſind ſo verwegen, dieſe abſcheulichen
„Ketzereien bis aufs Blut vertheidigen zu
„wollen und ihre Günſtlinge zu unterſtü-
„tzen, und gleichſam als wollten ſie durch

„dieſe

„dieſe ungeheure Verwirrung der Welt
„ein Schauſpiel geben, ſind ſie keck genug
„geweſen, uns giftige und lügenhafte
„Briefe zu ſchreiben. Gerührt, wie eine
„zärtliche Mutter von dem Untergange ſo
„vieler Unglücklichen, deren Augen der
„Teufel verblendet hat, haben wir nichts
„unterlaſſen, ſie von dieſer teufliſchen
„Hartnäckigkeit abzubringen, und von die-
„ſer Wuth zu heilen, indem wir ihnen
„ſchrieben, ſie zu bekehren. Geſandte
„ſchickten, und aus Schonung für ſie (?)
„Verſtellung (?), Schmeicheleien und eine
„Geduld anwendeten, die vielleicht zu weit
„ging. Doch leider haben alle dieſe Mit-
„tel nur zu ihrem Untergange gedient;
„ſie verſagen allen Gehorſam, wollen die
„heilſamen Lehren der Kirche nicht hören,
„und anſtatt die Friedens- und Wahrheits-
„vorſchläge, die ihnen gethan werden, zu
„benutzen, empören ſie ſich gegen die recht-
„gläubige Kirche, und beharren in ihrer
„Bosheit. Deshalb haben wir beſchloſſen,
„uns mit Hülfe der Dreieinigkeit ſtandhaft

„die-

„dieſer verdammlichen Lehre zu widerſetzen,
„und gegen dieſe Sectirer und Lobredner
„des Johann Huß zu verfahren, aus
„Furcht wir möchten den Unwillen des
„Allerhöchſten verwirken, wenn wir ſo
„großes Uebel geſchehen ließen, wie der
„Oberprieſter Heli, den, wiewohl er ein
„redlicher Mann war, doch die göttliche
„Rache traf, weil er die Sünden ſeiner
„Kinder nicht züchtigte, und der deswe-
„gen mit ihnen umkam. Deshalb wollen
„wir gegen ſie nach königlicher Art ver-
„fahren, und, da wir nach glaubwürdi-
„gem Zeugniß in Erfahrung gebracht, daß
„Czenkon von Wartemberg, erſter Burg-
„graf von Prag, Laczkon von Krauwarz,
„und die übrigen, die beſagten Brief un-
„terzeichnet, öffentlich berüchtigt, und im
„Glauben verdächtig, auch daß man ſie
„nicht mit Sicherheit in ihren Wohnun-
„gen aufſuchen kann, ſo laden wir ſie un-
„vermeidlich durch gegenwärtiges Edikt
„vor, welches öffentlich an alle Koſtnitzer
„Kirchthüren angeſchlagen werden ſoll.“

Diese Vorladung, aus welcher man sieht, daß es den Böhmen wirklich Ernst war um ihren Entschluß, giebt im Kurzen ein deutliches Beispiel der Methode, und aller einzelnen Abstufungen derselben, nach welcher die Stellvertreter der Kirche gegen angebliche Auswürflinge verfuhren. Eine ziemlich derbe Anmaßung, gegründet auf die Ueberzeugung von ihrer Untrüglichkeit, ein vorgeblicher frommer Schmerz über das einreissende Verderben, ein Schaafsfell über eine Wolfsnatur, die sich besonders in dem gebieterischsten Befehle ausspricht, wogegen kein Widerspruch statt findet, es wäre denn der, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen, — dies, was meist alle Verordnungen charakterisirt, findet sich auch hier in einer fruchtbaren und gedrängten Kürze wieder.

## Zehntes Kapitel.

Indem diese und andere Angelegenheiten die versammelten Kirchenlehrer beschäftigten, versäumte man nicht, die Sache des Hieronymus, der mit unter die Hauptketzer gerechnet wurde, zu betreiben, und der 27. April war hauptsächlich dazu bestimmt.

Das Zurücktreten der Bessern veranlaßte zu einer Wahl neuer Kommissarien. Ein teutscher Doctor und der Titularpatriarch von Konstantinopel schienen die tauglichsten zu seyn; denn der letztere war als einer der heftigsten Feinde des Huß und Hieronymus bekannt. Dies mochte Hieronymus wohl wissen, und dies sowohl als die neue Umständlichkeit, welcher er durch seinen Widerruf entgehen zu können gehofft hatte, mochten ihn wohl so erbittern, daß er diese Kommissarien verwarf, und vor andern Richtern gehört zu werden verlangte. Für jezt gestand man ihm dies noch nicht zu, indem die ganze Sitzung gehalten wurde,

ohne daß er gegenwärtig war. Die Klagpunkte und Antworten wurden von einem Minoriten, Johann von Rocha, vorgelesen.

Zuvörderst war seine Liebe zu Wicliff ein Verbrechen. Seine Schriften hatte er verbreitet und empfohlen, seine Lehren bei öffentlichen Disputationen vertheidigt, unbekümmert, ob der Papst und die Kirche sie verdammt hatten. Auf diese Anklage hatte er erwiedert, daß, wiewohl er Wicliffs Schriften liebe, er doch nicht alle kenne, daß er auch in denen, die er gelesen, nicht alles unbedingt für wahr halte, was übrigens ganz allein Wicliff zu verantworten habe. Die Lüge, daß er eben dieser Anhänglichkeit wegen aus Ungarn verjagt worden sei, hatte er widerlegt. Denn der König von Böhmen hatte ihn, um ihn vor dem Prager Erzbischofe zu schützen, einem andern Erzbischofe übergeben, der ihn sehr menschlich behandelt hatte, und endlich auch auf weiteres Aufsuchen frei gelassen. Aus Wien sei er allerdings entflohen, weil es ganz recht gewesen, einer ungerechten Gefangenschaft sich zu entziehen. Daß

er

er bei öffentlichen gelehrten Streitübungen Sätze aus Wicliff vorgelegt, war mehr geschehen, um den Geist freier Untersuchung zu wecken und zu üben, als Irrthümer zu verbreiten, um so mehr, da er nicht alle Wicliff zugeschriebene Lehrsätze für ächt gehalten.

Hieronymus hatte, wiewohl mit dem Bann belegt, doch das Abendmahl genossen. Auch dies war ihm vorgehalten worden. Der Bannspruch des Papstes konnte ihm, nach seinen Grundsätzen, allerdings keine so furchtbare Kraft scheinen, als dem rohen, abergläubischen, an Herkömmlichkeit gebundenen Haufen. Dennoch hatte er um Aufhebung desselben gebeten, und in der Hoffnung, sie zu erhalten, communicirt. Daß er übrigens gegen den Papst gesprochen, leugnete er nicht. So hätte man auch mancherlei Vorfälle seines Lebens, das, bei seinem feurigen Geiste und beständigen Umherwandern, nothwendig reich an ungewöhnlichen Ereignissen seyn mußte, mit gewissen nachtheiligen Wendungen, die sich meistens auf Religion und Kirche bezogen, erzählt.

Es war ihm vorgehalten worden, daß er sein Leben vertheidigt mit dem Degen in der Faust, als der Versuch, zwei streitende Partheien zu vereinigen, die eine gegen ihn so entrüstet hatte, daß sie gewaffnet auf ihn eindrangen. Einem Dominikaner hatte er seine Unart gegen Edelleute vorgehalten, und als dieser ihn noch dazu beleidigt, mit einer Ohrfeige abgefertigt. Einen andern hatte er derb ausgeprügelt, weil er gegen ihn Mehrere aufgehetzt hatte, deren Gewalt Hieronymus mit Gewalt hatte vertreiben müssen. Daß diese unthätige und nur der Ueppigkeit fröhnende Menschenklasse dem freien und strebenden Gemüthe des Hieronymus nichtswürdig erscheinen mußte, und daß er mithin alle ihre pöbelhaften Anmaßungen gewaltsam zurückwies, war natürlich.

Eine gute Handlung selbst kann und muß in verkehrten Gemüthern eine andere Gestalt gewinnen. Dies zeigte sich auch hier. Hieronymus hatte einen verdienten Mann, Peter von Valencia, sehr thätig unterstützt. Dieser hatte das Unglück, oder Glück, dem Shyuko, den wir

wir oben ſchon kennen gelernt haben, zu miß-
fallen, und von ihm aus der Kirche geſtoßen zu
werden. Dies hatte Hieronymus nicht berück-
ſichtigt, ſondern nur ſein Verdienſt und ſeine
Bedürftigkeit. Und doch konnte ihm das die
Kirche als ein verwerfliches Betragen vorhal-
ten. Eben ſo hatte er nicht geleugnet, daß er
in Huß den braven und würdigen Mann und
Lehrer geachtet und vertheidigt. Man nennte
dies aber hier Komödiantenmanier; mit wel-
chem Rechte, iſt leicht zu erachten. Auſſerdem
hatte Hieronymus auch mehrere offenbare Lü-
gen zurückgewieſen, einige Sätze aber, die er
auf manchen Univerſitäten vorgetragen hatte,
wiewohl ſie nicht ganz mit ſeinen Worten an-
geführt worden waren, für ſolche, die einer
vernünftigen Deutung fähig wären, anerkannt.
Dahin gehörten zum Beiſpiel dieſe, daß, da
die menſchliche Seele aus Gedächtniß, Ver-
ſtand und Willen beſtehe, ſie ein vollkommnes
Bild der Dreieinigkeit ſei, wenn man nur da-
von abſähe, daß ſie endlich und geſchaffen ſei;
daß Gott nichts vernichten könne (indem er dies
gar nicht wollen könne); daß alles unter be-

dingter Nothwendigkeit erfolge, und andere, die freilich nicht von Kirchenversammlungen anerkannt, und zu glauben befohlen worden waren.

Diese Anklagen vermehrte man nun mit andern, die alle darauf hinaus kamen, daß Hieronymus erhaben war über alles, was nicht eine unbedingte Gewißheit hatte, und also vernünftig war, mochte es immerhin die Zeit und die Beschränktheit der Menschen geheiligt haben. Er hatte daher frei über die verworfene Geistlichkeit gescherzt. Die angebliche Untrüglichkeit der Kirche war ihm so lächerlich, daß er nothwendig die Verbindlichkeit, bei ihren Aussprüchen zu beruhen, als etwas Zufälliges ansehen mußte. Alles, was die Habsucht und der Stolz der Geistlichen als Mittel brauchte, immer mehr zu gewinnen, und ihr Ansehen unter dem Volke nur noch mehr zu begründen, erschien ihm in frohen Augenblicken als lächerlich; in ernstern als höchst verwerflich und abscheulich. Daher sein muthwilliger Scherz über Ablaßbriefchen, Heiligenüberbleibsel, der bei dem

Widerstande stumpfsinniger und unfreier Andächtler in einen zerschmetternden Ernst überging. Noch bezüchtigte man ihn der Schwelgerei in seinem Gefängniß, und schon jetzt zog man aus diesem allen den Schluß: Er sei ein abscheulicher Ketzer, den man fassen müsse lassen, kurz verhören, und den weltlichen Richtern übergeben.

So wenig hatte es ihm geholfen, daß er in einem Augenblick der Schwäche zu der Gemeinheit seiner mächtigen Gegner herabgesunken war und der Wahrheit, wie sich selbst, untreu geworden. So offenbar aber war auch der Verfolgungsgeist und die feindselige, gehässige Gesinnung der Kirchenversammlung, wenigstens derer, die bedeutenden Einfluß hatten, gleichviel auf welche Art, gegen ihn, daß selbst die Erfüllung dessen, was sie von ihm verlangt und gewünscht hatten, ihren Haß noch nicht sättigte! Vielmehr verwirrten sie seine Sache aufs neue, und zogen ihn in noch mehrere verfängliche Verhältnisse, um nur etwas an ihm zu finden, was vor den Augen der Welt mindestens

ſtens ihren ſchmählichen Partheigeiſt beſchönigte, wenn ſie ihn nur befriedigen konnten. Dies wird noch deutlicher aus dem Folgenden erhellen.

---

## Elftes Kapitel.

Hieronymus beſtand auf ſeinem Geſuch, öffentlich verhört zu werden, und ſo ward denn am 23. Mai eine Sitzung über ihn gehalten, in welcher ihm mehrere Artikel vorgeleſen wurden, die er zum Theil als ihm fremde verwarf, zum Theil mit Einſchränkungen zugab. Doch dieſe eine Sitzung war noch nicht hinreichend. Aufs neue verſammelten ſich die Väter am 26. Hieronymus legte auch hier nicht den verlangten Schwur ab, ſondern benützte die ihm, freilich aus böſen Zwecken ertheilte Erlaubniß zu ſprechen. Denn alle hofften was ſie wünſchten, ihn von dem Feuer ſeines Geiſtes auf Behauptungen und Aeußerungen hingetrieben zu ſehn, die

die gegen ihn gebraucht werden, und durch überraschende Neuheit und Wendungen den Pöbel gegen ihn entrüsten könnten.

Vorurtheilsfreie Männer bewunderten die Fülle und Kraft und Tiefe seiner Rede, die wie ein reissender Strom dahin stürzte, und aus wahrhaft prophetischer Begeisterung herfloß. Die Vorwelt bot ihm die häufigsten und treffendsten Beispiele weiser Männer dar, welche alle im Eifer für das Wahre und Gute erlagen; was Wunder, wenn auch er ein Opfer seiner Feinde wurde? Nun zeigte er, wie ungerecht man ihn behandle, da seine bereits schon einmal entschiedene Sache nochmals vorgenommen und neue Kommissarien ernannt worden seien. Um diese seine Feinde zu Schanden zu machen, erzählte er sein Leben, seinen Aufenthalt in Paris, Köln, Heidelberg, Prag, Wien, Ungarn, Rußland und Kostnitz, seine Vertheidigung der Rechte der Böhmen gemeinschaftlich mit Huß in Beziehung auf die Universität; er gedachte mit Schmerz und Vorwürfen des bittern Lohns. Endlich kam er auch auf

Huß.

Huß. Ihn zu retten, sei er nach Kostnitz gekommen; allein die ungünstige Lage der Sachen habe ihn genöthigt, sich zu entfernen und erst einen Geleitsbrief zu erbitten, den man ihm aber nicht ertheilt. So sei er dem entwichen, unterweges aufgefangen, an Händen und Füßen gebunden und nach Kostnitz wieder ausgeliefert worden. „Ja, rief er unerschrocken aus, ich muß mit Schaam meine Schwäche eingestehen; bloß die Furcht vor dem Feuertode ließ mich die gewissenlose Niederträchtigkeit begehen, die Lehre Wicliffs und Hussens zu verleugnen, und ihre Verdammung für rechtlich und wahr anzuerkennen. Aber Huß war ein frommer, keuscher, heiliger und gerechter Mann. Was er und Wicliff gegen Mißbräuche, gegen Hoffart der Prälaten geschrieben und gelehrt, halte ich bis an meinen Tod unwiderruflich, unverbrüchlich, wiewohl ich außerdem glaube, wie die wahre katholische Kirche glaubt." Keine Sünde beuge ihn so tief, als diese, einen so edlen Mann so verleugnet zu haben, und alles, was er über ihn und seine gesetzmäßige Verdammung gesagt, widerrufe und bereue er jetzt feierlich.

So

So hatten ja seine Feinde eben, was sie wünschten. Dies waren die unumstößlichsten Beweise seiner hartnäckigen Verstockung, die alle gegen ihn aufbrachten, und eben so reizten, wie die freien und nachtheiligen Aeußerungen über die Teutschen. Die Folge war, daß auch sein Gefängniß härter und schmerzlicher wurde, welches nur ein schleuniger Tod in den Flammen verkürzte.

Denn am 30. desselben Monats, am Sonntage nach Himmelfahrt versammelte man sich wieder. Er ward vorgeführt. Der Bischof von Lodi hielt eine Rede, die von einem milden Beginn im Allgemeinen zu der wildesten Gemeinheit gegen Hieronymus insbesondere überging. Er hielt ihm — man sollte kaum glauben, daß die Dummheit oder Heuchelei so weit gehen könnte, — die Schonung vor, womit man ihn als Ketzer behandelt, da er doch schlimmer sei, als die verrufensten aller Zeiten. Seine Flucht allein habe es nothwendig gemacht, ihn zu verhaften; ja man habe die Milde so weit getrieben, daß man Leute zu ihm gelassen,

lassen, die dies benützt hätten, um ihn für wahnwitzig zu halten und auszugeben, wogegen aber seine letzte zierliche und geordnete Rede der sicherste Beweis sei. Endlich sprach er sein Urtheil.

Hieronymus trat auf, und sprach mit gediegener Kraft gegen ihn und die Versammlung der Väter. Mit tiefergreifender und herzerschütternder Rührung lud er alle seine ungerechten Richter zur Rechenschaft vor den höchsten Richter binnen hundert Jahren, einem uralten durch mancherlei wunderbare Sagen verpflanzten Volksglauben gemäß, der allerdings einer hohen und erfreulichen Deutung fähig ist. Jezt war er so unerschütterlich, so Eins mit seinem vorgetragenen und vertheidigten Wahrheiten, daß keine Ermahnung zum Widerruf etwas fruchtete.

Er wurde nun für verlohren geachtet, und folgendes Urtel gegen ihn vorgelesen:

„Im Namen Gottes! Unser Herr und „Heiland Jesus Christus, der wahre Wein„berg,

„berg, deſſen Winzer der Vater iſt, unter-
„weiſet ſeine Schüler und ſpricht: Wer
„nicht bleibet in mir, der ſoll hinausge-
„worfen werden, und verdorren. Dieſes
„großen Lehrers Vorſchriften und Gebote
„befolgend beſchließt die heilige Verſamm-
„lung, durch das Gerücht veranlaßt, und
„durch gehörige Unterſuchung verſichert,
„gegen Hieronymus von Prag, den Laien,
„wie folgt: Aus den Acten und Proceß
„iſt bekannt, daß dieſer Hieronymus be-
„hauptet und gelehrt einige wahrhaft got-
„teslästerliche, ketzeriſche und irrige Leh-
„ren, die längſt von den heiligen Vätern
„verworfen, andere ärgerliche, und from-
„men Ohren anſtößige, verwegene und
„aufrühreriſche, die ſchon die Verdammten,
„Wicliff und Huß, behauptet, gepredigt,
„und gelehrt, und in Schriften verbreitet
„haben. Dieſe Lehren und Werke Huſſens
„und Wicliffs ſind, wie Huſſens Perſon,
„verdammt und für Ketzerei erklärt wor-
„den. Wiewohl nun Hieronymus bei der
„Unterſuchung in dieſer heiligen Verſamm-
„lung

„lung den wahren katholischen apostoli-
„schen Glauben bekannt, alle Ketzerei ver-
„dammt, besonders diejenige, weshalb er
„angeklagt worden, auch eingestanden,
„wie Huß und Wicliff gelehrt und deshalb
„verdammt worden, ferner die Verdam-
„mungsacte anerkannt und versprochen,
„er wolle in der Wahrheit des Glaubens
„verharren, und, wofern er anders ur-
„theile, sich den Kirchengesetzen und ewi-
„ger Strafe unterwerfen, auch dies alles
„eigenhändig unterschrieben: so ist er doch
„nach diesem Geständniß und Abschwö-
„rung wie ein Hund zu dem Gespeenen
„wiedergekehrt, um sein pestilenzialisches
„Gift, das in seinem Busen verborgen
„war, öffentlich auszuspeien, und hat,
„nach erlangtem Gehör, laut behauptet
„und gestanden, er habe mit Unrecht in
„jenes Verdammungsurtheil eingestimmt
„und gelogen, scheue sich aber nicht, diese
„Lüge zu gestehen; ja, er hat sogar sein
„Geständniß, Einstimmung und Bekennt-
„niß widerrufen, und versichert, er finde

„in

„in Hussens und Wicliffs Schriften keine „Ketzereien, noch Irrthümer, obwohl er „erwiesenermaßen geständig war, daß er „diese Schriften genau gelesen und studirt, „in welchen so viele Ketzereien und Irr„thümer sich finden. Eben dieser Hiero„nymus bekennt über das Sacrament des „Altars und die Wandlung des Brodtes „in Christi Leib, zu glauben, was die „Kirche glaubt, auch daß er Augustin und „den übrigen Kirchenvätern mehr glaube, „als Wicliff und Hussen. Aus diesem al„len erhellt, daß Hieronymus Wicliffs und „Hussens Irrthümern anhänge, ihr Gön„ner gewesen und noch sei, weshalb ihn „die heilige Versammlung für eine faule, „dürre Rebe, die nicht an dem Weinstocke „bleiben soll, erklärt, ihn als Ketzer und in „die Ketzerei Zurückgefallenen ausschließt, „verwirft und verdammt, und dem weltli„chen Arme überläßt, damit er nach Maaß„gabe der That bestraft werde, tritt aber „nur in so fern ein, als diese weltlichen „Richter nicht auf den Tod erkennten.“

Diese letzten Worte zeigen den blutdürstigen Haß der Väter hinlänglich an, obwohl, wie auch einige Nachrichten bestättigen, Unzufriedene unter ihnen gewesen seyn mögen. So soll des Kaisers Kanzler, Kaspar Schlick, gegen dies Urtheil sogleich gesprochen, nach fruchtlosem Bemühen aber sich wüthend entfernt haben. Uebrigens muß die Anempfehlung der Schonung und Menschlichkeit, von welcher erzählt wird, entweder ein bloßer Schein gewesen seyn, da man ja, laut einem Kirchengesetze, gegen einen Ketzer zu nichts gehalten war, oder sie mußte von Richtern herrühren, die das gesprochene Urtheil nicht ganz billigten, wenn es ihnen auch an Muth fehlte, ihre Mißbilligung laut werden zu lassen.

Als Hieronymus dem weltlichen Arme übergeben war, erfolgte sogleich auch, wie gewöhnlich, seine Hinrichtung. Eine lange Papiermütze, mit rothen Teufeln bemahlt, ward ihm überreicht, und hastig setzte er sie auf, indem er sprach: Christus, der für mich Armen starb, trug eine Dornenkrone; gern trage ich ihm zu

Liebe

Liebe dieſe Mütze. Laut und fröhlich ſtimmte er auf ſeinem Todesgange: Ich glaube an Gott, und die Litanei an. Der Weg führte an dem Schandpfahle vorüber, nicht Huſſens, ſondern der Kirchenverſammlung; hier ſank er nieder, und weihte dem Geiſte des Edlen noch eine dankbare, fromme Erinnerung. Er verſank gänzlich in die heiligſte Rührung, und ſtille Gebete entflohen ſeinen Lippen. Man riß ihn auf, entkleidete ihn, band ihm Leinwand um die Lenden, und band ihn ſo mit Ketten und Stricken an den Pfahl, den man mit Holz umlegte. Er ſang nun mehrere Kirchengeſänge, und ſprach teutſch zu dem verſammelten Volke: „Geliebte Kinder! wie ich jezt geſungen, ſo und nicht anders glaube ich. Dies iſt mein Glaubensbekenntniß. Doch ſterbe ich nun, weil ich dem Concilio nicht beiſtimmen und ſeine Verdammung Huſſens nicht gut heißen wollte, da ich doch überzeugt bin, daß er ein wahrhafter Prediger des Evangeliums war.“

Nun warf man auch ſeine Kleider auf den Holzſtoß, nach dem Geſetze, daß auch jede

Spur eines solchen Ketzers von der Erde verbannt werden müsse, und zündete an. „Komm her, sprach er zu dem Henker, der hinter ihm anzünden wollte, zünde vor meinen Augen an! Hätte ich das Feuer gefürchtet, so hätte ich nicht hieher zu kommen gebraucht, da ich ihm wohl hätte entgehen können.“ Unaufhörlich betete der Unglückliche: In deine Hände befehle ich, Vater! meinen Geist. Die Flamme schlug lodernd an ihm empor, und er rief aus: Vater, allmächtiger Gott! erbarme dich meiner, und schone meiner Sünden, denn du weißt, daß ich aufrichtig deine Wahrheit liebte. Die schrecklichsten Schmerzen der zu Eiesgröße aufgezogenen Brandblasen und der erstickende Feuerrauch vermochten doch lange nicht, ihm den Mund zu verschließen, und er betete fast eine Viertelstunde. So war sein Todesgang auch nach dem Ausspruche derer, die seiner Lehre nicht ergeben waren, gleichsam ein Gang zu einem Schmauße. Er starb mit einer Standhaftigkeit, welche der der gerühmtesten Weisen und Helden des Alterthums gleich kam. Seine Asche ward in den Rhein gestreuet. —

Wenden wir uns weg von dieſem gräßlichen, die Menſchheit entehrenden Anblick!

---

## Zwölftes Kapitel.

Die Böhmen, die für Huß und Hieronymus geſprochen hatten, waren trotz der Ladung des Conciliums nicht erſchienen, da ſie dieſe Verſammlung nach einem ſolchen Verfahren bei ihren Grundſätzen nicht achten, noch anerkennen konnten. Darauf hatte dieſe Verſammlung wohl nicht gerechnet, daß der einmal frei gewordene Menſchengeiſt ſich kräftig über ein in Gewohnheit gegründetes Anſehen erheben, aber dafür mit glühendem Eifer an dem Wahren über alle Veränderung Erhabenen hangen könnte, und durch Widerſtand nur mehr gereizt werden müßte. Und doch war dies auch hier der Fall. Konnte man auch nicht die in den Rhein geſtreute Aſche der Märtirer vorzeigen, und durch ſie wie durch die Leidensgeſchichte

ſchichte derſelben die Gemüther der Freunde entzünden: die Erde ausgeriſſen von der Stätte, wo das Feuer gelodert hatte, war hinlänglich und tauglich, als ein heiliges Ueberbleibſel zu gelten. Huß und Hieronymus hatten ſie durch ihren Tod für die Wahrheit geweiht. Was Wunder, daß man nur noch feſter an den Männern und ihrer Lehre hing? daß man frei und eigenmächtig den Kelch austheilte, und diejenigen, die dawider waren, züchtigte? daß ſich ſo gleichſam von ſelbſt eine Gemeine ausſchied?

König Wenzel hatte mehr aus politiſchen Gründen, als aus Schwäche mancherlei Unfug der Huſſiten geduldet, und wenn ihn vorher die heiligen Väter gelobt hatten, um ihn zu mehrerer Strenge aufzurufen, ſo tadelten ſie ihn nachher nur deſto mehr. Denn die Anzahl der Huſſiten wuchs täglich zu einer bedeutenden Menge empor. Selbſt mancher ehemalige Gegner Huſſens war durch die in die Augen ſpringende Ungerechtigkeit der Kirchenverſammlung für Huß gewonnen worden, wie dies von ri-

einem theologischen Lehrer, Peter von Winzow, erzählt wird. Auch hatten sie nun an dem finstern, mißmüthig brütenden, Johann Ziska, einen tapfern Führer bekommen, der mit Gewalt und Zerstöhrung ihre Spur bezeichnete, so daß Wenzel selbst aus Furcht Prag verließ, und nur schwer dahin gebracht werden konnte, eine Gesandtschaft der Hussiten auf eine Festung, wohin er geflohen war, anzunehmen. Diese Gesandtschaft ersuchte ihn, Prag wieder zu beziehen, drang ihm aber auch zugleich die Einräumung etlicher Kirchen ab, welches um so leichter verlangt werden konnte, da auch die Universität sich bereits für den Genuß des Kelches beim Abendmahl erklärt hatte.

Diese Kirchen wurden bald eingeweiht, und der Gottesdienst in der Form gehalten, welche den Hussiten die beste schien. die Einweihung ward durch eine Gedächtnißrede auf die beiden Märtirer gefeiert, die mit den herrlichsten, in der That nicht unverdienten, Lobsprüchen erwähnt wurden. Besonders wurde des Huß gedacht, als eines keuschen, mäßigen, gottesfürch-

fürchtigen Mannes, dessen Eifer, wie einst in Eli, gegen den Antichrist, und die mit heiligen Aemtern schändlich mäkelnde Geistlichkeit entbrannt sei, der noch im Tode für seine Feinde gebetet, dessen Geist, wie Elias, in Feuer gen Himmel gestiegen. Auch Hieronymus hatte doch das Verdienst, endlich treu bei der Wahrheit verharrt zu seyn. Eben so wurden noch fünf andere Männer erwähnt, die für die Wahrheit gestorben wären. Diese Todtenfeier ward auf alle Jahre im Julius angesetzt.

Die Hussiten fanden natürlich in den ächt Katholischen Gegner; allein sie begegneten ihnen mit Gewalt, verwüsteten Kirchen und Klöster, und zogen endlich auf den Berg Tabor, wo sie zu fast dreißigtausend anwuchsen, und sogar Wenzeln entsetzen wollten. Darüber erschrak Wenzel nicht wenig, beruhigte sich aber doch wieder, als er hörte, daß ein beliebter Redner unter den Hussiten, Johann Korenda, für ihn, als einen milden König, gesprochen, der sie nicht störe, noch stören lasse.

Die

Die Kirchenverſammlung ſah dieſe Vorfälle und wachſenden Unfug nicht ſo gleichgültig an, daß ſie nicht alle ihr Anſehen aufwenden ſollen, um Einhalt zu thun. Ein höchſt bedenklicher Umſtand war es freilich, daß gerade hier ihr Anſehen ſo ſehr geſunken war, wo ſie faſt allein damit ausreichen konnte. Aber dies ſtand nicht zu ändern. Um alſo die Sache in der Wurzel anzugreifen, das heißt, um das Anſehen der Kirche und ihrer Satzungen darzuthun, wurde fürs erſte von Gerſon gegen den Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten geſchrieben. Vorher gingen allgemeine Erörterungen, die das Anſehen der Kirche über jeden einzelnen Lehrer erhoben, und endlich folgten wahrhaft lächerliche Scheingründe gegen die Ertheilung des Kelchs, wie folgende: daß doch der Wein vergoſſen werden, verderben, frieren, durch die langen Bärte verunreinigt, durch den häufigen Gebrauch vertheuert werden könnte, daß die Laien — und dies war in der That kein ſo unbedeutender Punkt, als es wohl ſcheinen dürfte, nur etwas zu laut ausgeſprochen, welches die jezt vorwaltende Angſt beurkundet — den Prieſtern

ſtern gleichgeſetzt würden. Auch wurden zugleich mehrere Geſetze gegen die Huſſiten gegeben, zu deren Aufrechthaltung die weltliche Obrigkeit bei Bannſtrafe ermahnt und aufgerufen ward. Ja, der endlich erwählte Papſt, Martin der Fünfte, erließ eine Bulle, in welcher er auf die ſtrengſte Nachforſchung und Unterſuchung drang, auch die Geſetze dieſer Unterſuchung nach allen einzelnen Punkten feſtſetzte. An die Böhmen ſelbſt ſchrieb er im März 1418, ermahnte ſie, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, und dem Huß zu entſagen, wenn ſie nicht die Strenge des Geſetzes und des weltlichen Armes erfahren wollten.

Auch dies fruchtete zum Unglück ſo wenig, daß man noch ein Mittel ergriff, und einen Geſandten ſchickte, der ebenfalls unverrichteter Sache heimkehrte, und die ſchmerzliche Nachricht brachte, Zunge und Feder vermöchten jezt nichts mehr, man müßte mit den Waffen einen Verſuch machen. Er ſelbſt war mit genauer Noth entkommen; denn er hatte aus unüberlegtem und unklugen Eifer ſchon Gewalt gebraucht,

braucht, und dadurch die Wuth der Huſſiten gereizt.

Wenzel, der aus Angſt und Furcht immer mehr geſtatten mußte, verlangte doch, daß die Huſſiten die Waffen ſtrecken ſollten. Alle waren in einer Verlegenheit, aus welcher ſie nur Ziska riß. Er kam mit ſeinen gewaffneten Brüdern in den Pallaſt, und ſprach zu Wenzel: „Hier ſind wir in Waffen, und bereit, den letzten Blutstropfen für unſern König zu vergießen, wenn wir nur ſeine Feinde kennen.“ Wenzel war darüber erfreut; denn ſo konnte er ſich gegen die kirchliche Macht erhalten, die ihm drohte. Die Gewaltthätigkeiten gingen weiter, und ein auf die in einer Proceſſion ziehenden Huſſiten vom Rathhauſe herabgeworfener Stein koſtete dreizehn Rathsherren das Leben. Sie wurden zum Fenſter herausgeſtürzt. Darüber ward Wenzel krank und ſtarb 1419 am 16. Auguſt.

Wenzels Tod hinderte die Huſſiten nicht. Ziska nahm Pilſen, und ein anderer Theil

Wisgrad ein. Die verwittwete Königinn Sophie rief um Hülfe, besonders Sigismund, aber dieser war jezt an der Gränze von Ungarn mit den Türken beschäftigt, so daß sie suchen mußte sich selbst zu helfen. Dennoch gewann Ziska fast ganz Prag. Nun traf Sigismund Unterhandlungen, verlangte die eroberten Plätze wieder, erhielt sie, bewirkte aber durch sein Zögern, wie durch unzeitige Gewaltsamkeit, daß man sich auch gegen ihn offen erklärte. Ziska hatte durch List auch die feindlichen Reiter in Verwirrung gebracht und besiegt, und hatte nun an der Lusinitz ein Städtchen und Schloß eingenommen, das er erbaute, und endlich Tabor nannte.

## Dreizehntes Kapitel.

Es half nichts, daß Sigismund in dieser Lage die Bürgermeister und Schöppen in dem bittersten Spott anließ, wie folgender Brief zeigt, der zugleich die ganze Lage genau darstellt.

„Vor allen Dingen wünschen wir, „daß ihr ja nicht der Wicliff'schen Heilig„keit entsaget. Welche Freude ist es nicht „für einen Fürsten, solche Obrigkeiten „und Unterthanen zu haben! So muß „sein Thron fest stehen und sein Ruhm „vom Morgen bis zum Abend dringen. „Darum, liebe Getreue, erfreute sich un„ser Herz, als wir von eurer Klugheit, „Weisheit und Einigkeit hörten. Fürwahr, „ihr seid der Spiegel, in welchem sich „andre Länder betrachten sollten. Das „Licht der Unwissenden, und derer, so in „Finsterniß irren, und die Kostnitzer Kir„chenversammlung ist gegen eure Weisheit „gehalten nur Dunkel. Habt ihr nicht

„Prag

„Prag und ganz Böhmen mit eurer Ein-
„sicht erleuchtet? Ihr könnt Papst, ja Kö-
„nig, entbehren, da ihr so weise seid. Ihr
„habt die Denkmähler der Frömmigkeit
„eurer Könige zerstöhrt, die Karthäuser-
„kirche, die König Johann, unser Vor-
„fahr glorreichen Andenkens bei Prag er-
„bauet hatte, verbrannt, die Nonnen
„und Mönche von ihren Klöstern, die
„Pfarrer von ihren Pfarreien vertrieben,
„weil sie, so sprecht ihr, das göttliche Ge-
„setz nicht annehmen wollten, wovon ihr
„doch völlige Kenntniß habt. Ihr waret
„so keck und grausam, die Richter und
„Schöppen des neuen Prags zu ermorden,
„indem ihr sie aus den Rathhausfenstern
„stürztet, damit ihr stark und tapfer euch
„zeigtet. Ihr habt die Bilder Christi und
„der Heiligen als unnütze Götzenbilder ver-
„brannt, viel Gelehrte und Schüler aus
„Prag vertrieben. Auf euer eignes Ansehn
„gestützt bedeckt ihr die Todtenbahren mit
„Tuch und Teppichen, und laßt keine Kerzen
„anzünden. Nach euch soll man die Ueber-
„bleib-

„bleibsel der Heiligen nicht mehr vorzei-
„gen, nicht mehr die geweihete Hostie em-
„porheben, nicht den Friedenskuß wäh-
„render Messe geben, und so habt ihr
„noch andere geistliche, lange in der Kirche
„beobachtete Gebräuche abgeschafft. Ueber-
„dies habt ihr Huß und Hieronymus von
„Prag, die, sagt ihr, für das Gesetz
„Gottes starben, in den Stand der Hei-
„ligen erhoben, feiert ihr Gedächtniß und
„trachtet, wie sie, die Märtirerkrone zu
„erringen, indeß ihr die Feste der Heili-
„gen vernachlässigt. Mit Freuden nimmt
„man unter euch, als untrüglich und ob
„unerhörter Weisheit berühmt, Prediger
„beiderlei Geschlechts auf. Wer kann
„euer Lob hinlänglich preisen, wenn ihr
„täglich neue Fortschritte in diesen heili-
„gen Neuerungen macht? Gewiß, die Kö-
„nige und Fürsten der Christenheit bewun-
„derten, bewundern und werden noch fer-
„ner bewundern die ausserordentliche Weis-
„heit, die euch eingegeben worden ist und
„die den alten Kirchenlehrern fremd war.

„Wenn

„Wenn wir demnach, ihr Lieben! vor-
„dem euch gewarnt haben, der römischen
„Kirche nicht den Gehorsam zu versagen,
„so ist dies nur aus Unwissenheit gesche-
„hen, weil wir nicht wußten, daß ihr so
„ausgesuchte Einsichten besaßet. Ueber-
„haupt aber, glaubt ihr nicht, daß wir
„mit Freuden erfahren, wie ihr an dem
„Begräbnißtage unsers theuern Bruders,
„Wenzel, um seiner Seele Ruhe, und
„unserer Schwägerinn, der Königinn So-
„phie, Trost zu verschaffen, euch plötzlich
„binnen 4 Stunden mit Degen, Stöcken,
„Keulen und Bogen bewaffnet, und so in
„Klöstern, Kirchen und Kapellen umher-
„gelaufen seid und eure schönen Leichen-
„lieder gesungen? Es bleibt uns also
„nichts übrig, als euch zu bitten, daß
„ihr uns in euren Verein aufnehmet und
„alle Mühe anwendet, um uns zur Ver-
„waltung des Königreichs Böhmen gelan-
„gen zu lassen. Sprecht aber mindestens
„nicht, wie geschrieben steht: Wir wollen
„nicht, daß er unser König sei; oder:

„das

„das ist der Erbe; den müssen wir tödten. Denn unsre Absicht ist, euren Rath „zu benützen, und nach euren Einsichten „zu regieren.“

Dieser bittre Spott half, wie gesagt, dem Sigismund nichts, und er mußte sich mit den Herzögen von Sachsen, Markgrafen von Brandenburg und Herzog Albert von Oestreich verbinden, um mit Gewalt den Hussiten Einhalt zu thun. Auch diese Versuche liefen nachtheilig ab; denn Ziska ließ sich eben so wenig Prag als den Berg Witkow abgewinnen, ja er eroberte immer mehr Oerter, obwohl er bei Rabi durch einen unvermutheten Pfeilschuß ein Auge verlor. Mehrere angesehene Personen traten ihm und den Seinigen bei, wie unter andern Prokopius, eines Prager Edeln angenommener Sohn, der sich durch seine Stärke, Gewandtheit und Ausdauer besonders bei Ziska empfahl, und nachher der Große genannt ward. Je glücklicher sie waren, desto übermüthiger wurden sie und plünderten und zerstöhrten immer mehr. Bei diesem für Sigismund nachtheiligen

Erfolge faßte er den Entschluß, Ziska durch Geld und angetragene Ehrenstellen zu gewinnen; doch ehe noch der Vertrag abgeschlossen wurde, starb Ziska, wie man glaubte, an der Pest. In seiner Krankheit fragte man ihn, wo er begraben zu seyn wünschte? und er, voll Zornes, erwiederte, man solle mit seiner Haut eine Trommel beziehen; bei diesem Schall würden schnell die Feinde entweichen.

Sein Tod setzte das Heer in Betrübniß, und veranlaßte eine Trennung in zwei Parteien, deren eine Procopius als Führer anerkannte, die andre aber ohne Führer blieb, und sich deshalb die Waisen nannte. Dennoch hielten sie zusammen, wenn es galt, und Sigismunds Bitten, sich auf einer Kirchenversammlung zu rechtfertigen, setzten sie nur Waffen entgegen. Auch des Papstes Macht, der Franken, Rheinländer, Sachsen und Baiern gegen sie aufbot, trotzten sie kühn.

So blieb denn nichts, als gütliche Verhandlungen mit ihnen auf einer zu Basel ausgeschrie-

schriebenen Kirchenversammlung zu pflegen. Lange standen die Hussiten an, ob sie auch erschienen. Endlich beschlossen sie, dreihundert Gesandte hinzuschicken, worunter Wilhelm Koska, Procopius, Johannes Rochezann, Nicolaus Galek die vorzüglichsten waren. Mit Staunen und Bewunderung sah man sie einziehen, und Kardinal Julian ermahnte sie in einer milden Rede, zur Kirche zurückzukehren, ihre Beschwerden vorzutragen, doch den Rath der Versammlung nicht zu verwerfen. Die Hussiten erwiederten, daß sie nicht Kirchenversammlung noch Kirche an sich verachteten, daß man aber zu Kostnitz ohne Verhör verdammt, daß sie in einer öffentlichen Versammlung, wo auch Laien gegenwärtig wären, sich rechtfertigen wollten. Ihre Abweichung von den Grundsätzen der römischen Kirche gaben sie in folgenden vier Punkten enthalten an: daß das Abendmahl unter beiderlei Gestalt von allen Christen genossen werden müsse, daß kein Geistlicher sich in die bürgerliche Verfassung und Regiment mischen,

daß jeder Gottes Wort frei und allenthalben predigen dürfe, daß kein öffentliches Verbrechen dürfe geduldet werden und unbestraft bleiben. Diese von vier Männern vertheidigte Punkte wurden von vier andern der Römlinge bestritten. Die Hussiten hörten die Widerlegung oft mit Widerwillen und Langeweile, oft auch mit Unwillen und Entrüstung an. Der rauhe Procopius brauſete mehrmals auf, und der gütliche Ton der fürchtenden Päpstlichen stach sehr ab gegen die freie und zwanglose Sprache der Hussiten, wie gegen das tolle und aberwitzige Geschrei auf der ehemaligen Kostnitzer Versammlung. Doch beharrten die Hussiten auf ihren Behauptungen, und Wilhelm Herzog von Baiern rieth zu einem gütlichen Vergleiche. Die Päpstlichen schlugen vor, sich erst zu vereinigen und dann die streitigen Punkte auszumachen. Die Böhmen fanden dies wie begreiflich, höchst lächerlich, und als Julian außer den vier genannten Punkten auch noch über andre Ja oder Nein vernehmen wollte, so erwiederten sie, daß sie nur diese vier im

Na-

Nämen des Königreichs Böhmen vorgelegt hätten, und endlich verließen sie unzufrieden die Versammlung. Das fiel den heiligen Vätern schwer aufs Herz, und sie sendeten Mehrere mit ihnen nach Prag, um dort die Sache auszumachen.

In einer hier deshalb angestellten Versammlung beharrten die Böhmen auf ihren vier Punkten, und versprachen nur nach der Erklärung darüber Frieden. Sie wurden der Kirchenversammlung übersendet, und diese erließ denn eine Erklärung, worin sie an drei Artikeln einige Einschränkungen und Berichtigungen machte, und meinte, über den vollständigen Genuß des heiligen Abendmahls schon noch übereinkommen zu können, wenn nur die drei erwähnten und berichtigten Artikel von den Böhmen angenommen würden. Die Böhmen aber machten den Vätern durch ihre Weigerung noch heißer. Deshalb mußten sie denn noch eine Schrift erlassen, worin sie diesen an sich unerlaubten (!) Genuß aus vernünftigen (!) Gründen unter gewissen Bedingungen (!) gestatteten, nämlich, daß die

Geist-

Geiſtlichen jeden zum würdigen Genuß ermahnen, und nur die Huſſiten unter dem Schutz der Kirche ſo es genießen ſollten. Dieſe ſo höchſt alberne und faſt in jedem Worte einen lächerlichen Widerſpruch enthaltende, ſich ſelbſt aufhebende Erklärung wurde natürlich, beſonders mit den dazu gefügten mündlichen Erörterungen derer, die ſie verlaſen, von den Böhmen getadelt und bezweifelt. Da ſie jedoch in der Hauptſache nichts als das unter dieſen Umſtänden lächerliche und wahrhaft kindiſche Wort: Anſehen der Kirche betraf, ſo ergaben ſich endlich im Jahre 1438 die Böhmen, was die drei Artikel anbetraf; den vierten ſollte noch eine andre Verſammlung entſcheiden. Noch bedungen ſich die Böhmen in einer eignen Schrift mancherlei aus, was wohl nöthig war, wie: daß die Geſtattung des Kelches nicht für eine bloße Willfährung auf einige Zeit angeſehen werde, daß man für beſſere Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſorgen möchte, und dergleichen mehr, worauf die Kirchenverſammlung wieder mit Einſchränkungen und Bedingungen antwortete. Endlich waren die Taboriten und Waiſen den Adlichen

erhaßt werden, Procops Herrschsucht mißfiel, und er selbst kam in einem Treffen, das sich entspann, um. Seine Anhänger wurden nun zugleich vernichtet. So siegten denn die Römischkatholischen nach vielen Unfällen.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Kehren wir noch einmal zu Hieronymus zurück, der durch seinen Muth wie durch sein Schicksal diese wichtigen Ereignisse vorbereitete und veranlaßte! Denn aus diesen ließ sich allerdings am besten sehen, daß die drückende Uebermacht des Papstes und der Geistlichkeit nicht unerschütterlich wäre, wenn nur Männer die Hand anlegten. Auch wirkte das Beispiel mächtig auf die Nachkommen, und Luthers großer, umfassender Geist lenkte und ordnete alles zu dem fröhlichen Ausgange, den wir in den folgenden Jahrhunderten die Sache der Religion nehmen sehn, obwohl nach und nach

auch hier wieder das Loos der Endlichkeit sichtbar geworden ist.

Hieronymus von Prag, scharf angesehen, hielt nicht sowohl an der Sache der Wahrheit und Religion selbst, nur die Umgebung trefflicherer Menschen und die ungewöhnliche Lenkung seines Schicksals erhoben ihn zum Verfechter und Märtyrer derselben. Ohne Huß würde Hieronymus bei allen Geistesgaben nicht geworden seyn, was er war, und seines Lebens schwächste Augenblicke, wiewohl er sie büßte und wieder gut machte, beweisen doch, daß er nicht so rein aus seinem Innern und mit göttlicher Nothwendigkeit das Höchste wollte, wie Huß. Wenn dies für einen strengen Vorwurf gehalten werden sollte, so könnte nur das Festhalten an dieser einzelnen Person daran Schuld seyn, und ändern würde sich bald die Ansicht, wenn man entweder Hussens stete Kraft vergliche, oder auch ganz von diesen Verhältnissen ab, auf das Höchste, über alle Verhältnisse Erhabene hinsähe. Doch, wie auch Hieronymus war, er diente zur Verherrlichung der

Wahr-

Wahrheit, und ſtand immer weit über den Meiſten ſeiner Zeit. Seine feurige Gemüthsart, die nicht ſowohl das einzig Würdige ſchuf und hervorrief, als das Geſchaffne mit Wärme und Liebe umfaßte und vertheidigte, ſein entſchiedener Haß gegen das, was ihn hinderte, dieſe Wärme und Liebe zu zeigen, und ſein leidenſchaftliches Aufbrauſen auf dieſen Punkt, ſeine mannichfaltigen Kenntniſſe, an denen er ſelbſt Huſſen überlegen war, ſeine wie Wein ſtrömende Beredſamkeit, ſeine Liebe zu Huß und die Standhaftigkeit, der frohe, fromme Muth, womit er die Todesbahn betrat, ſein Gram über die Verleugnung Huſſens und ſeiner Sache, — dies alles ſind theils ſo liebenswürdige, theils ſo ungemeine, kräftige Züge, die ihm ſeinen Platz unter den Männern anwieſen, in deren Reihe er aufgeführt worden iſt. Er, ſein Beiſpiel, ſein Schickſal haben gewirkt, haben die Trägen befeuert, die Guten geweckt, den Sinn für Freiheit belebt, genährt; aus ſeiner und Huſſens Aſche blühten die herrlichſten Blumen auf, die, obwohl eine Zeitlang von üppigem

Un-

Unkraut gehemmt, doch endlich ergötzen und erfreuen mußten. Daß übrigens auch er die Bildung, so er gewonnen, im Kampfe gegen das Schicksal erhielt, deutet die Geschichte durch Erwähnung der Mannichfaltigkeit seines Lebens hinlänglich an. Dadurch ward sein Muth geweckt, seine Kraft gestählt, die sich nachher in seinen Verhältnissen bewährte. Und so sei Friede mit seiner Asche! —

# Neue Verlagsbücher

bei

# Voß und Compagnie

in Leipzig.

Charakteriſtik, maleriſche, der Länder und Nationen, für Kinder und Erwachſene, Gelehrte und Ungelehrte; eine Sammlung von neuen Orginalzeichnungen und Handſchriften, als ein Beitrag zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde. 1r Heft. 4. Mit 5 colorirten Kupferplatten. 1 thlr. 8 gr.

Fritzchens Reiſe durchs A B C, vom Verfaſſes des A B C- und Leſebuchs, in Bildern mit Erklärung aus der Naturgeſchichte. Mit 23 Abbildungen illumin. Kupfer. Zweite Aufl. 8. geh. 12 gr.

Glatz, J., moraliſche Gemälde für gebildete Jugend. 2r Heft. 4. Mit dem Bildniſſe Guts Muths und 3 Kupfern. 1 thl. 16.

Lebensgemälde, intereſſante, der denkwürdigſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts, von Samuel Baur. 1r Theil. gr. 8. 2 thlr. 16 gr.

Leben Ulrichs von Hutten. Mit deſſen Bildniſſe. Fortſetzung der Reformateren. 8. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Lebensbeſchreibung gerühmter Reformateren. 8r Theil. 8. 12 gr.

Modell-Magazin für Oekonomen, oder Abbildung und Beschreibung der nützlichsten u. bequemsten Geräthschaften, Werkzeuge und Geschirre für Haushaltungen, Landwirthschaften, Viehzucht, Feld- Garten- und Wiesenbau, Brauerey und Branntweinbrennerey. Nach den neuesten in- und ausländischen Erfindungen und Verbesserungen, von J. Riem und J. A. Heine in Verbindung mit mehrern Landwirthen herausgegeben. Erster Heft. gr. 4. Mit 6 Kupfertafeln. 1 thlr. 8 gr.

Rächenden, die, oder das Vehmgericht des achtzehnten Jahrhunderts. Zweiter und letzter Theil, 8. 20 gr. Beide Theile 2 thlr.

Ueber künstliche Bienen-Fütterungen und deren vortheilhafteste Anwendung. Oder: Wie kann ein Bienenvater seine Bienen recht wohlfeil und doch sicher füttern? Nebst einem kleinen Anhange über verschiedene nützliche Gegenstände der Bienenzucht, von A*** S. 16 gr.

Johann Calvin.

# Calvins
# Leben, Meinungen
und
# Thaten.

Ein Lesebuch
für
seine Glaubensgenossen.

Leipzig,
bei Voß und Compagnie,
1794.

KLEINFRIED
UNIVERS.
HALLE

# Vorrede.

Es iſt immer gut, wenn ein Schriftſteller die Art und Weiſe angeben kann, wie er auf den erſten Gedanken zu ſeiner Arbeit gekommen iſt. Von der meinigen wenigſtens kann ich meinen Leſern folgendes offenherzige Bekenntnis thun.

Vor einiger Zeit fiel mir eine Sammlung von Calvins Briefen in die Hände, die mir um ſo angenehmer war, je länger ich ſchon in mir ſelbſt den ſtillen Wunſch gehegt hatte, mich mit dieſem Manne bekannter zu machen. Ich las ſie und las ſie noch einmal. Ich traute meinen Augen kaum, hier einen ganz andern Mann zu finden, als ich mir vorgeſtellt hatte. Ich kannte ihn nur als einen hartnäckigen, oft ſtreitſüchtigen Ver-

theidiger der Wahrheit, und Servets Tod hatte mein Herz immer von ihm in etwas entfernet. Soll ich es frei sagen, ich wünschte nicht, daß jetzt viele Calvins noch leben möchten. Aber ich erstaunte nicht, als ich ihn hier auch von der Seite seines guten Herzens, als einen Mann voll Menschenliebe, Mitleid, Freundschaft, Theilnahme kennen lernte. Ich verglich nun damit alle seine Lebensbeschreibungen oder wo ich sonst Notiz von ihm erhalten konnte, und ich fand den Mann nicht ganz so wieder abgebildet, wie er wirklich war. Ueberall wurden nur seine Streitigkeiten erzählt, und die Seite seines Herzens schien mir ganz im Hintergrunde gestellt zu sein. Ich glaubte überdies, daß seine Verdienste noch nicht ganz vollständig entwickelt, und manche Umstände vergessen wären, die auf sein Leben und seine Handlungen einen großen Einfluß hatten.

Kam mir das alles nur so vor, oder war es wirklich so — das weiß ich bis dato noch nicht zu entscheiden. Denn den häßlichen Eigendünkel besitze ich wirklich nicht, ganz

neue

neue und unerhörte Wahrheiten sagen zu wollen, oder die Verdienste der würdigen Männer zu schmälern, die von Calvin geschrieben haben. Genug ich faßte den Entschluß, sein Leben von neuem zu beschreiben, und muß es nun Kennern überlassen, was sie von meiner Arbeit urtheilen werden. Habe ich mich geirrt, so ist es gewiß in der menschenfreundlichen Absicht geschehen, den Mann, der wirklich so manche Verdienste um die Welt hatte, von einer vortheilhaftern Seite denen vorzustellen, welche die Quellen der Geschichte nicht selbst lesen wollen und können.

Man erwarte übrigens nicht, in mir einen schwärmerischen Vertheidiger oder Lobredner Calvins zu finden. Denn auch selbst seine Briefe lehrten mich seine Fehler kennen; aber ich sahe doch hier die Art und Weise, wie er in dieselben verfiel.

Ich hatte dabei noch die Nebenabsicht, seinen Glaubensgenossen ein Lesebuch in die Hand zu geben, worin recht viele seiner Aeußerungen und merkwürdigen Aussprüche über manche noch herrschende Vorurtheile anzu-

treffen wären. Zu dem Ende hätte ich gern seine Streitigkeiten ganz übergangen, wenn sie nicht von der einen Seite zur vollständigen Kenntnis des Mannes ganz unentbehrlich wären, von der andern aber auch der Verdacht der Partheilichkeit entstehen würde.

Sollte man übrigens mit dieser Arbeit ganz unzufrieden sein, so würde ich zwar mit vielen andern die Sünde auf mir haben, einige Buch Papier verschwendet zu haben, aber mich doch dadurch von andern unterscheiden, daß diese Sünde niemand ernstlicher bereuen würde, als

der Verfasser,
J. F. W. T.

# Innhalt.


## Erſtes Kapitel.

Calvins Geburt und Erziehung. Seite 1

## Zweites Kapitel.

Er entſchließt ſich, die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudieren. 12

## Drittes Kapitel.

Er verbreitet zu Paris ſeine neuen Religionsmeinungen. 25

## Viertes Kapitel.

Er verläßt ſein Vaterland und geht nach Baſel. 37

## Fünftes Kapitel.

Er kömmt nach Genf und wird daſelbſt Prediger. 55


Sechs-

Sechstes Kapitel.

Calvin wird aus Genf vertrieben. S. 66

Siebentes Kapitel.

Er geht nach Genf wieder zurück. 80

Achtes Kapitel.

Sein Verfahren gegen Servet. 121

Neuntes Kapitel.

Seine übrigen Lebensjahre bis zu seinem Tode. 154

Zehntes Kapitel.

Würdigung der Verdienste Calvins. 179

Eilftes Kapitel.

Kurzer Ueberblick seines Charakters. 192

Erstes

# Erſtes Kapitel.

## Calvins Geburt und Erziehung.

Bei großen und wichtigen Männern, die ſich um ihr Zeitalter und um die Nachwelt verdient gemacht, und ſich durch ihre Denkungs- und Handlungsart auf mannichfaltige Weiſe ausgezeichnet haben, wünſcht man nicht ſelten etwas von ihrer Jugend und ihren erſten Lebensjahr u wiſſen. Und dieſer Wunſch verdient gewiß keinen Tadel, iſt ſogar vielleicht auch dann verzeihlich, wenn er bloße Neugierde wäre. Denn ſo intereſſant es ſchon von der einen Seite iſt, viel kleine und nähere Umſtände aus der erſten Lebensperiode eines Mannes zu erfahren, der durch ſeine ſonſtigen Handlungen unſere Hochachtung ſich verdient hat; ſo nützlich iſt es

auch auf der andern, den Einfluß zu bemerken, den die ersten Ereigniße und Begebenheiten in der Jugend auf das männliche Alter gehabt haben, und die Art und Weiße zu beobachten, wodurch ein von uns geehrter und geschätzter Mann nach und nach in den Stand gesetzt wurde, das zu sein und zu leisten, was er wirklich war und leistete. Wer da weiß, daß oft in einem einzigen kleinen Umstande, der sich in der Jugend ereignete, und oft von unachtsamen Beobachtern übersehen wird, der Grund von allen nachherigen wichtigen Veränderungen und Handlungen liegt, und daß aus einer Neigung, die der Mann als Knabe schon zu äußern schien, sich fast alle seine großen Unternehmungen herleiten laßen; der wird mir gewiß hierin beistimmen.

Dieße Voraussetzung veranlaßt mich vielleicht nicht mit Unrecht, zu glauben, meinen Lesern werde es nicht unangenehm sein, wenn ich mich etwas bei der Jugendgeschichte des Mannes verweile, deßen Leben ich jetzt erzählen will.

Jo-

Johann Calvin, oder, wie sein eigentlicher Name war, Jean Chauvin, stammte aus Noyon, einer damals nicht ganz geringen Stadt in Frankreich ab, wo er den 21. Julius 1509 geboren wurde. Sein Vater, Gerhard Chauvin, und seine Mutter, eine geborne Franken, hatten das mit einander gemein, daß beide zwar in dem Rufe der Tugend und Rechtschaffenheit standen, aber eben nicht viel Vermögen besaßen, wenn man sie auch nicht arm nennen konnte. Sein Vater insbesondere war ein Mann von Einsicht und Verstand, der allen, die seine Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatten, Hochachtung und Ehrfurcht einflößte. Hierzu kam noch sein gutes körperliches Ansehen, verbunden mit seinem majestätischen Blicke, der fähig war, jedes Herz zu gewinnen. Hatte er einen hervorstechenden Fehler, so wißen wir wenigstens jetzt nur noch diesen, daß er seinen Sohn, so sehr er ihn auch liebte, mit vieler Strenge behandelte. Er hatte den Grundsatz, man müße die große Liebe zu seinen Kindern ihnen auf alle Art zu verbergen suchen. Ein Grundsatz, der recht verstanden

und gebraucht gewiß vielem Uebel vorbeugen könnte!

Spuren dieser Strenge finden sich noch in den Briefen seines Sohnes, der aber so weit davon entfernt ist, sich darüber zu beklagen, daß er vielmehr die Asche seines Vaters deswegen noch segnete. „Ich habe, spricht er, „einen etwas strengen Vater gehabt, aber ich „freue mich darüber. Und wenn ich mich dar„über freue, so freue ich mich zugleich über die „wenigen Tugenden, die ich vielleicht besitze.“ Vielleicht irre ich nicht, wenn ich behaupte, daß diese Strenge des Vaters großen Antheil an seiner ganzen nachherigen Denkungsart gehabt, und sich dem Sohne gewißermaßen mitgetheilt habe.

Noch etwas, was eben so vielen Einfluß auf den jungen Calvin gehabt haben mag, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Seine Mutter war der Religion auf eine Art ergeben, die man beinahe Aengstlichkeit und, mit einem weniger gelinden Worte, Aberglauben

ben nennen könnte. Ihre Gebete und übrigen Religionsübungen waren alle der Zahl nach bestimmt, und, wenn sie einmal aus Versehen oder Nothwendigkeit davon abgewichen war, so that sie alles mögliche, um das versäumte wieder gut zu machen. Man urtheile, wie diese Mutter auf ihren Sohn mag gewirkt haben! Wenigstens ist es eine Sache, die in seinem Leben nicht übersehen werden darf.

Die Strenge seines einsichtsvollen Vaters, verbunden mit der Frömigkeit seiner Mutter, laßen uns schon im voraus ahnden, daß der junge Calvin keine schlechte Erziehung genoßen haben wird. Freilich muß man dabei den Maasstab nach den damaligen Zeiten nehmen, wo man in den Regeln der Erziehungskunst noch nicht sehr weit gekommen war. Indeßen bemühte man sich vorzüglich sein junges Herz zur Gottesfurcht und Religion zu bilden. Um ihm tiefe Ehrfurcht gegen das höchste Wesen frühzeitig einzuprägen, ließ man ihn oft unter freiem Himmel kniend beten, ohne daß jemand dabei allemal gegenwärtig war. Und

wenn

wenn sich etwa der Fall ereignete, daß er dabei eingeschlafen war, so war darüber die Mutter nicht wenig unwillig. Er hatte mehrere Geschwister, die aber alle zeitlich starben, bis auf seinen Bruder Anton Calvin, der ihn noch überlebte. Aber unter beiden war er vorzüglich der Liebling der Eltern, welches ihm aber bei Fehlern, welches so oft der Fall zu sein pflegt, nie zu statten kam.

Der gute Ruf und das Ansehen, in welchem seine Eltern bei jederman standen, hatte auch für ihn den Vortheil, daß er zugleich mit den Kindern der damals berühmten Mommorischen Familie auferzogen wurde, und viele Wohlthaten genoß. Mit den Kindern dieser Familie, jedoch auf seines Vaters Kosten, gieng er auch nach Paris, um daselbst in den Wissenschaften unterrichtet zu werden. Und wenn es ein Glück ist, solche Lehrer zu finden, die dem Geiste schon in der ersten zartesten Jugend die rechte Richtung geben, so wurde dieses Glück dem jungen Calvin zu Theil. Sein erster Lehrer zu Paris, Maturinus Cordier,

war

war schon in ganz Frankreich als ein Mann bekannt, der nicht nur selbst viele nützliche Wissenschaften und Kenntniße besaß, sondern auch — welches nicht immer mit einander verbunden zu sein pflegt — die Kunst verstand, sie jungen Leuten faßlich und mit Erfolg vorzutragen. Als er diesem Manne vorgestellt und von ihm gefragt wurde: was er denn schon gelernt habe, antwortete er mit der größten Freimüthigkeit: „nichts, was ich nicht von Ihnen noch weit besser zu lernen gedächte.“ Gar bald, und vielleicht schon durch diese naive Antwort gewann er die Liebe und das Vertrauen seines Lehrers, unter dessen Leitung er auch solche Fortschritte in den Wissenschaften machte, daß er oft in Streitigkeiten mit seinen Mitschülern gerieth, die das ihm vom Lehrer oft ertheilte Lob nicht gern vertragen wollten. Vielleicht daß auch der gelobte Schüler sein Wohlgefallen darüber sich zu sehr merken ließ! Indessen rühmte Calvin nicht nur noch im späten Alter den Fleiß und die Liebe dieses Mannes, gegen den er immer mit den dankbarsten Gesinnungen erfüllt war, sondern er hatte auch nachher das

Glück,

Glück, mit ihm zugleich in Genf viele Jahre hindurch öffentliche Aemter zu bekleiden, wo der letztere als Rector angestellt war. Und, welches der Zufall wollte, beide starben auch in demselben Jahre an dem Orte, Maturinus als ein Greis von 85. Jahren.

So dankbar Calvin gegen seinen ersten Lehrer war, so war er es auch gegen alle übrigen, vorzüglich gegen einen gewissen Hispanius, der ihm die ersten Anfangsgründe von der Philosophie beibrachte. Eine Wissenschaft, gegen die er anfänglich keine große Neigung bezeigte. Niemand aber wird sich darüber wundern, der da überlegt, wie abschreckend die Art und Einkleidung für junge Leute sein mußte, mit welcher damals Philosophie vorgetragen wurde.

Wenn ich oben schon den Vater Calvins als einen klugen und einsichtsvollen Mann beschrieben habe, so läßt sich schon von ihm erwarten, daß er nicht zu jenen Eltern gehörte, die ihre Kinder zu einer Lebensart zwingen,

ohne

ohne auf die Neigungen und Fähigkeiten derſelben die geringſte Rückſicht zu nehmen. Und ſo war es auch wirklich. Er beſtimmte ſeinen Sohn zwar gleich anfänglich für das Studium der Theologie. Aber er glaubte Urſachen dazu zu haben. Denn wenn er auch nicht auf den Wunſch der Mutter achtete, die einer gewiſſen Heiligkeit zu Folge, ihren Sohn gern zum Theologen beſtimmt wiſſen wollte, ſo war dieſer Entſchluß die Folge fleißiger Beobachtung der Neigungen ſeines Sohnes. Der Umſtand, daß derſelbe immer am liebſten mit Geiſtlichen zu ſprechen pflegte, daß er ſich oft mit theologiſchen Büchern beſchäftigte, daß er ſeine Mitſchüler immer zur Gottesfurcht ermunterte, und jeden Fehler, vorzüglich jede Unachtſamkeit beim öffentlichen Gebete ſtreng tadelte. — Dies alles lies ihm bei der Beſtimmung der Lebensart deſſelben keinen Zweifel übrig.

Ueberhaupt mußte man unſerm Calvin auch von katholiſcher Seite, auf welcher man ſich doch alle Mühe gab, alle Gegner zu verkleinern, und ihnen einige Flecken anzuhängen,

wenn sie der Sache nur irgend einen Schein der Wahrscheinlichkeit geben konnten, das Zeugnis einer frommen und wohlzugebrachten Jugend geben.

Seine Frömmigkeit, in Verbindung mit einem anhaltenden unermüdeten Fleiße, fand auch gar bald Unterstützung. Schon im zwölften Jahre hatte er durch Fürsprache seiner Freunde eine Pfründe in der Cathedralkirche zu Noyon erhalten, und jetzt, nachdem er kaum sein achtzehntes Jahr angetreten hatte, vertraute man ihm an eben dem Orte, wo sein Vater geboren worden war, zu Pontl' Eveque eine Pfarrstelle, die er zu aller Befriedigung verwaltete. Dieses Amt, von dem ihn eigentlich seine zu große Jugend ausgeschloßen hätte, verdankte er einer gelehrten öffentlichen Unterredung, die wegen der Geschicklichkeit und dem Scharfsinne, den er dabei zeigte, ihm allgemeinen Beifall erwarb. Es konnte der Fall sein, daß man in dem jungen Menschen einen Mann zu finden glaubte, wie man ihn damals brauchen konnte. Man betrachtete vielleicht sei-

nem

nen Scharfſinn und ſeine Beredſamkeit als Mittel, die damals ſchon hier und da angefochtenen Lehren der römiſchen Kirche zu ſchützen und zu vertheidigen, und ſuchte ihn daher, ſo wenig man auch ſeinen Entzweck nachher bei ihm erreichen konnte, durch zuvorkommende Freundſchaft zu gewinnen. Wenn man aber auch dieſe ſeine Beförderung ſo tiefen Blicken ſeiner Gönner nicht zuſchreiben will, ſo hatte ſein Fleiß ſchon Anſprüche auf Belohnung zu machen. Er ſelbſt pflegte ſich dieſer erſten Ernennung zum Predigeramte immer mit Vergnügen zu erinnern, indem er ſagte: „eine einzige Diſputation machte mich in Frankreich zum Pfarrer.“ Welche noch weit ſonderbarere Urſachen müßten nicht viele andere von ihren Beförderungen angeben, wenn ſie die Wahrheit ſagen wollten!

## Zweites Kapitel.

### Er entschließt sich, die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren.

Aber mitten in dieser Laufbahn, deren sich wenige rühmen konnten, und auf der er sich so viel Glück zu versprechen Ursache hatte, hielt ihn sein Verwandter, Robert Olivetan, auf. Dieser Mann, der viele Kenntniße sich erworben, und, zum Beweise davon, unter andern die hebräische Bibel übersetzt hatte, machte ihn erst mit der Bibel bekannt, die er bisher noch nicht gesehen und gelesen hatte. Meine Leser werden sich billig wundern, wenn ich von einem Manne, der schon ein geistliches Amt, eine Pfarrstelle, bekleidete, noch erst erzähle, er sei späterhin mit der Bibel bekannt worden. Und diese Verwunderung wird nur dann aufhören, wenn man mit den damaligen Zeiten einige Bekanntschaft gemacht hat. Dann erst wird man wissen, in welcher traurigen Lage man sich damals befand, und in welchem Dun-

kel damals alles, was Christenthum und Religion betraf, eingehüllt war. Die Bibel, diese reichhaltige Quelle aller wahren Verehrung und Anbetung Gottes, war nicht etwa in aller Händen, wie sie es in unsern Zeiten ist. Sie war vielmehr eine wahre Seltenheit. Man kannte sie nur aus einigen abgebrochenen Erzählungen und Gemählden, die in den Kirchen und Klöstern aufgehängt waren. Es gieng so weit, daß man Prediger sein konnte, ohne jemals die Bibel gelesen zu haben. Wem daran gelegen ist, sich von den Vorzügen unserer Zeiten vor jenen zu überzeugen, und das Glück, das unser Zeitalter genießt, anzuerkennen, der darf nur hierin eine kurze Vergleichung anstellen. Der Erfolg dieser Vergleichung kann kein anderer sein, als inniger Dank für dieses neue Licht in der Religion, das uns die Vorsehung hat anzünden laßen.

Ein Wunder war es also nicht, wenn selbst Calvin mit der Bibel noch unbekannt gewesen war. Aber nun stelle man sich auf der einen Seite Calvins Lernbegierde und Religions-

gionsliebe, und auf der andern Seite die sich ihm darbietende Gelegenheit vor, eine Bibel in die Hände zu bekommen, und urtheile, mit welchem Eifer er sie gelesen und studiert haben wird. Die Begierde, sie zu lesen und die Freude, das Buch der Religion nun endlich zu besitzen, war so groß, daß er viele Tage hindurch nicht essen und trinken wollte. Sein erstes Bemühen war, die Lehren der römischen Kirche, an denen er bisher so fest gehangen hatte, mit denen in der heiligen Schrift gefundenen Wahrheiten zu vergleichen. Und hier entdeckte er sogleich mancherlei Abweichungen und Misbräuche, von denen er in der Schrift keine Bestätigung fand. Bei dieser Untersuchung und Vergleichung gieng er, wie er selbst gesteht, anfänglich mit einer gewißen Aengstlichkeit und Schüchternheit zu Werke, die ihn nicht sogleich einen gewißen und entscheidenden Entschluß fassen ließ. Er schwankte hin und her, und kam von einer Ungewißheit zur andern. Die Lehren der römischen Kirche hatten in seinem Gemüthe so tiefe Wurzel gefaßt, und waren schon durch die erste Erziehung seinem

Herzen

Herzen so theuer geworden, daß er sich nicht sogleich, der mannichfaltigen dagegen ihm aufstoßenden Zweifel ohngeachtet, davon losreißen konnte.

Wer legt auch gern Meinungen ab, die ihm in der Jugend als wahr und unerschütterlich vorgestellt worden sind, vorzüglich dann, wenn sie mit der Religion im genauesten Zusammenhange stehen.

Ueberhaupt ist nicht zu fürchten, daß jemand im Ernst diese seine Aengstlichkeit und strenge Gewißenhaftigkeit tadeln oder für Fehler halten wird, die vielmehr dem eine unerläßliche Pflicht seyn muß, der die Wahrheit oder Falschheit von Glaubenssachen und Religionsmeinungen prüfen und abwägen will.

Doch hatte eben genannter Robert um Calvin nicht nur das Verdienst, daß er ihm die Bibel zu lesen gab, sondern er machte ihn auch mit den Meinungen der damals schon allmählig sich verbreitenden Reformirten bekannt.

Und

Und diese fanden in eben dem Maaße in seinem Herzen Eingang, in welchem sie ihre Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift zu haben scheinen, so daß er es nach und nach über sich vermochte, seine Anhänglichkeit an manche Vorurtheile der römischen Kirche zu bekämpfen. Die Schädlichkeit und Vernunftwidrigkeit mancher Lehrsätze wurde ihm so einleuchtend, daß er es immer mehr wagte, sie für Irrthümer zu erklären, und ihnen seinen Beifall zu entziehen. Nichts war ihm jedoch verabscheuungswürdiger, als die Bemühung mancher seiner Amtsbrüder, geflißentlich Aberglauben unter dem Volke zu unterhalten und von seiner Unwißenheit und Leichtgläubigkeit Vortheile zu ziehen.

Der Erfolg seiner neuen Einsichten und Kenntniße war, daß er es bereuete, seine Pfarrstelle angenommen zu haben, und wider seine beßere Ueberzeugung manche unnütze Gebräuche und schädliche Irrthümer bei ihrem Ansehen unterstützen zu müßen. Ja er bereuete es nicht nur, sondern — man denke, wozu er sich entschloß!

ſchloß! — legte auch wirklich ſein Amt nieder, und faßte den Vorſatz, die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudieren.

Man kann leicht denken, daß er dieß nicht ohne Zuziehung ſeines Vaters that. Dieſer aber, dem er es entdeckte, war ſo weit entfernt ſeinen Vorſatz zu mißbilligen, daß er ihn vielmehr dazu aufmunterte. Wenn einige Geſchichtſchreiber dagegen die Sache ſo erzählen, daß ſie dieſen Entſchluß des jungen Calvins faſt ganz von dem Willen des Vaters, der das Studium der Rechtsgelehrſamkeit für einen weit leichtern Weg zu Reichthümern und Ehrenſtellen betrachtet hätte, abhängig machen, ſo ſcheinen ſie theils dasjenige zu vergeſſen, was wir von der Einſicht und dem Verſtande des Vaters wißen; theils aber auch das überſehen zu haben, was Calvin ſelbſt an mehrern Orten zur Erklärung jener geſchwinden Veränderung ſagt. „Ich weiß ſelbſt nicht, ſpricht er unter „andern, was damals in meinem Innerſten „vorgieng. Ich konnte meines Herzens wegen „nicht bleiben.“ daß indeßen der Vater auch

einigen Antheil an dem Entschlusse Calvins gehabt haben, und vielleicht auch aus dem angeführten Grunde etwas dazu beygetragen haben mag, scheint deswegen nicht unwahrscheinlich weil er es überaus gern sah, wenn man seinen Sohn lobte. Ueberhaupt berechtigen mancherlei Umstände zu der Vermuthung, daß der Vater selbst den Meinungen der Reformirten nicht abgeneigt gewesen ist, und schon mit einigen von dieser Parthei in Correspondenz gestanden hat.

Doch dem sei, wie ihm wolle! Genug Calvin gieng wirklich aus eigener Entschließung nach Orleans und studierte die Rechte. Und auch diese Wißenschaft fand an ihm einen fleißigen Schüler und Verehrer. Denn er erwarb sich davon bald eine so genaue Kenntnis, daß er die Aufmerksamkeit aller auf sich zog. Nach Verfluß einiger Zeit hielt er oft selbst statt der Professoren öffentliche Vorlesungen, und gleichzeitige Schriftsteller versichern, man sei ungewiß gewesen, ob man ihn unter die Klaße der Studenten oder der Professoren setzen sollte.

Und

Und auch Calvin bestätiget die schon oft gemachte Bemerkung, daß Männer von Geist und Kopf auch dann, wenn sie sich auf Dinge legen, die ihre Hauptbeschäftigung nicht eigentlich zu sein schienen, doch den gewöhnlichen Kopf hinter sich zurücklaßen.

Einen Beweis von seinem Fleiße und Geschicklichkeit in der Rechtsgelehrsamkeit kann schon der Umstand abgeben, daß man ihm von freien Stücken die juristische Doctorwürde anbot, ohne daß er etwas dafür bezahlen sollte. Ob er von diesem ehrenvollen Anerbieten Gebrauch gemacht habe, sieht man aus folgenden Zeilen, die er an einen seiner Freunde schrieb: „Orleans will mich zum Doctor machen. „Ich würde es annehmen, wenn ich entweder „stolz wäre, oder diese Ehre wirklich verdiente. „Beides ist bei mir der Fall nicht. Und was „das letztere betrift, sollen noch erst andere „Schulen mich wirklich zum Doctor geschickt „machen." Und was er hier schreibt, that er auch wirklich. Er verlies Orleans, um nach Bourges zu gehen, und daselbst den so be-

rühmten, aus Italien dahin berufenen Rechtsgelehrten, Andreas Alciatus zu hören. Orleans war indeßen doch der Ort, wo er ſich recht gebildet hatte. Denn ohngeachtet er den größten Theil ſeiner Zeit daſelbſt der Erlernung der Rechte gewidmet hatte, ſo erhielten auch ſeine theologiſchen Kenntniße hier viele Bereicherung und Verbeßerung. Alle, die beſſere und reinere Einſichten in der Religion zu erlangen wünſchten, kamen zu ihm, um ſich belehren zu laßen, und verließen ihn nie, ohne die größte Hochachtung und Bewunderung ſeiner Einſichten empfunden zu haben.

Gelehrſamkeit und Kenntniße mußten aber auch die ganz natürliche Folge einer ſolchen Anſtrengung und Arbeitſamkeit ſein, die man an ihm bemerkte. Um nicht in ſeinem Fleiße gehindert zu werden, aß er überaus wenig, vorzüglich des Abends, ſaß dann bei ſeinen Büchern bis in die halbe Nacht; er erwachte zwar ſehr frühe wieder, ſtand aber nicht eher aus dem Bette auf, als bis das, was er den Abend zuvor geleſen und gelernt hatte, im Gedächtniße

niße wiederholt war. Personen, die damals mit ihm umgiengen, sind öfters Zeugen davon gewesen. Er verlor oft dadurch die Freundschaft derer, die ihn kannten, daß er es gewöhnlich übel aufnahm, wenn er etwa durch ihre freundschaftlichen Besuche in seinen Arbeiten gestört wurde.

Ein solcher Fleiß, der Ruhe und Vergnügen willig verläugnete, mußte freilich seiner immer weitern Geistesbildung äußerst zuträglich sein. Aber vielleicht war er auch die ganz natürliche Ursache seiner schwächlichen Leibesconstitution und so mancherlei Krankheiten, denen er unterliegen mußte.

Auch zu Bourges bewies er die ihm nun einmal gewohnte Thätigkeit. Und vielleicht wäre er ohne den Aufenthalt an diesem Orte das nicht geworden, was er wirklich wurde. Er machte daselbst eine Bekanntschaft, die ihm äußerst nützlich wurde.

Melchior Wollmar, ein überaus gelehrter Mann, von Geburt ein Deutscher, war da-

daselbst Professor. Von diesem seinen Freun, de — denn Forscher und Kenner der Wahrheit werden bald für einander eingenommen, und durch das gemeinschaftliche Ziel, das sie suchen, verbunden'— gewann er nicht nur eine noch ausgebreitetere Kenntnis der ältern Sprachen; er wurde auch von ihm in seinen neuen Religionsmeinungen befestiget. Wollmars Verdienst war es, daß er nun sich ganz von einigen Lehrsätzen der römischen Kirche trennte, und die Meinungen der Reformirten ihm immer annehmlicher wurden. „Wollmar so sagt er selbst an einem Orte, hat an meinem Glauben großen Antheil."

Man kommt gewöhnlich in Versuchung, neue aufgestandene Wahrheiten auch andern mitzutheilen, wenn man von ihrer Wichtigkeit sich überzeugt hat. Dies war auch der Fall bei ihm. Seine neuen Ueberzeugungen in der Religion versuchte er schon durch Predigten, die er in der umliegenden Gegend von Bourges hielt, öffentlich bekannt zu machen. Ueberall fand er grossen Beifall. Unter andern machte

te ihm ein gewiſſer Herr von Liniers, auf deſſen Gute er einmal gepredigt hatte, das Compliment: „ich habe noch nie in einer Kirche „ſo viel neues und ſchönes gehört, als heute in „der Ihrigen. Man ſchätzte ſeine Verdienſte in der That ſo ſehr, daß man ihn freundſchaftlich bat, in Bourges als öffentlicher Profeßor zu bleiben, wozu er auch eben nicht abgeneigt zu ſein ſchien.

Allein eine Veränderung, die ſich in ſeiner Familie zutrug, beſtimmte ihn, dem allgemeinen Wunſche entgegen, dieſen Ort zu verlaſſen. Und dies war die ganz unerwartete Nachricht von dem Tode ſeines rechtſchafnen Vaters. Er erhielt dieſe gerade, als er einmal gepredigt hatte. „Ach, ſprach er, wenn ich nur nicht „meinen Vater zu Tode gepredigt habe!“ Um dieſen ſeinen Ausruf zu verſtehen, muß man wiſſen, daß lange Zeit ſchon ihm der Vater das Predigen widerrathen hatte, weil er von den neuen Religionsmeinungen des Sohnes fürchtete, ſie möchten, wenn er ſie öffentlich äußerte, demſelben Feinde und Ankläger zuzie-

ziehen. Selten hat ein Sohn so sehr den Tod seines Vaters betrauert, als er. Bis in sein spätestes Alter machte er es sich zum Gesetz, noch zuweilen die Briefe seines Vaters an ihn durchzulesen, und sich dabei dankbar seiner zu erinnern. Ein Geschäft, von dem er selbst ungewiß war, ob es ihm mehr Vergnügen oder Schmerz verursachte. Gleich bei der ersten Nachricht davon fühlte er den Schmerz über diesen Verlust so tief, daß er augenblicklich in seine Vaterstadt Noyon eilte.

Beim Eintritte in diese Stadt begegnete ihm einer seiner Bekannten, und erzählte ihm die traurige Nachricht, die er schon wußte. „Ach, antwortete er, den Vater hätte ich noch gerne verloren. Aber das schmerzt mich, daß mir an ihm der beste Freund und Rathgeber verloren gieng.“

Der Aufenthalt an seinem Geburtsorte, der nun nach dem Tode seines Vaters so viel traurige Erinnerungen für ihn enthielt, war ihm auch so unangenehm, daß er nach Verfluß

einiger

einiger Zeit, nachdem er die geringe Verlassenschaft seines Vaters in Ordnung gebracht hatte, sich entschloß nach Paris zu gehen.

---

## Drittes Kapitel.

### Er verbreitet zu Paris seine neuen Religionsmeinungen.

Er war ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren, als er daselbst ankam. Und es wird ein seltner Fall sein, wenn Gelehrte schon in diesem Alter einen so weit ausgebreiteten Ruhm besitzen. Auch hier in Paris kannte man seinen Namen und seine Verdienste schon, so daß alle, die dem reinern Christenthume zugethan waren, und sich von so manchen herrschenden Vorurtheilen losgemacht hatten, seinen Umgang und Unterricht suchten. Er hielt in den Zusammenkünften der Reformirten, in denen man sich aus Furcht vor Verfolgungen und Bedrückungen nur heimlich versammelte, öfters Reden, worin er sie in ihren Ueberzeugungen zu befestigen, und wegen der drohenden Gefahren zu trösten versuchte.

suchte. Personen, die dabei gegenwärtig waren, konnten nicht genug die Kraft und die Würde rühmen, mit der er seine Ermunterungen unterstützte. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ mit diesen Worten schloß er gewöhnlich jene Reden. Worte, die ihren Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer nicht verfehlen konnten. Sein Einfluß auf die reformirte Parthei zu Paris war so groß, daß man alles von seinem Gutdünken abhängig machte. Als daher einer von jener Parthei von der Obrigkeit zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde, so erklärte dieser ausdrücklich, er wolle zwar sich sehr gern dazu verstehen, nur müße er erst seinen Freund Calvin um sein Gutachten darüber fragen. Eher gäbe er nicht das geringste von seinem Vermögen weg.

Seine einzige Beschäftigung war überhaupt jetzt die Religion, deren Wahrheiten er immer mehr nachzuforschen sich bemühte. Weniger legte er sich von nun an auf andere Wissenschaften, weil, wie er sich ausdrückte, keine Wissenschaft so von Menschen verfälscht worden sei.

als die Religion. Um so schmerzlicher war es für ihn, zu sehen, mit welcher Grausamkeit und Strenge gerade diejenigen, die bessere Einsichten in derselben erlangen wollten, behandelt wurden. Sein Schmerz darüber veranlaßte ihn, eine Erklärung der zwei Bücher des Seneka: von der Gnade, herauszugeben. Nächst der heiligen Schrift war dieser alte heidnische Philosoph sein Lieblingsschriftsteller; ein Mann, der eine strenge Tugendlehre in seinen Schriften vorträgt, die unserm Calvin überaus wohl gefiel, weil sie nicht allein mit seinen Gesinnungen und Meinungen viel Uebereinstimmung hatte, sondern auch, weil er glaubte, daß sie sich am meisten der christlichen Moral nähere. Seine Absicht bei der Herausgabe jenes Buches war ganz unverkennbar. Er wollte darinn vorzüglich seine Landsleute zur Duldung und Liebe gegen Andersdenkende in Religionssachen ermuntern, und zeigte, daß Vernunft und Christenthum von jedem, der als Mensch und als Christ handeln will, die Beobachtung jener Tugenden als eine unerläßliche Pflicht fordern. Das war ein Wort zu seiner

Zeit

Zeit geredet, das dem Verstande und dem Herzen Calvins nicht geringe Ehre machte! Schade, daß er späterhin selbst diesen Grundsätzen, die er so schön und nachdrücklich predigte, nicht ganz getreu blieb!

Sein Buch erregte Aufsehen; aber dies war auch alles. Die Gemüther waren gegen die Reformirten viel zu sehr erhitzt, der Privathaß einiger Personen von der verfolgenden Parthei viel zu groß, die damals herrschende Denkungsart auf solche Lehren viel zu wenig vorbereitet, als das seine Ermahnungen hätten befolgt werden können.

Calvin hatte den Grundsatz, das, was er für wahr erkannte, nie zu verschweigen. Und eben dieser Grundsatz hätte ihn bald selbst in große Gefahr bringen können, wie nachfolgende Geschichte beweiset.

Michael Cop, Rector der Universität zu Paris, war einer seiner vertrautesten Freunde. Dieser Mann hielt, wie es sein Amt jährlich

mit

mit ſich brachte, am erſten November zum Feſte Allerheiligen eine öffentliche Rede, worin er die Meinungen der Reformirten mit vieler Billigung und Lobeserhebung berührte. Was war natürlicher zu erwarten, als daß dies von katholiſcher Seite nicht würde gut aufgenommen werden? Vorzüglich konnte es manchem heiligen Eiferer von jener Parthei nicht gleichgültig ſein, eine entgegengeſetzte Lehre öffentlich loben zu hören. Das konnte ohnmöglich ungeahndet bleiben. Man verklagte ihn beim Parlamente, und erhielt auch die Genugthuung, daß genannter Cop ſich auf deſſen Befehl ſtellen und von jener gehaltenen Rede, ſo wie von ſeinen Ueberzeugungen in der Religion überhaupt Rede und Antwort geben ſollte. Cop, ein ſonſt unerſchrockener muthiger Mann, beſaß Kraft und Standhaftigkeit genug, dies wirklich thun zu wollen, ohngeachtet er ſich im voraus von ſeiner Rechtfertigung, ſo gut ſie auch ausfallen möchte, wenig Erfolg verſprechen konnte. Nur erſt, als er ſchon auf dem Wege zum Parlamente war, konnten ihn ſeine Freunde dahin

ver-

vermögen, seinen Feinden zuvorzukommen und die Flucht zu ergreifen.

Weil man aber den nicht ungegründeten Verdacht geschöpft hatte, daß Calvin der eigentliche Urheber jener so anstößigen Rede gewesen sei, und sie seinem Freunde Cop zum Vorlesen mitgetheilt habe, so suchte man sich für den Unwillen über Cops Flucht wenigstens dadurch schadlos zu halten, daß man Calvins sich bemächtigen wollte. Man wirkte also die Erlaubnis aus, ihn zu arretiren, fand ihn aber von ohngefähr nicht zu Hause. Ich sage: von ohngefähr, und folge dabei dem, was Calvin oft seinen Freunden versichert hat, denen er das Gegentheil zu verheimlichen gewiß keine Ursache hatte; ohngachtet ich weiß, daß dagegen von einigen seiner Gegner Einwendungen sind gemacht worden, nach welchen er von der bevorstehenden Gefahr Nachricht bekommen, und, um ihr zu entgehen, absichtlich seine Wohnung vermieden habe. Wem übrigens daran liegt, in dieser Kleinigkeit Gewißheit zu erhalten, dem

will

will ich es gern überlaſſen, hierinnen ſeinen Scharfſinn zu üben.

Indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß man alle ſeine Briefſchaften unterſuchte, wodurch viele ſeiner Freunde und Bekannten, die mit ihm über Dinge der Religion Briefe gewechſelt und darinnen allzufreie, den Katholiken entgegenſtehende Meinungen zu erkennen gegeben hatten, in große Gefahr kamen. Und Calvin ſelbſt würde gewiß der Verantwortung und dem Zorne ſeiner Feinde nicht entgangen ſein, wenn nicht die Königin von Navarra, die Schweſter des Königs von Frankreich, eine Dame von vielem Verſtande nicht nur, ſondern auch voll von reiner Liebe gegen die Religion, und von beſonderer Zuneigung gegen die Reformirten, ihn in ihren Schutz genommen hätte. Sie unterredete ſich ſelbſt mit ihm oft über Religion und Chriſtenthum, und bewies ihm unſäglich viele Gnade und Gewogenheit.

Und doch konnte ſie bei allem ihren Anſehen ihren Schutz nicht ſo weit ausdehnen, daß er

länger

länger ſicher und ungeſtört in Paris verweilen durfte. Einen ſolchen Grad hatte ſchon der Haß und die Erbitterung ſeiner Gegner erſtiegen! Verfolgt von ihnen, ſah er ſich genöthiget, Paris zu verlaſſen und bei ſeinen Freunden in Frankreich herumzureiſen.

Auch außerhalb Paris war er nicht unthätig. Wo er hinkam, wurde er dadurch nützlich daß er ſeine beſſern Einſichten in der Religion verbreitete, und an der Ausrottung des Aberglaubens arbeitete. In dieſer Abſicht ſchrieb er einige Predigten, die er einigen Pfarrern gab, um ſie Sonntags vorzuleſen, und dadurch das Volk immer mehr auf die herſchenden Irrthümer aufmerkſamer und dem Glauben der Reformirten geneigter zu machen.

Unter andern fielen dieſe Predigten einem vornehmen begüterten Manne in die Hände, der durch ſie ſo für Calvin eingenommen wurde, daß er, ſeiner kränklichen Leibesconſtitution ohngeachtet, die beſchwerlichſte Reiſe unternahm, um ihren Verfaſſer kennen zu lernen, der, wie

er

er verſicherte, ſein Fleiſch in Geiſt und ſeine Unwiſſenheit in Weisheit verwandelt hätte. So hatte er auch Gelegenheit nach Nerac zu dem berühmten Lefebre von Etaples, einem aufgeklärten, einſichtsvollen Greiße, zu kommen, der, ſo wie Calvin ſelbſt, einiger neuer Lehren in der Mathematik wegen von den Pariſer Theologen als ein Kätzer vertrieben worden, und nur durch die Gnade und Verwendung jener genannten Königin von Navarra gröſſern Uebeln entgangen war. Man kann beurtheilen, mit welchen Empfindungen dieſer gute Alte den jungen Calvin werde aufgenommen haben. Beide ſprachen von nichts, als von ihren Bemühungen, dem reinern Chriſtenthume aufzuhelfen, und der Wahrheit ihre Dienſte zu widmen. Beide tröſteten einander über die erlittenen Verfolgungen, insbeſondere klopfte der alte Lefebre dem jungen Calvin mit den Worten auf die Schulter: „Ich bin alt und kann Chriſto „nichts mehr nützen. Aber du wirſt und kannſt „eine Stütze der Wahrheit und des Reichs Got„tes werden. Der Segen des Allmächtigen „ſei mit dir!“ Wer von meinen Leſern wird

nicht wünschen, dieſer rührenden Scene gegenwärtig geweſen zu ſein?

Durch die Reden dieſes Mannes geſtärkt, hatte er ſogar den Muth, im Jahre 1534. noch einmal nach Paris zu gehen.

Hier hätte es beinahe der Zufall gewollt, daß er den bekannten Servet geſprochen hätte, einen Mann, mit dem meine Leſer in der Folge mehr Bekanntſchaft machen werden, und gegen welchen Calvin ſich nachher ſo heftig erklärte. Beide wollten ſich über Religionsſachen unterreden, und ſich vielleicht in ihren Meinungen vereinigen. Jederman wird mit mir bedauern, daß dieſe verabredete Unterredung nicht zu Stande kam. Vielleicht daß ſie den nachherigen für Servet ſo traurigen Ereigniſſen vorgebeugt hätte! Indeſſen ſoll letzterer dieſe Unterredung aus Furcht vermieden haben, ſo wie auch Calvin nicht weniger Urſache hatte, von ſeiner Gegenwart in Paris nicht viel laut werden zu laſſen. Denn die Verfolgungen gegen die Reformirten hatten noch lange nicht aufgehört.

Viele Personen, die dieser Parthei ergeben waren, wurden lebendig verbrannt, und die, welche nicht ein gleiches Unglück erdulden mußten, hatten nur ihre Rettung der Verheimlichung ihrer Meinungen zu verdanken. Man hatte einige Zeddel an den Straßen zu Paris, und sogar an die Thüre des königlichen Schlafgemachs angeschlagen, worin man die Unzuläßigkeit mancher papistischer Lehrsätze darzuthun suchte, und vorzüglich die Misbräuche der sogenannten Messe der Katholiken, mit vieler Freimüthigkeit angrif.

Diese Handlung, die freilich nicht wenig Kühnheit verrieth, erregte den Unwillen Franz des ersten, Königs von Frankreich, ausserordentlich, den man von katholischer Seite durch verschiedene Verläumdungen nur noch vermehrte. Ueberhaupt hat es das Ansehen, daß die Geistlichen am Hofe an dem Verfahren des Königs großen Antheil hatten.

Der König ließ nicht nur viele, die der Anhänglichkeit an reformirte Meinungen überführt

werden konnten, hinrichten, sondern bestimmte auch einen gewissen Tag, an welchem jene Sünde, die man durch die angeschlagenen Zedel an dem katholischen Glauben begangen habe, gleichsam ausgesöhnt und verbeten werden sollte. Er selbst gieng an diesem Tage mit seinen drei Kindern, in bloßem Haupte, eine brennende Fackel als das Sinnbild der Reinigung in der Hand tragend, in der Stadt herum, und betheuerte eidlich, daß er auch seine eigenen Kinder nicht verschonen würde, wenn sie sich etwa von den kätzerischen Lehren der Reformirten anstecken ließen. Ein Verfahren, das mit zu den vielen Beweisen von Unduldsamkeit und Intoleranz gegen fremde Religionspartheien gerechnet werden muß, die so häufig in der Geschichte jener Zeiten vorkommen!

---

## Viertes Kapitel.

### Er verläßt sein Vaterland und geht nach Basel.

In dieser Lage der Sachen war es freilich für Calvin nicht thunlich, länger in Paris zu verweilen, wenn er nicht muthwillig sich in Gefahren stürzen und sein Leben aufopfern wollte. Eben so wenig konnte er sich Sicherheit an einem andern Orte in seinem Vaterlande versprechen, da in alle Gegenden Frankreichs die strengsten Befehle gegen die Reformirten ergangen waren. Ungern, aber der Nothwendigkeit zu Folge, entschloß er sich also sein Vaterland einstweilen zu verlassen. Denn er glaubte immer noch, daß bald die Verfolgungen aufhören, und die Wahrheit freien Eingang finden würde. Im Gefühl des Schmerzes über seine Auswanderung schrieb er noch vor seiner Abreise an einen seiner Bekannten: „Man treibt mich aus „dem Lande meiner Geburt. Ich gestehe es, „mich schmerzt es, und jeder Fußtritt, den ich

„nach

„nach der Grenze thue, kostet mich eine Thräne. „Aber es mag sein! denn verdient es die Wahr„heit nicht, in Frankreich wohnen zu dürfen, so „verdiene ich es noch weniger. Das Schicksal, „das sie hat, will auch ich mir gern gefallen „lassen.“

Ein Freund war sein Begleiter auf seiner Auswanderung. Beide hatten die Absicht, durch Lothringen nach Basel zu gehen. Unterwegens begegnete ihnen jedoch ein Zufall, der beide in nicht geringe Verlegenheit setzte. Ihr Bediente, den sie mitgenommen hatten, ein Mensch, von dem sie sich nichts böses vermutheten, stieg auf einmal vom Wagen, warf den Kutscher vom Pferde, und gieng dann, nachdem er nichts mehr von diesem zu besorgen hatte, auf seine Herren los, jedoch ohne etwas weiter als ihre Beutel zu verlangen. Gelehrte sind immer keine großen Klopffechter. Dies und das Unerwartete der Sache brachte sie bald dahin, in sein Verlangen willigen, und ihr ganzes Geld ihm geben zu müssen. Mit diesem ergrif er die

Flucht,

Flucht, ohne daß man jemals ſeiner habhaft werden konnte.

Wer in ähnlichen Fällen geweſen iſt, wird leicht ihre traurige Lage beurtheilen können. Ein Glück, daß die Sache auſſer dem Geldverluſte ſonſt weiter keine nachtheiligen Folgen hatte, und daß der wieder zu ſich ſelbſt gekommene Kutſcher etwas weniges Geld bei ſich führte, das ſie ſich borgten, und mit dieſem wenigen ihre Reiſe doch noch fortſetzen konnten.

Das merkwürdigſte bei dieſer Plünderung war, daß der Menſch, der dieſen treuloſen Streich verübte, nur kurz vorher von Calvin aus der Urſache als Bedienter war angenommen worden, weil er Liebe zu den reformirten Meinungen geäußert hatte. Ein neuer Beweis, wie oft der Uebergang von einer Religionspartei zur andern, vorzüglich bei der niedern Volksklaſſe, unedle und eigennützige Abſichten zum Grunde hat. Ungegründet war aber vielleicht der Argwohn Calvins, wenn er glaubte, es ſei dies auf Anſtiften ſeiner Feinde geſchehen, die

die ihre Absichten auf sein Leben durch diesen an ihn abgeschickten Menschen hätten ausführen wollen, da letzterer sich blos mit seinem Geldbeutel begnügt habe.

Calvin war kaum zu Basel angekommen, als er auch hier schon Freunde und Gönner fand, ohngeachtet er sich vorgenommen hatte, unbekannt und in der Stille zu leben, und blos seinem Studieren obzuliegen. Aber Männer von Werth und Verdiensten werden immer gesucht und hervorgezogen, wenn andere, die fähig sind, Verdienste zu schätzen, von ihnen Kenntnis bekommen.

Manche Gelehrte haben den Eigendünkel, schon alles wissenswürdige erlernt zu haben. Ein Wahn, der, so wie überhaupt jeder Kunst als auch insbesondere der wahren Gelehrsamkeit sehr nachtheilig ist. Von diesem Eigendünkel war niemand mehr, als Calvin frei. Wo er Gelegenheit hatte, seine Kenntniße zu vermehren, da ließ er sie gewiß nicht ungenützt vorbei. So verschafte er sich noch zu Basel eine

genaue

genaue Bekanntſchaft mit der hebräiſchen Sprache, die er einem gelehrten Theologen für unentbehrlich hielt.

Aber das wichtigſte ſeiner Arbeiten zu Baſel war ein Buch, das er in lateiniſcher Sprache ſchrieb und den Titel führt: Unterricht in der chriſtlichen Religion. Ein Werk, das nicht allein viele Gelehrſamkeit und eine ausgebreitete Kenntnis der Theologie verrieth, ſondern auch manchen damals herrſchenden Misbräuchen entgegen arbeiten ſollte. Allein was faſt noch wichtiger als das Buch ſelbſt iſt, war die vortrefliche Vorrede, mit welcher er es begleitete, und es dem Könige von Frankreich widmete. Er hatte dabei den Zweck, ihm die traurige Lage ſeiner Unterthanen zu ſchildern, und ihm Gelindigkeit gegen die reformirtgeſinnten zu empfehlen. Das Buch ſelbſt ſollte eine Rechtfertigung für die Richtigkeit und Wahrheit ihrer Meinungen und eine Schutzſchrift ihres Glaubens ſein. Der unglückliche Zuſtand eines Theils ſeiner Landsleute ſchwebte dem theilnehmenden Calvin zu ſehr vor Augen,

als daß er nicht alle Mittel hätte versuchen sollen, um ihr Elend zu vermindern.

Es hat das Ansehen, als ob er sich viel Erfolg von diesem Entschlusse versprochen habe. Und er konnte Ursachen zu dieser Erwartung haben. Denn er kannte den König als einen Mann, der Einsicht und Verstand genug besaß, um eine Sache nicht einseitig zu beurtheilen, und der allein ohne fremde Mitwirkung gewiß anders gehandelt hätte, wenn Könige immer allein handeln wollten. Allein er täuschte sich, und sein Unternehmen blieb ohne Erfolg; es sei nun, daß der König das Buch wirklich las, und sich von der Wahrheit der darin aufgestellten Grundsätze nicht überzeugen konnte — woran man billig zweifeln möchte — oder daß es als ein verführerisches und kätzerisches Buch gar nicht in seine Hände hat kommen dürfen.

Auf jeden Fall war diese Zueignung eine Sache, die nicht weniger Calvinen als dem Könige Ehre machte. Insbesondere bleibt die schöne Vorrede nicht allein von Seiten ihrer aus-

ausgezeichneten Beredsamkeit, sondern auch der darin bewiesenen Klugheit unvergeßlich, und macht uns so sehr mit seiner ganzen Denkungsart und Charakter bekannt, daß ich kaum zweifle, den Freunden Calvins dadurch ein Vergnügen zu machen, wenn ich einige Stellen aus derselben in einer freien Uebersetzung aus dem Lateinischen hier ausbebe:

„Bei der Verfertigung dieses Buches war „ich weit von dem Gedanken entfernt, es Ew. „Majestät zu überreichen. Meine Absicht gieng „blos dahin, einen kurzen Unterricht für solche „aufzusetzen, die eine richtige Kenntnis der Re„ligion zu besitzen wünschen. Und diese Arbeit „unternahm ich vorzüglich meinen guten Lands„leuten zu Liebe von denen zwar sehr viele von „inniger Liebe zu Jesum sich durchdrungen füh„len, aber nur wenige von seinen eigentlichen „Lehren gehörig unterrichtet sind. Von dieser „meiner Absicht kann das Buch selbst, sein Vor„trag und Einkleidung der beste Beweis sein. Al„lein die traurige Erfahrung, daß einige Unver„schämte in Ihrem Reiche mit rasender Wuth und

„Frech-

„Frechheit der vernünftigen Religionskenntniß
„entgegenarbeiten, brachte mich auf den Ge-
„danken, jener ersten Absicht auch diese beizu-
„gesellen, Ew. Majestät selbst die ganze Sum-
„me derjenigen Lehren zur Beurtheilung vor-
„zulegen, die jene hitzigen Köpfe mit Feuer und
„Schwert auszurotten suchen. Ich trage kein
„Bedenken, zu gestehen, daß dies Buch gerade
„alle die Meinungen enthält, die man mit Ge-
„fängniß, Landesverweisung und Todesstrafen
„belegt, und ganz von der Erde vertilgen will.
„Auch ist mir nicht unbekannt, welcher Ver-
„läumdungen man sich hat bedienen müssen,
„um Ihnen unsern Glauben in dem nachthei-
„ligsten Lichte vorzustellen. Aber Ew. Maje-
„stät werden selbst überlegen, daß man der
„Unschuld dadurch am leichtesten zu nahe treten
„kann, wenn man blos auf den Ankläger hö-
„ren will. — Sie selbst wissen am besten, daß
„man uns als Verdächtige angiebt, die den
„Königen ihren Scepter nehmen, alle Gerichts-
„stühle umstoßen, alle Obrigkeiten abschaffen,
„alle Einrichtungen und Verfaßungen ändern,
„Ruhe und Frieden stören, den Gesetzen ihre
„Kraft

„Kraft und den Eigenthümern ihre Beſitzungen „rauben wollten. Und Ew. Maj. kommen „noch die wenigſten von den vielen Beſchuldi„gungen zu Ohren, die man gegen uns erdich„tet — Wundern Sie ſich alſo nicht über die „allgemeine Erbitterung gegen uns, die in den „vielen Verläumdungen ihren natürlichen Grund „hat. Und was wird wohl leichter geglaubt, „als Verläumdungen? — Wundern Sie ſich „nicht, wenn ſelbſt rechtſchafne Männer uns „haſſen, wenn alle Richter ihre Urtheile zu un„ſerm Nachtheile ſprechen, und doch dabei „glauben, nichts als ihre Pflicht gethan zu „haben. — Ungerecht iſt daher meine Bitte „nicht, wenn ich Ew. Maj. anflehe, unſere „Sache von neuem zu unterſuchen. Was man „bisher zur Unterſuchung derſelben gethan hat, „war mehr ungeſtüme Hitze und Verfolgungs„geiſt, als ruhige Ueberlegung und Prüfung. „Ew. Maj. wollen nicht glauben, daß ich nur „die Vertheidigung meiner ſelbſt führen, und „mir die Rückkehr in mein Vaterland erleichtern „wolle. Denn ſo ſehr ich auch in demſelben zu „leben wünſchte — und welchem Manne von

„menſch-

„menschlichen Gefühlen wäre das nicht zu ver-
„zeihen? — so kostet es mich doch wenig Ueber-
„windung, in der jetzigen Lage der Sachen von
„demselben entfernt zu bleiben. Nein! es ist
„die Sache aller Rechtschaffnen und Frommen,
„für die ich mich verwende, ja die Sache Chri-
„sti selbst, die mehr ohne Ihr Vorwissen, mehr
„durch die Grausamkeiten einiger Heuchler, in
„Ihrem Reiche angefochten und unterdrückt
„wird. Denn so weit ist es schon gekommen,
„daß die Lehre Jesu, wenn auch nicht ganz ver-
„schwunden und vertilgt ist, doch wenigstens
„verachtet und verdunkelt wird, und die weni-
„gen Anhänger derselben entweder auf die grau-
„samste Art hingerichtet, oder des Landes ver-
„wiesen, oder doch so in Furcht gesetzt werden,
„daß sie ihre Ueberzeugungen verheimlichen. —
„Niemand wagt es, einer solchen verfolgenden
„Wuth seine Macht und Ansehen entgegenzu-
„stellen. Und wenn ja einige für Freunde der
„Wahrheit gehalten sein wollen, so glauben sie
„uns unsere Irrthümer übersehen, und uns als
„unvorsichtigen und unklugen Leuten verzeihen
„zu müssen. Denn so bescheiden sind sie, daß

„sie

„ſie das Irrthümer und Unklugheit nennen, was „ſie ſelbſt für die ausgemachteſten Wahrheiten „halten. — So ſchämt man ſich der reinen Leh„re Jeſu! Wenn es nun Ihre Pflicht ſein wird, „Durchlauchtigſter König, einer ſo gerechten „Sache Ihren Schutz nicht zu entziehen, ſo iſt „dies ein Verfahren, das die Wichtigkeit der „Sache ſelbſt erheiſcht. — Sie verdient es, daß „Sie ſie anhören; verdient es, daß Sie ſie un„terſuchen; verdient es, daß Sie darüber ent„ſcheiden! Ein wahrhaft königlicher Gedanke „iſt es, wenn Könige ſich für Diener der Gott„heit halten! Und nicht einem Königreiche, ſon„dern einer Räuberbande würde der vorzuſtehen „ſcheinen, der nicht ſo regiert, daß er Gottes „Ehre zu befördern ſucht. — Von dieſer Unter„ſuchung darf Ew. Maj. der Blick auf unſere Rie„drigkeit nicht abhalten. Wir ſind — das wiſſen „wir — arme geringfügige Leute. — Aber un„ſere Lehre, die wir bekennen, iſt erhaben über „allen Ruhm der Welt, iſt für jede Gewalt un„überwindlich. Denn ſie iſt nicht unſer, ſon„dern die Lehre des lebendigen Gottes und Jeſu „Chriſti, den er zum Herrn der Welt geſetzt hat —

„Un-

„Unsere Gegner begegnen uns zwar mit dem „Einwurfe, als ob wir nicht Vertheidiger son„dern Verfälscher der Religion wären.. Aber „Ihrer Weisheit sei es überlaßen, beim Lesen „dieses unsers Glaubensbekenntnißes zu beur„theilen, in wie fern diese Beschuldigung gegrün„det sei oder nicht. — Lesen Sie alle Theile un„serer Lehre durch, und wir wollen gern für die „größten Bösewichter angesehen werden, wenn „Sie nicht alle unsere Bemühungen dahin ge„richtet finden, unsern Glauben aus der heiligen „Schrift herzuleiten. —

Nun kommt eine ausführliche Beantwortung einiger Einwendungen gegen die Wahrheit der reformirten Lehre, die aber hier zu viel Platz wegnehmen würde. Doch der Beschluß gehört meiner Absicht nach noch hieher:

„Mögten doch jene Beschuldigungen und „Verläumdungen auf Ew. Maj. keinen Ein„druck machen! Wir sollen die Regierungsform „umstoßen wollen; wir, von denen noch nie„mand ein aufrührerisches Wort gehört hat, die

„wir

„wir immer unſer Leben ruhig und in der Stille
„zubrachten, die wir auch jetzt als Flüchtlinge
„aus unſerm Vaterlande Ihnen und Ihrem
„Reiche alles Glück wünſchen. Wir ſollen nach
„der Freiheit ſtreben, ungeſtraft Laſter begehen
„zu können; wir, die wir zwar nicht ganz ta-
„delfrei, aber doch immer mit der Unterſtützung
„Gottes ſo gewandelt haben, daß vielleicht un-
„ſer Leben jenen Verläumdern ſelbſt ein Beiſpiel
„der Mäßigkeit, Güte, Geduld, Demuth und
„des Mitleidens abgeben kann. Und ſelbſt un-
„ſere Feinde haben einigen von uns dies Zeug-
„niß nicht vorenthalten können. — Hier haben
„nun Ew. Maj. das, was zu unſerer Rechtfer-
„tigung dienen kann. Wir wiſſen, Sie ſind
„uns abgeneigt, vielleicht auch gar erzürnt ge-
„gen uns; hoffen aber nichtsdeſtoweniger die
„Wiedererlangung Ihrer Gnade, wenn Sie
„ſich geneigt entſchließen wollten, dieſe unſere
„Schutzſchrift zu leſen. Sollten aber Uebelge-
„ſinnte unſere Bitten verdrängen, und mit Ih-
„rer Erlaubnis fortfahren, gegen uns zu wü-
„then —; ſo werden wir uns als unſchuldige
„Schlachtopfer betrachten, und alles, was uns

„auch begegnen mag, uns gefallen lassen, ohne „dabei jemals in unserer Standhaftigkeit er„schüttert und in unserm Vertrauen auf Gott „wankend gemacht zu werden. — Der König „der Könige befestige Ihren Thron mit Gerech„tigkeit und Ihren Stuhl mit Billigkeit!"

Wer in diesen Aeußerungen nicht die edle Freimüthigkeit Calvins, die von regem Eifer für die Wahrheit beseelt selbst Fürsten und Königen nicht schmeicheln konnte, anstaunen und bewundern wollte, der müßte entweder aus Partheilichkeit schon vorher gegen ihn eingenommen sein, oder selbst sehr wenig Sinn und Gefühl für jene Tugend besitzen.

Jedoch hatte Calvin bei der Ausarbeitung dieses Buches seine Kräfte so angestrengt, daß er noch vor Beendigung desselben in eine schwere Krankheit verfiel. „Ach, schrieb er an einen Freund, „ich will gern sterben, wenn ich nur „erst durch die Vollendung meines Buchs mei„nen Landsleuten die Wahrheit gepredigt hätte. „Denn dann bin ich ja das gewesen, was ein

„jeder

„jeder sein sollte, ein Diener der Wahrheit. „Stirbt auch ihr Diener, so stirbt sie doch nicht! „Sie lebt, und wird in alle Ewigkeiten leben, „so sehr sie auch jetzt unterdrückt wird.“ Er erlangte aber mehr, als er wünschte. Denn er brachte nicht nur sein Werk glücklich zu Stande, sondern erhielt auch seine Gesundheit grösstentheils wieder.

Doch sein immer noch schwächlicher Körper, der durch seine vielen Geistesarbeiten so sehr gelitten hatte, bedurfte einer Zerstreuung. Diese Ueberlegung vielleicht und der Wunsch, eine Person kennen zu lernen, die bei aller Ungleichheit mit seinem Stande doch Gleichheit seines Glaubens zu haben schien, waren Ursache, daß er nach Italien zu der berühmten Herzogin von Ferrara, der Tochter Ludwigs des Zwölften, ohngefähr im Anfange des Jahres 1536. reiste. Einige Aeußerungen in den Briefen Calvins laßen sogar vermuthen, daß er von ihr selbst dazu veranlaßt wurde, welches wenigstens dem Charakter dieser würdigen Dame nicht widersprechend wäre. Verdienste und Gelehrsamkeit

schätzte sie nicht nur, so daß viele Wahrheitsfreunde bei ihr Zugang und Protektion fanden, sondern — welches immer der Grund von dem erstern ist — besaß auch selbst viele Einsichten, und hegte insbesondere der Kirchenverbesserung überaus günstige Meinungen. Nach dieser Voraussetzung kann man schon im voraus auf die gute Aufnahme, die er bei ihr fand, schließen. Beide hatten von dieser Reise Nutzen. Sie, indem von diesem Gelehrten nicht nur ihre Einsichten bereichert, sondern auch ihre bessern Grundsätze in Religionssachen befestiget wurden. Er, indem er ihre Achtung und Liebe auf eine vorzügliche Art erwarb, von welcher er, wie er selbst gesteht, in der Folge noch manchen Vortheil ziehen konnte.

Wenn er aber hofte, in Italien selbst mehrere Anhänger seiner neuen Religionsmeinungen zu finden, so wurde er freilich auf eine Art getäuscht, die für jeden Beförderer der Wahrheit traurig und niederschlagend sein muß. Verketzerungssucht und Verfolgungsgeist hatte hier noch zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß er in seinen

Be-

Bemühungen glücklich sein konnte. Vergebens verwandte sich für ihn seine große Gönnerin; er mußte fliehen, wenn er nicht in die Hände der Inquisition fallen wollte.

Der Vermuthung, die einer von den Lebensbeschreibern Calvins äußert, daß letzterer schon damals auf seiner Flucht in die Stadt Aosta im Herzogthum Piemont gekommen sei, kann ich vielleicht dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit geben, daß Calvin an einem Orte sagte: „bei meiner Reise in Italien kam ich von einer Hofnung „zur andern, aber auch von einer Inquisition „in die andere, und die letztere hätte mir besonders gefährlich werden können.“ So viel ist indessen gewiß, daß er zu Aosta sich einige Zeit aufgehalten und mit vielem Erfolg anfänglich an der Verbesserung der eingeführten Religionsgebräuche gearbeitet hat, aber auch von da durch unduldsame Eiferer vertrieben worden ist. In eben dieser Stadt soll auch noch eine Säule mit folgender Innschrift befindlich sein: diese Säule ist MDXLI zum Andenken der Flucht des Calvins errichtet, und MDCCXLI zum standhaf-

haften Bekenntniß der Religion erneuert worden. Dieſes Denkmal hat wahrſcheinlich die Begebenheit zum Grunde, die ſich jetzt im Jahre 1536 ereignete, wurde aber erſt 1541 errichtet, weil, wie eben dieſer Geſchichtsſchreiber vermuthet, man da ſchon nicht mehr ſo ſehr die Folgen der Religionsverbeſſerung zu fürchten Urſache hatte.

Kurz Calvin verließ Italien mit dem herzlichen Bedauren, nicht ſo viel, wie er wünſchte, zum Beſten der Religion ausgerichtet zu haben. „Ich gieng nach Italien, pflegte er öfters zu „ſagen, um wieder zu gehen.“

Einige Geſchäfte, die ſeine Familie betrafen, riefen ihn wieder nach Frankreich, wo ihn aber die überall für die Proteſtanten errichteten Scheiterhaufen erinnerten, bald an ſeine Rückkehr zu denken.

---

## Fünftes Kapitel.

### Er kömmt nach Genf und wird daſelbſt Prediger.

In dem Gedanken, daß nun ſobald an keine Religionsfreiheit in Frankreich zu denken ſei, nahm er auf immer gleichſam von ſeinem Vaterlande Abſchied, und entſchloß ſich wieder nach Baſel, oder nach Straßburg zu gehen, welche letztere Stadt damals noch nicht zu Frankreich gehörte. Weil er aber wegen der damals herrſchenden Kriegsunruhen nicht den geraden Weg dahin reiſen konnte, ſo mußte es ſich von ohngefähr ereignen, daß er auch unter andern nach Genf im Monat Auguſt 1536 kam. Er dachte an nichts weniger, als dieſe Stadt zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte zu wählen, mußte aber doch unter andern auch deßwegen einige Tage hier verweilen, weil alle Wege zum weitern Fortkommen geſperrt waren. „Wenn ich die „Wahrheit reden ſoll, ſchrieb er nachher, ſo „muß ich meine Ankunft in Genf entweder ei-

„nem

„nem bloßen Ohngefähr, oder der göttlichen „Vorsehung zuschreiben. Ich bin ein Chri.ſt und „eben darum glaube ich das letztere. Denn „wenn der Vater im Himmel seine Aufsicht bis „zu den Sperlingen auf dem Dache ausdehnt, „warum soll ich nicht auch mir seine Fürsorge „zuschreiben.

Er war aber kaum einige Tage in Genf, als man auch gleich von seiner Ankunft Nachricht hatte, und ihn zu Genf zu behalten wünschte. Wilhelm Farel und Peter Viret, zwei überaus verdienstvolle und würdige Männer hatten kurz vorher zu Genf in Absicht auf Religion und Christenthum ein neues Licht angezündet, viele Misbräuche abgeschaft, Irrthümer verdrängt, und den äußerlichen Gottesdienst besser eingerichtet. Was war natürlicher, als der Wunsch, diesen mit ihnen in allen Stücken so gleichgesinnten Mann in der Stadt zu behalten? Jene genannten beiden Männer, die bald das zärtlichste Band der Freundschaft mit Calvin verknüpfte, giengen ihn auch dringend an, in Genf zu bleiben, der Beförderung der Wahrheit

heit ſeine Dienſte zu widmen, und eine Predigerſtelle anzunehmen. Allein vergebens! „Ich „möchte mich nicht gern, ſprach er, einer Kir„che allein widmen, ſondern überall, wo ich hin„komme, nützlich ſein. Und wenn ich mich ei„ner Kirche allein übergebe, ſo gehört ihr alle „Zeit, alle Kraft von mir. Und nichts bleibt „mir übrig zu meinem eignen Unterricht. Aber „der Mann bin ich noch lange nicht, der allein „geben könnte und nichts zu nehmen brauch„te.“ Wer findet nicht auch hier eine neue Beſtätigung der Wahrheit, daß gerade die gelehrteſten Männer immer am meiſten gegen ihre Gelehrſamkeit mistrauiſch ſind? Wenn übrigens dieſes Mistrauen gegen ſich ſelbſt der einzige Grund ſeiner Weigerung war, wie wir denn wenigſtens keinen andern wiſſen, ſo hat er dadurch gewiß neue Anſprüche auf unſere Hochachtung erlangt. Allein man ließ ſich ſeine Bitten von ihm nicht ſogleich abweiſen. Unter andern drückte ſich Farel auf folgende etwas harte Art aus: „Auf die Einwendung, daß du noch nicht „genug Kenntniße und Geſchicklichkeit zu beſitzen „glaubſt, erkläre ich dir hiermit im Namen des

„All-

„Allmächtigen Gottes, daß, wo du uns nicht „in der zur Ehre Gottes unternommenen Ar„beit unterstützen wirst, der Fluch des Herrn „dich verfolgen wird, weil du nicht die Ehre „Christi, sondern deine eigene suchest!“ Diese etwas fürchterlichen Worte erschütterten das Herz Calvins so sehr, daß er nicht nur augenblicklich in ihre Bitten willigte, sondern auch immer zu sagen pflegte, keine Worte hätten in seinem Leben so viel Eindruck auf ihn gemacht, als diese. Von Stunde an wurde er also Prediger zu Genf, und führte dieses sein neues Amt zur Befriedigung aller, die ihn kennen lernten.

Nicht nur seine Predigten, sondern auch seine theologischen Vorlesungen, die er auf das Zureden seiner Freunde halten mußte, ebneten ihm den Weg zu den Herzen aller Einwohner. Als er das erstemal gepredigt hatte, lief das Volk in ungeheurer Menge zu seiner Wohnung, um ihm seine Zufriedenheit zu bezeigen. Calvin konnte sich kaum der Thränen erwehren, und mußte denen, die ihn den ersten Tag nicht gehört

hört hatten, auf das heiligſte verſprechen, den folgenden Tag wieder zu predigen. Dieſer Beifall des Volks, den er gleich in den erſten Wochen fand, will ich nun aber nicht als einen vollgültigen Beweis von ſeinen Verdienſten angeſehen wiſſen. Man weiß ja, daß Neuheit eine überaus gefällige Tugend an einem Prediger iſt. Deſtomehr aber möchte ihm die Fortdauer deſſelben zum Ruhme gereichen. Noch im Alter gab man ihm das Zeugniß, man höre ihn unter allen Predigern am liebſten.

Sein Hauptbeſtreben gieng nun dahin, der ſchon angefangenen Kirchenverbeſſerung zu Genf eine gewiſſe Art von Feſtigkeit und Uebereinſtimmung zu geben. In dieſer Abſicht ſetzte er gleich in den erſten Monaten ſeines dortigen Aufenthalts ein Glaubensbekenntnis auf, das in der Rathsverſammlung der Zweyhundert vorgeleſen wurde. Man hat zwar ihm dieſe Arbeit abſprechen und dem Farel zueignen wollen, weil es weder wahrſcheinlich ſei, daß man gegen Calvin gleich in den erſten Monaten ein ſolches Zutrauen gehabt habe, ihm ein ſo wichtiges Geſchäft

schäft aufzutragen, noch, daß er selbst gleich Zeit gehabt, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Allein, wenn man auch zur Beantwortung dieser Einwürfe nicht sagen könnte, daß das Vertrauen zu Calvin wirklich fast unbegrenzt war, und daß der Zwischenraum zwischen den Monat August, als zu welcher Zeit er in Genf ankam, bis zum 20. November, wo das Glaubensbekenntniß erst vorgelesen wurde, zur Beendigung dieser Arbeit doch nicht zu kurz war; so scheinen auch die eigenen Aeußerungen Farels für jene Thatsache zu entscheiden. Letzterer sagt in einem Briefe an Calvin: „Genf ist noch dem Glau„bensbekenntniße treu, das du als ein Gott „vom Himmel kommend verfertiget hast.“ Dies bezieht sich vielleicht auf nichts anders, als auf diese seine erste Arbeit zu Genf. Jedoch möchte ich dadurch den Antheil nicht abläugnen, den auch seine Amtsbrüder an diesem Geschäfte wahrscheinlich gehabt haben.

Der Urheber davon sei aber auch, wer er wolle, so hatte dies doch nicht den Erfolg, den man dabei beabsichtigte. Es sollte nämlich dadurch

durch Eintracht in der Lehre, und Uebereinstimmung in der Religion befördert werden. Man gab sich auch wirklich alle Mühe, den vielen Zwistigkeiten und Abweichungen zu begegnen, die in keiner Sache mehr als bei den einmal entstandenen Zweifeln gegen gewisse Religionswahrheiten vorkommen, und die auch damals in Genf die Gemüther in Gährung erhielten.

Nur erst nach vielen vergeblichen Bemühungen konnte man es dahin bringen, daß jenes Glaubensbekenntnis von dem Volke zu Genf den 20. Julius 1537 einstimmig beschworen wurde. Hierdurch entsagte es nicht nur gänzlich dem römisch-katholischen Glauben, sondern machte sich auch anheischig den eingeführten kirchlichen Verbesserungen sich zu unterwerfen.

Wenn man unpartheiisch sein will, so war freilich die Art, wie Calvin und seine Amtsbrüder dies bewerkstelligten, nicht eben die gelindeste. Man kann, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, es nicht abläugnen, daß zuweilen Heftigkeit gegen Gegner, und donnernde

Flüche

Flüche gegen Andersdenkende mit sanften Ermahnungen und Vorstellungen abwechselten. Was aber diese Handlung, deren Quelle gewiß reiner Eifer für anerkannte Wahrheit bei jenen Männern war, in den Augen jedes Vernünftigen schänden würde, Zwang und Gewaltthätigkeit, dessen wollte man sich wenigstens gänzlich enthalten.

Bald nachher im Jahre 1537. erwarb sich Calvin ein neues Verdienst dadurch, daß er einen kurzen Catechismus zum Unterrichte der Jugend in den ersten Anfangsgründen der Religion aufsetzte. Eine Arbeit, die um so schätzbarer war, je wichtigere Folgen sie für die Erhaltung und Verbreitung besserer Religionskenntnisse hatte, und von welcher er eben so schön als wahr sagt: „es ist um so besser, junge „Bäume als alte zu pflegen und zu warten, je „größer die Hoffnungen sind, die ich mir von „jenen machen kann.“

Indessen wenn er sich durch diese Arbeit mehr Verdienst als äusserlichen Ruhm erwarb,

so

so erwarb er sich durch folgende Begebenheit beides zugleich. Zu Lausanne war schon der Saame zu bessern Religionseinsichten anzutreffen, und es bedurfte nur noch eines Mannes, der den Boden, auf den er fallen sollte, recht urbar machte. Hierzu sah man Calvin für überaus geschickt an. Er mußte also in dieser Stadt eine öffentliche Disputation halten, und dem Volke die Mängel seines bisherigen Glaubens und die Gründe zu einer Kirchenverbesserung vortragen; eine Sache, die man nicht nur in der Stadt mit vielen öffentlichen Ehrenbezeugungen von Seiten der ihm ergebnen Parthei belohnte, sondern auch ihn bei Ausländern auf die vortheilhafteste Weise bekannt machte. Es bedurfte auch keines langen Zuredens, daß er sich zu diesem Geschäfte entschloß. „Ich will gern, schreibt er, alles, was ich für die Wahrheit meiner Sache weiß, mitbringen, und mich freuen, wenn meine Gründe unsere Feinde demüthigen."

Vielleicht irre ich nicht, wenn ich von dieser Zeit an in den Briefen Calvins und überhaupt in seinem ganzen Charakter eine gewisse

Art

Art von Streitluſt und einen ſeltnen Hang, Andersdenkende herauszufordern, und nicht gern Widerſprüche zu ertragen, wenn er von der Gewißheit ſeiner Meinungen überzeugt war, zu bemerken glaube. Dieſem zufolge halte ich es für Pflicht, meine Leſer zu bitten, wenigſtens einige ſeiner nachfolgenden Handlungen aus dieſem Geſichtspunkte zu beurtheilen, um dieſen Wahrheitsfreund in keinem zu gehäßigen Lichte zu erblicken. Sollte er indeſſen ſchon dadurch bei ihnen in etwas verlieren, und es ihnen Schmerz verurſachen, dieſen Zug in dem ſonſt edlen Charakter Calvins wahrzunehmen, ſo wird der Mann gewiß ſie für dieſen Schmerz auf mancherlei Art zu entſchädigen wiſſen.

Aber, was bei dem Urtheile über ihn nicht überſehen werden darf, von Seiten ſeiner Gegner wurde auch nichts verſäumt, ihm Veranlaßung zu Streitigkeiten zu geben. So ſtifteten in Genf die Wiedertäufer viele Unruhen. Das war eine Anzahl von Leuten, die in Abſicht auf manche Religionswahrheiten ganz verkehrte und nachtheilige Grundſätze hegten, aber

den

den Namen von einer ihrer unschädlichsten Meinungen bekommen hatten, daß Kinder, wenn sie erwachsen wären, noch einmal getauft werden müßten. Calvin ließ es sich angelegen sein, sie auf bessere Einsichten hinzuleiten, worin ihn seine Amtsgehülfen auf das thätigste unterstützten. Und es gelang ihnen auch in so fern, daß die wenigen, die dieser Parthei noch zugethan blieben, entweder ganz die Stadt verließen, oder doch wenigstens von ihren Meinungen von nun an keinen öffentlichen Gebrauch mehr machten.

Neue Kränkungen verursachte ihm ein gewisser Caroly. Dieser Mann war aus Frankreich nach Genf gekommen, und suchte daselbst viele Einwohner gegen die dortigen Prediger nicht nur, sondern überhaupt gegen die reformirte Lehre einzunehmen. Nicht nur sein schon ziemlich ansehnliches Alter, sondern auch sein beredtes, einschmeichelndes Betragen machte auf viele Gemüther Eindruck. Hierzu kam, daß er mit seinen verderblichen Lehren noch solche Sitten verband, die anstößig und verführerisch sein mußten. Calvin nahm es auf

ſich, dieſen Mann in einer öffentlichen Unterredung, die er mit ihm hielt, zu widerlegen; ihn ſeines bisher erſchlichenen Beifalls zu berauben, und ſeinen Wirkungskreis zu Genf zu beſchränken.

## Sechſtes Kapitel.

### Calvin wird aus Genf vertrieben.

Man ſieht aus dem allen ſchon, daß Calvin dies mit jedem Prediger der Wahrheit gemein hatte, auch ſeine Feinde zu haben. Man wird davon noch mehr überzeugt werden, wenn man bemerkt, daß Calvin immer ohne alle Umſchweife zu Werke gieng, und ſich nicht jene ſchonende Mäßigung eigen gemacht hatte, die bei den Bemühungen fürs Wahre und Gute überaus nützliche Dienſte leiſtet. Wo er Fehler zu entdecken glaubte, ſo ruhte er nicht eher, bis ſie gerügt waren, und oft hart genug gerügt waren. Da war an keinen Aufſchub des Tadels zu denken. Soll ich die Wahrheit ſagen, ſo möchte ich behaupten: er war der beſte Mann, aber nicht

immer

immer der klüaſte Mann. Ich verſtehe nämlich unter dem kluaen Manne denjenigen, der zur Erreichung ſeiner guten Abſichten auch zugleich auf die beſten Mittel, Zeit und Gelegenheit Rückſicht nimmt. Mehr der öftere Mangel dieſer Tugend als das allgemeine Sittenverderben, das ſeine Lebensbeſchreiber den Genfern vielleicht mit Unrecht zur Laſt legen und darin den einzigen Grund des Haßes einiger Einwohner gegen ihn finden, zog ihm Feinde zu.

Ich will damit nicht in Abrede ſein, daß es gerade Freunde der Unordnung und Zügelloſigkeit ſein konnten, die ihn haßten, weil ſein Eifer für Recht und Ordnung ihnen unwillkommen und hinderlich war. Aber ich will auch nicht gern einer ganzen Stadt etwas aufbürden laſſen, um einem einzigen Mann aus einer kleinen Verlegenheit zu helfen. Mit einem Worte, er hatte Feinde, die bald Gelegenheit fanden, ihm zu ſchaden. Man höre folgende Geſchichte.

Die Lauſanner Kirchenverſammlung hatte verſchiedene Verordnungen gemacht, die von

Calvin und seinen beiden Amtsgehülfen Farel und Corault nicht gebilligt wurden. So hatte sie unter andern den Gebrauch des ungesäuerten Brodes beim Abendmale, die Beibehaltung der Taufsteine, und die Feier des Weihnachts- Himmelfahrts- Pfingst- und Marienfest anbefohlen, da im Gegentheil die Genfer von dem allen abwichen. Sie nahmen gemeines Brod zum Abendmahl, hatten keine Taufsteine, und feierten kein anderes Fest als den Sonntag. Diese Abweichungen, die nicht im mindesten das Wesentliche der Religion betrafen, sondern nur in gleichgültigen, unbedeutenden Dingen bestanden, konnten demohngeachtet in Genf eine allgemeine Gährung hervorbringen. Einige vornehme Rathspersonen wußten es, entweder aus Privathaß gegen Calvin und seine beiden Collegen, oder weil sie selbst auf solche Kleinigkeiten einen sehr großen Werth setzten, dahin zu bringen, daß auch der Rath zu Genf dieselben Verordnungen machte.

Ich bin nicht kühn genug, zu entscheiden, welche von den beiden angegebenen Ursachen bei

den

den Genfern die wirksamste gewesen sein mag. Wollte ich den Lebensbeschreibern Calvins folgen, so war freilich Privathaß die einzige. Allein die Briefe selbst, die Calvin damals mit seinen Collegen wechselte, erheben die bloße Vermuthung zur Gewißheit, daß viele Einwohner von Genf und insbesondere viele Glieder des Raths wirklich jene Gebräuche zu sehr liebten, als daß sie für ihre Erneuerung nicht hätten stimmen sollen. Und wer weiß nicht, wie oft die außerwesentlichsten Dinge in der Religion die Gemüther erhitzen können? Hierzu kam noch, daß selbst die Stadt Bern den Genfer Rath zu diesem Entschluße rieth.

Aber was freilich Calvin und seinen Collegen nicht sehr angenehm sein mogte, war der Umstand, daß sie bei dieser Verordnung ganz übergangen worden waren. Es wäre freilich nicht unbillig gewesen, dabei diejenigen erst zu Rathe zu ziehen, denen Genf seine Religionsfreiheit und reineres Christenthum zu verdanken hatte. Sowohl diese Kränkung, als die Besorgnis, daß, wenn sie hierinne nachgeben würden,

den, die Religion selbst und ihre Uebung der Willkühr und den Veränderungen des Volks zum Nachtheil der ersteren ganz unterworfen würde, bestimmte sie zur standhaftesten Weigerung gegen diese Verordnungen. Unter andern wollten sie am Ostertage 1538 das heilige Abendmal gar nicht, am wenigsten auf die von dem Rathe vorgeschriebene Art austheilen. Leute, die Hitze und Zwiespalt gegen einander erbittert hätte, meinten sie, wären nicht geschickt zum Genuße deßelben.

Diese Widersetzlichkeit konnte freilich dem Rathe nicht ganz gleichgültig sein. Das Volk wurde zusammen berufen, die Gemüther durch Uebelgesinnte aufgebracht, und die Verweisung Calvins nebst seinen beiden genannten Collegen am 25. April 1538 beschlossen. Vergebens erboten sich letztere, von ihrem Verfahren Rechenschaft zu geben. Aber auch hier fand die Bemerkung statt, daß nichts leichteres sei, als die Gemüther des Volks umzustimmen. In Gemäßheit dieser Wahrheit war man auch so grausam, den Zeitraum, binnen welchem sie sich ent-

entfernen ſollten, nur auf zwei Tage zu beſchränken, weil man eine Veränderung in den Geſinnungen eben dieſes Volks fürchtete, daß ſo leicht zu überreden geweſen war.

Calvin hörte das gegen ihn gefällte Urtheil der Landesverweiſung mit Großmuth und Gelaßenheit an. „Hätte ich allein Menſchen gedient, ſprach er, ſo wäre mein Lohn von ihnen eben nicht der beſte. Wohl mir, daß ich dem diente, der die verſprochene Belohnung ſeinen Dienern nie entziehen kann!“ Was kann ein Mann mit dieſen Grundſätzen nicht alles ertragen!

Will man nun über dieſes Verfahren Calvins ein richtiges Urtheil fällen, ſo müßte daſſelbe nothwendig einſeitig ausfallen, wenn man glauben wollte, er habe wirklich ſolche unbedeutende Kleinigkeiten für wichtig genug gehalten, ſich deßhalb dem Haße des Volkes zu unterziehen. Er und ſeine Collegen erklärten vielmehr nachher zu Bern, wohin ſie ſich anfänglich wendeten, ausdrücklich, ſie wären weit da-

von entfernt, in jenen Gebräuchen das Wesen der Religion zu setzen, und im Gegentheil bereit, sich darnach zu fügen. Das einzige, was man ihm vielleicht Schuld geben könnte, war übertriebene Furcht vor den Folgen, die seine Nachsicht für die Religion überhaupt haben würde, und der dem Menschen freilich empfindliche Schmerz, seine Ehre gekränkt und seine Bemühungen mit Undank belohnt zu sehen.

Auch an andern Orten nahm man das Verfahren gegen Calvin übel auf. Die Städte Zürch und Bern schickten einige Abgeordnete nach Genf, um das gegen ihn gesprochene Urtheil rückgängig zu machen. Dies hatte aber nur die Folge, daß der gerichtliche Spruch den 26. Mai von neuem bestätigt wurde. So sehr hatte diese Widersetzlichkeit Calvins die Gemüther gegen ihn eingenommen, welches denn auch seine Feinde sehr gut zu benutzen verstanden.

Calvin wurde durch diese Verweisung nicht unglücklich. Männer von Verdienst sind an jedem Orte willkommen. Man hatte kaum sein

Un-

Unglück in Straßburg erfahren, als er auch von dorther Briefe erhielt, worin er gebeten wurde, dahin abzugehen. Er that es, und fand keine Ursache, seinen Entschluß zu bereuen. Man erwählte ihn nicht nur zum Professor der Theologie, und zum Prediger einer französischen Kirche, sondern er erhielt auch hier für die zu Genf erlittenen Kränkungen die Entschädigung, daß man ihn überall mit der größten Achtung und Ehrfurcht behandelte. Und auch der Nutzen, den er hier stiftete, war nicht unbedeutend. Bessere Einsichten, vernünftigere Gottesverehrung und strengere Kirchenzucht war auch hier zum Theil die Folge seiner Gegenwart.

Bei aller der Liebe aber, die er hier genoß, und bei dem nicht weniger beschränkten Wirkungskreiße, in dem er sich befand, blieb Genf doch noch immer seinem Herzen überaus theuer und unvergeßlich. Undankbarkeit gegen die anfängliche Liebe der dortigen Einwohner und Rachsucht wegen der letzten Beleidigungen war ihm ganz fremd. Auch abwesend und von ihnen verwiesen suchte er noch den Genfern zu nützen.

Man kann sich leicht denken, daß die Unruhen zu Genf durch Calvins und seiner Collegen Verbannung noch nicht gestillt wurden. Diese würdigen Männer hatten im Gegentheil noch sehr viele Anhänger und Freunde, die der erstern Schicksal überaus schmerzte, und zur Fortsetzung der Streitigkeiten bestimmte. So enthielten sich viele von nun an des Genußes des heiligen Abendmals ganz, weil sie mit dem Gebrauche des ungesäuerten Brodes nicht zufrieden waren. Diese hörte Calvin nicht auf zu bitten und zu ermahnen, dieser Aenderung wegen, die im Grunde nichts auf sich habe, keine Streitigkeiten weiter zu unterhalten. Und nur seinen Verwendungen war es zuzuschreiben, daß nachher in dieser Sache Friede und Einigkeit wurde.

Mehr noch, als dadurch, machte er sich bei andern Gelegenheiten um sie verdient. Man hatte nämlich Grund, für die Religionsfreiheit zu Genf selbst viel nachtheiliges zu befürchten. Man sah Genf seiner Führer und Stützen beraubt, und diejenigen vertrieben, die den ersten

Grund

Grund zur Religionsverbeſſerung gelegt hatten. Es ſchien alſo von katholiſcher Seite keine unmögliche Sache zu ſein, Genf der römiſchen Kirche wieder zu unterwerfen. Der päpſtliche Cardinal Jacob Sadolet hatte auch wirklich den Auftrag, einen Verſuch zu machen. Dieſer ſchlaue und liſtige Mann ſchrieb in der Abſicht an die Genfer einen Brief, der gerade ſo eingerichtet war, daß man ſich von ihm die erwünſchteſte Wirkung verſprechen konnte. Und es ſchien ſchon, als ob der Brief ſeine Abſicht nicht verfehlt habe. Aber Calvin hatte nicht ſobald von dieſem Unternehmen Nachricht erhalten, als er ſogleich zur Vereitelung deßelben alle ſeine Kräfte verſuchte. Nicht allein eine Antwort an den Cardinal, die ſo bündig als entſcheidend abgefaßt war, ſondern auch nachdrückliche und rührende Ermahnungen an die Genfer ſelbſt, begegneten dieſem ſein Herz ganz erſchütternden Verſuche. Die Briefe insbeſondere, die er bei der Gelegenheit an die Einwohner von Genf ſchrieb, athmen ſo viel Liebe und zärtliche Fürſorge, zugleich aber auch ſo viel gute und edle Grundſätze in Abſicht auf Duldſamkeit gegen andere

und Vertrauen auf Gott, daß keinen meiner Leser der Entschluß, sie zu lesen, gereuen möchte.

Und man kann sagen, daß diesen Briefen vielleicht der rühmliche Wunsch der Genfer zuzuschreiben ist, diesen Mann wieder in ihren Mauern zu haben, und der Entschluß, an seine Zurückberufung zu denken. Hierzu kam, daß einige Mitglieder des Raths, die seine Verbannung zum Theil befördert hatten, als Nichtswürdige und als Verbrecher gegen den Staat, dessen Einkünfte sie unterschlagen hatten, erkannt und bestraft wurden. Schon im Jahr 1540 machte man also einen Versuch ihn wieder zu bekommen, indem man ihm sein voriges Amt wieder antrug. „Nicht Haß und Rachsucht „antwortete er, zwingt mich, euch eure Bitten „abzuschlagen. Gott ist mein Zeuge! Vielleicht „habe ich von meiner Liebe gegen euch Proben „genug gegeben. Ich vergebe, so wie mein „Herr seinen Feinden vergeben hat. Allein ich „kann nicht mehr über mich gebieten, seitdem „ich den Straßburgern zugehöre.“

Und

Und er war auch wirklich in Straßburg nicht müßig, wie schon oben erwähnt worden. Er gab hier eine Erklärung einiger Bücher des N. T. heraus, schrieb auch sonst gegen viele Misbräuche und Irrthümer. Insbesondere richtete er auch hier sein Bemühen auf die Bekehrung der Wiedertäufer, die zu manchen Unordnungen Anlaß gaben. Er heyrathete sogar im Jahr 1540 zu Straßburg die Wittwe eines solchen Mannes, nachdem er ihn kurz noch vor seinem Tode bekehrt hatte. Idelette von Bure, verwittwete Storder, war ihr Name, eine Person von edlem Charakter und von reiner Liebe gegen die Religion. Nur das Zureden seiner Freunde konnte ihn zu diesem Entschluße vermögen, da er wenigstens für jetzt dazu abgeneigt war. „Ich, schreibt er an seinen Freund, „gehöre nicht zu jener Art Leuten, die auch das „Laster küßen können, wenn sie die Schönheit „desselben blendet. Schaamhaftigkeit, Tugend „und Sorge für meine Gesundheit ist die einzige „Schönheit, die mir gefallen könnte. Glaubst „du dies mir von dieser Person versichern zu „können, gut so will ich darein willigen. Wo

„nicht,

„nicht, so mag es ja unterbleiben!“ Er fand, was er gewünscht hatte und führte mit ihr eine überaus glückliche und zufriedene Ehe, die aber schon im Jahr 1549 durch den Tod der letztern getrennt wurde. Sein Schmerz darüber war um so größer, je inniger die Zuneigung und Liebe gegen sie gewesen war. Sie hatte mit Calvin nur ein einziges Kind erzeugt, dessen frühzeitigen Tod sie noch überlebt hatte. Desto dringender empfahl sie sterbend dem Calvin die Kinder von ihrem ersten Manne. Und Calvin bewies sich auch in Absicht auf diese ihre Bitte als einen Mann, der nicht zu den gewöhnlichen gehörte.

Unterdessen hörten die Genfer nicht auf, ihr Ersuchen, wieder zu ihnen zu kommen, zu wiederholen. Sie schickten sogar, weil Calvin seine Abhängigkeit von Straßburg als Grund der Weigerung vorschützte, eine Person vom Rathe nach Straßburg, um die dortige Obrigkeit zu bitten, ihm die Erlaubnis dazu zu geben. Straßburg machte Schwierigkeiten dagegen, und konnte nur durch die Fürbitte mehrerer Städte

dahin bewogen werden, ihm einen Abschied auf zwei Jahre zu bewilligen.

Er war eben in Aufträgen der deutschreformirten Gemeinde zu Straßburg nach Worms und Regensburg gereiset, um den dortigen Kirchenversammlungen beizuwohnen, und hatte dadurch nicht nur neue Beweise von dem Vertrauen der Straßburger zu ihm, sondern auch zugleich neue Verbindlichkeit, sie nicht zu verlassen, erhalten. Straßburg bewies auch dadurch seine Aufmerksamkeit gegen ihn, daß es ihm das Bürgerrecht und, auf die zwei Jahre seiner Abwesenheit, den fortdauernden Genuß seiner Besoldung zusicherte. So wie er jenes annahm, so schlug er dieses schlechterdings aus. „Ich danke, schrieb er zurück, für eure Güte, „werde aber schlechterdings davon keinen Ge„brauch machen, weil ich mich mit fremden „Gütern nicht mästen mag.“

## Siebentes Kapitel.

### Er geht nach Genf wieder zurück.

Die Erlaubnis der Straßburger, die öffentliche Widerrufung seiner Landesverweisung, die einstimmigen Bitten des Genfer Raths und der Bürgerschaft, das Zureden seiner Freunde — nur dies alles konnte ihn bestimmen, wieder nach Genf zurückzukehren. Er kam daselbst den 13. September 1541 an. Und dieser Tag war fast für ganz Genf ein ausserordentlicher Festtag. Viele Meilen weit kam man ihm entgegen, und in der Stadt selbst ertönten ihm die lautesten Glückwünsche entgegen. So sehr hatte sich wieder alles zu seinem Vortheil verändert. Die ersten Tage über hatte er nichts zu thun als von allen Seiten Misbilligungen über das ihm vorher geschehene Unrecht und Entschuldigungen von Leuten anzuhören, die sich von dem Verdachte reinigen wollten, etwas zu seiner Verbannung beigetragen zu haben. „Wenn ich den „Versicherungen der Genfer glauben soll, so ha „kei

„keiner um meine Verbannung gewußt, so müs„sen mich die Häuser und nicht die Menschen „der Stadt vertrieben haben.“ Aber mitten in die Freude, Calvin wieder zu besitzen, mischte sich auch der fürchterliche Gedanke, ihn binnen zwei Jahren zurückgeben zu müssen.

Man wollte sich noch dieser Furcht entledigen, und hielt in Straßburg um den völligen Abschied an, den man nur mit vieler Mühe endlich erlangen konnte.

Calvin stand nun, wie man leicht beurtheilen kann, bei den Genfern in dem größten Ansehen. Und er war der Mann, der davon zum größten Vortheile der Stadt Gebrauch zu machen wußte. Was er vorher noch gar nicht oder nur mit vieler Mühe durchsetzen konnte, das wurde ihm nun überaus leicht. Er erklärte ausdrücklich, er könne sein Amt nicht mit der ihm selbst unentbehrlichen Genugthuung verwalten, wenn man nicht auf die Einschränkung der Sittenlosigkeit Bedacht nähme. „Wenn ihr nicht, „sprach er, mit Gewalt dem Verderben Einhalt

„thut, so will ich wenigstens meine Seele da-
„durch gerettet haben, wenn ich sage, ich mag
„nicht euer Diener der Religion sein.“

Aber man folgte ihm wirklich in allen Stücken. Unter andern entwarf er strenge kirchliche Gesetze, die keinen andern Zweck hatten, als die Genfer dem Laster zu entwöhnen, und der Tugend mehr Achtung und Würde zu verschaffen. Diese Gesetze, so unwillkommen sie auch anfänglich manchem Zügellosen sein mochten, erhielten demohngeachtet nicht nur die Genehmigung und Sanction der Rathsversammlung, sondern auch den Beifall des Volkes selbst. Vorzüglich waren sie nach dem Urtheile Calvins selbst dem Volke deswegen so angenehm, weil darin nicht die geringste Rücksicht auf Stand und Ansehen genommen worden war, und der niedere Theil in denselben ein Joch zu erblicken glaubte, das vorzüglich die Vornehmen und Reichen, die sich in Genf die mehresten Ausschweifungen erlaubten, drücken würde.

Aber was helfen Gesetze, wenn nicht für die Erhaltung ihres Ansehens und ihrer Kraft

Sorge

Sorge getragen wird? Auch dies hatte Calvin überlegt. Nicht zufrieden also, diese Gesetze in Vorschlag gebracht zu haben, brachte er es auch dahin, daß ein sogenanntes Sittengericht oder, wie man es damals auch nannte, Consistorium errichtet wurde. Diesem Gerichte, das aus weltlichen und geistlichen Personen bestand, und nicht etwa mit den Geschäften und der Bestimmung anderer Consistorien verglichen werden darf, war jeder unterworfen, der von guten Sitten und der Tugend abwich, und jeder, den man eines offenbaren Lasters überführen konnte, wurde von ihm zur Verantwortung gezogen, und bestraft, jedoch so, daß bei den wichtigsten Fällen mit der Rathsversammlung communicirt wurde. Es war auch auf andere Weise dafür gesorgt, daß dieses Gericht seine Gewalt nicht sehr misbrauchen konnte. Jedem Mitgliede desselben stand nicht nur augenblickliche Absetzung sondern auch noch besondere Strafe bevor, wenn ihm nach Verfluß eines Jahres eine Abweichung von den kirchlichen Gesetzen oder sonst eine Partheilichkeit bewiesen werden konnte.

Man müßte die Wahrheit verläugnen wollen, wenn man die Größe dieses Verdienstes, das Calvin dadurch sich um Genf erwarb, verkennen wollte. Nicht als ob er dadurch auf einmal alle Laster aus dieser Stadt entfernt hätte, aber es wurde ihnen der Aufenthalt daselbst doch in etwas erschwert. Calvin selbst erfuhr die Genugthuung, daß Leute, die anfänglich es päpstliche Tyrannei nannten, wenn sie der Verantwortung vor diesem Gerichte sich unterziehen mußten, nachher ihm für die Errichtung desselben ihren herzlichen Dank abstatteten.

Es gehörte aber auch wirklich männlicher Muth dazu, diesen seinen Plan durchzusetzen. Und habe ich die Tugenden der Unerschrockenheit und Freimüthigkeit jemals an ihm bewundert, so muß ich es hier thun. Man denke nur, wie vielen seine Strenge anstößig, gefährlich, unwillkommen sein mußte, so daß ihm viele, diesen seinen Plan, aus Besorgnis, er möchte dadurch die alten Feinde sich wieder erwecken, auszureden suchten. Man nehme noch dazu, daß selbst einige seiner Collegen, von denen, die bei seiner

Ver-

Verbannung aus der Stadt zurück blieben, darüber unzufrieden waren, weil sie Gefahr liefen, selbst in die Hände dieses Gerichts zu fallen. Aber über alle diese Schwierigkeiten setzte sich sein unbiegsamer Muth hinweg, und siehe! er siegte.

Bei der Sorge für die Sitten der Genfer vergaß er nicht die Sorge für die Vermehrung ihrer Kenntnisse und Einsichten in der Religion. Er schrieb einen Katechismus, der noch größer und weitläuftiger abgefaßt war, als der erstere, dessen ich oben schon erwähnt habe. Ein Werk, das das seltne Glück erfuhr, fast in alle bekannte Sprachen übersetzt zu werden. Ein bekehrter Jude übersetzte es sogar in das Hebräische, um vielleicht seinen ehemaligen Religionsverwandten Rechenschaft von seinem neuen Glauben zu geben, und Heinrich Stephan ins Griechische.

Seine Zeit war auch zwischen seinen Geschäften so eingetheilt, daß ihm nicht eine müssige Stunde übrig blieb. „Ich habe, schreibt

er,

er, „nicht so viel Zeit des lieben Gottes Sonne „außerhalb meiner Wohnung betrachten zu kön„nen, und, wenn das so fortgeht, so weiß ich „am Ende nicht mehr, wie sie aussieht. Bin „ich mit meinen ordentlichen Geschäften zu Stan„de, so habe ich eine so große Menge Briefe zu „schreiben, und so viele Antworten auf Anfra„gen zu verfertigen, daß manche Nacht vergeht, „ohne der Natur die schuldigen Opfer des Schla„fes gebracht zu haben.“ Und schon seine bestimmten Arbeiten waren so überhäuft, daß man seine Thätigkeit nicht anders als bewundern muß. Eine Woche um die andere mußte er täglich predigen, dreimal in der Woche hielt er gelehrte Vorlesungen über die Religion; er war übrigens verbunden, den Versammlungen des Raths, der Geistlichkeit und des Consistorii beizuwohnen. Und doch war er nie darüber unzufrieden. Er war nach seinem eignen Geständniße nie ruhiger und vergnügter, als wenn er eine Menge Arbeiten vollendet hatte. „Ich „vergleiche mich mit einem Krieger, spricht er, „der viele Feinde geschlagen hat, wenn ich recht „viel beschwerliche Arbeiten bestanden habe.“

Er

Er war noch überdies gegen jeden willfährig, der seine Dienste verlangte, wenn er nur irgend einen Nutzen davon absehen konnte. „Nicht leicht, sagt einer seiner Freunde, hat er einem Menschen etwas abgeschlagen, wenn es auch noch so viel Zeit und Mühe kostete.“

Man muß hinzusetzen, daß er selbst in seinem eignen Studieren nichts verabsäumte. Einen Beweis davon geben die gelehrten Schriften, die er um diese Zeit theils zur Erklärung der heiligen Schriften, theils zur Widerlegung der Gegner der reformirten Religion herausgab.

Die Erholung von allen diesen Arbeiten suchte er in der Freundschaft mit Farel und Viret, die ihn auch bei seinen Bemühungen auf alle Art unterstützten. Jedem Menschenfreunde mußte es angenehm sein, diese drei auf einen Zweck hinarbeitenden Männer auch durch die zärtlichste Bande der Freundschaft verbunden zu sehen. Wer da weiß, wie leicht Neid, Misgunst, Eigennutz gerade unter Collegen am ersten Trennungen und Spaltungen verursachen,

wird

wird mir gewiß seine Beistimmung nicht versagen. Nichts war wenigstens unserm Calvin empfindlicher, als daß er seinen höchsten Wunsch, diese beiden Männer zu beständigen Collegen in Genf zu haben, nicht erfüllt sehen konnte. Denn so gern auch der Genfer Rath selbst diese Männer zurück wünschte, und alle Mittel einschlug, sie zur Rückkehr zu bewegen, so waren doch alle Bemühungen umsonst. Und Calvin sah sich genöthigt, nur durch Briefe seinem freundschaftlichen Herzen Genüge zu thun.

Menschenliebe, jene erhabene christliche Tugend war überhaupt ihm im vorzüglichen Grade eigen. Es ereignete sich, daß viele, die der Religion wegen gedrückt und verfolgt wurden, aus Frankreich und Italien nach Genf kamen, welcher Ort ihnen Sicherheit und Freiheit in der Uebung der Religion zu versprechen schien. Und hier zeigte sich sein gutes Herz von einer der vortheilhaftesten Seiten. Jene Unglücklichen fanden nicht nur bei ihm Trost und Beruhigung, sondern auch wirkliche Unterstützung. Er, der freilich selbst nichts geben konnte, weil

er kaum ſein nothdürftiges Auskommen hatte, ſuchte ihnen auf andre Art zu Hülfe zu kommen. Collekten, die er für ſie ſammelte, Empfehlungsſchreiben, die er an alle ſeine Gönner und Bekannten ſchrieb, ſein ganzes Anſehen, das er zu ihrer Unterſtützung brauchte, linderten ihr Elend um ein großes.

Eine neue Gelegenheit zur Ausübung dieſer ſchönen Tugend bot ſich ihm in eben dieſem Jahre 1542 dar. Die auf einmal entſtandene große Theurung wurde dadurch noch drückender, daß anſteckende Krankheiten und eine Art von Peſt ſich dazu geſellte. Es iſt unglaublich, wie viel hier Calvins gute, menſchenfreundliche Seele litt. Oft theilte er ſein letztes Brod mit den Unglücklichen, die der Hunger vor ſeine Thüre führte. „Es iſt gut, ſchreibt er, daß ich „ein Chriſt bin und als ſolcher von einem Gotte „verſichert bin, der die Hungrigen ſpeiſet und „tränket, ſonſt würde ich fürchten müſſen, dieſer Elenden wegen in Verzweiflung zu gera„then.“ Aber noch mehr! Diejenigen, welche mit anſteckenden Krankheiten behaftet waren, ver-

verlangten, zu ihrem Troste noch mit Predigern sich unterreden zu dürfen. Niemand wollte sich dazu verstehen. Nur Calvin und noch ein einziger war dazu willig, und, erstern konnte nur das ausdrückliche Verbot des Rathes, der sein Leben für den Staat und Kirche schonen wollte, davon abhalten, dem Wunsche seines Herzens zu folgen.

Während daß er diese Tugenden mit so vielem Erfolg ausübte, war sein Absehen auch auf die bessere Uebung der Religion gerichtet, die jene Tugenden dem menschlichen Herzen so sehr einflößen kann. Er verfertigte zu dem Ende einige recht gute Kirchengebete und eine Menge Privatandachtsübungen, die er unter die niedrige Klaße des Volkes größtentheils unentgeldlich austheilen ließ. Auch gab er eine Anweisung, die Taufe und das heil. Abendmal würdig zu feiern, und verbesserte dadurch die liturgischen Gebräuche zu Genf ungemein.

Aber jetzt trat gegen Calvin im Jahre 1544 ein neuer Gegner auf, der ihm ungemein viel

zu

zu schaffen machte. Dies war Sebastian Castalion, ein Mann, dem Calvin viele Wohlthaten erwiesen, unter andern ihm zum Rectordienste in Genf verholfen hatte. Und er war dieser Wohlthaten in so fern würdig, in wie fern er wirklich eine ausgezeichnete Sprachkenntnis und auch sonst noch Gelehrsamkeit besaß. In der Theologie aber hegte er verschiedene Meinungen, denen Calvin seine Billigung nicht schenken konnte. Wenn man nun dazu nimmt, daß Castalion von seinen Kenntnißen etwas eingenommen war, und eben so wenig als Calvin Widerspruch in Wahrheiten, von denen er sich einmal überzeugt hatte, vertragen konnte, so wird man die Hitze leicht ahnden können, mit der beide Männer gegen einander verfuhren. Calvin erklärte die Meinungen desselben öffentlich für falsch und irrig, und Castalion that dasselbe. Letzterer bat sogar den Rath um Erlaubnis, seine Ehre retten und seine Meinungen in einer Unterredung mit Calvin vertheidigen zu dürfen. Dies wurde ihm zwar erlaubt, jedoch ohne daß er dadurch seine Richter überzeugen konnte. Der Streit wurde also dadurch

durch nicht geendiget, sondern nur noch mehr erhitzt, bis endlich der Rath selbst sich ins Mittel schlug, den Castalion seiner Aemter entsetzte, und ihm, die Stadt zu verlassen, gebot. Das Ansehen Calvins war ihm zu überlegen, als daß er sich gegen diesen behaupten konnte.

Weit mehr, als Castalion, beschäftigte ihn noch in eben diesem Jahre der Papst. Letzterer Paul III. hörte nicht auf, den Kaiser Carl den fünften zu gewaltsamen Maasregeln gegen die so allgemein sich verbreitenden protestantischen Gemeinden zu bewegen. Nun hatte zwar eben dieser Kaiser Einsicht genug, um die Mängel in den bisherigen Lehren und Gebräuchen der katholischen Kirche anzuerkennen, glaubte aber doch den Papst dadurch beruhigen zu können, wenn er eine allgemeine Kirchenversammlung anordnen wollte, auf welcher das Unternehmen der Protestanten untersucht, die Rechtmäßigkeit ihrer Abweichungen geprüft, und über sie ein allgemeiner Schluß gefaßt werden sollte. Unterdessen aber hielt er für gut, sich aller gewaltsamen Unternehmungen enthalten zu

müssen.

müßen. Damit war nun der Papſt ſo wenig zufrieden, daß er ſeinen Unwillen öffentlich zu erkennen gab, und beſonders Schmähungen gegen die Proteſtanten ſich erlaubte. Die Reichsſtände waren eben zu Speier verſammlet, als jene Erklärung des Papſtes bekannt wurde. Calvin nahm es auf ſich, die Sache der Proteſtanten zu vertheidigen, und die ihnen gemachten Beſchuldigungen zu widerlegen. In einer eigenen dazu beſtimmten Schrift zeigte er im Gegentheil die Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung nicht nur, ſondern auch das Glück einer freien und unbeſchränkten Religionsübung.

Sein Eifer für die Wahrheit gab ihm immer neue Beſchäftigung. Ueberhaupt hat es das Anſehen, als ob Calvin dazu berufen war, mit Ketzern und Irrlehrern kämpfen zu müßen. Es vergieng faſt kein Jahr, wo er nicht in mehrere dergleichen Streitigkeiten verwickelt wurde. Wo er nur von gangbaren Irrthümern hörte, da wurde der Angrif auf ſie gemacht. Nicht nur ſein natürlicher Hang, der ſchon in ſeinen erſten

erſten Jugendjahren bei ſeinen Handlungen durchblickte, alles unwahre und falſche nicht ungeahndet zu laſſen, und ſtreng die Wahrheit zu verfechten; nicht nur das Gefühl ſeiner Ueberlegenheit gegen manche, die ſich gegen ihn auflehnten; nicht nur ſein ausgebreiteter Ruhm, den Neid und Misgunſt zu verkleinern ſuchte, ſondern auch die vielfältigen Aufforderungen ſeiner Freunde, die ihn von dieſer Seite ſchon kannten, und aus Vertrauen zu ihm jede ſtreitige Sache ihm übergaben, waren davon die Urſachen. Was ſein Verfahren dabei tadelhaft machen könnte, war die rauhe und heftige Art, womit dieſe Streitigkeiten geführt wurden. Beleidigungen des guten Geſchmacks, wirkliche Grobheiten und Schimpfwörter miſchten ſich nicht ſelten in die wichtigſten Unterſuchungen der Wahrheit. Und ich finde keinen Grund, warum man dies aus Vorliebe für die groſſen Männer in den damaligen Zeiten abläugnen will. Wer ihnen dies zurechnen wollte, der müſte es jenem Zeitalter ſelbſt zurechnen. Jeder Geſchichtskundige wird wiſſen, daſs in jenen Zeiten der gute Geſchmack bei weitem noch nicht

die

die Bildung und Höhe erhalten hatte, die wir fortschreitenden Bemühungen unserer Zeiten zu verdanken haben. Feinheit im Umgange, Delikatesse in Reden, stete Rücksicht auf Anstand und Schicklichkeit waren wenigstens nicht das Verdienst der damaligen Zeiten.

Um aber wieder auf unsern Calvin zurückzukommen, so muß man eben so aufrichtig gestehen, daß der Erfolg seiner Streitigkeiten gröstentheils weitere Verbreitung der Wahrheit, Zerstörung herrschender Irrthümer und Thorheiten, und auch nicht selten Sicherheit und Unverletzlichkeit der Tugend war. Zur Rechtfertigung dieses Urtheils kann auch folgende Geschichte dienen.

Eine Klasse von Leuten, die sich die Libertiner nannten, hatten ihre verkehrten Meinungen und Grundsätze in Absicht auf äußerliche Verehrung Gottes und kirchliche Ordnung unter verschiedenen Modifikationen schon weit und breit ausgebreitet. Unter andern schienen sie auch zu Genf Anhang zu gewinnen, und einige Bür-

Bürger daſelbſt fiengen ſchon an, einen Theil ihrer Meinungen öffentlich zu begünſtigen. Insbeſondere misfiel ihnen Calvins ſtrenge Kirchenzucht, die ſie durch allerhand Mittel zu entkräften ſuchten. Die Wiederherſtellung der Freiheit der Sitten war eine ihrer Hauptbemühungen, die ſie durch Schmähungen und Beleidigungen gegen Calvin ſelbſt zu erreichen ſuchten. Gerecht war alſo gewiß der Eifer, mit dem er gegen ſie arbeitete. Oeffentliche Predigten ſo wohl, die den Ungrund ihrer Meinungen beweiſen und gegen ſie warnen ſollten, als auch ein beſonders dazu eingerichtetes Buch ſtellte er ihnen entgegen. Und man muß geſtehen, daß ihre weitere Verbreitung durch dieſe ſeine Bemühungen wirklich um ein großes beſchränkt wurde. Dabei hatte er aber den Verdruß, die Ungnade ſeiner ehemaligen Wohlthäterin und Beſchützerin, der Königin von Navarra, ſich zugezogen zu haben. Dieſe ſonſt würdige Dame hatte von den Libertinern durch einige Perſonen aus ihrem Hofſtaate, die dieſer Parthei ganz vorzüglich ergeben waren, ganz falſche Begriffe bekommen, und mußte nach den-

denſelben die Beſchuldigungen Calvins aus einem ganz unrichtigen Geſichtspunkte betrachten.

„Sie dürfen ſich nicht wundern, ſchreibt er darauf an die Königin, „daß es Ihnen nicht „beſſer als unſerm Herrn geht, der unter ſeinen „vertrauteſten Schülern einen Treuloſen hatte. „Auch Sie haben nichtswürdige unter Ihrem „Hofſtaate. Mein Urtheil über jene Parthei „iſt immer noch daſſelbe. Sie iſt die ſchädlich„ſte und verderblichſte, die es geben kann. Sie „iſt eine Peſt, die alles anſteckt; ein Feuer„brand, der alles verzehrt. Ich bin ein Lehrer „der Religion, und mein Gewiſſen zwingt mich, „dagegen mit aller mir möglichen Kraft zu ar„beiten — Ich höre, daß Sie darüber ungnä„dig ſind. Und doch werde ich eben ſo wenig „aufhören, Sie zu verehren, als ich jemals un„terlaſſen werde, für die Wahrheit zu ſtreiten. „Und dies letztere kann ich um ſo mehr, da das „Beſtreben nach Fürſtengunſt mir ganz fremd „iſt, und äuſſerlicher Glanz mich nicht blenden „kann. Dank ſei Gott, der mich bis hieher bei „dieſen Geſinnungen erhalten hat! Denn einem

„Herrn nur bin ich unterworfen, der mich zu sei-
„nem Diener bestimmt hat, und gegen den ich
„den gröſsten Undank von der Welt begehen
„würde, wenn ich meinen Beruf den Reizungen
„der Ehre und der Reichthümer nachsetzen woll-
„te.“ Ich muſs mir Gewalt anthun, nicht den ganzen Brief abzuschreiben. So ein schönes Licht wirft er über Calvins edle Denkungsart!

War die Beschränkung der Libertiner in Genf ein Verdienst seines Verstandes, so war sein Verfahren bei der im Jahr 1545 von neuem ausgebrochenen Pest ein Verdienst seines guten Herzens. Zärtliche Theilnahme an der leidenden Menschheit, thätige Hülfe und Unterstützung, beruhigende Erinnerung an das dem höchsten Wesen schuldige Vertrauen charakterisiren auch hier den Mann, den wir schon von dieser Seite gekannt haben. Und man muſs die sprechendsten Beweise und gültigsten Zeugniſse der Geschichte abläugnen wollen, um diesen bedeutenden Zug in Calvins Charakter in Schatten stellen zu können. Gewiſs eben dieser Zug fesselt uns an ihm am mehresten, den man aus Unkunde

kunde des Mannes oder aus Haß gegen ihn in den Hintergrund seines Gemähldes hat verweisen oder gar ganz verwischen wollen. In der Meinung, daß an vielen Uebeln der Mensch selbst Schuld sei, und daß insbesondere Leiden, die Gott über uns verhängt, durch Sünde und Laster noch weit empfindlicher für den Menschen selbst würden, im Gegentheil aber durch einen festen sichern Blick auf seine Güte und durch das Bewußtsein einer ungeheuchelten Tugend sehr leicht zu ertragen wären, eiferte er noch mehr als vorher gegen herrschende Ausschweifungen, und vermochte selbst den Rath dahin, noch strengere Gesetze gegen einige gangbare Laster zu geben. Was seinem Herzen noch mehr schmerzte als das Unglück selbst, war die Bosheit einiger Personen, die der Rath zu Wärtern der angesteckten Kranken bestellt hatte, und die zum Theil, wie erzählt wird, durch Gewinnsucht sich bewegen ließen, die Ansteckung zu befördern. Calvin schauderte nicht nur, als er dies hörte, sondern ruhte auch nicht eher, bis einige davon die gerechte Strafe erhielten.

Gleiche Güte seines Herzens erfuhren in diesem Jahre die unglücklichen Waldenser. Ein Betragen, das ich, ohne mich an seinem Charakter zu versündigen, schlechterdings nicht übergehen darf. Denn es wird Zeit, sich bei diesen Thatsachen, die über sein Herz einen so vortheilhaften Aufschluß geben, länger als gewöhnlich zu verweilen, da man ihn nur aus seinen bisherigen Lebensbeschreibungen als einen hartnäckigen Vertheidiger der Wahrheit gekannt hat und die Seite seines Herzens nur immer im Vorbeigehen berührt worden ist. Jene bedauernswürdige Vertriebene, die der Religion wegen alles verloren, und kaum ihr Leben gerettet hatten, kamen zum Theil nach Genf, und suchten bei unserm Calvin, den sie als einen eifrigen Beschützer der Wahrheit kannten, Trost und Unterstützung. Beides gewährte er ihnen. Das erstere durch seine Reden und Ermahnungen; das zweite durch die Fürsprache bei vielen deutschen Fürsten und Städten, welche letztere um so wirksamer ausfiel, je weniger er für sich selbst zu bitten pflegte.

Von

Von eben diesem Jahre könnte ich noch zwei Streitigkeiten erwähnen, die er mit Osiander und Troillet zu führen hatte, und die ihn auch hier in der Uebung seiner sanftern Tugenden wenn auch nicht hinderten, aber doch unterbrechen mußten. Ich würde sie ganz übergehen, wenn ich nicht befürchten müßte, dadurch den Verdacht der Partheilichkeit mir zuzuziehen. Ersterer, Osiander, erregte zu Genf die alten Unruhen wieder, die schon vorher über den Gebrauch des Abendmals entstanden waren. Ich sage alles, wenn ich behaupte, daß es wenigstens an Calvin nicht lag, wenn diese Zwistigkeiten länger, als er selbst wünschte, obwalteten. Wenn man hingegen das Verfahren gegen Troillet eigenmächtig und anmaßend nennen wollte, so vergißt man dabei, wie sehr er seine Gemeinde liebte, und für ihr wahres Wohl so zärtlich bemüht war. Troillet war in sein Vaterland nach Genf zurückgekehrt, und wußte durch ein einnehmendes Betragen und durch den Schein der Frömmigkeit, dem Rathe daselbst das Versprechen abzulocken, ihm die erste erledigte Predigerstelle zu geben. Der Fall ereig-

nete

nete sich, und Troillet wollte von dem Verspre-chen Gebrauch machen, wozu auch der Rath nicht abgeneigt war. Calvin, der in ihm Ver-stellung und Untüchtigkeit wahrzunehmen glaub-te, widersetzte sich seinen Bemühungen auf das nachdrücklichste, und es gelang ihm, diesen sei-nen zukünftigen Amtsgehülfen zu verdrängen, und seine Gemeinde vor einem verderblichen Leh-rer, für den er ihn hielt, zu verwahren. Und wer wollte es wagen, dieser Handlung ihr Ver-dienst abzusprechen, wenn man sich ganz, wie Calvin, von der Schädlichkeit jenes Mannes überzeugt hat?

Heuchelei und Verstellung, besonders in der Religion, haßte er als eins der größten Ver-brechen. Wer ihm davon irgend einen Verdacht beibrachte, der mußte sich bald von der Seite der Redlichkeit und Wahrheit zeigen, wenn er nicht seine Freundschaft verlieren wollte. Nicht allein Troillet mußte dies gewahr werden, son-dern auch die Nikodemiten.

Diese Leute, die mit den Ueberzeugungen der protestantischen Religionspartei die Beobach-

tung

tung der Gebräuche der römiſchen Kirche und den äußerlichen Schein des Katholicismus vereinigen wollten, wurden von dem öffentlichen Bekenntniße ihrer Religion durch die Furcht vor den Verfolgungen ihrer Feinde, nach dem Beiſpiele jenes in der bibliſchen Geſchichte vorkommenden Mannes, abgehalten, ſo wie ſie auch dieſem letztern ihren Namen zu verdanken hatten. Calvin, mit deſſen Denkungsart jede Verheimlichung ſeiner Geſinnungen in geradem Widerſpruche ſtand, misbilligte dies nicht nur, ſondern —, was man ſchon an ihm gewohnt iſt —: ſchrieb auch ein Buch, worin er dieſe heimlichen Proteſtanten zum öffentlichen, ſtandhaften Bekenntnis der Wahrheit auffordert. „Wenn „wir alle, ſpricht er, unſere Meinungen ver„heimlichen wollten, wer würde für die Lehre „der Wahrheit ſprechen? Wie würde die Sache „Chriſti gewinnen? So ſchämet euch denn, ihr „kleinen furchtſamen Seelen, die ihr um der „Furcht, das Irrdiſche zu verlieren, nicht die „Ehre Gottes verherrlichen wollt. Nicht Ehre, „nicht Macht, nicht Güter, nicht Menſchen„gunſt darf uns ſcheiden von der Liebe Gottes.

„Im

„Immerdar ſchwebe uns das Beiſpiel unſeres „Herrn vor Augen. Nie wollen wir vergeſſen, „daß Liebe zur Wahrheit und ihre Bekanntma„chung ihn ſeinen Feinden Preis gab, ihn tau„ſend Kränkungen unterzog, ihn an das Kreuz „brachte. Ich Schwacher kann das nicht leiſten, „was er that, aber ich kann doch — was ich „will — für die Wahrheit mein Blut verſpri„zen!“

Dieſe ſtandhaften Geſinnungen Calvins bei dem Bekenntniße der Religion waren damals um ſo nöthiger, je weiter ſich die Furcht vor den gewaltſamen Unternehmungen, die gegen die proteſtantiſchen Gemeinden in Deutſchland gemacht wurden, verbreitet hatte. Hier bedurfte es Männer von Muth und Kraft, die ſchwache und bekümmerte Gemüther tröſten und aufrichten mußten. Ich darf gewiß keinen Widerſpruch fürchten, wenn ich unter dieſe Männer unſern Calvin zähle. Es iſt unglaublich, wie viel er zur Ermunterung der Schwankenden, zur Befeſtigung der Zweifelnden und zur Beruhigung der Verfolgten beigetragen hat. Einer

seiner Bekannten versichert von ihm, er habe das seltne Glück erfahren, daß niemand von ihm ungetröstet und ungestärkt weggegangen sei.

Aber aus eben der reinen Quelle floß auch der noch immer fortdauernde hartnäckige Widerstand, den er jedem Verächter der Religion leistete. Wer die Religion und die guten Sitten beleidigte, der beleidigte ihn. Am wenigsten nahm er dabei auf Stand und Ansehen Rücksicht. Seine Entschloßenheit gieng auch dem Mächtigsten und Vornehmsten entgegen. Ami Perrin war durch Hülfe seiner Anhänger, die er gut besolden konnte, Generalcapitain und Senator zu Genf geworden. Nicht allein aber, daß er selbst ein zügelloses Leben führte, so suchte er auch alle diejenigen, denen er entweder selbst bei Erreichung seiner Absichten wichtige Dienste zu verdanken hatte, oder die sonst das Glück hatten, seine Protektion zu genießen, bei ihrem anstößigen Leben in Schutz zu nehmen. Daß er ein heimlicher Feind Calvins war, das brauche ich nicht erst hinzuzusetzen. Daß er aber auch durch öffentliche Beleidigungen gr-

gegen Calvin sich vergieng, und die schändlichsten Dinge von ihm unter dem Volke auszubreiten, und sogar Verdacht gegen seine Keuschheit und Enthaltsamkeit zu erwecken suchte, das brachte der Plan mit sich, den er sich entworfen hatte. Und dieser war nichts geringeres, als die von Calvin eingeführte strenge Kirchenzucht, die seinen Neigungen so unwillkommen war, umzustoßen. Calvin gieng von einem Mittel zum andern über, um diesen schändlichen, aber mächtigen Gegner in Schranken zu halten. Aber alles umsonst. Bitten, sanfte Ermahnungen, Warnungen und Drohungen dienten nur dazu, ihn noch mehr zu erbittern. Nun ereignete sich es, daß ein Anverwandter Perrins, der ihm auch in seinem Lebenswandel gleich war, Pathe bei einem Kinde sein sollte, welches Calvin taufte. Letzterer weigerte sich, ihn dafür anzunehmen. „Denn, setzte er hinzu, „zu Pathen dürfen nur gottesfürchtige und „fromme Personen genommen werden, von de„nen man Hofnung hat, daß sie für das Wohl „ihrer Pathen sorgen wollen." Dies erregte natürlich von beiden Seiten heftige Widersprüche.

Per-

Perrin nahm ſich ſeines Freundes an. Die Sache wurde bei dem Rathe anhängig gemacht, wo ſie nicht ſogleich wegen Perrins groſſen Einfluß entſchieden wurde. Die Partheien waren getheilt, und es fehlte nicht viel, daß nicht blutige Auftritte entſtanden. Nur Calvins Dazwiſchenkommen, der ſein Leben ſelbſt nicht ſchonte, konnte gröſſern Gefahren begegnen. Aber endlich kam es doch ſo weit, daß ſelbſt Perrin ſeiner Laſter überführt, von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen, ſeiner Stelle im Rathe verluſtig erklärt und zu zweimonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt wurde.

Wer indeſſen mit dieſem vielleicht etwas hitzigen Verfahren Calvins doch nicht ganz zufrieden ſein ſollte, der wird ſich leicht wieder durch den Umſtand mit ihm ausſöhnen laſſen, daß Calvin ſelbſt durch ſeine Fürbitte die Vollziehung dieſes Urtheils wieder rückgängig machte und den Perrin aus dem Gefängniße befreite, nachdem letzterer einige Zeichen von beſſern Geſinnungen und Hofnung zu einem ordentlichern Leben gegeben hatte.

Calvin hatte überhaupt den ganz richtigen Grundsatz, den jeder Lehrer der Wahrheit bei seinem Unterrichte nie aus den Augen lassen sollte, daß es nicht genug sei, blos äußerlich die Religion zu bekennen, ohne nach Uebereinstimmung des Lebens mit ihren Vorschriften zu streben. „Man darf nicht glauben, daß man in der „wahren Kirche lebe, wenn man noch nicht die „Früchte davon aufweisen kann. Wir sind „schlimmer, als die Unbekehrten, wenn wir mit „ihren Lastern behaftet sind. Darum lasse ich „mich von keinem durch Worte verführen, wenn „er sagt, er sei unserer Parthei zugethan."

Diesen seinen so wahren als christlichen Grundsatz darf man nicht vergessen, wenn man folgende Geschichte aus dem richtigen Gesichtspunkte beurtheilen will. Eine Geschichte, die so wie eine andere, welche weiter unten vorkommen wird, oft zum Nachtheil Calvins und seines guten Namens gebraucht, auch zum Theil selbst von seinen Vertheidigern falsch erzählt worden ist. Ich habe weiter nichts zu thun, als die merkwürdigsten Umstände zu erzäh-

zählen, und so meine Leser in den Stand zu setzen, selbst darüber zu urtheilen.

Es war den 27. Junius 1547. in der Hauptkirche zu Genf an der Kanzel eine Schrift angeschlagen worden, die aufrühreriſche Ausdrücke überhaupt, und insbeſondere die fürchterlichſten Drohungen gegen den Rath und die Geiſtlichkeit enthielt. Der Senat war darüber eben ſo erſchrocken, als er eifrig bemüht war, den Urheber jenes Anſchlags zu entdecken. Es wurde eine eigene Commiſſion niedergeſetzt, welche die Sache ſchleunigſt unterſuchen ſollte. Man hatte Verdacht auf einen gewiſſen Jacob Gruet geworfen, bei dem man ſchon oft Aeußerungen der Unzufriedenheit mit der eingeführten Kirchenzucht und überhaupt Neigungen zu einem freiern ungebundenen Leben bemerkt haben wollte. Er wurde ſogleich gefänglich eingezogen und verhört; aber bei genauerer Unterſuchung fand es ſich, daß es ſeine Hand nicht war. Weil man aber bei der Gelegenheit ſeine ganze Briefſchaften durchſuchte, ſo fand man Papiere, die eben ſo gefährlich und ſtrafwürdig

als

als jener Anſchlag zu ſein ſchienen. Unter andern wurde eine Schrift vorgefunden, die er bei den Verſammlungen des Volks auszutheilen beſchloſſen hatte. Hierinnen behauptete er, es dürfe kein Verbrechen beſtraft werden, welches nicht wider den Staat unmittelbar gerichtet wäre, und es ſei zu befürchten, daß bei der fortdauernden Folgſamkeit, die man gegen die Einfälle eines einzigen düſtern und melancholiſchen Mannes bewieſe, ein Aufruhr entſtehen und viele tauſende ermordet werden würden; auf andern Papieren fand man grobe Spöttereien über die Religion und Bibel, Schmähungen gegen Jeſum, und Zweifel gegen die Lehre der Unſterblichkeit, die als eine bloße erträumte Fabel vorgeſtellt wurde; auch insbeſondere namentliche Beleidigungen gegen Calvin, zu deſſen Untergange er den franzöſiſchen Hof aufwiegeln wollte. Ueberdies glaubte man noch die ſicherſten Beweiſe von ſeinen gefährlichen Grundſätzen in Abſicht auf die Moral zu entdecken.

Er wurde darüber vernommen, und, da er dies alles eingeſtand, und nichts von ſeinen

Grund-

Grundsätzen zurücknahm, als ein gefährlicher Mensch verurtheilt, und den 26. Januar 1548 enthauptet. Ohne dem Urtheile meiner Leser vorgreifen zu wollen, sei mir das einzige erlaubt hinzuzufügen, daß sein Urtheilsspruch die intendirten aufrührerischen Unternehmungen gegen den Staat als den hauptsächlichsten Verdammungsgrund anführt. Nicht sowohl Ketzereien gegen die Religion also, als vielmehr aufrührische Anschläge gegen den Staat zogen ihm dies traurige Ende zu. Und man thut Unrecht, wenn man der erstern einigen Antheil an seinem Schicksale zuschreibt.

Wenn diejenigen Jahre in dem Leben Calvins die merkwürdigsten sind, in welchen er im stillen gutes wirkte, und gerade nicht öffentliche Gegner zu bekämpfen hatte, so gehören die zunächstfolgenden Jahre zu den merkwürdigsten. Denn in diesen ließen ihm seine Feinde, mehr als sonst, Zeit, nicht nur verschiedene Schriften herauszugeben, die den Ruhm seiner Gelehrsamkeit um ein großes erhöheten, sondern auch auf den ihm vorgesteckten Zwecke ununterbrochen

brochen fortzuarbeiten und reinere Religions-
kenntniße und Liebe zur Tugend auf alle Art zu
verbreiten und zu befestigen.

Raſtloſer Eifer in der Abwartung seiner
ordentlichen Berufsgeſchäfte, ſtetes Bemühen,
Armen und Unglücklichen zu helfen und beizu-
ſtehen, troſtvolle Sendſchreiben an ſolche, die
der Religion wegen vertrieben und verfolgt wur-
den, gelehrte Antworten auf die Anfragen sei-
ner Bekannten, unermüdetes Studieren und
Forſchen in den Wahrheiten der Religion, und
die Uebung anderer häuslicher Tugenden füllten
dieſen Theil seiner Zeit aus.

Kleine Angriffe auf seine Ehre, boshafte
Verdrehungen seines Namens, und heimliches
Murren über seine Strenge und Gewiſſenhaf-
tigkeit überſah er mit Großmuth und mit der
großen Männern eigenthümlichen Erhabenheit
und dies um ſo mehr, da er in den Zeugniſſen
aller Guten und Edlen die beſte Entſchädigung
fand. „Man reizt mich, ſchreibt er, aber ich
„will ſchweigen. Mich kann man beleidigen
„und

„und höhnen, aber nur die Wahrheit soll man „unangetastet lassen. Unser Herr sprach auch nie „eher, als bis man seine Lehre angrif. Und „warum sollte ich mir ein besseres Schicksal „wünschen, als er hatte?“

Eben so wenig konnte der Tod seiner guten Gattin, der sich jetzt im Jahre 1549 ereignete, seine Ruhe unterbrechen. Er fühlte den Verlust tief, aber fühlte ihn als Mann, der andern ein Beispiel sein konnte. Vorzüglich merkwürdig ist das Mittel, das er brauchte, um seinem Schmerze Grenzen zu setzen: „um meine „Traurigkeit zu vermindern, widme ich mich mit „dem größten Eifer meinen Berufsarbeiten.“

In diese Jahre gehört auch eine überaus verdienstvolle Einrichtung, die Calvin machte. Die Ueberlegung, daß die öffentlichen Predigten nicht immer den erwünschten Nutzen hervorbrachten, und daß ihr Zweck öfters durch die Unachtsamkeit und Gedankenlosigkeit der Zuhörer vereitelt würde, zwang ihn, auf Mittel zu denken, wodurch der Unterricht des Volkes noch

mehr befördert würde. Die Prediger wurden also angewiesen, nicht nur wie bisher öffentlich zu predigen, sondern auch zu bestimmten Zeiten in den Häusern der Bürger herumzugehen, und sich mit ihnen über die Wahrheiten der Religion zu besprechen. Gleichzeitige Schriftsteller können nicht genug die überaus glücklichen und heilsamen Folgen rühmen, welche diese Einrichtung unter dem Volke veranlaßt habe.

Nicht so ruhig, als die vorigen, war das Jahr 1551. Die Unzufriedenheit mit Calvins Einrichtungen wurde um so lauter, je mehr sie vorher im Stillen obgewaltet hatte. Man gieng so weit, daß man sich sogar an seiner Person selbst vergrif, und ihn, als er einmal auf einem Dorfe unweit Genf gepredigt hatte, und von da auf dem Rückwege nach der Stadt begriffen war, auf eine entehrende Art behandelte. Calvin, der nach seinem eignen Geständnisse zu der Zeit seines Lebens nicht sicher war, konnte demohngeachtet in seinem Muthe nicht erschüttert werden. „Sie wollen mein Blut kosten, „klagt er seinem Freunde, und sie mögen es.

„Ohn-

„Ohngeachtet ich zweifle, daß es ihnen so gut „schmecken wird, als ihre Laster. Aber Gott „lebt, dieser Glaube macht mich kühn. Und „wenn ganz Genf zusammen käme, mich zu „morden, so will ich doch noch das ihnen zuru„fen, weswegen sie mich jetzt so hassen: Bes„sert euch!“

Eben so beunruhigend für Calvin war der Vorfall mit dem gewesenen Carmelitermönch, Hieronymus Bolsec. Dieser Mann hatte aus Frankreich seiner freien Meinungen wegen flüchten müssen, und kam jetzt nach Genf, um als Arzt seinen Unterhalt zu suchen. Da er aber nur seichte Kenntnisse in dieser Wissenschaft besaß, so war es ihm selbst zuzuschreiben, wenn seine Hofnung getäuscht wurde. Unzufrieden darüber, fieng er an, sich in theologische Sachen zu mischen und unter andern die strenge und harte Meinung Calvins von der Gnadenwahl Gottes anzugreifen. Eine Lehre, von der selbst der größte Theil der reformirten Kirche, der Calvin schuldigen Hochachtung unbeschadet, zurückgekommen ist. Denn der Satz: Men-

schen können irren, ist so allgemein, daß auch der größte Verehrer Calvins sich gefallen lassen wird, ihn auch von diesem großen Manne gelten zu lassen.

Indessen unterließ es Calvin nicht, sobald er von Bolsecs Meinungen Nachricht bekam, ihn als Freund davon abzubringen. Allein sein Versuch mißglückte. Als daher einst ein Prediger von eben dieser Lehre in Gegenwart Bolsecs auf der Kanzel sprach, trat auf einmal letzterer auf, und hielt zum Erstaunen aller, die in der Kirche gegenwärtig waren, eine Rede, in der er gerade das Gegentheil behauptete. Von ohngefähr kam Calvin dazu, und — wer könnte von seinem Charakter etwas anders erwarten? — nahm es auf sich, ihn augenblicklich zu widerlegen. Es war freilich höchst anstößig, gerade an dem Orte, wo Belehrung, Ermunterung und Trost den Zuhörern mitgetheilt werden sollte, öffentliche Streitigkeiten und Zänkereien über Privatmeinungen zu hören. Bolsec erhielt aber auch als der, welcher dazu Veranlaßung gegeben hatte, seine Strafe. Ein Senator,

der

der dabei gegenwärtig war, ließ ihn sogleich arretiren. Er wurde vernommen, wollte aber durchaus weder das gesagte zurücknehmen, noch, welches das wichtigste war, die Unrechtmäßigkeit seiner Handlung anerkennen.

Wenn indessen einige Geschichtschreiber erzählen, Bolsec habe gegen den Willen Calvins die Entscheidung seiner Sache von den Aussprüchen der übrigen Kirchen in der Schweitz abhängen laßen, und ihrem Urtheile allein sich unterwerfen wollen, welches auch zu seinem Vortheile ausgefallen sei, so sei mir es erlaubt, das Gegentheil davon zu behaupten. Wir besitzen noch das Sendschreiben Calvins und seiner Amtsgehülfen, das sie in dieser Absicht an die Kirchen in der Schweiz ergehen ließen, worin unter andern Dingen, die in dieser Sache Licht geben können, auch die ausdrücklichen Worte befindlich sind: „Wir baten den Senat, nicht eher „über ihn ein Urtheil zu fällen, als bis wir euer „Gutachten darüber erhalten hätten; denn er „giebt vor, ihr wäret mit ihm ganz einverstan„den. Anfangs wollte er auch sich eurem dar„über

„über zu faßenden Urtheile unterwerfen, nach„her aber weigerte er sich, euch als Verdächtige „zu Richtern anzuerkennen.“ Das Gutachten selbst insbesondere der Berner Geistlichkeit fiel auch nichts weniger als zu Bolsecs Vortheil aus, enthielt aber doch zur Ehre ihrer Verfasser viele Beweise von Duldsamkeit und Toleranz.

Der Erfolg war, das Bolsec aus der Stadt verwiesen wurde. Hatte er indessen diese Strafe verdient, so muß der Grund dazu nicht sowohl in seinen Abweichungen von den in Genf herrschenden Lehrbegriffen, als vielmehr in seiner unbesonnenen und kühnen Störung des öffentlichen Gottesdienstes gesucht werden.

Um meinen Lesern einen vollständigen Begriff von Calvins unbiegsamer Entschlossenheit und Beharrlichkeit in dem, was ihm recht dünkte, zu geben, darf ich folgende Begebenheit nicht mit Stillschweigen übergehen. Philibert Bertelier, Secretair bei dem Untergerichte zu Genf, der verschiedener Ausschweifungen, besonders gegen das Gebot der Keuschheit und

Mäßig-

Mäßigkeit ſich ſchuldig gemacht hatte, wurde deswegen durch das Conſiſtorium vermöge der von Calvin eingeführten Kirchenzucht von der Kirchengemeinſchaft ſo lange ausgeſchloſſen, bis er Beweiſe ſeiner Beſſerung geben würde. Dieſe Strafe führte vorzüglich die Ausſchließung von dem Genuße des heiligen Abendmals mit ſich. Der Beſtrafte nahm dies ſo übel, daß er ſich deswegen bei dem Rathe beklagte, welcher letztere aber nach gehöriger Unterſuchung für die Rechtmäßigkeit ſeiner Strafe entſchied. Nach Verfluß eines halben Jahres erſchien Berteliet wieder vor dem Rathe, und verlangte die Aufhebung ſeiner Strafe, die er nun um ſo gewißer hoffte, nachdem er durch Liſt und andere Mittel ſich verſchiedene Mitglieder deſſelben zu Freunden zu machen gewußt hatte. Und er hofte nicht vergeblich. Denn ſo ſehr ſich auch Calvin dagegen ſetzte, und ſo nachdrücklich er zu bedenken gab, daß noch keine Aenderung an dem Menſchen wahrzunehmen ſei, ſo erklärte doch der Rath, daß er zum Abendmal zugelaſſen werden ſollte. Hierbei wurde noch überdies, um die Gewalt des Conſiſtorii für die Zukunft einzuſchrän-

schränken, die Verordnung gemacht, daß alle den Kirchenbann betreffende Vorfälle der Entscheidung des Senats überlassen sein sollten.

Eben sollte das Abendmal gefeiert werden, und Bertelier war entschlossen, davon Gebrauch zu machen, als Calvin predigte und unter andern die Worte hören ließ: „eher will ich mein „Leben einbüßen, eher diese meine Hand den „Unwürdigen das Abendmal reichen soll!" Diese Worte machten Eindruck, und die Freunde Berteliers hielten es für gut, ihn von seinem Vorsatze abzuhalten, dem es ohnedem nicht um die heilige Handlung selbst, sondern nur um die Befriedigung seiner Rachsucht zu thun war. Den Tag darauf begab sich nun Calvin selbst in die Rathsversammlung und stellte ihnen mit der größten Unerschrockenheit die Unrechtmäßigkeit ihres Verfahrens vor, mit dem Bedeuten, es beträfe die Abschaffung eines vom Volke gegebenen Gesetzes, das der Senat selbst nicht umstoßen könnte. Mit dieser Vorstellung begleitete er die Bitte um die Erlaubnis, in dieser Sache vor dem Volke sprechen zu dürfen. Dies

hatte

hatte die Würkung, daß die Verordnung zurückgenommen wurde, und das Anſehen des Conſiſtoriums unangetaſtet blieb.

Finden wir bei dieſem Vorfalle auf der einen Seite den Eifer Calvins zu groß und zu hartnäckig, ſo müſſen wir auf der andern den unerſchrocknen Muth bewundern, mit dem er ſeinen Feinden entgegen gieng.

---

## Achtes Kapitel.

### Sein Verfahren gegen Servet.

Wollte ich dem Wunſche meines Herzens folgen und hätte ich mir nicht ſelbſt die Pflicht aufgelegt, keinen bedeutenden Vorfall in dem Leben Calvins zu übergehen, ſo würde ich mich bald überreden, folgende Begebenheit ganz mit Stillſchweigen zu behandeln. Ich ſchätze den Mann, deſſen Leben ich erzähle; aber ich ſchätze die Wahrheit noch mehr. Und doch kann man nirgends mit ſich ſelbſt ſo ſehr in Widerſpruch kommen, als hier. Nirgends iſt die Verſu-

chung

chung dazu möglicher. Denn nichts thut wohl dem Herzen weher, als wenn es sich in der traurigen Nothwendigkeit befindet, der Handlung eines Mannes, den man liebt, nicht seine Zufriedenheit schenken zu können.

Nur von dieser Seite meines Herzens, dem ich so gern Genugthuung verschaffen möchte, bin ich in Verlegenheit. Denn fürchten darf ich wohl nicht erst, durch meine Darstellung bei einigen anstößig zu sein, da, wie ich wenigstens hoffe, unser Zeitalter schon längst über diese Begebenheit sein Urtheil gefällt hat. Wer sollte sich jetzt noch vorfinden, der Unduldsamkeit und Intoleranz gegen Andersdenkende in Religionssachen in Schutz nehmen sollte? Wer wäre fähig eine Handlung ganz zu billigen, die so ganz dem Geiste unserer Religion, und den sanften Gesinnungen, die uns das Christenthum einflößt, widerspricht? So wenig ich indessen dem Urtheile meiner Leser vorgreifen will, so nöthig scheint mir die Versicherung gleich im Anfange zu sein, daß Menschenliebe der Maasstab ist,

nach

nach welchem ich die Handlungen auch des gröſsten Mannes abzumeſſen gewohnt bin.

Nun ist es wahr, bei Beurtheilung einer Sache vergiſst man nicht selten, auf die nähern Umstände Rücksicht zu nehmen, welche die Moralität derselben bis ins unendliche verändern können. Die Absicht des Handelnden, seine Ueberzeugungen und Einsichten, Denkungsart der Zeitgenossen und andere Dinge mehr haben auf das Gute und Schlechte der Handlung ungemein viel Einfluſs. Nicht weniger wahr ist es auch, daſs man diese Bemerkung gerade bei dieser Begebenheit aus den Augen gelassen hat, und daſs die Feinde Calvins und der reformirten Religion überhaupt seinem Charakter oft Flecken zugefügt haben, von denen er bald gereinigt wird, so bald man sich eben so geneigt als geschickt fühlt, alle dahin gehörige Umstände gehörig zu würdigen.

Den Freunden Calvins zum Troste sei es gesagt, daſs ich von eben dem Gefühl der Menschenliebe beseelt wenigstens nicht wissentlich etwas

was übersehen will, was zu seiner Rechtfertigung dienen kann.

Ich thue wohl am besten, wenn ich gleich von dem Manne meine Erzählung beginne, der die schrecklichsten Folgen der Unduldsamkeit erfahren mußte. Eine kurze Darstellung seines Charakters und seiner Schicksale muß über die folgenden Begebenheiten nicht wenig Licht verbreiten.

Michael Servet, von Geburt ein Spanier, stand mit Calvin in gleichem Alter. Derselbe Monat Julius und dasselbe Jahr 1509 gab beiden das Leben. Auch das hatte er mit Calvin gemein, daß seine Eltern arme, aber allgemein geschätzte gute Leute waren. Und wenn ich das letztere sage, so kann man schon hoffen, daß seine Erziehung nicht übel gewesen sein mag, so wenig gewisses man auch davon angeben kann. Denn die Vermuthung, daß er in einem Dominikanerkloster erzogen worden sei, beruht auf höchstunsichern Gründen. Noch verdächtiger ist aber die Erzählung, daß er

schon

ſchon in ſeiner Jugend ſeinen Eltern ungehorſam und widerſpenſtig geweſen ſei. Wer hätte nicht ſchon in ſeinem Leben die traurige Erfahrung gemacht, daß, wenn man ſonſt einem Manne nicht beikommen kann, man zur Erdichtung von mancherlei Jugendſünden ſeine Zuflucht nimmt?

Schon in ſeinen erſten Jugendjahren war ihm Religion das liebſte und wichtigſte unter allem, womit er ſich beſchäftigte. Vorzügliches Vergnügen empfand er, wie er noch in ſeinem Gefängniſſe geſtand, wenn er ſo manche rührende Geſchichte in der Bibel fand. Denn ſo ſelten damals die Bibeln waren, ſo ruhte er doch nicht eher, bis er einer habhaft werden konnte. Er entſchloß ſich zwar — auch das ähnliche hatte er mit Calvin — die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudieren, aber das Studium der Theologie blieb doch, ohne daß er es oft ſelbſt wollte, ſeine Hauptbeſchäftigung. Ein innerer Drang ſeines Herzens, den er ſich ſelbſt nicht erklären konnte, zog ihn zur Kenntnis der Theologie, ſo daß er oft ganze Monathe lang die

Rechts-

Rechtsgelehrsamkeit ganz bei Seite legte. Vorzüglich las er neben der Bibel die Schriften der ältesten Lehrer der christlichen Kirche, und schon jetzt stießen ihm Zweifel gegen manche herrschende Meinungen auf. Diese Zweifel wurden dadurch noch vermehrt und befestiget, daß ihm nachher die Schriften Luthers und anderer Reformatoren in die Hände kamen. So weit war er indessen schon jetzt gekommen!

Unterdessen hatte er das Glück, daß sein Wunsch, fremde Länder zu bereisen, und sich insbesondere nähere Kenntnis von Deutschland, als dem Lande, wo das Licht der Reformation aufgegangen war, zu erwerben, befriedigt wurde. Längst war er darauf umgegangen, und vielleicht nur die damit verbundenen Kosten hatten ihn zurückgehalten. Es ereignete sich, daß der Kaiser Carl der fünfte nach Italien und Deutschland aus Spanien reisen wollte. Diese Gelegenheit ergrif Servet, und wurde Secretair bei dem Beichtvater des Kaisers. Auf diesen Reisen nun hatte er Gelegenheit, nicht nur die Schädlichkeit mancher Misbräuche und Irrthümer,

mer, sondern auch die neuern Versuche der Reformatoren zur Bestreitung derselben kennen zu lernen. Allein ihre Bemühungen schienen ihm noch nicht hinlänglich zu sein, um das Christenthum in seiner Reinigkeit wieder herzustellen. Vorzüglich glaubte er in der Lehre von der Dreieinigkeit und von Christo als dem Sohne Gottes Schwierigkeiten zu entdecken, die jene noch nicht weggeräumt hätten. Er fühlte sich dazu berufen, diesen letzten Schritt zu thun, verließ seine Stelle, und gieng nach Basel, wo schon die reformirte Religion eingeführt war.

Hier wußte er es zu vermitteln, daß sein Buch: von den Irrthümern in der Lehre von der Dreieinigkeit zu Straßburg unter seinem Namen gedruckt und verkauft wurde. Seine Meinung war ohngefähr diese: Gott, als ein unbegreifliches Wesen, habe, um sich den Menschen zu erkennen zu geben, zwo Gestalten in sich hervorgebracht, davon eine das Wort und die andere der heilige Geist wäre. Jene das Wort, habe sich mit dem Menschen Jesus vereinigt, und verdiene also Anbetung und Verehrung.

ehrung. Diese hingegen wirke auf die Besserung und Heiligung der Menschen als eine unsichtbare Kraft. Wenn aber Christus einst das Reich dem Vater übergeben werde, so werde weder Wort noch Geist mehr sein. Man sieht leicht, daß Servet nur darin von dem herrschenden Lehrbegrif abwich, daß er den Personen in der Gottheit nicht ewige Beständigkeit zuschrieb. Aber wer hätte glauben sollen, daß diese Privatmeinung, die sowohl mit der Ehrfurcht gegen Jesum als mit den Grundsätzen einer wahren Tugend in dem besten Zusammenhange stehen konnte, so viel Feinde und Verfolger ihm zuziehen sollte?

Indessen untersagte der Rath zu Basel den Verkauf des Buches, und der Verfaßer davon sah sich genöthigt, nach Frankreich zu gehen. Hier lebte er an verschiedenen Orten, unter andern auch im Jahre 1537 zu Paris, wo er mit vielem Beifalle Vorlesungen über die Mathematik hielt; eine Wissenschaft, die er schon frühzeitig erlernt hatte, und wovon er noch mehr Ehre gehabt haben würde, wenn er nicht zu-

gleich

gleich abergläubiſche Meinungen über die Bewegungen der Sterne am Himmel als Vorbedeutungen menſchlicher Schickſale eingemiſcht hätte. Ich finde hier einen auffallenden Widerſpruch in ſeiner Denkungsart. Er, der ſonſt aller Art von Aberglauben ſo abgeneigt war, ließ ſich doch überreden zu glauben, daß man das Glück oder Unglück eines Menſchen aus den Sternen weiſſagen könne. Ein Contraſt, den er mit mehrern Männern gemein hat, die oft aus Vorliebe für eine einzige Meinung von allen ihren übrigen Urtheilen und Grundſätzen abweichen.

Ueberhaupt thut man ihm zu viel Ehre, wenn man ihm tiefeindringenden Scharfſinn und eine allezeit richtige Urtheilskraft zueignen will. Aber eine beſondere Gabe von Witz, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, Nachſinnen, Fleiß und Arbeitſamkeit war ihm eigenthümlich. Ein Beweis insbeſondere von dem letztern iſt der Umſtand, daß er noch zu Paris die Arzneikunſt ſtudierte, und es darin zu einem hohen Grad der Vollkommenheit brachte. Aber auch

hier zeigt sich sein herrschender Hang, gern zu tadeln. Er hatte zum Nachtheil der Pariser Aerzte eine Schrift herausgegeben, welche die letztern so übel aufnahmen, daß er bei dem Parlamente verklagt, und ihm sein Betragen verwiesen wurde. Voll Verdruß darüber verließ er Paris, nachdem er vorher Doktor der Arzneikunst geworden war, und begab sich nach Charlieu. Hier würde er seinen Unterhalt als Arzt bei der allgemeinen Achtung, die er anfänglich genoß, noch länger gefunden haben, wenn nicht theils eine Krankheit, in die er selbst verfiel, theils der Umstand, daß er mehr sich mit theologischen Beschäftigungen als mit der Ausübung seiner Kunst abgab, sein Fortkommen daselbst erschwert hätte. Diesen Ursachen, die seinen Aufenthalt hier verkürzten, kann man mit Recht auch seinen beißenden Witz, und seinen übermäßigen Hang zur Satyre, die ihm viele Einwohner abgeneigt machte, beifügen. Ein wahrscheinlicher Grund mehr, warum er Charlieu mit Lyon wieder vertauschte. Zufälliger Weise hatte gerade Calvin an Jemanden nach Lyon über Religionssachen geschrieben.

Die-

Diese Gelegenheit ergriff er, selbst mit diesem Manne, gegen den er stets mit Gesinnungen der Hochachtung erfüllt gewesen war, in theologischen Briefwechsel sich einzulassen, und ihm seine Zweifel mitzutheilen, und zur Prüfung vorzulegen. Man würde höchst ungerecht handeln, wenn man dieser Sehnsucht nach Belehrung und Unterricht das ihr schuldige Lob vorenthalten wollte. Ein Mann, der sich der Prüfung nicht entziehen will, verdient immer Hochachtung, und wenn auch seine Meinungen noch so sehr dem allgemeinen Glauben widersprächen. Aber es sey nun, daß die gegenseitigen Zweifel und Ueberzeugungsgründe nicht den gehörigen Eingang fanden, oder daß noch andere Umstände eintraten — kurz der Briefwechsel, von dem man sich so viel gutes hätte versprechen sollen, wurde bald abgebrochen.

Jetzt ereignete sich es, daß der Erzbischof von Vienne Servet, den er einige Jahre vorher von einer vortheilhaften Seite hatte kennen lernen, an den letztern Ort berief, um seiner Dienste als Arzt und als Gelehrter sich zu bedienen.

Servet fand Urſache, dieſem Rufe zu folgen, da ihm die vortheilhafteſten Bedingungen angeboten wurden. Sein voriges Misgeſchick hatte ihn vorſichtiger gemacht. Des ſteten Umherirrens müde, ſuchte er ſich in der Gunſt und Freundſchaft aller, die ihn kannten, zu befeſtigen. Und Anſehen und Ueberfluß waren die Folge davon. Sein Aufenthalt daſelbſt dauerte auch gegen 12 Jahr. Was ihm aber äuſſerſt ſauer wurde, und was er nachher als eine Erniedrigung ſeiner ſelbſt öfters bereuete, war die Maske eines eifrigen Katholicken, die er hier annehmen muſte, wenn er nicht bei ſeinen Freunden ſich um allen Kredit bringen wollte. So ſchändlich dieſe Art von Heuchelei war, ſo ehrenvoll war das Geſtändnis, das er kurz vor ſeinem Tode ablegte: er wiſſe ſich keiner vorſätzlichen Sünde in ſeinem Leben zu erinnern, als daß er zu Vienne den Heuchler geſpielt habe.

Denn ſo ſehr er allen Schein davon zu verbergen ſuchte, ſo ſehr bemühte er ſich das wahre Chriſtenthum, wie er glaubte, wieder in ſeiner Reinigkeit herzuſtellen. Ein Unglück war, daß

ihn

ihn bei diesen Bemühungen jetzt mehr die Stärke seiner Einbildungskraft als ruhige Ueberlegung leitete. Männer, die ihn kannten, erzählen von ihm manche Ausschweifungen der Schwärmerei. Ganze Tage lang verschloß er sich in sein Zimmer, und glaubte von dem Erzengel Michael Antriebe zu erhalten, gegen den Drachen zu streiten, und ihn bekämpfen zu helfen. Er nahm von dieser Zeit ein finsteres, mürrisches Ansehen an, davon sich viele den Grund nicht erklären konnten.

Wenn es indessen wahr ist, daß diese Art von Schwärmerei nicht selten ihren Grund in körperlichen Uebeln hat, so sei es mir erlaubt, diese Bemerkung zur Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung zu benutzen. Man erzählt zwar, daß er oft Krankheiten zu Vienne habe überstehen müssen, aber man hat den wahrscheinlichen Einfluß derselben auf seinen Gemüthszustand vielleicht mit Unrecht übersehen.

Er hatte sich schon längst mit der Ausarbeitung eines Buches insgeheim beschäftiget, worin-

rinnen er das Christenthum von vermeintlichen Menschensatzungen reinigen wollte, und nun konnte er es von sich selbst nicht erhalten, das Buch länger in seinem Schreibepulte liegen zu lassen, es koste auch, was es wolle. Es sollte gedruckt und der Welt öffentlich zur Prüfung vorgelegt werden. Allein die Buchdrucker fanden die Sache zu gefährlich. Die Inquisition oder das Ketzergericht ließ solche Schritte nicht leicht ungeahndet. Daran kehrte er sich jedoch nicht und es glückte ihm nach vielen vergeblichen Bemühungen, einen Buchdrucker zu finden, der es 1552 unter dem Titel: Wiederherstellung des Christenthums, heimlich drucken ließ. Man erzählt, daß, als Servet zuerst zum Drucke desselben Hofnung erhielt, er einige Tage lang vor Freuden nicht gegessen und getrunken habe. So sehr war er für sein Vorhaben begeistert! So heimlich es gedruckt worden war, so heimlich sorgte man auch für die Verbreitung der Exemplare im Ausland. Ein Zufall wollte es, daß unserm Calvin eins davon in die Hände fiel. Indessen, wenn wir darauf Rücksicht nehmen wollen, daß Servet noch am Ende sei-

nes Lebens über falsche Freunde klagte, so wird es wahrscheinlich, daß einer von seinen Bekannten, dem er die Sache unter dem Siegel der Freundschaft anvertraut hatte, die Sache nach Genf berichtete. In Frankreich würde wenigstens niemand von dem Buche etwas gewußt haben, wenn nicht ein reformirter nach Genf geflüchteter Franzose, Wilhelm Trie, die Sache in Frankreich bekannt gemacht hätte. Ein Brief, den dieser Mann an seinen in Frankreich zurückgelassenen Freund schrieb, und welchem er die ersten Blätter des Buches beilegte, war die Ursache von Servets Unglück. Und warum sollte man es verheimlichen, daß viele Wahrscheinlichkeit da ist, zu glauben, daß Calvin selbst zur Absendung dieses Briefes mitgewirkt habe? Wilhelm Trie war kein Gelehrter, war Calvins Freund, verklagt Servet als den abscheulichsten Ketzer, den Frankreich weit weniger als die ächten Reformirten dulden sollte, gesteht selbst in dem Briefe, daß ihn derjenige zur Anzeige der Existenz des verderblichen Buches angetrieben habe, in dessen Beruhigungen und Ermahnungen er zu Genf bei seinem reformirten

ten Glauben so viel Trost finde. Nimmt man nun noch dazu, daß Calvin selbst das Buch in Händen hatte, so wird es wenigstens verzeihlich, an Calvins Theilnahme zu denken.

Jenes unglückliche Schreiben nun wurde dem Ketzergerichte augenblicklich übergeben. Letzteres versäumte auch nicht, seiner Bestimmung gemäß zu verfahren; war aber doch noch so gerechtigkeitliebend, noch mehrere Beweise von Servets Ketzereien zu verlangen. Von Genf aus war man auch dazu bereitwillig, und ließ Servets eigenhändige Briefe, die er an Calvin geschrieben hatte, nach Frankreich verabfolgen. Wer kann diese Art von Untreue mit Calvins sonst redlichen und gewissenhaften Charakter anders in Zusammenhang und Uebereinstimmung bringen, als durch die für jeden Menschenfreund niederschlagende Bemerkung, daß mißverstandene Gewissenhaftigkeit oft zu Gewissenlosigkeit verleitet?

Dies hatte nun die Folge, daß Servet in Verhaft genommen und verhört wurde. Jeder-

man

man weissagte ihm schon das traurigste Schicksal, dem er vor der Hand nur dadurch entgieng, daß er aus dem Gefängnisse entflohe. Seine Freunde, und vielleicht insbesondere ein Spanier sein Landsmann, waren davon nicht allein Urheber sondern auch Beförderer. Vielleicht erhielt er auch von diesem seinem Landsmanne der Kaufmann daselbst war, und von dem er vorher schon viele Wohlthaten genossen hatte, den Wink, nach Neapel zu gehen, und unter den dort sich aufhaltenden Spaniern seinen Unterhalt zu suchen. Man will wenigstens noch Empfehlungsbriefe bei seiner darauf folgenden Einziehung bei ihm gefunden haben. Er war auch schon im Begrif dahin zu reisen, als er auf seinem Wege ganz von ohngefähr nach Genf kam, ganz in der Meinung, dort als an einem protestantischen Orte, wo Duldung und freie Religionsübung zu erwarten sei, nichts Böses befürchten zu müssen. Das war aber der unglücklichste Entschluß, den er je in seinem Leben gefaßt hatte. Der gute Mann, der die Kunst zu verstehen glaubte, aus den Bewegungen der Sterne Vorbedeutungen auf die Zukunft wahrneh-

nehmen zu können, ahndete diesmal zum Trotz und Beschimpfung seiner Kunst nicht, daß er hier sein Ende finden würde. Die ersten Tage seiner Anwesenheit daselbst begegnete ihm nichts widriges.

Aber schon wollte er zu seiner Abreise Anstalt machen, als er wider alles Erwarten gefänglich eingezogen würde. Man kann leicht errathen, wer die Ursache davon gewesen war, so wenig auch Servet selbst anfänglich auf Calvin muthmaßte. Er wurde vernommen, und — traurig genug, daß ich es eingestehen muß! — Calvin selbst, nicht von seinem Herzen aber von seinem Verstande diesmal irre geführt, setzte die Klageartikel gegen ihn auf, von denen Servet einige willig eingestand, einige aber von sich abwies. Beide unterredten sich lange und nicht ohne Hitze über die Lehre von der Dreieinigkeit und andere Dinge, in welchem Servet von dem herrschenden Lehrbegriffe abgewichen war. Aber es kam zwischen beiden zu keinem Einverständnisse, es sei nun, daß die Charaktere beider Männer einander zu ähnlich oder zu unähnlich

waren. Denn man wird ſelten eine Ausnahme von der Regel finden, daß Perſonen, deren Temperament einander entweder ganz gleich oder ganz ungleich iſt, ſich einander ſehr nähern werden.

Anfänglich ſetzte Servet eine Bittſchrift an den Rath auf, daß man ihn von der peinlichen Anklage losſprechen ſollte. Allein vergeblich! Man ließ ihm jedoch die Wahl, ob er lieber in Genf, oder in Vienne, dem Orte, wo er aus dem Gefängniße entflohen war, ſich wollte verurtheilen laſſen. Allein die Hofnung, daß man in Genf nicht zu harte mit ihm verfahren werde, beſtimmte ihn, lieber hier den Ausgang ſeiner Sache abzuwarten.

Indeſſen blieb er noch feſt und beharrlich bei ſeinen Meinungen, der öftern Verſuche Calvins ohngeachtet, ihn davon abzubringen, die allemislingen muſten, weil — wie es bei dergleichen Sachen zu gehen pflegt — jeder Recht zu haben glaubte. Man trug nun darauf an, daß

Ser-

Servet als ein Ketzer zum Tode verurtheilt werden sollte.

Es verlohnt sich gewiß der Mühe, Calvins Gesinnungen und Gründe bei diesem Verfahren von ihm selbst kennen zu lernen. In dieser Absicht mag ein Auszug aus einem Briefe, den er bei der Gelegenheit an einen Freund schrieb, hier einen Platz haben:

„Der Name Servet kann dir nicht unbekant „sein, da er schon vor zwanzig Jahren die christ„liche Welt mit seinen giftigen und verderblichen „Meinungen angesteckt hat. Aber erst sein Buch „setzt dich in den Stand, über ihn richtig ur„theilen zu können. Er ist es, über den schon „damals ein würdiger aber sonst sanftmüthiger „Mann den Ausspruch that, er verdiene in „Stücken zerrissen zu werden — Er kam unglücklicher Weise hieher nach Genf, und ein „Syndicus ließ ihn auf meine Veranlaßung ins „Gefängnis werfen. Denn ich gestehe es gern, „es für meine Pflicht gehalten zu haben, einem „mehr als verstockten und unverbesserlichen Men„schen

„ſchen nach meinen Kräften Einhalt zu thun,
„und ſeine fernere Schädlichkeit zu hindern.
„Täglich verbreitet ſich die Bosheit weiter, über-
„all quellen neue Irrthümer hervor, und Per-
„ſonen, denen Gott die Macht dazu gab, laſſen
„es ſich nicht angelegen ſein, ſeines Namens
Ehre zu befördern. Denn wenn die Papiſten
„die Abweichungen von ihrem Aberglauben ſo
„heftig ahnden, und ungerecht genug ſind, un-
„ſchuldiges Blut zu vergießen, ſo müſſen ſich
„chriſtliche Obrigkeiten ſchämen, bei der Ver-
„theidigung der unerſchütterlichen Wahrheiten
„ſo wenig Muth zu beweiſen. Daraus folgt
„nun freilich nicht, daß wir ihre Wuth und ra-
„ſende Hitze nachahmen ſollen. Aber es giebt
„einen Mittelweg, den man einſchlagen, und,
„wenn man kann, Religionsverächter verhin-
„dern muß, ihre Läſterungen gegen Gott unge-
„ahndet auszubreiten. Drei Stücke ſind bei
„Servet in Ueberlegung zu ziehen. Erſtlich hat
„er durch ungeheure Irrthümer der Religion ge-
„ſchadet, ja ſo gar durch verabſcheuungswürdi-
„ge Spöttereien und ſchimpfliches Hohnlächeln
„das ganze Chriſtenthum angetaſtet und die er-

„ſten

„ſten Gründe deſſelben erſchüttert. Sodann iſt „die Hartnäckigkeit unbeſchreiblich, mit welcher „er aus teufliſchem Uebermuthe und Stolze, al„ler unſerer Warnungen und Ermahnungen „ohnerachtet, ſein Gift weiter auszuſtreuen, nie„mals aufgehört hat. Endlich verführt ihn die„ſer ſein Uebermuth noch bis auf dieſe Stunde, „bei ſeinen Läſterungen zu beharren. Da iſt an „keine Beſſerung und Widerrufung zu geden„ken — “

Wer verkennt wohl in dieſem ſeinem unduldſamen und ungerechten Betragen dennoch den Eifer für die Befeſtigung der Religion, der er dadurch förderlich zu ſein glaubte? Der Rath beſchloß nun im Einverſtändniße mit Calvin das über ihn zu fällende Urtheil nicht allein auf ſich zu nehmen, ſondern, wie vorher bei einer ähnlichen Gelegenheit, die vier ſchweizeriſchen Städte, Zürch, Bern, Baſel und Schafhauſen um ihr Gutachten bei dieſer wichtigen Sache zu bitten. Man ließ auch in dieſer Abſicht die ganzen Acten an ſie verabfolgen, welche Calvin noch überdies mit beſondern Briefen begleitete. Es

iſt

iſt zu merkwürdig, zu erfahren, was die dortigen Obrigkeiten und Prediger über Servet geurtheilt haben, als daß ich den Zorn meiner Leſer befürchten müßte, wenn ich einiges davon anführte.

Von Zürch lief folgendes Gutachten ein: — „Wir ſind feſt überzeugt, daß Servet die ſchänd„lichſten und verabſcheuungswürdigſten Irrthü„mer verbreitet habe — und daß Calvin, ein „Mann, deſſen Treue und Gewiſſenhaftigkeit „ſowohl als auch deſſen vorzügliche Verdienſte „um Vertriebene nur allzu bekannt ſind, ihn nicht „mit Unrecht angeklagt habe. — Wie aber die„ſem Menſchen, der ſchon alle längſt wiederlegte „Ketzereien wieder vorbringt, die erſten Grün„de unſers Glaubens erſchüttert, und Gott ſelbſt „läſtert, Einhalt zu thun ſei, daß müſſen wir „eurer Klugheit überlaſſen — Da unſere Kir„chen überhaupt von katholiſcher Seite in dem „übeln Rufe aller ketzeriſcher Meinungen ſtehen „ſo hat die göttliche Vorſehung euch eine Gele„genheit dargeboten, dieſen Vorwurf von uns „abzulehnen. Wir zweifeln alſo nicht an eurem

„Be-

„Bemühungen, zu verhüten, daß durch diesen „Menschen das Gift nicht weiter verbreitet „werde.“

Mit diesem war das Schaffhausische in allem gleichlautend. „Die Schriften Servets, „heißt es darin, scheinen uns in gröbstem Wider„spruche mit den vernünftigen Lehren des Chri„stenthums zu stehen, und ihr weiteres Ver„breiten und Lesen in christlichen Gemeinden nicht „zu dulden sein. Wir haben aber zu eurer „Klugheit ein zu gutes Zutrauen, als daß wir „nicht hoffen sollten, ihr werdet auf alle Art „seinen Unternehmungen Grenzen setzen, damit nicht der Krebs weiter um sich fresse.“

Eben dahin gieng auch die Meinung der Basler. „Was unser Herr, sagen sie, seinen „Vater bat, daß die seinigen eines Sinnes blei„ben mögten, so wie er und der Vater eins wä„re, das müssen wir auch zu unsern Zeiten bit„ten, da man sich von allen Seiten jetzt bemüht, „Uneinigkeit und Zwiespalt zu bewirken. — Um „so mehr habt ihr Ursache Gott zu danken, daß

„auch

„auch zu euch das Licht der Wahrheit gedrungen „ist, durch dessen Hülfe ihr Wahrheit und Falsch„heit von einander unterscheiden könnt — Was „aber Servet anbetrift, so geht unsre Ermah„nung an euch, das zu thun, was ihr sehen zu „thun scheinet, und allen Fleiß auf seine Besse„rung zu verwenden. Könnte nur auch das Aer„gernis, das er schon andern gegeben hat, wie„der gehoben werden! Sollte er aber dennoch „bei seinen irrigen Grundsätzen unverbesserlich „beharren, so möget ihr ihm nach eurer Pflicht, „und nach der euch verliehenen Gewalt solche „Grenzen setzen, daß er fernerhin der Kirche „Christi keinen Schaden zufügen kann, und „nicht das letztere Uebel ärger als das erstere „werde.“

Man sieht leicht, daß alle drei Urtheile dahin hinausliefen, vor allen Dingen den Weg der Güte zu pflegen, und im Fall der Weigerung von Seiten Servets den letztern in beständiger Gefangenschaft zu erhalten, bis er von seinen Irrthümern zurückgekommen sei. Nur in den Ausdrücken vielleicht, aber nicht dem Sinne

nach war das Berner Urtheil von den vorigen verschieden. „Wir bitten Gott, ist ihre Mei„nung, euch den Geist der Klugheit, des Ver„standes und Muthes zu geben, daß ihr diese „Pest von der christlichen Kirche, sowohl von „der einigen als von den übrigen, entfernet, „und nichts unterlaßet, was mit einer christli„chen Obrigkeit übereinstimmend ist.“ Was zwingt uns aber, hier gerade an ein Todesurtheil zu denken? Die Entfernung konnte ja auf andere Art bewirkt werden.

Es sei nun aber, daß die Worte würklich von der Todesstrafe verstanden werden sollten, oder daß sie von dem Genfer Rathe nur so verstanden wurden. Kurz, das Urtheil des letztern war das schärfste. Servet wurde zum Feuer verdammt. Die Fürbitte Calvins, man mögte die Art der Todesstrafe lindern, würde, ohngeachtet sie vergeblich war, seinem Herzen noch mehr Ehre machen, wenn er nicht vorher so sehr zu Servets Unglücke mitgewirkt hätte.

Servet, der nichts weniger, als diese Strenge, vermuthete, war nicht wenig bestürzt, als

er

er ſein Todesurtheil hörte. Sein Erſchrecken erlaubte ihm kaum, ein Wort zu ſprechen, und viel Mühe mußte er es ſich koſten laſſen, um Standhaftigkeit und Muth zu beweiſen. Bald berief er ſich auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache, bald beklagte er ſich über die Grauſamkeit ſeiner Feinde, bald endlich ſchrie er um Gnade und Barmherzigkeit. Bitten und Trotz, Muthloſigkeit und Muth, wechſelten miteinander ab. Aber Standhaftigkeit und Beharrlichkeit bei ſeinen Behauptungen und Lehrſätzen mußten ihm ſelbſt ſeine Feinde zu ihrem großen Verdruße zugeſtehen. Alle Verſuche, ihn davon abzubringen, waren vergeblich. Calvin ſelbſt, mit dem er ſich auszuſöhnen Luſt bezeigt hatte, und den er auch auf die rührendſte Art wegen aller ihm zugefügten Beleidigungen um Verzeihung bat — gewiß ein unvergeßlicher Zug in ſeinem unſträflichen und rechtſchafnen Charakter! — hielt noch an ſeinem Todestage den 27. October 1553 die nachdrücklichſten Ermahnungen an ihn, die aber alle ihre Abſicht verfehlten.

Seine letzten Stunden widmete er der Betrachtung des Todes und des zukünftigen Schick-

ſals der Menſchen. „Ich fürchte mich nicht vor „dem Tod, ſprach er, aber ihn als ein Verbre„cher empfunden zu ſollen, zerreißt mein Herz! „Jeſu, mein Heiland und Erlöſer, tröſte mich, „ſo wie du einſt getröſtet wurdeſt. Der Dra„che, den ich bekämpfen wollte, überwältigt „mich!“ Unter dieſen Betrachtungen, denen er freilich oft viel ſchwärmeriſches beimiſchte, näherte ſich die Todesſtunde. Man führte ihn vor die Rathsverſammlung, wo ihm mit den gewöhnlichen Gebräuchen ſein Todesurtheil vorgeleſen wurde. Hier konnte er ſich nicht enthalten, auf ſeine Knie niederzufallen, und flehentlich zu bitten, man möchte ſein Urtheil mildern, und ihn mit dem Schwerte hinrichten. „Wenn ich geirrt habe, ſetzte er hinzu, ſo habe „ich aus Unwiſſenheit geirrt. Meine Abſicht iſt „nicht zu tadeln. Ich glaubte die Ehre Gottes „befördern, und meine Ueberzeugungen zum Vor„theil der Wahrheit bekannt machen zu müſſen. „Habe ich aber geirrt, ſo erreicht ihr ja eure „Abſicht ſchon mit meinem Tode, es ſei auch die „Art deſſelben, welche es wolle.“ Und ohngeachtet ſelbſt Calvin und ſeine Amtsgehülfen

die-

dieſe ſeine Bitten nochmals unterſtützten, ſo war man grauſam und unmenſchlich genug, bei dem einmal gefällten Urtheile zu bleiben. So mußte er nun den Weg nach dem Scheiterhaufen betreten, und laute Seufzer und Gebete zu Gott und Jeſum waren die Beweiſe ſeines verzeihlichen Schmerzes ſowohl, als auch ſeines Vertrauens und ſeiner Hofnungen. Man erinnerte ihn noch, er ſollte ſtatt: Sohn Gottes, rufen: ewiger Sohn Gottes, weil er die Ewigkeit deſſelben in Zweifel zog. Allein nichts konnte ihn dazu bewegen. Und was hindert uns, ihn mit den erſten Märtyrern der Wahrheit zu vergleichen, die oft ſich eher in Stücken zerreißen lieſſen, ehe ſie von ihrem Bekenntniße der Religion abwichen. Denn wenn auch ſeine Meinung dem herrſchenden Lehrbegriff widerſprach, ſo war doch gleicher Muth und gleiche Verachtung des Todes dazu erforderlich. Er hatte ja, wie ſie, die Wahl zwiſchen Widerrufen oder Sterben, und er wählte, wie ſie, das letztere. Er beſtieg den Scheiterhaufen. Hier mußte er ſich auf einen niedrigen Block ſetzen. Hinter ihm ſtand ein Pfahl, an dem er angeſchloſſen wurde.

Um

Um den Kopf herum band man ihm Stroh und Schwefel, und an die Seite das erwähnte Buch, das ihm so viel Unglück zuzog. Der Scheiterhaufen wurde angezündet. Da aber das Holz mehrentheils frisch und noch ganz grün war, mithin kein lebhaftes Feuer geben konnte, so dauerte seine Marter — wen schaudert nicht bei dieser Erzählung? — über eine halbe Stunde, bis endlich das herumstehende Volk, von Menschlichkeit und Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, wodurch denn endlich das Feuer seinen Strohkranz erlangte, und so seinem Leben ein martervolles Ende machte. Noch im Augenblicke des Sterbens, rief er: Jesu, „du Sohn des ewigen Gottes, „erbarme dich meiner!“

Wer will es läugnen? Calvin war die Ursache seines Todes. Nicht zufrieden, daß er zu seiner Verhaftnehmung beigetragen und die Anklage aufgesetzt hatte, so widersetzte er sich auch denjenigen zu Genf, die ihn gelinder als mit dem Tode bestraft wissen wollten. Calvin war also wohl ein grausamer unmenschlicher Mann?

ſo höre ich meine Leſer urtheilen. Und wenn ſie ſo urtheilen, ſo thun ſie gewiß ſeinem Herzen eben ſo ſehr Unrecht, als er dem Servet Unrecht gethan hatte. Es iſt wahr, dieſe Handlung, die wir zur Ehre unſers Zeitalters ſo gern beweinen, ſo gern ungeſchehen machen möchten, war übraus hart und grauſam. Und wer ihr einen gelindern Namen geben wollte, der — man erlaube mir dieſes Urtheil — verdiente ſelbſt keinen gelindern. Allein ſein Herz verdiente dieſen Namen gewiß nicht. Wir haben ihn ſchon von zu vielen Seiten kennen gelernt, als daß wir ihm Menſchlichkeit, Mitleiden, Edelmuth und Herzensgüte in einem vorzüglichen Grade, abſprechen ſollten. Daß er dieſe ihm eigenthümlichen Tugenden hier verläugnete, daran war ſein Verſtand Schuld. Calvin und Servet hatten beide das mit einander gemein, daß ſie der Eifer belebte, die Ehre Gottes zu befördern. Nur jeder auf verſchiedene Art. Letzterer, indem er ſeine Meinungen geltend machen wollte; erſterer, indem er deſſen Ketzereien zum nachdrücklichen Beiſpiele anderer beſtrafen zu müſſen glaubte, und von ihrer weitern Verbrei-

breitung Schaden und Nachtheil für die ganze christliche Kirche befürchtete. Nicht Privathaß gegen Servet, oder sonst eine niedrige Leidenschaft hatte bei seinem Betragen einigen Antheil, sondern blos sein misgeleiteter Eifer für die Sache Gottes. Er wünschte ja nichts mehr, als daß Servet von seinen Irrlehren zurückkommen und sie widerrufen sollte, in welchem Falle er ihm Freyheit und Gefahrlosigkeit versprach.

Hierzu nehme man noch die Umstände: daß Calvin von vielen seiner Freunde zur Strenge aufgefordert wurde; daß es damals allgemeine Meinung war, Ketzer müßten mit dem Tode bestraft werden; daß der Geist der Unwissenheit in jenen Zeiten diejenigen für die gefährlichsten und gottlosesten Menschen hielt, die in Lehrsätzen abwichen, und man wird gewiß geneigter werden, ihm eine Sünde zu verzeihen, die er mit seinen Zeitgenoßen theilte, und welche er gewiß unterlaßen haben würde, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich über die fast allgemeine Denkart hierin zu erheben. Selbst Männer, die von dem Geiste der Sanftmuth und Liebe hin-

hinlänglich beseelt waren, billigten sein Verfahren damals. Dahin rechne ich den liebenswürdigen Melanchthon zu Wittenberg, den Freund und Collegen Luthers. Diesem schickte Calvin die Widerlegung der Irrthümer Servets zu, und Melanchthon äußerte über diese Schrift sowohl, als über die gegen Servet bewiesene Strenge seine Zufriedenheit.

Sollte indessen diese Ueberlegung nicht im Stande sein, uns mit Calvins Herzen einigermaßen auszusöhnen, was werden wir erst über die Menge Blutes urtheilen müssen, das damals in ganz Europa der Religion wegen floß, und welches nicht allemal reiner Eifer für die Sache Gottes, sondern oft Privathaß, Neid und Eigennutz unter dem Deckmantel der Religion verspritzen ließ?

## Neuntes Kapitel.

### Seine übrigen Lebensjahre bis zu seinem Tode.

Doch es ist Zeit, wieder zu Calvins übrigen Handlungen zurückzukehren, nachdem ich mich ungern bei der Erzählung einer Begebenheit verweilen mußte, die ich eben so gern aus seinem Leben hinweg gewünscht hätte, als ich den innigsten Wunsch hege, daß Duldung und Schonung gegen andere Religionsverwandten und überhaupt gegen Andersdenkende immer unserm Zeitalter eigenthümlicher werden mögen!

Es konnte nun nicht fehlen, daß nicht manche Feinde Calvins in dieser Strenge gegen Servet neuen Grund zu verdrießlichen Streitigkeiten finden sollten, deren Unwillen er dadurch noch um ein großes vergrößert hatte. Es wurden von beiden Seiten heftige Schriften gewechselt, in welchen bald für, bald wider die Rechtmäßigkeit der Strafe Servets gestritten wurde.

Un-

Unter andern kam eine überaus bekannte Schrift unter dem Namen des Martin Bellius ins Publikum, die gegen Calvin gerichtet war, und eine Menge Aussprüche der ältesten Lehrer der Kirche über Duldung und Toleranz enthielt. Man weiß schon, daß sie Calvin nicht wird unbeantwortet gelaßen haben.

Ueberhaupt schienen die Jahre Calvins Streitigkeiten zu vermehren, die er zur Vertheidigung der reformirten Lehre zu führen hatte. Natürlich, daß diejenigen, welche Zweifel gegen diese Lehre erregten, ihren vorzüglichsten Vertheidiger angriffen, mithin ihn zu Vertheidigungen und Rechtfertigungsschriften veranlaßten.

Ich würde aber eben so wenig den Dank meiner Leser verdienen, wenn ich alle diese Streitigkeiten einzeln anführen wollte, als es überhaupt angenehm ist, die dabei gewechselten Schriften zu lesen. Vielmehr will ich meinem Vorsatze getreu, nur immer das Wichtigste berühren, und mehr von seinen wohlthätigen

Hand-

Handlungen als von seinen Streitigkeiten sprechen.

Zu den erstern gehört die warme Theilnahme, die er den aufs neue der reformirten Religion wegen verfolgten Franzosen schenkte. Kein Fleiß und Mühe wurde von ihm gespart, um ihr Schicksal erträglicher zu machen. Selbst die protestantischen Fürsten wurden von ihm aufgefordert, der leidenden Menschheit sich anzunehmen. Wenn man die Ergießungen seines Mitleids und Schmerzes über das in Frankreich und England der Religion wegen vergossene Blut lieset, so sollte man fast nicht glauben, daß sie von eben dem Manne herkämen, der Servet zum Scheiterhaufen beförderte.

Nicht weniger rühmlich war sein Bemühen im Jahre 1554, die Einigkeit zwischen den Schweizerischen und Walliserkirchen zu befördern, die um so wünschenswerther war, je mehr die vorige Uneinigkeit die Gemüther erbittert hatte. Calvin versichert, er habe in seinem Leben keine solche Ruhe und Freude genoßen,

noßen, als in dem Augenblicke, da er dieſe Einigkeit zu Stande gebracht hatte.

Dieſe ſeine Ruhe ſtörte indeſſen im Jahre 1555 und 56 ein unruhiger, aber ſonſt heller Kopf Gentilis, der aus Italien geflüchtet, und nach Genf gekommen war, wo verſchiedene Italiäniſche Familien eine eigene Gemeinde ausmachten. Hier fieng er an, Servets Lehren zum Theil auszubreiten, und wagte es, ohngeachtet des ausdrücklichen Glaubensformulars, welches die Italiäniſche Gemeinde aufgeſetzt und er auch ſelbſt unterſchrieben hatte, dennoch darin fortzufahren. Die Folge davon war, daß er in Verhaft genommen wurde. Gentilis war aber kein Servet. Er war ein Heuchler, und ſchwor ſeine Irrthümer ab, ſo wenig auch ſeine Ueberzeugungen damit übereinſtimmten. Man entließ ihn unter dem eidlichen Verſprechen, ſeine Bücher zu verbrennen, und nicht ohne Erlaubnis des Raths aus der Stadt zu gehen. Er wurde zum zweitenmale meineidig, verließ die Stadt, und wäre, nach verſchiedenem Umherirren,

irren, beinahe zu Bern in Gefahr gekommen, seiner Kätzereien wegen enthauptet zu werden.

Ich führe diese Begebenheit zum Beweis an, daß Calvin nicht sowohl Kätzereien an und für sich, sondern nur die Beharrlichkeit dabei bestraft wissen wollte; gesehe aber sehr gern, daß dieser Umstand ihn keinesweges ganz rechtfertiget, indem wir Gott allein für unsere religiösen Gesinnungen verantwortlich sein können.

Das Jahr 1557 zeichnete sich wieder durch eine besonders verdienstliche Handlung Calvins aus. Anhaltende Arbeiten und Kränkungen hatten ihm eine gefährliche Krankheit zugezogen, von der er noch nicht völlig wiederhergestellt war, als die französische Gemeinde zu Frankfurt ihn um seine Vermittelung anflehte. Es waren daselbst Unruhen über einige gottesdienstliche Gebräuche und besonders über das heilige Abendmal entstanden. Man glaubte in Calvin Klugheit und Muth genug zu finden, diesen Irrungen abzuhelfen. Und noch entkräftet und halb krank reißte er dahin, und seine Reise hatte den erwünschten Erfolg. Eben diesem Jahre hatte

man auch die Herausgabe verſchiedener gelehrten Schriften Calvins zu verdanken, unter andern ſeine Erklärungen der Pſalmen, die ihm nicht geringen Ruhm unter ſeinen Zeitgenoßen erwarben.

Und ob er gleich in dem darauf folgenden Jahre von neuem in ein viertägiges Fieber verfiel, das ſeinen Körper acht Monate lang auſſerordentlich abzehrte, und ihn niemals wieder ſich ganz erholen ließ, ſo konnte doch ſeine Thätigkeit durch nichts unterbrochen werden. Von Seiten ſeiner Freunde und Aerzte ergiengen zwar häufige Bitten an ihn, mehr auf ſich und ſeine Geſundheit Rückſicht zu nehmen, und ſich wenigſtens der beſchwerlichſten Arbeiten zu enthalten. Allein ſeine Begierde, nützlich zu werden, ließ ſich nicht einſchränken. „Ein müßiges Leben, pflegte er oft zu ſagen, iſt mir das verhaßteſte.“ Predigten, Vorleſungen, Troſtſchreiben, Ermahnungen, Vertheidigungen und andere ſchriftſtelleriſche Arbeiten beſchäftigten ihn oft ſpät bis in die Nacht.

Eine

Eine nützliche Anſtalt, die 1559 zu Genf gemacht wurde, war allein die Frucht ſeiner Bemühungen. In der richtigen Meinung, daß Wiſſenſchaften und Künſte der Religion von jeher gute Dienſte geleiſtet hätten, und daß die Vernachläſſigung der erſtern Aberglauben und Unwiſſenheit zur natürlichen Folge hätte; trug er ſich ſchon lange mit dem Wunſche herum, in Genf eine Akademie errichtet zu ſehen. Vielleicht glaubte er auch darin einen neuen Damm zu finden, der den Genf ſo oft überſchwemmenden Kätzereien entgegengeſtellt werden könnte. „Wenn ich nur, ſpricht er, brauchbare und „tüchtige Lehrer zu Genf bekomme, ſo zweifle „ich hier an der Aufrechthaltung der wahren „Religion nicht, ſondern hoffe, daß dadurch „am beſten ſo manchen Irrlehren der Eingang „in die Stadt verſperrt werden wird. Alle „meine Kräfte verwende ich jetzt zur zweckmäßigen Einrichtung und Bildung dieſes Inſtituts, „und dann will ich ſanft meine Augen ſchließen, „wenn meine Bemühungen nicht vergeblich ſein „werden.“ Er erreichte ſeinen Zweck, den der Rath auf alle Art begünſtigte. Es wurden

nicht

nicht nur acht öffentliche Lehrer in den Wiſſenſchaften angeſtellt, ſondern auch ein prächtiges Gebäude für die Akademie errichtet. Calvin ſelbſt hatte zu allem den Plan und die Geſetze entworfen, und aus Dankbarkeit wählte man ihn zum erſten Profeſſor der Theologie.

Die neuen Verbindlichkeiten, die ihm Genf ſchuldig war, vermehrte er wiederum durch Verdienſte um das Ausland. Die Königin Maria in England, eine eifrige Katholickin, und ſtrenge Verfolgerin der Proteſtanten, war geſtorben; und die neue Königin Eliſabeth ſchien Hofnung zur Toleranz und Duldung zu geben. Viele reformirte Franzoſen flüchteten daher nach England, und erhielten die Erlaubnis, eine eigene Gemeinde zu errichten. Nur bedurften ſie noch eine gewiſſe Feſtigkeit und Uebereinſtimmung in äußerlichen gottesdienſtlichen Gebräuchen. In dieſer Verlegenheit wandte man ſich an Calvin. Und niemand war mit ſeinen Dienſten bereitwilliger. Nur ſeine ſchwächlichen Geſundheitsumſtände konnten ihn abhalten, ſelbſt dahin zu reiſen. Unterdeſſen ſchickte er

jemanden an ſeiner Stelle dahin, den er mit den gehörigen Anweiſungen und Briefen verſehen hatte.

Eben ſo hatten die Waldenſer in Böhmen ſich ſeinen Rath über verſchiedene Sachen der Religion ausgebeten, und deswegen Abgeordnete an ihn geſchickt. Er antwortete ihnen auf eine Art, die ſeinem Herzen Ehre macht: „Ich „wünſchte nichts mehr, verſichert er ihnen, als „euch von meinem Beſtreben nach Einigkeit und „Eintracht zu überzeugen. Laßet uns alſo durch „unſere Eintracht bezeugen, daß wir einen Va„ter im Himmel verehren, und daß wir ein Kör„per ſind, deſſen Haupt Chriſtus iſt. — Das „beſte Mittel dazu wird ſein, wenn wir nicht „jeder Verläumdung Glauben beimeſſen. — „Denn es leidet keinen Zweifel, daß, wenn die „Feinde von euren Uneinigkeiten hören, die gute „Sache der Religion ſelbſt in ihrem glücklichen „Fortgange gehindert wird.“

Gerade das Gegentheil von dieſen Geſinnungen gab man ihm im Jahre 1561 Schuld.

Der

Der neue König in Frankreich Carl der Neunte ſchrieb an den Genfer Rath und beklagte ſich, daß man von Genf aus Leute abſände, die Unruhen in ſeinem Reiche ſtifteten. Würde man ſie nicht baldigſt zurückrufen, ſo würde er dies Unternehmen nicht ungeahndet laſſen. Der Rath ließ ſogleich Calvin deshalb ſich verantworten, der zwar unerſchrocken eingeſtand, oft rechtſchafne Männer nach Frankreich auf Verlangen der dortigen Proteſtanten geſchickt zu haben, welche die armen Unglücklichen tröſten und unterrichten ſollten. Allein ſie predigten die Lehre des Friedens, und wären weit davon entfernt, Aufwiegler abzugeben. „Beſchuldigt man „ſie aber, ſetzte er hinzu, eines andern, ſo bin „ich bereit, in Gegenwart des Königs, allen „Anklägern zu antworten.“ Die Sache wurde aber bald beigelegt.

Als unerſchrocknen Vertheidiger der Wahrheit lernte ihn auch das Jahr 1562. kennen. Die Verfolgungen der Proteſtanten wurden auch in Deutſchland heftiger, und ihre Lehre wurde von katholiſcher Seite als die gefährlichſte an-

gesehen. Um darüber zu berathschlagen, waren die Reichsstände zu Frankfurt versammlet. Calvin, durch viele Gemeinden veranlaßt, ergrif die Gelegenheit, und setzte das Glaubensbekenntnis auf, das der Prinz von Conde den Ständen des Reichs überreichte.

Wenn körperliche Uebel die größten Leiden des Menschen wären, so wäre das Jahr 1563 das leidenvollste für Calvin gewesen. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab und seine Schmerzen wurden heftiger. Und doch hörte er nicht auf, seine Geschäfte so thätig, wie vorher, zu verrichten. Schmerzen des Körpers hindern den Geist in seinen Wirkungen. Aber bei ihm fand man das Gegentheil. „Ich fühle, schrieb er „an seine Freunde, die um sein Leben besorgt „waren, meine Schmerzen nie heftiger, als „wenn ich aufhöre zu arbeiten. Ich schließe daraus, Arbeit schadet meinem Körper nicht so „sehr, als Ruhe. Und wenn ich auch falsch „schließe, so verzeihe mir es Gott, zu dessen „Ehre ich arbeite." Kaum konnte er selbst mehr schreiben, und doch kamen in diesem Jahre

seine

ſeine Erklärungen über die Bücher Moſis und den Joſua heraus, die er mehrentheils ſeinen Schreibern in die Feder diktirt hatte. Sein Körper litt, aber ſein Geiſt nicht. Noch eben das ihm gewöhnliche Feuer iſt in ſeinen Ermahnungen anzutreffen, die er an die proteſtantiſchen Pohlen ſchrieb, worin er ſie vor den Irrlehrern in der Religion auf das nachdrücklichſte warnte. Nimmt man nun noch die Menge Briefe und Antworten auf gelehrte Anfragen hinzu, die in dieſes Jahr fielen, ſo gehört er in der That zu den wenigen glücklichen Perſonen, die ihre jugendliche Munterkeit und Lebhaftigkeit nur erſt mit ſich verſcharren laſſen.

Aber nicht allein Glück war es bei unſerm Calvin, ſondern auch wirkliches Verdienſt. Sein voriges Leben war ſo beſchaffen, daß es ihn gegen die Schwächen des Alters ſichern, und daß er den nothwendigen körperlichen Uebeln einen über ſie erhabnen geſchäftigen Geiſt entgegen ſtellen konnte.

Calvin verrichtete ſeine Arbeiten ununterbrochen fort, bis zum 6. Februar 1564. wo er

das letztemal predigte, Kurzer Oden und Husten ließen ihn kaum seine Predigt beendigen. Von dieser Zeit an aber mußte er sich aller öffentlichen Geschäfte enthalten, ausser, daß er noch einigemal und zum letztenmal den 28. März in die Versammlung des Raths gieng, um der Akademie einen Rector vorzustellen. Ohngeachtet er bei dieser letztern Handlung so schwach war, daß er sich von zwei Personen leiten laßen mußte, so wollte er sich doch davon nicht abhalten laßen. „Ich muß hin, sagte er, um für „gute Nachfolger zu sorgen!“ Eine Sorge die man nicht allemal bei sonst wirklich großen Männern trift.

Eine Art von Auszehrung, verbunden mit hämorrhoidalischen Zufällen waren seine Krankheit. Hierzu gesellte sich noch eine heftige Kopfgicht, über die er gewöhnlich klagte, und der er oft dadurch zu entgehen suchte, daß er oft zuweilen binnen einigen Tagen gar keine Speise zu sich nahm. Die Aerzte wandten alle Mittel an, ihm zu helfen, und sein für den Staat so nützliches Leben noch länger zu erhalten. Er be-

folgte

folgte auch alles, was sie ihm riethen; die Warnung vor Anstrengungen des Geistes ausgenommen, worin er schlechterdings nicht nachgeben wollte. Als ihn seine Freunde deswegen angiengen und baten, er mögte doch nun in der heftigsten Krankheit aufhören zu schreiben, und alle Geistesarbeiten unterlaßen, antwortete er: „wollt ihr, daß mich der Herr müßig antreffen „soll?"

Jetzt aber näherte sich wirklich der Todestag dieses merkwürdigen Mannes. Und haben ihn meine Leser gern handeln und leben gesehen, so werden Sie ihn gewiß auch gern sterben sehen. Es ist mir — ich weiß selbst nicht, wodurch? — gewißermaßen zur Gewohnheit geworden, gern bei dem Tode merkwürdiger Männer, zu verweilen, und mich herzlich zu freuen, wenn ich recht viel nähere Umstände davon erfahren kann. Ich habe auch dabei zum Theil meine guten Ursachen. Nicht allein, daß man aus den letzten Reden und Handlungen großer Männer so manches lernen kann, was uns oft mehr rührt, als alles übrige, so geben sie uns auch zuweilen über

den

den ganzen Charakter dieser Männer einen Aufschluß, den man nicht erwartet hätte.

Man verzeihe mir, wenn ich von dieser meiner Gewohnheit auch bei unserm Calvin Gebrauch machte.

Furcht vor dem Tode war seine Sache nicht. In der Standhaftigkeit, mit welcher er das Herannahen desselben betrachtete, zeigte seine Religion ihre schönsten Wirkungen. Eben derselbe göttliche Muth, der ihn mit Eifer für die Wahrheit belebte, begleitete ihn auch auf dem Wege zum Grabe. Freudigkeit und Hofnung waren die Gefährdtinnen auf seinem Krankenlager. Und warum hätten sie einen Mann verlassen sollen, der das Bewußtsein, gütes gewirkt zu haben, in seiner Brust trug. Ein so zufriedener Rückblick auf ein geschäftiges, thatenvolles Leben ist das schönste Loos eines Menschen. Das einzige, warum ich Männer von Verdienst und von weitem Wirkungskreise beneiden möchte!

Aber nur ein Schmerz störte seine Freude; ein Schmerz, der ihm Ehre machte. „Herr,

wie

wie lange?" rief er oft mit gen Himmel gerichteten Augen aus, und Thränen begleiteten seine Worte. Der Gedanke an die Trübsale seiner verfolgten Glaubensgenoßen und ein Blick auf eine vielleicht noch lange traurige Zukunft war davon die Ursache. „Du Gott des Friedens „und der Einigkeit, so drückt sich kein kummervolles Herz noch in einem seiner letzten Briefe aus, „du bist der Herr, und sonst keiner! du bist „allein mächtig und sonst keiner! So schenke uns „Frieden und Ruhe! Ich sterbe, ehe du es thun „willst. Aber du wirst es thun. Laß mich in „meinem Grabe bald davon hören!"

In seiner Krankheit hegte er noch den Wunsch, noch einmal an den Ort zu kommen, wo er so oft die Lehren der Religion mit Nachdruck und Wärme verkündigt hatte, und Gott zum letztenmale gemeinschaftlich in der Kirche anzubeten. Es war gerade der erste Osterfeiertag, als er sich dahin tragen ließ, und noch unter den größten Aeußerungen der Freude den ganzen Gottesdienst abwartete.

Mit dem Gedanken an seinen Tod verband er die Sorge für seine Hinterlaßenen. Ich finde das um so lobenswürdiger, je unangenehmer oft die Uneinigkeiten in Familien sind, wenn der Verstorbene ihnen durch eine Disposition seines Vermögens hätte vorbeugen können. Er machte sein Testament, und bestimmte sein geringes Vermögen theils seinem ihn noch überlebenden Bruder, Anton Calvin; theils armen Vertriebenen. Alles aber zusammengerechnet, mit Einschluß seiner Geräthschaften und Bücher, welche letztern noch ziemlich theuer verkauft wurden, weil jeder gern ein Andenken von ihm haben wollte, betrug sein ganzes hinterlassenes Vermögen nicht ganz dreihundert Goldgülden.

Hierauf schickte er zu dem Senat, und ließ sich die Erlaubnis ausbitten, in der Versammlung desselben noch zum letztenmal erscheinen zu dürfen, wohin er sich wolle tragen lassen. Allein der Senat erlaubte ihm dies nicht, sondern gieng selbst in seine Wohnung. Und hier hielt Calvin sterbend eine Rede, die es werth ist, hier in einer deutschen Uebersetzung zu erscheinen.

Em-

„Empfanget meinen verbindlichsten Dank für „die Ehre sowohl, die ihr mir Unverdienten im„mer erwiesen, als auch für die Geduld und „Nachsicht, mit der ihr meine Schwächen ge„tragen habt. Denn in dem letztern insbeson„dere fand ich immer den größten Beweis eurer „Zuneigung gegen mich. Ich gestehe es, bei der „Verwaltung meines Amtes hatte ich manchen „unangenehmen Kampf zu bestehen, und man„che Angriffe auf meine Ehre und Tugend zu er„dulden. Aber ich weiß auch, eure Schuld war „es nicht. Habe ich aber das nicht ganz glei„stet, was ich sollte, so bitte ich euch, die Schuld „davon nicht meinem guten Willen, sondern ein„zig und allein der Schwäche meiner Kräfte bei„zumessen. Denn das kann ich der Wahrheit „gemäß bezeugen, daß ich immer wahre Zunei„gung gegen eure Stadt gehegt, und für das „Beste derselben, wenn auch nicht immer zur „völligen Genugthuung und Zufriedenheit mei„ner selbst, mich bemüht habe. Ich würde im „Gegentheile dem Verdachte eines Heuchlers „nicht entgehen, wenn ich nicht selbst eingestän„de, Gott habe zuweilen meine geringen Dien„ste

„ste gebrauchen wollen. Aber nochmals flehe „ich um Entschuldigung, wenn meine Arbeiten „nicht immer in geradem Verhältniße mit mei„ner Pflicht standen; so wie ich gern meine Ver„bindlichkeit gegen euch anerkenne, daß ihr Nach„sicht mit meiner oft unmäßigen Hitze „hattet. Gott, so hoffe ich es, wird mir die„sen Fehler vergeben. Um aber auf die Lehre „zu kommen, die ich euch vortrug, so bin ich „deswegen so ruhig, als ich unruhig und „strafwürdig sein würde, wenn ich etwas an„ders gelehrt hätte. Nur das habe ich ge„lehrt, was ich nach langer Prüfung und „nach völliger Gewißheit für göttliche Wahr„heiten hielt, und ich bin gewiß, meine Vor„träge werden dem Herrn nicht misfallen ha„ben. — Ich bin selbst Zeuge der Wohltha„ten, die euch der Allmächtige verliehen, und „der vielen Gefahren, denen er euch entrißen „hat. Ihr wißt, wie glücklich ihr jetzt seid. „Nun mag aber Glück oder Unglück über euch „in der Zukunft kommen, so schwebe euch im„mer der Gedanke an jenen alleinigen Beherr„scher aller Königreiche und Staaten vor, der

„von

„von den Sterblichen angebetet sein will. Den-
„ket an die eigenen Versicherungen Davids, in
„Glücke sei er gefallen — Demuth und Beschei-
„denheit ist unentbehrlich, wenn ihr mit wahrer
„Ehrfurcht vor Gott einhergehen, und auf sei-
„nen Schutz Rechnung machen wollt. Dann
„erst werdet ihr von neuem die Erfahrung ma-
„chen, die ihr jetzt schon so oft gemacht habt,
„daß oft die bedenklichsten Umstände sich in
„Glück und Wohlstand verwandeln — Wünscht
„ihr aber die Erhaltung eures Staates, so
„sehet dahin, daß keine Laster den Platz enthei-
„ligen, auf den euch Gott gestellt hat. Ehret
„den Herrn aller Herrn, der seine Verehrer be-
„lohnen und seine Verächter bestrafen will.
„Ehret ihn durch die beständige Uebereinstim-
„mung eurer Handlungen mit seinen Gesetzen!
„Wir können ohnedies nicht immer das Ziel der
„Vollkommenheit erreichen, wornach wir stre-
„ben sollen. Ich kenne eure Denkungs- und
„Handlungsart, und fühle die Nothwendigkeit
„meiner Ermahnung. Auch dem besten Manne
„fehlt immer noch vieles. Ein jeder richte seine
„Betrachtung auf sich selbst, und suche das

„man-

„mangelnde mit der Unterstützung Gottes zu er-
„gänzen. Ihr kennt die Menge Fehler, in
„welche man so oft bei öffentlichen Berathschla-
„gungen verfällt. Da ist man kalt und ohne
„Gefühl für das Wohl des Staates, und sucht
„nur seinen eigenen Nutzen! da läßt man sich
„ganz von seinen Leidenschaften regieren! Da
„braucht man die Talente und Kräfte nicht,
„die Gott uns ertheilte! Da ist man stolz und
„dreist genug, seine Meinung überall durchsetzen
„zu wollen! Euch ältere nun ermahne ich, die
„jüngern neben euch, wenn sie hervorstechende
„Talente besitzen, nicht zu beneiden; und euch
„jüngern, die Tugend der Bescheidenheit zu be-
„weisen. Alle Irrungen, heimlicher Groll, und
„bitterer Haß müßen von euch als Dinge ent-
„fernt sein, die der weisen Verwaltung des
„Staates so sehr hinderlich sind. Und ihr wer-
„det sie vermeiden, wenn jeder in seinen Gren-
„zen bleibt, und seine Pflicht treu und redlich
„erfüllt. Am wenigsten müßen Gunst oder
„Feindschaft bei der Entscheidung über Rechts-
„sachen einigen Einfluß haben. Keiner muß
„Empfehlungen zum Nachtheil der Gesetze mis-

„brau-

„brauchen. Keiner von Recht und Billigkeit „abweichen. Ich schließe diese Ermahnung mit „der nochmaligen Bitte um Nachsicht gegen „meine Fehler, die ich hiermit in eurem und „Gottes Angesicht anerkenne.“

Findet man diese Ermahnung an und für sich schön und freimüthig, so denke man sie sich in dem Munde eines Sterbenden, und urtheile, welchen Eindruck sie wird auf die Herzen der Umstehenden gemacht haben. Er betete noch für ihr Wohl und Glück, und alle Mitglieder des Raths weinten. Jeder reichte ihm noch zum letztenmale die Hand, und nahm nicht ohne innige Rührung und Wehmuth von ihm Abschied.

Kurz darauf versammelten sich alle Prediger zu Genf vor seinem Bette. „Beharret, sprach „er, bei dem guten Werke nach meinem Tode; „und laßet euren Muth nicht sinken. Der Herr „wird diese Kirche gegen alle Drohungen der „Feinde erhalten. Brüderliche Liebe sei das „Band, das euch verknüpfe, und jede Uneinig-

„keit

„keit hindere. Ueberleget oft eure Pflichten ge„gen die Gemeinde, und nichts müße euch von „ihrer Erfüllung abziehen. Sollten einige von „euch auf Abwege gerathen, so werden sie es „erfahren, daß sich der Herr nicht täuschen „laße. — Ich bezeuge es hiermit euch, daß „eben die Liebe mich bei meinem Leben mit euch „verbunden hat, mit welcher ich jetzt mich von „euch trenne. Verzeiht mir indessen eben so „gern, wenn ich in meiner Krankheit etwa zu „mürrisch gewesen bin, als ich euch für eure „thätige Unterstützung danke."

Sein herzlichster Freund und erster Beförderer in Genf Farel, dessen meine Leser sich noch erinnern werden, ein Greis von achtzig Jahren, wollte ihn noch besuchen. Calvin schrieb ihm: „Lebe wohl, bester rechtschafner „Bruder, und sei, will Gott dich länger leben „lassen, eingedenk unserer Verbindung, welche „uns im Himmel eben so angenehm sein wird, „als sie hier der Kirche nützlich war. Bemühe „dich meinetwegen nicht! Nur schwach hole ich „noch Athem, und warte augenblicklich, wenn „mich

„mich das Leben verläßt. Es ist genug, was „ich Christo gelebt habe, ihm, von dem lebende „und sterbende Glück zu erwarten haben.“ Aber der gute Alte ließ sich nicht abhalten. Er kam zu Fuße von Neufschatel nach Genf, um seinen Freund noch in seiner irrdischen Hülle einmal zu sehen.

Ueberhaupt zeigte sich nie mehr, als jetzt, welche Liebe Calvin unter dem Volke hatte. Seine Wohnung war immer voll von Leuten, die ihn gern noch einmal sprechen, und ihre Dankbarkeit ihm beweisen wollten, Da ihm aber das Reden sehr sauer wurde, so entschuldigte er sich, daß er nicht allen Genüge thun könnte, und bat, man mögte nur für ihn beten. Personen, die ein Amt bekleideten, hielt er am wenigsten bei sich auf, weil, wie er sagte, er sich ein Gewissen daraus mache, ihnen die Zeit zu rauben, die sie zum Besten des Staats verwenden sollten. So sehr war er um einen weisen Gebrauch der Zeit bekümmert!

Seine Schmerzen wurden immer heftiger, aber doch nicht so heftig, daß sie über seine Ge-

bald siegen konnten. Zuweilen rief er: „Herr du schlägst mich! Aber deine Hand ist es, und das zu wissen, ist mir genug!“ Den 27. Mai fühlte er nur noch wenig Schmerz. Das Reden wurde ihm sogar leichter als vorher. Gebet und lautes Lob Gottes war seine Beschäftigung. Sein Herz war fröhlicher, als jemals. Seine Blicke waren noch so lebhaft, daß alle Umstehenden sich darüber verwunderten. Aber gegen 8. Uhr Abends senkte er seinen Kopf, und sprach gar nicht mehr. Es war die Stunde seines Todes. Er schien mehr zu schlafen, als todt zu sein, so, daß seine Freunde sich nur mit Mühe von seinem Tode überzeugen konnten.

Das Gerücht von Calvins Tode verbreitete sich bald in der ganzen Stadt. Und Schmerz und Betrübnis bemächtigte sich jedes gefühlvollen Herzens. Und wem sollte es nicht nahe gehen, wenn die Erde einen ihrer guten Bewohner weniger hat? Der Staat betrauerte an ihm einen guten Bürger, die Religion einen ihrer eifrigsten Verehrer und Vertheidiger, die Akademie einen vorzüglichen Lehrer, und die Tu-

gend einen ihrer Beschützer und Tröster. Die ganze Stadt lief zusammen, seine Leiche zu sehen. Selbst viele Fremden kamen in eben dieser Absicht nach Genf; unter andern der Englische Gesandte in Frankreich.

Er hatte verordnet, ihn ohne alles Gepränge zu begraben. Und man befolgte seinen Willen. Jedoch konnte man es nicht verhindern, daß der ganze Senat, die Prediger und Professoren, und fast die ganze Stadt seinen Leichnam bis an die Gruft begleiteten. Genf sahe dies als eine Schuld an, die es dem Todten noch bezahlen müsse.

---

## Zehndtes Kapitel.

### Würdigung der Verdienste Calvins.

Wenn man das Leben Calvins nur nach der Anzahl seiner Jahre würdigen wollte, so würde der Umfang seiner Verdienste ziemlich beschränkt werden. Vier und funfzig Jahre und zehn Monate ist kein großes Alter. Aber groß in

jeder Rücksicht waren die Handlungen, die jener Umkreis von Jahren in sich faßte.

Ich glaube, es eben so sehr der Asche Calvins schuldig zu sein, seine Verdienste, die man so oft zu verkleinern und herabzusetzen versucht hat, zusammenzustellen, als ich hoffe, daß ein kurzer Ueberblick von seinen Handlungen meine Leser nicht gereuen wird.

Die Geschichte stellt uns viele Männer auf, die mit Calvin das Schicksal theilten, Verläumdungen ausgesetzt zu seyn und verkannt zu werden; aber nur wenige, denen man, wie ihm, auch das gute und verdienstvolle absprechen wollte, was ihr Leben wirklich hervorbrachte. Langes Nachdenken über den Einfluß, den Calvin auf seine Zeitgenoßen gehabt hat, flößt mir Muth genug ein, seine Ehre zu retten. Ich kann mich irren. Nur bitte ich, meinen Bemühungen nach Wahrheit nicht die Schuld beizumeßen. Unpartheilichkeit und Wahrheit soll allein mein Urtheil leiten.

Man

Man kann den Werth eines Mannes nicht gehörig schätzen, wenn man sich nicht ganz in die Zeiten hineindenkt, in welchen er lebte und die Hindernisse sich lebhaft vergegenwärtigt, die seiner Bildung und Erhebung Schwierigkeiten in den Weg legten. Die Zeiten Calvins waren nicht die günstigsten. Ihr Charakter war Unwissenheit und Aberglauben. Der Geist des vernünftigen Prüfens und Forschens fand noch kein Gedeihen.

Es ist gewiß kein Trugschluß, wenn man von der Würde der Religion eines Volkes auf den Grad von Vollkommenheit schließt, den es in den Wissenschaften erlangt hat. Hat ein Volk seiner Religion noch viel unwürdiges und abergläubisches beygemischt, da stehen gewiß die Wissenschaften noch in keiner allgemeinen Liebe und Achtung. Den Beweis dieses Satzes wird man mir erlassen, so leicht er auch zu geben wäre. Man kann ihn schon in den damaligen Zeiten finden. Sobald die Wissenschaften mehr geschätzt wurden, sobald wurde auch die Religion in ihrer Reinigkeit wieder hergestellt. Und wer will es läugnen,

nen, daß dies auch das Mittel war, deſſen ſich die Reformatoren bedienten? Das Studium der ältern Sprachen ſetzte ſie in den Stand, die Bibel in der Grundſprache zu leſen, und ihr an Nachdenken gewöhnter Kopf fand bald den Unterſchied zwiſchen den urſprünglichen Lehren des Chriſtenthums und ſeinen unächten Zuſätzen. Sie verglichen das, was man glaubte, mit dem, was man nach der Bibel glauben ſollte. Daher ihr heller Blick, mit dem ſie herrſchende Irrthümer entdeckten. Daher ihr Beſtreben, die Religion wieder zu ihrer Aechtheit und Würde zu erheben, die ſie in der Bibel fanden. Daher endlich der muthvolle Eifer, den ſie allen eintretenden Hinderniſſen entgegenſetzten, und die Wärme, mit welcher ſie die erkannte Wahrheit vertheidigten.

Daß Calvin unter die Klaſſe der Reformatoren zu zählen ſei, wird niemand zweifeln. Es iſt wahr, Luther und Zwingli hatten ihm vorgearbeitet, ſo wie ſelbſt dieſe letztern zum Theil ihre Vorgänger hatten. Er war nicht der erſte, der Einſicht und Kraft genug beſaß, Irrthum

und

und Aberglauben zu bestreiten. Aber er war der muthigste Gehülfe, und der thätigste Mitarbeiter.

Wir erinnern uns noch, wie ihm schon als Jüngling Zweifel gegen die eingeführte Lehre aufstiessen, wie er diese Zweifel anfänglich unterdrücken wollte, aber gegen die Wünsche seines eigenen Herzens darin bestärkt wurde. Kaum war er zur Ueberzeugung gekommen, so war es ihm auch nicht mehr möglich, seine bessern Einsichten bei sich zu verschliessen. Ueberall, wo er hinkam, hinterließ er die wohlthätigsten Spuren seiner Gegenwart. Theils heimlich, theils öffentlich bestritt er Unwahrheit und Falschheit. Und ich fürchte keinen Widerspruch, wenn ich behaupte, daß sein Antheil an der Ausbreitung protestantischer Grundsätze in Frankreich nichts weniger als gering war.

Jetzt wurde Genf sein Aufenthalt. Hier fand er zwar die reformirte Religion schon eingeführt. Aber es fehlte ihr noch an Festigkeit und

und gehöriger Uebereinstimmung. Es bedurfte eines Mannes, der für ihre Aufrechthaltung Sorge trug, und sie gegen die mannigfaltigen Angriffe und Widersprüche sicherte. Ich zweifle nicht, daß Genf ihm dies zu verdanken hatte. Sein Wirkungskreis blieb aber nicht Genf allein. Sein Einfluß erstreckte sich viel weiter. Die vielen Schriften, worin er die Wahrheit vertheidigte, und Irrthümer widerlegte; die Menge Briefe, die er zur Belehrung in der Religion an auswärtige schrieb, und Freunde des Protestantismus befestigte; der kühne Widerstand, den er Andersdenkenden leistete, und endlich die thätige Hülfe, die er Vertriebenen und Verfolgten wiederfahren ließ, — dies alles mußte die wohlthätigsten Folgen auf die immer weitere Verbreitung des Protestantismus haben. Ich glaube, dies bedarf keiner weitern Ausführung. Das ergiebt sich aus der simpelsten Erzählung seiner Thaten.

Und diesen seinen Zweck, die Mitwirkung zur Ausbreitung der reformirten Lehren, ließ er so wenig aus den Augen, daß seine Anstrengung

gung oft mit seinen Kräften in ungleichem Verhältniße stand. Dahin verwendete er seine ganze Thätigkeit! Dahin waren alle seine Wünsche gerichtet! Deswegen scheute er selbst die Aufopferung seiner Gesundheit nicht!

Wenn Calvin noch einige Meinungen in der Religion hegte, die ein großer Theil der aufgeklärten Reformirten selbst nachher verlaßen hat, so verringert das seinen Ruhm eben so wenig, als es verzeihlich ist, sich zu irren. Verdienst genug, daß er so viel sahe und so viel verbesserte! Es wäre ungerecht von einem Manne alles zu verlangen. Er half doch das Joch des Aberglaubens abschütteln, und mehrere Misbräuche abschaffen, welche die römische Kirche durch ihr Schweigen begünstigte.

Es läßt sich aus dem allen schon muthmaßen, wie viel er zur Aufnahme einer wahren Tugend beigetragen hat. Jederman weiß, daß damals die ganze Uebung der Tugend fast lediglich in der Beobachtung kirchlicher Gebräuche bestand. Diesem Wahne gieng er muthvoll entgegen: Ein-

Einverstanden mit der Lehre der Bibel behauptete er ausdrücklich, sowohl in seinen Schriften, als in seinen mündlichen Vorträgen, daß die Uebereinstimmung aller unserer Handlungen mit den göttlichen Gesetzen jedem Menschen unerläßlich sei. Das war auch der Zweck jener strengen Kirchengesetze zu Genf, die ihn zum Urheber hatten. Sie sind eben so sehr ein Gegenstand des Tadels und des Misvergnügens gewesens, als sie in der That nützlich für die Einwohner von Genf waren. Gleichzeitige Schriftsteller können nicht genug die heilsamen Wirkungen rühmen, welche diese seine Anstalt gehabt habe. Er war in der That der Verbesserer der Sitten, und Genfs Bürger hatten lange Zeit Ursache, seine Geburtsstunde zu segnen. Wenn wir indessen in seiner Kirchenzucht manches Harte und Zwangvolle nicht verkennen können, so dürfen wir nie vergessen, zur Beurtheilung derselben den damals geltenden Maasstab anzunehmen. Eine Anstalt, die damals gemacht wurde, mußte sich auch nach den damals herrschenden Sitten richten. Es konnte nicht fehlen, daß die gewöhnlichen Urtheile über

Stra-

Strafen, über peinliche Rechtsfragen u. s. w. Einfluß auf seine Kirchengesetze haben mußten.

Selbst als Juriste war er den Genfern überaus nützlich. Er hatte nicht geringen Antheil selbst an der bürgerlichen Gesetzgebung. Man hatte von Seiten des Raths zu seinen Kenntnissen in der Rechtsgelehrsamkeit, die er anfänglich studiert hatte, ein solches Zutrauen, daß man ihn bei wichtigen Angelegenheiten oft zu Rathe zog. Vorzüglich brauchte man ihn bei der Verfertigung der bürgerlichen Verordnungen und Gesetze der Stadt, welche 1543 geendiget und genehmiget wurden. Man vertraute ihm sogar in politischen Angelegenheiten schwere Aufträge an, und er mußte, ohne daß er es selbst wünschte, in dieser Absicht einige Reisen thun.

Die Wissenschaften hatten ihm fast eben so viel zu verdanken, als er ihnen zu verdanken hatte. Wenigstens belohnte er ihnen ihre Verdienste um seine Bildung hinlänglich. Er besaß wirklich selbst eine weit umfaßende Gelehrsam-

samkeit, eine ganz natürliche Frucht seines unermüdeten Fleißes. Seine Schriften wurden von jedem Gelehrten gelesen und geschätzt, so wie sie überhaupt Nachdenken und Belesenheit verrathen. Reife Urtheile, Kenntnis der ältesten Schriftsteller, beredter Styl und Faßlichkeit sind das Eigenthum aller seiner Werke. Er verstand alle gelehrten Sprachen, schrieb insbesondere gut lateinisch, und noch weit besser französisch, so daß man ihn damals unter die klaßischen Schriftsteller in der französischen Sprache rechnete. Seine Erklärungen der Bibel können freilich nicht mit den Bemühungen der neuern Schriftforscher verglichen werden, verdienten aber nicht nur für die damaligen Zeiten Bewunderung, sondern enthalten auch eine oft vollständige Sammlung älterer Auslegungen.

Wissenschaften besitzen ist nicht so verdienstlich, als ihren Fortgang weiter befördern. Und dies letztere that Calvin vorzüglich dadurch, daß er jedem Lehrer der Religion es zur Pflicht machte, vorher auf eine vernünftige Art sich

den

den Wissenschaften zu ergeben. Man weiß, in welcher Unwissenheit sich selbst Prediger damals befanden. Calvin forderte schlechterdings von ihnen Sprachkenntnis und Studium der Philosophie, ausser der Kenntnis der Theologie. Und wird man noch an seinen Bemühungen für die Wissenschaften zweifeln, wenn man sich erinnert, daß die Errichtung einer Akademie zu Genf sein Werk war? Alle die Vorzüge, die diese Anstalt genoß, müssen von ihm abgeleitet werden.

Seine Correspondenz mit gelehrten Männern erstreckte sich auf alle Länder. Jeder, der sich über seine Zeitgenoßen erhob, ließ sich mit ihm in einen Briefwechsel ein, und eröfnete ihm seine Zweifel und gelehrten Untersuchungen. Ein groser Theil dieser Briefe ist gesammlet, und beweiset eben sowohl die große Achtung, mit welcher man ihn behandelte, als den Einfluß, den er auf die gelehrte Welt hatte.

Wenn dies alles Verdienste Calvins sind, so sind es nur die hauptsächlichsten und wichtigsten.

ſten. Ich würde zu weitläuftig, wenn ich alles genauer entwickeln wollte. Aber vielleicht reicht dies wenige ſchon hin, um ſeinen Werth mehr zu ſchätzen, als man oft geneigt genug geweſen iſt. Ich habe manches überſehen, und, wenn das mir von der einen Seite zum Fehler angerechnet werden könnte, ſo iſt es auf der andern Seite ein Beweis meiner Unpartheilichkeit, die das lieber ganz wegließ, was nicht gewiß oder nur auf entferntere Art unter ſeine Verdienſte gezählt werden kann.

Auf die Beſchuldigungen, daß ſein Einfluß in einigen Stücken nachtheilig geweſen ſei, wäre hier der Ort zu antworten, wenn ich nicht oben ſchon theils ſelbſt eingeſtanden, theils aber auch andere widerlegt hätte. Die Ausſprüche des Genfer Sittengerichts hat man oft tadeln und unſerm Calvin die Schuld allein beimeſſen wollen. Allein ſo großen Antheil er auch daran gehabt haben mag, ſo war er doch nur das neunte Mitglied davon, und es iſt nicht zu erwarten, daß in einem Collegio, wo eben ſo viel geiſtliche als weltliche Mitglieder waren, und

wo

wo jeder seine Stimme hatte, die übrigen ganz stumme Personen gewesen sein werden. Der Vorwurf aber, den man ihm gemacht hat, er sei Schuld an den in Frankreich der Religion wegen entstandenen Kriegen gewesen, widerlegt sich von selbst. Man darf nur seine Briefe, die er nach Frankreich oft schrieb, lesen, um sich von seinen friedfertigen Gesinnungen zu überzeugen. Man wird finden, daß er selbst diejenigen, die zu Unruhen geneigt sich zeigten, zum Frieden ermunterte. Er hatte eben so wenig Antheil an diesen Kriegen, als Luther an den Religionskriegen in Deutschland.

Doch er wäre ja kein großer Mann gewesen, wenn er keine Neider und Verläumder gehabt hätte!

## Eilftes Kapitel.

### Kurzer Ueberblick ſeines Charakters.

Aber man ſchmälere auch ſeine Verdienſte, nur laße man ſein Herz unangetaſtet! Ich kehre zu dem zurück, was mir an Calvin das liebſte iſt, zu ſeinem guten Charakter, den man eben ſo oft verkannt und in ein nachtheiliges Licht zu ſetzen gewußt hat, wie die Verdienſte um ſeine Zeitgenoſſen.

Es iſt ſchwer, alle einzelne Züge ſeines Charakters in ein Gemählde zuſammenzudrängen. Aber ich urtheile, je ſchwerer eine Sache ſei, deſto mehr könne man auf die Nachſicht der Kenner rechnen. Urtheile ich recht, ſo wird man mit dieſer unvollkommnen Skizze zufrieden ſein.

Ich finde männlichen Muth und kühne Entſchloſſenheit verbunden mit aufrichtiger Wahrheitsliebe, als den hervorſtechendſten Zug in ſeinem

nem Bilde. Das war es, was dem ganzen Gemählde Licht und Schatten gab! Das war die Form, in welcher alle seine Handlungen gebildet waren! Als Vertheidiger der erkannten Wahrheit, als Beschützer der verfolgten Lehre, war Unerschrockenheit seine beständige Begleiterin. „Gefahr ist keine Entschuldigung, um von seiner Pflicht abzuweichen", das pflegte er andern zu sagen, das bewies er aber auch selbst. Nichts war ihm verhaßter, als Verstellung von Furcht hervorgebracht. Die Ueberzeugung von Pflicht und Recht behauptete über alle seine übrigen Wünsche und Neigungen die Oberhand. Furcht vor Menschen, niedrige Schmeichelei, kriechende Unterwürfigkeit waren ihm so fremd, daß einer seiner Bekannten von ihm das Urtheil fällte: er habe in seinem Leben sich nicht gefürchtet.

Der Grund von dieser Furchtlosigkeit konnte nicht allein Temperament sein. Sie war mehr die Folge seiner Ueberzeugungen und Grundsätze. Ich glaube dies sagen zu können, ohne sein Lobredner zu sein. Wer so, wie er, von dem Eifer für das Gute durchdrungen war, und

so oft mit Erfolg für die gute Sache gestritten hatte, bei dem ist es kein Wunder, wenn ihn keine Gefahr erschüttern konnte.

Furchtsamkeit macht vorsichtig und schonend. Das letztere war er wenig, weil er das erstere gar nicht war. Er redete nicht nur so, wie er es meinte, sondern konnte auch schlechterdings keinen Tadel verschweigen. Und sollte ihm eine Tugend fehlen, so wäre es Vorsichtigkeit und Klugheit, da er selbst dann eiferte, wenn man sich keinen Erfolg versprechen konnte. Auf Zeitumstände und Gelegenheit nahm er wenig Rücksicht. Er wurde entrüstet, wenn er Wahrheit und Frömmigkeit verachtet sahe. Er sahe es nicht sobald, als er es auch ahndete, es koste auch was es wolle und sollte er auch dadurch nur übel ärger machen. Dies zu gestehen, zwingt mich eben die Liebe zur Wahrheit, die ihn beseelte. Ich setze hinzu, er würde weniger Feinde und Widersprüche gefunden haben, wenn er allemal sich zur rechten Zeit gezeigt hätte.

Streng gegen sich selbst, war er auch strenge gegen andere. Aber mehr gegen das Laster selbst

als

als gegen die Personen, bei denen er es fand. Seine Hitze gestand er selbst an mehr als einem Orte. „Meine Heftigkeit, spricht er unter an„dern, geht oft zu weit. Sie bemächtigt sich „meiner, ohne daß ich es will. Aber ich strei„te dagegen, wie gegen meinen mächtigen Feind. „Und ich hoffe, so Gott will, das Ungeheuer „zu bekämpfen.“ Und seine Hofnungen waren nicht vergeblich. Er bewies oft so viel Sanftmuth und Nachsicht, die mit seiner sonstigen Hitze in geradem Widerspruche stand. Und diese Tugend war bei ihm um so verdienstlicher, je mehr sie ihm Ueberwindung und Beherrschung seiner selbst gekostet hatte. Wir erinnern uns noch, daß er für Perrin, einen Mann, der ihn auf das gröblichste beleidiget hatte, eine Fürbitte einlegte. Eine Frau, die zu ihm kam, und die gröbsten Schmähreden gegen ihn ausstieß, erhielt von ihm ein Stück Geld. Als man darüber seine Verwunderung bezeigte, gestand er ganz offenherzig, durch das wenige Geld hätte er sie entfernen können, im Gegentheil würde es ihm schwer geworden sein, seine Hitze zu mäßigen. So beklagte sich einmal

Farel über das Betragen seines Collegen. „Wenn dich seine Dreistigkeit beleidiget, schrieb „ihm Calvin zurück, so bedenke, daß er doch „nicht boshaft ist. Wenn er zuweilen unbesonnen handelt, so überlege, daß er doch gegen „die Religion nichts unternimmt. Warum sollte du ihm also nicht verzeihen? Du hast ja „Menschen geduldet, die noch weit schlechter „waren, als er. Aber nicht allein dulden wirst „du ihn, sondern auch ihm deine Freundschaft „schenken. Und hast du etwas wider ihn, so „sage es ihm nur gleich frei heraus. So wird „am ersten Streitigkeiten vorgebeugt."

Was er einmal als wahr erkannte, dabei verblieb er mit einer gewissen Hartnäckigkeit? jedoch so, daß er auch Männer ehrte, die nicht allemal mit ihm in allen Stücken einverstanden waren. Nur dann, wenn die Meinungen anderer ihm Beleidigungen Gottes, und dem Christenthume nachtheilig zu sein schienen, gerieth er in Eifer, der ihn zuweilen so misleitete, daß er sogar die Verbreitung derselben mit dem Tode bestraft wissen wollte. Der unglückliche Servet mußte von diesem seinem Grundsatze die

traurigſte Erfahrung machen. Uebrigens würde man ihn verkennen, wenn man ihm die Kunſt abſprechen wollte, Tadel und Widerſpruch vertragen zu können. Zum Beleg davon, wovon man immer das Gegentheil hat behaupten wollen, will ich mich nur auf den einzigen Umſtand berufen, daß ſeine innige Freundſchaft mit Farel nicht unterbrochen wurde, ohngeachtet letzterer in einigen Stücken abweichend von ihm dachte. Ich könnte noch hinzuſetzen, daß er Melanchthons Schrift: Inbegrif der Theologie in das franzöſiſche überſetzen und ſie ſogar wieder auflegen ließ. Er begleitete dies Buch überdies mit einer Vorrede, und rühmte den Verfaſſer deſſelben, ſo vieles auch darin enthalten war, was mit ſeinen Ueberzeugungen nicht übereinſtimmte. Ganz verſchwinden muß dieſer Vorwurf, wenn man die vielen Briefe an Perſonen lieſt, welche eben ſo auffallende Widerſprüche gegen ſeine Meinungen äußerten, als ſie von ihm Beweiſe der Hochachtung und Liebe erfuhren.

Und Tadel mußte er auch vertragen können, wenn wir ihm Demuth und Beſcheidenheit nachrüh-

rühmen wollen. Er hatte zwar eine Art von erlaubtem Selbstgefühl, das seiner Ueberlegenheit über manche andere sich bewußt war. Wäre aber dies bei einem Manne, der so viel leistete, nicht verzeihlich? Doch nützte er seine Ueberlegenheit mehr, als daß er sie wußte. Stolz war das Laster, daß er gerade am mehrsten tadelte. Er gieng mit dem niedrigsten Manne auf eine Art um, die Zutrauen und Liebe erweckte, und weigerte sich nicht, wenn er Zeit hatte, mit ihm stundenlang über seine Angelegenheiten zu sprechen. „Ich nütze da mehr, „pflegte er zu sagen, als wenn ich ein Buch schreibe.“ Diese Popularität tadelte er vorzüglich bei manchen seiner Collegen. Er strebte nach nichts weniger, als nach Ruhm und Ehre. Als ihn jemand seiner Predigten wegen außerordentlich lobte, so fiel er ihm plötzlich ins Wort: „vom Lobe haben sie nun so viel gesagt, „und vom Danke noch kein Wort. Ich mag „nicht Lob, sondern Dank. Denn im letzten „Fall weiß ich, daß ich gutes stifte.“ Daher eiferte er auch gegen solche Prediger, die sich blos durch eine prunkvolle Beredsamkeit auszeich-

zeichnen wollten, und darin ihr einziges Verdienst suchten. So sehr ihm auch diese Kunst eigen war, so wollte er schlechterdings damit nicht glänzen.

Eben so wenig gefiel ihm äußerliche Pracht. Ein Freund schickte ihm einige Kleider als Geschenk zu, ehe er noch in Genf war, und erhielt von ihm folgende Antwort: „ich danke dir für „deine Kleider. Aber du wirst mir es nicht „übel nehmen, daß ich eins davon meinem Ge„fährdten gegeben habe, der es bedurfte. Ich „habe nun überflüßig genug, und schon so viel, „daß ich mit Geschenken wieder Geschenke mache.“ Vorzüglich war ihm aller Glanz bei Leichenbegängnissen zuwider. „Ich bitte euch, schreibt er, „wenigstens im Tode allen Pomp und alle aus„schweifende Prachtliebe zu vermeiden, damit „man an uns die ächten und weisen Verehrer „Gottes wieder erkenne, die an solchem irrdi„schen Tand kein Vergnügen finden.“

Ein Glück für ihn, daß er diese Gesinnung hatte! Denn er war arm und wollte nach seinen Grundsätzen auch nicht reich werden. Ehe er nach Genf kam, mußte er oft von den Wohl-

thaten

thaten anderer leben, davon er aber nur im äußersten Nothfalle Gebrauch machte. „Es ist „mir angenehm, schreibt er, daß man sich mei„ner annehmen will. Denn ich sehe, daß man „mich liebt. Aber ich habe mir vorgenommen, „davon vor der Hand keinen Gebrauch zu machen, „ich müßte denn in noch größere Verlegenheit „kommen. Ich will eine Schrift einem Buch„händler übergeben, und vielleicht wird dieser „mich dafür unterstützen.“ Auch zu Genf hatte er kaum sein hinlängliches Auskommen. Funfzig Thaler, zwölf Maas Getraide, zwei Tonnen Wein und freie Wohnung, welches er hatte, erlaubten ihm eben nicht, verschwenderisch zu sein. Und doch nahm er das Anerbiethen des Raths nicht an, ihm Zulage zu geben, das ihm so oft gemacht wurde. Er versicherte es eidlich, er werde keine Predigt mehr halten, wenn man nicht aufhörte, ihm solche Zumuthungen zu thun. „Ich arbeite, pflegte er zu sagen, des Gewinnsts „wegen, aber nicht, den ich von andern habe, „sondern den man von mir haben soll.“ Eine Zeit lang, da die Rathskasse zu Genf nicht in den besten Umständen, und man schon im Begrif

griff war, neue Auflagen zu machen, gab er sogar von seinem Gehalte zwanzig Thaler jährlich zurück, um das Volk von einer drückenden Last zu befreien. Und seinem Beispiele folgten mehrere.

Den Zweck irrdischer Besitzungen fand er allein in der Unterstützung der Nothleidenden. Er hatte solche strenge Grundsätze, daß er schon das für Diebstahl erklärte, wenn jemand Interessen nahm, oder eine Sache theurer verkaufte als er sie gekauft hatte, wenn sie um nichts besser geworden war. Für arme und unglückliche that er alles. Es ist unbeschreiblich, welche Wohlthaten er den geflüchteten Franzosen bewies, denn diese letztern konnten sie selbst nicht groß genug beschreiben. Wohlthätigkeit war eine seiner schönsten Seiten, so sehr man sie oft misbrauchte. Ein liederlicher Mensch, der bis zur äußersten Dürftigkeit herabgesunken war, bat Calvin, ihm eine Summe Geldes vorzustrecken, und gab ihm als Unterpfand eine verschlossene Kiste, unter dem Vorgeben, daß darinne Sachen von Werth verborgen wären, die er aber nicht gern veräußern wolle. Seine Bitte war nicht vergeblich.

Derselbe Mensch kam noch einmal mit derselben Bitte. Und Calvin mußte einige Bücher verkaufen, um seinen Wünschen Genüge zu thun. Nachher fand es sich, daß in der übergebenen Kiste nichts als faule Aepfel waren. Und doch — man denke! — hörte Calvin, von Mitleiden gerührt, nicht auf, diesen Betrüger, da er Hofnung zur Beßerung machte, zu unterstützen.

Sein Herz war aber auch für Freundschaft und Liebe so empfänglich, daß es niemand bedauerte, sich ihm genähert zu haben. Wer einmal sein Herz gewonnen hatte, der mußte es sich viel Mühe kosten lassen, daßelbe wieder zu verlieren. Farel schreibt an ihn einmal: „ich pflege dir mehr zu trauen, als mir selbst, denn ich „ich kenne dich, aber mich kenne ich nicht.“ Man hat ihm den Vorwurf gemacht, seine Freunde hätten ihm in allen Stücken müssen zu Willen sein. Allein wer so beständige Freunde hatte, als Calvin, bei dem widerlegt sich wohl diese Beschuldigung von selbst. Herrschsucht kann man es wohl überhaupt nicht nennen, wenn ein Mann von Gewicht und Ansehen Einfluß auf andere hat. Sein Antheil an allen öffentlichen

chen Geschäften in Genf war groß; jedoch so, daß er immer den Gesetzen wie jeder andere unterworfen blieb. Seine Bücher z. B. mußten eben so gut die Censur paßiren, als die Bücher der übrigen Schriftsteller. Ja, man nöthigte ihn sogar zuweilen, einige Stellen darinnen zu verbessern. Und hatte er zuweilen mehr Einfluß, als ihm gehörte, so war dies ein Opfer, das Genf seinen sonstigen Verdiensten brachte. Und er war dagegen nicht undankbar. Er vergalt es der Stadt mit der größten Liebe und Sorgfalt. Als Beweis der letztern will ich nur noch den Umstand anführen, daß er, als man im Jahr 1559 eine Belagerung zu Genf fürchtete, selbst an der Wiederherstellung der Festungswerke Hand anlegen half.

Von seiner Arbeitsamkeit habe ich schon oben gesprochen. Er bestimmte den Abend vorher jederzeit, was er den folgenden Tag in jeder Stunde thun wollte. Nur einer solchen weisen Eintheilung der Zeit verbunden mit seiner streng beobachteten Mäßigkeit in Essen und Trinken war es zu verdanken, wenn Calvin wirklich bei seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit, so viel

leisten

leiſten konnte. Sein beſtändig blaßes und mageres Anſehen war die Folge von ſeiner unaufhörlichen Anſtrengung.

Man vergleiche nun ſeine Fehler und ſeine Tugenden, und wenn man ſich von ſelbſt geneigt fühlt, über die letztern die erſtern gern zu vergeßen, ſo ſchreibe man mir wenigſtens die Schuld nicht zu, daß ich partheiſch geweſen bin. Calvin war nicht nur ein großer, ſondern auch — welches mir noch lieber iſt — ein guter Mann!

Ulrich Zwingli.

# Ulrich Zwingli's

# Leben

ein

Seitenstück zu dem Leben Luthers,
Huß und Melanchthons.

Leipzig,
bei Voß und Compagnie
1800.

# Vorrede.

Nur einige Vorerinnerungen halte ich für nöthig. Ich will ſie kurz angeben. Die Nachrichten von Zwingli ſind wirklich nicht ſo häufig, als man erwarten ſollte, wenn man ſeine Verdienſte preiſen hört. Die Lebensbeſchreibung, welche ſein Freund Oswald Mykonius von ihm geliefert hat, iſt kurz, und faßt überhaupt nur ſeine wich-

wichtigſten bürgerlichen Verhältniſſe auf. Rudolph Zieglers Lebensbeſchreibung von 1719. 4. habe ich trotz aller Mühe nicht erhalten können. Das Beſte und mit dem meiſten Sinne über Zwingli Geſchriebene iſt von Felix Müſcheler; Zürch und Winterthur, 1776. 8. Daß ich nach der Hauptquelle, Zwinglis Schriften, ihm den erſten Platz eingeräumt habe, leugne ich nicht; aber erwarten kann ich, daß man darum nicht verkennen wird, wo ich in der Anſicht von ihm abwich.

Was die Art der Darſtellung betrifft, ſo habe ich, wenn mich nicht alles trügt,

die

die ekelhaften Gemeinplätze und Klugheitsregeln, die man in der Meynung, als hätte man wunderschöne Moralien gesagt, gewöhnlich den Werken fürs Volk beymischt, vermieden, dafür aber, wie es schon eine gehörig berechnete Gleichmäßigkeit des Vortrags und des Vorgetragenden erforderte, alles auf den Menschen hingeleitet, und vielleicht wirke ich so mehr. Diese frömmelnden Saalbadereyen berechtigen so wenig als die Oberflächlichkeit, womit unsre populären Lehrer ihre Gegenstände behandeln, zu den ausserordentlichen Lobeserhebungen,

die man jetzt durchaus der Aufklärung des gemeinen Mannes zollt. Man braucht nicht einmal in die niedrigsten Volksklassen einzugehen, um dies Lob übertrieben zu finden, und grundlos. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß von dieser Seite her vortheilhafter auf das Volk gewirkt würde, daß man auch Selbstdenken veranlaßte, besonders da unsre heutige Erziehung, was man auch dagegen sagen mag, so schlaff ist, als unser Zeitalter überhaupt. In der Absicht also, die Denkkraft etwas zu reizen, habe ich den Hauptstreitpunkt, über welchen die Tren-

nung

wung der ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Theologen vorzüglich entſtand, etwas umſtändlicher erzählt. Denn grade in dieſem Punkte herrſchen noch jetzt die albernſten Vorurtheile. Es mag an und für ſich wahr ſeyn, daß ſtreitige Glaubenslehren nicht für das Volk ſind, aber die Ausdehnung, welche die Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit mancher Volkslehrer dieſem Satze gegeben hat, dürfte wohl auch nicht ſchlechthin zu billigen ſeyn. Ob es mir gelungen iſt, Herz und Verſtand gleich ſtark zu beſchäftigen, kann ich nicht entſcheiden. Möglich wäre es, daß

bey

bey dem Intereſſe, das ich für Zwingli gefaßt, vielleicht hier und da manches in letzter Hinſicht nur angedeutet worden wäre. Wäre mir dies, was ich als die Hauptaufgabe jeder, und beſonders der ſogenannten populären Schriften anſehe, gelungen, ſo wäre ich zufrieden.

A. G.

# Erſtes Kapitel.

Es iſt eine überaus angenehme Empfindung, die den Geſchichtſchreiber, wie den Leſer überraſcht, wenn er in einem Zeitalter, das ſich weder durch Aufklärung der Begriffe, noch durch höhere Sittlichkeit empfiehlt, auf Männer ſtößt, welche kräftig in das ſtockende Triebwerk der Begebenheiten eingreifen, und es in einen Schwung bringen, der die Anſicht des Ganzen ſo ganz verändert. Für Nachkommen, die auf einer höhern Stufe der Bildung, mithin auf einem höhern Standpunkte ſtehn, kann freylich zuweilen dieſe und jene Bemühung manches verdienten

nes, so viel Werth sie auch zu ihrer Zeit hatte, unwichtiger erscheinen, und minder richtig gewürdigt werden; aber dann, wenn der Grund eines irrigen Urtheils dieser Art nicht in Nachlässigkeit, Unaufmerksamkeit, oder Beschränktheit der Urtheilenden liegt, wenn alle Forschungen über die Folgen so mancher That fruchtlos sind, dann schwingt der Glaube an die Ordnung einer sittlichen Welt siegreich sein Panier, und es ist ihm klar, daß keine That verlohren gehn könne in dem Fortgange der Zeiten, daß jede ein Beytrag sey zu dem schönen Ganzen, dessen hohe Vollendung wir nicht einmal ahnen, vielweniger begreifen können.

Wenn auf der großen Bühne der Welt an verschiedenen, selbst den entferntesten Oertern, Männer erscheinen, die ohne irgend eine andere denkbare Uibereinstimmung, als die des reinen Herzens, und des wahrhaft

guten

guten Willens, demselben hohen Ziele der Vervollkommnung kühn und vest entgegen schreiten, möge der Weg, den sie betreten, näher oder entfernter, ebener oder rauher seyn, so ist jener so menschliche Glaube auch gegen den Uibermuth oder den Stumpfsinn auf die befriedigendeste Weise gerechtfertigt, und ist und bleibt das heilige Unterpfand unserer höhern Bestimmung. Dankbar ruft dann der sinnige Beobachter den vorausgegangenen Brüdern nach: Heil! kräftiger ergreift ihn das erhabene Beyspiel, zeugt eine neue gute That, und an der selbstgewundenen Blumenkette des Wahren und Guten verliert sich unvermerkt die Menschheit in eine höhere Welt, zu deren Bürgerrecht nur ihre erlangte Würde führt.

Diese Betrachtungen sind es, die sich jedem Unbefangenen bey der Ansicht jener Zeiten aufdringen, in welche die sogenannte

Reformazion fällt. Es wäre theils zweckwidrig, theils auch für jetzt unausführbar, eine Schilderung zu liefern, die alle Unbilden derselben, die Vernachlässigung der Wissenschaften unter dem geistlichen Stande besonders, sein Misleben, und die Gewinnsucht seiner Obern, seine verketzernde Unterdrückungssucht, und seinen abergläubigen Starrsinn, wie überhaupt seinen nachtheiligen Einfluß auf Staat und Sittlichkeit, mit der nöthigen Farbengebung darstellte. Noch ehe unser große Landsmann Luther in Wittenberg auftrat, und seine irrenden Mitbrüder belehrte, hatte die Welt Männer aufzuzeigen, die sein großes Werk allmälich vorbereiteten, und ihm, so zu sagen, in die Hände arbeiteten. Dankbar wird die späteste Nachwelt, und vielleicht diese am ersten, je gerechter sie meistens ist, einen Ulrich von Hutten, dies Schlachtopfer der Verfolgung, einen Reuchlin, der sich durch seine Bemühun-

hungen um die morgenländiſchen Sprachen, und die Schriftauslegung ſo verdient machte, dankbar einen geſchmackvollen Pirkheimer, und Eraſmus, einen ſcharfſinnigen Faber, Villa und andere nennen, wenn ſie von Luthers und Melanchthons ausgebreiteten Wirkungen hört. Unter jene Männer gehört auch gewiſſermaßen Ulrich Zwingli, der ſchon vor Luther, und dann auch zu gleicher Zeit mit ihm in der Schweiz daſſelbe ſchöne Geſchäft betrieb, Menſchen von Irrthümern ab- und auf den rechten Weg zu lenken. Zwar auch Zwingli war in ſeinem Kreiſe nicht der erſte, aber doch der kühnſte und veſteſte Streiter für die Wahrheit, eben ſo uneigennützig als Luther. Es wird ſich im Fortgange der Erzählung ergeben, daß man gewiß behaupten kann: Zwingli ging ſo muthig als Luther, wiewohl überlegter und bedächtiger zu Werke. Seine Verhältniſſe zu Luther allein dürften hinlänglich geprüft ihn in ein vortheilhafteres

Licht ſtellen. Deſſen ungeachtet verliert Luther nichts, da ſeine Thaten mit all ihren Folgen die Zeit ſo kräftig geſtempelt haben, daß keiner ihm ſeine Bewunderung und ſeinen Dank verſagen kann, wenn er ihn gleich hie und da auf einer Menſchlichkeit überraſcht.

Doch wir wollen Zwingli näher vom Anfange bis zum Ende ſeines rühmlichen Lebens betrachten.

Ulrich Zwingli wurde zu Wildhauſen in Toggenburg am 1. Januar 1484 gebohren. Sein Vater war Amman daſelbſt. Dies zuſammengenommen mit dem Familiennamen ſeiner Mutter — ſie hieß Margarethe Meilin, iſt alles, was uns die Geſchichte von ſeinen Aeltern aufgezeichnet hat. Sey es, daß ſie kein Vermögen hatten, oder ſich nicht getrauten, die Erziehung des für die Wiſſenſchaften beſtimmten Knaben zu übernehmen: er wurde

bey

bey seinem Oheim, Bartholomäus Zwingli, Pfarrer zu Wesen, und Dekan des Kapitels, bis in sein zehntes Jahr erzogen. Hierauf kam er nach Basel, und unter Bürzlis Aufsicht entwickelte sich seine ungemeine Neigung zu den Wissenschaften und zur Musik. Aber noch mehr Befriedigung sollte seine Wißbegierde in Bern finden. Heinrich Wölflin — Lupulus — der damals an dem dasigen Gymnasium stand, war als Sprachforscher, vorzüglich aber als Dichter, berühmt. Hier erhielt schon der junge Zwingli einen Vorschmack von den alten lateinischen Schriftstellern, die er nachher mit so viel Sinn, Umsicht und Geschmack studirte; hier fing er schon an, mit dem Gefühl des Schönen seinen Sinn für Wahrheit zu schärfen, er dichtete schon jetzt, wie in spätern Zeiten.

Schade für den offnen Kopf, daß auch er das allgemeine Schicksal mancher andern guten

guten Köpfe jener Zeit haben sollte, in der Stickluft eines Klosters zu erschlaffen! Welch glücklicher Zufall ihn noch rettete, ist unbekannt. Vielleicht war es eigenthümliche Kraft seines immer heitern, freyen, durch die schönen Wissenschaften und den Zauber der Tonkunst genährten Geistes, die sich sträubte, in einzelnen wilden Ausbrüchen sich zu verzehren, oder vielleicht hielt ihn auch sein Freund und Lehrer Wölflin von diesem Schritte ab. Kurz, Zwingli ward nicht Mönch.

Zwey Jahre darauf bezog er die hohe Schule zu Wien, und seine Hauptbeschäftigung war die Weltweisheit. Wenn auch, wie sich aus dem damaligen Zustande der Wissenschaften leicht schließen läßt, diese Wissenschaft zu nichts als einer gelehrten Klopffechtkunst, besonders für die Religionswissenschaft, erniedrigt war, so scheint ihn doch sein gesunder Sinn vor allen überflüs-

sigen

ſigen Grübeleyen, in denen ſich die Schule gefiel, bewahrt zu haben. Seine milde, heitere Geiſtesſtimmung, die ihn auch in dem Geſchäftsdrange ſeines nachherigen Lebens gar nicht, oder erſt ſpät verließ, ſpricht für dieſe Vermuthung; und wenn er ſich um dieſe Zeit mit der trügeriſchen Kunſt Schlüſſe zu ketten beſchäftigte, ſo ſcheint dies mehr in dem damaligen Zeitgeſchmack, den er doch kennen lernen mußte, als in ihm gelegen zu haben. Daß er ſie aber wirklich kannte, ergiebt ſich hinlänglich aus ſeinen Streitſchriften.

Auf dieſer hohen Schule hatte ſich Zwingli ſo gebildet, daß er nach ſeiner Rückkehr in Baſel das Geſchäft eines Lehrers an der St. Martinsſchule übernehmen konnte. Ungeachtet er von der Magiſterwürde nicht die vortheilhaften Begriffe hatte, die Einfältigere davon hatten, und ſeinen eigenen innern Werth zu gut fühlte, als daß er ihn durch

dieſe

dieſe zufällige äuſſere Verbrämung erhöhen zu können geglaubt hätte, ſo wurde er doch Magiſter, aus Nachgiebigkeit gegen die Schwachen, welche den Mann mit dieſem Titel mehr achteten, als ohne ihn. Wieder ein Beweis von ſeiner milden Gemüthsart, die dennoch nicht in Weichlichkeit ausartete, und für zurückbleibende innere Kraft bürgte.

Dies ſind die einzigen Nachrichten, die wir von Zwinglis früherer Ausbildung haben, und die bey aller Mangelhaftigkeit dennoch im Allgemeinen die Grundlage ſeines Charakters erklären. Früh aus dem väterlichen Hauſe entlaſſen, mußte er ſich gewöhnen mit fremden Menſchen umzugehn, und dies, verbunden mit ſeiner Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, ſeiner Begeiſterung für die Tonkunſt, mußte nothwendig ihm jene Sanftheit geben, die ſich in ſeinen Streitigkeiten ſo unverkennbar zeigte, alle Menſchlichkeiten mit

Scho-

Schonung erwähnte, und nur bey den offenbarsten Verunglimpfungen dem Gefühle für Recht und Ehre untergeordnet war. Gewiß die vortheilhafteste Anlage zu seinem künftigen Stande, und das sicherste Unterpfand für das Gelingen seiner redlichen Bemühung für Wahrheit und Sittlichkeit.

---

## Zweytes Kapitel.

Bald eröffnete sich für Zwingli ein neues Feld, auf dem er auch die meisten Lorbeeren ärntete. Er wurde mit dem berühmten Gottesgelehrten Thomas Wittenbach bekannt. Unter der Leitung dieses Mannes, den er bald als einen aufgeklärten Denker kennen und lieben lernte, beschäftigte er sich besonders mit der Religionswissenschaft. Wenn er dies zum Theil für Zeitverlust hielt, so muß man bedenken, daß auch in diesem Gebiete, wie überall, sich damals der menschliche Geist nur fruchtlosen Grübeleyen hingab, bey welchen die Sittlichkeit nichts gewann, vielmehr durch Streitigkeiten und Parteysucht

ſucht verlor. Mit ihm zugleich ſtudirte Leo Jud, den wir noch näher werden kennen lernen; ein glücklicher Kopf, deſſen Beyſpiel Zwinglis Nacheiferung nicht wenig aufgereizt haben mag! Denn im Jahre 1506 wurde letzterer Pfarrer zu Glaris, hielt ſeine Antrittspredigt zu Rapperſchweil, und las zu Wildhaus Meſſe.

Seine ruhigere Lage nährte ſeinen Eifer für die Wiſſenſchaften nur noch mehr. Er las unaufhörlich die alten römiſchen Schriftſteller, dieſe Muſter alles guten Geſchmacks; einen ſeiner Lieblingsſchriftſteller, welcher Anekdoten von berühmten Männern ſeiner Nation geliefert, und mit Bemerkungen, die für das Leben brauchbar waren, begleitet hatte, lernte er ſogar auswendig. Dabey ſetzte er nun ſein Hauptgeſchäft, die Religionswiſſenſchaft, nicht aus den Augen, vielmehr las er alles in Beziehung auf dieſelbe

ſelbe, beſonders aber auf die heilige Schrift, die er zuerſt aus den ſogenannten Meßkanonen kennen lernte. Er ſtellte Vergleichungen an, und lernte ſchon ſo den Sprachgebrauch dieſer heiligen Schriftſteller kennen. Unabläſſig ſtudirte er die Briefe des Apoſtels Paulus, die er endlich, ſo wie das ganze Neue Teſtament, auswendig lernte. Die genannten Briefe ſchrieb er ſogar eigenhändig ab, und bemerkte dabey die Auslegungen der berühmteſten frühern kirchlichen Schriftſteller, eines Origenes, Chryſoſtomus, Ambroſius, Hieronymus und auch des Eraſmus. Damals genoß er vom Papſt eine Penſion von funfzig Gulden, die er beſonders zum Aufkauf nützlicher Bücher verwendete.

Sein Eifer für die Wiſſenſchaften, und ſein ſchon etwas ausgebreiteterer Wirkungskreis vergrößerte auch nothwendig den Zirkel ſeiner Freunde, unter denen berühm-

te Männer in mancherley Wissenschaften waren, wie Heinrich Lorit, Egidius und Valentin Tschudi, und Fridolin Brunner. Wie viel der Umgang solcher Männer in jeder Rücksicht Einfluß habe auf einen jeden, der überhaupt eines Eindrucks fähig ist, liegt am Tage, und es ist mithin gar kein Wunder, daß unser Zwingli durch sie und durch eigenes Nachdenken und Lesen bald einsehen mußte, wie weit die damals gangbaren Religionsmeinungen von der ursprünglichen, schönen, kräftigen Einfalt der Lehre Christi abwichen. Alles, was diese Einsicht vester und gewisser machen konnte, ergriff er; und da er damals die Anfragen eines Schriftstellers an den römischen Hof, die so manchen Misbrauch, so manche Unbilden der Kirche aufdeckten, billigte, so wurde er schon als Ketzer verdächtig. Doch er ließ sich dadurch nicht erschüttern, disputirte und predigte nach seinem bessern

Wissen,

Wiſſen, wiewohl er noch immer nicht das Uebel bey der Wurzel angriff, noch immer keine Perſönlichkeiten gegen den Papſt einmiſchte.

Sein Amt forderte es, daß er als Feldprediger mit zum Kriege in das Mayländiſche auszog. Hier machten ihn ſeine geſelligen Tugenden, ſeine Kenntniſſe in der Tonkunſt überall, auch bey den Weibern beliebt. Er konnte es ganz wohl vertragen, daß Misgunſt und Beſchränktheit ihm dies übel deuteten, da ſein Bewußtſeyn ihn ſchützte.

Nach ſeiner Rückkehr entſtand eine ſchöne engere Verbrüderung zwiſchen ihm, Leo Jud, Franz Zingg, Michael Sander und Konrad Rechberg. Lezterer war Abt im Kloſter Einſiedeln, und ſein frey aufſtrebender Geiſt konnte nicht mit dem Stande eines Kloſterbruders zufrieden ſeyn. Man wird ohne mein Erinnern den Berührungspunkt zwiſchen ihm und Zwingli wahrnehmen.

Auch

Auch Theobald von Geroldsegg, der sanfte, weise Mann, wurde sein Freund, und theilte mit ihm die letzte bittere Stunde. So einen Mann, wie Zwingli war, glaubte Theobald zum Pfarrer ernennen zu müssen, wenn er den vielen abergläubischen Gebräuchen, besonders den Wallfahrten und andern Irrthümern steuern wollte. Er hatte sich nicht geirrt. Zwingli eiferte gegen diesen genannten, und alle anerkannte Misbräuche, und es war für den Anfang schon kein unbedeutender Erfolg seiner Bemühungen, daß den Klosterfrauen das Mettensingen erlassen, und die Erlaubniß ertheilt wurde, sich zu verheurathen. Wie manche gute Hausfrau und Mutter war durch diese Einrichtung fur den Staat gewonnen, die ohne sie im nagenden Gefühl ihrer verfehlten Bestimmung hinschwand, oder in frommen Müßiggang ihr Leben verträumte! Nun wurde doch wenigstens Hand an die Schei-

dewand gelegt, welche der römische Intriguengeist zwischen die geistliche und die übrige bürgerliche Welt gestellt hatte, und unleugbar mußte die letztere gewinnen, wenn die Grenzen beyder ineinander verflossen. Auch die damals so üblichen Pensionen, oder die Geschenke der Fürsten, für welche sie Soldaten erkauften, erklärte Zwingli für Verrath am Vaterlande, für abscheulichen Menschenhandel.

Welche Freude für ihn, schon in diesem kleinern Zirkel so nützlich zu wirken! Täglich verbreiteten sich bessere Einsichten unter dem Volke. Schon hier zeigte Zwingli den vesten, gesunden Blick, die Liebe zum Frieden und zur Eintracht. Er wußte gar wohl, daß, wenn einmal das Volk sein Joch fühlen gelernt hat, der Versuch, gewaltsam es abzuschütteln, unfehlbar erfolgt, daß von Berichtigung des Erkenntnisses der rasche Uebergang zur Gewaltthätigkeit unter

der

der gröſtern Menge ſehr leicht iſt; und dieſen gewaltſamen Umſchwung zu verhüten, wendete er ſich an den Biſchof von Koſtanz, Hugo von Landenberg, an den Kardinal und Biſchof zu Sitten, Matthias Schinner, und ſtellte ihnen vor, wie ſie von ihrer Seite durch Reinigung der Kirche ſo manchem Unheil, das vielleicht entſtehen dürfte, vorbeugen könnten, wie verdienſtlich dieß auch ſchon an und für ſich ſey. Hugo war ſchwach, und fürchtete, wie wir unten ſehen werden, den Papſt zu beleidigen; auch Schinner hatte nicht genug Willenskraft, und wenn ſie gleich anfangs ſeine Vorſtellungen nicht misbilligten, ſo war doch wenigſtens keine Mitwirkung von ihnen zu erwarten. Mithin blieben Zwinglis Vorſtellungen fruchtlos, und es blieb beym Alten. Er erzählte dies ſpäterhin ſelbſt, und hatte ſchon jetzt, wo er mehrmals in Zürch war, die Richtigkeit der päpſtlichen Anforderungen aus

der Schrift dargethan. Wenn alle Irrthümer und Misbräuche, die jetzt in unserer Kirche so häufig anzutreffen sind, nicht nach und nach abgeschafft werden, so werden sie einst, schrieb er, mit großem Lärm und Geräusch durch ihr eignes Gewicht einstürzen. Doch menschliche Rücksichten machten taub gegen die sanftere Stimme der Wahrheit, und wie Hugo nachher handelte, wird sich weiter unten ergeben.

---

## Drittes Kapitel.

Redlicher Eifer für Wahrheit und Tugend kann zwar eine Zeitlang verkannt, nie aber das Intereſſe dafür auf immer verleugnet werden. Mit tauſend zähen Wurzeln hängt dies Intereſſe an dem menſchlichen Herzen veſt, und ſelbſt die Gewohnheit kann es nicht ganz vertilgen. Zwingli hatte, wie jeder groſſe Mann, ſeine Feinde, immer aber war doch bis jetzt die Zahl ſeiner Freunde noch gröſſer; denn ſein Feuereifer gegen die Penſionen, der aus der warmen Quelle der Vaterlandsliebe entſprang, machte ihn jedem wahrhaft freyen Manne angenehm.

Als daher im Jahr 1518 eine Predigerstelle in Zürch erledigt war, und man sie zu besetzen gedachte, fanden sich mehrere, die Zwingli als den würdigsten vorschlugen. Besonders sprach Oswald Mykonius, Lehrer am großen Münster, für ihn so lebhaft, daß Felix Frey, Propst beym Kapitel, mit seinen Gründen für diese Wahl zufrieden war, und mithin Zwingli am 11. September gewählt wurde. Es scheint aber einige Mühe gekostet zu haben, ihn zur Annahme dieser Stelle zu überreden. Wenigstens fand er späterhin für gut, Bischof Hugo zu erinnern, daß er ihn wider Willen zu diesem Amte befördert habe. Ob Hugo dazu eigene selbstsüchtige Ursachen gehabt, ob Zwingli sich dabey an mehr als den weit geringern Gehalt stieß, wie sein Freund Mykonius selbst bemerkte, läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht, daß der größere Wirkungskreis, in den er treten sollte, ihm auch, wie die Folge lehrte, mehr

Unru-

Unruhen und Sorgen mit sich zu führen schien.

Als er nun aber einmal eingewilligt hatte, und sein Amt antrat — es war am 1. Januar 1519 im fünf und dreyßigsten Jahre seines Lebens — war auch sein Entwurf, für das Beste seiner Gemeine zu sorgen, unabänderlich und unerschütterlich überdacht. Da durch die willkührlichen, oft blos von der Neigung der Obern herrührenden Menschensatzungen in der Religion einzig und allein alles Verderbniß der Sitten bewirkt worden war, so war es gewiß der haltbarste und wirksamste Grundsatz, den Zwingli für seinen edlen Zweck aufstellte, das Ansehen der heiligen Schrift bevestigen und sichern zu müssen. Er schlug dazu einen Weg ein, den schon die ältesten Lehrer der Kirche betreten, und mit Glück betreten hatten, den man aber nur verlassen hatte, seitdem es den römischen Lieggöttern, den Päpsten, gefallen

fallen hatte, das Lesen der heiligen Schrift den Layen zu untersagen, weil, wie sie vorgaben, der Inhalt dieser Bücher nicht für die Fassungskraft gemeiner Menschen war, oder, welches der wahre Grund war, den sie aber weislich verschwiegen, weil die höhere Aufklärung, die in jedem schlichten Verstande durch sie herbeygeführt werden mußte, nothwendig auch unzufrieden mit der ganzen Kirchenverfassung machte, und mithin ihr Interesse sehr beeinträchtigen konnte. Dieser Weg war so nahe, als sicher, und bestand darin, daß bey den öffentlichen Vorträgen die heilige Schrift zu Grunde gelegt, irgend ein Buch erklärt, und zugleich Bemerkungen eingestreut wurden, die für das Leben und die Bedürfnisse der Zuhörer brauchbar waren. Zwingli erklärte sich daher in der Versammlung der Kanoniker für diese Art von Vorträgen, die man Homilien nannte, und fieng an, die

Schrift

Schrift der Reihe nach zu erklären. Mit frommer Aufmerksamkeit erforschte er den Sinn seines Schriftstellers, legte ihn faßlich und in der bündigsten Ordnung dar, mit einer Würde, wie sie der anspruchslosen Einfalt des Werks, und der darin enthaltenen Gedanken angemessen war. Dann erklärte er sich, so wie es ihm an die Hand gegeben wurde, mit erschütternder Heftigkeit, mit der wärmsten, menschlichen Theilnahme gegen die Gebrechen seiner Zeitgenossen, wie gegen Unmäßigkeit, Pensionen, gegen die Unterdrükkung unglücklicher Waisen, ja selbst gegen die bürgerliche Knechtschaft der Eidgenossen. Mußte er nicht den Beyfall jedes Unbefangenen erhalten? Mußten nicht seine Zuhörer an Einsicht, wie an Sittlichkeit gewinnen?

So war es auch in der That; und je heller und wackerer ihre Augen wurden, desto freymüthiger sprach Zwingli. Als daher um diese Zeit Luther durch Schriften zu

wirken

wirken anfieng, empfahl er seine Werke öffentlich, wiewohl er sie nie selbst las, um seine Zuhörer zu überzeugen, daß es nur eine Wahrheit gebe, die überall sich immer gleich bleibe.

Nicht zufrieden, denkende Männer, und fromme Christen zu ziehen, suchte er seine Brüder auch zu freyen Bürgern zu machen, oder ihre Freyheit zu erhalten. Der ganze Unwille des freyen Mannes gegen Unterdrükkung sprach aus ihm, als der würdige Kaiser Maximilian gestorben war, und Karl von Spanien die Eidgenossen als Steine brauchen wollte, die er nach seinen ehrgeizigen Absichten ziehen könnte. So künstlich auch Karl durch seine Ueberredung sie zu gewinnen wußte, so mußte doch vor Zwinglis kräftiger männlicher Sprache aller Nebel schwinden, und im vollen Lichte stand er da als Retter; umhüllen und verdunkeln konnte ihn der Neid, und die eigennützige

Bos-

Bosheit, aber verdrängen, und auslöschen nicht.

Unter einem frommen Vorwand ließ der Pabst, dessen Bedürfnisse immer größer und dringender wurden, alle Länder mit Sündenablaß brandschatzen, die sich nur immer fügten. Wie Tezel in Sachsen, so zog auch ein Barfüßermönch, Bernhard Samson, in der Schweiz umher, ungeachtet Hugo und sein Vikar Faber sich seinen Eintritt verbeten hatten, weil seine Bulle nicht vidimirt war. Wie willkommen war Zwinglin diese Erklärung des Bischofs! Fast nirgends fand der Mönch seine Rechnung, besonders da man irgendwo bemerkt hatte, daß seine Rechnungen eher den Reichen, als den Armen vorgelegt wurden. Endlich kam er auch nach Zürch. Zwingli hatte alles so vorbereitet, daß er zwar höflich empfangen wurde, aber für seinen Handelsartikel keine Käufer fand.

Brauch-

Brauchte es wohl einer deutlicheren Erinnerung an Abzug?

Freylich waren überhaupt die Umstände in der Schweiz günstiger, als in Sachsen; allein Zwinglis veste und sanfter wirkende Handelsweise verdient immer einen Seitenblick, weil sie ein neuer Beleg zu seiner ganzen friedlichen Sinnesart ist. Luther war heftiger, und trat hierin stärker, wenigstens geräuschvoller auf, wenn auf der andern Seite in gleichwichtigen Dingen Zwingli seine zu nachsichtigen Vergünstigungen misbilligte.

So wirkte Zwingli auf die Menschen um sich. In sich aber auch den Menschen auszubilden, war nicht minder sein unermüdetes Streben. Die Geschichtschreiber, Weltweisen, und schönen Geister der Griechen und Römer waren seine tägliche Unterhaltung. Er las sie mit der scharfsinnigsten Umsicht, mit dem feinsten Geschmack, und mit dem

empfäng-

empfänglichsten Sinne. Ohne alle Anforderungen gestand er sich und andern die Lücken in seinen Kenntnissen, und strebte sie auszufüllen. Er hielt es für keine Erniedrigung, Andreas Bodensteins, der besonders im Hebräischen stark war, Schüler zu werden. Leo Jud und Felix Manz waren seine Mitschüler, und vereint mußte ihre Bemühung fruchtbarer seyn. Wie fleißig Zwingli gewesen seyn muß, läßt sich schließen, wenn man erwägt, daß er im kurzen die Psalmen übersetzte, und überhaupt die Gesänge jüdischer Barden so lieb gewann. Um immer weiter vorzudringen, und zugleich auch die Jugend wahrhaft zu bilden, bemühte er sich, Jakob Wesendanger (Leporinus) und Georg Chalybeolus (Stähelin), deren Gelehrsamkeit in den alten Sprachen allgemein anerkannt war, nach Zürch zu befördern. Sein Ansehen unterstützte, und erreichte diese gemeinnützige Absicht.

Seine Stunden waren gehörig eingetheilt,

und selten wich er von der einmal vestgesetzten Ordnung ab. Bis früh um zehn Uhr las, oder schrieb er; dann besorgte er seine Amtsgeschäfte. Nach Tische unterhielt er sich mit jedem, der ihn sprechen wollte, oder ging auch wohl spazieren bis zwey Uhr. Nun arbeitete er wieder bis zum Abendessen, ging hierauf wieder aus, etwa in Gesellschaft, und nachher schrieb er oft bis Mitternacht Briefe, weil sein Briefwechsel immer stärker und ausgebreiteter wurde. Dies Gleichgewicht zwischen Körper und Geist, das er zu erhalten suchte, mußte diese Einigkeit mit sich selbst hervorbringen, die ihn so anziehend, so geliebt machte.

---

## Viertes Kapitel.

Je mehr sich Zwinglis Kenntnisse ausbreiteten und berichtigten, desto mehr mußte seine Unzufriedenheit mit dem Geiste der Zeit wachsen, desto mehr mußte er wünschen, in seiner wirklich großen Sphäre alles zu thun, was seiner Kirche eine bessere Richtung auf wesentlichere Dinge der Religion geben konnte. Ein Glück war es für ihn, daß er aber auch durch seine weisen Lehren, und seinen untadelichen Lebenswandel verdient hatte, daß seine Obrigkeit seinen Einsichten in die Religion vertraute, und so gemeinschaftlich mit ihm nach einem Ziele rang. Er war es, durch dessen Vermittelung im Jahre 1520 eine Verordnung des

Raths

Raths an die Pfarrer erging, frey und ohne Rücksichten die Briefe der Schüler Jesu, und die Nachrichten von seinem Leben in öffentlichen Vorträgen zu verlesen, und zu erklären, kurz, alles, was aus diesen Quellen hergeleitet und erwiesen werden könnte, ohne Scheu vorzutragen.

So hatte Zwingli bereits seine Gemeine aufgeklärt, und eben so versprach er sich eine allgemeinere Aufklärung. Dies war grade die Grundlage zu dem großen Gebäude der Reformazion, deren Bedürfniß nun immer dringender und lebendiger gefühlt wurde, und woran er so ämsig arbeitete. Keine Nebenabsicht, kein Privatvortheil leitete ihn, vielmehr entsagte er jedem, um desto freyer und vorwurfsloser sein Werk zu betreiben. Ihm, der so heftig gegen die Pensionen sprach, hätte es vielleicht bey diesem und jenem zum Vorwurf gereichen können, daß er selbst einen Gehalt von funfzig Gulden vom Papst genoß;

noß; er begab ſich daher dieſes kleinen Zuſchuſſes zu ſeiner ohnedies kärglichen Stelle. Wie viel muthiger und wirkſamer konnte er nun abrathen, als Frankreich im Jahr 1521 von den Zürchern Hülfe verlangte! Wie ruhig und unerſchüttert konnte er ſeyn, als auch dieſer gutgemeynte Rath ihn nicht vor Schmähungen ſicherte! Der Erfolg in einer gleichen Angelegenheit rechtfertigte ganz ſeine redlichen Abſichten, und verſchaffte ſeinen Vorſtellungen mehr Nachdruck. Er hatte nämlich misrathen, dem Papſte Hülfstruppen zu ſenden. Man hatte ſeinen Rath nicht befolgt, und die Zürcher verlohren viel Brüder vor Pavia. Späte Reue rächte dieſe väterliche verachtete Warnung.

Dennoch verließ Zwingli nie die Seinigen, wenn es Wahrheit galt. Einen Beweis davon gab er bey folgender Gelegenheit. Einige Zürcher Bürger, ſo von der Religion richtigere Begriffe hatten, und es einſahen, wie

thöricht es sey, zu glauben, daß man Gott durch Enthaltung von gewissen Speisen, besonders in der sogenannten Fastenzeit, gefällig werden könnte, setzten sich hinweg über dies Vorurtheil, so vest es auch durch Gewohnheit gegründet war, und aßen Fleisch. Sie wurden, vielleicht um der vermeynten Uibertretung des Kirchengesetzes, vielleicht auch nur um der Schwächern willen, gestraft. Bischof Hugo eiferte ernstlich gegen diesen ganzen Vorfall, und richtete seine Pfeile besonders gegen Zwingli. Zugleich schickte er drey Gesandte ab, Franz Lambert von Avignon, Johann Faber, seinen Vikar, und Doctor Martin Blensch, Prediger zu Tübingen. Diese drey Männer sollten über die streitigen Lehrsätze Zwinglis sprechen, und durch dieses Gespräch mit einemmale alles schlichten. Der Rath und mehrere Gelehrten waren gegenwärtig. Lambert mußte bald Zwinglis Uibergewicht anerkennen, und gestehen, daß die

Mey-

Meynung von der Fürbitte der Heiligen schriftwidrig sey. Faber weigerte sich anfangs zu sprechen, als er aber sprach, vertheidigte sich Zwingli so bündig und deutlich, daß jeder Unparteyische, wie er selbst erzählt, zufrieden seyn konnte. Unbeweglich beharrte er auf dem Grundsatze, die heilige Schrift einzig als Maaßstab für jede Untersuchung in der Religionswissenschaft zum Grunde zu legen. Wie leicht mußten die Lehrsätze vom Fasten, von Heiligenvermittelung, von Messe, und andere dieser Art jedem Unbefangenen als schriftwidrig einleuchten! Auch glaubte Zwingli nicht, daß nach dieser Widerlegung noch irgend ein Ausweg für die Päpstler übrig bleiben könnte. Und dennoch, wurde am 24. May 1522 noch eine Ermahnung an das Kapitel geschickt, die so seicht, dabey auch so beleidigend für Zwingli war, daß er sie gewiß verachtet hätte, wenn nicht auch zugleich das Ansehen der Schrift hierdurch gelitten hätte.

Frecher blickten nun die Mönche, die schon wegen der oben erwähnten Verordnung auf Zwingli erbittert waren, auf. Auch dies hätte Zwingli ertragen; aber es galt die Wahrheit, und nun verlangte er die Ermahnung, wiederlegte sie genau und bündig mit männlichem Sinne, um auf einmal den Streit zu beendigen. Er gab sein Wort, daß er nie aufhören werde, die alte Einigkeit der Kirche wieder herzustellen, und ohne Hinterlist, ohne Nachstellungen. Es schmerzte ihn innig, daß jene verderbliche Brut, die alles vermengte, um daraus Vortheile zu ziehen, auch bis zu dem Bischof gedrungen war. Er bezief sich auf den Bischof selbst, der ihn ohne sein Zuthun, ja sogar gegen seinen Willen zu dieser Amtesübernahme vermocht habe, wodurch ihm die Verbindlichkeit, Wahrheit zu lehren, die laut in seiner Brust ihn mahne, noch näher und nicht minder pflichtmäßig gemacht worden sey. Der Bischof wisse übrigens gar wohl,

wie

wie entfernt er seit seinen frühesten Jahren von aller Zwietracht, allem Aufruhr gewesen, und wie wenig er also auch jetzt die Fackel des Aufruhrs schwingen werde. Doch was vermochten Gründe gegen verjährte, tiefeingewurzelte Vorurtheile, gegen schwächliche Menschenfurcht, und, fast dürfte man sagen, nothgedrungene Ränke? Der Bischof sah in diesem ganzen Aufsatz nichts als Verletzung der Achtung, die er fordern zu dürfen glaubte, und aufrührerischen Ungehorsam.

Fast immer zieht der Unfall eines Biedermanns schadenfrohe Feinde herbey, die ihn nur noch mehr zu erniedrigen, die ihn zu unterdrücken suchen. Dies erfuhr auch Zwingli. Denn nun brach der Haß der Mönche, über dem sie so lange gebrütet hatten, aus. Sie glaubten, einen Mann stürzen zu müssen, der sie in ihrem seligen Müssiggange gestört, um deswillen sie fleißiger und genauer über ihre Vor-

Vorträge nachdenken mußten, einen Mann, vor dessen Fackel all der Nebeldunst zerfloß, hinter dem sie sich bis jetzt dem Auge der Menge entzogen hatten. Vorzüglich waren es der Barfüßer- und Augustinerorden, welche gegen ihn mit der Klage einkamen, daß er sie verächtlich mache. Einige Behutsamkeit war schon zur Erhaltung der Ruhe von Seiten des Raths nöthig, und es war auch für Zwingli kein unbilliges Verbot, daß man aufhören sollte, gegen die Mönche zu predigen. Allein Zwingli, und seine aufgeklärteren Amtsgenossen vermieden wenigstens die Gelegenheit nicht, wenn sie dieselbe auch nicht absichtlich aufsuchten. Natürlich eiferten die Mönche nun um so mehr, da sie sich noch mehr aufgefordert glaubten, und es entstand eine solche offne Fehde, daß man alles befürchten konnte. Noch immer war der Rath behutsam, und befahl, sich im Predigen alles dessen zu enthalten, was auf irgend eine Weise Zwietracht

der-

veranlassen könnte. Aber nun stand Zwingli unverzagt, berief sich auf das frühere Mandat, welches schriftgemäße Vorträge verlangte, behauptete, es könne hier keine Schonung geben, wenn die Schrift nicht schone, es sey nur um die Sache, nicht um die Personen zu thun, und nun standen die Gegner beschämt da. Selbst der Rath durfte seinem Ansehen nichts vergeben, und mußte mithin auf die Vollziehung und Beobachtung des ersten Mandats dringen.

Um in den Armen seiner Freunde von diesen Stürmen auszuruhen, und sich vor künftigen zu bewahren, suchte Zwingli sich ihnen mehr zu nähern. Er schrieb an Leo Jud, lud ihn nach Zürch zu einer Predigt ein. Leo Jud kam, predigte, gefiel, und ward Pfarrer. Eben so ward auch Stumpf Pfarrer zu Bubikon. So wurden Herzensbedürfniß, Freundschaftspflicht und Klugheit gemeinschaftlich befriedigt. Dem Reinen ist alles rein, und nie kann wahre Klugheit mit hö-

hern

hern Pflichten brechen, wenn sie nicht zur Arglist werden soll. Nur gehört freylich ein schöner Einklang des Gemüthes dazu, der nur wenigen zu Theil ward.

---

## Fünftes Kapitel.

Uppig schießt der Saame der Wahrheit anfangs empor, wenn er einmal gepflegt wird, aber immer langsam reift er der allgemeinen Aernte entgegen, und leicht zerschlägt ein Sturm die zarten Halme. Eine schöne Flur blühte bereits um den unverdrossenen Zwingli, aber gereift war sie noch immer nicht.

Elf Geistliche und Prediger wendeten sich an die eidgnössischen Gesandten, und den Bischof von Kostanz, und verlangten von ihnen die Erlaubniß, nach den Evangelien zu predigen,

digen, und zu heurathen. Es schien nicht rathsam, diese Schritte auf einmal zu billigen, oder zu misbilligen, weil jede Partey sich beschweren konnte. Man erlaubte mithin, und untersagte nichts.

Schon der Schimmer des Lichts, den man erblickt hatte, war so wohlthätig, so erfreuend, daß man es in seinem ganzen vollen Glanze zu sehen wünschte. Die Dunkelheit ertragen, und in finsterm Unmuth murren, dazu war jetzt nicht mehr Zeit. Thätig strebte man überall empor, versuchte das Joch abzuwerfen, das der Papst und seine Kreaturen aufgelegt hatten. Freywillig entsagten auch die Schweizer den Pensionen, die sie für Sündengeld anerkannten. Auch die äussere Reinheit der Gemeine wurde befördert; alle Weiber bescholtenen Rufs wurden vertrieben. Die Klosterfrauen zu Oeterbach, die bisher unter so manchem Zwanggesetze geseufzet hatten, erhielten mehrere Freyheit. Die religiöst

und

und sittliche Bildung schien hier einen Gang genommen zu haben, der so richtig, als vortheilhaft war.

Hadrian der sechste, der Stellvertreter Christi zu Rom, sahe nun wohl ein, daß, diesem laufenden Rade der Besserung in die Speichen gradezu zu fallen, ein übereiltes Unternehmen seyn dürfte, dessen Folgen für das Interesse seines Stuhls, mithin für sein eigenes gleich nachtheilig ausfallen möchte. Noch nie hatte es den Päpsten an schlauer, arglistiger Staatsklugheit gefehlt, wenn ihr Vortheil aufrecht gehalten werden sollte; auch Hadrian nahm seine Zuflucht zu einer List. Er leugnete die vielen schreyenden Unbilden der Kirche, die nun freylich immer mehr zur Sprache kamen, nicht ab, vielmehr versprach er selbst, sie abzuschaffen. Nur, meynte er, müsse man sich Luthers empörerischem Geiste eifriger widersetzen, da sein gewaltsamer Eingriff in die Rechte der Kirche schon so eine schädliche Gäh-

rung

rung hervorgebracht habe. Sanft und schonend müsse man hierin zu Werke gehn, um den Schwachen kein Aergerniß zu geben. In der That sichere Maaßregeln, die, wenn sie befolgt worden, und gelungen wären, das vermeynte Uibel von der Wurzel ausgerottet haben würden! In dieser Absicht schickte er am 23. Jan. 1523 an Zwingli einen Gesandten Ennius, Bischof von Verulam, mit einem Brief, worin er ihn bat, sich des verunglimpften Papstthumes anzunehmen. Von Zwinglis friedliebendem Charakter hoffte er alles. Aber vergebens! Zwinglis Absichten waren rein, ohne irgend einen Eigennutz, und überdies war er kein Neuling in den Geheimnissen der päpstlichen Politik, mithin blieb er nicht nur unerschüttert und veſt, sondern er wurde auch muthiger.

Offen und frey, wie es dem Manne geziemt, verlangte er eine öffentliche Unterredung im Beyseyn eines bischöflichen Anwaldes,

des, und Gelehrter, wie Ungelehrter. Schon oben ist einer solchen Disputation Erwähnung geschehen. Sie lagen ganz in dem Geiste der Zeit. Kirchenversammlungen zu halten, schien jetzt, bey den reifern Einsichten der Kirche selbst, den Päpsten gefährlich, weil sie doch befürchten mußten, daß dieser oder jener Schluß gefaßt werden möchte, der sie oder ihren Stuhl beeinträchtigte. Leichter war von ihnen die Erlaubniß einer öffentlichen Unterredung zu erhalten, weil sie dazu selbst die gewandtesten Verfechter ihres Interesse wählen konnten, und, im Fall diese unterliegen sollten, das Resultat der Disputationen weder so allgemein bekannt, noch so kräftig werden konnte, daß es nicht immer noch Ausflüchte gegeben hätte.

Diesen Grundsätzen gemäß erhielt auch Zwingli, was er gesucht hatte. Es schien ihm nöthig, bey dieser Unterredung etwas zu haben, worauf er fußen könnte. In dieser

ser Rücksicht schrieb er seine sieben und sechzig Artikel, worin er seine ganze Lehre mit allen ihren schriftmäßigen Beweisen aufstellte. Die Versammlung war zahlreich; es erschienen am 29. Jan. 1523 auf dem Rathhause ein Legat des Bischofs, der Hofmeister Franz von Ammeil, der Kanzler und Vikar des Bischofs, Johann Faber, und noch überdies auf sechshundert vornehme Personen. Bürgermeister Rouft eröffnete nach dem Herkommen dies Gespräch mit einer Rede. So gewiß es auch scheinen mochte, daß hier alles zur Sprache kommen würde, so suchte doch Faber durch mehrere Ausflüchte und Winkelzüge diese Hoffnung zu vernichten. Er schlug vor, es werde besser seyn, die Entscheidung dieser Streitigkeiten einer Kirchenversammlung zu überlassen. Zwingli hingegen zeigte aus der Geschichte seiner Zeit, wie wenig man diesem Versprechen und Vertrösten auf eine Kirchenversammlung trauen dürfe, wie zögernd und

saum-

saumselig man bey ihrer Ausschreibung verfahre. Da die Päpstler sich auf dieser List überrascht sahen, so suchten sie wenigstens dadurch die gegenwärtige Unterhandlung zu erschweren, daß keiner von ihnen gegen Zwingli auftrat. Doch Zwingli ließ sich dadurch nicht irren, und fieng an, über die beyden hauptsächlichsten Streitfragen, über die Fürbitte der Heiligen, und das vorgebliche Sakrament der Messe, zu sprechen, und ihren Ungrund aus der Schrift darzuthun. Der Erfolg war für Faber und seine Anhänger, die nun auch im Fortgange des Streits laut, und lauter wurden, so gewiß nachtheilig, als Faber die ganze Sache nur nach den willkührlichen Satzungen der Kirche vertheidigte. Es war eine ehrenvolle Aufforderung, die der Rath an Zwingli ergehen ließ und mit ihm an alle Prediger, auch ferner die Sache der Wahrheit zu vertheidigen, ohne sich irren zu lassen; es war so gerecht, als klug, ihn

und alle vor Verketzerungen zu warnen, die der guten Sache nur Eintrag thun mußten. Fabers ganzes Betragen bey dieser Verhandlung war so unmännlich, seine Einwürfe gegen Zwingli so abgeschmackt und unzulänglich, daß es nicht aus einem satyrischen Kopfe einen Funken hätte schlagen sollen. Wie lächerlich war es nicht, daß Er, dem Zwingli die größte Unwissenheit greiflich nachweisen konnte, mit der Miene des Gelehrten eine Erweiterung der Artikel von Zwingli forderte! Wie beschämt mußte er dastehen, als Zwingli sie wirklich lieferte!

Von Männern aber, wie sie Zürch damals aufzeigen konnte, ließ sich überhaupt etwas erwarten, was der Aufforderung des Raths würdig war. Hans Schmid war Kapellan beym großen Münster, Felix Frey Propst, Leo Jud Pfarrer zu St. Peter, Heinrich Brämwald Propst zu Embrach, Engelhart Doktor und Pfarrer am Frauenmünster.

ster. Hier, unter solchen Umgebungen, ließ es sich erwarten, daß ein Wilhelm Naubli von Rotenburg zu Wittikon so frey gegen Misbräuche predigen würde, daß er bey einem öffentlichen Prachtaufzug statt einer abgöttisch verehrten Hostie eine Bibel, als das allgemeine Zeichen aller Christen, vorhertragen würde. Hier war keine Misbilligung zu befürchten, und wenn schon die Sache selbst ihren Beglaubigungsschein bey sich führte, so mußte das Ansehen des Raths ihr vollends den Ausschlag geben. Der Wille des Raths traf hier ganz mit den Bedürfnissen der Zeit, und mit dem Streben denkender Männer zusammen. Uiberhaupt ging die Reformazion in der Schweiz einen sichern, freyen Gang, der sich aus dem bildsamen Charakter dieses Volks erklären läßt, das mit der innigsten Anhänglichkeit an sein Land, den Liebling der Natur, die warme Vaterlandsliebe verband, welche ein Land

der-

verdiente, wo Freyheit im Denken und Wirken, dieſes ſchöne Vorrecht der Menſchheit, ungehindert ſich aufſchwingen konnte.

## Sechſtes Kapitel.

Bey dieſen raſchen Fortſchritten konnte es Zwingeln wohl nicht ſo verargt werden, als es Melanchthon ſeinem Freund Luther verargte, zu heurathen. Zwingli war bereits vierzig Jahr alt, und es lag in ſeiner heitern Geſelligkeit, auch die Freuden der Ehe genieſſen zu wollen. Seine Wahl fiel am 2. April 1524 auf Anna Reinhard, eine Wittwe, und Mutter von drey Kindern. So untadelich und klug auch dieſe Wahl ſeyn mochte, ſo wuſte doch die Verleumdung, die Zwinglin als Lehrer nichts anhaben konnte, ſie übel zu deuten, und die Heurath, als ein Finanzprojekt

Zwinglis, überall anzugeben. Man wußte, daß Zwinglis Einkünfte eben nicht ergiebig waren, er selbst gestand auch, daß sechzig Goldstücken eine Summe für ihn wären, die er nie hätte erübrigen können, wenn nicht seine Vorgesetzten ihn unterstützt hätten. Was war also leichter wahrscheinlich zu machen, und zu bestättigen, als die Behauptung, daß er sein Weib blos gewählt habe ihres Reichthums wegen? Freylich berechtigte auch dies nicht einmal zu einem Tadel; wer konnte es dem Manne verargen, daß er gemächlicher zu leben suchte? Darum fügte man hinzu, die Ursache sey in seiner Habsucht zu suchen. Allein zum Glück konnte der edle Mann auch hier auftreten, und die Richtigkeit dieser Verleumdung dadurch hinlänglich widerlegen, daß er schrieb: man macht ein Aufhebens von meines Weibes Reichthum; und doch, wenn man ihre Kleider, und die übrige Gerathe wegrechnete, würde man finden, daß sie nicht über vierhundert

Gold-

Goldstücken im Vermögen hat. Er zeugte drey Kinder, wovon der eine Sohn, Wilhelm, in Strasburg starb, der andere, Ulrich, Archidiakonus am großen Münster wurde, und die einzige Tochter, Regula, ihm den gelehrten und braven Gualther zum Eidam schenkte, welchem wir auch eine Ausgabe sämmtlicher Schriften Zwinglis verdanken.

Wir haben schon oben bemerkt, daß Zwingli durch sein musterhaftes Leben, durch seinen Eifer für Wahrheit sich so in Ansehen gesetzt hatte, daß man ihm als Lehrer und Prediger gewiß keinen Vorwurf machen konnte. Desto mehr Lügen aber verbreiteten Unwürdige von ihm, desto mehr suchten sie ihn bey seiner Gemeine herabzusetzen durch Erdichtungen, die Zwingli nur hören durfte, um sie zu widerlegen. So verklagte man ihn um diese Zeit zu Baden, weil er in einer Rede gesagt hatte, die Eidgenossen verkauften Christenblut, und

äßen Christenfleisch. Er vertheidigte sich sogleich, und erwies, daß dies bildliche Ausdrücke wären, wodurch er besonders diejenigen, welche Pensionen genossen, erinnern wollte an den Verrath, so sie dadurch an ihren Mitbürgern, ihrer Freyheit, und wohl auch ihrem Leben begingen. Uibrigens hatte auch Zwingli jederzeit die bescheidene und sanfte Vorsicht gebraucht, bey jeder Rüge den Vorwurfsfreyen auszunehmen. Seine gewöhnliche Formel war dann: frommer Mann! nimm dichs nit an! Er siegte auch jetzt.

Immer vester wurden seine Bemühungen, und umfassender, und tiefer eingreifend. Seine Zuhörer waren an Denkkraft schon so weit gediehen, daß sie allein ihren Weg gehen konnten, was sich bey mehrern Gelegenheiten zeigte. Der erste Schritt zur Verbesserung aller klösterlichen Verfassungen war, wie wir gesehen, bereits gethan. Jetzt fühlten Mut-

ter-

terherzen immer lebhafter, daß ihre Töchter, wenn sie zum Klosterleben bestimmt würden, oder schon wären, ganz ihren Zweck verfehlten, und nahmen daher namentlich aus dem Kloster Ottenbach ihre Töchter zurück. Man war so billig, alles, was sie bey ihrem Eintritt mit sich gebracht hatten, ohne Widerrede verabfolgen zu lassen. Da nun die Zahl der Klosterfrauen sich verminderte, so wurde diesen wenigen theils die Erlaubniß gegeben, sich zu verheurathen, theils befohlen, daß sie die öffentlichen Reden der Reformatoren besuchten, und zwar ohne Ordenskleider besuchten. Ein kleiner, vielleicht nicht ganz übelberechneter Versuch, sie auch von diesem Aeusserwesentlichen zu entwöhnen! Dies geschah auch wirklich, und so wurde auf den Staat, wie auf die Gemüther Einzelner glücklich gewirkt. Um eben diese Zeit wurde auch der Einweihungsgebrauch der Christen, die Taufe, mehr nach seiner ursprünglichen Einfachheit gefeyert. Das läppische Absingen

latei-

lateinischer Gebete, und andere abergläubische Gebräuche dabey wurden abgeschafft.

Die Menge kann leicht Ungebundenheit mit Freyheit verwechseln, und hieraus läßt sich wohl erklären, daß vier und zwanzig Chorherren, sechs und dreyßig Kapläne, ein Leutpriester und Helfer sich beklagen konnten über eigenmächtige Entziehung des Zehenten. Sie erwiesen auch wirklich ihre Beschwerde, wie ihr Recht, und man bestättigte ihre Forderung; aber eine Bedingung würde ihnen bey dieser Gewährung ihres herkömmlichen Rechtes vorgeschrieben, nämlich in ihren Gemeinen und Sprengeln auf Abschaffung der herrschenden Misbräuche zu sehen. Dieser Rath war nicht fruchtlos. Das ärgerliche Bezahlen für Sakramente, wie Taufe, Beichte, wie für das Begräbniß, wurde aufgehoben. Da dieses die Einkünfte der Geistlichkeit freylich schmälerte, und man überhaupt einsah, daß so mancher

in

in diesem Stande überflüssig war, so mancher in einer andern Stelle seinen Brüdern nützlicher werden könnte, so behielt man nur so viel davon übrig, als man nöthig zu haben glaubte, um die öffentliche Gottesverehrung in allen ihren Theilen aufrecht erhalten zu können. Die Stiftsherren, die meistens aus Greisen bestanden, ließ man, um ihr Alter nicht zu kränken, bey ihren Einkünften absterben. Die übrigen wurden zu bürgerlichen Aemtern befördert, und ihre Einkünfte für milde Zwecke verwendet. So wurde eine Schule errichtet, an welcher die gelehrtesten Männer als Lehrer standen; auch die schon beförderten Lehrer an andern Schulen wurden besser besoldet. Was von den Zehenten und Zinsen übrig blieb, wurde den Armen gegeben. Die hoffnungsvollesten Jünglinge wurden für die Zürcher Kirche gezogen. Diese Einrichtung, diese Einziehung mancher geistlichen Aemter war so vortheilhaft für den

Staat

Staat und die Religion, wurde mit so vieler Schonung vollzogen, und trug so ganz das Gepräge der Uneigennützigkeit an der Stirn, und — dennoch mußte sie Zwingli späterhin entgelten. Es war gewiß ein großer Vortheil für den Staat, daß ihm so manche Kraft, die im Mönchsstande verborgen lag, vielleicht ungenützt sich in sich selbst verzehrte, zinsbar gemacht wurde. Denn unleugbar waren die Geschäfte, wie sie nun damals betrieben wurden, fast nichts als ein Zirkel von Beschäftigungen, aus dem Geist und Herz ausgeschlossen blieb. Nur selten wurde die übrige Zeit für eigne Bildung angewendet, und wurde sie es ja, so war der Druck der Kirche umher so groß, die Verketzerungssucht der Glaubensgenossen so eifrig, daß oft schon die Neuheit und Ungewöhnlichkeit gegen manches Unternehmen, manchen Schritt entschied, und ihre Folgen für das Reich der Gelehrsamkeit und Sittlichkeit hemmte, oder vernichtete.

Ein

Ein ziemlich ernsthafter Streit entstand jetzt über das Meßopfer, und den Bilderdienst, weil sich hier der Lucerner Kanton mit einmischte, der vest an seinem katholischen herkömmlichen Lehrbegriff hielt, und die Neuerungen der Zürcher für Ketzereyen hielt. Es wird sich im Verlaufe der Erzählung zeigen, wie nachtheilig diese Zwietracht war, und welche traurige Folgen sie hatte. So richtig und gründlich auch Zwingli in einer eignen Schrift erweisen mochte, daß die Messe nichts sey als ein im Fortgange der Zeit durch Aberglauben und Priestereigennutz ausgeartetes in ein unstatthaftes Opfer verwandeltes Abendmahl, so laut auch Ludwig Hetzer, Kaplan zu Wadenschweil, sagen mochte, der Bilderdienst sey Abgötterey, die schon Moses verworfen habe; dessen Religionsbegriffe noch lange nicht zu der Reinheit der christlichen sich erhoben hätten, so wurde doch die Uiberzeugung von der Wahrheit dieser Behauptungen nicht allgemein,

mein, und veranlaßte eine Störung, die dem milden Geiſte der Religion, in deren Namen ſie veranlaßt wurde, völlig zuwider war.

## Siebentes Kapitel.

Zwingli hatte freylich zunächſt in ſeiner Gemeine empfänglichere Herzen getroffen, in denen der Saame ſeiner Lehren kräftiger emporſchoß. Es widerſprach wenigſtens ſeiner Lehre nicht, wenn es auch nicht eben ſein Gebot war, daß der Schuſter Nikolaus Hottinger mit einigen andern Bürgern zu Stadelhofen ein Kreuz ausgrub und umſtürzte. Der Pöbel, der über dieſe freveliche Verletzung eines vermeynten Heiligthums entrüſtet war, bemächtigte ſich ſogleich der Thäter, und klagte ſie an. Konnte Zwingli, konnten ſeine Amtsbrüder,

der, die fast Ein Geist belebte, diese Unternehmung jener Bürger misbilligen, die grade aus der Uiberzeugung von dem, was sie gelehrt hatten, hervorging? Sie vertheidigten die Gefangenen, denen nichts, als höchstens die Raschheit des Schrittes, vorgeworfen werden konnte, und auch diese nicht einmal, wenn die ganze Streitigkeit nicht in das Gebiete der Klugheit übergetragen, und einzig darnach entschieden werden sollte, was denn freylich sehr einseitig gewesen seyn würde. Die Gegenpartey gab sich doch nicht, und behielt die Gefangenen in gefänglicher Haft.

Da nun die Sache einmal so laut zur Sprache gekommen war, so wurde, um sie für immer zu entscheiden, am 26. Weinmonats 1523 ein Religionsgespräch vestgesetzt, dessen Vorsitzer Joachim von Watt, Bürgermeister zu St. Gallen, D. Sebastian Hofmeister von Schafhausen, und D. Christian Schappel waren. Zwingli und Leo Jud führten in dieser

Ver-

Verſammlung, die aus neunhundert Perſonen beſtand, die Sache der Gefangenen, erklärten den Bilderdienſt öffentlich für einen abergläubiſchen Gebrauch, der von der wahren Verehrung Gottes durch Rechtthun nothwendig abführen müſſe. Auch diesmal ſiegte die ſo männlich vertheidigte Wahrheit; die Gefangenen erhielten ihre Freyheit, und der Bilderdienſt wurde verworfen und unterſagt.

Dieſer ſo glückliche Ausſchlag des Geſprächs über dieſen Punkt lockte die ſchönſten Hoffnungen aus jeder Bruſt. Demnach wurde am folgenden Tage über die Meſſe geſprochen. Auch hier zeigte Zwingli, wie wenig dieſer Misbrauch oder vielmehr wie gar nichts er für ſich habe. Sey es nun aber, daß man ihm von Seiten der Gegner ſchon zuvorgekommen war, oder daß man behutſamer und langſamer um der Schwachen willen gehen wollte, oder überhaupt Unruhen fürchtete, die Meſſe wurde nicht abgeſchafft. Was noch mehr, Hottinger,

der Anführer jener Bilderstürmer, wurde, trotz dem ersten Schlusse, verwiesen, fiel in die Hände der Lucerner, und diese löschten ihren religiösen Haß in seinem Blute; er wurde hingerichtet. Wie entehrend war dies! Welche Blödsichtigkeit, welchen Stumpfsinn setzte es voraus! Aber wie viel tadelhafter wird es, wie verwerflicher, wenn die Vermuthung sich bestättigen sollte, daß theils Rachsucht, theils Fanatismus des Standes, dem man eine grössere Bildung, eine unbefangnere Ansicht zugetraut haben sollte, zum Grunde lag! Und sie scheint sich in der That zu bestättigen, diese Vermuthung, wenn man das Betragen des Lucerner Kantons überhaupt betrachtet, wenn man überlegt, daß Zwingli, der doch gewiß wohl überlegt hatte, aus allem Vorgefallnen den Entschluß aufgriff, eine Anweisung für Pfarrer und Religionslehrer zu schreiben. Sie erschien, diese Anweisung, unter dem Titel: Pastor, war in einem guten Styl abgefaßt.

faßt, legte die Pflichten jedes Lehrers ungekünstelt dar, wie sie aus dem Geiste der Religion, der Zeitbedürfnisse, und dem Beyspiele des Stifters der christlichen Religion herflossen. Der zweyte Theil des Werks war ganz gegen die Bischöfe gerichtet, und schilderte sie nicht zum vortheilhaftesten. Die Päpstler, liest man unter andern, vertheidigen und behaupten ihren Vorrang so hochmüthig, daß es kein türkischer Fürst weibischer und thörichter thun könnte. Kein Nero, kein Ahas ist grausamer, als sie. Um ihrem Hochmuth und ihren Anforderungen genug zu thun, erdichten sie auf den Namen des heiligen Petrus und des Kaisers Konstantin Lügen; den einen machen sie zu Christi Stellvertreter, dessen Nachfolger sie zu seyn prahlen, der andere soll ihnen geschenkt haben, was ihre Anmassung zum römischen Reiche rechnet. Das sind Lügen heller als Sonnenlicht. Nun drücken sie die Armen, nennen sich Bischöfe, Prediger,

Diener

Diener am Worte, leisten aber nichts, sind zum Aergerniß des Volks Müssiggänger, veranlassen Kriege, wuchern, betrügen, verrathen, fallen ab, sind Jungfernschänder. Wer, o wer vermöchte dies zu ertragen?

Einige vortheilhafte Folgen mußte diese Schrift wohl haben. Zunächst mochten die Kapläne und Helfer sich wohl überzeugt haben, daß Messelesen kein wesentlicher, wohl gar ein entbehrlicher Theil ihres Amtes wäre. Sie kamen daher bey dem Rathe mit der Erklärung ein, fortan keine Messe zu lesen. Der Rath widersetzte sich auch in geringsten nicht, nur gebot er, um der Schwachen willen, alles mit Anstand zu thun, und ohne gewaltsame Unruhen zu veranlassen. Vielleicht stimmte diese Schonung nicht mit der Uiberzeugung jener Männer überein, vielleicht schien ihnen Schwäche, was der Rath nur für Duldung hielt. Ob, und in wiefern diese Gedankenreihe Einfluß gehabt auf die Handlungen

jener

jener Männer, läßt sich nicht bestimmen. Aber sie fanden ihre Gegner.

Einige Chorherren nämlich und Priester sprachen laut für die Messe, und wollten sie durchaus gehalten wissen. Es ward ihnen erlaubt, all' ihre Beschwerden am 28. Christmonats 1523 anzubringen. Sie thaten es, und erboten sich noch überdies, den Grund und die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen gegen Zwingli darzuthun. Auch dies wurde ihnen zugestanden. Der 13. und 14. Januars 1524 waren die dazu bestimmten Tage, und der Erfolg ließ sich leicht berechnen. Zwingli hatte, und behielt Recht; die Messe wurde nicht geboten, den Chorherrn aber durchaus jede Aeusserung ihrer Unzufriedenheit mit den gemachten Verordnungen verboten.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Lucerner Kanton dem Züricher an wahrer Bildung weit nachstand, und mithin hielt er nicht nur selbst vest an seinem katholischen Glauben,

sondern

sondern wollte ihn auch den Zürchern aufdringen. Mit Gewalt sollte die aufstrebende Wahrheit unterdrückt, mit Gewalt ein herz- und geistloses Etwas, das man Religion nennte, und dessen Unzulänglichkeit eben überschwenglich gefühlt worden war, aufrecht gehalten werden. Es wurde am 26. desselben Monats in Rücksicht auf diese unternommenen Religionsveränderungen gemeinschaftlich beschlossen, den Gottesdienst unverändert beyzubehalten, und Zwinglis Lehre nirgends zuzulassen. Einige Gesandten mußten dem Rathe melden, wie sehr ihnen alles Vorgegangne misfalle. Die Zürcher blieben zwar vest, und vertheidigten sich; aber dem Bischof zu Kostanz, bey dem es nun endlich so weit gekommen war, daß er mit Menschensatzungen spielte, wenn er über Religion verhandeln sollte, und den Baslern war diese Gesinnung der Lucerner, die ganz in ihr Interesse eingriff, höchst willkommen. Sie unterhielten

und verstärkten sie. Ja der Bischof hatte sogar die Unverschämtheit, eine Vertheidigung der Messe, und des Bilderdienstes, mithin grade der streitigsten, aber gehörig erörterten Punkte, nach Zürch zu senden. Diese Vertheidigung wurde gelesen, geprüft und in einer Schrift beantwortet, die den Titel führt: Antworten, so ein Burgermeister, Rath und der groß Rath, die man nennt die zweyhundert der Stadt Zürch, ihren getreuen lieben Eidgenossen der eilf Orten über etlich Artikel, ihnen Inhalt einer Instruction fürgehalten, geben habent: und beschehen ist auf den 21. Mart. 1524. Es blieb in Zürch beym Alten, oder bey den einmal getroffenen Neuerungen. Persönlicher Haß gegen Zwingli hatte gewiß den meisten Theil an der ganzen Sache. Verleumdungen und Schmähungen waren sein Loos.

Aber trotz allen diesen Verunglimpfungen ging er muthig seinen Weg. Er, Engelhart, und Leo Jud, seine Amtsgenossen, verlangten

eine

eine Aenderung im Betreff der Processionen. Auch diese Gaukelspiele, so die Geistlichkeit den Sinnen des Pöbels vorspiegelte, mußten vor dem einfachen Bilde der Religion schwinden. So zog man zu Pfingsten in heiligem Dumpfsinn nach Einsiedeln, indeß Zwingli und andere gar wohl einsahen, daß eine Predigt und ein Gebet weit erhebender und erbaulicher seyn müßten. Dieser Aufzug wurde zuvörderst unterlassen. Auch das Frohnleichnamsfest wurde nicht gefeyert, statt dessen aber am Donnerstag früh eine zweckmäßige Predigt gehalten. Alle jene thörichten Gebräuche, die entweder aus heissen, sich selbst aber nicht klaren Köpfen entsprungen waren, und den Eindruck des öffentlichen Gottesdienstes erhöhen sollten, oder auch aus dem eigennützigen Plane, allem, was Religion hieß, ein geheimnißvolles Ansehen zu geben, um den Beförderern und Aufrechthaltern derselben desto mehr Achtung zu verschaffen, alle diese Gebräuche wurden abgeschafft. Warum, dach-

te Zwingli und seine Amtsgenossen, Gott Gebete vorsingen, und vororgeln, wenn stille Erhebung des Herzens schon zu ihm emporbringt? wozu dies Grab- und Wettergeläute, das doch ohnehin nur eine falsche Ansicht von Naturkräften veranlassen muß? wozu die Todtenopfer, die auf irrigen Begriffen von dem Zustande der Menschen nach dem Tode beruhen? wozu das Beichtgeld, dieser mittelbar für Sündenvergebung abgetragene Kaufpfennig? Wozu das Weihwasser, wenn deine Gesinnung dich zum Christen weihet? die Kerzen, wenn deine stille Andacht im reinen Himmel des Herzens flammet? das Rauchwerk, wenn deine Begeisterung für Sittlichkeit und Religion aufbrauset, und in lichten Strahlen emporschießt? Durch alle diese Dinge wird die ganze ernste, erbauliche Beschäftigung mit Religion in ein betäubendes Possenspiel verwandelt. Mithin wurden alle diese Dinge abgeschafft.

Noch war in einer Hauptangelegenheit, im

Betreff

Betreff des Meßopfers, nichts vestgesetzt, so wenig als über den Bilderdienst; die Pfarrer selbst drangen auf ein Endurtheil. Aber welche unbekannte Nebenabsicht mochte doch der Rath jetzt grade haben, daß er, nach so vielen vorangegangenen nicht minder wichtigen Verordnungen, so anscheinend bedächtig und langsam zu Werke ging? Trotz einer gehaltenen Versammlung kam doch immer kein bestimmter Spruch zum Vorscheine. Es wurde nur nachgesehen, nicht befohlen, die Messe abzuschaffen, und dafür eine Predigt zu halten, nur erlaubt, aber nicht zum Gesetz gemacht, die Bilder wegzunehmen. Man könnte diese Vermuthung vester dadurch begründen, wenn man nach dem Tode beyder Burgermeister unter der Regierung von Walder und Roust die ganze Sache eine entschiedenere Richtung nehmen sieht. Denn jetzt wurden alle Bilder auf einmal weggeschafft, und in einer Kapelle verwahrt; und dies geschah nicht nur in der Hauptstadt,

son-

sondern im ganzen Kanton. Uiber verhältnißmäßig wichtigere und geräuschvollere Verbesserungen war man leichter einig geworden, als über diese. Wirkte vielleicht nicht der Lucerner Kanton zu sehr auf diese Verhandlungen ein?

## Achtes Kapitel.

Wenn der Mensch einmal einen Grad der Unabhängigkeit erstiegen hat, so liegt es schon in seinem Wesen, dabey nicht stehen zu bleiben, sondern vorwärts zu dringen auf einen höhern Punkt, je nachdem seine übrige Ausbildung ihn dazu berechtigt, oder auffordert. Durch Zwinglis Lehren war das Gefühl für Freyheit, wenigstens von herkömmlichen lästigen Gebräuchen, in den Herzen der Klösterbrüder lebendiger geworden. Ein Schritt, wie ihn Katharina

von Zimbern that, war für den Beobachter nicht so befremdend.

Diese Katharina, Tochter des Freyherrn Wernhers, Herrn zu Meßkirch und Wildenstein, war bis dahin Aebtissin am Frauenmünster gewesen. Freywillig legte sie auf einmal am Andreastage ihre Würde in die Hände der Bürgermeister und des Raths, mit völliger Verzichtleistung auf alle Vorrechte, Zinsen, Zehenten, Renten und so weiter, mit der Erklärung, daß sie dies alles zu Frommen den Armen verwendet sehen wolle. Ein Auftrag dieser Art war dem Rathe willkommen. Denn außer dem eigenen Vortheile des Münzrechts hatte er auch die Freude, funfzehn Jünglingen mit einem Aufseher Besoldung und Unterhalt zu geben. Ob nicht auch die Liebe an Katharinens Betragen Antheil hatte, ist ungewiß. Sie verehelichte sich mit Eberhard von Rischach. Die Reinheit der Gesinnung wird freylich nicht durch die Folge einer Handlung bestimmt,

bestimmt, aber es ist immer ein Glück, und ein Beweis von moralischem Sinn, wenn Neigungen so wirken.

Dies freywillige Zurücktreten Katharinens aus ihrem Kreise, die daher entstandene Abschaffung und Einziehung des Klosters machte schon kühner. Jetzt schien es der Zeitpunkt zu seyn, frey und ganz rücksichtslos zu handeln. Man zog den Bettelmönchsorden ein. Jünglinge, und rüstige Männer wurden entweder zu einem Handwerke, oder nach Maaßgabe der Umstände zu Erlernung der Wissenschaften bestimmt. Hülflose Alte, deren Kopf zum Lernen zu zähe, deren Körper für Handarbeiten zu schwach war, erhielten die Vergünstigung ihrer Pfründen bis an den Tod. Man denke sich eine Menge Menschen, die außer ihrem Dienste, der in nichts als einer Kenntniß verschiedener hergebrachter Ceremonien beym Gottesdienst bestand, nichts wußten, für kein bürgerliches Geschäft erzogen waren,

waren, auf einmal aus dieſer Trägheit, oder aus ihrer Ruhe geriſſen werden mußten, und man wird die Einrichtung, die der Rath traf, ſo menſchlich als klug finden.

Eben ſo ging es mit den übrigen Klöſtern. Das Auguſtinerkloſter wurde eine Armenküche, das Barfüßer ein Almoſenſpeicher, das Predigerkloſter ein Krankenſpital und milde Herberge für Fremde. Die Einkünfte der Lehngüter, welche den Klöſtern gehörten, wurden von einem dazu ausdrücklich beſtimmten Amtmanne eingenommen und berechnet. Oetenbach und Soldnau wurden in ein Lazaret und Waiſenhaus umgeſtaltet. Da alle dieſe Einrichtungen beſonders zum Nutzen der Armen dienten, ſo ſchien ein Almoſenamt ein Bedürfniß zu ſeyn, und dies wurde am 15. Januars 1525 errichtet. Dies Amt zu unterhalten, wurden fünf Chorherrnhöfe verkauft; dazu die Einkünfte von erledigten Kaplaneyen, Brüderſchaften, und endlich die Spenden beſtimmt.

stimmt. So war denn endlich auch eine Grundlage da, und was bisher nur eine dem Staate unnütze Classe gemästet hatte, diente zur Unterstützung armer nützlicher Glieder. Der Rath erhielt nun auch das Recht, in Ehesachen zu entscheiden, was sich bisher die Geistlichkeit allein vorbehalten hatte.

Alle diese Veränderungen, die so ganz Zwinglis Geist athmeten, durch ihn unmittelbar und mittelbar bewirkt worden waren, waren zunächst den Päpstlern und ihren Anhängern nachtheilig, und die Verleumdung spie all ihr Gift auf den Mann aus, der es für sein einziges Geschäft hielt, die Religion in ihrer ganzen Lauterkeit und Reinheit zu verbreiten, der muthig sich jeder Einrichtung widersetzte, die diesen Beglaubigungsschein nicht an der Stirne führte. Er ertrug es vest, daß man ihn einen Verächter der Maria schalt, ihn für einen Ehebrecher und ungezogenen Nachtschwärmer ausgab. Ihm blieb es überlassen,

zu

zu seiner Zeit seine Ehre gegen diese Verunglimpfungen zu rechtfertigen. Seine Zürcher aber rechtfertigten ihre neuerlich unternommene Reformazion gegen jedermann. Zwingli selbst kämpfte unverdrossen gegen Irrthum, Aberglauben und Sittenverderbniß. Umsonst versuchte Valentin Kompar mehrere seiner Lehrpunkte zu bestreiten, und persönliche Ausfälle auf ihn zu thun. Er überführte ihn von seinem Irrthum, bewies alles aus der Schrift, erzählte aufrichtig und wahr, wie mäßig und vorsichtig er sich bey der ganzen Kirchenverbesserung betragen, wie er von Reinigung der Begriffe bey seinen Zuhörern ausgegangen, und so alle Veränderungen bewirkt habe, deren segenschwere Folgen man erst von der Zukunft erwarten dürfe.

Doch Valentin Kompar war nicht sein einziger Gegner; auch Fridolin Lindauer, Pfarrer zu Bremgarten, und Hieronymus Emser, Professor zu Leipzig, zeigten sich als heftige

Ver-

Vertheidiger vorzüglich der Messe. Zwingli widerlegte sie; vorzüglich heftig wurde er gegen den letztern, dessen Unwissenheit und Befangenheit er in all ihrer Blöße hinstellte, mit all ihren Tücken entlarvte. Bey diesen immer regen Streitigkeiten über Religion und Irreligion machte sich Zwingli an ein größeres Werk, worin diese Begriffe gehörig gesichtet und bestimmt wurden. Er widmete es Franz dem ersten, Könige von Frankreich.

Hartnäckiger wurde folgender Streit. Schon um das Jahr 1524 hatte der unglückliche Bodenstein von Karlstadt, dieser beständige Gegner Luthers, der gegen ihn geprediget, und seine freylich etwas schwärmerisch betriebenen Neuerungen, besonders seinen Bildersturm, mit den Bauernunruhen in Zwickau und Altstädt verglichen hatte, Luthern auf einen offnen Kampfplatz zu ziehen gesucht. Die streitige Lehre vom Sakrament des Abendmahls kam ihm trefflich zu Statten. Er sagte Luthern

frey

frey heraus, daß er ganz anders über diesen Punkt und weit richtiger lehre; er sey bereit, dies öffentlich zu erweisen. Luther zog heftig einen Spidgulden hervor; Karlstadt nahm ihn auf, als einen ihm zugeworfenen Fehdebrief. Da nun Karlstadt ohne Erlaubniß Wittenberg verlassen hatte, und nach Orlamünde gegangen war, so ließ ihm Churfürst Friedrich sein ganzes Gebiete untersagen. Dies reizte seinen Zorn nur noch mehr gegen Luther, der ihn, wie er selbst sagte, unverhört und unüberwunden vertrieben hatte, und nun erschien seine Schrift von dem widerchristlichen Misbrauch des Herrn Brots und Kelchs, worin er die leibliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu im Abendmahl bestritt, und leugnete, daß der Genuß des Sakraments schon an und für sich Sündenvergebung bewirke. Nur durch den Glauben an den Tod Jesu sey Sündenvergebung möglich, und mithin sey die leibliche Gegenwart im Abendmahl zwecklos.

Noch hatte er aber die Einsetzungsworte nicht erklärt. Dies that er erst in einer andern Schrift: die Auslegung der Worte: das ist mein Leib, die im Jahre 1525 erschien. So schlecht auch seine Beweise waren, so leicht, ungezwungen und annehmbar schien doch die Erklärung. Christus habe, so, stellte er die ganze Sache vor, seinen Jüngern Brot und Wein ertheilt; hierauf habe er auf sich gedeutet, und gesagt: das ist mein Leib, den er nun bald für sie dahin geben werde. Dieser That sollten sie eingedenk seyn, wie aller seiner Verdienste, die er sich um sie erworben, so oft sie in Zukunft dies Mahl feyern würden. Karlstadt bekam viele Anhänger; nur die Straßburgischen Gottesgelehrten widersetzten sich, verboten die Ausbreitung seiner Schriften, die Luther mit Hohn abgefertigt hatte, und erklärten die Frage für gleichgültig, ungeachtet sie sich Luthers Belehrung erbaten, und ihn aufforderten, dagegen zu schreiben. Es geschah,

schah, und zwar ganz Lutherisch, in der Schrift: wider die himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakrament ꝛc. Die ganze Schrift war zum Theil scharfsinnig, zum Theil aber auch unbefriedigend, und mit einer Hitze geschrieben, die den ganzen Streit verlängerte, und ihm den unseligen Ausgang gab, den wir in der Folge erfahren werden.

Zwingli hatte auch schon vor mehrern Jahren im Fortgange seiner Untersuchungen über die angeblichen Lehren des Christenthums an dem gewöhnlichen Lehrbegriff vom Abendmahl gezweifelt. Unbegreiflich war ihm nothwendig die Verwandlung des Weines und Brots, die einen Glaubensartikel ausmachten, gewesen. Wie konnte es auch anders, seyn bey seinem feinen Sinne für Wahrheit jeder Art, den er in Rücksicht auf Schriftauslegung auch in dieser Streitigkeit unverkennbar zeigte? Aber noch hatte er seine Uiberzeugung nur wenigen mitgetheilt, ob gleich seine Zweifel auf diese wenigen mäch-

mächtig gewirkt hatten. Mit Vergnügen hatte er bereits gesehn, wie auch andre mit ihm hierin übereinkamen, und willkommen war ihm Karlstadts offene Fehde. Wie in Strasburg wurden auch vom Zürcher Rathe Karlstadts Schriften verboten. Zwingli eiferte öffentlich gegen dieses Verbot, weil Karlstadts Behauptung gar nicht schriftwidrig sey, rechtfertigte sich gegen den Rath und machte sich anheischig, jedem Rede zu stehn, der mit ihm über die leibliche Gegenwart streiten wollte, nur würde er sie auf eine andere, richtigere Art erwiesen leugnen.

Sogleich erklärte sich der Stadtschreiber Joachim am Grüt, der eben im Rathe saß, gegen ihn, und ungeachtet Zwingli sich gar wohl vertheidigte, wurde die Sache doch einen Tag aufgeschoben. Unter Zwinglis Hand gewann Karlstadts Sache eine andere, bessere vortheilhaftere Wendung. Das Wort ist war ihm nur so viel als bedeutet, und allerdings

dings ſprach viel, ſehr viel für ihn. Da ſich ſein reger Geiſt den ganzen Tag über mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt hatte, ſo war folgender Traum, den man um ſo merkwürdiger fand, da ihn Zwingli ſelbſt für ſeinen Zweck gebrauchte, ſehr natürlich und erklärbar. Es erſchien ihm nämlich eine fremde Perſon, die ihm einen neuen Beweisgrund für ſeine Erklärung an die Hand gab. Sogleich trat er früh auf, und führte den neugefundenen Beweis mit aller Bündigkeit. Wenn Zwingli, dieſe Erſcheinung zu bezeichnen, unter andern hinzuſetzte: ich weis nicht, ob ſie ſchwarz oder weiß war, ſo dürfte er ſich wohl ſchwerlich ſo viel dabey gedacht haben, als die Folgezeit hineingelegt hat. Da man damals grade noch Luthers Antwort auf Karlſtadts Schreiben erwartete, ſo rückte er ſeine Erklärung in das Werk über Religion und Irreligion ein, und ließ einen ſchon etwas bekannten Brief an Albern, Prediger in Reutlingen,

drucken, worin er sich besonders auf den ganzen Zusammenhang des sechsten Kapitels Johannis stützte. Alles war mit einer Eilfertigkeit gegangen, so daß er noch Zusätze zu seiner Lehre vom Nachtmahl liefern mußte.

Wir werden weiter unten zu dieser Streitigkeit zurückkehren müssen, und fahren hier in der Erzählung der Reformazion in Zürch fort.

---

## Neuntes Kapitel.

Wenn auch Zwinglis Vertheidigung eines richtigern Begriffs nichts weiter gewirkt hätte, so war doch die Abschaffung der Messe, an deren Statt nunmehr das Abendmahl in seiner erhabenen Ureinfalt gehalten wurde, Gewinnes genug, besonders da, wie wir gesehen, die Messe immer so hartnäckige Vertheidiger fand,

daß

daß der Rath noch immer nicht durchgedrungen war.

Auch jetzt fanden sich Gegner, die am Herkommen hingen, und mit dieser Neuerung ein Stück ihres freylich schon ohnedies stückweisen Glaubens verlohren zu haben wähnten. Von heiligem Eifer entbrannt, wollten sie sich von den Frevlern trennen, die so frech in ihre angeblichen Heiligthümer griffen. Sie wendeten sich an den Rath, und verlangten, daß man ihnen die Haltung eines besondern Gottesdienstes erlauben möchte. Eine so offenbare Trennung war schon des Beyspiels wegen, wie um der daraus entstehenden Unordnungen willen, nicht gut nachzusehen. Man schlug es ihnen also gänzlich ab, erklärte aber, daß es jedem frey stehe, in die Nachbarschaft zu gehn, und dort eine Messe zu hören, nur werde es für die Stadt bey der einmal gemachten Veränderung bleiben. Diese ging nun so weit' daß selbst die Altäre, als die nächsten Uiber-

reste jenes Aberglaubens umgestürzt wurden. Die Unzufriedenheit jener Menschen war sehr groß, und namentlich gingen zwey Bürger in ihrer heiligen Verblendung so weit, daß sie in der Nacht Zwinglis Haus mit Steinen bestürmten. Die Sache wurde ruchbar, und der eine rettete sich vor der Gerechtigkeit durch Schwimmen, der andere aber kam in Verhaft. Unterdessen war der Auflauf nicht von grössern Folgen gewesen, man glaubte keine fernern Unternehmungen befürchten zu dürfen, und so ließ man ihn, vielleicht auf Zwinglis eigene Fürsprache, los.

Bey allen diesen Schmähungen und Verfolgungen muß man sich immer noch wundern, wie Zwingli so unermüdet für das Wohl seiner Gemeine arbeiten konnte, als sich aus der Menge von Schriften schließen läßt, die er um jene Zeit schrieb. Die Flüchtigkeit, womit sie meistentheils ausgearbeitet sind, ist gewiß unter diesen Umständen sehr verzeihlich, und

immer

immer tragen ſie doch den Stempel geſünderer, reinerer Begriffe, als man ſie von jenen Zeiten erwarten konnte, immer ſind ſie mit einem Feuer des Geiſtes empfangen, das ſo anziehend iſt, als es feſſelt. Noch lebte er immer der Muſik, weihte ihr manche Stunde; gern geſtand er auch mit der liebenswürdigſten Offenheit ſeine Menſchlichkeiten, ſeine Neigung für eine gutbeſetzte Tafel, ſeinen Hang zur Hoffart; aber immer war und blieb er fern von den Laſtern, welche ihm die Bosheit vorwarf. Wer müßte nicht ſchon um ſolcher Offenheit willen ſolche Fehler verzeihen?

Aus einem Streit wurde Zwingli in den andern verwickelt. Jeder nahm in kirchlichen Angelegenheiten ſeine Zuflucht zu ihm. So ereignete es ſich jetzt, daß einige Bauern, in deren Herzen der Funke der Aufklärung auch gezündet hatte, und um ſo mehr jetzt aufſchlug, da ihr Eigennutz mit ins Spiel kam, den Zehenten verweigerten, indem ſie ſich auf den Mis-

brauch deſſelben beriefen. Um die Sache zu entſcheiden, ward eine öffentliche Streitunterredung angeſtellt. Am Grüt, den wir ſchon oben als Zwinglis Gegner auftreten ſahen, und der vielleicht eben darum, weil ihn Zwingli beſiegt hatte, nur noch heftiger wurde, ſtritt auch jetzt mit ihm, und behauptete die Rechtmäßigkeit des Zehnten aus dem alten Teſtamente. Zwinglis Uiberzeugung fiel nothwendig anders aus, indem er das Neue Teſtament zum Grunde legte. Hier fiel jede örtliche, den Prieſterſtand, den Chriſtus ganz überging, betreffende Einrichtung, die überdies nur erzählt, keineswegs geboten wurde, weg. Der Erfolg der Unterredung war nicht völlig entſcheidend; man gab auf beyden Seiten etwas nach, wie es denn freylich unter den damaligen Umſtänden von der einen Seite klug und von der andern nicht unbillig war.

Doch weit mehr, als alles dies, verbitterten Zwinglis Leben die Streitigkeiten mit den

Wiedertäufern. Von Zwickau stürmte das Wetter heran, das auch in Zürch endlich losbrach. Sehr begreiflich war es, daß das Volk bey seinen immer ausgebreiteteren Veränderungen in kirchlichen Angelegenheiten eine Partey nahm, und die Sache derselben schwärmerisch vertheidigte. Zwey Tuchmacher, Nikolaus Storch, und Markus Thomä, zwey etwas gelehrtere Männer, Markus Stübner, und Martin Cellarius, besonders aber Thomas Münzer, alle, ergriffen vom Schwindelgeist der Neuerung, glaubten, daß nur durch sie das Reformazionswerk kräftiger und mit mehr Erfolg betrieben werden könnte, als es bisher geschehen. Mit einer geheimnißvollen Sprache, dem gewöhnlichen, oft unwillkührlichen und absichtslosen Antheil solcher befangener Köpfe, von Gott, Wahrheit, Wort, Licht, Geist, Heiligkeit, Fleisch, Begier, Dämon, und andern, mit einem scheinheiligen herablassenden Betragen, mit vorgeblichen Offenbarungen

täusch-

täuschten sie leicht die Sinne des Pöbels, und behaupteten, es sey unvernünftig, sey gegen die Lehre Christi, Kinder zu taufen, mithin seyen alle so getaufte für ungetauft anzusehen, und müssen sich in dem gehörigen Alter taufen lassen. In Wittenberg war bereits die Flamme so aufgelodert, daß nur Luthers fast unglaubliche Mäßigung, und äußerst kunstreiche Uiberredung sie auf einige Zeit dämpfen konnte, wiewohl sie nachher vom neuen und fürchterlicher empor schlug.

Auch in die Schweiz waren einige dieser unruhigen Köpfe gekommen, nachdem Luther ihre Unternehmungen in Wittenberg besonders etwas gehemmt hatte. Namentlich hatte Münzer den Prediger zu Waldshut, Balthasar Hubmeyer, auf seine Seite gebracht, und an ihm den hartnäckigsten Vertheidiger und Anhänger. Konrad Grebel, und Felix Manz stimmten ihnen völlig bey. Die ersten Anstifter erwahnten, wie Zwingli selbst erzählt, die Prediger

diger mehrmals, eine neue Kirche, das iſt, eine Verſammlung wahrer Chriſten und Gläubigen, zu ſtiften. Denn ſie hatten ſich eine Kirche gebildet, wie ſie, nach Zwinglis Ausdruck, Chriſtus im Himmel haben wird, eine fehlerfreye, makelloſe Kirche. Als aber die Prediger das tägliche Wachsthum ihrer Kirche an Lebensreinigkeit und Religionskenntniß wahrnahmen, waren ſie nicht geſonnen, in eine Trennung zu willigen, wie ſie zu ſeinem Zwecke nöthig ſchien. Nun trennten ſich die gereizten, um ihre Hoffnungen betrogenen Empörer ſelbſt, und es koſtete Mühe, den Strom ihrer Wuth zu dämmen. Ihr erſtes Mittel war fehlgeſchlagen, ſie verſuchten ein andres. Die Kindertaufe, als eine ihrer eigenthümlichen Hauptlehre entgegen ſtehende, war der Platz, auf dem ſie ſich herumtrieben. Zwar befremdete anfangs das Feuer, womit ſie dieſe dem Scheine nach unwichtige Sache betrieben; aber ſpäterhin, als man einſah,

daß

daß grade um diese Angel sich ihr ganzes Unternehmen drehte, daß sie jedes eintretende Mitglied ihrer zu stiftenden Partey wieder taufen wollten, so ließ sich alles wohl erklären. Ihr Verlangen, eine öffentliche Unterredung über diesen Punkt zu halten, wurde am 16. Januars 1525 wirklich befriedigt. Sie wurden besiegt, und schon damals versprach der Zorn, der Unwille, den sie blicken ließen, mehrern Verpachtern nichts Gutes. Dies zusammengenommen mit der Thorheit, womit sie ihre Meynung und ihr Unternehmen vertheidigten, machte, daß man es für unschicklich, und für Zeitverlust hielt, sich weiter mit ihnen einzulassen. Eine Ermahnung zum Frieden, wobey ihnen zugleich vorgestellt wurde, wie unglücklich Zwietracht besonders der Lehrer und Vorsteher eine Gemeine mache, schien alles zu seyn, was für diese Zeit nöthig war. Einige Zeit glimmte der Funke unter der Asche, dann aber blies ihn der Zorn wieder zur Glut

an; die Empörer ſchweiften in dem Zürcher Gebiete umher, hatten wirklich ſchon einige Erwachſene getauft, Gemeinſchaft der Güter eingeführt, und trieben ihren ſchwärmeriſchen Unſinn, der ſie auch zu manchem Frevel verleitete; ſo weit, daß ſie mit Weidenbaſtſeilen durch die Gaſſen liefen, und Wehe über Zürch ſchrien.

Während aller dieſer Unruhen verlangten Manz und Grebel, vielleicht weil ſie von der Furcht, in welche ſie geſetzt hatten, alles um ſo leichter zu erhalten glaubten, daß einige Chorherren abgeſetzt, dafür aber zwey Profeſſuren errichtet wurden, die ſie, wie ſich leicht erachten läßt, ſelbſt bekleiden wollten. Zwingli ſtellte ihnen alle Schwierigkeiten vor, entweder weil ſie wirklich vorhanden waren, oder um ſie abzuhalten. Vergebens! Sie wütheten mit ihren Anhängern fort; ſogar ein neues veranſtaltetes Geſpräch am 20. Märzes blieb fruchtlos.

Nun

Nun wurde die Sache ernster, als man geglaubt hatte, und der Rath griff zu ernstern Maaßregeln. Alle Sektirer wurden gefangen, die Fremden darunter verwiesen, die Einheimischen nur dann entlassen, wenn sie Besserung angelobten; ihre Hartnäckigkeit verlängerte nur ihre Gefängnißstrafe. Alle neugebohrne Kinder wurden durchaus getauft, selbst wenn die Aeltern es nicht wollten.

Zu erwarten war es freylich, daß dieser Widerstand die Schwärmer nur noch mehr aufreizte. Sie verwarfen das Ansehen der Obrigkeit, und versagten ihr den Gehorsam. Mehr als alles aber mislang ihnen jeder Versuch, ihre Hauptlehre aus Gründen zu vertheidigen. So deckte also Zwingli mit leichter Mühe die Unwissenheit eines unter ihnen auf, der die Kindertaufe für eine Erfindung des Papstes ausgegeben hatte. Weit mehr als diese ihre Vertheidigung wirkten ihre vorgeblichen Verhältnisse zur Gottheit auf die Sinne

der Menge, die gewöhnlich mehr an den Flittern hängt, womit die Einbildungskraft eine Sache verziert, als an der Sache selbst. War es zu verwundern, daß man ihnen zuströmte, als einige Gefangene zu St. Gallen eine zufällige gelungene List für ein Werk der Engel ausgaben, und von diesen gerettet worden zu seyn sich rühmten, indeß einige lockere Bretter im Thurmgefängniß die Flucht erleichtert hatten?

Aus allen Orten liefen Klagen ein; alle bisher genommenen Maaßregeln hatten nicht die Wirkung gehabt, die man sich versprochen hatte, wenn es anders nicht Plan war, am eigenen Feuer dies unselige Gemisch zerfließen und verdünsten zu lassen. Man sah sich für jetzt gedrungen, ein drittes Religionsgespräch zu veranstalten. Es fiel auf den 6. Wintermonats. Drey Tage sprachen von Seiten der Wiedertäufer Manz und Grebel, von Seiten der Gegner Zwingli, Leo Jud, und Kaspar Grosmann. Die Folge des Gesprächs war

ein

ein Mandat, wodurch die Kindertaufe anbefohlen wurde. Manz und Grebel, als die Häupter der Partey, wurden verhaftet, nur nach angelobter Besserung losgelassen, mit Androhung der härtesten Strafen, wenn sie fortfahren sollten, Uneinigkeit und Spaltungen in der Kirche zu veranlassen.

Vielleicht wäre nun alle Unruhe gestillt worden, hätte der Zufall nicht einen neuen heftigen Anhänger herbeygeführt, der schon oben genennt worden ist. Waldshut nämlich war um diese Zeit von den Oestreichern eingenommen worden. Alles floh, die Evangelischen sowohl, als die Wiedertäufer. Auch der Anführer der letztern, Prediger Hubmeyer, kam nach Zürch. Da er seine Gesinnungen nur zu bald verrieth, so hielt man es mit ihm, wie mit den übrigen. Er wurde verhaftet, seine Meynungen widerlegt; und nun erwartete man den vortheilhaftesten Ausgang, besonders da er sich ausdrücklich eine Unterredung

mit

mit Oswald Mykonius und Leo Jud ausbat, und sich zu bessern versprach. Er erhielt die Erlaubniß, seine Glaubensformel im Frauenmünster vorzulesen, und wie vortheilhaft hätte dies auf die verblendete Menge wirken müssen! Aber Hubmeyer trat auf, und vertheidigte seine Meynung vom neuen, so daß es Zwingli viel Mühe kostete, den aufgereizten Pöbel zu beruhigen. Hubmeyer selbst wurde wieder verhaftet. Endlich nach vier Monaten erfolgte, was man so sehnlich gewünscht hatte. Die Noth zwang ihn, eine Sinnesänderung vorzugeben, und zu Zürch wie zu Gossau alles zu wiederrufen, was er bis dahin im Betreff seiner Partey gelehrt hatte. Es ließ sich vermuthen, daß der Elende, der die volle Klarheit der Uiberzeugung von seinem Irrthume nie zu erlangen sich bemühte, und doch wiederrief, so handeln würde, als er wirklich handelte. Er sollte unmittelbar hierauf aus dem Kanton sich entfernen. Zwingli bedauerte den Mann,

den er nicht für boshaft, oder hartnäckig, nur für ruhmsüchtig hielt. Denn, sollte er jetzt fort, so fiel er unvermeidlich den Kaiserlichen in die Hände. Dies zu verhüten, entließ ihn der mitleidige Zwingli erst, als alles sicher war, und — Lästerung war sein Lohn.

## Zehentes Kapitel.

Zwingli war vielleicht scharfsichtig genug, zu bemerken, daß, als trotz den geschärftesten Mandaten doch noch keine Ruhe hergestellt wurde, gelindere Mittel gegen diese Gährung gebraucht werden müßten, die vielleicht ohnehin sich in sich selbst verzehren dürfte. Indeß scheinen seine Vorstellungen nicht gefruchtet zu haben; denn der Unordnungen wurden immer mehr. Manz wurde zuletzt ertränkt; Blaurock, ein

ein eben so stürmischer Mann, wurde gestäubt, und endlich verhaftet, weil er die Urfehde nicht beschwören wollte. Da auch hierdurch nichts ausgerichtet wurde, so überließ man ihn seinem Schicksale. Auf Zwingli stürmten indeß von allen Seiten Verfolger her. Den Katholischen galt er wegen seiner angefangenen Reformation, den Wiedertäufern, weil er sich ihnen widersetzt hatte, als Feind, und so hatte er keinen Schutz, als den seines Bewußtseyns, und der wenigen Bessern. Wohl hatte Zwingli Recht, wenn er damals schrieb: die jetzige Zeit ist so stürmisch, so traurig, daß, wenn einst ein Schriftsteller der Nachwelt sie betrachten wird, er unstreitig, wie bey einem plötzlich losbrechenden Sturme verweilen wird, besonders, da aller Streit von denen anhebt, die sich Kirchenlehrer nennen, ich will nicht sagen, sich dafür verkaufen, weil sie wohl keine Käufer finden dürften. Aber vielleicht werden einige Beyspiele, aus der Wuth der Wellen gerettet,

diese Bestürzung der Nachwelt mildern, wenn sie sieht, daß mit dem größten Laster auch die größte Tugend blühte, und kämpfte. Welche milde, menschliche Gesinnung in diesem rauhen Zeitalter!

In dieser allgemeinen Bewegung verlangten die Kantone, die mit Zwingli schon längst unzufrieden gewesen waren, daß alle ihre Beschwerden in einer öffentlichen Unterredung vorgetragen und entschieden, zugleich auch Maaßregeln genommen werden sollten, die allem bisherigen Unfug der Neuerungen, so wie den vielleicht noch erfolgenden, ein Ende machten und vorbeugten. Wie viel die Vorgesetzten der katholischen Kirche an diesem Verlangen Theil hatten, läßt sich freylich nicht erweisen; aber daß D. Johann Eck, Vicekanzler von Ingelstadt in Bayern, sehr bereitwillig war, ihr Sachwalter zu werden, kann wenigstens einigen Argwohn veranlassen. Sey es wie es wolle, Eck schrieb sogleich an die Eidgenossen, und

und es läßt sich schon aus der Ursache des ganzen Unternehmens schließen, daß es dabey besonders auf Zwingli abgesehen war. Antwort und Gegenantwort, die Zwingli auch diesmal nicht schuldig blieb, hätten den Streit nur verlängert, und die Gegner auf einen Kampfplatz gestellt, auf welchem Eck gewiß unterlegen seyn würde. Dabey wäre nun auch die ganze Sache in ein andres Feld übergespielt worden, wo selbst Zwinglis Unterdrückung, die sie beabsichteten, nicht so bedeutend und vollendet gewesen seyn würde, als man sie wünschte. Eck erklärte daher in seiner zweyten Schrift, er könne in dieser Sache die Zürcher nicht als Richter anerkennen, und verlangte, daß Zwingli entweder nach Baden, oder nach Luzern käme.

Zwingli kannte sein Feld zu gut, als daß er nicht Mistrauen hätte schöpfen sollen. Hier eben hatte man seine Schriften verboten, hier hing man fest an dem hergebrachten Glaubens-

bekenntniß, hier erkannte man nie die Schrift als entscheidenden Richter an. In Lucern endlich war es, wo ein Mann von Bedeutung, wenigstens von bürgerlicher, geäußert hatte: wenn wir Zwingli nur hätten, er sollte um seinen Unterhalt nicht verlegen seyn dürfen. Was blieb Zwingli nach diesem frevelichen Hohn, nach allem Gegebenen übrig, als die Erklärung, daß er weder nach Baden, noch nach Lucern kommen könne, daß er aber Zürch, Schafhausen oder St. Gallen zum Versammlungsort vorschlage? Unerschütterlich beharrte Eck auf Baden; ja er hatte sogar die Freyheit, Zwingli einen Geleitsbrief zu versprechen, dessen Gültigkeit sich bis zu Ende der Disputazion erstrecken sollte. Nach beendigtem Gespräch war also Zwingli den Verfolgungen und Mishandlungen der Bürger, die gegen ihn eingenommen waren, fast rechtmäßig preisgegeben? Wer hätte hier nicht Arglist vermuthet? Mit vollem Rechte weigerte sich Zwingli,

und

und ein Glück war es, daß selbst der Zürcher Rath sich seiner annahm, und durchaus in seine Weigerung willigte, indem es gegen alle Gesetze des Bundes sey, auswärts sein Recht zu vertheidigen, oder zu suchen. Als nun Eck sahe, daß man ihn auf dieser List überrascht hatte, so blieb ihm und seinen Anhängern nichts übrig, als — Zeit für einen andern Anschlag zu gewinnen.

Es mußte doch in der ganzen unseligen Rüstkammer ihrer Hinterlist sich kein so schnell und so sicher wirkendes Mordgewehr gefunden haben, als dies. Sie erneuerten also ihre Anträge; nur etwas kräftiger; denn bereits hatten sich die zwölf Kantone vereinigt, die Unterredung doch in Baden zu halten, und luden Zwingli dazu ein. Zwingli blieb auf seinem Vorschlage vest, und als man sich nochmals bemühte, als er erfuhr, daß Faber am 10. May mit zwey Aebten und Doktoren zu Mörspurg über Johann Hügler, Pfarrern zu

Lindau,

Lindau, Gericht gehalten, und ihn hatte verbrennen lassen, daß Spengler zu Freyburg im Breisgau ertränkt worden war, da wurde er immer argwöhnischer, da beharrte er immer vester auf seinem Entschlusse.

Mochte man nun entweder sich nicht ganz verrathen wollen, oder noch die Hoffnung hegen, doch etwas zu erreichen — die Disputazion wurde zu Baden gehalten. In Zwinglis Namen mußte der gelehrte Basler Theolog, Oekolampadius (Hausschein), der auch bey seiner Reformazion viel Widerstand erfuhr, sprechen. Zwingli selbst sprach nur schriftlich mit seinen Gegnern, widerlegte Ecks Schlußreden, wie seine ganze Disputazion, und foderte ihn heraus. Da dies nicht erfolgte, so ließ er sich eine getreue Erzählung von einem Korrespondenten liefern, und widerlegte jede Behauptung Ecks, was um so leichter war, da jede eine alberne Vertheidigung irgend einer Albernheit, irgend eines verjährten Irrthums war.

Die

Die Akten dieſer ganzen Diſputazion ſind noch vorhanden, und beſtättigen dies Urtheil.

Da nun die ganze Unterredung nicht zum Vortheil der Päpſtler ausgefallen war, ſo verſuchten ſie ihre letzten Waffen, die Verleumdung. Namentlich hatte Thomas Murner gegen Zürch und Bern Schmähungen ausgeſtoſſen, die Zwingli, der von den früheſten Jahren auf ſein Vaterland jederzeit mit Unwillen hatte ſchmähen hören, nicht ertragen konnte. Er ſchrieb daher im Jahre 1527 an die Eidgenoſſen zu Bern, und erbot ſich, im Vertrauen auf ſeine gerechte Sache, gegen dieſen Verleumder ſich öffentlich vor ihrem Richterſtuhle zu vertheidigen. Aus den Originalakten, die noch in Murners Händen befindlich wären, würde ſich leicht jede Verleumdung in Betref der gehaltenen Diſputazion ergeben. Uiberdies erbot er ſich noch zu einem zweyten Geſpräch mit Faber, Eck, und Murner.

Das Bedürfniß eines ſolchen Religionsgeſprä-

spräches schien jetzt um so dringender zu werden, da auch zu Bern gegen Berchtold Halle, und Franz Kolb, welche die Reformazion muthig betrieben hatten, Klagen einliefen, und einen Streit veranlaßten, der nur durch dies Mittel geschlichtet werden konnte. Zwingli, der sehr wohl wußte, wie viel er durch seine Lehren und sein Beyspiel gewirkt hatte, wollte seine biedern Anhänger, denen er so treulich beygestanden, auch jetzt nicht verlassen, da es darauf angelegt schien, auf einmal die gute Sache zu unterdrücken. Er erbot sich daher, diesem Gespräche beyzuwohnen, und nach Kräften sein und seiner Freunde Unternehmen zu rechtfertigen. Im Januar 1528 ward es auch wirklich gehalten, dies Gespräch. Eine Menge Gelehrter strömten aus Glaris, Schafhausen, St. Gallen, Kostanz, Ulm, Lindau, Augsburg herbey nach Zürch, und bildeten so einen Zug, der nach Bern abging. Zwinglis Obrigkeit wußte nur gar zu wohl, mit wem sie

zu

zu thun hatte, und hielt die Furcht vor Nachstellungen nicht für überflüssig. Die Berner schickten also ihren Fenner Bischof mit Geleite nach Zürch, und Zürch selbst gab dreyhundert gerüstete Männer mit auf den Weg. Zwingli ward von einem Bürgermeister, drey Rathsgliedern, und vielen Geistlichen begleitet. Der Erfolg rechtfertigte diese Vorsicht, denn als man bey dem Mellinger Walde vorbey zog, fiel ein Schuß, zum Glück ein Fehlschuß. Der Zug ging weiter, und langte glücklich am 4. Januar in Bern an.

Die Versammlung war sehr zahlreich, und auf dreyhundert und funfzig Geistliche waren zugegen. Nur Eck fehlte, wahrscheinlich in der Absicht, und dem Wahne, das ganze Gespräch dadurch zu hindern. Zwingli aber war der Mann nicht, den eine solche Zufälligkeit aus seiner Bahn werfen konnte; auf seiner Seite waren Halle, Kolb, Oekolampadius, und Bucer. Unerschrocken predigte er nach

seiner

seiner Uiberzeugung gegen die Messe. Eben fügte es sich, daß ein Pfaff Messe lesen wollte; die Neugierde machte, daß er bis nach der Predigt warten wollte; allein da er in der Predigt Zwinglius so kräftig und überzeugend gegen die Messe sprechen hörte, so überließ er sich ganz dem Eindrucke dieser Rede, legte — es war ein rührendes Possenspiel — sein Meßgewand ab, und las von jetzt an nie wieder Messe.

Zwingli und die übrigen Gelehrten veranlaßten doch in Bern die Einführung der Reformazion. Man schritt rasch und muthig zum Werke, so unzufrieden und schwierig auch die Kantons waren. Alle ihre Bemühungen, den Weg zu versperren, und den Rückzug zu hintertreiben, waren vergeblich. Die Zürcher legten funfzig Mann nach Bremgarten; die Berner gaben dem Landvogte zu Lenzburg Befehl, zweyhundert geharnischte Männer zu stellen, und so ging also der Zug bis Lenzburg,

von wo aus Zwingli zwischen dem Burgermeister Roust und dem Landvogt ritt. Am 1. Hornungs langten alle glücklich wieder an.

Nun war endlich die Reformazion auf einen Punkt gediehen, auf dem sie nur erhalten werden mußte. Sie mußte von innen und aussen gesichert und geschützt werden. In dieser Rücksicht wurden von diesem Jahre an jährlich zwey Versammlungen in der Absicht gehalten, um den Eifer der Pfarrer in dem einmal angefangenen Werke zu prüfen. Um diesen Versammlungen mehr Ansehen und Gewicht zu geben, wurde die Untersuchung im Beyseyn des Rathes und der Geistlichkeit angestellt. Wie leicht konnte ohne diese Veranstaltung der Eifer dieser Männer erkalten! Um auch gegen Hindernisse von aussen her sicher zu seyn, wurde zwischen Zürch und Bern ein Burgrecht errichtet, vermöge dessen jedem Kanton zugestanden wurde, in Religionssachen frey und nach Uiberzeugung zu handeln. In dies Burg-

recht

recht wurden Kostanz, St. Gallen, Biel, Mühlhausen und Basel aufgenommen.

Während dieser Unruhen hatte Zwingli noch die Sakramentsstreitigkeiten, die nun erst recht lebhaft wurden. Ich muß meine Leser wieder da aufnehmen, wo ich sie oben niedergesetzt hatte.

## Eilftes Kapitel.

Zwingli hatte seine Auslegung der Einsetzungsworte in einem für seine Absicht passenden Zeitpunkte der Welt mitgetheilt, und ungeachtet er Luthern nicht gradehin genennt hatte, so mußte doch bey der Verschiedenheit ihrer Urtheile sein Weg ihn oft über Luthern hinführen, und es war wohl an Luthern nicht befremdend, daß er diese leisere, unumgängliche Berührung für Ausforderung hielt.

Doch

Doch zuerst trat Johann Bugenhagen, genennt Pomeranus, gegen Zwingli auf, und sprach in einem Brief an Hessen mit einem so anmaßenden absprechenden Tone, dabey mit so viel Unkunde und Seichtigkeit, daß Zwingli sich genöthigt sah, ihn in seiner ganzen Jammergestalt zu zeigen.

Unterdessen hatte der scharfsinnige, gelehrte Oekolampadius, Zwingli seines Freundes Erklärung bewährt gefunden, und legte der Welt die Gründe seiner Uiberzeugung vor. Mit dem größten Aufwand von Bescheidenheit und Mäßigung zeigte er, daß unter dem Worte Leib in der streitigen Stelle nur ein Zeichen des Leibes Christi verstanden werden müsse. Eine Erklärung, die in der Hauptsache mit Zwinglis Auslegung zusammentraf, und die leibliche Gegenwart verwarf! Er zeigte, daß diese Worte nicht eigentlich, aber auch in keiner andern als der dargelegten figürlichen Bedeutung genommen werden könnten. Er übersen-

dete

hörte die Schrift Johann Brenzen, Prediger in Schwäbisch Hall, und Erhard Schnepfen in Wimpfen, mit der Bitte, streng, doch ohne Gelegenheit zu Zwietracht zu geben, dieselbe zu prüfen. Vergebens! seine Bitte kam zu spät. Denn schon waren die Geister von Vorurtheilen umstrickt, und so erschien eine von vierzehn Predigern unterschriebene Schrift, die unter dem Namen des schwäbischen Syngramma bekannt worden ist, und freylich in diesem ganzen Streite unbedeutend war. Oekolampadius beantwortete sie mit aller Milde, die er selbst empfohlen hatte, und wären sich diese Männer selbst klar gewesen, so würden sie wahrscheinlich gesehen haben, daß nur ein Wortstreit zum Grunde liege. Wenn Oekolampadius die leibliche Gegenwart des Fleisches Christi leugnete, und den geistlichen Genuß desselben durch den Glauben behauptete, so behaupteten sie zwar das letztere auch, aber auch das erstere. Freylich meynten sie, das Brot werde eben das,

was das Wort sey, das zu dem Brote gesprochen wird. Oekolampadius zeigte ihnen dagegen, daß dies eben so wäre, als wenn man den Schluß machen wollte: Gott hat mir seinen Sohn geschenkt, also hat er ihn auch der Schrift geschenkt, die mir davon Nachricht giebt. Die albernsten, boshaftesten Schlüsse, die noch mit einer possierlichen Verbrämung aus der Philosophie verziert wurden, und die Herleitung seiner Erklärung vom Teufel kränkten ihn mehr, als sie ihn erbitterten; und die ganze Ausbeute aus der Schrift der Gegner war ein Leib, der blos durch das Wort ausgetheilt, und folglich wohl gegenwärtig seyn konnte.

Wie sehr war es doch zu bedauren, daß hier Parteysucht, Unüberlegtheit, oder auch übelverstandener heiliger Eifer die hellsten Köpfe, einen Pirkheimer, Billikan, Urban Rhegius, zu harten und unfreundlichen Ausfällen gegen den milden, gelehrten Oekolampadius verleiteten! Wie sehr wäre es zu wünschen gewesen,

daß

daß die Bemühungen der Straßburger Prediger wirksamer gewesen wären. Aber Luthers Heftigkeit, an den sie auch einen Abgeordneten in der Absicht geschickt hatten, ihn zu gewinnen, machte sie, leider, fruchtlos. Nicht genug, daß er Zurückhaltung oder Vermittelung und Verbrüderung für unmöglich hielt, indem eine Partey des Teufels seyn müsse; er kündigte auch allen Gegnern offne Fehde an. Oekolampadius rechtfertigte sich gegen Luthers Angriff mit dem milden Ernste des Mannes.

Aber auch Zwingli empfand seine und seines Freundes Kränkung zu tief, als daß er schweigen können. In einer gemeinfaßlichen Unterrichtung vom Nachtmahl Christi stellte er die Widersprüche, in welche sich die Vertheidiger der leiblichen Gegenwart verwikkelten, dar, und noch eifriger schrieb er an die Eßlinger über die elenden Unterdrückungsmittel, deren sich die Gegner bedienten. Dennoch

doch war er ungleich sanfter, als es Luther in einer Predigt über diesen Punkt gewesen war.

Im Jahre 1527 brach der Streit zwischen Luther und Zwingli ganz aus. Zu gleicher Zeit erschienen von Seiten Zwinglis eine freundliche Auseinandersetzung des ganzen Streites, in lateinischer Sprache, von Luther eine Schrift: daß die Worte Christi: das ist mein Leib, noch fest stehen. Wider die Schwärmgeister. Wenn gleich Zwingli darauf etwas heftiger antwortete, als in seiner ersten Schrift, so ist doch die Schonung, womit er Luthern behandelte, unverkennbar. Konnte es auch wohl anders seyn bey der Achtung, die er gegen den Mann hatte? Ohne Heucheley und mit all der Offenheit, womit ein großer Mann den andern gern um sich duldet, sagte er in der ersten Schrift: Luther ist nach meinem Urtheile der tapferste Streiter Christi, der die Schrift so genau durchforscht, als es seit tausend Jahren nicht geschehen. Ich behaupte,

so lange das Papstthum steht, hat noch niemand, ohne irgend einem zu nahe treten zu wollen, mit so viel Standhaftigkeit den Papst angegriffen, als er. Aber, setzte er hinzu, wessen ist die treffliche That? Gottes oder Luthers? Luther selbst wird antworten, Gottes. Luther lehrt nichts Neues; nur was in dem ewig unveränderlichen Worte Gottes aufbehalten ist, das nimmt er mit freyem Geiste heraus, und zeigt so den verführten Christen diesen himmlischen Schatz. Er achtet es nicht, was auch die Feinde Gottes dagegen unternehmen mögen, kümmert sich nicht um ihre Drohungen. Und doch mag ich kein Lutheraner seyn; denn wir sind alle Christi. Seine Schriften habe ich, den Päpstlern zu gefallen, nur wenig gelesen. Was ich aber davon gelesen — ich nehme seine Streitschriften aus — ist hinlänglich durchdacht und in Gottes Worte gegründet, kann also von keinem Geschöpf umgestoßen werden. „ — Ich schätze Luthern,

Luthern, sagt er anderswo, mehr als irgend einen Mann. Nie habe ich aber an ihn geschrieben, noch schreiben lassen, um zu zeigen, wie gleich sich der Geist Gottes sey. Ich vergleiche mich auch nicht mit Luther; jeder hat so viel, als ihm Gott giebt, und thut, wozu ihn Gott lenkt."

Mit diesen Aeusserungen Zwinglis vergleiche man Luthers Schrift! Wohlan! schrieb Luther, den schon der Gedanke an Friede und Einigkeit mit diesen Teufelskindern empörte, weil sie denn so gar verrucht spotten, will ich eine Lutherische Warnung dazu thun, und sage also: verflucht sey solche Liebe und Einigkeit in den Abgrund der Hölle, darum, daß sie nicht allein die Christenheit jämmerlich zerrüttet, sondern sie nach des Teufels Art in solchem ihren Jammer noch spotten, und nären. — Nein, mir nicht! liebe Herren des Friedens und der Liebe! — Ich will die Schwämer hier aufdecken, daß jedermann sehe, was für ein

Geist in ihnen steckt. — Ein Theil muß des Teufels seyn, und Gottes Feind: da ist kein Mittel.

Man muß gestehen, daß Zwingli in dieser Angelegenheit in jeder Hinsicht weit über Luthern stand. Wenn letzterer, um seine Meynung zu behaupten, eine Allenthalbenheit, oder ein Allenthalbensyn des Leibes Christi annahm, so konnte ihm Zwingli gar wohl zeigen, daß hierbey die beyden Naturen in Christo verwechselt waren. Dies geschah auch, und zwar ziemlich befriedigend. Den minder wesentlichen Theil ging Zwingli treulich durch, und so mußte Luther von einem kalten, sich immer in gleichmäßiger gelassener Würde haltenden Gegner Wahrheiten hören, die ihm in diesem Gewande noch nicht vorgeführt worden waren.

Zwinglis Sieg über Luther schien gewiß; daher wurde im Jahr 1528 am 6. Januars ein Religionsgespräch zu Bern über die streitigen

Lehren

Lehren gehalten, unter welchen auch diese war, die Zwingli, Oekolampadius und Bucer so tapfer vertheidigten, daß Luthers Lehre öffentlich verworfen wurde. Sogleich trat Luther mit seinem großen Bekenntniß vom Abendmahl hervor, das freylich auch wieder an Zwingli und Oekolampadius seine Gegner fand, und theils als ein leerer Wortstreit, theils als unerweisliche falsche Behauptung und unrichtige Folgerung dargestellt wurde. Noch immer erkaltete der Streit nicht; denn Zwinglis Anhänger unterhielten ihn, und Luthers Gemüth wurde dadurch, wie durch eine Krankheit, sehr verbittert. Es war also leicht vorauszusehen, daß Philipps, des Landgrafen von Hessen, Bemühungen, eine Vereinigung der streitenden Parteyen auszumitteln, vergeblich seyn würden.

Als die Sakramentirer — so hießen Luthers Gegner — auf dem Reichstag zu Speyer verdammt waren, lud Philipp Zwingeln, Luthern und Melanchthon zu einem freundschaftlichen

Gespräch

Gespräch nach Marburg ein. Schon die Erklärungen der beyden letztern waren so abgefaßt, daß nichts Gutes zu erwarten war. Doch ging die Sache vor sich. Zwingli reisete mit Rudolph Kollin im geheim ab über Basel, wo er seinen Freund Oekolampadius mit sich nahm, nach Strasburg, wo er im Münster predigte. Von hier aus gesellten sich Bucer und Hedio mit Hessischen Reutern zu ihm, und so gelangten sie zu Marburg an. Tages darauf kamen von der Gegenpartey Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Johann Brenz, Andreas Osiander von Nürnberg, Stephan Agrikola von Augsburg nebst Eberhard von Thann an. Die Schweizerischen Theologen hatten drey Rathsherren, Jakob Sturm von Strasburg, Ulrich Funk von Zürich, und Rudolph Freyen von Basel, mit sich geführt.

Der 1. October war zum Gespräch bestimmt. Mit ungemeiner Klugheit stellte der Landgraf vorher Luther und Oekolampadius, Zwingli

und Melanchthon zu einer besondern Unterredung zusammen. Das Vorspiel zur eigentlichen Unterredung war so fruchtlos, als die Unterredung selbst ausfiel. Uiber dreyzehn streitige Lehren wurde in der eigentlichen Unterredung gesprochen. Luther schrieb auf seinen Tisch die Worte: das ist mein Leib, behauptete, Gott sey über alle Mathematik, und zeigte bey jedem Einwurfe der Gegner mit ekelhafter Wiederholung ihnen die Worte vor. So gegründet und richtig auch jederzeit Zwinglis Antwort war, daß er als erwiesen voraussetze, was eben erst erwiesen werden solle, und von dessen Erweisbarkeit oder Unerweislichkeit eben die Frage sey, so blieb doch Luther unbiegsam; so sanft und gemäßigt auch die Schweizer sprachen, so wohl auch Luther einsah, daß die Leutlein, wie er selbst nachher sagte, an sich nicht böse wären, sondern nur von ungefähr ihm in diese Meynung verfallen zu seyn schienen, so rückte er doch keinen Schritt näher.

Zwingli

Zwingli war innigst gerührt, und bat ihn mit Thränen um Vereinigung; doch Luther verwarf den Antrag, und — höhnte nachher. Da ausserdem noch eine ansteckende Krankheit, der englische Schweiß genannt, um diese Zeit den Aufenthalt in Marburg unsicher machte, so schied man, freylich unter Friedens- und Freundschaftsversicherungen, nachdem man einige verhältnißmäßig unbedeutende Punkte unterschrieben, über welche man sich vereinigt hatte. Der Endzweck ging immer verlohren. Zwinglis Gründe waren wohl so gewichtig, daß Franz Lambert, Professor zu Marburg, ihnen beystimmen konnte, ohne sich einer Uibereilung zeihen zu lassen; und sein schönes menschliches Betragen war der Freundschaft Philipps gewiß werth. Aber über Luthern — ist es schwer, weniger zu thun, als mitleidig die Achseln zu zucken.

---

## Zwölftes Kapitel.

Solche unangenehme höchſt kränkende Vorfälle um einer Meynung willen hatten Zwingli tief bewegt. Er kam zurück, und neue Streitigkeiten und Verfolgungen warteten ſeiner. Es iſt ſchon einigemal berührt worden, wie unzufrieden einige Kantons mit dem ganzen Reformazionswerke waren; es ließ ſich erwarten, daß im Fortgange der Zeit dieſe Unzufriedenheit in völlige Unduldſamkeit ausarten würde, um ſo mehr, da theils auch auswärtige Beyſpiele dazu anreizen konnten, theils auch die Häupter der alten ächtkatholiſchen Kirche es gewiß nicht an gelegentlichen liſtigen Erinnerungen fehlen ließen. So war denn auch

auch jetzt im Berner Gebiete, im Lande Hasle, ein Aufruhr wegen des Papstthums entstanden. Sogleich traten die Unterwaldner den Aufrührern bey, und in kurzer Zeit war ein Bündniß zwischen Lucern, Uri, Unterwalden und Zug mit Ferdinand gegen die Reformazion geschlossen. Zürch und Bern wollten weder überhaupt die Unterwaldner für Mitverbündete des Burgrechts halten, noch auch einen Landvogt der gemeinschaftlichen Herrschaften setzen lassen.

Zwar wurde ein Versuch gemacht, diese Streitigkeiten beyzulegen, und namentlich schickte Basel, Schafhausen, Appenzell und Bünden Gesandte in dieser Absicht ab; allein die Erbitterung war bereits so weit gediehen, daß Zürch die Waffen ergriff, nach Kappel eilte, und das Kloster Muri einnahm. Zwingli zog nach seines Landes Sitte als Feldprediger mit. Dieser anscheinlich rasche Schritt verdoppelte die Bemühungen der Friedensvermittler.

Von

Von den unparteyischen Kantons, Glaris, Basel, Solothurn und Schafhausen erschienen wieder Gesandte, deren Auftrag darin bestand, von diesem Unternehmen dringend abzumahnen. Allein weit gefehlt, daß man hier an Frieden dachte, wo alles so gerecht, so offenbar nützlich schien, Zürch verlangte sogar Hülfe, und kündigte mit einemmale allen katholischen Kantons Krieg an. Die Loosung war nun gegeben, und Bern zog den Zürchern zu. Unverzüglich rückten auch die fünf katholischen Kantons ins Feld, und erschienen mit ihren Verbündeten, den Walliffern, auf dem Zuger Felde.

Auf beyden Seiten war der Haß so groß, daß es vielleicht viel Blut gekostet haben würde, wenn nicht Hans Ebli, Landamman von Glaris, den Mittler zwischen beyden Parteyen gemacht, einen Waffenstillstand errungen, und fernere Friedensunterhandlungen betrieben hätte. Seine Mühe schien für jetzt wenigstens nicht fruchtlos gewesen zu seyn; denn alle bis-

bisherigen Feindseligkeiten wurden nun vermieden, das Bündniß mit Ferdinand zerrissen, und nur eine Bedingung machten die Katholischen, nämlich die Beybehaltung ihres alten katholischen Glaubens. Zwingli, der überhaupt dies nicht als einen Religionskrieg ansah, sondern für eine Folge des durch seine freymüthigen Aeusserungen über Pensionen und politisches Verderbniß gekränkten Eigennutzes, und gereizter Eigenliebe hielt, war eben darum mit diesen ganzen Verhandlungen unzufrieden, so sehr er auch sonst ein Freund des Friedens war. Hatte der Mann so viel Kenntniß des menschlichen Herzens, oder war er durch die lieblose Behandlung, die er so oft schon erfahren hatte, auch so verstimmt worden, daß er diesem Frieden nicht traute, sich so wenig davon versprach?

Ein Vortheil aber schien doch aus diesem Frieden hervorzugehn, daß die Reformazion ungestört in Baden, Thurgau und Rheinthal sich

ver-

verbreitete, und daß auf einer Versammlung zu Frauenfeld in dieser Rücksicht viel gute und heilsame Veranstaltungen getroffen wurden, die unstreitig durch den fortdauernden Krieg gehemmt, oder gar aufgehoben worden wären.

So sehr auch die Ruhe gesichert schien, Zwingli konnte sie nicht genießen. Für jeden auch nur scheinbaren Nachtheil, für jeden auch den entferntesten, vielleicht gar nicht mit seinen Verbesserungen zusammenhängenden Schaden sollte Er Rede stehen. Ihn fragte die Angst um Rath, und die Dummheit zog ihn zur Verantwortung. Eine Theurung, die im Jahre 1530 zu Zürch ausbrach, zog ihm eine Menge Feinde zu. Ich mag die saubere Schlußkette, die man hier schmiedete, nicht in ihren Gliedern verfolgen; kurz, man klagte, das Korn werfe nicht mehr so viel auf, als ehedem. Es war denen, die dabey verlohren hatten, nicht genug, daß die Müller, als die nächsten erwiesenen und überführten Schuldigen, gestraft wur-

wurden; auch Zwingli sollte daran Schuld seyn. Ferner, wenn Zwingli auch wirklich gegen den Adel gesprochen hatte, der damals gewiß auch manchem gegründeten Tadel veranlassen konnte, war dies wohl hinlänglicher Grund, ihn zum Urheber der überdies an sich nützlichen Einrichtung zu machen, daß in Zukunft bey der Rathswahl die Adlichen nicht mehr Ansprüche haben sollten, als die Bürgerlichen?

In demselben Jahre hielt Kaiser Karl der Fünfte zu Augsburg den Reichstag, der in der Geschichte des Protestantismus so merkwürdig geworden ist. Hier wurde von den Lutheranern das von Melanchthon so zweckmäßig und meisterhaft gearbeitete Bekenntniß überreicht, welches, trotz allen politischen Winkelzügen der katholischen Partey, und trotz der elendesten, vorurtheilsvollsten Herabwürdigung, doch immer eine große Wirkung auf das Volk that, und Luthern mit dem standhaftesten Vertrauen auf die gerechte

rechte Sache erfüllte, ihm eine Erhabenheit des Muthes einflößte, die faſt einzig in der Geſchichte ſteht. Auf dieſem Reichstage hatte Landgraf Philipp, eingedenk des leider ſo nachtheilig abgelaufenen Geſprächs zu Marburg, doch wieder einen Verſuch gemacht, die ſchweizeriſche und ſächſiſche Partey zu vereinigen. Er ſelbſt erforſchte Melanchthon und Brenzen — Luther war abweſend. Kapito und Bucer, zwey Strasburger Gottesgelehrte, mußten ſuchen, Brenzen zu gewinnen. In der That war die Lage der Dinge ſo bedenklich, daß es der gröſſten Feinheit bedurfte, zum Zwecke zu kommen. Denn ſchon hatten die Lutheraner in ihrem Bekenntniß die Schweizeriſche Lehre über das Nachtmahl verworfen. Wie war alſo eine Annäherung zu erwarten? Dann war es ferner gewiß keine ungegründete Furcht, wenn die Schweizer, wie auch immer der Reichstagsſchluß ausfallen möchte, für ihre Partey beſorgt waren. Es waren nur zwey Fälle möglich;

entwe-

entweder brach ein Krieg aus zwiſchen dem Kaiſer und den Proteſtanten, und ſie wurden, als der ſchwächſte Theil, ſein erſtes Opfer; oder der Kaiſer und die Katholiſchen verglichen ſich mit den Proteſtanten, und ihre Vertilgung wurde wahrſcheinlich entweder Bedingung oder Folge des Vergleichs. Unter dieſen Umſtänden rieth die Klugheit, alle Mühe einzig und allein darauf zu wenden, daß jeder für die Sakramentirer nachtheilige Schluß des Reichstages verhütet würde. Auch hier waren freylich mächtige Hinderniſſe. Wie ſtimmte die Nachgiebigkeit der Sächſiſchen, wenn man ſie anders gewinnen konnte, mit der vormaligen Härte und Unzartheit? Wie durfte man überhaupt hoffen, dieſe Nachgiebigkeit zu erlangen, da der Haß der Katholiken gegen die Schweizer weit brennender war, als gegen die Lutheraner, und grade durch dieſen Fall mehr Nahrung erhalten mußte? Das erſtere räumte der Landgraf mit möglicher Schonung hinweg;

das zweyte konnte wirklich für grundlos erklärt werden, wurde auch so erklärt, und doch war die Bemühung fruchtlos. Nichts wurde für sie gethan; im Gegentheil mußten die vier Städte Strasburg, Kostanz, Memmingen und Lindau ihr von Kapito und Bucer abgefaßtes Glaubensbekenntniß für sich übergeben.

Auch der sonst so sanfte Melanchthon war ganz gegen eine Verbindung mit ihnen; denn ausserdem, daß ihm der Versuch der Schweizer, ihre Lehre vom Abendmahl so scheinbar übereinstimmend mit der Lutherischen zu machen, als unredlich misfiel, so hatte auch Zwingli selbst im Julius ein Glaubensbekenntniß aufgesetzt und nach Augsburg gesandt, das in mehrern Sätzen von dem Lutherischen abwich, in Sätzen abwich, die schon ehemals zu Marburg zu Luthers Zufriedenheit erörtert worden waren. Der ängstliche Melanchthon fürchtete, daß man mit der Zeit noch mehr Abweichungen von der Lutherischen Lehre entdecken möchte,

fürchtete, daß, wenn die Partey ſich ſicher wüßte, leicht ein Krieg gegen die Katholiken ausbrechen könnte, was ihm das ſchrecklichſte aller Uibel ſchien. Dies war es, was ihn ſo veſt und unbiegſam machte, was ihn auch wohl das übereilte, ungerechte Urtheil über Zwinglis Glaubensbekenntniß ſprechen ließ, daß man ihn für verrückt halten müſſe, daß er ohne Noth in manchen Artikeln rumore. Zwingli kannte unſtreitig die ganze ſchwierige, gefährliche Lage ſeiner Partey; es war ihm aus dieſen und andern Gründen um Einigkeit zu thun, und mithin darf es, glaube ich, nicht befremden, daß er durch Uiberſendung ſeines Bekenntniſſes einen Schritt dazu that. Daß er auch hier ſeiner beſſern Uiberzeugung folgte, und die gefundene Wahrheit ohne Hehl darſtellte, unbekümmert, ob ſie misfallen dürfte, war ein Charakterzug, der warlich nicht Melanchthons hartes Urtheil verdiente. Da ſich übrigens alle Vergleiche der Katholiſchen

schen und Protestanten auf diesem Reichstage von selbst zerschlugen, so verbarg der Kaiser, dem es nie ernstlich um wahre Einigkeit zu thun gewesen war, seine Maaßregeln gegen die Protestanten nicht länger, und so blieben sie für jetzt in derselben gefährlichen Lage, in welcher sie gewesen waren. Besonders wurde den vier oberländischen Städten, denen man eine von Faber und Eck boshaft geschriebene Widerlegung des Bekenntnisses zugeschickt hatte, die alberne Zumuthung gethan, daß sie sich dadurch überzeugt und widerlegt halten sollten. Gegen diese kleinere Partey glaubte man, und das war eben befürchtet worden, keine Schonung haben zu dürfen, und so kam der Schluß wenigstens nicht unerwartet, durch welchen die Lehre der Protestanten verdammt, alle gemachten Neuerungen gemisbilliget, und ihre Abschaffung mit sehr harten bestimmten Drohungen anbefohlen wurde.

## Dreyzehntes Kapitel.

Nach dieser dürren Erklärung schien für jetzt alle Hoffnung eines Vereins abgeschnitten, und man mußte blos streben, sich in seinem eignen Gewichte zu halten. Es wurden einige Versammlungen gehalten zu Frauenfeld, und St. Gallen, in denen besonders über die Besoldung der Pfarrer in den neuen reformirten Gemeinen gesprochen wurde. Es hielt in der That schwer, hierin etwas zu thun. Auch war während dieser Zeit der unglückliche Karlstadt zuerst nach Altstädt in Rheinthal gekommen, wo er als Pfarrer angestellt wurde. Im Jahre 1530 kam er nach Zürch, zeigte Empfehlungen von Bucer, Kapito, und Oekolampa-

bins vor, und gelangte endlich zum daſigen Diakonat, das er ruhig und redlich bis an ſeinen Tod verwaltete.

Der Schluß des Reichstages zu Augsburg, und alle vorhergegangenen Umſtände bewirkten bey den Proteſtanten den Entſchluß, ſich fertig und gerüſtet zu halten, im Fall der Kaiſer etwas gegen ſie unternehmen ſollte. Zu gleicher Zeit wurde im Namen der ganzen Partey eine Vertheidigungsſchrift abgefaßt, und beſonders an den Engliſchen und Franzöſiſchen Hof geſchickt. Ein kühner, aber klug berechneter Schritt, indem beyde Karls Feinde waren! Sehr bald erboten ſich die Höfe zur Verwendung für ein Koncilium, und boten überhaupt ihre Dienſte an, mehr als man erwartet, als man vielleicht gewünſcht hatte. Dieſer zu Schmalkalden im März 1530 geſchloſſene Bund glaubte des Beytritts der Oberländer entrathen zu können. Allmählich hatte man ſich überzeugt

geglaubt,

geglaubt, daß ihr Bekenntniß von dem Augsburgischen nicht so ausserordentlich verschieden wäre; Luther war etwas gelinder und nachgiebiger geworden. Dies alles, und Bucers Hoffnung, die seinen Wünschen begegnete, waren wohl Ursache, daß ihm eine baldige Vereinigung nicht so unmöglich und unwahrscheinlich vorkam, als Zwinglin, der sich durchaus nicht eine Hoffnung erlaubte, weil er keine Uiberzeugung fassen konnte.

Und Zwingli hatte ganz richtig geschlossen. Die Schweizer blieben nun auch vest auf ihrer Lehre vom Nachtmahl stehen, fanden hierin besonders ihre Verschiedenheit von den Lutheranern, und weigerten sich durch Unterschreibung des Augsburger Bekenntnisses dem Bunde beyzutreten. Als nun vollends der Landgraf ihre Aufnahme in den Bund auch ohne ihre Unterschrift betrieb, da brachen die ohnehin schon erbitterten Gemüther los, der Churfürst und mehrere Stände erklärten sich

feyer-

feyerlich dagegen, selbst die Strasburger sollten nun unterschreiben, und so wurde die einträchtige Verbündung auf dieser zweyten Versammlung wenigstens nicht so allgemein.

Da diese auswärtigen Verhandlungen so unvortheilhaft ausfielen, so mußte die Schweizerische Reformazion suchen sich auf ihrem Grund und Boden zu behaupten. Wie viel oder wenig die Lage der Reformirten zu den folgenden Vorfällen beygetragen habe, läßt sich nicht bestimmen. Die katholischen Kantons wurden unwilliger. Die Kriegskosten, die sie gehabt hatten, die ganze Reformazion und einige Artikel im Landfrieden waren Ursache, daß sie, vom Papst und Ferdinand aufgeregt, zu Baden ihre Klagen vortrugen. Die Zürcher antworteten ihnen auf jeden Punkt, vermochten aber nicht die herbe Stimmung, die aus der Verschiedenheit der Gesinnungen hervorging, zu mildern. Im Gegentheil erhielt diese nur noch mehr Nahrung,

als die Rheinthaler sich bey einer Gelegenheit einem Landvogt von Unterwalden widersetzt hatten. Die Katholischen wurden argwöhnischer, und Zürch, namentlich Zwingli, ward das Wurfziel ihrer giftigsten Schmähungen.

Gleichgültig konnten das die Burgstädte nicht mit ansehn; sie versammelten sich also zu Baden, um hier Maasregeln gegen die Lästerer zu ergreifen. Zwar versicherten die fünf katholischen Kantons, daß sie die Schmähsüchtigen bereits bestraft hätten, und verlangten dasselbe von den Gegnern; allein jene Versicherung konnte nach der ganzen Lage der Sachen für nichts als Nothlüge oder List gehalten werden. Zürch beschloß im Feuereifer Krieg, fand aber nicht Gehör, noch Hülfe. Die übrigen hatten wohl überlegt, welche Kosten dieser Krieg machen würde, und stimmten auch auf einer zweyten Versammlung zu Arau nicht für den widerholten Schluß der Zürcher. Im Gegentheil schlug man vor, um wenigstens etwas

ihnen

ihnen näher zu treten, das erlittene Unrecht an den fünf katholischen Kantons durch Abschneidung der Zufuhr zu rächen. Dieser Schluß ging auch durch, und Bern, St. Gallen, Toggenburg, Thurgau, Rheinthal und andere vereinigten sich dazu.

Hierdurch stieg nun die Erbitterung der Katholischen immer höher und höher, und wenn sie auch jetzt noch nicht in helle lodernde Flammen aufschlug, so waren doch alle Bemühungen der Gesandten des Königs von Frankreich, sie zur Eintracht zurück zu führen, vergeblich. Selbst die Vermittlung der neutralen Kantons, Glaris, Freyburg und Solothurn, welche sich mit den französischen Gesandten verbunden hatten, und vier Monate zu Bremgarten Unterhandlungen pflogen, fruchteten nichts. Die von ihnen vorgelegten Artikel wurden verworfen; die Zürcher und Berner waren durch nichts zu bewegen, die Päße zu öffnen, bevor

ihnen

ihnen nicht völlige Genugthuung für ihren erlittenen Schimpf gegeben wäre.

Zwingli irrte sich gewiß, wenn er auf die erhitzten Gemüther durch Franz den Ersten, dem er eine Auseinandersetzung seines Glaubens, und des Glaubens seiner Anhänger mittheilte, wirken zu können glaubte. Der Zufall, der sie erst fünf Jahre darauf allgemein bekannt werden ließ, beugte vielleicht manchen Unfällen vor, die dadurch veranlasset worden wären. Denn vielleicht hatte sie schon, als sie minder bekannt war, die Zahl seiner Feinde vermehrt. In diesen unruhigen Zeiten stürmten seine Feinde noch mehr auf ihn ein, als nachher, wenn nicht Mann gegen Mann, doch desto hinterlistiger, und Zwingli lernte schon jezt einsehen, was ihm in der Folge ganz klar wurde, daß es den Katholischen hauptsächlich um ihn, als den Urheber aller Störungen, zu thun war. Eine Geschichte aus diesem Zeitpunkte wird dies belegen.

Ein Unbekannter stürmt des Nachts auf das

Zimmer

Zimmer des Diakonus, und verlangt, Zwingli solle sogleich einen Krankenbesuch abstatten, um ihm das Sakrament zu reichen. Der Diakonus will den Schlaf des guten Zwingli nicht stören, und erbietet sich, das Geschäft selbst zu übernehmen. Der Unbekannte wird etwas hastiger und dringender, verlangt durchaus unter nichtigem Vorwand Zwinglis Gegenwart. Nun schöpft der Diakonus Verdacht, faßt sich aber sogleich, schließt den Mann ein, benachrichtigt Zwingli, und in einem deswegen angestellten Verhör findet sich, daß der Verwegne gedungen war, ihn aus seiner Wohnung zu locken, dann zu fangen, ihm den Mund zu verstopfen, und so ihn heimlich, man weiß nicht, wem auszuliefern.

All diese Hinterlist gegen den offnen Mann, und die ungleiche, zuweilen zweydeutige Gesinnung des Zürcher Raths, die Zwinglin nicht entgangen war, mußten bey seinem Bewußtseyn um so kränkender und niederschlagender

für

für ihn seyn, da er voraus sehen konnte, daß nun seine Rolle zu Ende war, und mit ihm vielleicht so mancher erkämpfte, und der Zukunft noch abzukämpfende Vortheil verlohren gehen könnte.

Nicht länger wollte er ein Spiel der Bosheit und der Schwäche bleiben; er faßte den freyen Entschluß sich selbst zu leben, und in dem Bewußtseyn des Vergangenen zu schwelgen, wenn vor ihm die Aussicht sich trüben sollte. Mit all dem freyen Anstand der Größe und des reinen Bewußtseyns erschien er am 26. Heumonats vor dem großen Rath, und bat um seine Entlassung. Uiberraschen, rühren, und schmerzen mußte diese Bitte jeden Biedermann. Man gab ihm drey Tage Bedenkzeit; er faßte eine ruhigere Ansicht, und der Entschluß war: ich will nach Kräften Zürch gröſſer und edler machen, und bis an meinen Tod mein Amt verwalten.

Doch die Lage der Sachen war, und blieb

so traurig, daß Zwinglis bange Ahnungen wohl nicht erst durch einen Kometen, der damals erschien, geweckt werden durften. Von jetzt an schien er gelebt zu haben, seine Heiterkeit war von ihm gewichen, seine Stimmung so reizbar, so verwundbar, daß alles auf ihn einen großen Eindruck machte, und nur sein Geist ihn noch aufrecht hielt.

Noch dauerten die Friedensunterhandlungen fort, und im August wurde zu Bremgarten eine neue Zusammenkunft gehalten, wo sich Zwingli alle Mühe gab, selbst an die Gesandten von Bern sich wendete, und durch sie zu wirken glaubte. Nicht ganz unrecht, wiewohl etwas einseitig, urtheilte Zwingli, daß alle Unruhen von den Pensionairs herrührten. Doch seine Bemühung war nutzlos, er ging, und nahm weinend, wie in bangem Vorgefühl, von seinem Bullinger Abschied.

Die fünf katholischen Kantons brachen nun alle Unterhandlungen ab, schickten selbst keine

Gesand-

Gesandten mehr, und ertheilten höchstens kurze, dürre Antworten. So sehr sie auch nachgrade anfingen den Mangel an Lebensmitteln zu fühlen, so viel Gelegenheit ihnen auch die Zürcher gaben, ihre Beleidigungen wieder gut zu machen, so hartnäckig waren sie doch auf zwey zu Arau in dieser Absicht noch angestellten Versammlungen. Die letztere am 23. Herbstmonats, die nur sechs Vergleichsartikel vorlegte, über welche Zürch nach Darlegung seiner Gründe nothwendig halten mußte, brachte nichts zu Stande, als die wiederholte hartnäckige Anforderung, die Zufuhr nicht länger abzuschneiden, ohne daß sie doch zu dieser geforderten Vergünstigung von ihrer Seite auch nur einen Schritt thun wollten.

Endlich war nun auch die Geduld der Reformirten erschöpft; sie griffen zu den Waffen, die ihnen die Noth in die Hände gab. Denn die Katholiken hatten ja schon ohnedies Krieg angefangen, vielleicht weil sie bey der über-

haupt

haupt mislichen Lage der Proteſtanten, und bey ihren allgemeinen Verhaßtſeyn um ſo eher zu ihrem Zwecke zu gelangen glaubten. Am 9. Weinmonats forderten ſie wirklich die Zürcher förmlich auf, und erließen ein Kriegsmanifeſt. Schon ſtreiften zwölfhundert Mann umher, und plünderten in den gemeinſchaftlichen Herrſchaften. Aber zu Zug verſammelte ſich ihre Hauptarmee.

Lange, vielleicht nur zu lange, hatten die Zürcher gezögert; ihre Geſandten blieben aus; die Unternehmungen der Katholiſchen waren ſo raſch, daß ſie nicht einmal von den Ihrigen benachrichtigt werden konnten. Der allgemeine Landſturm, wozu Zwingli und andere gerathen hatten, war noch nicht aufgeboten, und es war die höchſte Zeit, am 10. Weinmonats unter Georg Göldli 600 Mann nach Kappel zu ſchicken. Die Unordnung, ſo aus dieſer Eile entſprang, die Ungleichheit der Kraft auf beyden Seiten, die Verrätherey, welche den

katholischen Kantonen die Ankunft des kleinen Heers unter Göldli, und den auf Mittwoch bestimmten Ausmarsch des Hauptpanners hinterbrachte, ließen viel für die Zürcher fürchten. Die Gefahr wuchs überdies noch immer drohender herauf, ein Eilbote jagte den andern, alles grif hastig nach den Waffen. Endlich langte um drey Uhr das Panner in Kappel an, und mit ihm Zwingli. Mit dem Landsturme betrug das Häuflein nur 2000 Mann.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage zogen die Kappler aus, und stellten sich in Schlachtordnung. Ihr eingenommener Platz war wirklich vortheilhaft. Es war Scheuern, ein großer, unebener Hügel auf der Seite des Klosters gegen Zürch; gegen Morgen lag ihnen Albisberg, an seinem Fuß

ein

ein breiter tiefer Graben. Nur ein Buchenwäldchen auf der Höhe nach dem Zugerberg schien nicht ganz vortheilhaft; dennoch ward es nicht gefällt. Schon war es neun Uhr, und noch hatten die Katholischen keinen Ausfall gethan, noch hatten sie nicht einmal Miene dazu gemacht. Die Zürcher glaubten sich sicherer, und machten Mittag, als — die Katholischen ausrückten und angriffen. Schnell rückten die Zürcher auf ihren vorigen Stand. Es war zwölf Uhr, und ein Trompeter von Lucern erschien mit einem Absagebrief. Da fiel die Hoffnung des Heeres; mit zögernder Furcht stand es, und nur Rudolph Gallmanns Unerschrockenheit, die durchaus nicht weichen wollte, konnte Leben in diese Masse gießen. Indeß rückt der Feind immer näher; das Feuer donnert aus ehernen Schlünden; die Noth wächset, mit ihr der Zürcher Muth. Sie feuern schnell und sicher, der Feind erschrickt, bebt, kommt ins Gedränge. Da mischt sich das böse Geschick der Zürcher

in dem entscheidenden Punkte in das Spiel. Rudolph Weingärtner, Pfarrer zu Zug, zeigt dem Feinde einen minder bekannten Weg nach der Ebersweiler Höhe. Von da aus konnten die Zürcher durch den Wald angegriffen werden. Das Gefecht wurde ernst, und hätte Göldli etwas minder gezaudert, so wären die Zürcher gewiß Sieger geblieben.

Es war vier Uhr, als das Haupt-Panner der Zürcher anlangte. Hans Jauch von Uri's Rath stimmte völlig mit dem ein, den ein Bandit gegeben hatte, die Feinde durch den Wald anzugreifen. Indeß hatten die Zürcher die Maaßregeln genommen, zum Theil sich mit Kanonen nach Menchenbühel zu ziehen, um den Feind zu verhindern, wenn er ihnen vielleicht den Paß von dieser Seite herab schneiden wollte. Alles ging dabey mit großer Vorsicht her, und Zwingli rief den Bedrängten zu: Seyd tapfer, meine Brüder, und fürchtet euch nicht! Gott waltet über uns.

Und so waren denn die Zurüstungen alle gemacht. Auf einmal — es war am 11. Okt. 1531 — wie ein entzündeter Feuerberg zu speyen beginnt, und in Rauchwirbeln seine Flammen daher sausen, so fielen auch die Katholischen aus; alles, selbst Steine, wurde zu Mordgewehr. Mit der Kühnheit der Verzweiflung fochten die Zürcher, und trieben zweymal den racheschnaubenden Feind zurück. Als nun aber die Menge ihnen überlegen ward, als einige auf Mönchenbühel flohen, und ein feindlicher Soldat sich unter sie mischte, ihnen verräthrisch zur Flucht rieth, und als nun ein Hauptmann der Gegner in die Flanquen eindrang, alles fortstürzte, fortstürmte, als nun das Panner kaum mit seinen Wächtern durch Löwenmuth und Blut gerettet werden konnte — da rann auch Zwinglis letzter Lebenstropfen aus der Urne der Zeit. Ein Stein streckte den Fliehenden zu Boden, dreymal raffte er sich auf, und dreymal riß ihn der

Strudel der Fliehenden mit sich fort. Endlich schwanden seine Kräfte; auf das Knie gestützt rief er mit der Ergebung des Mannes in gebrochenen Tönen: was ist's denn nun mehr? den Leib nur können sie tödten, die Seele nicht. Einer jener blutgierigen Verblendeten sahe ihn, und beläßigte den Sterbenden noch mit der albernen Frage: ob er beichten wolle? Zwingli vermochte nicht mehr zu sprechen; ein Kopfschütteln war alles, was er auf diese, und auf die Ermahnung Marien und die Heiligen anzurufen erwiedern konnte. Da erschien Hauptmann Juckingen von Unterwalde, und gab ihm den Todesstoß in den Hals. Viel Biedermänner theilten dies Schicksal mit ihm, wie Geroldsegg, Schmidt, Johann Haller, Wolfgang Joner, und andre.

Erst Tages darauf sah man Zwinglis Leichnam auf dem Schlachtfelde. Auch gegen den Todten wütheten die elenden Verruchten. Sie ließen seinen Körper vom Henker viertheilen

len, verbrennen, und mischten Asche von Schweinen unter seine Asche, damit ja ein mitleidiger Freund, oder ein Verehrer des Mannes sie nicht sammelte. Die Menschheit wendet sich weinend von diesen Unholden, und bedauert die Unglückseligen, welche die himmlische Pflanze Religion mit Bruderblute zeitigen wollen. Zwinglis Herz blieb, so erzählt man, unverletzt, und nur sein Freund Mykonius warf es in den Rhein, um jeden etwanigen abergläubischen Misbrauch zu verhüten. Der sanfte zartfühlende Oekolampadius überlebte seinen Geliebten nur einen Monat. Wenn die Verleumdung über den Tod des Letztern elende Muthmaßungen für Wahrheit ausgab, wenn Luther den Tod des erstern als ein Gericht Gottes, das den Mann seines Irrthums wegen getroffen, vorstellte, so muß man die erstere verachten, und das armselige Vorurtheil des Letztern bedauern. Oder war es etwa nicht auch Gottes Gericht, daß Zwinglis und Oekolampa

dius

dins Geist so ausgezeichnet auf die Zurückgelassenen wirkte? — Doch wir verlassen hier den Faden der Geschichte, und sammeln uns noch einmal, um an Zwinglis Bilde uns zu weiden.

---

Fünf-

## Funfzehntes Kapitel.

In wenigen, aber hervorſpringenden Zügen hat der Griffel der Geſchichte uns Zwinglis Charakter aufbehalten. Mit einem großen umfaſſenden Sinne für Wahrheit ausgerüſtet, die ihn vor allen fruchtloſen Grübeleyen in den Wiſſenſchaften bewahrte, betrat Zwingli, als er nur ſelbſt zu denken anfieng, ſeine Laufbahn. Nur was den Menſchen in und um ihn bilden konnte, faßte er begierig auf. Sein Geiſt, immer heiter und froh erhalten durch Rechtthun, durch die ſchönen Wiſſenſchaften, und die milde Tonkunſt, mußte nothwendig eine Richtung nehmen, die von dem finſtern dumpfen Mönchswesen der meiſten damaligen Gelehrten himmelweit unterſchieden war. Wenn dieſe

frohe Stimmung ihn auf der einen Seite zur Seele jeder Gesellschaft machte, so erhielt sie ihn auch auf der andern in jener milden Menschlichkeit, die er gegen seine Gegner bewies, in jener Reinheit und Unbefangenheit, aus welcher die Gröſse der Seele hervorblüht, womit er seine Feinde behandelte.

Wenn er, der für Lebensgenuſs so Empfängliche, hierin zuweilen einen Schritt über die Linie that, welche die kältere Uiberlegung gezogen hat, so war ein kleiner Fehler durch eine groſse Eigenschaft, Offenheit und Aufrichtigkeit, hinlänglich wieder gut gemacht. Zu bedauern ist es, daſs uns die Geschichte von seinem häuslichen Leben so wenig aufgezeichnet hat, daſs wir jetzt höchstens eine scheelsüchtige Lüge, oder ein schiefes Urtheil anhören müssen, wenn wir nach dem Gatten oder Vater fragen. Daſs wir doch so oft über dem geschäftig wirkenden Bürger den ruhenden, selbst in der Ruhe noch thätigen Menschen vergessen!

Aus-

Ausgebildete Menschheit war die Grundlage in Zwinglis Charakter, und es ist in ihm sichtbarer als gewöhnlich, daß man so ein Gelehrter ist, als man ein Mensch ist. Alles, was Zwingli geschrieben, hat durchaus den hellen, offnen Blick, die freundliche Einkleidung, die leicht, wie das Blut durch seine Adern, fliessende Verfolgung des Gegenstandes; wo etwas ihm zur Seite steht, das zum Genuß, zum Frieden des Lebens einladet, da wendet er sich unwillkührlich hin, und selten führt ihn sein Sinn irre. Immer ist er heiter, ohne muthwillig zu werden; immer sieht man seinen leichten Sinn deutlicher als die Schwierigkeiten, mit denen er kämpft. Leicht behandelt er seine Gegner, ohne bittern Spott; wenn nicht die Erwähnung mancher Schwäche zugleich Verspottung ist, was aber freylich auf den Gegenstand, nicht auf die Behandlung, zurückfällt. So sagte er Luthern ohne alle Bitterkeit, mit einer Milde, die gewiß nicht, wie einige zu

Scharfsichtige behauptet haben, erkünstelt war, Wahrheiten, die ihn um so mehr überraschten, je weniger er daran gemahnt worden war. Das Benehmen Zwinglis zu Marburg läßt keinen Zweifel übrig, daß er in dieser ganzen Streitigkeit nach seinem Herzen, ohne listig erheuchelte Großmuth und Schonung gehandelt hatte. Daß in Luthers starrem erbitterten Gemüthe sich keine Wirkung dieses Betragens zeigte, kann wohl den, der Luthern kennt, nicht befremden. Nur den offenbaren Verdreher und falschen Münzer der Wahrheit, der sich hinter Lügen und Schmähungen verkroch, deckte er in seiner ganzen Nacktheit auf, und das der guten Sache, der Menschheit wegen. Eck konnte nichts erwiedern, als seine Sprachunkunde, seine Schreibefehler, und seine Verleumdung erwiesen waren.

So war er auch als Lehrer. Um Berichtigung der Begriffe war es ihm einzig zu thun; denn dadurch allein konnte, was er wünschte,

bewirkt

bewirkt werden. Nicht aufdringen wollte er dem Menschen, was er nur aus ihm selbst entwickeln wollen konnte. An das Herz seiner Zuhörer wendete er sich dann, und riß mit dem Strome der Beredsamkeit seinen Gegenstand hin in das Leben derselben, wo erst die Richtigkeit und Brauchbarkeit seiner Erörterungen einleuchtend wurde. Und wenn er nun selbst Hand an die Misbräuche legte, wie unerschrokken, wie unbefangen, als ob er keine Schwierigkeiten sähe, die er doch meistens sehr glücklich berechnet hatte, ging er zum Werke! Im Eifer seiner Unternehmung verschwand ihm alles, nur nicht die gute Sache; bürgerliche und geistliche Freyheit zu bewirken war sein Beruf, den er fühlte, und muthig befolgte. —Selbst wenn man Zwingli betrachtet, nachdem ihn das Schicksal, wenn ich so sagen darf, mürbe gemacht hatte, fällt seine Verschiedenheit von Luther merklich auf. Luther ward in diesem Falle bitter, argwöhnisch, menschenfeind-

feindlich; Zwingli handelte wie ehedem, aber eine sanfte Schwermuth hing über ihm, aus der sein Geist noch feurige, muthige Blicke warf. Die Grundlage beyder Charaktere war gewiß verschiedener, als man gewöhnlich glaubt; und wenn Luther auch mehr Kraft hatte, als Zwingli, so muß man doch oft ihre Misleitung und falsche Richtung beklagen.

Zwingli starb für die gute Sache, starb den Tod fürs Vaterland. Immer wird sein Andenken unvergeßlich bleiben, immer wird der unparteyische Mann gestehen müssen, daß fast jede christliche Religionspartey selbst in Rücksicht auf die äussern Gebräuche des Gottesdienstes seinen Anhängern nachsteht, und noch lange nicht zu dem Grade der hohen Einfalt gediehen ist, den man unter ihnen findet, und der hier das Herz so mächtig ergreift, als es wohl der Zweck dieser Gebräuche seyn soll.

D. Johann Oekolampadius.

# Lebensbeschreibung

des

# Johann Hausschein

genannt

# Oekolampadius.

Leipzig,
bey Georg Voß. 1806.

# Vorrede.

Vorliegende Lebensbeschreibung des Oekolampadius ist wie die vorigen anderer Reformatoren gearbeitet. Außer seinen wahrhaft großen Verdiensten um die Kirchenverbesserung in der Schweiz, die ihn dieser Reihe würdig machen, schien er auch deshalb gewählt werden zu müssen, weil er ein wahrhaftes Muster von Humanität ist, welcher die Afterhumanität unsrer Tage um vieles, unendlich vieles nachsteht. Aus dem aufgestellten Bilde dieses Mannes kann mindestens die Klasse von Lesern, für welche dieses Werk bestimmt ist, einen Maaßstab hernehmen, nach welchem sie bei vorkommenden Gelegenheiten richten dürf-

dürfte. In dieser Hinsicht bildet Oekolampadius gerade den Gegensatz des Erasmus.

Zum Grunde liegt ausser der von Melchior Adam in seinen vitis germanorum theologorum, etc. Heidelberg 1620. 8. S. 45—59. gelieferten Lebensgeschichte, besonders der erste Band von Salomon Heß's Biographien berühmter Schweizerischer Reformatoren. Zürich 1793. 8. der die Lebensgeschichte des Oekolampadius enthält. Da dieser Gelehrte so glücklich war, bis dahin unbenutzte Urkunden gebrauchen zu können, und noch überdieß sie mit so viel Fleiß, und Umsicht gebrauchte: so würde es so unnütz, als lächerlich gewesen seyn, nach beiläufigen anderweitigen Erörterungen sich umzuthun, indem vorauszusehen war, daß hier nur leeres Stroh gedroschen, oder ein Bock gemelkt werden würde. Ihm ist man also hier gefolgt, so weit es die Absicht und Bestimmung dieses Werks erforderte. Daß ich diese Bestimmung für umfassender halte, als gewöhnlich geschieht, ergiebt sich theils aus

den

den vorhergegangenen Lebensbeschreibungen, theils war es hier nur anzudeuten, obwohl nicht weitläuftiger zu erörtern, damit man nicht etwa an einzelnen urkundlichen Erweisen sich stoße, welche, auch abgesehen von ihrer echten teutschen Kernhaftigkeit, die jezt mehr als jemals zu empfehlen ist, schon darum nöthig waren, weil man hier nicht mit einem Citat wegkommen kann. — Uebrigens versichere ich die Bewunderer und Vertheidiger des Erasmus, daß ich sehr bedauert habe, der Sache auch diesmal wieder folgen, und ihm von Rechtswegen die gebührende Verachtung erweisen zu müssen. Es will und will mir nicht gelingen, dem Herkommen und denen, die daran hängen, zu Liebe, ihn anders zu sehen, als er sich oben darstellt. Daß ich mich dadurch, wenn auch nicht an ihm, doch an seinen Gönnern versündige, mag wahr seyn, steht aber doch so wenig zu ändern, als manches andre, was man also am besten sich selbst überläßt. — Was den angehängten Brief Oekolampads an

Wil-

Billikan betrift, so kann er theils den ruhigen Untersuchungsgeist des Mannes beweisen, theils die höchst verständigen und aufgeklärten Ausleger unsrer Zeit an etwas erinnern, was ihnen abgeht, an Religiosität, und Frömmigkeit der Auslegung. Schon in dieser Hinsicht kann er nicht unangenehm seyn, und er wird es noch weniger seyn, wenn man bedenkt, daß der Gegenstand, der darin abgehandelt wird, einen großen Theil des Lebens unsers Oekol. ausfüllte. Es geht ein feiner und besonnener Blick, wie ein echt religiöser Sinn durch den ganzen Brief, wenn auch im Einzelnen oft Grübelei sich zeigen sollte, und in der Darstellung Nachlässigkeit. Es kann daher auch als Erbauungswerkchen gelten.

A. G.

## Erſtes Kapitel.

Das große und kühne Unternehmen, ein Volk zu befreien von dem Joche, das frömmelnde Bosheit, tückiſche und verſtockte Unwiſſenheit, Selbſtſucht und üppige Herrſchbegierde ihm aufgelegt hatte, in dieſes mißleiteten Volks Gemüthe den fröhlichen Urglauben, der unter dem Schutte von abergläubiſchen und leeren Menſchenſatzungen vergraben lag, wieder hervorzurufen und zu beleben, es hinzuführen auf die milde und ſtille Freudigkeit des Rechtthuns, kurz das Bildungsgeſchäft teutſcher Reformatoren, fing ſehr bald an, auf ſeinem urſprünglichen Boden ſich in zwei Gegenſätze zu verzweigen, die bei allem Entgegenſtreben doch immer Eins blieben und nach demſelben Zweck hineilten. Die Männer ſelbſt, welche dieſe Gegenſätze bildeten, und auch durch Einen aus

ihrer Mitte hervorgehenden nicht äusserlich konnten vereint werden, waren wiederum auf beiden Seiten so verschieden gebildet in ihrer Eigenthümlichkeit, die dennoch sich wechselseitig umfaßte und unterstützte, daß es auch von dieser Ansicht aus ein höchst anziehendes und lehrreiches Schauspiel ist, welches sich dem Auge des ruhigen Beobachters darbietet. Lehrreich, sage ich, in wie ferne sich daraus ergiebt, daß alle Widersprüche, die der unbescheidene und befangene, ich möchte sagen unfromme Verstand in dem Großen und Ganzen mit eben so viel Selbstgefälligkeit als klügelnder Vermessenheit aufzufinden vermeint, nur scheinbar sind, nur verschiedene Töne, die aber alle sich auflösen in den lieblichsten und einstimmigsten Wohllaut, daß mithin dieser nicht vernehmbar sei in einzelnen Handlungen eines Mannes, eben so wenig als in seinem, abgetrennt von dem Ganzen betrachteten, Leben, sondern in dem Zusammenklang und Verein aller. So erhält auch die Natur sich in ihrem rastlosen unendlichen Leben durch fortgesetzte Entzweiung, und nur das fromme und heilige

Gemüth vermag die entzückende Uebereinſtimmung zu einem fröhlichen und ſchönen Leben in dieſen Zeichen anzuerkennen und zu ergreifen.

Um das Geſagte anſchaulich zu machen und wie mit einem hellen Strahle zu erleuchten, erinnere ich nur an die Häupter der Reformation einerſeits in Sachſen und andrerſeits in der Schweitz, an Luther und Melanchthon, wie an Zwingli, welche die Leſer ſchon aus den vorhergegangenen Lebensbeſchreibungen kennen. Dem letztern, Zwingli nämlich, ſtand ebenfalls ein Mann zur Seite, der jetzt erſt in dieſer ehrenvollen Reihe aufgeführt werden ſoll, in deſſen mildem und ſtillen Gemüth die ſtürmende Woge der Zeit ſich ſanfter bricht, der mit ruhiger Ergebung und Klarheit, aber feſt, ſeine Bahn verfolgte, die Beſten und Reinſten freundlich mit ſich fortzog, und die Schlechtern und Unreinen, wie Erasmus, durch ihren eignen Unwerth und ihre Nichtigkeit ſich ausſcheiden ließ von dem Verein der Beſten und Gebildeten. Dieſer Mann iſt Johann Oekolampadius. Ich will nicht vorgreifen und was ſich aus dem Verfolge ſeines Le-

klar ergeben wird, hier aussprechen; nur dies erlaube man mir schon hier zu sagen, daß seine Ruhe und Bescheidenheit, die oft Zwingli's raschere und kräftigere Regungen zu sänftigen wenigstens versuchte, seine gründliche Gelehrsamkeit, wie sein frommes Streben ihm einen vorzüglichen Platz in der Geschichte der Reformation sichern, daß er, wie er war, unter den für echt menschliche Freiheit empfänglichern Schweizern allerdings am rechten Orte stand, und diesen durch seine Verdienste rühmlich behauptete.'

Wir gehen nun zu der Geschichte seines Lebens selbst über, und verfolgen sie in allen ihren Zweigen.

Johann Hausschein — denn Oekolampadius ist die griechische Uebersetzung des teutschen Namens, worin er eine damals herrschende Mode befolgte — aus einem Schweizergeschlecht, ward in Franken zu Weinsperg im Jahre 1482 gebohren. Von mehrern Geschwistern, die der Tod wegraffte, blieb er der Einzige übrig, und früh schon bestimmte ihn sein Vater, ein wohlhabender Mann — ob auch

Kauf-

Kaufmann, ist ungewiß — für die Kaufmannschaft. Indeß rechtfertigte der Erfolg, so wie die glücklichen Anlagen des Kindes, den feinen und richtigen Blick seiner zarten und sanften Mutter, die sich die Freude nicht versagen konnte, ihn als Gelehrten zu sehen.

Sie unterstützte ihn mütterlich, und er ward früh nach Heilbronn, und darauf nach Heidelberg gesendet um hier den Grund seiner wissenschaftlichen Bildung zu legen. Das zarte und weiche Gemüth des Knaben ergötzte sich zuerst und am liebsten an den eigenen Schöpfungen kindlicher Unbefangenheit, und sein Fleiß machte, daß er bereits in seinem zwölften Jahre sie in lateinischem Versmaas aufstellen konnte. Ja er erhielt zwei Jahre darauf schon den Grad eines Baccalaureus.

Diese ehrenvolle und verdienstliche Auszeichnung füllte des Vaters Herz mit stolzer Freude, und schien ihm die fröhlichste und lachendste Aussicht für seinen Johann zu gewähren. Er gab nun gern seinen vorigen Plan auf, und bestimmte ihn für die Rechtswissenschaft. Dieser Stand, der damals zu den

höch-

höchsten Ehrenstellen führte, wiewohl der Winkelzüge und Ränke nicht wenig dabei waren, schien auch dem Vater der schicklichste zu seyn, wenn er Ehre und Freude an seinem Sohne erleben wollte. So dachte aber der Sohn nicht. Er reisete ungern nach Bononien ab — denn Italien, wie man sich aus Huttens Leben erinnern wird, war damals die vorzüglichste Bildungsanstalt für diesen Stand. Sein grader und schlichter Sinn mochte sich gar bald gegen diese leeren Grübeleien und unnützen Spitzfindigkeiten, so das Recht mehr verdunkelten, als erleuchteten und befördern halfen, empören. Als nun vollends die äußern Umstände selbst seine Abneigung begünstigten, indem theils das Klima seinem schwächlichen und leicht reizbaren Körper nicht zusagte, theils auch der Bankier ihm die von seinem Vater gesendeten Gelder nicht ehrlich auszahlte, so ging er nach Verlauf eines halben Jahres gern wieder zurück in das Vaterhaus, und von da nach Heidelberg.

Weit mehr als das trübe Geschäft, verworrene weltliche Zwiste zu lösen, zog ihn das

Höch-

Höchſte und Heiligſte der Menſchheit an, deſſen mannichfaltigen Schwingungen und Strebungen und Ausſprüchen in kindlicher Demuth und frommer Ruhe zu lauſchen, er für das angenehmſte und ſeinem Geiſte angemeſſenſte Geſchäft hielt. Er widmete ſich alſo der Gottesgelahrtheit. So erforderlich es ihm auch ſchien, die angeſehenſten und geltendſten Lehrer in derſelben zu leſen und zu ſtudieren, und ſo emſig er auch dies that: ſo zeigte ſich doch ſchon hier ſein klarer Sinn und ſein prüfender Geiſt, indem er Thomas, Richard und Gerſon am liebſten las, weil ihre Schriften mehr auf Reinheit und Frömmigkeit des Wandels zu wirken ſuchten, als ſie ſich in ſpitzfindige bis zur Albernheit gehende Erörterungen von einzelnen Lehrmeinungen einließen, und ſtandhaft die halbfrommen Grübeleien des berühmten Duns Scotus verſchmähten. Eben ſo wenig Vergnügen gewährte es ihm, gelehrte Verfechtungen und Entſcheidungen einzelner, oft gleichgültiger, oft unnützer Streitfragen, an denen ſich der ſpitzfindige Geiſt leerer und ausgetrockneter Grübler übte und ergötzte, mit anzuhören oder zu leſen.

## Zweites Kapitel.

So viel Fleiß bei so glücklichen Anlagen konnte nicht unbemerkt bleiben, und wohlwollende Freunde machten selbst Philipp, den Churfürsten von der Pfalz, auf ihn aufmerksam. Er wurde zum Lehrer der jüngern Prinzen erwählt; aber der Hof war auch nicht der ihm zukommende Boden, und bereits nach einigen Monaten entsagte er ihm, um eine von seinen Aeltern daheim gestiftete Pfründe anzutreten. Bald aber fühlte er hier, wo er seine Kräfte in einem weitern Spielraume prüfen konnte, die Lücken seiner Kenntnisse, und fern von Anmaaßung wie von Eitelkeit, unbekümmert um Nachreden, beschloß er sie nach Kräften zu ergänzen. Rasch gab er für jetzt die Pfründe auf, ging nach Tübingen, von da nach Stuttgard zu dem wackern und gelehrten Reuchlin, wo er bald die griechische Sprache lernte, wie nachher von einem Spanier die hebräische. Seine Fortschritte in der erstern bewährte er bald durch eine Sprachlehre, die er herausgab.

Hausschein konnte vermöge seiner stillern und schweigsamern Gemüthsart sich nicht an Jeden, der ihm eben aufstieß, anschliessen, und er hatte immer nur wenig, aber dafür desto herzlichere Freunde. Sein jetziger Aufenthalt in Tübingen knüpfte den Freundschaftsbund, den er früher schon mit Wolfgang Kapito geschlossen hatte nur noch fester. Kapito war Prediger in Bruchsal, und mußte in Angelegenheiten des Speierischen Bischofs oft nach Heidelberg, wo er Hausschein kennen und lieben lernte. Gleicher Sinn und gleiche Beschäftigungen verbanden beide, und Kapito's gediegnere Bildung scheint viel Einfluß auf die Bildung unsers Hausscheins gehabt zu haben. Denn nun erst, als er hier, unablässig sich mit Religion beschäftigt, alle Mittel zur Bildung für dieselbe benützt hatte, und von einem lebendigen Eifer für sie durchdrungen war, glaubte sich Letzterer geschickt, sein Amt gehörig verwalten zu können. Er gieng zurück nach seinem Weinsperg; und der milde, bescheidene Ernst, mit dem er als Prediger auftrat, stach sehr grell gegen das frevelhafte und bis zur Lä-

lichkeit leichtsinnige Gewäsch der damaligen Prediger, besonders in der Osterzeit ab. Er hielt es für unanständig und eines Lehrers unwürdig, durch unzeitigen Spaß seine Zuhörer zu unterhalten, und er eiferte dagegen in einer besondern Schrift über das Osterlachen. So nannte man damals die Kurzweil, welche Prediger ihren Zuhörern durch Uebertragen von Faschingsposſen in ihre geistlichen Reden zu verschaffen suchten. Wiewohl nun in diesen, wenn auch rohen Ausbrüchen der Laune, sich immer noch ein Funke der noch nicht ausgestorbenen Freiheit zeigte: so unterschied doch Hausschein sehr wohl Zeit und Gelegenheit, und hatte Recht da Ernst zu fodern, wo Ernst hingehörte. Denn noch war das Volk nicht soweit in seiner Bildung gediehen, daß es mit Freiheit sich hätte hingeben können, es war nur Gewohnheit und angenommenes Bedürfniß der Rohheit.

Bis zum Jahre 1515 bekleidete Oekolampadius dieses Amt. Jetzt aber hatte ihn Kapito, der unterdessen nach Basel gekommen war, und seinen Freund gern um sich haben mochte,

dem Basler Bischof, Christoph von Utenheim so nachdrücklich und herzlich empfohlen, daß ihm die Predigerstelle an der Hauptkirche angetragen wurde, die er auch annahm. Seine frühern Beschäftigungen mit Dicht- und Redekunst hatte er, troz seinen Geschäften, noch nicht abgebrochen, wiewohl auch hier die Richtung seiner Kraft nach dem Hauptziel und Streben seines Lebens gieng. Sechs christliche Trauerspiele wollte er hier drucken lassen. Ob sie aber gleich den Kundigen nicht mißfielen, so war doch ihre Abweichung von der Herkömmlichkeit der Lehrsätze zu laut und zu sichtbar, als daß man ihre Bekanntmachung in diesen stürmischen Zeiten glaubte erlauben zu dürfen. Doch scheint dies Oekolampadius nicht gekümmert zu haben; denn er arbeitete im Jahre 1517 eben wieder an einer Tragödie christlichen Inhalts, so daß, was bloße Ergötzung schien, doch in den Ernst seines Lebens eingriff, und mit ihm sich zu einem Ganzen rundete.

Bei seiner Ankunft in Basel lernte er Erasmus kennen, dem er empfohlen worden, und

der

der eben damals mit der Ausgabe seines neuen Testamentes beschäftigt war. Oekolampadius Kenntnisse, und Belesenheit in den Kirchenlehrern machten ihn zu einem tauglichen Mitarbeiter an dieser Unternehmung, und der gegenseitige Austausch von Kenntnissen, wie die mildere Gemüthsart des Einen, die zu der verzagteren des Andern, und zu seiner äußern Glätte nicht ganz unpassend war, verband beide so sehr, daß sie in Briefen mit der zärtlichsten Bewunderung einander huldigten. Oekolampadius gab sich ihm ganz hin, wie es sich von der Weichheit seines Gemüths erwarten ließ, und Erasmus liebte ihn jetzt gewiß ausserordentlich und aufrichtig; denn in ihm konnte er keinen Streiter vermuthen, dessen Umgang ihn dereinst in Verlegenheit setzen könnte.

Für diesmal blieb Oekolampad noch nicht in Basel; er nahm einen Ruf nach Augsburg an, und ging dahin ab im Jahre 1516. So sehr ihn auch hier der Briefwechsel mit wackern Männern schadlos hätte halten können für die Beengung, die er fühlte, so ließ ihn doch eben diese Beengung noch nicht zur Ruhe kommen.

Seine

Seine ganze Gemüthsart, wie sein von Natur und durch Arbeiten schwächlicher Körper schienen ihn hinzuweisen auf die Ruhe eines beschaulichen Lebens. Und wo hätte er diese wohl eher finden können, als in der Stille und Eingezogenheit eines Klosters? Darnach trachtete er, obwohl er seinen Freunden nichts von diesem Vorsatz kund gethan zu haben, oder doch nicht deutlich genug sich darüber erklärt zu haben scheint. Er fühlte es gar wohl, daß ihm Lust und Kraft gebreche, sich dem eingerissenen Strome von Mißbräuchen und Mißleben, den er, je umfassender und größer sein Amt war, desto mehr zu bemerken Gelegenheit hatte, entgegen zu setzen; und wer wird einen ungewissen, schweren Kampf außer sich matt beginnen wollen, wenn er sein Inneres beruhigt und sich gesichert hat? Das Brigittenkloster Altenmünster, unweit Augspurg schien ihm daher ein sicherer Zufluchtsort gegen den Sturm der Zeiten zu seyn, und dahin begab er sich, wiewohl mit dem Vorbehalt, es nach Belieben verlassen zu dürfen. Alle seine Freunde mißbilligten diesen sie überraschenden Schritt gar

sehr;

sehr; denn sie glaubten, auch er sei bestimmt, die allgemeine freiere Regung der Bessern zu vermehren und zu fördern, so viel an ihm wäre. Dazu meinten sie, müsse sein Trübsinn in der Einsamkeit noch mehr zunehmen, und auf seine Gesundheit den nachtheiligsten Einfluß haben. Erasmus hatte ihm den Hang zur frommen Beschaulichkeit wohl abgemerkt, und wiewohl auch er mit diesem Schritt unzufrieden war, so schrieb er ihm doch: „es sei fern von mir, irgend Jemanden von einem heiligen Unternehmen abzuschrecken, am wenigsten dich, der schon alt genug ist, um sich und diese Lebensart zu kennen. Ich wünschte nur herzlich, daß dein Unternehmen glücklich ausfiele; denn aus deinem Briefe vermuthete ich, daß du so etwas vorhättest. Nun freue ich mich, wenn es dir glückt. O der glücklichen und wahrhaft evangelischen Denkart, ernstlich nur darauf zu sinnen, daß die Seele gereinigt von allen Begierden dieser Welt, los und frei auf Christi Ruf, auffliege!" Hier fing schon eine Unächtheit in Erasmus's Betragen gegen Oekolampadius an.

Schon

Schon in Augspurg hatte er keinesweges gefeiert, sondern das Lesen der ältern Kirchenlehrer ernstlich fortgesetzet. Noch mehr begünstigte ihn hierin die Stille des klösterlichen Lebens. Besonders zogen ihn diejenigen Schriften an, welche auf Beförderung eines heiligen Lebens wirkten, und seine schriftstellerischen Arbeiten aus dieser Zeit, die er, damaliger Sitte gemäß, seinen Gönnern und Freunden widmete, ohne damit, wie Erasmus thut, erwerben zu wollen, tragen diesen Charakter an sich, entfernter oder näher. So schrieb er damals unter andern auch Predigten, oft über einzelne Sätze aus dem katholischen Lehrbegriff, die an Wärme wenigstens ersetzten, was ihnen an Klugheit abging.

## Drittes Kapitel.

Diese Art zu leben und sich zu beschäftigen konnte den Mönchen allerdings untadelicher vorkommen, besonders da er sich noch nicht so beträchtlich vom Alten entfernte und doch immer in ihrer Nähe war. Als sich aber sein Geist nun auch auf Luthers Schriften wendete

und ihre Kraft einsog, als er anfing, sich z. B. über die Ohrenbeichte freier zu äußern, regte sich auch die Ketzermacherei lauter, oder heimlicher und hinterlistiger. Vorzüglich hatte er viel von dem Franziskaner Glapio, dem Beichtvater Karls des Fünften, zu fürchten. Indeß schien man nur noch gewisser über ihn werden zu wollen, und suchte ihn auf folgende Art zu verstricken. Man gab ihm ein Ordensbuch, und bat ihn, treulich alles zu bemerken, was er für schriftwidrig hielt, indem man bereit sey, dies zu verbessern und abzuändern. Oekolampadius vermuthete in seiner Offenheit keine Schlinge; es konnte bei seinem schärfern und gekräftigtern Blick nicht fehlen, daß er vieles dieser Art entdeckte und anzeichnete, und nun schalt man ihn einen Abtrünnigen, einen Ketzer, obwohl keiner sich getraute, Hand an ihn zu legen.

Seine Freunde hatten dies lange vorausgesehen, und ihn gewarnt, um so eifriger, da außerhalb des Klosters allerlei Gerüchte von der Erbitterung der Mönche gegen ihn sich verbreiteten. Er war immer unerschrocken geblieben.

Endlich erfuhren die Freunde, daß in wenigen Tagen die Mine, die ihn verzehren sollte, losgelassen werden sollte, und nun ermahnten sie ihn um so dringender, auf seine Rettung zu denken, ja sie sendeten ihm ein Pferd, um schleuniger zu entfliehen. Nun sprach er ernstlicher mit den Mönchen, gab ihnen zu überlegen, daß, wenn er unschuldig sey, sie sich schämen müßten, an ihm zum Verräther zu werden, wenn schuldig, so müßten sie ihn, laut der Uebereinkunft, entlassen. Noch waren die Mönche unentschieden, wie sie sich wohl klug genug nehmen müßten, ohne sich zu schaden, und ohne ihn aus dem Garne zu lassen, als das Dringen seiner Freunde, und die dargebotene Hülfe ihn allen weitern Nachstellungen entzog. Er floh, floh in die Freistätte, welche der wackere, ächte Teutsche, wenn je einer war, Franz von Sickingen, auf seinem Schlosse Ebernburg den besten und verfolgten Köpfen damaliger Zeit so menschlich und gastfreundlich gewährte. Oekolampadius ward sein Schloßprediger, und, wenn auch sein Wirkungskreis kleiner war, so war er doch frei

und ungebunden. Das fühlte er auch gar wohl, und wie es ihn freute, so manchen Mißbrauch abzuschaffen, und ihn mit einer zweckmäßigern, einfachern Einrichtung zu vertauschen, so vergnügliche Stunden erlebte er hier in dem Umgange mit gebildeten Gelehrten, wie Bucer, der weiter unten noch mehr hervortreten wird, Aquila aus Augspurg, Schwebel, dem Franz eine festliche Hochzeit ausrichtete, und dem edeln Ulrich von Hutten.

Indeß war freilich sein Gehalt gering, und er wäre früher oder später abgegangen, wenn Sickingens Schicksal nicht ohnehin es nöthig gemacht hätte, seine Freunde zu entlassen. Sie zerstreuten sich an verschiedene Orte. Oekolampadius ging 1523 nach Basel, um hier theils seine schon fertigen Arbeiten beim Buchdrucker Andreas Cratander anzubringen, theils durch andre sich Unterhalt zu verschaffen. Noch aber war er nicht öffentlich angestellt, wiewohl er öfterer predigte, und wartete eines Rufs.

Diesen erhielt er. Er ward zum Professor der Theologie ernannt, und hielt Vorlesungen über

den

den Propheten Jesaias, wodurch er auch an seinem Theil das erstorbene Forschen in der Schrift wieder aufregte; bis die Amts-Unfähigkeit des Predigers an der Martinskirche, Andreas Zanker, der am Podagra danieder lag, ihm die Substitutenstelle verschaffte. Die gewissenhafte und fromme und freie Verwaltung des ihm anvertrauten Amtes erwarb ihm auf der einen Seite mehrere Freunde. So freute sich Luther, der seinen Abschied aus dem Brigittenkloster als das sicherste Zeichen seiner Freiheit und Größe, die keiner Kräftigung bedürfe, angesehen hatte, herzlich über all' seine Unternehmungen; ermahnte ihn, Erasmus's Mißbilligung seiner Vorlesungen nicht zu achten, indem er ein heuchlerischer Mann sei, der nun abtreten könne, nachdem er geleistet, was er gekonnt, nämlich das Studium alter Sprachen zu beleben, keineswegs aber tüchtig sei, die ächte und wahre Religiösität zu entzünden und zu stärken. Auf den rechten Weg könne er nicht führen, wenn er auch vor Irrwegen bewahren könne; es mangle ihm an einem gesunden Urtheil über heilige Dinge. So schrieb ihm damals Luther, und

mehreres, was die bescheidene Größe dieses göttlichen Mannes bewährt.

Auf der andern Seite aber mußte Oekolampadius eben so natürlich auch Feinde finden, die entweder offener, oder auch durch allerlei Wendungen ihm beizukommen suchten. Die Päbstlichen, die in diesen Zeiten eine Ahndung ihres Untergangs hatten, witterten bald die rüstigsten Streiter aus, wo sie sich auch fanden, und versuchten durch Güte und Versprechungen zu wirken, wenn Strenge und Gewalt nicht am Orte war. So versuchte auch Johann Cochläus in Stuttgard sein Heil an Oekolampadius. Er schrieb ihm, wie sehr es ihn kränke, daß ein Mann von solchen Talenten, Luthers Anhänger, und dem Kloster entwichen sei, wie er gar nicht glauben könne, daß Oekolampad ein ruhiges Gewissen habe, indem er ohne alle Rücksicht auf Ordensgelübde und kirchliche Gesetze so anstößig und ärgerlich sich betragen. Ja er rieth ihm sogar, in das Kloster zurückzukehren, oder, falls er dies nicht wollte, sich Dispensation vom Papste zu verschaffen, worauf er ihm eine Pfarre, oder auch

ein

ein Kanonikat ertheilen wolle, damit ..higer seinen Studien obliegen könne. L..oelompadius aber wies solche listige und thörichte Anmuthungen, die wohl träge und sklavische Menschen, wie sie damals in Menge sich vorfanden, und eben zur Aufrechthaltung des Papstthums dienlich waren, gereizt hätten, mit gebührender Verachtung zurück.

So gelinde und verführerisch lockend traten andre, wie der Rektor der Akademie, Johann Womeck, und der theologische Professor Gebweiler nicht auf. Sie, erklärte Feinde aller Lutherischen, unterdrückten nicht nur alle Schriften, die auf Kirchenfreiheit und Glaubensherstellung sich bezogen, sondern betrugen sich auch überdies mit dem rohesten Uebermuth und der pöbelhaftesten Gemeinheit, besonders gegen Zwingli, dessen Sache endlich zur öffentlichen gemacht ward, und mit einer Ehrenerklärung für ihn entschieden wurde. Seinetwegen sowohl als wegen Oekolampadius und andrer, die sich mit ihnen verbanden, glaubte man zu Zürich eine Disputation anstellen zu müssen, auf welcher man leicht sie mit einem-

male

male niederschlagen zu können wähnte. Oekolampadius, der, wie Melanchthon, immer fürchtete, und vor jedem kecken Schritte erbebte, war damit unzufrieden, und ermahnte seinen Freund Zwingli, ja nicht hitzig zu werden, weil darunter die Wahrheit am meisten leide. Er stellte die Gefährlichkeit solcher Anstalten von allen Seiten dar, faßte Zwingli allenthalben, bei seinem Stolze, seiner Wahrheitsliebe, um ihm ja die gehörige Stimmung abzugewinnen, oder zu ertheilen. Diesmal aber war seine Besorgniß zu weit gegangen; denn Zwingli's Kraft, Muth, Gelehrsamkeit und geistige Gewandheit erhielten einen so ausgezeichneten und rühmlichen Sieg über die Gegner, daß Oekolampad selbst ihm von Herzen Glück dazu wünschte.

Diese behutsame Mäßigung, die er unter andern auch einem entwichenen Mönche, Ambrosius Blaurer, der seine Entweichung vor dem Rathe zu Costnitz, seinem Geburtsort, rechtfertigen wollte, und dabei nicht vortheilhaft über das Mönchthum sprach, anrieth, dieselbe Mäßigung, sage ich, beobachtete er auch

selbst

ſelbſt bei allen ſeinen Unternehmungen. Zwar unterließ er nicht, gefundene Wahrheit zu verkündigen, und, wenn die Umſtände nur etwas günſtiger zu werden ſchienen, frei zu ſprechen, wie er es einſt gegen Eheloſigkeit öffentlich that: doch erwog er alles genau, und ſuchte klüglich, wie er nur konnte, jeden günſtigen Umſtand gelinde zu benutzen, und für ſeinen Zweck zu verwenden. Und dieſe Umſtände ſchienen wirklich täglich ſich zu verbeſſern. Männer von dem beſten Willen, der ausgezeichneteſten Thätigkeit, und gründlichen Kenntniſſen, Wolfgang Weiſſenburg, Markus Berſius, Johann Luthart und Thomas Geierfalk wurden für ihn gewonnen, und unterſtützten ihn in ſeinen Unternehmungen.

Hier ließ ſich etwas wagen und erwarten, je lauter und allgemeiner und öffentlicher die Sache der Religion betrieben wurde, und hier war Oekolampadius nie der letzte, und nimmer feig. Als daher Wilhelm Farell von Gap, ergriffen von der allgemeinen Bewegung, welche die Geiſter belebte, um dieſe Zeit nach Baſel kam, und im Feuereifer öffentlich, trotz mancher-

cherlei Hindernissen und Ränken, das Heiligste vertheidigte, indem er über angeschlagene Sätze zum Streit einlud, trat ihm Oekolampadius unerschüttert bei, und half ihm rühmlich siegen. Die angeschlagenen Sätze, enthielten besonders Lebensregeln in Beziehung auf Religion, und standen als solche der herrschenden Unbildung und Verdorbenheit entgegen. Oekolampadius achtete bei dieser Vertheidigung nicht die elende Persönlichkeit des Erasmus, der auch Farell auf alle Weise lästerte und verunglimpfte, wie denn dieser Mann überhaupt keinen Sinn für große und kühne Festigkeit hatte, sondern er vertheidigte ihn auch sehr kräftig und bitter, als es endlich den Ränken der Gegner gelungen war, ihn aus der Stadt zu verweisen. Je freundschaftlicher er aber für ihn gesinnt war, desto mehr ermahnte er ihn auch nachher zur Milde, und verwies ihm auf das Beispiel Christi, auf die zum Theil auch unverschuldete Schwäche der Uebelgesinnten; denn die Menschen wollen, sagte er, einen sanften Führer, nicht einen rohen Treiber, und unser Beruf macht es uns zur

Pflicht,

Pflicht, sie unserm Herrn Christo liebreich zuzuführen.

## Viertes Kapitel.

Einen so würdigen und ämsigen Lehrer suchte seine Gemeinde zu befördern, und jetzt trug man ihm an, daß er Dekan der Prediger würde. Er lehnte dies zwar ab, benützte aber die Gelegenheit, seinen ohnedies spärlichen Gehalt sich erhöhen zu lassen. Er versprach seiner Gemeinde immer treu zu bleiben, machte aber Bedingungen, die im gleichen Maaße sein redliches Herz, wie seine Klugheit beweisen. Für's Erste bedung er sich unverletzliche Lehrfreiheit, so daß er alles vortragen könne, was die Schrift lehre, alles dagegen verwerfen, was sie verwerfe; Zweitens, daß er nicht gezwungen sey, die päpstlichen Kirchengebräuche, wofern er sie mißbilligen müsse, beizubehalten; endlich erbat er sich auch einen Diakonus, der ihm bei der Verwaltung seines Amtes Hülfe leistete. In diese Bedingungen willigten nicht allein die Kirchenvorsteher, sondern auch der Rath genehmigte sie, nur mit dem Vorbehalt,

daß

daß ohne sein Mitwissen Oekolampadius keine wichtige Aenderung vornehme.

Nun ließ er die Kinder teutsch taufen, nun theilte er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus, ließ dabei vorlesen, beten und ermahnte, alles in teutscher Sprache. Eben so suchte er frei die irrigen Begriffe des Volks über Kirchengebräuche vorzüglich zu berichtigen, indem er lehrte, die Messe sei kein Opfer, weder für Lebendige, noch für Todte, noch für die Seelen, so im Fegefeuer schmachteten; vielmehr sei uns allen durch Christi Tod mit einemmale vollkommne Vergebung der Sünden erworben. Weihwasser, Palmenweihe, Kuchenopfer und ähnliche beim Gottesdienst eingerissene Mißbräuche schaffte er ab und verwarf sie, als unnütz und sündhaft. Auch fand er hierin das Volk empfänglicher und nachgiebiger, als man bei solchen Dingen, welche die Zeit und Gewohnheit geheiligt hat, und woran der gemeine Mensch oft sein Höchstes und Bestes knüpft, erwarten durfte. Auf seine gründliche Vertheidigung gegen kleinliche Anschwärzung erhielt er auch die Erlaubniß, frei sich

aus

aus den Evangelien einen Text zu erwählen, über welchen er predigte. So wie er aber mündlich und durch wirklich getroffene Verbesserungen zunächst auf die ihm anvertraute Gemeinde wirkte: eben so erwarb er sich auch außerhalb seiner Sphäre mehrere Freunde durch mancherlei Schriften, die er unermüdet ausarbeitete, welches theils Uebersetzungen brauchbarer Predigten und andrer kirchenväterlicher Schriften, theils Erläuterungen alt- und neutestamentlicher Bücher, theils eigne Predigten waren. Auch unterließ er nicht, die Denkmäler römischer Kraft und griechischer Schönheit fleißig zu lesen und zu verbreiten.

Sein Ansehen und seine Kenntnisse foderten auch seine Erscheinung und Entscheidung bei streitigen Fragen, welche über diese oder jene Lehre aufgeworfen wurden. Daß in einem Zeitalter, wo sich der gesunkene Geist so mächtig und frei aufrafft, und alles was ihm verwandt ist, kräftig mit sich fortreißt, die neugeschaffene Welt befremde, und den ungeübtern, noch nicht gekräftigten Geist selbst durch ihre Neuheit überraschend verwirre und vielleicht

auf Abwege leite, iſt an ſich eben ſo leicht einzuſehen, als es auch durch die Geſchichte jener Zeiten ſich beſtätigt. Nur war es damals der äußern Ruhe wegen nöthig, und nur der Gewißheit willen, nach der jeder rang, um ſeine Ueberzeugung auch im Leben auszuprägen und darzuſtellen, vortheilhaft, daß man auch durch mündliche Mittheilung ernſtlich auf Einmal irgend einen vorliegenden Gegenſtand zu entſcheiden ſich bemühte, wie es Farell verſucht hatte. Aehnliches trug ſich im Jahre 1525 mit der Meinung von der Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit der Kindertaufe zu. Da es immer mehr anerkannt ward, daß die Schrift allein die Regel ſey, nach welcher alles Chriſtenthum beurtheilt, und jeder Gebrauch, wie jede Lehre gerechtfertigt, oder verworfen werden müſſe: ſo befremdete es mehrere unruhige und grübelnde Geiſter, welche die den Kindern ertheilte Taufe und Weihe zum Chriſtenthum auch ſchon wegen des Unverſtandes der Kinder nicht für zuläſſig hielten, über dieſen Punkt nichts in der Schrift zu leſen. Davon konnte nun in den Schriften des Neuen Bundes

nicht

nicht die Rede seyn, da die Taufe als ein Zeichen des Uebergangs aus der jüdischen in die christliche Religion angesehen ward, und die Lehre der Letztern nothwendig Prüfung und Entscheidung für sich verlangte, die man nur von Erwachsenen erwarten konnte. Doch das Schweigen der Schrift über die Kindertaufe bestärkte sie nur noch mehr in ihren Gesinnungen, so daß sie nicht nur sich manchen Scherz über diese Handlung erlaubten, sondern auch sogar eigenmächtig noch einmal tauften, und als sie von Seiten der Geistlichkeit Widerstand erfuhren, die Frage auf einer öffentlichen Zusammenkunft der Gelehrten entschieden wissen wollten. Besonders waren Grebel, Manz und der Prediger zu Waldshut, Balthasar Friedberger, heftige Vertheidiger des Wiedertaufens, und so stark war ihr Anhang, daß, wiewohl Friedberger sogar zu Wien verbrannt wurde, man doch kein andres Mittel sah, ihrer Eigenmächtigkeit Einhalt zu thun, als die Religionsgespräche. Denn es war nicht sowohl diese Meinung, die an sich vielleicht als unschädlich angesehen werden konnte, wie auch Oekolampadius früher

gethan

gethan hatte, als vielmehr die dadurch veranlaßte Trennung und Spaltung in der Mitte der Christenheit, welche jetzt, da zwei Hauptparteien einander gegenüber standen, und sich zu behaupten suchten, auf alle Weise verhütet werden mußte, wenn anders die gute Sache immer mehr siegen sollte. Es wurden daher mehrere Verhandlungen zu Basel darüber angestellt, und wie mäßig und mild auch Oekolampad, Immelin, Weissenburg und Geierfalk sich gegen die Wiedertäufer erklärten, wie bündig sie auch darthaten, daß nichts hindere, diesen ehrwürdigen und alten Gebrauch der Kindertaufe auch fernerhin beizubehalten: so war doch die Gegenpartei so eingenommen und entzündet für ihre Behauptung, berief sich so laut und so keck auf geheime Offenbarungen und geistliche Erleuchtungen, indem es einer ihrer Hauptsätze war, daß der heilige Geist unsre Vernunft sey, daß auch diese Verhandlungen nichts fruchteten, und für diesmal die Obrigkeit allem theils begangenen, theils daher noch zu befürchtenden Unheil gewaltsam steuern mußte.

mußte. Wiederruf, Verbannung und endlich Todesſtrafe waren die Gegenmittel.

Von weit ausgebreitetern und unſeligen Folgen war der Zwiſt über das Nachtmal, der ſich zwiſchen den Schweizeriſchen und Sächſiſchen Theologen jezt erhob. Oekolampadius hatte lange und vielfach in ſich ſelbſt mit den Zweifeln an der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti gekämpft, er hatte ſich, ſich ſelbſt mißtrauend, in die wiewohl dunkle aber hergebrachte Meinung geflüchtet, dann wieder ſorgfältig geforſcht, ſich ſelbſt ſeine unzeitige Furcht vorgeworfen, behutſam und unentſcheidend darüber geſprochen, als Bodenſteins von Karlſtadt Aeußerungen darüber, als habe Chriſtus bei den Worten: das iſt mein Leib, auf ſeinen Körper gezeigt, ihm wahrſcheinlicher und nicht ſo gar fern vom Ziele, wie er ſagt, erſchienen. Er hatte dies offen und frey geäußert, war verläumdet und behöhnt worden; die Nachfragen darüber wurden um ſo dringender, je dunkler dieſe Lehre ſchien, und je mehr ſich grade deshalb die Geiſter verſucht fanden durchzudringen. Eine Entſchei-

dung

dung auf einer deshalb anzustellenden Versamm-lung war durch mancherlei Ereignisse hinter-trieben worden, und Oekolampadius blieb im-mer verdächtig. Es blieb ihm also nichts übrig, als frei sein Urtheil auszusprechen.

## Fünftes Kapitel.

Er that dies in dem, wie er selbst sagt, unschuldigen aus den gesammelten Meinungen der alten Kirchenlehrer, aus der Schrift und wahrscheinlichen Schlüssen bestehenden Werke: über die echte Auslegung der Worte des Herrn: das ist mein Leib, nach den ältesten Schriftstellern; einem Werke, das so ganz das Gepräge eines ruhi-gen und milden, dabei aber scharfsinnigen und gelehrten, für die anerkannte, nach langem For-schen gefundene Wahrheit glühenden Mannes trug, daß man sich auf den ersten Blick wun-dern muß, wie es der Zunder so vieler Strei-tigkeiten werden konnte. Nach Ihm und sei-nem Freunde Zwingli waren diese Worte figür-lich zu verstehen, doch so, daß Oekolampadius Leib für Sinnbild des Leibes, Zwingli ist

für

für bedeutet annahm, welches doch endlich auf Eins heraus kam, und eine geistige Gegenwart Christi, wie einen geistigen Genuß des Nachtmahls lehrte. Oekolampadius erwies, daß seine Auslegung den Regeln einer wahren und gründlichen Erklärungskunst, dem Sprachgebrauche, dem Zusammenhange angemessen sey, daß sie durch ihre einleuchtende Deutlichkeit und Natürlichkeit alle irrige und läppische Folgerungen abschneide, auch eine Stütze in den alten Kirchenlehrern finde.

Es fanden sich mehrere, welche die Bekanntmachung dieser Schrift zu hindern suchten. Erasmus selbst, der erst keck aufzutreten Miene machte, nachher aber in einem von ihm diesfalls eingeholten Gutachten, wie gewöhnlich, sich hinter ein „wofern" flüchtete, da er die Gründe und Beweise unwiderleglich oder wie er es in einem Briefe nannte, höchst verführerisch fand, war doch, aus Furcht wiederum und Feigheit, unzufrieden damit. Doch erschien sie, trotz allen Hindernissen.

Allein nun standen mehrere Gegner auf, wie die Schwäbischen Theologen, und der Pre-

diger zu Nördlingen, Theobald Billikan, die, dem Buchſtaben gemäß, einen leiblichen Genuß annahmen, und jede andre Auslegung für ketzeriſch verſchrieen. Oekolampadius antwortete auf alle, und gab auch noch Reden über die Würde des Nachtmahls heraus. Alle dieſe Schriften entwickelten ſeine Auslegung immer gründlicher und beſſer, indem ſie auch bewieſen, wie ſogar nicht dieſelbe der Auslegung der Gegner nachſtehe, wenn man ſie auf das Gemüth der Chriſten bezöge. Wie ſehr es aber Oekolampadius in ſeinem ganzen Geſchäft beſonders darum zu thun war, daß die vorgetragenen Lehren auch in das Leben und den Wandel der Chriſten wirkſam und vortheilhaft eingriffen, zeigt ſich ſchon im Obigen, und wird ſich immer mehr beſtätigen. Ihm ſtand Zwingli wacker bei, nur daß er etwas kräftiger und feuriger auftritt, wie er denn über die Schrift der Schwäbiſchen gradehin ſagte: ich habe in dieſen gefährlichen Zeiten, um nichts Schlimmeres zu ſagen, nichts erſcheinen ſehen, was weniger verdiente empfohlen zu werden, als Brenzens Schrift, theils wegen der Gewalt,

welche

welche der heiligen Schrift faſt ſo oft als ſie angeführt iſt, angethan wird, und wegen des Uebermuths, theils wegen des neuen Beiſpiels und der Unbeſcheidenheit. — Was nützt es zu ſagen, daß ſie durchaus den Satan athmen, da, die Verläumdung, daß uns der Satan betrüge, weil wir anders denken, abgerechnet, das ganze Werk faſt nichts enthält. Den Oekolampadius, dieſen unſchuldigen Mann, dies Muſter von Frömmigkeit und Gelehrſamkeit, von dem doch die meiſten erſt gelernt haben, was ſie in Sprachen wiſſen, behandeln ſie ſo unrein, daß es nicht ſcheltens- ſondern verwünſchenswerth iſt, daß Chriſten ſich ſo entgegnen.

Auch der ſonſt ſo wackere und für Oekolampadius ſo vortheilhaft geſinnte Nürnberger Patricier, Wilibald Pirkheimer, ſchrieb auf das Heftigſte vom wahren Fleiſch und wahren Blute Chriſti. So weit konnte auch den freiern Mann eine Beſchränkung führen, wenn anders nicht, (wie einige vermuthet haben, aus ſeinen Aeußerungen, und nachherigem Argwohn) Erasmus, deſſen Gemein-

heit bis zum Eckel sich in den Zeiten der Reformation aufdringt, durch ihn — denn er selbst hatte den Muth nicht — sich für ein spöttisches Aufführen seiner, als des großen Erasmus, rächen wollte, weil er fürchtete, man möchte ihn deshalb für einen Lutherischen halten. Wenigstens freute ihn Pirkheimers Schrift so sehr als Luthern.

Oekolampad, wiewohl er diese Schrift so ungründlich, als ungerecht und beleidigend fand, schrieb doch zuvörderst einen Brief an Pirkheimer, worin er ihm theils die zärtlichsten Vorwürfe über seine Feindschaft macht, theils im festen und sichern Gefühl seiner guten und gerechten Sache alle frommen Wünsche, daß ihn der Himmel bekehren möge, großmüthig und ruhig zurückgiebt. Allein dies erbitterte Pirkheimern nur mehr, und seine Antwort enthält nichts, als Hohn, frommen über sich selbst hinstürzenden Eifer, und sichtbare Besorgniß für seinen guten Namen, den er, beschränkt genug! für gekränkt hielt, wenn man ihn für Lutherisch oder Oekolampadisch hielt, nebenbei auch einige gehässige Anspielungen.

gen. Zugleich drohte er ihm mit einer Replik, wenn Oekolampadius sich vertheidigen würde.

Dies hatte denn Oekolampad allerdings im Sinne, und schon war er mit der Vertheidigung fertig, welche wieder so gründlich als mäßig war, und vorzüglich die Herkömmlichkeit und das Beharren dabei in Rücksicht auf diese Lehre für gar keinen Beweis gelten ließ, wiewohl Pirkheimer darauf sehr viel gesetzt hatte. Zugleich begründete er seine Auslegung mit neuen Beweisstellen und Erörterungen. Doch dies war noch nicht genug. Denn Pirkheimer ward noch heftiger, und nöthigte ihm dadurch noch eine Schrift ab. Eine dritte aber konnte er nicht von ihm erhalten auf den Angriff: über die Lästerungen jenes Mönchs, der sich griechisch Oekolampadius, teutsch aber Hausschein nennt. Denn „ich habe, schrieb er schon währender Zeit an Zwingli, gefunden, daß Pirkheimer einer der geübtesten Meister im Schmähen ist, so daß mich fast nichts mehr eckeln kann, als ihm zu antworten. Er hat Muße, und wird weder durch Schelten, noch

Güte

Güte von seinem Eifer lassen. — Zwar macht er mich zu einem Hauptheuchler, und Lügner; doch fühle ich, daß ich keiner bin, da ich von ganzem Herzen handle. — Die schwarzgallige Speise, daß ich es so nenne, die uns Nürnberg liefert, habe ich fast verschlungen. Sie hat so viel Liebe, wie der Teufel selbst. Ich habe geantwortet. Dies wüthende Thier wird uns nun ganz zu zerreißen, und lebendig aufzuzehren versuchen." Jetzt schrieb er: „Pirkheimer schreibt zum drittenmale wider mich, wie ich höre. Was wird er nun bringen? was alles mir wieder aufbürden? Kaum wird er einer Antwort verdienen, was er auch immer schreiben mag. Doch dauert mich's, daß eine so vorzügliche Stadt, wie Nürnberg, so gedrückt wird. — Ei was hat der Brodgötze in Nürnberg für wackre Streiter, die sich seiner herrlich angenommen zu haben glauben, wenn sie auf uns alle Arten von Schmähungen gehäuft! Pirkheimern würde ich doch vergebens antworten. Seine Frechheit ist unheilbar."

Nicht alle Gegner würdigte Oekolampadius einer Antwort, obgleich mehrere noch ihn an-

angriffen, wie Jodocus Clichtoreus, Kanonikus zu Chartres, Johann Fischer, Bischof von Rochester, und der Prediger im Badenschen, Jakob Struthio (Straus), der sich auch unerlaubter Mittel gegen Zwingli bediente, und von diesem mit Eifer und Galle zurückgewiesen wurde. Wie in Schriften, so verbreitete man auch mündlich die gröbsten Läsierungen gegen die Schweizer.

## Sechstes Kapitel.

Der große Luther, wiewohl er gleich anfangs behauptete, eine von beiden Parteien müsse irren und des Teufels seyn, so daß an keine Vermittelung, wie sie Bucer im Sinne hatte, zu denken sey, hatte doch seinen Vorsatz über diese Ketzerei zu schreiben noch nicht ausgeführt. Nur die Schwäbische Gegenschrift hatte er übersetzen lassen, und mit einer bitterbösen, herausfodernden, Vorrede begleitet. Sie war aber auch so ehrenrührig, daß es kaum des Raths der Freunde Oekolampad's bedurfte, eine Gegenschrift von ihm zu erhalten.

ten. Sie war, den Wünschen dieser Freunde gemäß, teutsch, und führte den Titel: Billiche Antwurt Jo. Ecolampadii auff D. Martin Luthers Bericht, des Sacraments halb, sammt einem kurzen Begriff auf etlicher Prediger in Schwaben Schrifft, die Wort des Herrn Nachtmals antreffend. Ich bit umb Verhör. 1526. Die Widerlegung war gründlich und in einem sehr geordneten Vortrag. Luther ward nicht geschont, und mußte sich mancherlei vorhalten lassen, und an das Licht gezogen sehen, was vielleicht ihm selbst unbewußt in des Herzens innersten Tiefe geheim verborgen lag, und nur unwillkührlich laut ward in Wort oder Handlung. So sprach Oekolampadius von gemachten Friedensvorschlägen und Vermittelungen, bei denen die Billigkeit und Friedfertigkeit der Schweizer Gottesgelehrten gerühmt worden war, und setzte hinzu: „Das hat deinen hochtrabenden Geist also gespornt, daß er gumpet und schlägt, und mag weder Räuhe noch Sänfte in uns loben; und so man ihm sein Irrsal entdeckt, spricht

spricht er mit kläglichen Worten, man stürz den Glauben um, und es sei greulich gelästert, das Gott nicht lange gedulden mag, und spricht, es sei ein jämmerlich Wesen und Straf der Verfolgung des Evangeliums. Aber der christliche Leser wird wohl mögen abnehmen, daß das Worte sind eines erzörnten Menschen, der nicht anders kann; so er ihm selbst entlaufen ist, vermeint er, daß keine größere Sünd und unbillichs auf Erden sey, denn daß man ihn angerührt habe; das ist denn ein jämmerlich Wesen und bricht Himmel und Erde zusammen, daß man ihn sagt, er mög' auch als ein Mensch irren, und die so auf ihn sich verlassen, mögen auch fehlen. — Ei so stürzt man den ganzen Glauben um. — Nicht also, meine Brüder! Wir sollen uns nur nicht in den Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Rom, Wittenberg oder Basel, an dein oder eine andre Person." In der That ein feiner Blick auf der einen, und auf der andern Seite eine echt menschliche freie Aeußerung des braven Oekolampads, die beherzigt zu werden verdient, besonders von denen, die, weil sie

nichts

nichts Heiliges kennen, alles sogleich in persönlichen Beziehungen aufzufassen pflegen.

Er zeigte ihm ferner, daß die verschiedene Ansicht und Auslegung unter den Schweizern selbst keineswegs gegen ihn entscheiden könne, indem ja diese Verschiedenheit auch unter den Seinigen walte, und es nur auf Glaubensgrund und Schriftgemäßheit ankomme. „Du vergissest an uns brüderliche Liebe, Du könntest wohl nicht sträflicher mit uns reden (Luther hatte die Zwinglischen Lehrsätze das siebenköpfige Thier aus der Offenbarung genannt). Wolan, willst du je nichts anders, denn daß aus deinem unfürsichtigen Eifer werd' ein vergifteter neidischer Zorn, und du aus einem Geistlichen so ein Fleischlicher, so wir schon geduldig schweigen, so werden die geistlich-verständigen wohl sehen, wer die Sternen vom Himmel herabwirft. Sie werden wohl sehen, wer das rothfarbe Thier sei, und welche Köpfe zwei Hörner haben."

Endlich schloß er: „Lieber! willst du lehren, so laß deine Scheltwort zu Wittenberg; sie bessern die Sache nicht, und wir bedörfen ihrer

ihrer nicht; ich weiß auch nicht, wie du sie gegen Gott verantworten werdest. Der verleihe dir und mir in der Erkenntniß seines Sohnes fürzufahren!"

Trotz diesen auswärtigen Streitigkeiten, die Oekolampad's friedliebendem Gemüth sehr unangenehm waren, vernachlässigte er die seiner Sorge anvertraute Gemeinde doch nicht, sondern wirkte, soviel er vermochte, durch Schrift und mündlichen Vortrag und That zu ihrer Verbesserung und Belehrung. Auch seine Klugheit muß man bewundern, die doch so fern war von allen Winkelzügen und Unredlichkeiten. So suchte er durch Offenheit und Bescheidenheit den neuen Bischof von Ulm, Augustin Marius für sich, oder vielmehr für die gute Sache zu gewinnen, wiewohl seine eigne Wärme und der Glaube an die Empfänglichkeit jenes Mannes ihn getäuscht zu haben schienen. Er vertheidigte auch gründlich, und führte ein den Kirchengesang, und die Gegner vermochten auch jetzt nichts gegen die Triftigkeit und Bescheidenheit, womit er auftrat. Selbst die Lügen, die man auf Zwingli's Gefahr,

fahr, der grade ein Freund von Musik war, erfand, wollten diesmal nichts bewirken.

Je mehr indeß zu Zürich und Basel die Früchte der Bemühungen zweier so wackrer Männer, als Zwingli und Oekolampad, reiften, desto lauter und dringender war das Streben der Gegenpartei, sich aufrecht zu halten. Sie boten dazu besonders den bekannten Ingolstadter Theologen, Johann Eck, auf, welcher anfänglich entweder aus Furcht, oder weil er, wie viele zu allen Zeiten, die mächtige Begeisterung für das Schöne, Gute und Wahre, wie einen Schwindel, oder eine Mode ansah, die, eine Zeitlang mitgemacht, endlich von selbst aufhörte, geschwiegen hatte, wenigstens nicht nachdrücklich gewirkt. Jetzt mußte er erfahren, daß ihm wirklich die Sache zu Kopfe gewachsen war, und es wurde auf die schon ehemals in Anregung gebrachte öffentliche Verhandlung aufs neue angetragen. Nun war man auch diesmal über den Versammlungsort uneinig, weil die katholischen Orte vorschlugen, wo für die Reformatoren von Tücke und Hinterlist allerdings zu fürchten war. Man hatte

es

es diesmal von Seiten der Reformatoren, doch nicht hintertreiben können, daß Baden dazu angesetzt ward. Zwingli's Eifer und Entschlossenheit war so groß, daß ihn selbst Oekolampad's freundschaftliche Warnungen vielleicht nicht abgehalten hätten, dort zu erscheinen, wenn nicht die Obrigkeit durch einen Befehl dies untersagt hätte. Oekolampadius selbst war anfangs unentschlossen, ging aber endlich doch hin, noch ehe ihm jener Befehl bekannt ward, und zwar in Gesellschaft des Burgemeisters Adelberg Meyer und Urban von Brunn.

Hier standen einander gegenüber Johann Faber, Johann Eck, Thomas Murner, und Oekolampadius, Weissenburg, Berchtold Haller, Ludwig Oechslin. Am 21 Mai ward dies Gespräch eröffnet, von beiden Seiten Notarien in Eid und Pflicht genommen, das Verhandelte aufzuschreiben. Uebermüthige Prahlereien, Hohn, Ueppigkeit und Drohungen der Päpstlichen liessen eben keinen günstigen Ausgang für die Evangelischen erwarten. Die Streitsätze betrafen die gewöhnlichen Lehren,

Ge-

Gebräuche und Verordnungen, wie Messe, Heilgenanrufung, Erbsünde, Abendmal, u. s. w. Eck besonders betrug sich sehr gemein, Oekolampadius dagegen so edel, daß er selbst die Gegner zur Bewunderung und Liebe zwang. Zwingli stritt von Zürich mit Eck, welcher sich gegen ihn auch als Ketzer und Boshaften erklärte, dazu, um ihn verhaßt zu machen, das Mittelchen brauchte, seinen Zwist mit Luther anzuführen und zu unterhalten; ein Mittel, das, so verbraucht es auch ist, doch noch immer gehandhabt wird. Mit ihm war auch Murner, der so frech war bei seinem Auftritt hinlänglich darzuthun, wie ihn mehr Persönlichkeit und Rücksichten, als Liebe zur Sache beseelte, indem er erklärte, er sei gekommen sich an Zwingli zu rächen, weil er so viel katholische Priester entsetzt habe. Nach achtzehn Tagen war das Gespräch beendigt, die Akten fertig, und die Katholischen rühmten sich eines vollständigen Sieges. Doch fanden sich mehrere, die dies für Lüge erklärten, und behaupteten, die Evangelischen seien nicht sowohl überführt, als überschrieen worden. Dadurch nun,

so wie durch die Vorenthaltung der Akten, wurde Zwingli und die Seinen ungerecht verurtheilt, weshalb sie sich genöthigt sahen, selbst eine: wahrhaftige Handlung der Disputation im obern Baden, des D. Joh. Fabri, Joh. Ecken und ihres gewaltigen Anhangs, gegen Joh. Oekolampadio und den Dienern des Worts, angefangen auf den 19 Tag Maji Anno 1526. — Zwinglii Antworten auf Ecken Schlußreden, herauszugeben. Die Katholischen klagten über Verfälschung und beschlossen die Originalakten drucken zu lassen.

Was ließ sich aber wohl erwarten, da Murner schon vorher die Unverschämtheit hatte, den Kirchen-Dieb und Ketzer-Kalender der Lutherischen Evangelischen herauszugeben, der die niederträchtigsten Schmähungen enthielt? So hieß Zwingli ein Kirchendieb und stolzer Feigenfresser in der heil. Geschrift, ein Geiger des heil. Evangeliums, und Lautenschlager des Alten und Neuen Testaments. Oekolampadius, hieß es, den etlich Niclaus Bader nennen,

etliche

etliche leck uns im Bad, etliche Hußschinder, ein Doctor der Transsubstantiation, (Wandlung des Leibes und Blutes im Nachtmal) ein verlogener Mann auf der Disputation zu Baden, ein Schänder Mariä, ein Beckenbrotbacker und Lügner der Christenheit. Alles Lästerungen, die sich auf die Kirchenverbesserungen bezogen! Eine Vergleichung und Vorlesung der Akten vor dem Druck, auf welche Zwingli antrug, war deshalb gewiß sehr nothwendig, und ward auch veranstaltet. Dennoch war die Ausgabe, die endlich erschien, sehr tadelnswerth, und ohne alle Genauigkeit; sie enthielt ausser den Akten noch Schmähungen, und Vorschriften der Päpstlichen, die Oekolampad in einem Briefe so angiebt.

1. Wollen sie, daß das Evangelium gelehrt werde nach der Auslegung der heiligen Väter, wofern diese nicht den alten löblichen Gewohnheiten widerspreche; Ungehorsame sollen gestraft werden. Eine doppelte und partelische Willkührlichkeit!

2. Niemand soll zum Predigen gelassen werden, der nicht erst vom Ordinar geprüft,

und

und für tauglich erklärt. — Wenn nun aber diese Prüfer mit zur Partei gehörten!

3. Es solle keine Neuerung vorgenommen werden in der Messe und Ertheilung der Sacramente, und andern Verfassungen und Gewohnheiten, wie Fasten, Predigten, Beichten, Opferungen, Feiertagen, Seelenmessen, sondern alles gelassen, wie man es von den Alten erhalten. Zugleich droht man denen, die vor der Communion nicht beichten, oder auch unter beiderlei Gestalt communiciren wollen, Strafe an.

4. Man werde alle bestrafen, die durch Fleisches, oder andrer verbotener Speisen-Genuß ein Aergerniß geben.

5. Den Buchdruckern wird befohlen, weder Bücher noch Bilder zu drucken, wenn sie nicht zuvörderst geprüft und für zulässig erkannt. Dazu solle nichts von Luther oder Zwingli verkauft, gekauft oder verschenkt werden in ihrem Lande. Außer den Vorstehern wolle man auch noch für Beobachter sorgen. Oekolampad schaltet ein: Spione.

6. Wer aus einem Kanton verstoßen werde, wegen Verschuldung gegen diese Gesetze, solle auch aus andern verstoßen werden, und keiner, der aus Furcht vor Strafe fliehe, bei ihnen Sicherheit finden.

Man sieht es diesen Sätzen an, wie eigenmächtig und ganz persönlichem Interesse gemäß sie abgefaßt waren. Denn eben dies alles sollte als Unbild und Verunstaltung der reinen Lehre anerkannt und abgeschafft werden.

## Siebentes Kapitel.

Diese Bedrückung reizte noch mehr die Kräfte der Evangelischen auf. Die Beschwerden der Katholischen halfen bei dem Billigkeit- und Gerechtigkeitliebenden Rathe nichts. Dieser versprach nur denen seinen Schutz, die durch triftige Gründe siegen würden. Er foderte von beiden Seiten, und auf Seiten der Evangelischen namentlich von Oekolampadius, binnen Monatsfrist, eine Darlegung ihrer Gründe aus der heiligen Schrift. Oekolampad gehorchte mit Freuden, und reichte

„eine

„eine christliche und ernste Antwort der Prediger des Evangelii zu Basel, warum sie die Messe einen Greuel gescholten haben, auf Erforschung und Geheiß des ehrsamen Raths daselbst gegeben“ ein. Hier lehrte und bewies er; dann bat er, man möchte die Gegner anhalten, daß sie sich mit Gottes Wort, nicht dem Brauch der Väter und Kirchenväter, durch welche freilich all ihr Irrsal und Laster möchten erhalten werden, verantworteten, und bis dahin von der Handlung abstehen möchten. Ja er widerlegte sogar nachher die bei dieser Gelegenheit eingereichten Vertheidigungsschriften der Katholischen öffentlich.

Daß dies alles unter dem Schutz des Raths geschehen durfte, war ein so bedeutender, und bei der damaligen Lage der Sachen, so kühner und nachdrücklicher Schritt, daß man vielleicht nicht einmal die gemäßigtern Verordnungen und Ermahnungen zur Friedfertigkeit für das Werk heimlicher Begünstiger der Katholischen im Rathe halten

darf, obwohl das Siegsgeschrei und das übermüthige Betragen der Letztern, das bis zu Gewaltthätigkeiten ging, gewissermaßen dazu zu berechtigen scheint. Durfte doch ein Meßpriester die von Oekolampadius angeschlagenen Sätze abreissen, und sogar den Dolch gegen den zucken, der ihm dies Betragen verwies! Die Bürger selbst drangen auf veste und bestimmte Entscheidung und Beseitigung aller Fehden, die aber denn doch noch nicht erfolgte, so daß die Päpstler alles benutzten, um ihre Gegner verächtlich zu machen, wie das jetzt mit Luthers Schrift: daß die Worte Christi: das ist mein Leib „noch vest stehen, gegen alle Schwärmgeister" ging.

Dieses bittere und heftige Werk fand zuerst eine Gegenantwort in Zwingli's Werk: „daß die Worte Christi: das ist mein Leib u. s. f. ewiglich den alten einigen Sinn haben werden, und M. Luther mit seinem letzten Buch seinen und des Papstes Sinn gar nicht gelehrt und bewährt hat." Minder heftig,

tig, aber doch nachdrücklicher und kräftiger als gewöhnlich, war Oekolampad's Buch: daß der Mißverstand D. Martin Luthers, auf die ewigbeständige Wort, das ist mein Leib, nicht beston mag, die ander billich Antwort." Er erließ Luthern gar nichts, machte ihm die bittersten Vorwürfe über seinen Stolz, seinen starren und unfriedfertigen Sinn; dies aber that er mit so viel Ruhe und Festigkeit, mit so viel Zuversicht auf die gerechte Sache, und auf das Urtheil jedes Unbefangenen, daß er allerdings hier über Luthern stand. Man thut übrigens gewiß Unrecht, wenn man das Benehmen der damaligen Gelehrten, besonders der Teutschen, in Streitigkeiten, weil es vest und gradsinnig, kurz etwas altfränkisch war, einzig der Rohheit des Zeitalters zuschreibt. Schon der sanfte Oekolampadius, den man doch so wenig, als Luthern und andre, ungebildet nennen wird, und der doch wohl, wie man sagt, in Harnisch gerathen konnte, könnte dies zur Genüge beweisen. Allein auch ohne dies scheint man nicht überlegt zu haben, was

es heisse, überzeugt zu seyn von irgend etwas, was die meisten Menschen nur dem Namen nach kennen, so daß sie, um mit einem würdigen Schriftsteller zu sprechen, gar nicht wissen, wie es einem zu Muthe ist, der da weiß. Etwas, was im Strome der Zeit und der Gewohnheit aufgefaßt, wie fremdes Gerüche in das Gedächtniß übergegangen ist, nicht aber in die Tiefe des Gemüths gedrungen, sich unserm ganzen Seyn und Wesen mit durchdringender und belebender Kraft nicht angeeignet hat, so daß bei der leisesten Berührung, so zu sagen alle Nerven unsers Seyns durchströmt werden, so etwas, sage ich, gleichgültig anzunehmen, oder aufzugeben, ist leicht, für den freien Mann, weil er Kraft übrig hat, sie den unfreien, weil es vielleicht der Drang der Umstände, ihm wenigstens, nothwendig zu machen scheint. Doch was nach längem und reinen Streben auf einmal mit Blitzesschnelle durchzuckt, und nun als ewig und von allen Verhältnissen der Zeit abgesondert, erwärmt und wohlthätig durchströmt, dies kann der freie Mann, und von diesem ist doch dann nur

die

die Rede, nicht, ohne Kampf und tapfere Gegenwehr aufgeben, will er anders nicht sich selbst untreu, und tödtlich im Kern seines Wesens verletzt werden. Allerdings sind die Gebildeten jener Zeiten von den sogenannten Gebildeten unsrer Zeit gar sehr verschieden; aber eben so wenig, als man wird hoffen können, mit dem Vorwurf von übertriebener Hitze und Uebereilung über jene absprechen zu dürfen, so wenig Recht hat man wohl aus unsrem Zeitalter hinüber in jenes den Bannspruch von Rohheit deshalb unbedingt zu rufen. Man sehe doch zu, ob unsre gerühmte Sanftmuth und Milde nicht etwa Flachheit und Kraftlosigkeit seyn möchte! — Dies dürfte vielleicht Luther, den großen und göttlichen, den Stolz unsrer Nation, wenn er auch hier seiner Größe nicht ganz treu blieb, doch wenigstens nicht so tief herabsetzen, als manche gewohnt sind, große Männer herabzusetzen, damit sie werden wie ihrer Einer. Denn es ist oft größer zu fehlen, als nicht zu fehlen. Oekolampadius Schrift, trotz der unerschrocknen und offnen Geradheit gegen einen so allgemein

von den Bessern verehrten Mann; wie Luther; wirkte doch sehr viel.

Für ein so arbeitsvolles und so mannichfaltig angefochtenes Leben, das auch noch nicht ruhiger werden zu wollen schien, konnte Oekolampadius, der nun 47 Jahre alt war, wohl nichts entschädigen, als die Freuden der Ehe und Häuslichkeit. Der größte Theil seines Lebens war ihm ehelos verstrichen; sein früheres Gelübde; das Herkommen und die unermüdete Arbeitsamkeit hatten ihm diese Freuden versagt. Jetzt aber, wo er sich so beunruhigt fühlte, wo es überdies noch gelten konnte, durch ein mächtiges Beispiel einem Vorurtheile vollends ganz auf den Nacken zu treten, das schon ohnehin sich seinem Untergange näherte; jetzt, da ihm der Tod seiner geliebten Mutter auch um die Bequemlichkeit in seinem Hause würde gebracht haben, jetzt sah er sich nach einer Gattin um, und fand sie in der jungen Wittwe eines Gelehrten. Er nahm sie zum Weibe, trotz allen Spöttereien, und zeugte mit ihr drei Kinder, Eusebius, Irene, und Alethea. Diese Wi-

bran-

brandis Rosenblat — dies war ihr Name — war gewiß ein braves und wackres Weib, nicht nur weil sie Oekolampadius wählte, sondern auch, weil sie nach seinem Tode Kapito's, und darauf Bucers geliebte Gattin ward. —

## Achtes Kapitel.

Trotz allen Hindernissen, welche die Kirchenverbesserung in der Schweiz durch Befangenheit und hinterlistige Tücke erfahren mußte, war sie doch bereits so weit gediehen, daß man die besten Hoffnungen fassen, und vielleicht erwarten durfte, sie ganz in Gang zu bringen durch eine öffentliche gelehrte Verhandlung, die für Bern angesagt ward. Zwar wußte die Partei der Katholischen auch diesmal allerlei kleine Ränke und Tücke zu spinnen, um gänzlich sie zu verhindern; alle aber zerschlügen sich an der Festigkeit der Berner. Zehn Sätze wurden bekannt gemacht, um darüber zu sprechen. Sie sprachen aus, daß die Kirche sich nur an Christum halte, und Ueberlieferungen nur insofern achte, als sie schriftgemäß seien; daß außer Christo keine Genugthuung zu finden, mithin

jede

jede gesuchte sträflich sey; daß Leib und Blut im Nachtmal nicht körperlich gegenwärtig, die Messe schriftwidrig und lästerlich, Christus allein Mittler, das Fegfeuer, und die in dieser Hinsicht üblichen Gebräuche schriftwidrig und unnütz, wie der Bilderdienst, die Ehe erlaubt und geboten, Ehelosigkeit unanständig und schädlich sey. Diese Sätze wurden mit Ruhe, Ordnung und Gründlichkeit erörtert, und für Bern als ausführbar und befolgbar entschieden.

Die gedruckten Lästerungen Ecks und seiner Spießgesellen, weit entfernt die Sache der Evangelischen in Basel gehässig zu machen, reizten vielmehr die Menge zu Heftigkeit und Gewaltthätigkeiten, wie zum Bildersturm, und die Obrigkeit, die ihnen Einhalt thun mußte, hatte Mühe, die entrüsteten Bürger zu besänftigen. Es galt hier, keiner von beiden Parteien entschiednen Vorzug zu geben, und in diesem Sinne war auch der Befehl abgefaßt, der unmittelbar darauf erschien, worin einige Kirchen die Bilder gelassen, aus andern aber nur auf Befehl geräumt werden sollten, und

übrigens unzuverletzende Ruhe geboten wurde. Nur erst nach wiederhergestellter Ruhe suchte Zwingli Ecks Lästerungen zu ahnden und bestrafen zu lassen, so wie er auch die Basler zu vollzähligem Religionsverein und daraus entstehenden Vortheilen einlud.

Wie sich aber innen der Sturm allmählig legte und die heitersten Aussichten für Belebung religiösen Sinnes und der Wissenschaften sich darboten, so drohten doch von außenher die fortgesetzten Zwiste über eine Meinung alles niederzureißen. Luther, in der Fülle seiner Ueberzeugung und in seiner trotzigen Beharrlichkeit, sah es nicht gleichmüthig an, daß der so zwistige, nach ihm ganz verwerfliche Satz über die unkörperliche Gegenwart des Leibes und Blutes in jenem Religionsgespräch durchgesetzt worden war, und gab sein größeres Bekenntniß vom Nachtmahl heraus, im Jahre 1528. So wie ein Theil dieser Schrift gegen Zwingli und Oekolampadius stritt, so enthielt ein zweiter sein eignes Bekenntniß, und dessen Begründung durch andre angenommene, aber damals nicht minder zwistige Lehren, wie

die von der Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christo.

In dieser letztern Begründung glaubten Bucer und Kapito eine Annäherung zu dem Schweizerischen Begriff abnehmen, und von daher eine Aussöhnung erwarten zu dürfen. Zwingli antwortete in einem Werke, welches er dem Churfürsten zu Sachsen, Johann, und dem Landgrafen zu Hessen, Philipp, widmete, welchen er Luthers Unfriedfertigkeit, Starrsinn und Schmähsucht klagte. Dasselbe war der Inhalt eines von Oekolampadius beigelegten Briefes, worin er unter andern sagt, sie, die Schweizer, hätten allerdings Fug und Recht, die Sächsischen mit gleicher Münze derb auszuzahlen; indeß sei es, wenn ihnen noch den Gegnern, noch der Sache nützlich. „Das beste wird seyn, fährt er fort, in Lindmüthigkeit zu antworten und eine Zeit die Schmach zu tragen. Es ist in der Welt dahin kommen, daß man nicht weiß, wer gescholten oder gelobt wird. Denn es werden ehrlose Leute durch Schmeichler hoch hinaufgesetzt, und werden unschuldige Herzen mit allerlei Schelmerei beladen; aber

der

der Tag des Herrn soll es wohl erdffnen: auch werden es die Kinder des Lichts wohl mögen ermessen, wer mit der Wahrheit dran sey, werden uns auch nicht desto geringer achten. Was liegt uns an dem Urtheil der Kinder der Finsternis?" — Ob man aber gleich gerathen hatte, daß sich Oekolampadius mit keiner weitern Antwort befassen möchte, so erschien doch eine, worin er für seinen Theil die ihm angethane Beleidigung von sich wies. Luther schwieg für jetzt, ob aus Verachtung, oder aus Ueberdruß, oder aus Beschämung.

Indessen war Oekolampadius unverdrossen, die neue Saat der Religion in Basel immer herrlicher und ämsiger zu pflegen. Doch der Zwist unter den Rathspersonen, ihre zum Theil kluge, zum Theil auch vielleicht parteiische, nachlässige Verzögerung war der Menge, die jetzt stürmend auf ihr erkanntes Ziel hineilte, nicht anständig. Ja „in der Rathsversammlung selbst, erzählt Oekolampadius in einem Briefe an Zwingli vom 14 Dec. 1528, stand ein Rathsherr auf, zeigte an, welcher Zwist hier unter den Predigern sey, und wie

übeln

übeln Leumund der Rath sich mache, daß er die Lästerungen und Schmähungen trage, womit wir uns gegenseitig hier beschmitzen, und sogar den Rath selbst. Er setzte hinzu, er werde keiner Sitzung mit den übrigen wieder beiwohnen, wofern sie nicht dies erst abgethan, und den Zwietracht in den Predigten ein Ende gemacht hätten. Und so ging er fort. Es ist aber ein braver und fester Mann, der uns wohl will. Man erwartet deshalb Unruhe und Aenderung. Denn giebt er dem Rathe Rechenschaft, so findet er doch vielleicht, wenn man nicht gerecht seyn will, Nachahmer, und dann wird die größtentheils entzündete Volksmenge, die zu brausen anfängt, ihren Unwillen nicht bergen können."

Und so war es auch. Die Bürgerschaft trat zusammen, und überreichte eine Schrift, worin die Nothwendigkeit, bestimmte Maaßregeln zu fassen, aus der allgemeinen Noth, aus dem lauten oder heimlichen Schutz, den die Päpstler anführen, aus ihrem Hohn und Trotz hergeleitet, und mit Gewalt gedrohet wurde, wenn nicht der Rath dem Unfug Einhalt

halt thäte. Es konnte nicht verhindert werden, daß dies Schreiben übergeben würde, und man gab nur zwei Tage Bedenkzeit. Ja man ergriff die Waffen, und wäre nicht ein Ausschuß gewählt worden aus beiden Parteien, so hätte diesmal die schwächere katholische gewiß im Kampfe unterliegen müssen. Als auch jetzt der Rath noch unbestimmt sich äußerte, so brachten es endlich die Abgeordneten der Reformirten zu einem etwas bestimmtern Schluß, der den Katholischen wieder mißfiel und neue Bitten und Berufungen auf den ersten Befehl veranlaßte. Ihre Bitten aber wurden abgeschlagen. Die Evangelischen waren noch immer unzufrieden, und meinten die Halbheit des Raths zu sehen, so daß sie Oekolampadius ermahnen mußte, ja nichts zu unternehmen, was des Evangeliums unwürdig wäre; die Katholischen wurden trotziger, und gewaltsamer, und wollten so einführen, was man ihnen nicht erlaubt hatte. Bewaffnet drangen die Reformirten dagegen in den Rath, und forderten Genugthuung und Abstellung. Sie hatten alles besetzt, und warfen Bilder und Altäre um,

mit

mit dem Vorsatz, in einer Stunde eine Sache auszumachen, über welche der Rath drei Jahre gerathschlagt habe, damit fortan der Sache kein Span (Zwist) mehr werde. Dies half; denn nun wurden die Verbesserungen in allen Wege zugestanden, und eingeführt. Jeder konnte bleiben, oder gehen, nach Belieben, wie denn Erasmus das letztere that, um nicht in Verdacht zu kommen, als sei er daran Schuld. An die Stellen der Lehrer, die ihren Abschied genommen hatten, traten gar bald andre würdige Männer, wie Grynäus aus Heidelberg, Sebastian Münster und andere.

## Neuntes Kapitel.

Nun aber standen selbst Sprößlinge der evangelischen Partei wieder auf, die Wiedertäufer, und die Ruhe, die kaum hergestellt war, schien wiederum gestöhrt zu werden. So sehr sich Oekolampadius bemühte, sie mit Milde zu belehren, so wenig fruchtete dies doch; ja er war einst nahe daran, von der Kanzel in Leutfelfingen geworfen zu werden, wo man

seine

seine Predigt grade mit diesem Aufruf unterbrach. Mit Ernst und Würde, mit der Gelassenheit eines Weisen erwiederte er, er sei im Namen des Rathes hier, sie zu belehren. Es stehe keinem Christen an, seine Lehrer umzubringen, obwohl ihn seine Person nicht kümmere. „Der stehe auf, rief er endlich, der mir beweisen kann, daß ich falsch und schriftwidrig lehre." Und alles besänftigte sich und kehrte, auch von Gerichtspersonen zu Eid und Pflicht gerufen, in die alte Ordnung zurück.

So liebenswürdig und frei betrug sich der wackre Oekolampadius, und selbst, wenn ihn eine Schwäche übereilte, lenkte seine bessere Natur wieder in ihr Geleise und erhielt den schönen Sieg über jede Beschränkung. Zum Beweise kann Servetus dienen, der als Gegner der Dreyeinigkeitslehre heftig und stürmisch genug aufgetreten war, obwohl seine Offenheit und Freimüthigkeit ihn achtungswerth machten. Auch dem Oekolampadius hatte er seine, dem hergebrachten und anerkannten Lehrbegriff, über diesen Punkt schnurstracks zuwiderlau-

sende Meinung mitgetheilt, und behauptet, Christus sei nur ewig zu nennen, inwiefern sein Abriß von Ewigkeit her in Gottes Verstand gewesen. Oekolampadius sah hierin, von seiner warmen Religiosität voll, den gefährlichsten Irrthum, bemühte sich aber dennoch, und wiewohl er unter seinen Geschäften fast erlag, Servetus zu widerlegen und zu belehren.

Servetus konnte seine Gründe nicht für triftig gelten lassen, und Oekolampadius, dadurch nur noch mehr gereizt, wußte keinen Rath mehr, als den, seine Freunde darüber zu fragen. Zwingli selbst war mit ihm gleicher Meinung, und rieth, um allem Zwiespalt vorzubeugen, auf alle Art dieser Irrlehre zu begegnen. Servet verließ jetzt unzufrieden Basel, und schrieb über den Irrthum in der Dreyeinigkeitslehre. Oekolampadius bekam dies, seinem Urtheile nach, so lästerliche Werk zu Gesichte, und wie unangenehm ward er noch überdies ergriffen, als er eine Hauptlehre Luthers von der Rechtfertigung hier bestritten sehen mußte! Konnte nicht Luther

ther glauben, die Schweizerischen, die ihm so schon im Irrsal befangen schienen, hätten auch diesem Irrthume gehuldigt? Und was ließ sich von dem Verein, nach dem man doch aus allen Kräften trachtete, erwarten, wenn Luther diese Meinung faßte? Es schien also Oekolampadius nöthig, diesem auf alle Art zuvorzukommen und Bucer mußte dies sorgfältig Luthern benehmen, oder doch wenigstens ihn davor bewahren.

Als im Jahre darauf Servet wieder nach Basel kam, um den Vertrieb seiner Schrift immer mehr zu bewirken, weil es kurz vor der Messe war, empfing ihn Oekolampadius sehr hart und rauh; ja seine Hitze übereilte ihn so, daß er Servet beim Rath anzeigte. Servet suchte den üblen Folgen, die er erwartete, durch einen Brief an ihn zuvorzukommen, worin er Oekolampad mild bezüchtigte, daß er jetzt sich selbst untreu geworden, und gegen eigne Fehler, die er an andern tadele, blind sey, ihn auch bat, seiner Ehre und seines Rufes zu schonen. Und hier war es, wo Oekolampad seine Hitze und

Entrüstung niederkämpfte, und das vom Rathe verlangte Gutachten über Servets Schrift so abfaßte, daß er nur die Sache vor Augen behielt. Zwar mißbilligte er diese, und erklärte es für einen Irrthum, wenn Servet leugne, daß Christus ewiger Sohn Gottes sei, indem doch wahre göttliche Natur von Ewigkeit in ihm sey, so wie man ihn in ältern Zeiten das Licht im Lichte genannt habe, und wenn er die Einheit zweier Naturen in Christo leugne. Dies alles sei schriftwidrig, und benehme allem Guten und Brauchbaren, was sich sonst in dem Werke noch finde, sogleich alle Kraft und Würde. Uebrigens stellte er die weitern Verfügungen darüber ganz dem Rathe anheim, ob er die Schrift verbieten, oder ihren Mißbrauch verhüten, oder nach geschehenem Widerruf dem Verfasser verzeihen wolle. Nur so viel ist bekannt, daß Servet hierauf Basel mied; wie man ihm begegnet, ist unbekannt. Oekolampad's Betragen hiebei ist auf jeden Fall edel und brav. Ohne seiner innern, lebendigen Ueberzeugung entgegen zu handeln, behielt er doch so viel Besonnenheit, die Sache von der

Per-

Person getrennt aufzufassen, und alle Aufwallungen zu unterdrücken, deren Aeußerung Servets Person hätte nachtheilig werden müssen, da Oekolampadius so angesehen war, daß seine Vorschläge in Sachen der Religion meistens durchgriffen.

## Zehntes Kapitel.

Noch dauerte unentschieden der Sacramentsstreit fort, und seine Verlängerung mußte, wie oben schon erinnert worden, den Katholischen sehr erwünscht seyn, inwieferne sie eben aus einer solchen Entzweiung ihrer Gegner Vortheil zu ziehen hofften. Dies konnten die Schweizer, die schon mehrere Züge dieser Art an ihren Gegnern deutlich genug entdeckt hatten, leicht berechnen, und natürlich mußten sie um so eher den Streit beigelegt wünschen.

Oekolampadius besonders, wie er so friedfertig war, suchte eine Uebereinkunft zu erlangen, und wendete sich mit herzlicher Bitte deshalb an Melanchthon. Dieser, wiewohl er ein Gespräch darüber für ersprießlich hielt,

hauptete doch, die wörtliche und buchstäbliche Auslegung jener Worte sei die wahre und einzige, dies sei entschieden und bedürfe keines fernern Streites. Oekolampadius berief sich auf die Kirchenväter; aber auch dagegen schrieb Melanchthon, so daß Oekolampadius ganz verzweifelte, und jetzt schon entschlossen war, wie nachher Zwingli, die Sache Gott zu überlassen.

Doch auch Fürsten war daran gelegen, daß dieser unselige Streit beigelegt würde. Philipp, Landgraf von Hessen, lud die Häupter beider Parteien auf das freundschaftlichste und herzlichste nach Marpurg zu einem Religionsgespräch ein. Die Schweizer ergriffen diese zur Versöhnung dargebotene Gelegenheit mit Freuden. Die Sächsischen dagegen waren schon etwas minder willfährig, und Luther erfüllte zwar den Wunsch des Herzogs, aber faßte auch zugleich den festen Vorsatz nicht zu weichen. Er, Melanchthon, Justus Jonas, Osiander und Brenz erschienen, und Zwingli, Rudolph Collin, Oekolampadius, Bucer und Hedio. Sehr weise hatte der Landgraf den

Tage

Tage vor Eröffnung des öffentlichen Gespräches eine vertraulichere Privatunterredung veranstaltet, die ebenfalls den streitigen Gegenstand betraf. Er paarte sehr klug Zwingli und Melanchthon, Luther und Oekolampadius, ob vielleicht die gröbere Heftigkeit und eiserne Strenge des Einen besiegt würde durch die bescheidene und milde Friedfertigkeit des Andern. Denn daß Oekolampadius und Melanchthon, Luther und Zwingli, bei aller eigenthümlichen Ausbildung, die ihnen zukam, doch sich am nächsten verwandt waren, und einander berührten, ist bereits oben erinnert worden. Indeß, so lange auch die Unterredung dauerte — sechs Stunden, erzählt man — so war doch der Ausgang nicht der erwünschte; denn keiner wich auch um ein Haar breit, Luther schrieb die Worte: das ist mein Leib, auf den Tisch, und verwies, wie triftig auch Oekolampadius seine Auslegung bewährte, unaufhörlich darauf, so daß Oekolampadius nichts Gutes ahndete und er dem Zwingli zuraunte, Luther möchte wohl ein zweiter Eck seyn.

Nun kam der Tag, der zur öffentlichen Erörterung bestimmt war, selbst. Luther behauptete, die buchstäbliche Auslegung sei die wahre, und nimmer werde er Zwingli's Auslegung beifallen. Was auch Oekolampadius aus der Schrift dagegen anführte, Luther beharrte; was auch Zwingli sagte, um Oekolampad's Behauptung zu unterstützen, wie sehr er auch ihm zu erweisen suchte, daß er sich offenbar in einem Cirkel drehe — Luther beharrte. Ja als Zwingli ihm sagte, eine angezogene Schriftstelle breche ihm den Hals, und Luther diese sprüchwörtliche Redensart mißverstand, so ward er zornig und rief: rühmt euch nicht zu sehr! Ihr seid in Hessen und nicht in der Schweiz. Die Hälse brechen nicht also. Zwingli und der Landgraf selbst hatten Mühe, ihn zu begütigen. Zwingli suchte sogar aus Luthers Schriften Beweise herzuholen, um ihn zu überzeugen, daß er selbst nicht ganz fern sei von der Auslegung, welche sie für die wahre hielten, Luther aber erklärte seine eigne Auctorität für nichtig, indem es hier nur Beweise gelte, und eben so wenig schade, daß

der

der leibliche Genuß wider alle Natur sey, wenn er nur nicht wider den Glauben laufe. Fast hatte Zwingli Luthern gepackt, als dieser zugab, daß doch der Leib Christi endlich seyn müsse, und als solcher nur an Einem Orte seyn könne; da er nun im Himmel sei, so könne er nicht im Brote seyn. Aber Luther mochte von diesem räumlichen Seyn nichts wissen. Oekolampad bemerkte sogar, wenn der Leib Christi nicht an Einem Orte sei, im Sacrament, so sei er nicht wahrhaftig und wirklich da, und mithin widerlege sich Luthers Meinung von selbst. Luther war wirklich diesmal so in die Enge getrieben, daß er das Gespräch wendete: Denn augenscheinlich war es doch, daß Luther so schloß: der Leib und das Blut Christi ist im Nachtmal gegenwärtig und wird leiblich genossen; denn er ist gegenwärtig und wird leiblich genossen. Statt dies einzugestehen ermahnte er sie, von ihrer gefährlichen Meinung abzustehen, wie sehr auch die Schweizer sich auf das Zeugniß der Zuhörer beriefen, daß sie nicht besiegt seien, sondern besiegt haben.

Eine

Eine in Marpurg ausgebrochene Seuche, der englische Schweiß genannt, wurde ein neues Störungsmittel; denn jeder suchte so schleunig abzureisen, daß kaum Zeit genug übrig blieb, auf Bitten des Landgrafen etliche Artikel niederzuschreiben, welche als Zeichen der Einigkeit gelten und zum Grunde gelegt werden könnten. Diese funfzehn Artikel enthielten ein Glaubensbekenntniß beider Parteien, worin der Glaube an Gott, als den Dreyeinigen, an Christi sündlose Geburt, sein Leiden, Tod, Auferstehung, Himmelfahrt, an die Erbsünde und Christi Erlösung daraus durch den Glauben, als Gottes Gabe, und einziges Verdienst, an die Taufe u. s. w. ausgesprochen wurde. Ueber das Nachtmal, als den streitigen Punkt, hieß es so:

„Wir glauben und halten alle vom Abendmal unsers Herrn Jesu Christi, daß man beide Gestalten, laut der Einsetzung, brauchen soll; daß auch die Meß nicht ein Werk sei, dadurch einer dem andern, Todten oder Lebenden, Gnad erlange. Imgleichen, daß das Sacrament des Altars

ein

ein Sakrament des wahren Leib's und Blut's Christi, und die geistliche Niessung desselben Leib's und Blut's Christi einem jeden Christen fürnehmlich vonnöthen sei. Sa glauben wir auch, daß der Brauch des Sacraments, wie das Wort, von Gott dem Allmächtigen, gegeben und geordnet sei, damit die schwachen Gewissen durch den heiligen Geist zum Glauben und zur Liebe zu bewegen. Und wiewohl wir uns, ob den wahre Leib und das wahre Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen erleiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott den Allmächtigen bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wölle."

Bei alle dem mochte Luther so eine halbe und mehr scheinbare Vereinigung nicht, und hatte schon von Marpurg seiner Katharina geschrieben: der Landgraf handelt, ob wir könnten eins werden, oder doch gleichwol, so wir uneins blieben, dennoch Brüder und Christusglie-

glieder unter einander uns halten. Da arbeitet der Landgraf heftig; aber wir wollen des Brüderns und Gliederns nicht. So würde denn nichts erhalten, als das freilich sehr magere Versprechen, daß man einander nicht mehr schriftlich angreifen wolle.

Jeder Unparteiische muß eingestehen, daß, die Sache an sich angesehen, der Sieg auf Seiten der Schweizerischen Gottesgelehrten war, daß ihnen das Lob der mildesten Versöhnlichkeit, der bescheidensten Mäßigung, und der gründlichsten Erörterung gebührt. Schon darum würde es unrecht seyn, unsern Luther vertheidigen zu wollen, und nicht einzugestehen, daß ihm hier etwas Menschliches begegnet sey. Luther bleibt bei, vielleicht in diesem Fehler groß, wenn anders die Kraft eines für Religion glühenden Gemüths in Anschlag gebracht werden darf. Und wollte man auch dies nicht zugeben, so kann bei einem Manne, wie Luther, wenn er so fällt, nichts Statt finden, als die mitleidige Klage, daß das Hohe und Göttliche nicht unberühret bleiben kann von dem Sterblichen und Irdischen, daß auch dieses,

ſes, Kraft ſeiner Natur, ſeine Anſprüche hienieden geltend macht. Und dieſes Bemitleiden, dieſer wahrhaft hohe Schmerz wird ſchöne Gemüther immer mehr auf das Ewige, Unwandelbare hinweiſen, und zur innigſten Anbetung deſſelben befeuern, wenn Unheilige mit Schadenfrohheit über den Fall der Engel frohlocken, und ſo ſich mit fremder Unvollkommenheit über eigne Nichtigkeit tröſten. Das Betragen der Schweizer, beſonders des Oekolampadins, auch nach dem Geſpräch, gränzt nahe an die erſt genannte Sinnesart. Denn, wiewohl ſie von Seiten der Päpſtler Schmähungen und Lügen, von Seiten der Lutheriſchen Bitterkeiten und vorſchnellen Uebermuth erfuhren, ſo hielten ſie doch feſt an ihrem gegebnen Wort, und überließen es der Sache ſelbſt, ſich im Fortgange der Zeit zu rechtfertigen und zu behaupten.

## Elftes Kapitel.

Die Lutheriſchen erlaubten ſich wohl mancherlei, was Luther vielleicht ſelbſt nicht gut heißen, wenn auch nicht hindern konnte. Dies

darf

darf keinen befremden, der überlegt, daß jeder wahrhaft große Mann auch Nachtreter findet, die, minderkräftig, eine augenblickliche Entzündung nicht festzuhalten vermögen, und in eine wahre Begeisterung, die ewig wäre, überzugehen, und daher früher oder später ihrer eignen Natur den Zoll abtragen müssen, der sie, von außenher aufgereizt, sich entheben wollten.

Solchen Männern mochte wohl Karlstadt, Anfangs Professor zu Wittenberg, dann Prediger zu Orlamünde in die Hände gefallen seyn, er, der sich mit Feuereifer den Päpstlern widersetzt hatte, und Lutzern theils als Nebenbuhler seiner Größe, theils auch deshalb verhaßt war, weil in der Lehre vom Nachtmal die Schweizer sich zu ihm hinneigten. So hart ihn auch Luther vorher behandelt hatte, indem er einen Befehl ihn zu vertreiben auswirkte, so sehr bemühte er sich doch späterhin, als Karlstadt milder ward, ihn zu schützen, und seine Rückkehr nach Sachsen auszumitteln. Indeß hatte man doch jetzt von ihm, aber vergebens, verlangt, ja zu erzwingen gesucht, daß er sich gegen Zwingli

und Oekolampadius erklärte; aber er bat den Churfürsten grade im Gegentheil sich für Oekolampadius erklären zu dürfen; ja er litt in dieser Erwartung mannichfaches Elend, so daß Oekolampadius von seinen Verdiensten und seiner Biederherzigkeit überzeugt, und von seiner Noth gerührt, ihn seinem Freunde Zwingli auf das Beste empfahl, und nicht fruchtlos empfahl. Denn er ward in Zürich angestellt.

Wenn nun aber auch dies Gespräch zu Marpurg die erwünschten Folgen nicht hatte, wenn auch die Reformirten manchen Hohn ertragen mußten, so ging doch theils ihr angefangenes Werk in ihrem Kreise glücklich von Statten, theils waren sie groß genug, um Kläffer zu übersehen. Erasmus betrug sich auch hier wieder so verächtlich, wie man es schon von ihm gewohnt ist. Man höre Oekolampadius selbst, wie er an Zwingli schrieb: „Auch Erasmus hat einen giftigen Brief geschrieben, den der Prior zu St. Leonhard dir übersenden wollte, worin Pellikan, Bucer, und wir alle samt und sonders, geneckt

neckt sind. Es wäre ihm Recht, wenn einer von uns es mit ihm aufnehmen wollte, damit er sich durch neue Angriffe bei seinen Fürsten groß Lob und Ruhm erjagte. Aber er ist es nicht werth, daß man sich mit ihm abgebe, wiewohl er freilich unsre gute Sache, ja die Sache Christi selbst, gehässig macht. Er verdiente eine heilsame Züchtigung; seine Vorschläge zeugen nicht von grosser Klugheit." Es ist vielleicht nur aus der Gebrechlichkeit der Zeit begreiflich, wie dieser Mann, den die Trefflichsten und Besten seiner Zeit, die man auch jetzt noch zu bewundern und zu verehren vorgiebt, nicht einmal zu hassen würdigten, sondern nur verachteten, wie dieser Mann, sage ich, noch immer mit einer gewissen Lauheit und Befangenheit entschuldigt, ja angestaunt werden kann. Oder war etwa Oekolampadius auch wie Luther, ein garstiger und heftiger Mann, dem man eine Uebereilung in der Hitze zu Gute halten muß?? —

Doch Erasmus und alle seines Gleichen vermochten nicht, den glücklichen Lauf der

guten

guten Sache zu hindern. Zu Basel wurden jetzt die öffentlichen Aemter von Obrigkeitswegen nicht mit Katholischen mehr besetzt, ja viele wurden ihrer Stellen entsetzt. Oekolampadius selbst suchte durch Einführung des Kirchenbannes einen Punkt ausfindig zu machen und festzusetzen, wo der weltliche Arm und die Kirchengewalt in einander eingreifend und sich wechselseitig unterstützend allen fernern Stöhrungen, wie sie bisher oft das Heilsame und Förderliche zerstöhrt oder gehemmt hatten, Einhalt thun könnten. Er bewies deshalb die Schriftmäßigkeit des Bannes, seine Nothwendigkeit, indem er eine brüderliche Strafe und Ermahnung sei, wodurch man gewaltiger gezogen werde, daß man begehre, recht von Herzen fromm zu seyn. Zugleich kam er den Einwürfen zuvor, die man etwa von dem Mißbrauche desselben in frühern Zeiten des Papstthums hernehmen könnte; denn diesem Mißbrauche könne man wehren, wenn man den Geistlichen auch einen tapfern, verständigen, unsträflichen Mann aus der weltlichen Obrigkeit an die Seite setze, welcher das ver-

hüte, wenn man ferner nur erwiesene öffentliche Laster damit bestrafe. Zur Einwilligung in diese Verfassung lud er die ganze Eidgenoßenschaft ein, und bat, sie möchten sich durch Abgeordnete berathen, und, woferne sie sich nicht vereinigen könnten, wenigstens ihn nicht als Sonderling und Neuerer verschreien.

So annehmbar er auch die ganze Sache gemacht hatte, und so sehr er auch auf die Mitwirkung seiner Freunde rechnete, so erschwerte doch die Besorgniß neuer Zwiste, und daß vielleicht die Obrigkeit glauben dürfe, es sei dies ein Eingriff in ihre Rechte, den glücklichen Fortgang der Unterhandlung. Zwingli und Bucer mochten dies besonders überlegt haben, wie wenig sie auch vielleicht gegen die Sache einwenden konnten. Doch Oekolampadius sparte keine Mühe, es durchzusetzen, und es gelang ihm auch endlich und zwar ganz nach Wunsch, indem die Bestätigung der Obrigkeit, die Anfangs auch gezaudert hatte, alle zu besorgende Uneinigkeit und Zwiespalt verhütete.

Diese

Diese Beschäftigung hinderte ihn nicht, auch auswärtigen Gemeinden sein Gutachten zu ertheilen. Denn ihn und seine Freunde achteten die Bessern überall so sehr, daß man die wichtigsten Angelegenheiten in Religion und Kirchenverfassung ihrer alleinigen Entscheidung überließ. Oekolampad's Rath und die genaue Darlegung des schweizerischen Lehrbegriffs wirkte auf die Waldenser, einen Nebenzweig des Christenthums, der aus redlichen, frommen, und das Gute ernstlich wollenden, Leuten bestand, soviel, daß die vorhandenen Mißbräuche und Unbilden, die noch unter ihnen aus dem Papstthume zurückgeblieben waren, völlig abgestellt wurden.

## Zwölftes Kapitel.

Das Geschäft der Wiederherstellung der reinen Lehre Christi in der Schweiz war nun so weit gediehen, daß Oekolampadius den Grund und das Wesen derselben in einem Glaubensbekenntniß darstellen konnte, welches erst nach seinem Tode an das Licht kam, und ihm vielleicht als Richtschnur und als Aus-

beute so vieler redlicher Bemühungen theuer war.

Aber auch die Umstände, der Trotz und Hohn der Gegner, und die daher zu befürchtenden Mißdeutungen der Fürsten machten ein solches Glaubensbekenntniß nöthwendig. Dies konnte jetzt am schicklichsten geschehen, weil man eben auf dem Reichstage zu Augspurg versammelt war, um über Angelegenheiten der Kirche sich zu berathen. Zwingli sendete ein solches Bekenntniß von ihm und Bucer abgefaßt, durch Bucer selbst ein. Bucer sowohl vom Churfürsten zu Sachsen als von seiner Obrigkeit zu Straßburg beauftragt, suchte auf alle Art die Vereinigung der Sächsischen und Schweizerischen Theologen über das Nachtmal zu bewirken; denn auch er sah das Traurige dieses Streites ein. Wahr ist es, er suchte durch allerlei Wendungen den Unterschied und Abstand der beiderseitigen Auslegung minder auffallend und bemerkbar zu machen, und diese Unredlichkeit verschmähte und mißbilligte wenigstens die Würde der Sache, wenn auch die Umstände, der Schweizerischen ruhige Festig-

stigkeit, und Luthers heftigere Hartnäckigkeit, sie entschuldigen, vielleicht erheischen mochten. Fast war es ihm auch schon in seiner ersten Verhandlung zu Augspurg gelungen, Melanchthon für sich zu gewinnen, und er ertheilte mit Freuden den Schweizern diese Nachricht. Melanchthon selbst hatte eingestanden, daß die Lutherischen bis dahin etwas hart und unwesentlich von der Menschheit und Leiblichkeit Christi geschrieben, hatte versprochen, dieß, so viel an ihm sei, abzustellen. Dies ergiebt sich aus dem Bericht einer deshalb zu Bern angestellten Versammlung, in welchem man sich willig finden ließ, eine Verbrüderung einzugehen, wofern Luther und die Seinen sich so weit vergleichen wollten, daß Christus wahrlich, das ist nicht im Brod, nicht vereinigt mit dem Brod, sondern im Sacrament der bloßen Seel' und reinem Gemüth gegenwärtig sei.

Herzlich freuten sich die Schweizer, doch bedungen sie sich aus, daß an dem deshalb aufgesetzten Formular welches sie Bucern übersendeten, nichts geändert würde, ohne erst ihre

Be-

Berathung und Einwilligung abgewartet zu haben; auch sendeten sie ein kurzes Glaubensbekenntniß zur Norm für etwanige entstehende Fälle. Bucer unterhandelte auch mit Luthern, der damals sich in Koburg befand, und, wenigstens nach Bucers Bericht, sich nicht abgeneigt finden ließ.

Indeß hielten die Schweizer die Sache für so wichtig, oder sie trauten auch Bucern nicht so ganz, daß sie nicht eine eigene öffentliche Untersuchung deßhalb zu Basel hätten anstellen sollen. Hier wurde ein Brief von Bucer zum Grunde gelegt, worin er sagte, er könne keine Zweiung, noch Mißverstand finden zwischen beiden Lehren, indem die Schweizer bei dem Genuß des Brodtes und Weines auf das Innere und Unsichtbare weisen, und Luther lehre, Brod und Wein seien mit Leib und Blut nur sacramentlicher Einigkeit, nicht natürlicher, nicht persönlicher, nicht wirklicher. Nicht so gleich konnte den Abgesandten des hessischen Landgrafen, die dabei zugegen waren, Antwort ertheilt werden, indem erst Zwingli's Rath und Stimme eingeholt werden mußte.

mußte. Dies übernahm Oekolampadius, der Zwingli auf alle Weise zu überreden, und seine Einwilligung zu erbitten sich bemühte. Doch Zwingli war zu ernst und zu fest auf diesen Punkt, zu scharfsinnig, als daß er nicht Bucers Wendungen hätte bemerken sollen. Er schrieb daher an die Hessischen Abgeordneten folgenden Brief:

Nachdem wir die Mittlung Martin Bucers, unsers lieben Bruders, verlesen, darin wir groß Nachtheil hätten, wo die Wahrheit möchte verdrehet und vermoslet werden, hat uns nichts so hoch bedauert, als die Worte: der wahre Leib Christi, und das wahre Blut, sind wahrlich im Nachtmal. Nicht daß uns dies Wort wahr und wahrlich, so fern es recht genommen, mißfalle, sondern daß der gemeine Mann im Teutschen, versteht: der wahre, selbs wesentliche Leib Christi, wird wahrlich, wesentlich, im Nachtmal genossen, welches die Lutherischen allweg geredt haben. Und will aber der Einfältige dadurch verstehen, als ob Christus natürlich, wesentlich geessen würde mit dem Mund, wie auch Luther gelehrt

lehrt hat; wiewol er davon zu etwas malen gesprungen und geredt, das Sacrament werde leiblich geessen. So aber wir vom heil. Sacrament nie anders als mit Worten geredet haben, die auch bei den Alten gebräuchlich gewesen, und die Lutherischen, unter der Person des Luthers, treflich beschirmt werden, die aber so ungehörte und unchristliche Dinge in diesem Handel geredt haben, können wir wohl erkennen, daß diese Epistel zukünftiger Zeit nichts als Zank gebären wird; denn man sollte die Lutherischen Pratiken wohl erlernt haben.

„Und so dann diese Worte wahr und wahrlich, im gemeinem Teutsch, als izt der Span steht, also vom gemeinen Mann verstanden werden, wie gemeldt, für wesentlich, natürlich, selbs gegenwärtig — und Bucer auf das klar einfältig, das wir angezeigt haben, das also lautet: „wir bekennen, daß der Leib Christi im Nachtmal zugegen sei, nicht leiblich, oder natürlich, sondern sacramentlich, dem reinen lautern gottesfürchtigen Gemüth, nicht hat mögen bauen, und

nicht

nicht damit zufrieden seyn, sondern wiederkömmt mit den Lutherischen Gesuchen und Abwegen: so geben wir Euch zu erkennen, daß wir ganz und gar bei der vorabgeredten Meinung bleiben werden, die vest in diesem Sinn vergriffen ist: Christi Leib ist im Nachtmal gegenwärtig, nicht leiblich noch natürlich, sondern sacramentlich, dem reinen lautern gottesfürchtigen Gemüth. Denn ihr werdet sehen, daß vor und nachgeben zum Nachtheil der Wahrheit nicht gut thun, und diese dunkle Redensart der Finsterniß, nicht dem Licht, aufhelfen wird. Capito hat die Meinung, auch Bucer selbst, vormals ziemlicher angebracht, als jezt. Nun können wir wohl an der langen Zeit so die Sache verzogen ist, merken, daß viel dazwischen mit Luthern gehandelt und versucht ist, das wir nicht wissen. So er aber darüber nicht weiter zur Förderung der Wahrheit, nachgiebt, sondern je mehr und mehr ungeschickter ist, will nicht geziemen, daß wir die Wahrheit um der keibigen Leuten willen, jenen lassen vernachtheilen.

„In-

„Indessen geben wir doch, von der Einigung und Händeln wegen, die vorhanden sind, zu, daß Bucer seine Schrift, so Ihr daran auch seyn möget, mag, in seinem Namen, an den Fürst von Lüneburg ausgehen lassen, damit andre Sachen zu bessern Ruhen mögen geführt werden. Wo aber jemand sich klagen wird, die Wahrheit sei ihm verfinstert, oder uns vorwerfen, wir haben sie verlassen, wollen wir die Hand offen haben, uns zu erläutern und bei der Wahrheit zu bleiben, ungesehen, obgleich die ganze Welt uns beschuldigen würde, wir befleissen uns des Friedens nicht. Denn wir sehen, daß diese finstere Angst aus Fürwitz kömmt.

„Gott, der uns je und je geführt, wird uns weiter bringen. Ihr wisset, liebe Herrn, daß dieses alles nur ein Schirm Luthers ist, und nicht der Wahrheit; denn so wirs je besehen, so ist der Mehrtheil aller Christen unsers Sinns, und wird sich das von Tag zu Tag erfinden.

„Daß Augspurg izt also steht, kömmt aus denen, die unsers Sinnes sind, und nicht

aus den Lutherischen. Wo aber die Einigkeit, so vor Augen, dadurch sollte gehindert werden, möget ihr wohl wissen, daß wo sie gleich gemacht würde, und aber der Zwietracht sie von uns scheiden möcht in den Gemüthern, daß es ein kalt Ding und unbeständig wäre: deshalb vor der Einigkeit, die sich durch solche Kämpfe trennen liesse, nicht große Sorg zu haben ist; dann wir das gesinnt sind, daß wir mit diesem Span, mit ihnen, gemeinen Glaubens halb, Freundschaft und Einigkeit wohl haben könnten, so gut, als wir jezt Päpstisch und Lutherisch mit einander wider den Türken zögen. Denn Einigung würde gemacht zu Schirm Leut und Landen, gemeiner Gerechtigkeit und der Summe des Glaubens, in denen wir einig sind. So aber sie das nicht thun wollten, sehen wir wohl, daß Fürwitz und Mißtrauen da wäre, so wird auch nicht Noth seyn, daß man sie für die Wahrheit setze."

„Wenn es etwa um Einigkeit in den Spänen der Lehre zu thun wäre, so hat man in eine kurze lautere Summ verwilliget.

Wie-

Wiewohl nun das eine besondre Epistel ist, nicht eine ertrachtete Vereinigung, ist sie doch ein Wortensaat und Kampfespflanzen: mögen indeß wohl leiden daß sie gedruckt werde, nur uns ganz unvorgreiflich."

„Vertrösten sonst unsre lieben Herrn und Bürger von Straßburg mit andern Sachen, weder mit dieser jämmerlich erfochtenen Einigung, die nicht bestehen möcht. Gott ist alt, aber nicht krank, hat uns noch Kraft und Raths genug. Gott mit Euch." 20 Nov. 1530.

Dieser Brief, der Zwingli's rücksichtslose Gradheit sehr kräftig und unumwunden bewährt, und deshalb schon eingerückt zu werden verdiente, gewann auch Oekolampad's Beistimmung, der sich überhaupt mit der größten Bescheidenheit seinem Freunde Zwingli gern unterordnete. Bucer, der diesen Brief auch erhielt, wurde sehr unangenehm überrascht, weil er sich entdeckt sahe, und Zwingli's Festigkeit unerschütterlich. Er gestand ihm offen, daß diese, zu Nutz und Frommen der Christenheit gewählte Verhandlungsart die

einzige und ſicherſte ſei, die zum Zweck führe, und bat ihn, das Unternehmen doch nicht zu ſtören. Es mochte ihm wohl Mühe gekoſtet haben, dieſe Sprache zu führen, denn in einem Briefe an einen Freund ſchrieb er; „mir kommt das ganz unerwartet, und hätte ich nicht einmal beſchloſſen, das alles zu verſchlucken, ſo hätte ich ſo etwas gar nicht unternommen. Denn ich habe in dieſen vier Jahren eingeſehen, wie anmaaßend und unartig gewiſſe Leute ſind. Doch warum ſollte ich dieſer wenigen wegen ſo viele Gemeinden ſo elend und kläglich zerriſſen, und den Lauf des Evangeliums im Auslande ſo ſchrecklich gehemmt ſehen? O hätten ſich andre ſo feſt gegen dieſe Poſſen geſetzt, man würde nicht mehr darauf achten, als wenn, nach dem Sprichwort, einen eine Gans anpfiffe.“

Wie feſt und klar aber Zwingli widerſtand, eben ſo beſtändig und nachdrücklich zeigte ſich Luther. Sein an Bucern in dieſer Angelegenheit geſchriebner Brief indeſſen zeigt, daß es nicht Starrſinn und Hartnäkkigkeit war, was ihn antrieb, dieſe Vereini-

gung

gung nicht einzugehen. Denn er gesteht hier, so gerne er auch es wünsche, so könne er es doch nicht über sein Gewissen erhalten, bitte aber um des Friedens der Kirche willen, sich doch mit dem gegenwärtigen Frieden zu behelfen, und nicht neues unvermeidliches Aergerniß herbeizuführen.

Dies alles gnügte dem Landgrafen noch nicht, welcher Bucern vorschlug, er möchte versuchen ob nicht Oekolampadius und Zwingli an Luther selbst klar und deutlich schrieben, daß sie mit ihm über den Ausdruck gegenwärtig einverstanden wären. Dies getraute sich Bucer wenigstens von Zwingli nicht zu erlangen, bei dem die Meinung einmal fest saß, es sei Luthern mehr um den Sieg, als um die Vereinigung, zu thun. Er schrieb dies dem Landgrafen und rieth ihm, etwa diesen Brief Luthern vorzuzeigen. Dennoch versuchte er einige Tage darauf, ob es ihm gelingen möchte. Er faßte Zwingli sehr zart an, betheuerte ihm seine Redlichkeit, schlug ihm die Sache und sogar einen an ihn selbst zu richtenden Brief vor, indem

er

er Luthers Krankheit beſſer kenne, und die Behandlungsart verſtehe.

## Dreizehntes Kapitel.

Allein ſolche Wege einzuſchlagen, und doch am Ende nichts Ganzes und Beſtändiges zu erlangen war Zwingli unmöglich, und mithin fiel ſein Betragen ganz anders aus, als Bucer ſich von der Zartheit, womit er die Sache geleitet hatte, verſprochen haben mochte. Zwingli ſchrieb ihm rund heraus: wir bleiben bei unſerm Glauben; und daß du ja nicht glaubeſt, es könnte mit der Zeit noch etwas davon abgehen, wir laſſen nicht markten. Auch wenn die ganze Welt das Gegentheil glauben würde, wir weichen nicht. Sieh alſo — die liebe Mühe iſt umſonſt — mache dir alſo nicht weiters unnütze Geſchäfte, ſchone dem Papier, und hiermit Gott befohlen!

Dies konnte Bucer doch nicht verſchmerzen, und ſein folgender letzter Brief gab Zwinglin über ſeine Unredlichkeit, die er ſchon durchgeſehen hatte, noch befriedigendern Aufſchluß, ſo daß er ihm ſchon darum nicht antwortete.

Auch

Auch vom Bürgermeiſter Meyer erhielt er auf einen langen Brief, worin er ihn um ſeine Verwendung bat bei Zwingli und Oekolampadius, keine Antwort. Nach einem zu Baſel gefaßten Schluß wurde gerathen, den ganzen Handel ſtille ſtehen zu laſſen. Darin kamen die Berner und Züricher überein. Nur die Basler wollten die Sache in reifere Ueberlegung gezogen wiſſen, denn ſie waren minder abgeneigt, eine Vereinigung, wie Bucer ſie wünſchte, einzugehen. Doch die Zürcher und Berner blieben feſt, und die Basler gaben ihnen endlich nach. Und ſo mußte Bucer für diesmal auch den Schluß faſſen, die Sache dem Himmel zu überlaſſen, da er ſahe, daß alle Mühe vergeblich war. Schwerlich hätte Zwingli wohl eingeſtimmt, wenn er noch gelebt hätte, als, bei dennoch erneuertem Verſuche, endlich 1536 feſtgeſetzt und beiderſeits unterzeichnet ward: man denke zwar an keine Wandlung, noch eine räumliche Einſchließung im Brodte, noch auch an eine dauernde Verbindung außer dem Genuß des Sacraments, doch ſei man einverſtanden, daß durch ſacra-

mentliche Einigung das Brod der Leib Christi sei, d. h. daß mit dem dargereichten Brodte auch Christi Leib da sei, und gereicht werde. Außer dem Genuß aber, wenn er in einem Schränkchen verschlossen, oder bei öffentlichen Umgängen gezeigt werde, wie die Päpstler es thäten, sei der Leib Christi nicht gegenwärtig."

So war denn mehrere Jahre über diese Sache gestritten, und die völlige Vereinigung der Erhalter des Wahren und Guten verhindert worden, bloß weil man an Worten hing und Formeln, oder auch weil man nicht einen Sieg über seine Beschränkung erhalten konnte. Wem möchten hier nicht des Dichters beruhigende Worte einfallen:

Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Noch war in Basel selbst die Ruhe nicht so fest gegründet, daß man sorglos hätte darüber seyn können — denn noch frisch war die

den Päpſtlichen geſchlagne Wunde — als Oekolampadius, Bucer und Blaurer von den Ulmern die ehrenvollſte Einladung erhielten, mit dem Auftrage, auch hier aus dem Schutte des Papſtthums die neue, fröhlichere Ordnung hervorzurufen, welche die Menſchen frei und glücklich machen ſollte. Auch in Ulm begann das Erwachen zur Freiheit, wie überall, mit einer Gährung, welche nichts zu hemmen vermochte, als die erſtrebte Freiheit und Klarheit des Geiſtes ſelbſt. Der Rath, dem die Bürger die Sache anheimſtellten, hielt es für das Beſte, die Männer zu berufen, welche wegen ihres kräftigen Strebens und Ringens nach Wahrheit und Freiheit ſo geſchätzt waren, und ihnen alles zu übertragen. Es hielt ſchwer, den Oekolampadius von ſeiner Gemeinde loszureißen; endlich willigte doch ſeine Obrigkeit ein, mit der Bedingung, daß er ſo ſchnell als möglich alles beendigte.

Im Mai 1531 gelangte er an. Alle Prieſter mußten ihr Urtheil über ſiebzehn aufgeſetzte Artikel, welche die neue Lehre umfaßten, ſagen und dieſem gemäß beſtimmen, ob ſie fortan

an es mit den Päpſtlern, oder mit den Evangeliſchen halten wollten. Die neue Lehre fand wenig Widerſtand, war es, weil die Ulmer empfänglicher dafür waren, oder weil das raſche und kräftige Verfahren ſie überraſchte und verſtummen machte. Nur eine kleine Zahl widerſetzte ſich, und dieſe war ſo gering, daß ſie mit Ernſt und Strafandrohungen zurückgewieſen werden konnte. Oekolampadius aber führte nicht nur die ganze Schweizeriſche Kirchenordnung ein, er ſorgte auch, daß wackre und geſchickte Männer ſchon in den zarten Gemüthern der Kinder den Saamen des Guten und Wahren belebten und pflegten. Denn auch hier war es ihm nicht um die Gegenwart zu thun, um die jezt Lebenden. Aus ihrer Mitte ſollte ſich die neue Welt ſtiller und ſchöner gebären. Eben ſo verfuhr er zu Memmingen und Biberach, und es überraſchte ihn freudig, ſo viel Liebe und Treue überall zu finden.

Er kam zurück, befeſtigte und belehrte die beſonders zwiſchen dem Sächſiſchen und Schweizeriſchen Lehrbegriff vom Nachtmal, ſchwankenden Gemüther. Damit aber dies auf

Einmal beigelegt würde, wurden alle, wes Standes und Geschlechts sie wären, eingeladen, im April in der Kirche zu den Augustinern zu erscheinen, und ihre etwanigen Zweifel darzulegen, wo sie solchen Bericht und Antwort erhalten sollten, daß sie billigerweise nicht sollten Klage führen können. Zugleich wurde den Abtrünnigen der Kirchenbann angedroht, doch warnte man sie brüderlich und freundschaftlich vor diesem schweren Urtheil. So war er unermüdet zu lehren, zu warnen, zu ermahnen, und der hohen Schule durch Berufung würdiger und gelehrter Männer wieder aufzuhelfen. Die Lehrer, die er in einem Briefe an Zwingli vom Julius dieses Jahres nennt, waren ausgezeichnete Köpfe, so daß der Flor der Schule nicht leicht eingehen konnte.

## Vierzehntes Kapitel.

So viele Jahre hatte ihn die Freundschaft seines Zwingli für all die Unruhen und Bedrängnisse entschädigt, die ihm der heilige Eifer für Religion zugezogen hatte. Ihn hatte er mehr geachtet und geliebt als sich selbst;

denn willig anerkannte er die Ueberlegenheit seines Geistes, den scharfen Blick, die gründliche Gelehrsamkeit, die sichere und stäte Kraft, womit er alle seine Unternehmungen, die nur das Beste der Schweizer zum Zweck hatten, ausführte. Auch jezt hatte Zwingli unerschrokken und fest das Unvermeidliche gethan. Der Landessitte gemäß, und seinem Vaterlandseifer, wie seinem Herzen folgend, das nicht von seiner Gemeinde sich losreißen konnte, zog er mit aus in den Krieg, und zu Kappel ereilte ihn, wie mehrere Biedermänner, sein Schicksal.

Welch ein Schrecken für Oekolampadius, sich das Liebste, was er auf dieser Welt hatte, von seiner Seite gerissen zu sehen! Wie zärtlich wär er für die Nachrede seines Freundes besorgt, wie ämsig suchte er allem bösen Leumund, der zu befürchten stand, weil doch das Große und Gute überall Neider findet, die es herabsetzen, zuvorzukommen! Dieser Streich traf ihn tief, tödtlich. Er sollte seinen Freund nicht lange überleben. Nichts vermochte

mochte ihn aufzuheitern; sein Leben war auch gelebt.

Er sollte Zwingli's Nachfolger in Zürich werden. Leo Jud trug ihm im Namen des Rathes mit den ehrenvollsten und freundschaftlichsten Ausdrücken diese Stelle an. Aber Oekolampadius, obwohl er an seiner Stelle Manches auszusetzen hatte, und in Zürich am liebsten gelebt hätte, schlug doch seines früher gegebenen Versprechens eingedenk, den Ruf aus, mit einer Ehrlichkeit, Offenheit und Bescheidenheit, mit den dankbarsten und liebevollsten Aeußerungen für seine Gemeinde, so, daß er mit dem vollsten Rechte den Namen eines Seelensorgers und Seelenhirten verdiente, wenn ihn je einer verdient hat.

Kurz nachher — es war am 9 Nov. — fing seine ohnedies schwächliche Natur an zu erliegen. Der tiefe Gram über seinen Zwingli, der um so heftiger und gefährlicher war, je reizbarer und dabei schweigsamer Oekolampadius war, erschöpfte seine Kräfte durch ein Fieber, und ein Geschwür über dem heiligen Bein. Wie sehr sich auch Heilkünstler und

Wund-

Wundärzte mit der liebenſten Sorgfalt bemühten, ihn wieder herzuſtellen, er bat ſie ruhig, ſich nicht zu mühen, ſeine Krankheit ſei tödtlich. Umgeben von Amtsgenoſſen und Freunden begann er endlich, wie ein Augenzeuge, Simon Grynäus, es aufgezeichnet hat, folgende Rede:

„Ihr ſeht, Brüder, wie es ſteht. Der Herr iſt da, er kommt, er führt mich von hinnen. Deshalb ließ ich euch erſt rufen, um meine Seele unter meinen Theuerſten mit wahrer Freude und Troſt in dem Herrn zu ſättigen. Was wollen wir nun bei dieſer letzten Umarmung ſagen, ihr Diener Chriſti, die gleiche Liebe zu ihrem Herrn, gleiches Streben, und dieſelbe Lehre innigſt verbunden? Das Heil iſt uns erworben, erworben durch Chriſtum uns allen die Zuverſicht zum Reiche Gottes, eine gewiſſe Lehre, unſerm Wandel ein Licht; alle Traurigkeit, alle Furcht des Lebens wie des Todes, aller Zweifel und Irrthum muß fern ſeyn. Dies allein, Brüder, iſt noch übrig, daß wir Chriſti Fußſtapfen, die wir längſt betreten, feſt und treu folgen, die Reinheit der Lehre unberührt, unſer Leben nach dem wah-

ren Worte Gottes gebildet erhalten. Das Uebrige wird der Mächtige, der über das Seine wacht, unser Herr Christus besorgen, er wird seine Kirche schützen. Auf dann, ihr Brüder, unser Licht leuchte, damit in uns Gott Vater verherrlicht, Christi Name durch das Licht eures Lebens und eurer Redlichkeit verklärt werde. Liebt euch untereinander wahrhaft, führt euer ganzes Leben vor den Augen, vor dem Blicke Gottes! Umsonst schärft man durch Worte Frömmigkeit ein; Licht und Wahrheit, wahrer himmlischer Sinn ist nöthig, wenn wir den Satanas schlagen, wenn wir diese Welt besonders zu Christo bekehren wollen. Denn welche Nebel erheben sich, welcher Sturm bricht ein, welche Abtrünnigkeit der Menschen, welche Gottlosigkeit herrscht? Doch ihr müßt stehen, und ausdauern, Brüder: der Herr selbst wird seinen Angelegenheiten vorstehen. O könnte ich die Gefahren mit euch bestehen, diese Seele oft für die Wahrheit dahingeben. Doch ja ich kann es; ungetheilt ist die Liebe, und unauflöslich das Band in Christo, den Frommen ist alles gemeinsam. —

Bei dem Vorwurf, daß ich die Wahrheit verfälscht, halte ich mich nicht auf. Mit gutem Gewissen, Dank der Gnade Gottes, trete ich nun vor den Richterstuhl Christi, hier wird es klar werden, daß die Kirche durch uns nicht verführt worden. Dieser meiner Meinung und Betheuerung Zeugen seid ihr, euch bestätige ich dazu mit diesem meinem letzten Athemzug."

Tages darauf, es war der funfzehnte seiner Krankheit, ließ er seine Kinder vor sich kommen, faßte ihre Hände, küßte jedes, und sprach: Nun, Eusebius, Irene, Alethea, meine Pfänder, liebt Gott den Vater! Die Mutter gelobte dies in dem Namen der Kleinen; denn das älteste war erst drei Jahr. Und nun wendete er sich zu ihr, der Schwiegermutter und den Verwandten: „euch habe ich durch dieses Angelöbniß verbunden; ihr werdet sorgen, daß sie werden, wie sie heißen, fromm, friedfertig und wahr." Dies bedeuteten nämlich die griechischen Namen seiner Kinder, die er nun wieder fortführen ließ.

Er war meistens ruhig. Als einer seiner Freunde, deren viele ihn umgaben, ausgegan-

gen

gen war und zurückkehrte, und Oekolampadius auf die Frage: was er Neues mitbrächte? die Antwort erhielt: Nichts, so sprach er: Ich aber will dir Neues sagen. Bald werde ich bei Christo seyn.

Nachher fragte man ihn, ob ihm das Licht beschwerlich sey? — Ich habe Lichts genug, erwiederte er, auf die Brust deutend. Endlich brach der Morgen an, er betete mit bebender Stimme den ein und funfzigsten Psalm ganz. Endlich raffte er sich noch einmal auf, und rief: hilf mir, Herr Jesu! Und so verschied er, still und ruhig, wie sein inneres Leben dahin geflossen war. Die Umstehenden knieten an seinem Bette nieder und beteten.

Seine Feinde verbreiteten, um den Mann im Grabe noch zu beschimpfen, mancherlei Gerüchte über die Art seines Todes; sie sprachen von Selbstmord, von Ermordung, Vergiftung. Doch die Wahrheit blieb unberührt. Der erste December des Jahres 1531 war sein Sterbetag. Sein Leichenbegängniß war ehrenvoll und zahlreich; er ward im Kreuzgange

der

der Hauptkirche begraben. Sein Grab hat die Aufschrift lateinisch:

„D. Johann Oekolampadius, Gottesgelehrter, dreier Sprachen mächtig, der Urheber der evangelischen Lehre in dieser Stadt, und dieses Tempels wahrer Bischof, wie seiner Lehre so seines Lebens Heiligkeit halber verehrungswürdig, liegt unter diesem kleinen Stein, gestorben am 1 Dec. 1531, im 49 Lebensjahre."

Er ward von vielen besungen, und sein Name, der bedeutungsvoll genug war, gab zu kleinen dichterischen Spielen Anlaß, die zu erwähnen nicht nöthig ist.

## Funfzehntes Kapitel.

Nach dieser Erzählung drängen wir das Bild des Oekolampadius in folgenden Zügen zusammen.

Von den frühesten Jahren an war sein Gemüth vorzüglich auf das Unsichtbare gerichtet, und wie er schon damals es in wohllautenden Worten und Bildern darzustellen strebte, so mußte er natürlich freier werden, und das

Ge-

Gewühl des äußern Lebens zu fliehen ſuchen, das im Vergleich mit jenem innern nur eine Zerriſſenheit und Trennung ihm darbot. Hierin iſt ſeine Abneigung gegen die Rechtswiſſenſchaft, ſeine entſchiedene Liebe für die Religionswiſſenſchaft begründet, und eben daraus iſt es zu erklären, wenn er in ſeinen frühern Jahren, als er zuerſt ein Amt antrat, ſich nicht zu genügen glaubte. Denn nur in der Religion iſt wahre Beſcheidenheit, die gleich fern von frecher Anmaaßung, wie von feiger und knechtiſcher Demuth, nie vergißt, daß ſie in der Reihe des Weltalls nur ein Punkt iſt, der aber einer unendlichen Erweiterung und Ausdehnung fähig iſt, und eben nur durch ſie Würde und Geſtalt erhält.

Darum liebte Oekolampadius ſich in die Stille eines Kloſters zurückzuziehen, nicht um müßig zu ſeyn, ſondern um deſto ungetheilter und andächtiger ſich ſelbſt zu leben. Dieſer Hang, der allen ſinnigen und ſchönen Gemüthern eigen iſt, und mit dem Pflanzen- und Blumenleben wohl verglichen werden kann, der um ſo ſtärker und inniger iſt, je mühſeliger

und bis zur unheiligsten Entehrung schaal das Ringen und Treiben der Welt ist, konnte wohl für Schwärmerei, oder für pflichtwidrige Verschlossenheit und Gleichgültigkeit gegen die Welt gehalten werden, je nachdem man den Werth des Menschen entweder in Glanz und Ansehen, oder in entschiedenem Wirken und Handeln nach außen hin setzte, wiewohl, richtig angesehen, keines von beiden der Fall war. Die ruhige Klarheit, womit Oekolampadius die Lehre Christi überschaute, der richtige Sinn und scharfe Blick, dem nichts leicht entging, was ihre Reinheit trübte, denn sein Ernst und Eifer, ja seine Liebe, womit er sein ihm nun zu Theil gewordenes Amt umfaßte, die entschlossene Festigkeit, womit er in seinem Kreise wirkte, und ihn immer zu erweitern strebte, beweisen gerade das Gegentheil.

Aber nicht übersehen darf man auch die Fügung und Leitung des Himmels, der ihm gerade diesen Platz anwies. Denn unstreitig hätte Oekolampadius, bei seiner schwächlichen Leibesverfassung, bei der zarten und ängstlichen Besorglichkeit und Schonung, die ihm eigen

war,

war, nirgends so viel wirken können, als unter den Schweizern, in denen der alte freie Sinn so reizbar und bildsam war, wie bei keinem andern Volke. Hier gingen die vorgeschlagenen Verbesserungen verhältnißmäßig immer leichter durch, als anderswo, und der Kampf zwischen dem Guten und Bösen war nicht so heftig und anhaltend. Ja es entstanden manche Zwiste mehr durch einen Anflug von außenher, als aus ihrer Mitte. Und unter diesem Volke konnte der milde und beharrliche, der ruhige und würdige Oekolampadius am meisten und vortheilhaftesten wirken.

Der oben erwähnte Hang zur Stille und Andacht blickt auch durchgängig in seinem Leben hervor. Er war unter Menschen schweigsam bis zur düstern Verschlossenheit; aber sein Herz schloß sich offen und lieblich auf, sobald er einen wahrhaften Menschen fand, dessen Brust empfänglich war für das Wahre und Gute. Dann aber ließ er sich ihm ganz, und vergaß sich in ihm, er liebte mit einer Hingebung, mit einer zarten und ängst-

ängstlichen Sorgfalt, die an Frauenliebe gränzte, und sein vortreffliches Herz hinlänglich bewährt. Man erinnere sich an Wolfgang Kapito, und Zwingli.

Ein solcher Mann konnte nicht anders als mild gegen seine Gegner seyn, und so bewies sich Oekolampadius stets. Ohne sich und der Wahrheit zu vergeben, ohne feige Rücksichtlichkeit und schlaffe Demuth stritt er doch sanft, immer bei der Sache bleibend; er wies Schmähungen mit milder Kraft zurück, ohne darum des Gegners Schwächen zu schonen, oder zu verhehlen, wie er denn Luthern manche derbe Wahrheit sagte, und ihn oft in den vorübergehenden Augenblicken, wo er sich selbst nicht erblickte, überraschend ergriff. So verfuhr er mit achtungswerthen und ehrenvollen Gegnern, ja er machte, wie wir an Servetus gesehen, eine Uebereilung sogleich wieder gut. Unwürdige aber bestrafte er mit verachtendem Schweigen. Nirgends war es ihm um seine Person zu thun, sondern überall um die Erhaltung des Höchsten und Heiligsten, was sein Gemüth mit

brün-

brünstiger Andacht, und wahrer Religion umfaßte. Auch seine ängstliche Umsicht bei jeder Neuerung, die er für nöthig und unerläßlich hielt, entstand nur aus seiner Bescheidenheit, aus der Furcht, den Fortgang des Guten vielleicht durch seine Maasregeln zu hemmen. Hatte er aber einmal begonnen, so ging er unerschrocken fort auf seinem Wege, mit dem fröhlichen Vertrauen, die Sache werde Kraft ihrer Würde und Nothwendigkeit sich selbst halten und tragen. Er fürchtete nicht, wie Erasmus, Gönner und Geld zu verliehren. Denn er war von den Guten geachtet, konnte auf sich selbst beruhen, war genügsam und fern von läppischer Eitelkeit.

Von seiner Gelehrsamkeit zeugen seine Schriften. Er war der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache mächtig, und hatte diese Hülfsmittel benützt, um den Geist der Griechen und Römer kennen zu lernen, und die Urkunden der christlichen Religion in ihrer Ursprache zu lesen, damit immer mehr und mehr er die Verunreinigungen dieser Lehre durch die menschliche Thorheit

und

und Lücke davon zu sondern wüßte, und so sie selbst in ihrer ursprünglichen Schönheit und Reinheit zur Beglückung und Befreiung seines Volks zurückführen.

So floß ihm unter unermüdeter, redlicher Thätigkeit sein Leben ruhig hin, und die Stürme, die er von außenher erfuhr, konnten es nur kräftigen und sichern, nicht aber hemmen, noch tödten. Wie sein Leben, war auch sein Tod, still, mit ruhiger Ergebung und fröhlicher Zuversicht, das Abbild seiner Lehre und seines Glaubens, ein Muster für Jeden. Sein Andenken muß jedem Schweizer, muß jedem braven Manne heilig seyn. Er ruhe sanft!

---

## Anhang.

### Hausscheins Brief an Theobald Billitan, Prediger in Nördlingen.

Wie sehr ich dich bisher geachtet, geliebter Bruder, beweisen, dünkt mich, hinlänglich die vielen vertrauten Briefe an dich. Jetzt aber, nachdem dein Brief erschienen, worin du mich zwar nicht unartig behandelst, doch

die katholische Lehre über das Nachtmal, als minderfromm, widerlegst, dürfte ich vielleicht pflichtvergeßner oder charakterlos erscheinen, wenn ich nicht erklärte, wiefern sie mir gefallen. Es würde mir aber wie bisher gnügen, in freundschaftlichen und Privatbriefen meine Gedanken zu eröffnen; doch heischt die Sache, daß ich, nach deinem Beispiele, öffentlich und namentlich mit dir spreche. Zwar rief mein Werk Keinen zum Kampfe auf; jetzt aber ziehst du mich und den Kirchenlehrer Tertullian gelinde durch, und ich, im Vertrauen auf meine Sache — wie denn die Sache der Wahrheit ernst ist, und weder durch Hohn, noch durch Abmahnung in Bezug auf das Lob der Menschen gehindert wird — ich gebe gern ins geheim oder öffentlich, wenn es die Gelegenheit erlaubt, Rechenschaft von meinem Glauben, besonders wenn man mich dazu auffordert. Nicht als ob mein Schweigen nicht mehr frommte, oder als ob meine Streitlust mich reizte, die ich — mein Gewissen vor Christo ist mein Zeuge — hasse, sondern weil ich glauben müßte, der Wahrheit durch mein Schweigen

etwas zu vergeben. Indeß bitte ich Chriſtum, daß dein im Sprechen erworbenes Anſehen nicht verringert werde, ſondern wachſe; ſollte dies nicht erfolgen, ſo würde ich's ungern hören. Denn ich unternehme nichts, was gegen die Liebe iſt. Deine Lehre, ſo weit ich ſie kenne, iſt in allem übrigen löblich und untadelhaft; aber in Sachen des Nachtmals kann ich — wofern es nicht chriſtlich iſt, anders zu denken und anders zu ſchreiben — dir nicht beiſtimmen, doch aber auch nicht ſchweigen, indem es mir nach Ermahnung der Schrift und des Geiſtes unbezweifelt ſcheint, daß die Wahrheit auf unſrer Seite ſey. Was du neulich geſchrieben, leite ich von einem ungemeſſenen Wahrheitseifer her, und ſchreibe dir nichts weniger zu, als böſen Willen. Denn gleichwie auch ich dir noch nicht ſo ganz verwerflich ſcheine, ſo habe auch ich dich nicht ſo weit aufgegeben, daß ich nicht überzeugt wäre, du werdeſt ſchnell zu uns übergehen, wenn du unſern ſicherern Weg erkannt.

Nicht alſo iſt dies Abſicht, daß deinem unbefleckten Ruhme nachgeſtellt werde, ſondern

ich wünsche vielmehr, daß du noch mehr Ruhm erlangest; was sicher erfolgen wird, wenn in diesem Kampfe die Wahrheit heller hervorgeht, wiewohl ich das Vertrauen zu dir habe, daß jener Rauch dir längst verächtlich gewesen. Ich würde es für rühmlich halten, wenn ich unterläge und die Wahrheit sagte. Fern sei es von mir, die vorzüglichen und mannichfaltigen Gaben, so dir der Herr verliehen, zu beschmitzen! Fern, daß, wofern du einmal in Einem Punkte, nach Menschenloose, gestrauchelt, deshalb entweder deine ganze Beredsamkeit welke, oder deine Schriftgelehrsamkeit minder geachtet, oder der Eifer dich zu loben lau werde, oder die Beharrlichkeit, Glaubensfeinde zu bekämpfen ermatte, oder minder gepriesen werde. Ich wünsche dich unverletzt; Alles wünsche ich an dir unverletzt, alles was in dir Christo angehört. Doch auch mich zwingt zu antworten was dich zum Schreiben erweckt; denn du fürchtest, durch Schweigen die Sache des Evangeliums zu verrathen. Diejenigen, welche mein Buch über die Einsetzungsworte, entweder nicht verstehen, oder

nicht

nicht lesen, und es verdammen, oder aus Befangenheit in einer veralteten Meinung ihr Urtheil übereilen, müssen, dünkt mich, durch Geduld, Sanftmuth und Schweigen (indem es nicht frommt zu lehren) überwunden, oder mindestens geduldet werden. Wie ich aber diejenigen schweigend verachten könnte, welche selbst schreiben, und unsres Glaubens gewisser werden möchten, ob sie es mit ausgelassenerm Eifer, oder mit feinerer Bescheidenheit thun, wie du und andre Schwäbische Prediger, kann ich nicht einsehen.

Ich weiß, es wäre dir unangenehm, wie ich deinen Sinn kenne, wenn ich die gleichviel wie anerkannte Wahrheit verschwiege, angenehm also, wenn ich von dieser Pflicht mich durch keine Gefahr abschrecken lasse. Zwar schreckt mich der neuliche unglücklichere Versuch, aber abschrecken soll er mich nicht. Denn neulich, als ich glaubte, mein Buch, worin ich die Meinungen der Alten zusammengetragen, sei milder geschrieben, als daß meine Freunde schmähen könnten, ja sogar mir schmeichelte, auch den erzürnten Gegnern die

Ge-

Gelegenheit zu zürnen entrissen zu haben, wofern sie nur ihre Hitze mäßigen wollten, (so liebevoll hatte ich geschrieben, so sehr alle Schmähungen vermieden, was mich auch jezt nicht reuen wird, wenn ich auch wiederum nicht es erlangen könnte, daß meine Meinung angenommen würde) als ich hoffte, sage ich, mich der Bescheidenheit befleißigt zu haben, fehlte es doch nicht an Menschen, die kein Bedenken trugen, aus einem Friedfertigen einen Aufrührer, aus einem Wahrheitsliebenden einen Gotteslästerer, aus einem treuen Ausleger einen verkehrten Deutler zu machen. Diesen zu antworten giebst auch du mir jezt Gelegenheit. Ich will aber einfach, ohne Schminke und Streit antworten, durch die Sache selbst meine Gedanken erklärend. Behüte Gott, daß man uns vorwerfe, was andern Gegnern vorgeworfen, fast ihre ganze Sache zu Grunde gerichtet, daß sie mit altweibischen Schmähungen streiten, daß die Kinder der Welt Listen ersinnen, die Trunkenen lachen, die Päpstler der Tyrannen Wuth anstehen, die Juden ihre Ohren verstopfen, die witzelnden

Wahr-

Wahrheitsliebhaber ihre Geschwätzigkeit üben, die Philosophen sich Spitzfindigkeiten vorbehalten, und Marktschreier die Augen der Sehenden blenden. Uns sei es angelegen, als Christen und Christi Schüler uns zu erweisen, was auch unser Lehrer, der unsre Sünden verzeiht, und auf uns seine Barmherzigkeit, zu seines Namens Ruhme, ausgießt, gedeihen lassen möge. Dich aber, lieber Bruder bitte ich, verfage mir nicht die Güte, welche du von deinen Zuhörern foderst.

Unsern Gegenstand also bestimmt der Verdacht, an dem du leidest, womit du deinen Brief beginnest, und endest, daß wir nämlich einen Sinn in die Schrift tragen, nicht den sie fodere, sondern der uns gefalle. Ein Vergehen, daß ich wie Kirchenraub verabscheue! Denn was anderes wäre dieß, als mit den Schenken beim Jesaias Wein und Wasser mischen? oder Scheusale und Götzen in dem Hause des Herrn aufstellen, wie Jeremias sagt? und kurz was wäre es andres, als das Wort verfälschen? Mich aber verdammt nicht, sondern spricht los mein Gewissen.

Unter-

Untersuchen wir demnach die Sache genauer, damit sich zeige, wer einen fremdartigen Sinn der Schrift unterlege. Dies sei der Vorwurf unsres Briefes.

Vielleicht habe ich dadurch mich verdächtig gemacht, daß ich die Sache nach alten Schriftstellern erwogen; denn deshalb hast du mich einen Anhänger des Tertullians, keines ganz schlechten Schriftstellers, genannt. Warum aber nicht eben so einen Anhänger Augustins, der noch offenbarer mit mir stimmt? dessen Name minder verdächtig? warum nicht der Kirche, die, wie wir behaupten und behaupten werden, mit uns Eins ist? Haben wir nicht längst allen Sectennamen entsagt? Ich selbst anerkenne so wenig Tertullians Namen, als du Luthers, oder Karlstadts, wiewohl wir nichts verwerfen, was sie etwa Gesundes gesagt haben mögen, wie denn auch du thust; denn du verachtest noch nicht ganz die Väter. Aber die mehr mühsame als rühmliche Arbeit, ihre Meinungen zusammen zu tragen, sollte dich nicht geirrt haben. Denn auf ihnen stand unser Hort und Zuversicht nicht; viel-

vielmehr schien es der Mühe werth nicht zu verhehlen, daß die Väter und die Kirche uns beistimmten, weil ich bemerkte, daß immer noch ihr Ansehen bei nicht wenigen äußerst ehrwürdig, und was sie sagten für ein Orakel gelte, oder weil sie in Behandlung der Schrift minder verdächtig waren, oder weil sie, der gemeinen Meinung nach, treuer als die neuern wären. Auch wird dir hoffentlich meine Mühe nicht unangenehm gewesen seyn, sollte sie auch nicht ganz nach meinen Wünschen gelungen seyn. Ich will also ihre Zeugnisse sparsamer brauchen. Denn auch du berufst dich auf die Einsetzungsworte, und verstopfest die Ohren gegen Beweise, Muthmaßungen und Schlüsse. Gründe gelten dir nichts, Ueberredungen übergehest du; um Angehörigkeiten, die du sonst vermeidest, kümmerst du dich nicht. Dich gehet die müßige und unglaubliche Menge von Wundern, und mehreres nichts an. Ich will dich darum nicht verabscheuen; darin aber bist du mir willkommen, daß du auf das Wort des Herrn dich berufst, und mit den auserlesensten Waffen des Geistes zu kämpfen für nöthig hältst.

hältst. Denn wie konnte dies mich unbillig machen? da es mich eben schützt, dir aber drückend werden muß? Du wirst aber, ich hoffe es zum Herrn, sehen, daß auch von dieser Seite unsre Sache fest, die deine hingegen schwach, ja gar nichts sei, wiewohl ich schon sonst genug Schriftgründe angeführt, die doch nicht widerlegt sind, wie es doch sich ziemte. Ja ich will sie noch lieber gebrauchen. Denn wer möchte nicht lieber aus dem Quell, als aus trüben Flüssen trinken? Jetzt will ich streben, dir und andern diesen Verdacht zu benehmen.

Auch ich, ehe der Herr sich meiner annahm, war über die Maaßen gewissenhaft, und fast abergläubisch, so daß ich auch dem Geiste, der in mir redete, widersprach, wenn ich nur von den Menschen nicht abwich. Denn so oft ich die Worte, von denen die Rede ist, in den Evangelisten las, fiel mir bei, es möchte in der Schale ein andres Mark stecken. Doch widerstand ich dem in leichtem Kampfe, wie viele heutiges Tages. Willst du klüger seyn als andre? Was andre glauben, steht zu

glau-

glauben. Ich erfuhr dennoch, daß unzeitige Kleinmüthigkeit ein großes Uebel sey. Was für ein Gefühl, glaubst du wohl, nahm ich damals mit mir in das Haus des Herrn? Ich Elender! Ich brachte dar das Meine, und auch nicht das Meine. Das Meine, weil es wenig fromm, nicht Meine, weil es von andern Menschen entlehnt, und darum unecht war, wahrhaft aber das Meine wiederum, weil auch ich ein Mensch bin, in eben der Gewohnheit zu sündigen befangen, wofern mich nicht die Gnade des Herrn bewahret. Oft, wenn ich nicht dachte, was in anderer Brust verborgen war, klagte ich mich so an: wärest denn du allein so verworfen vom Angesichte des Herrn, daß du da widerstrebtest, wo Niemand widerstrebt? Ach wie oft suchte ich meine Schwäche durch das Lesen der alten Kirchenlehrer zu überwinden? Wie aber bei den Evangelisten, so traf ich auch bei den Vätern Anfangs wenig an, was mir frommte; häufig der Leib des Herrn, das Blut des Herrn; wie aber nun dieser Leib, wie dieses Blut wäre, das wurde selten und über die Maaßen räthsel-

haft

haft erklärt. Ich trug also einen Sinn in die Schrift, den ich nicht den eignen zu nennen wagte, aber um nicht zu lügen fremd nennen muß, indem ich von dem Urtheil andrer abhing, und dachte, was des Geistes unwürdig war. Allein das Seine nicht mithringen heißt hier etwas Unechtes aufstellen. Gesetzt, unzählige Tausend von Engeln stimmten ein und unterschrieben: wäre dies nicht eben so wenig mein Sinn, als die menschliche Auslegung? Aber diese vertragen, nach dem Zeugnisse Petri, die von Gott eingegebenen Schriften nicht. Was that ich also anders, als daß ich auf Sand baute? Hätte ich bei den Menschen einen andern Glauben gefunden, so hätte auch ich anders gesprochen. Als endlich der Menschen Ansehen, die ich oft als Lügner und Betrogne fand, seine Larve vor mir abwarf, leuchtete mir bald glänzender die Wahrheit entgegen. Nun war es nicht mehr nöthig, die päpstische Meinung hineinzutragen; ein heiteres Licht kam mir entgegen, als daß ich es hätte verachten können, oder könnte, wenn ich zur Finsterniß zurückkehren hatte wollen. Mich

schreckt

schreckt aber der Name Ueberscheu, den man mir aus Hebr. 6. entgegenrufen könnte. Deshalb werde ich nichts Fremdes mit Gewalt hineintragen, gleich einem fälschlich Eingeweihten, sondern theile frei andern mit, was mich geleitet. Noch jezt versprechen einige schriftlich zu erweisen, ich sei mit bösem Gewissen zum Schreiben gegangen; dies werden sie aber nur dann leisten, wenn sie erweisen, daß Lüge Wahrheit sey. Indeß, da dies Herzensgeheimnisse sind, die jezt unpassend, einst aber an dem Tage der Offenbarung zur Ueberzeugung wirksam, so will ich auch deshalb mit augenscheinlichen Beweisen zeigen, wer Fremde und Unbeschnittene in den Tempel des Herrn d. h. in diese Schriftstelle einführt. Christus hat ja selbst bei Behandlung der Schrift einen nicht zu verachtenden Zweck angedeutet, da doch auch er für einen Uebertreter des Gesetzes fälschlich gehalten ward. Wie viel sind wir ihm Dank schuldig, daß auch er durch diesen Schimpf verwundet uns gekräftigt hat! Und welchen Zweck hat er denn uns angedeutet? Nicht meinen Willen, sagt er, thue ich, sondern

dern den Willen dessen, der mich gesandt hat, des Vaters. Stellte ich ein Zeugniß von mir selbst, so wäre mein Zeugniß nicht wahr. Ferner sprach er: wie könnt ihr glauben, da ihr nicht nach dem Ruhme trachtet, der allein von Gott stammet? Und: meine Lehre ist nicht meine, sondern dessen, der mich gesandt hat. Wer dieser gehorchen will, wird erkennen, ob sie aus Gott sey, oder ob ich von mir selbst spreche. Wer von sich selbst spricht, sucht eignen Ruhm. Wer aber den Ruhm dessen sucht, der ihn gesandt, der ist wahrhaft, und in ihm ist keine Unechtheit. Daraus nun wollen wir erweisen, wer gewandter ist in Erwägung der Schrift. Denn wenn zwei streiten, und einer Gott mehr, der andre weniger zueignet, so legt jener der Schrift einen echtern Sinn bei, dieser aber ist ein _ Denn da der Urheber der Schrift Gott der heilige Geist ist, so kann er bei seiner Eingebung nicht selbst seinem Ruhme entstehen, den er überall unverletzt zu erhalten sucht; und dies ist der ursprüngliche und echte d. h. menschliche Sinn. So lesen wir z. B., der Herr habe keine That aus Kraft

üben können, ausgenommen, daß er wenige Kranke durch Auflegung der Hände in seinem Vaterlande geheilet. Hier stellt nun der Buchstabe und das Fleisch Christum als machtlos auf, dessen Kraft die Bosheit andrer so besiege, daß er, wofern sie widerstehen, nicht wirken könne, wie und wo er wolle. Diesem Schlusse nach werden die von Natur Ungläubigen ungläubig bleiben. Allein der Geist, welcher Gottes Ruhm nicht untergehen läßt, verbessert sogleich diese frevelhafte Entweihung und schreibt ihm zu, was richtiger ist, und lehrt, es sei die höchste Macht, nichts Unwürdiges thun zu können. Denn, könnte Gott etwas Unwürdiges thun, so könnte er auch sündigen; das hieße nun sündigen und nicht sündigen können. Also zeigt der Geist, daß er keine Wunder thun konnte wegen dessen was folgt, nämlich der Ungläubigkeit wegen, welche er bewunderte. Denn weil sie die größern Geschenke verachteten, die sie erhielten, den Umgang und die Lehre Christi, so werden ihnen auch billig die kleinern versagt. Ich setze aus dem Evangelio hinzu: die das Kleine schlecht verwalteten, wa-

rm

ren unwerth über Größeres gesetzt zu werden. Also spricht der Geist: die Unfrömmigkeit der Ungläubigen sei ein so großes Uebel, daß sie die Wohlthaten Gottes nicht verdienen, und es zieme Christo nicht, gegen so Undankbare seine Güte zu üben. Da es ihm nun nicht ziemt, so ist es gewiß, daß Gott nicht könne, welches würde geheißen haben ganz mächtig seyn, wenn auch der Buchstabe die Macht leugnet. Auch widerstreitet das nicht dem Geiste, daß wir unter diesen Worten verstehen, Christus sei über die ungläubige Grillenhaftigkeit entrüstet gewesen, daß er also das nicht könne, was ihm keine Freude mache, wie beim Esaias, und Matth. 17. So sagen auch wir, wir können nicht thun, was uns nicht frommt, oder nicht ziemt; wie die Rechtskundigen sagen wir können nicht, was wir nicht mit Recht können. Wie also im angeführten Beispiele der Geist den, welcher nach Gottes Ruhme strebt, auf den rechten Weg leitet, indeß der Buchstabe einem streitsüchtigen Heiden Gelegenheit giebt, Christum zu verachten: so sagt auch der tö-

nende Buchstabe: das ist mein Leib in unsrer Stelle dem kindisch Klugen, Christi Leib sei im Brodte, der Geist aber ermahnt uns, führt uns höher, und warnet, daß wir nichts Christo Unwürdiges aussprechen oder urtheilen.

Christi Ruhm bezeugt dies, daß er verklärten Leibes gen Himmel gefahren, und zur Rechten des Vaters sitze unter den auserlesensten Guten, von dannen er auch kommen wird. Zu wünschen ist es, daß er helfe mehr durch die Gegenwart seiner Kraft, als seines Körpers. Rühmlicher wäre es, daß er abwesend durch seine Kraft, als anwesend ohne neuen Nutzen beistünde. Was würde dann Christo für Ruhm, wenn wir sein Fleisch, wie du es willst auf der Tafel hätten? oder welchen Nutzen hätten denn wir davon? Ich führe dies an, weil, woraus immer ein Frommer einen Vortheil entsprungen fühlt, zu Gottes Ruhme dient. Nun ruft aber der Geist laut, der leibliche Genuß sei unnütz. Mithin wäre es nicht der menschliche oder eigentliche Sinn zu behaupten, was kein Glaubensartikel verbietet, und was Christi Ruhm rettet? Wer hat dies

je unter den Alten für einen Glaubensartikel ausgegeben? welcher Bischof schwur je bei seiner Weihung, so zu lehren? bis der Päpst kam, der sich ungern einen Fleischmacher nennen ließ. Wer hat ihn zu lehren unternommen, ehe die päpstische Kirche in der Schrift nach Willkühr zu herrschen, und ihre Träume für Gesichte des Herrn auszugeben anfing? Weh uns, wenn wir anders handelten! Denn Malachias spricht: jezt sage ich euch dies, ihr Priester! wollt ihr nicht hören und es euch angelegen seyn lassen, meinem Namen Ehre zu geben, sagt der Herr der Heerschaaren, so gebe ich euch meinen Fluch.

Aber wirst du sagen, mit diesem Lammsfelle bekleiden sich auch die Wölfe. Die Ehre des Herrn wenden wir alle vor; auch die Notarien fangen bei ihren weltlichen Verträgen vom Namen des Herrn an. Auch Caiphas schützte des Herrn Namen vor. Was soll nun entscheiden? Mein Ja gilt so viel als dein Nein. Wohl weiß ich, mein Bruder, daß jeder, dem das Heilige angelegen, gern für einen eifrigen und treuen Herold des göttlichen

Ruhms

Ruhms gelten mag. Alle führen Christum im Munde, aber nicht mit gleichem Glauben. Der echtere Glaube aber zeigt sich in der Vergleichung, in der Vergleichung, sage ich, entweder mit andern deutlichen Worten der Schrift, oder durch Entgegensetzung. Nützlicher aber ist es, beide zur Erleuchtung der Schrift anzuwenden. Und weil in der Schrift vieles Wagliche und Dunkle vorhanden, so halten sie es für kurz, von dem Deutlichern zu dem Dunklern überzugehen.

Hier könntest du mir danken, und nun deine Meinung über die Worte: das ist mein Leib, angeben, und als Sieger, wie man sagt, ausrufen: was brauchen wir weiter Zeugniß? warum verdunkelt man, was so offen da liegt? Nichts ist deutlicher als dies. Allein noch köstlicher müßte der Sieg seyn, wenn du, was ich denke, nach dieser Regel erwögest. Ach wie sehr muß ich abzuweichen scheinen, wenn ich das Brod ein Sacrament und ein Denkmal des Leibes des Herrn nenne, der Herr aber sagt: das ist mein Leib. Wie paßt

dies? So sagen die Deinen. Aber du wirst auch mich geduldig hören, ich weiß es.

Manches ist dem Anscheine nach, wenn es gehört wird, deutlicher, doch minder bekannt, als dem, der zur Wahrheit gelangen will, nöthig ist. Wer nun die Wahrheit zu erforschen strebt, wird nicht gleich staunen und an dem Anfang der Reden hängen bleiben, sondern bedenken was der weise Salomo erinnert: das Ende der Rede ist besser als der Anfang. Wenn dies bei den täglich vorfallenden Geschäften dem Klugen räthlich ist, wie viel nöthiger wird es seyn in göttlichen Dingen? Wahr ist es, wenn einer unüberlegt die Worte genau nach der Sprache nimmt, so wird er schwören, alles sei gleich abgethan. Wenn er aber die, wie man sagt, augenscheinlich dem Scheine nach streitenden Schriftstellen und Umstände erwogen, so wird er sagen, daß das dunkler sei, was er vorher deutlich nannte. Ich will ein anderes Beispiel anführen. Ohne Zweifel sind die Worte Christi am Kreuze: Weib, das ist dein Sohn, deutlich. Wenn nun einer nicht wüßte, daß Maria die ewige

Jung-

Jungfrau, daß Johannes der Sohn des Zebedäus von einer andern, würde er nicht vielleicht aus diesen wenigen Worten, die klarer als die Sonne sind, besonders, wenn er wüßte, Christus könne nicht lügen, Anlaß zu der Behauptung nehmen können, Johannes sei von Maria gebohren? Wird er nicht, wie einige von den Deinen thun, sagen: sieh da die deutlichsten Worte. Hier bedarf es keiner Sibyllen; würde nicht der Zusatz, daß Christus sie Weib nennt, und zu Johannes sagt, das ist deine Mutter, seine Meinung bestätigen? Wenn er nun aber erführe, daß Maria Jungfrau, daß Johannes Mutter eine andre, so würde er, ohne Erklärung, den heiligen Geist nicht der Aufrichtigkeit zeigen, und behaupten, es sei eine figürliche Redensart. Dies wird auch beim vorliegenden Falle sich so verhalten. Die Worte sind offenbar, wenn man nicht auf die Glaubensartikel merkt, die Umstände übersieht, sich nicht um andre Stellen kümmert; wenn aber die ganze Reihe der Begebenheit verknüpft, andre Stellen verglichen, und die Ehre Christi erwogen wird, so wird sich zeigen, daß es des

Gei-

Geistes unwürdig sei, sich so bissig an das Wort zu halten, und ohne Erklärung für den Buchstaben zu streiten.

Die Dunkelheit muß also aufgehellt werden, nicht bloß aus den vorliegenden Worten, sondern auch aus ähnlichen, mit gehöriger Erwägung der Umstände.

Du wirst, denke ich, keinesweges auch dieser Regel widerstreben, und nicht sowohl eine Stelle, als die Vergleichung mehrerer dir gern gefallen lassen. Denn wiewohl du an vier Stellen findest: das ist mein Leib, so sind doch die Worte so beschaffen, als wären sie an Einer Stelle, so daß daher kein Vortheil zu erwarten. Sollen wir also die Schrift nach Einer Stelle verdrehen? So sind wir nicht gelehrt worden.

Eben so lächerlich wäre es, wenn zu erweisen, daß hier keine figürliche Rede, sondern das ist wesentlich zu nehmen und Leib eigentlich zu verstehen sei, wenn wir zum Beweise das zu Beweisende brauchten, und sagten: das Brod nimmt das Wort auf. Würde nicht das zu Erweisende hier vorausgesetzt, daß dem

Brode

Brodte die Ehre gegeben, daß es anfinge des Herrn Leib zu seyn? Wäre es denn genug zu sagen, das Brod nehme so das Wort auf, daß es wesentlicher Leib sei, nicht den Leib bildlich vorstelle? Wäre es schön und recht, so zu schliessen, so werden wir aber auch behaupten können, der Kelch sei das Blut, und der Kelch habe das Wort aufgenommen. Was hätten wir nun Gewinn des Streites? Zank und das, was noch sonst fleischlich ist. Was geht es mich an, wenn man sechshundertmal schreit: der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn! oder auch: das Wort des Herrn, das Wort des Herrn! wenn man nicht nach der erforderlichen Aufrichtigkeit des Geistes fragt. Wie denn auch nichts angenehmer, als wenn aufrichtig verhandelt wird, was hier und da verachtet wird. Doch dies ist nur im Vorbeigehen für Andre gesagt. Wir wollen zu unserm Versprechen übergehen, daß aus den Evangelisten erhelle, ob wir im eigentlichen Sinne die Schrift zerreißen. Wir werden aber, wie schon erinnert, zur Wahrheit gelangen, wenn wir vom Deutlicheren zum Dunklern übergehen.

In der Schrift ist das erst Gesagte meist verborgner. Die Propheten sagen, was Moses sagt, aber nicht so versteckt in Bildern und Räthseln. Eben das, was sie lehren, lehren die Evangelisten, so daß dem Worte des Herrn nichts zuwächset und nichts entzogen wird, vielmehr es immer dasselbe bleibt, aber sie sind lichtvoller und deutlicher. Und auch hier hat man bemerkt, daß die Späteren deutlicher gelehrt und ergänzt haben, was die übrigen übergangen hatten. Was ist vollendeter, als Paulus, der sich allen Charakteren anpassen konnte, allen alles wurde? er, der Christi Werkzeug, der Heiden Lehrer, der Weisen wie der Thörichten Lehrling war? Was war gebildeter als er, der im dritten Himmel gelauscht hatte? Hat nicht auch er offenbar eine gewisse geistige und heilige Sorglosigkeit in seinen spätern Briefen gut gemacht? Fehlte nicht im ersten an die Thessalonicher wenig, daß die geistig Trägern mit Dunkelheit umhüllt wurden, und ihm Gelegenheit zum Irrthume gegeben, als wäre der Tag des Herrn nahe, was sich aus andern Briefen schließen ließ, wenn er die Lebendigen

des

des Herrn Ankunft mit Furcht erwärten heißt, und verspricht, daß die am Tage des Herrn noch Uebrigen ihm entgegenkommen werden? Es fehlte hier, sage ich, wenig zum Irren, wenn er nicht im spätern Briefe die vorläufigen Zeichen dieses Tages bestimmt angegeben hätte. Groß also ist das Ansehen dieser Vorschriften, aber nicht so groß, daß es die Auslegung der Nachkommenschaft, die eben diesen Geist erhalten, zurückwiese. Nun wird einmüthig bekannt, daß unter den Evangelisten Matthäus und Marcus zuerst gründlich und mit unbezweifeltem Geiste Gottes geschrieben; aber deutlicher ist das Meiste, was die spätern, Lucas, Johannes und Paulus, gelehrt. Dies dürfte sich sowohl aus andern Orten, als auch aus dem, was das Nachtmal betrifft, ergeben, wo der heilige Geist unsrer Geistesträgheit vortrefflich gerathen. Freuen wir uns! in Galand ist, wie es heißt, Harzes genug; Schätze genug haben die Apostel, die Väter aufbewahrt, wenn nur wir, als gutgerathene Söhne, alle Streitsucht abwerfen, und sehen wollen, was sie lehren. Obgleich aber in den spätern mehr

Licht,

Licht, so wollen wir doch, wenn dies von den Gegnern nicht gleich in dieser Untersuchung gefaßt wird, von dem anfangen, der zuerst geschrieben, von Matthäus sage ich, und sehen, ob unsre, das heißt, die katholische Meinung, genugsam erkannt und aufgefaßt werden könne. Mich, den nur mäßig Eingeweihten, macht auch das Lesen dieses Einzigen nicht betroffen, vielmehr bestätigt sie mich nur mehr, wenn auch zu den Worten: das ist mein Leib nichts hinzugesetzt wird, außer dem, was im Texte steht, und die Erzählung der spätern Evangelisten nachgesetzt wird. Denn auch hier bietet sich mehr der Sinn dar, und läßt nicht zu, daß ein Fremder sich einschleiche, es wäre denn bei höchst Trägen, oder höchst befangenen Lesern. Zu verwundern ist es, daß die Unfrömmigkeit so überhand genommen. Doch was wundre ich mich? Unsre Heuchelei und Unfrömmigkeit hat viel Schwereres verdient. Wenn doch endlich uns ihr Ende verkündigt würde! Auch das ist nicht zu übersehen, was vor Tische vorfiel. Denn aus den Umständen wird sich uns die Wahrheit deutlicher ergeben, als

denen,

denen, die es nicht kümmert, wenn sie mitunter fallen.

Matthäus

also sagt: am ersten Tage der ungesäuerten Brodte traten die Schüler zu Jesu, und fragten: wo sollen wir dir das Osterlamm bereiten? Er sprach: geht in die Stadt zu einem und sagt ihm, eures Lehrers Zeit sei nahe und er wolle bei ihm mit seinen Schülern das Pascha halten. Die Jünger thaten, wie Jesus gesagt, und bereiteten das Pascha.

Hier bemerke ich, was die Jünger unter dem Namen Pascha verstanden, nämlich das Lamm, das gewöhnlichermaaßen gegessen ward. Mithin wurden sie gleich durch den Namen erinnert, was dieses Wort Geheimnißreiches habe, und woher es entstanden. Denn das war nicht der gewöhnliche Name der Lämmer, so daß, wenn viele Lämmer einem Hausvater entgegen gekommen waren, alle Pascha genannt worden wären, sondern nur dies erhielt den Namen, welches zum Andenken an das ehemalige Lamm bereitet wurde. Es stellte also das Lamm vor, welches ehedem in Aegypten

gypten geschlachtet worden war." Wiewohl nun aber auch der Fasttag selbst Pascha hieß, so wurde doch mehr der Tag vom Lamme, als das Lamm von dem Tage benennet. Daher nennt auch die Schrift häufig den Festtag Pascha, wie 2 B. Mos. 34. Aber auch das Lamm heißt oft Pascha, wie daß. 12. und Ebräer. 11, 30. welches man dort nicht für Festtag nehmen kann. Denn wer schlachtet ein Fest? Eben so kann man hier die Worte: daß wir das Pascha essen, nicht erklären, daß wir den Festtag essen. Oder wollte man so, so können wir auch aus den ungesäuerten Brodten und Sallat einen Festtag machen, weil wir auch den Tag der ungesäuerten Brode finden. Denn wenn du den Festtag Pascha nennst, so thust du das mit Recht sowol des Lammes wegen, als des Vorübergehens, umgekehrt aber nicht. Wie aber wäre ein Opfer ein Vorübergehen, und wessen? Auch dies erklärt der Geist, nämlich dessen, das geopfert wurde, als der Herr, der die Aegypter schlug, die Häuser der Israeliten schonend vorüber ging. Sie fragen auch nicht, was das für ein Tag

sei?

sei? sondern was für Gebräuche, welche religiöse Feier ihn auszeichne. So erhielt also gleich Anfangs das Wort Pascha einen figürlichen Sinn, so daß die folgenden Lämmer, Pascha genannt, das ägyptische darstellten; daher gewöhnten sich jene an diesen Namen.

Ferner erhielten die Apostel, indem sie das Geschäft übernahmen, das Lamm zu schlachten, nicht wenig Gelegenheit der Wohlthat, die ihren Vätern zu Theil worden war, zu gedenken; auch konnten sie leicht durch diese Glaubensübung gestärkt werden, so daß sie sich noch mehr von Gottes Barmherzigkeit versprachen, wie denn jener Väterglaube beschaffen war, wodurch sie Gott in leiblichen Dingen gefielen. Wie es nämlich zu geschehen pflegt: sie begrüßten das Lamm mit Religion: du unschuldiges und einfältiges Geschöpf! durch dein Blut warst du deiner väterlichen Hütten nicht schläfriger Wächter; du wendetest wehrlos gewaffnet jenen schrecklichen Verheerer von den Schwellen ab. Du warst unsern Erstgebohrnen in Todesgefahr

durch

durch dein Blut ein heilbringender Arzt. Du warst uns ein siebenfacher Vergelter des Wehes, das uns die Aegypter, die uns mit Schutt und Steingraben ermüdeten, bereitet hatten. Hierin und vielleicht in andern verborgenern Geheimnissen, die uns noch unbekannt, wirst du, von Gott erwählt, uns einen Festtag bereiten. Dergleichen Reden mochten wahrscheinlich fallen. Aber so thöricht waren die Schüler nicht, noch so unerfahren in figürlichen Reden, daß sie, diese Rede auf das gegenwärtige Lamm deutend, sich hätten einbilden können, daß es durch eine Seelenwanderung und Wiedergeburt dargestellt werde, oder daß sie geglaubt, es werden zweie geschlachtet und genossen, eines, das gesehen ward, und ein andres, das schon ehedem gegessen worden war.

Als sie aber der Worte des Herrn gedachten: meine Zeit ist nahe (oder wie hätten sie sich nicht erinnern sollen an das, was sie einem Hausvater zu verkündigen den Auftrag hatten?) so sahen sie sicher ein, daß Christus umkommen müßte, was so häufig

schon

ſchon war erwähnt worden, wenn ſie auch das Wort von der Auferſtehung und der Berufung der Heiden nicht verſtanden. Wahrſcheinlich alſo dachten ſie auch ſo: wenn unſer Lehrer umkommen muß, ſo iſt er gewiß nicht minder ſchuldlos, und nicht minder mild als jenes Lamm. Hätten aber die Schüler ſo gedacht bei dem Schlachten des Lammes, ſo hätten ſie doch deshalb nicht behauptet, daß er eingelammt, oder gegenwärtig wäre, der noch fern auf der Reiſe war, wiewol indeſſen das Lamm ein heiligeres Sacrament wurde, wie Johannes wenigſtens anerkannte, als er ſprach: ſiehe da das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Aber ich vermuthe, daß auch Jeſaias und David ſchon dies wußten.

Wenigſtens ſagt Paulus, der in figürlichen Redensarten faſt üppig iſt: Chriſtus iſt geopfert als unſer Pascha. Auch diejenigen wiſſen dies, welche ſagen: Du biſt würdig das Buch zu erhalten und ſeine Siegel, weil du getödtet biſt, und uns durch dein Blut erlöſet haſt. Dies ſind zwar geringfügige,

aber

aber doch nicht unzweckmäßige Schlüsse; denn an figürliche Redensarten müssen sich Schriftforscher gewöhnen.

Sehen wir, was der Evangelist weiter sagt; denn alles führt uns wie bei der Hand dahin.

Als es nun Abend ward, legte er sich mit den Zwölfen zu Tische, und als sie aßen, sprach er: Fürwahr! einer unter euch wird mich verrathen. Da wurden alle sehr traurig, und sprachen: bin ich's, Herr? Und er erwiederte: wer mit mir in die Schüssel taucht, wird mich verrathen. Des Menschen Sohn gehet dahin, wie geschrieben steht, doch wehe dem, durch welchen er verrathen wird. Ihm wäre besser, er wäre nie gebohren. Judas aber, der ihn verrieth, sprach: bin ich's, Meister? Ja, antwortete er.

Was soll das, könnte einer sagen, zu Erklärung des Folgenden? Deckt dieser Abschnitt nicht bloß das Verbrechen des Judas auf? — Viel soll es fürwahr. Ehe ich aber zeige, wie, zuvörderst etwas über einen Gebrauch beim Pascha. Sie aßen eilig, standen beschuhet.

Da-

Dadurch wollten sie die eilige Flucht aus Aegypten in Erinnerung bringen. Denn wir dürfen nicht glauben, daß sie vergebens, und ohne Verstand ein Mahl gefeiert, und die Ursache, weshalb sie es feierten, vernachlässigt, weil der Evangelist sagt: er legte sich mit den Schülern zu Tische: denn dadurch deutet die Schrift an, daß sie sich zum Essen anschickten, vielleicht stellten. Gewiß hätte Christus in dieser Stunde, wo Judas, der Verräther, aufmerkte, ein vorzügliches Gesetz nicht unbeobachtet gelassen. Die also alles Gesetzmässige beobachteten, unterließen gewiß nicht, was vor allen vorgeschrieben war, Danksagung und Andenken an die anempfohlne Handlung. Sie ermahnten sich also gegenseitig, oder Christus sie durch Mosis Worte: eßt, denn es ist das Pascha des Herrn, oder mit schicklichern Worten: Es ist das Opfer des Uebergangs des Herrn, als der Herr die Häuser der Kinder Israel vorüber ging, die Aegypter schlug, unsre Häuser aber schonte. In diesen Worten konnte die figürliche Redensart nicht hindern anzuerkennen, daß das Lamm das Opfer sei,

d. h. das wegen des Vorübergehens geopferte Thier, d. i. ein Denkmal und Erinnerung an das vordem geschlachtete, und der Anblick des Bluts machte daß sie daran dachten, wie der Engel vor den Häusern der Israeliten vorüberging. Wie können aber die, so aus dem Grundtexte erweisen wollen, einwenden, Pascha gehe bei Moses nur auf die Religion? — Denn das Lamm heißt hier figürlich Pascha. Nach diesem alten Gebrauch setzte man sich zum Mahle, das aus Brod und Wein bestand, damit man den Hunger etwa noch stillte. Hier warnte Jesus seinen Verräther, verkündete sein Leiden, das er schon oft vorher nachdrücklich erwähnt hatte. Denn es war allerdings nützlich, uns das Leiden einzuschärfen; daher es so oft von den Propheten angekündigt. Johannes hatte ihn Lamm Gottes genannt, Nikodemus gehört, er müsse aufgerichtet werden, wie die eherne Schlange in der Wüste, Petrus nannte ihn Sohn Gottes und hörte das Geheimniß des Leidens. Auch Moses und Elias sprachen auf dem Berge über Christi Hintritt. Christus verkündete es oft, als es

nun

nun ſtark genug war, als er nach Jeruſalem ging, da die Phariſäer Herodes Nachſtellungen verkündigten, da er den Blinden heilte, die Söhne Zebedäus fragte, ob ſie den Kelch trinken könnten, den er trinken würde? als er die Stadt beklagte, von der Maria geſalbt ward, als er vor dem Feſte zu Jeruſalem lehrte, er müſſe erhoben (und umgebracht) werden, nur ein erſtorbenes Korn könne Früchte bringen, als er in Gleichniſſen anzeigte, binnen drei Tagen müſſe der Tempel zerſtöhrt, der Erbe des Weinberges umgebracht werden. Und je näher die Zeit kam, deſto weniger verbarg er es; er wiederholt es alſo über Tiſche, als ſpräche er: wir eſſen das Lamm, und ſiehe noch ein anderes zahmeres und unſchuldigeres muß geopfert werden. Ihr ſchaudert freilich zurück vor dieſer grauſamen That; denn dreimal groß iſt ſie und wird dem Thäter zum Uebel gedeihen. Und dennoch iſt die Sache ſo gewiß, daß Einer von euch, die mit mir in die Schüſſel tauchen, mich als ein zu opfernbes Lamm verrathen wird. Uebrigens deutet die Schrift dahin, daß Verrätherei und Tod

erfolgen werde, weil es vom Vater so voraus bestimmt, weil es euch viel und weit mehr nützen soll, als das Schlachten des unvernünftigen Lammes.

Als sie nun noch aßen, und beim Andenken des alten Gebrauchs verweilten, nahm er, erzählt Matthäus, um sein Leiden noch eindringlicher zu machen, das Brod, dankte, brach es, gab es den Jüngern, und sprach: nehmet, esset, das ist mein Leib.

Was er oft im Wort gelehrt hatte, schärft er jezt im Wort und Sacrament ein. Denn was wir sehen pflegt mehr zu rühren, als was wir hören. Er nahm also das Brod, eine leicht erwerblichere Speise, als das Lamm, und eine gewöhnlichere, damit er des andern, d. h. seinen, als des unschuldigen Lammes Tod, empfähle. Er dankte und brachs, zu zeigen er übernehme mit Dank den Bruch d. h. den Tod seines Leibes. Und damit ihnen die Auslegung des Zeichens nicht unverständlich bliebe, setzt er noch hinzu: nehmet, esset, das ist mein Leib. Welchen andern Sinn konnten nun die Schüler aus diesen Worten nehmen,

als

als den, ſeht, ſo wird es meinem Leibe ergehen, er wird verrathen, gebrochen d. h. getödtet werden? Was ſie am Brodte ſahen, das lernten ſie auch aus den beigefügten Worten als an Chriſti Leibe zu Vollziehendes erkennen. Fürwahr eine augenſcheinliche Vorherſagung des Leidens, augenſcheinlicher als je eine. Wie heilſam ſein Tod ſeyn würde, wurden ſie belehrt, ſowohl durch das Dankgebet, als auch durch die Einladung zu eſſen. Freilich würde man ſich auch vor dem Brodte entſetzen, wenn der Tod Chriſti, der durch das Brechen anempfohlen ward, unheilſam wäre, und uns Chriſtum ganz entzöge. Allein da er uns das Leben erworben, ſo wird das Brod, ein Zeichen dieſer Wohlthat, mit Dank und Sehnſucht angenommen, und gleichwie es wünſchenswerth war, das Lamm zu eſſen, alſo iſt es den Gläubigen angenehm, das Brod des Herrn zu eſſen. Du ſiehſt, wie klar der Sinn wird, wenn der Zuſammenhang mit dem Urtheil des Geiſtes verglichen wird. Siehſt du, wie kein fremder Sinn hier einbricht, ſondern nur der ſich darbietende einfache, nicht abgewie-

wiesen wird? Ist ein andrer darin verborgen, so ist er uns noch nicht offenbart; deshalb wagen wir es nicht ihn zu lehren, sondern verwerfen ihn als fremdartig. Was ist aber dies für ein Sinn: das ist mein Leib, d. h. in diesem Brodte ist der Leib des Herrn, oder dies Brod ist wesentlich der Leib des Herrn? Wie können wir so etwas nur denken? Dachten etwa auch die Apostel so etwas vom Pascha? und sagten, im Pascha d. h. im Osterlamm sei das Opfer des Pascha des Herrn, jenes ägyptische vordem geschlachtete Lamm, was dem Herrn nicht minder möglich, als daß der Leib Christi im Brodte. Ein unwiderlegbares Zeichen, daß die Apostel von diesem Sinne fern waren, wäre es, daß sie in so wichtiger Sache stumm, wie die Fische waren, oder, wenn sie ihn anerkannt, beim Dankgebet so wenig andächtig. Einem frommen und einfältigen Gemüth aber wird leicht bekannt, was die Apostel unter dem Brodte verstanden. Ich will die Sache durch ein hoffentlich nicht unpassendes Gleichniß erläutern.

König

König Philipp erhielt zum Zeichen der Liebe und Thronfolge einen Ring mit dem Bilde ſeines Vaters, Karls, den er allen Freunden beim Gaſtmahle zeigte, und ſprach: das iſt Karl, der mir den Thron geſchenkt, und meines Lebens Urheber. So nennt er aber den Ring, weil er das Bild eines ſo großen Wohlthäters enthielt. Wenn nun dieſer dem Tode nahe denſelben Ring ſeinen Söhnen zeigte, und ſpräche: ſeht das iſt Karl, der euch den Thron geſchenkt, und eures Lebens Urheber iſt, ſo würde dann keiner, der den Ring erblickte, ſagen, Karl ſei von den Todten erſtanden und im Ringe, ſondern alle würden ihn für das erkennen, was er iſt, ein Denkmal und Unterpfand der Liebe, eine Erinnerung an Wohlthaten. Ferner, wenn er dieſen bei Seite legte, und einen andern noch nicht geſehenen hervorzöge, worauf ſein Bild befindlich wäre, dieſen überreichte und ſpräche: ſeht, das bin ich, oder das iſt mein Bildniß, nehmt dies zu meinem Gedächtniß: wäre derjenige nicht toll, der behaupten und ſchreien wollte: mein Vater iſt wahrhaft (geſtehen wir

ihm

ihm auch noch die Allmacht zu) er sagte; das Bild auf dem Ringe sei Philipp, also ist es Philipp selbst? Würde der nicht einen ganz andern Sinn hineinlegen? Wie will man aber diejenigen, welche das empfohlne Andenken an dem Denkmal anerkennen, für roh erklären? Eben so verhält sich, was beim Mahle vorfiel. Zuerst wurde das Denkmal der Erlösung aus Aegypten vorgebracht, das Lamm, welches Pascha heißt, man wußte wohl, daß es nicht das Aegyptische war, sondern ein Zeichen und Sacrament eben wie der Ring Karl war. Nach dieser Weise wird auch das Brod gegeben, welches den Namen des Leibes Christi enthält, zum Andenken einer neuen und großen Wohlthat. Was ist es nun nöthig, mit neuer Einsicht sich zu quälen, und anders von dem Brode, welches der Leib, als von dem Lamme, welches das Pascha ist, zu sprechen? Noch ein Beispiel, wenn es dir beliebt! Ich zeige in einem gegenüberstehenden Spiegel einen Apfel, und sage: das ist ein Apfel von diesem oder jenem Baume. Niemand, auch der Kindischeste, ist so unüberlegt, daß ein solcher ab-

ge-

gebildeter Apfel auf einem Baume gewachsen. So wird auch Niemand jenes Lamm, wiewol es Pascha ist, das andre in Aegypten geschlachtete nennen, obschon das gegenwärtige Lamm das Bild des Abwesenden und ehemals geschlachteten trägt. Ferner, wenn in einem andern Spiegel eine Weintraube gezeigt und gesagt würde: das ist eine Traube, so Wein giebt, der die Menschen berauscht. Wer wäre wohl so gestöhrten Verstandes, das er, vorher im Spiegel vom Apfel belehrt, nicht auch jezt von der Traube belehrt seyn möchte? Aber, dürfte man sagen: so ist im Brodte die Vorbildung nicht, wie im Ringe oder Spiegel. Allerdings, antworte ich, nicht anders. Denn das Brod, weil es seiner Natur nach nährt, und daß es nähre wird es gegeben und gebrochen; weil der Leib Brod genannt wird, wird der Gläubige leicht einsehen, was vom Körper gelte, nämlich daß er durch sein Zerbrechen nähre und im Leben erhalte. Christus konnte freilich statt des Brodtes das Lamm gebraucht haben, und, mich dünkt, es wäre minder schwierig gewesen, wenn er ein andres Lamm

gezeigt und gesagt hätte: das ist mein Leib d. h. wie das ehemalige Lamm, welches ihr esset, zum Andenken des in Aegypten geschlachteten und des Pascha diente, so dient auch dies Lamm, welches ich jezt zum Essen vorsetze, zum Andenken an meinen Leib, der für euch getödtet werden wird. Allein es durfte deshalb keine größere Schwierigkeit verursachen, daß er das Brod in die Hände nahm, und es so empfahl. Denn das Brod, als eine erwerblichere, und zur Andeutung nicht minder passende Speise vorzuzeigen, war nicht unschicklich. Gleichwie das Lamm getödtet wird, damit es gegessen werde, so wird das Brod gebrochen, damit es gegessen werde. Nun siehe auch noch das Lamm, das in Aegypten geschlachtet ward, war seiner Natur nach nicht so groß, daß es den Würger abwehrte, sondern durch die Güte Gottes, welcher es versprochen, schützte es die Israeliten, indem es den vorbildete, der beschützte; ja jenes Lamm vertheidigte nicht, wiewol unser Lamm, das die Sünden der Welt trägt, an dem der Vater Wohlgefallen hatte, obgleich jene roheren

es nicht kannten. Das Lamm war gegeſſen, mit dem Blute waren die Thüren beſtrichen, die Befreiung geſchah, und nach der einmal geſchehenen Befreiung wurde jener Gebrauch beſtändig, und doch brauchte das Volk nicht noch einmal aus Aegypten gerettet, die Erſtgebohrnen der Aegypter nicht noch einmal getödtet zu werden.

Was that alſo das Lamm? Es erhielt das Andenken an ein Ereigniß, und erinnerte die Gläubigen an die ferner zu erwartende Barmherzigkeit Gottes. Der Leib an und für ſich war nicht ſo groß, daß er auch getödtet, befreien hätte können, wenn es nicht Chriſti Leib geweſen wäre, freiwillig dargebracht im heiligen Geiſte; und einmal dargebracht hat er uns dauernde Freiheit verſchafft, und es iſt nicht nöthig, daß der Engel des Herrn wiederum die Erſtgebornen ſchlage, d. h. daß Chriſtus die Welt beſiege und die Fürſten der Finſterniß. Alſo war jenes Lamm, was die Befreiung betrifft, ein Bild des Leibes Chriſti, welchen es treu darſtellte; was die Religion betrifft, ſo war es eine vorbildende Anſpie-

lung

lung auf unser Nachtmal, und bereitete ihm den Weg. Wenn also die Erlösung erwähnt wird, so nennen wir den Leib Christi nicht das Bild einer andern Erlösung, oder eines andern Christi, dem wir erwarteten. Mit nichten, sondern er ist die Wahrheit; denn beim Abendmal zeugte er von seinem Körper, daß er verrathen und getödtet werden mußte. Wenn aber auf den Gebrauch gesehen wird, so ist, gleichwie das Lamm das Andenken des andern, nicht gegenwärtigen, und dessen das überhaupt gar nicht mehr war, auffrischte, auch das Brod ein Geheimniß des Leibes, der im Himmel sitzt. Denn gleichwie nach dem Auszuge aus Aegypten kein Würger mehr, noch beim Mahle kein Engel mehr erschien, obwol man an die künftige Befreiung glaubte, so war auch hier beim Abendmal nicht im Brodte der Leib, noch das Brod der Leib; der Leib aber saß dabei, in welchem der Engel des großen Rathschlusses erschien der wahrhaft Mensch gewordene, der in dieser Nacht die Welt schlug und besiegte. Dies ist klar, und kann keinen aufhalten. Auch wir glauben, daß die geistigen

Aegyptier beſiegt ſind, und eſſen im Angedenken daran.

Es giebt aber noch ein Beiſpiel, das zur Erklärung der Sache führt. Die in der Wüſte aufgerichtete Schlange hätte an ſich Niemanden geheilt; ſie that es aber nach dem Verſprechen. Sie erhielt damals keine innere Kraft, noch auch vereinigte Gott das Wort mit der Schlange, ſo daß einer die Schlange weſentlich das Wort nennen könnte. Gott aber vollbrachte ſein Werk, und die Schlange blieb auf viele Jahrhunderte. Was that ſie aber? Sie erhielt das Andenken an die Wohlthat. Der thörichte und abgöttiſche Hauſe vermuthete in der Schlange mehr als die eherne Geſtalt der Schlange, vermeinte eine göttliche Kraft darin zu finden. Deshalb vernichtete ſie der gerechte König Ezechias, aus Eifer für Gott, damit er die Abgötterei vernichtete. Auch dieſe kommt wieder in dem Brodte mit vor, ſo daß ſie für den Körper gehalten wurde, ſtatt daß ſie nur zum Andenken an den Körper diente. Hätte nämlich Chriſtus das Bild des Kreuzes gebilligt, ſo wäre der Götzen kein

Ende

Ende gewesen, da man auch ohne das Wort Gottes viele Einfältige findet, welche wähnen, auch das Holz und die Figur des Kreuzes vermöge viel, indem der Teufel ihrer so spottet, daß er die wahre Ehre des Kreuzes verlöscht.

Ehedem ist es gewiß, wurden die Katechumenen nicht so in den Geheimnissen unterrichtet, wie heut zu Tage. Dies kann man aus Augustin sehen — es sei uns erlaubt, einen heiligen und um das Christenthum verdienten Mann zu erwähnen. — Dies würde keineswegs geschehen seyn, wenn das Nichtanerkennen des Leibes Christi im Brodte eine so große, unvergebliche Sünde gewesen wäre, weswegen die Christen bis zum Blutvergießen und Städteverwüsten aufrührerisch werden durften. Und siehe nun wie er unterrichtet, wie weit seine Worte die Sacramente als sichtbare Zeichen göttlicher Dinge angeben, daß durch sie jene geehrt werden, und jene durch Segen geheiligte Gestalt nicht angesehen werden dürfe, wie in jedem Gebrauch. Auch muß gesagt werden, was die

Rede

Rede bedeute, die sie hören, was in dem sei, dessen Aehnlichkeit die Sache trägt. So lehrte Augustin, wahrscheinlich nicht anders belehrt von Ambrosius. Durch die Zeichen, sagt er, würden die Dinge geehrt, deren Zeichen sie sind; nicht sagt er, daß die Dinge in den Zeichen enthalten, sondern ähnlich seien den Dingen, die sie bezeichnen. Entweder also sagt ihr das Brod sei kein Sacrament, noch Zeichen, gegen die ganze christliche Kirche, oder ihr müßt gestehen, das Brod sei das Sacrament des Leibes. Ist dies ausgemacht, so wird unser Sinn schon minder fern seyn von dem der Frommen. Niemals wird bewiesen werden, daß Zeichen und Bezeichnetes Eins seien. Was ist aber Sacrament anders als ein heiliges Zeichen? Wenn wir aber dies sagen, so sieht man uns für neuere Gottesgelehrte an. Ich bitte aber wie in dem, was wir Sacramente nennen, Augustin gelehrt im Buch von der christl. Lehre, wo er deutlich genug zeigt, wo man figürliche, wo man eigentliche Redensart annehmen müsse. Man müsse sich hüten,

sagt

sagt er; figürliche Rede nicht buchstäblich zu nehmen; dabei führt er das Paulinische an: der Buchstabe tödtet, aber der Geist belebt. Damit aber dies Zeugniß des Apostels nicht als zur Unzeit angeführt erscheine (ich weiß gar wohl, daß manche so ungeduldig sind, es für eine unsühnbare Sünde zu halten, außer einem Streite, bei unverletzter Liebe und Glauben einfältig etwas anzuführen) setzt er hinzu: denn wenn das figürlich gesagte als eigentlich gesagt angenommen wird, so ist das nach dem Fleisch. Und nichts kann passender Tod der Seele genannt werden, als wenn das, woran sie die Thiere übertrifft, die Vernunft, dem Fleische unterworfen wird, indem sie dem Buchstaben folgt. Denn wer dem Buchstaben folgt, nimmt figürliche Worte eigentlich, und trägt das, was durch das eigentliche bedeutet wird, nicht auf eine andre Bedeutung über, sondern wenn er z. B. vom Sabbath hört, so versteht er nur einen von den sieben Tagen, die immer wiederkehren. Hört er vom Opfer so geht er mit dem Gedanken nicht über das hinaus, was von Thieren und Früchten dargebracht wird.

Dies

Dies iſt nun eine erbarmenswürdige Sklaverey der Seele, die Zeichen für die Dinge zu nehmen, und das geiſtige Auge nicht über die leibliche Kreatur erheben zu können, um das ewige Licht zu ſchöpfen.

Du hörſt, mein Theobald, wie gefährlich es iſt, wenn ich die figürliche Rede in eigentliche verwandle. Glaubſt du nicht, daß man aufmerken müſſe, damit ja nicht aus Freien Sklaven werden, damit die Geiſter nicht ihres Ruhms beraubt werden, wodurch ſie ſich über die Thiere erheben, damit endlich wir nicht die Seelen tödten? Noch will ich herſetzen, was er von den Zeichen ſagt. Der Hauſe der Juden wird entſchuldigt, daß er unter Anweiſung des Geſetzes die Zeichen geiſtiger Dinge für Dinge angeſehen, und nicht gewußt, worauf ſie zu beziehen, dadurch nämlich, daß ſie durch ſolche Sklaverei dem einigen Gotte, den ſie nicht ſahen, gefielen. Als aber Chriſtus kam, und das Geſetz aufhörte, werden die gelobt, die den Geiſtigen näher, wiewohl auch in zeitlichen und fleiſchlichen Worten und Zeichen befangen waren, die, wiewohl ſie nicht

wußten, wie sie geistig zu verstehen, doch empfänglicher waren für den heiligen Geist, so daß sie all ihre Habe verkauften, und den Werth für die Bedürftigen zu der Apostel Füßen legten, und sich ganz Gotte weihten, als einen neuen Tempel, dessen irdischem Bilde, d. h. altem Tempel, sie dienten. Denn das hat, soviel man weiß, keine Heidengemeine gethan.

Die Heiden werden verdammt, wenn sie auch ihre Zeichen, d. h. Götzen, als Deutungen jener Dinge ansehen. Deshalb sagt er, wenn ein nützlich gebrauchtes Zeichen statt der Sache, die es bezeichnen soll, verfolgen, schon fleischliche Sklaverei ist, wievielmehr muß es seyn, unnütz gebraucht, Zeichen für die Sachen zu nehmen? Weiter! Die christliche Freiheit hat die Juden, die sie unter nützlichen Zeichen fand, durch Auslegung der Zeichen, denen sie unterworfen waren, zu den Dingen erhoben, deren Zeichen jenes waren, und also sie befreit. Daher die Israelitengemeinen. Diejenigen aber, so unter unnützen Zeichen waren, hat sie nicht nur ihre unfreie Handlung,

sen-

sondern auch die Zeichen selbst vernichtet, und alles entfernt, damit die Heiden von der verdorbnen Menge erlogener Götter zum Dienste Eines Gottes sich wenden, und nicht mehr unter den nützlichen Zeichen dienten, sondern vielmehr das Gemüth in der geistigen Erkenntniß derselben übten.

Ferner: unter einem Zeichen dient, wer eine bedeutende Sache thut oder ehrt, ohne ihre Bedeutung zu wissen. Wer aber thut, oder ehrt ein nützliches von Gott eingesetztes Zeichen, dessen Kraft und Bedeutung er kennt, der ehrt nicht, was gesehen wird und vorüber geht, sondern das vielmehr, worauf alles dies zu beziehen. Ein solcher aber ist ein geistiger und freier Mensch auch in den Zeiten der Sklaverei, wo den fleischlich Gesinnten jene Zeichen noch nicht offenbart werden müssen, durch deren Joch sie zu beherrschen sind, und alle im Volke Israel, durch welche uns der heilige Geist die Hülfe und den Trost der Schrift gereicht hat. Doch wozu dies alles? Dazu, damit wir wissen, was von unsern Sacramenten zu halten. Denn eben so muß von unsern

Sacramenten geredet werden. Deshalb, damit man dies nicht für vergebens angeführet halte, setzt er hinzu. Jetzt aber, nachdem durch die Auferstehung des Herrn unsrer Freiheit sicheres Zeichen angebrochen ist, hat uns der Herr selbst und die Apostel nicht einmal diejenigen Zeichen gelehrt, die wir schon verstehen, sondern einige wenige, leicht thunliche und verständliche und heilig zu beobachten, wie das Sacrament der Taufe, und die Feier des Leibes und Blutes des Herrn, an deren Genuß jeder anerkennen kann, wohin er gehöre, so daß er sie nicht mit fleischlicher Knechtschaft, sondern mit geistiger Freiheit vielmehr verehre.

Ueberlegten dies doch diejenigen, welche uns so unüberlegt verfolgen!

Unter die figürlich zu nehmenden setzt er auch die Feier des Leibes Christi, welches Wort richtig verstanden, die Art des Geheimnisses einigermaßen erklären dürfte. Denn wir preisen feierlich den Leib des Herrn. Wer einen Freund preiset, der lobt seine Tugend und Wohlthätigkeit, und läßt ihn deshalb nicht

leib-

leiblich gegenwärtig seyn. Nun setzt er bedeutend hinzu: wie aber dem Buchstaben folgen, und ihn für die Dinge nehmen, die dadurch angedeutet werden, fleischliche Knechtschaft ist, so ist es ein schädlicher Irrthum unnütz die Zeichen zu deuten. Wer aber nicht einsieht, was ein Zeichen bedeutet, und dennoch es als Zeichen erkennt, der ist nicht unfrei. Besser aber ist's entweder von unbekannten, aber nützlichen Zeichen gedrückt werden, als sie unnütz auslegen und den dadurch aus dem Joch der Knechtschaft gezogenen Nacken in die Schlingen des Irrthums stecken. So spricht Augustin über figürliche Redensarten.

Ihr wollt die vorliegende Stelle ganz buchstäblich nehmen. Das bringt aber der Seele Tod, wie schon Origines von ihm gesagt hat: ihr nennt unsern Sinn einen Zerreißer der Schrift; allein geben wir diesen nicht, so bedrücken wir die Zuhörer mit fleischlicher und elender Sklaverei. Nun geht hin, ihr die ihr so seid, und höhnt uns aus, da ihr vordem, nach dem Zeugniß des Geistes von den Geübtesten als Knaben und Lehrer derjenigen verlacht

wor-

worden seid, die nicht wissen, was sie reden, und ihr dies wahrhaftig verdient, wenn ihr nicht zu euch kommt.

Wir, wüßten wir auch nichts weiter, als daß dies Zeichen seien, würden nicht in Knechtschaft stehen; aber unnütz würden wir es auslegen, wenn wir euch folgten, ja wohl gar keine Auslegung annehmen, indem wir an dem Buchstaben hingen. Also erwarten wir eine zwiefache Sklaverei, mögen wir eure Erklärung annehmen, oder nicht.

Ihr sprecht vom Nutzen der Gegenwart des Leibes, nennt sie einen Trost des Gewissens. Ist ein Trost hiebei, so entsteht er aus der Erinnerung an den Tod und die übrigen Wohlthaten Christi. Sonst kämen diejenigen ja um diesen Nutzen, welche nie bei dem Mahle seyn könnten, die doch nicht selten der Vater alles Trostes weit reichlicher tröstet. Dies müßte zu den Geschenken gehören, die nicht zur Erbauung der Kirche, sondern zur Erfrischung unsrer Gemüther im Stillen beitragen, zu welcher der unfühlbare und nicht einzubildende Leib gleichviel beiträgt, sei er gegenwärtig,

tig, oder nicht. Mußte Christus nicht zum Vater gehen, damit seine Schüler himmlischen Trostes empfänglich würden? Und was ist das für ein Trost, von dem das Gemüth sich bald zu anderer Wohlthaten Angedenken wendet? Denn so haben die Schwäbischen Brüder geantwortet. Wenn der Trost in der Gegenwart des Leibes liegt, und nur denen wird, die daran denken und sich erinnern, warum entwöhnt ihr jene so schnell?

Eben so zeigt Christus daß sein Hintritt ein Beweis der Liebe sei, wenn er spricht: liebtet ihr mich, so würdet ihr euch freuen; denn ich gehe zum Vater. Wollen wir Christum vom Himmel rufen? Welche unmäßige Selbstliebe? als könnten wir nicht um diesen Trost auf einige Zeit kommen? Tröstet er uns aber denn, wie einige sagen, auch wenn wir nicht wissen, welchen Vortheil wir davon haben? Ergötzen uns seine Versprechungen so? Allein das hieße ja mit dem eben zu Erweisenden erweisen, was kein geringes Hinderniß der Wahrheit und ein Grund zum Streite ist. Denn es ist hier die Frage: ob in jenen Wor-

ten

ten dies Versprechen gegeben sei? Wessen Gemüth aber hat jemals ein Versprechen aufgerichtet, wenn es auch eins war, von dessen Betrachtung es bald abgerufen wird, das keinen Nutzen in sich hat? Ich will freier reden. Wir trösten uns mit Träumen, und verfolgen die Bilder unsrer Eitelkeit. Wenn ich dies bei mir überlege, so wage ich nicht, über die Schrift abzusprechen.

Gehen wir zu dem Uebrigen, was, wenn das Vorhergehende gehörig eingesehen ist, nicht aber dunkel seyn, ja vielmehr durch seine Helle die obige Auslegung deutlicher machen und bestätigen wird. Es wird sich wiederum ergeben, daß wir keinen fremden Sinn eintragen. Er spricht aber so: nun faßte er den Becher, dankte, gab ihn hin und sprach: trinkt alle daraus; denn dies ist mein Blut, des neuen Bundes Blut, das für viele zur Vergebung der Sünden vergossen wird.

Menschen- oder Thierblut zu essen oder zu trinken war von Noahs Zeiten an bis auf die Apostel unerlaubt. Die Apostel selbst befahlen, wie es denn die Liebe erheischte, sich des Blutes

tes zu enthalten, damit der Schwäche der Juden etwas eingeräumt würde, bis die Unbeschnittenen, wie die Beschnittenen zu Einer Kirche sich verbänden. Deßhalb wurde nicht einmal das Lammsblut den jüdischen Vätern empfohlen. Doch ward Blut zum Zeichen gegeben, und beim Pascha, währendes Opfers, vom Blute etwas genommen, womit die Pfosten und Schwelle des Hauses, wo das Lamm gegessen ward, bestrichen wurde. Das Blut aber, spricht er, wird euch ein Zeichen seyn, daß ich an dem Hause vorüber gehe, und es mit der Plage verschone, die ich über Aegypten verhänge. Dies befahl er als Gesetz auf immer zu beobachten. Mithin würden auch beim Nachtmal, wo das Lamm geschlachtet ward, die Thüren bestrichen. Ich zweifle aber keinesweges, daß die Apostel dies damals allgemein anerkannte Zeichen auch anerkannt, als ein Zeichen und Denkmal des Blutes, welches vordem vom ägyptischen Lamme genommen ward, und mithin sich mehr an die vormalige Wohlthat erinnerten, daher denn auch Christus passend auf diese Figur Rücksicht nehmend, das

Ge-

Geheimniß seines Bluts entfaltet und spricht: das ist mein Blut, als spräche er: ihr habt das Zeichen an den Thüren und Giebeln gesehen, nämlich das Lammsblut, ein Zeichen des vordem vergossnen Bluts. Nun aber richtet eure Augen auf diesen Becher! Denn dies ist nicht das Blut jenes Lammes der Vorzeit, sondern ein Denkmal meines Bluts. Jenes ward in Aegypten vergossen, das meinige wird am Kreuze vergossen werden. Denn weil das Blut nicht getrunken werden darf, und ich auch statt des Lammes Brod genommen habe, so weihe ich hiemit in Gestalt des Weines, den ihr trinken könnt, das lange Andenken an mein Blut. Was konnte nun jene bewegen, ich bitte dich, wenn sie dies sahen, sahen, daß Gegenwart und Vergangenheit hier zusammen gestellt wurden, einen andern und unschicklichen Sinn aus Christi Worten zu nehmen, wenn auch Christus sich mit diesen Worten begnügt hätte: dies ist mein Blut? Eine Gleichheit des Verhältnisses, wie sie ein guter Hausvater braucht, der aus seinem Vorrath Altes und Neues nimmt, könnte hier statt der nicht

zu verachtenden Erläuterung dienen, wenn die Worte, wie vom Blute des Lammes, so vom Blute Christi verstanden würden. Den Gesetzeskundigen, wie Eleazar und Phineas, wäre es leicht gewesen, durch das Lamm und das Blut im Geist eben das zu verstehen, was wir durch das Sacrament des Brodts und Weins verstehen. Wir urtheilen noch jezt von den rohern Aposteln, daß sie am Osterlamm und seinem Blute erkannt, was die Rede Christi bedeutete. Doch das sei noch wenig bekannt, und trage nichts bei, so zwingt doch der Zusatz sie, nichts so Derbes und Körperliches zu vermuthen. Denn es steht dabei: des neuen Bundes, durch welche Worte jeder, der da weiß, was der neue Bund ist, einsieht, wie das Blut des Bundes im Kelche sei, da ja die Wahrheit ihr Licht selbst entgegen trägt. Nämlich dieser Bund ist ein Bündniß und Vertrag zwischen Gott und Menschen, deshalb geschlossen, daß wir der Vergebung unsrer Sünden gewiß wären, wie auch bei Jeremias steht. Deshalb kann den Gewissen nichts angenehmer oder erwünschter begegnen, deren Schwäche

zu ſtärken der barmherzige Vater, es mit ſeines einzigen Sohnes Blute zu beſiegeln würdigte, wie er von Ewigkeit her beſtimmt hatte. Und dies unbezweifelt darzuſtellen, ward es mit dem Tode des Erblaſſers beſiegelt. Daher entſtand die Kirche. Denn wie aus der Seite des ſchlafenden Adam Eva hervorging, ſo iſt durch das Blut, das aus Chriſti Seite floß, die Kirche erbaut worden. Aus der Seite, ſage ich, nicht aus dem Kelche, nicht vom Kreuze, ſondern vom Tiſche, als ob er vor den Menſchen durch Zeichen beſtätigte, was vor Gott längſt durch den Glauben glücklich begonnen war. Auch dies, könnte man ſagen, erbaute; eigentlich aber reinigt und erfriſcht und belebt das Blut des Sterbenden. Denn in dem Blute des Bundes iſt die Kirche, wie Zacharias kurz und ſchön ſagt. Er nennt es das Blut unſers Bundes, wie der Evangeliſt, das Blut des Bundes; nicht den Bund in deinem Blute, ſondern das Blut deines Bundes. Denn unſer iſt dieſer Bund, weil Gott ihn mit uns geſchloſſen, und durch ſeines Sohnes Blut beſtätigt. Denn obwol auch unſer Blut durch

den

den Glauben iſt, weil es für uns vergoſſen, ſo iſt es doch deshalb Blut des Bundes, weil es den Bund beſtätigt. Daher ſetzt der Herr hinzu: ich habe deine Gebundenen von dem See fortgeſendet, worin kein Waſſer, weil dein Opfer mir ſo angenehm, und ſo erwünſcht das Blut deines Sohnes. Dieſem Bündniß gemäß will ich alle Söhne der Kirche, die in der elenden Sklaverei der Sünde gefangen waren, befreien. Was will er alſo hier, wenn er ſagt: das Blut des Bundes? wird das Blut den Bund beſtätigen? die Sünden vergeben? die Gewiſſen tröſten, wie es im Becher und Munde trinkbar iſt? Gewiß nicht; denn dieſem vorzubeugen, ſetzt der heilige Geiſt hinzu: welches vergoſſen wird zur Vergebung der Sünden. Das Blut wird nicht aus Becher in Becher gegoſſen, damit die Sünden vergeben werden, ſondern am Kreuze. Inſofern alſo iſt es eine Beſiegelung des Bundes, und macht uns des gnädigen Willens des Vaters gewiß, wenn es vergoſſen wird. Wenn alſo jenes Blut im Kelche zur Vollendung des Bundes gehört, ſo daß es beſiegle und unſer

Gewissen bestärke, so ist der Tod Christi am Kreuze nicht für zureichend zu halten, und täglich zu ergänzen, daß der Bund am Kreuze nicht vollendet, und die Gebundenen sind nicht vom See befreit, in welchem kein Wasser.

Was wäre dies nun anders, als auf einmal das ganze Verdienst Christi tilgen? Denn, wenn es nicht hinlänglich ist, ist es keines, was ein christliches Gemüth nicht mit anhören kann. Wie glauben sie denn nun, daß jene Bundeszeichen die Gewissen kräftigen? Sie müssen sich ja betrogen und hintergangen sehn, so sie anders sich recht kennen, wenn sie nicht vorher von dem sichern Bürgen des heiligen Geistes den Trost inwendig empfangen. Denn die Sacramente bringen nicht an sich, als Werkzeuge seinen Dienern Trost, sondern weil sie Zeichen sind und statt der Worte Christum predigen. Uebrigens könnte jemand einwenden: war nicht auch das Blut Christi, als er noch Knabe war, das Blut des Bundes? denn war es nachher anders denn als er Knabe war?

und da das Blut im Kelche, und das was nachher vergossen wird, dasselbe, wird es nicht auch als das Blut, wodurch das Testament bestätigt wird, im Kelche seyn? Freilich das Blut Christi als Knaben, und das vergossene waren dasselbe; da es aber das Blut des Knaben war, so konnte es nicht für das Blut des Bundes gehalten werden, sondern erst dann als es vergossen ward. Denn Bündnisse werden durch vergossenes Blut geschlossen. Also kann es nicht Bundesblut genannt werden. Daher nennen Lukas und Paulus sehr deutlich den neuen Bund im Blute, das hier als vergossen angesehen wird. Wenn außer dieser Erinnerung es sich mit dem Bunde und dem Blute anders verhält, so wollen wir den Päpstlern ihre Opferungen und Weihgeschenke ersetzen. Allein die Schuldverschreibung unsrer Sünden ist an das Kreuz geheftet, und Christus, der Erhöhete, hat alle sich zugezogen.

Sieh also, mein Theobald, noch wurde das Bündniß nicht erfüllt, das Blut nicht vergossen; und wie könnten wir nun einen

andern

andern Sinn von der Gegenwart des Blutes fassen, als den, daß es zur Erinnerung, wie diese zum Danke diene? Ja das treue Angedenken ist die wahre Danksagung, besonders wenn die Feier des alten Gebrauches vorhergehet, welche, gleich einem Führer, ermahnt und leitet.

Noch aber habe ich nicht auf deinen Beweis geantwortet, den du immer wiederbringst, und aus den Regeln der Redner hergenommen hast. Mit ihm aber trauest du dir darzuthun, daß diese Auslegung und figürliche Redensart nicht bestehen könne. Denn weil hinzugesetzt wird: welches vergossen wird, so folgerst du daraus, es werde, wenn man meine Auslegung annehme, das figürliche Blut vergossen; und figürliches Blut sei das des neuen Bundes, womit man uns denn der Ketzerei des Marcion bezüchtigen könne. Warum aber suchen wir hier Schwierigkeiten ohne Noth? warum weichen wir von der Einfachheit ab? Was zwingt mich denn zu schließen: dies ist das Bild, oder Denkzeichen des vergossenen Blutes, also ist das

Denk-

Denkzeichen des Blutes vergossen worden? warum nicht lieber, wie es sich ziemte: also wird das Andenken an das Blut, wiferne es vergossen ist, durch den Wein angedeutet? oder ist nicht bloß ein Denkzeichen des Blutes, sondern auch ein Denkzeichen, daß das Blut vergossen?

Wenn er dies nun in Einem Worte befaßt, und gesagt hätte: das ist Blutverguß, wäre denn nun das Andenken beider empfohlen worden? Was aber in der Verbindung nicht anstößig seyn kann, mußte ja natürlich noch weniger in der Trennung, die noch deutlicher war, anstößig werden. Vielmehr war in dieser Rede mehr Nachdruck, und Würde und Gewicht, als wenn er gesagt hätte: das ist das Bild, oder Denkzeichen des Blutes, und Denkzeichen des Vergiessens. Ich setze hinzu, auch an Zierlichkeit fehlt es nicht, so viel Spitzfindigkeiten man uns auch vorlegen möge. Wenn ich Pauli Bild vorzeigend sagte: das ist Paulus, der durch das Schwert des Worts ganz Illyrien und Griechenland erobert, und mit dem Evangelio erfüllt, oder wenn ich bei Er-

blickung des Bildes Petri sagte: das ist Petrus, der die Schlüssel des Himmels erhielt: wirst du das erklären: das ist das Bild Pauli, der des Herrn Wort in Griechenland verkündigt? jenes Bild, der voll des heiligen Geistes durch Lehren den Himmel öffnete? und wirst du mich albern schelten und eines Fehlers gegen die Sprachlehrer zeihen? Hätten die Apostel von dem Lamme, welches sie aßen, gesagt: das ist das Lamm, dessen Blut an die Thüren gestrichen, die Aegypter vernichtet, uns aber befreit hat, würde denn einer darunter das Bild des Blutes an die Thüren gestrichen, das der Engel erblickt hätte, verstanden haben? Warum schartt man in einer so wichtigen Sache so viel schwache Gründe zusammen (daß sie schwach sind, kann dich die Vernunftwissenschaft lehren, was nämlich gelte in bedeutenden Sätzen) und verwirft die triftigsten, die wir dagegen vorbringen? Dies verräth doch deutlich eine unmäßige Liebe zum Zank. Wenn wir nun auch so gesinnt wären, so könnten wir ja sagen: sie, er hat gesagt, es werde gesagt, es werde jezt vergossen; also wird

noth-

nothwendig zur Stunde dieſer geheimnißvollen Wirkungen das Blut vergoſſen, der Leib gebrochen werden. Allein wir fürchten die ägyptiſche Landplage, die Frösche, und mögen gern das Unzeitige überſehen. Es hindert alſo nichts, dieſe Figur anzuerkennen, die jeder Knabe anerkennen würde, wäre er beim Nachtmal geweſen, wie die Apoſtel. Was wir nun hier in Beziehung auf das Blut geantwortet, gelte auch vom Brodte bei Lucas und Paulus. Denn, wenn dieſe ſprechen: das iſt mein Leib, der für euch gegeben, oder gebrochen wird, ſo wollen ſie hier nicht daß ein Bild des Leibes gegeben oder gebrochen werde, ſondern was den Leib vorſtellt, ſoll auch die Uebergebung oder Zerſtörung des Leibes darſtellen, d. h. ins Gedächtniß rufen. Mithin ſind wir weit entfernt von Marcions Ketzerei, der doch zu einem ſo groben Verſtändniß, daß der Leib Chriſti dem Scheine nach im Brodte verborgen ſei, nicht wenig Anlaß aus eurer Meinung hätte nehmen können. Davon genug für jetzt. Denn es giebt noch mehr Gründe, die unſre Erklärung nicht nur nicht als gottlos,

ſondern als echt erweiſen und beſtätigen können. Denn es heißt ferner: glaubt mir, ich trinke nicht wieder Wein bis zu dem Tage, wo ich ihn in meines Vaters Reiche mit euch trinken werde. Mit dieſen Worten ſagt er einfach und überhaupt, er werde nicht ferner leiblich mit uns ſeyn (denn das heißt nicht eſſen noch trinken, wie Lukas hinzuſetzt) ſondern von dannen zum Vater gehen, was auch Johannes beim Mahle erwähnt; daher ſucht der heilige Geiſt zu verhindern, daß wir ja nichts ſo grobes unter dem Geſagten verſtehen. Denn er ſetzt hinzu: er werde bald abweſend ſeyn, und empfiehlt alſo ängſtlich ſein Andenken, und zeigt ſo deutlich, was Wein und Brod ſei. Denn Wein, den er Blut genannt hatte, nennt er noch Wein, ja ſogar noch deutlicher mit Umſchreibung Gewächs des Weinſtocks. Was hat er alſo für einen Sinn übrig gelaſſen, als den, daß Wein Wein ſei, nicht weſentlich und eigentlich Blut, das ja jezt entnommen ward? Einen unbekannten Sinn aber verwirft er, daß nämlich auf dieſe Art, wie man ſagt, im Brodte der Leib und im Wein das Blut ſei.

Was sollte diese Spitzfindigkeit wohl sagen: ich werde nicht Wein trinken. War unser Lehrer etwa ein Epikuräer, der die Leibesnothdurft des Essens und Trinkens als schwer und zu unterlassend darstellte? Da wir ja wissen, das Reich Gottes besteht nicht in Essen noch Trinken, und daß darin nicht viel Wirkung liege. Sondern er zeigt durch diese Rede, er sei dem Tode nahe, und seine leibliche Gegenwart sei fortan nicht mehr in dieser Zeitlichkeit zu suchen. Denn wiewol er auf eine besondre Art und nach einer besondern Vertheilung mit seinen Schülern aß und trank, um seiner und unsrer Auferstehung Wahrheit darzuthun — denn er stillte damals nicht Hunger, noch suchte er etwas Wohlschmeckendes darin, er, der mit der höchsten Seligkeit gesättigt war, so trank er doch damals nicht so, sondern wie wir, sonst hätte seines Leibes Wirklichkeit sich nicht bestätigt. Demnach versteht er unter jenem Tage den herrlichen und erwarteten Tag, wo er sich den versammelten Auserwählten als angenehmen Gast zeigen wird; jenen Tag, wo das Geheimniß der Finsterniß aufgedeckt werden

den wird, wenn die auferstehenden Frommen ihm entgegen kommen, er das Reich dem Vater übergeben wird, nachdem der letzte Feind besiegt. Dann, dann wird er auch die Körper mit seinen Freuden beschenken für die verschiedenen und unzähligen Leiden, die sie jezt erdulden, und gleichwie er selbst sich der Unsterblichkeit erfreut, so werden auch wir unsterblich mit verwandeltem Leibe, seiner Klarheit uns freuen, und speisen mit ihm auf eine neuer und die seligste Weise. Dann wird gewiß ein neuer Wein uns werden, wie ein neuer Himmel, eine neue Erde, und alles neu seyn wird. Dann wird er zu unsrer unaussprechlichen Freude wieder leiblich mit uns seyn, und unsre Sehnsucht mit den Gütern seiner Gegenwart stillen.

Ist nicht dieser Gedanke so ungezwungen und klar und deutlich, und des christlichen Geistes würdig? Aber ich fürchte, wenn ich mit euch eine leibliche Gegenwart, wie sie auch sei, eine eigentlich leibliche hier in der Verbannung heischte, dereinst nach so deutlich anerkannter Auslegung, im Reiche des Vaters an dem ersehnten Mahle nicht Theil zu nehmen, beson-

ders

ders da ich auch jezt erfahre, daß jene unüberlegte, ich möchte sagen kindische Auslegung, einer gründlichen Erwägung nicht wenig nachtheilig sei, wie mir diejenigen bezeugen werden, welche die Gabe haben, Gaben des Geistes zu erkennen, und die des innern Menschen Treiben genauer beobachten.

Du hast bemerkt, mein Theobald, wie leicht die Wahrheit bei dem Evangelisten hervortritt, der uns zu widersprechen schien, und es bedurfte gar nicht des Zeugnisses andrer Evangelisten. Doch wollen wir auch die übrigen ansehen, ob sie vielleicht etwas sagen möchten, was jene Auslegung als unfromm darstellte, und ihm zu entsagen uns geböte. Denn nur darauf kommt es an, daß wir nicht von der Wahrheit weichen.

Zunächst also sehen wir Markus an, ob er etwa mehr sage, wiewol er fast dieselben Worte braucht. Nur ist er etwas ausführlicher über die Bereitung der Mahlzeit, und erzählt, daß sich ein Wirth gefunden nach einem vorhergesagten Wunder. Denn er befiehlt hier den Schülern einem Manne, der einen Wasser-

krug

krug trägt, nachzugehen, und ihn kühn zu bitten, daß er ihnen einen großen gepflasterten Saal zeige, damit sie durch die Erhabenheit und Majestät des Orts sich diesem Mahle zum Großen erhoben fühlten, d. h. lernten, daß sie nicht nach dem Irdischen und Fleischlichen, sondern dem Himmlischen und Geistigen trachten müßten. Fleischlich aber sind, wie bereits gesagt, und am Irdischen kleben, noch können also in den Speisesaal diejenigen, welche die Zeichen als Sachen gebrauchen, und so behaupten, das Fleisch sei im Brodte.

Doch damit wir nicht etwa mehr mit unbedeutenden Bildern zu spielen, als den Ursinn der Schrift zu erforschen scheinen, so wollen wir dies dahin gestellt seyn lassen und die Genauigkeit des Evangelisten betrachten. Keineswegs steht hier das Wort Pascha so oft müssig. Denn er sagt: am ersten Tage der ungesäuerten Brodte, als sie das Pascha opferten. Dann fragen die Schüler, wo sie das Mahl zum Pascha bereiten, und endlich sagt er: sie bereiteten das Pascha. Das Wort Pascha ist figürlich, und erinnert außer dem, was es den

Au-

Augen darbietet (wie das den Sacramenten eigenthümlich iſt) noch an etwas anders. Eben ſo gehört es zur Genauigkeit, daß das Andenken an das Leiden eingeſchärft wird, indem der innere Feind mit ſo ſchweren Drohungen gewarnt wird. Denn es gehörte nicht mit zu den kleinſten Schmerzen des Herrn, daß er einen Verräther unter den Seinen hatte, vielmehr war dieſer Schmerz ſo groß, daß ſelbſt der heilige Geiſt durch den Sänger ihn nicht verſchweigen ließ. Denn er ſpricht: der Friedfertige, dem ich vertraute, der mit mir umging, bereitete mir eine hinterliſtige Nachſtellung.

Vom Becher heißt es: und er nahm den Kelch, dankte, gab ihn herum, und alle tranken. Da ſprach er: das iſt mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für viele vergoſſen wird. Wer hier keine fremdartige Meinung hegt, und lieſet, daß die Schüler getrunken, ehe noch Chriſtus die Worte geredet, erkennt alsbald, daß, außer der heiligen Erinnerung an das Leiden dem Weine nichts Fremdes erwachſen ſei, und wird alſo nichts Albernes

nes vermuthen. Die aber, so bei den Schulformeln bleiben, brauchen eine Figur, und rufen andre Evangelisten zu Hülfe, wo doch der Schweif gar nicht nöthig war. Denn der Geist, von dem die Evangelisten angewehet, schrieben, sahe unsre Trägheit und Aberglauben, vermöge dessen wir überreligiös an den Worten hangen, voraus, und um uns von diesem Uebel zu befreien, und jeden überflüssigen Gedanken zu benehmen, ruft er laut. Da du nun einsehen wirst, daß die Evangelisten ohne ängstliche Sorge, Zeit und Ordnung, ohne Bedenklichkeit die Worte hingeschrieben, wilst du überklug seyn, und indem du dahin, wo es nicht nöthig, das Gewicht der Frömmigkeit legst, die Liebe und die Sache selbst verlichren? Denn die Erinnerung und der Dank für das Leiden des Herrn, denen Brod und Wein zur Unterlage dient, sind der Hauptpunkt der ganzen Sache. Hier ist kein Anstoß, kein Knoten, keine Schwierigkeit. Warum knüpft man denn also dem einfältigen, vielleicht bedenklichen Leser Schlingen, aus denen er sich nicht loswickeln kann? Warum verdun-

dunkelt man ohne Urſache die Schrift? Warum ſchiebt man die Schuld auf den heiligen Geiſt, als habe er nicht aufrichtig geſprochen? Warum richten wir uns nicht nach der Schrift? ob ſie vielleicht unſrer Trägheit zu Hülfe käme? Warum wollen wir lieber in der Finſterniß, als im Lichte wandeln? Wenn wir ſo viel Schmuck in der Schrift ſuchen, warum forſchen wir ſo ſehr nach Verfänglichem?

Auch iſt noch manches hier eher geſagt, was bei Lukas nachher geſagt wird. Denn was hier nur vom Weine geſagt wird, und nachdem man getrunken, daß nämlich der Herr geſagt, er werde davon nicht eher wieder trinken, als in des Vaters Reich, das ſagt Lukas vor dem Gebete und dem Segnen des Brodtes, vom Paſcha und Wein, wo nicht allein der alte Gebrauch geendet, ſondern (wie gedacht) der Hintritt des Herrn deutlich angezeigt wird. Wären auch andre Evangeliſten ſo ausführlich geweſen, ſo könnten wir muthmaßen, ſie hätten damit lehren wollen, die Laſt des Geſetzes abzuſchaffen; allein aus der Kürze andrer, wie aus ſeiner Ausführlichkeit ergiebt ſich, was er

will.

will. Was dagegen andre über den Verrath des Judas vorausgeſchickt haben, folgt hier nach; und ſo wird einfach und ſchön das Andenken an den Tod des Herrn gelehrt, und dem Schmucke geht nicht das Mindeſte ab. Ferner wollen wir jezt übergehen, was noch vor oder nach der heiligen Handlung geſchehen. Denn aus den andern ſieht man ſchon, was hier dienlich. Nur die über Brod und Wein geſprochenen Worte wollen wir erwägen; denn er ſezt hinzu: das für euch gegeben wird: dies thut zu meinem Gedächtniß, anſtatt daß Matthäus und Markus nur kurz hatten: das iſt mein Leib. Hier lernt man glücklich vom heiligen Geiſte, was von den Worten des Abendmahls zu halten; beim Abendmahl iſt nichts zu thun, als was der Herr befohlen. Was befiehlt aber der Herr? Er befiehlt das Brod zu nehmen und zu eſſen, wie bei andern Evangeliſten ſteht, bei denen uns außerdem nichts weiter empfohlen wird; ich finde nicht, daß ſie uns den Leib nehmen und eſſen heißen; finde nicht, daß ſie den Prieſtern die Macht ertheilt, das Brod in den Leib zu verwandeln,

daß

daß es wesentlich Leib zu seyn anfange, nicht, daß sie versprochen, der Leib werde im Brodte seyn. Hier aber finde ich noch, daß wir an seinen Leib uns erinnern sollen. Denn dies ist hier als Erläuterung beigefügt, damit deutlich werde, was bei den andern dunkel ist. Und dies ist das dritte, was er zu thun geboten; nämlich essen und nehmen bezieht sich auf das Brod, sich erinnern auf den Leib.

Denn thun heißt hier nicht opfern, wie ein Pariser Esel es erklärt. Wir erklären es wiederum, wie oben, daß das, d. h. das Brod sei Leib, d. h. ein Denkzeichen, oder Bild des Leibes. Aber wie darin das Denkzeichen liege, daß der Leib für uns gegeben, so habe ich schon oben erwähnt, diese Redefigur drücke uns nicht, so daß wir sagen müßten, der bildliche Leib sei gegeben. Auch zeigt der klare Zusatz: thut es zu meinem Gedächtniß, dies hinlänglich. Wie aber zu Christi Gedächtniß? weil sein Leib für uns gegeben worden, so daß weil so viel ist als inwieferne. Auch dies ist schon oben gesagt.

Es iſt offenbar, daß es deutlicher, den Leib bildlich zu nehmen, als das Bild des Leibes ohne Figur, und den Leib der für euch gegeben wird mit Figur als ohne ſie, ſo daß man ſagt das Bild des Leibes, welches den hinzugebenden, oder hingegebenen Körper vorbildet. Wenn ich übrigens höre, daß der Leib für uns gegeben, oder gebrochen werde, wie bei Paulus ſteht, bietet ſich nicht der wahre Sinn dar, daß das, was für uns gegeben, oder gebrochen wird, nicht Brod iſt, noch auch im Brodte für uns gegeben, oder gebrochen wird? Einige meinen, das Geben und Brechen beziehe ſich mehr auf das Brod, als den Leib; allein dagegen iſt das: für euch. Denn ſieht man auf die Vertheilung, wie das Brod ausgetheilt wird, ſo ſagen wir nicht: ich gebe für euch, ſondern ich gebe euch. Was aber für einen andern gegeben wird, zeigt, daß etwas anders gegeben werden ſollte, was nicht gegeben wird. Wir ſollten in den Tod gegeben werden; damit wir aber frei würden, wurde Chriſtus für uns vom Judas den Juden, und von den Juden dem Statthalter,

vom

vom Statthalter den Kreuzigern übergeben. Dies alles geschah für uns, und um unserer willen. Wollte man aber vom Brodte das mir gegeben wird, sagen: es werde für mich gegeben, so geht das nach der Sprache nicht an.

Weiter, wenn ich so erklären wollte, was bliebe mir für ein Trost? welches Versprechen könnte mein Gemüth erfrischen? Was wäre das für eine Verwechslung, wenn ich hören müßte, statt daß Christi Leib in den Tod für mich und mir gegeben, er in dem Brodte bleibe? Am Kreuze hat er mich belebt; dies Versprechen ist nicht im Brodte. Wie war es sonst nöthig, daß er stürbe? Es zeigt sich also, wer in der Schrift den heiligen Schriftstellern Unbekanntes lehrt? Zwar ist es scheinbar annehmlich, daß die Worte geben und brechen zum Brodte sich schikken; allein das für euch zwingt uns, es auf den Körper zu beziehen, inwiefern er für uns dem Tode gegeben wird. Daß es aber auch dem Zeichen und Sacramente angemessen sei, dürfte daraus sich erweisen lassen,

daß

daß das Sacrament offenbarer wird, und deutlicher belehrt, daß, so wie an sich das Brod nährt, und aus Körnern vereinigt ist, und in der Handlung Brechen und Vertheilen vorkommen, so auch ich lerne und einsehe, daß der Glaube an den für mich hingegebenen Körper nähre, daß aber die Liebe in Christo zu demselben Haupt und Körper einige und sammle. Und wiederum, gleichwie ich durch den Glauben gelernt, Christus sei für mich gebrochen, habe für mich gelitten, so ist er auch vertheilt, so daß er ganz unser aller ist, die an ihn glauben. Sieh, der Gebrauch des Lammes erinnerte uns an seinen Tod, warum nicht auch das Brod?

Auch darf man nicht so sehr vor dem Worte brechen sich scheuen. Denn nicht deswegen sagen wir, daß die Gebeine unsres Lammes, Christi, gebrochen, sondern da wir lesen, daß er vergossen wie Wasser, vertrocknet wie Scherbe, geschmolzen wie Wachs, ein Wurm sei und kein Mensch, was hindert denn, das gebrochen und gegeben werden von ihm anzunehmen, da das Zeichen

so

ſo ſchicklich iſt? Das darf uns aber wenig irren, daß man den Erweis fodert, wo denn wol Leib für Denkzeichen des Leibes gefunden werde. Wäre es nicht genug, daß es hier ſo ſtehet? Denn wer nur fleißig forſcht, wird faſt zweihundert, wo nicht mehr Worte finden, die nicht an mehrern, ſondern nur an einem Orte der Schrift vorkommen; und wie wollten wir dieſe erklären, wenn wir nirgends das Amt eines Auslegers übernähmen. Deshalb hat auch der Evangeliſt Lukas ſorgfältig ſich bemüht, daß man nicht etwa es ſo gröblich mißverſtände.

Das aber zeigt er noch deutlicher durch die Worte, bei Ueberreichung des Kelchs: dieſer Kelch iſt das neue Bündniß in meinem Blut, der für euch ausgegoſſen wird.

Wer Streit nicht liebt, wenn er anders nicht ungelehriger ſeyn will, als die Schwalbe, wird leicht lernen, was das Blut des Bundes bei Matthäus, ja was die ganze Sache ſey. Denn weil wir hier dies nicht anders auslegen können, als das Andenken an das Bündniß, ſo wird auch anderwärts Blut Andenken an

das Blut seyn, wodurch das Bündniß bestätigt, und Leib Andenken an den Leib, der für uns gegeben.

Denn wenn die Erklärung Eins ist, (und was könnte sie anders wollen) so schließen die, welche Geistiges mit Geistigem zu vergleichen wissen, aus der Aehnlichkeit, und wissen gar wohl, was Christus ihnen geschenkt. Jedermann weiß, daß ein Kelch nicht ein Bündniß ist, daß er aber ein Zeichen des Bundes, ist eingestanden. Welche Besorgniß könnte uns denn zwingen, in demselben Zusammenhange das nicht zuzugeben, und zu gestehen, daß das Brodt ein Zeichen des Leibes sei, wo vom Leibe die Rede ist? Denn Bund ist eine Art von heiligem Vertrag. Es ist aber nicht unpassend, von der Art in Geschlechtsverhältnissen zu sprechen. Das Bündniß also Gottes mit den Menschen, ist dies, daß Gott selbst ihr Gott, sie aber sein Volk seien. Denn ein Vertrag ist nur unter zweien, dem der ihn macht, und dem, der ihn annimmt. Daß aber Gott der Gott einiger insbesondre sei, das heißt, daß er für einen barmherzigen Erhalter und

Beschützer angesehen werde, wird er die Sünden vergeben müssen, und die angenehme Erkenntniß seines Namens bewirken.

Wir aber, damit wir sein Volk seien, müssen seine Stimme hören, und glauben, daß er mitleidig sei.

Was Gott betrifft, so wäre keine Bezeichnung nöthig gewesen, damit er unsres Glaubens, oder Wohlwollens sicher würde, weil nichts vor seinen Augen verborgen ist, und er unsrer Thaten gar nicht bedarf. Uns aber, welche die Sünden über die Maaßen schrecken, sind wegen unsres Unglaubens, damit wir seinem Wohlwollen und seiner Gnade vertrauen, einfache Versprechungen nicht hinreichend, sondern wir zittern auch dann noch, wenn Gott schwört, und sind unsicher. Deshalb mußte auch durch ein äußeres Zeichen unsre Schwäche gestärkt werden, und, daß dies vollkommen geschähe und ein unvergleichliches Zeichen würde, forderte die Hartnäckigkeit der verzweifelten Krankheit. Da also nichts theurer und kostbarer, als sein Wort, welches sein einziger Sohn ist, so wollte er dies als Fleisch, das

sterben, als Blut, das für uns am Kreuze vergossen werden sollte, annehmen. Wer diesem Zeichen nicht glaubt, ist keineswegs im Bunde Gottes; er wird nie Gott als barmherzigen Vater erkennen, nie sein Gewissen gehörig trösten, nie der Vergebung der Sünden gewiß seyn, deswegen, weil er den Sohn nicht kennt, durch welchen der Weg zum Vater geht, der Weg und Wahrheit und Leben ist. Dieses Bündniß also ist vollendet und bestätigt durch den Tod Christi, so daß wir nun Gott vertrauen, und gestehen, er sei unser Vater, der seines einzigen Sohnes, um unsertwillen, nicht schonte, sondern ihn für uns hingab, und wir durch seinen Geist, nicht auf steinerne, sondern fleischerne Tafeln, d. i. in Herz und Eingeweide das Gesetz der Liebe uns aufgezeichnet seyn lassen. Dreimal glücklich, wer das versteht! Die Besieglung aber des Bündnisses ist so groß, daß sie nicht größer seyn kann; und es giebt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben läßt für die Freunde, und zwar, soviel an ihnen war, für Sünder und Feinde, und wenn dies nicht wiederholt werden darf;

denn

denn dies bewieſe, daß das Bündniß nicht hinlänglich beſiegelt wäre.

Ein ſchon ſicheres Siegel war, daß das Wort Fleiſch ward. Aber ganz hinlänglich ward es durch das Blut des Sterbenden. Blut alſo nennen wir eigentlich das Bündniß, d. h. das Siegel des Bundes, inwiefern es das Bündniß vollendet und gültig macht. Im Kelche aber hätte es das Bündniß nicht vollgültig machen können, wenn es nicht auch für die Gottloſen vergoſſen worden wäre. Wie iſt aber der Kelch dort das Bündniß, d. h. das Siegel des Bündniſſes eigentlich, wenn auch das Blut nicht eigentlich das Bündniß im Kelche iſt? weil es da nicht vergoſſen iſt, ſo vollkommen, als es die Beſiegelung des Bundes fodert? Würde er nicht jenes köſtliche Blut des Bundes entweihen und vernichten, wenn er es von ſeinem Ruhm, der am Kreuze war, trennte? Du geſtehſt vielleicht, ja du mußt geſtehen, das Bündniß ſei am Kreuze vollendet; doch wirſt du ſagen, das Blut ſei im Kelche, und dadurch das Bündniß nachher beſiegelt. Alsdann aber iſt etwas anders dage-

gen,

gen, daß nämlich jenes Blut nicht die Herzen der Trinkenden berauscht, noch auch der Krankheit des Unglaubens steuert.

Aber es könnte einer behaupten, daß das Andenken an das Leiden, und das erfolgte Blutvergießen berausche, das Blut aber da sei. Ein solcher denke, daß er den neuen Bund, indem er zu seinem Gebrauche dient, hier als Erinnerung an den Bund anerkennt. Warum sollte er nicht eben so frei auch behaupten, Blut sei hier Denkzeichen des Blutes? Wo es beliebt, dienen die figürlichen Redensarten, wo nicht, da werden sie wenig gehört. Ja, eben deshalb erfreut und erfrischt das Blut das Gemüth, weil man sich daran erinnert, nicht weil es getrunken wird. Es ziemte sich aber, daß mir Christus Blut zu trinken gab aus dem Kelche, nicht wo es mir weniger, sondern am meisten frommen konnte. Durch die treue Erinnerung des am Kreuze vergossenen Blutes freut sich, und wird sicher ein frommes Gemüth, nicht so weil der Wein zu Blut geworden. Was ist das Abendmahl? Ist es mir nicht ein Sie-

gel

gel? Ich behaupte, das Blut Christi am Kreuze sei eigentlich ein Siegel, Leib ein Opfer. Wenn man aber Wein und Brod, weder als Siegel noch als Opfer, sondern als figürliche Rede annimmt, behauptend, es sei eine Erinnerung an das Siegel, so ist die ganze Sache abgethan.

Lernen wir, daß dies wahr sei, aus dem alten Bunde. Dieser war fleischlich, und deswegen alt, so wie jener neu, weil er geistig. Denn wie der Bund, so das Volk. Auch dieses war zum Theil fleischlich, und wurde doch zum Volke Gottes gerechnet, weil es die Gesetze und Gebräuche beobachtete. Ihr Gott war ihr Gott und Beschützer, sie waren sein ihm eigenes Volk; der Bund bestand, wenn sie treu waren, und nicht zu Götzen sich wendeten, welche die Heiden, so den wahren Gott nicht kannten, verehrten. Denn die Ursache aller Verweisung, Dienstbarkeit, und Auswanderung war der Götzendienst. Andre Sünden im Lande wurden ohne das Bündniß zu verletzen bestraft. Wiewol aber auch das alte Gesetz geistig war, weil es einen freien Geist er-

foderte, allein, weil es nicht leiſtete, was es befahl, ſondern die Widerſtrebenden unter ſein Joch zog, ſo verdient es nicht neu genannt zu werden, ſondern heißt mit Recht alt und fleiſchlich, auch deshalb, weil es zeitlich war und durch Kälberblut geweiht, wie 2 B. Moſ. 24 ſteht: er beſprengte das Volk und das Buch und ſprach: das iſt das Blut des Bundes, den Gott mit euch gemacht über alle ſeine Verordnungen. Deshalb wurden damals die Iſraeliten vergewiſſert, daß ſie zu dem Volke Gottes gehörten. Allein auch das rohere Volk hatte andre Opfer, und wiewol es nicht deutlich erkannte, daß jenes vollkommne Opfer kommen würde, ſo erinnerte es ſich doch dabei, wie es durch das auf dem Sina gegebne Geſetz zum Volk Gottes erwählt worden. Zu einer ſolchen Erinnerung diente die Aſche der rothen Kuh, die nach der Anbetung des Kalbes geopfert ward, wovon 2 B. Moſ. 19 die Rede, welche zum Weihwaſſer aufbewahrt ward. Chriſtus aber regt in uns durch ſein geheimnißreiches Blut die Erinnerung an eine größere Wohlthat und wichtigern Bund an, durch

durch welchen nicht Aeußeres, sondern Inneres gereinigt wird, ja auch das Aeußere; denn er kam in die Welt, daß er den ganzen Menschen selig machte. Wie also vormals das Bündniß nicht erneuert ward, das einmal mit dem Volke abgeschlossen war, und dem Abraham versprochen, sondern dasselbe Bündniß war, (denn Gott erklärte sich auf immer für den Gott dieses Volks, und das Volk für sein Volk, bis er durch ein neues Gesetz das alte vernichtete, und dem fleischlichen Bunde ein geistiger folgte, wie die fleischlichen Opfer und die äußere Verehrung diese Wohlthat bezeugten) so bedarf auch dies neue unvergleichbar trefflichere Bündniß keine Erneuerung, wofern wir nur das getreue Andenken daran erhalten durch fortgesetzte geistige Opfer, d. h. durch Danksagung, oder wenn wir Gott loben, und seine Wohlthaten preisen, oder dem Nächsten dienen mit Werken der Liebe. Es ist ewig, war und wird denen, so vom Anfange bis an das Ende der Welt lebten, nützlich seyn. Die nun so belehrt sind, wie könnt ihr ihnen vorwerfen, daß sie die Schrift verfälschen?

Viel-

Vielleicht klügelt mancher mannichfach u
spricht: das neue Bündniß ist zwar dama
am Kreuze vollendet, aber im Abendmahl h
es angefangen unser zu seyn, da wir durch d
Glauben das Wort und das Zeichen, welch
das zweite Wort ist, erhalten. Diese bene
ich nicht, wenn sie auch dann sollten erneu
werden, und sich besser zu befinden anfang
Denn das Blut ist ja unser, und fängt da
an unser Bund zu werden, sobald wir Ch
stum für unsre Gerechtigkeit halten, glaub
daß das Blut für uns vergossen, auch au
der Mahlzeit, wie wir deutlich lernen a
Joh. 6. Der Glaube und das innere Vern
men des Worts vom Vater, der unsre Bl
mit dem heiligen Geiste stärkt, macht uns g
freien und gern gehorchenden Volke Gott
Gesetzt aber, wir würden dann durch den G
des Bundes sichrer, so daß das Sacram
als Werkzeug dazu diente: soll ich deshalb
Sacrament eigentlich ein Bündniß, und
Wein Blut nennen?

Also ist nichts da, was dort die eig
liche Redeart zuließe, hier die figürliche

werflich machte; und ich werde mithin eine völlig menschliche, d. h. lügenhafte Erklärung anführen, wenn ich eine andre vorbringe.

Dies würde bei Lukas genug seyn, wenn nicht ein Vielwissender neulich auch das Wörtchen das für der angenommen hätte, so daß es sich auf den Kelch bezöge, und der Kelch vielmehr als das Blut ausgegossen würde, auf welche Weise denn das schönste Geheimniß übersehen wird. Jener glaubte, es müsse heißen — — — allein er achtete nicht auf das für was dabei stand, und überlegte nicht, das hier mehr Nachdruck sei, als ob es bedeutend hieße: dann wird durch mein Blut der neue Bund geheiligt werden, wenn es für euch vergossen wird. Aber jener gute Mann behauptete, auch bei Matthäus gehöre das zur Vergebung der Sünden nicht in den Zusammenhang. Wenn er nun auch hier doppelte?

So wie Lukas des Paulus Gefährte war, so unterscheidet er sich auch in seiner Rede nicht sehr von Paulus. Zuerst aber empfiehlt er seine Glaubwürdigkeit, daß er nämlich sage, was

er

er vom Herrn empfangen, den Gebrauch nämlich, wie er von den Aposteln und Christo vollzogen worden. Erstlich erinnere ich hier gegen einige thöricht rühmende, als zeigte er hiemit, es sei den Priestern die Macht gegeben, Christi Leib durch gewisse Worte in Brod umzuzaubern (man verzeihe das Wort) da doch Paulus nun die Geschichte des Nachtmahls, wie sie eben zu seinem Gegenstande paßte, angemessen erzählt. Denn Paulus war nicht beim Nachtmahl, sondern erhielt seine Lehre, als er nun Schüler ward, vom Herrn, damit er erkennte, Christus habe das Andenken seines Todes unter diesen Zeichen hinterlassen, damit er die wahre Liebe unter den Seinen nährte. Dieses Geheimniß erklärt er auch im vorhergehenden Kapitel, wenn er sagt: denn wir viele sind Ein Brod, und Ein Leib, wir alle nehmen von demselben Brodte. Und wie? Auch dies hat er gesagt: das Brod, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? als sagte er: warum brechen wir das Brod und essen es? Nicht darum, daß wir unsre Vereinigung und Liebe darthun, welche uns

der Tod des Leibes Christi, der in unsrer aller Gemüth fest stehet, erwirbt? die so groß ist, daß sie uns alle, wie Glieder eines Leibes vereint? Dieses Geheimniß des Abendmahls, das ihm der Herr gelehrt hatte, schärft er, weil er es vorher den Korinthiern mitgetheilt hatte, wiederum ein, damit er so ein Gegenmittel wider die Sectensucht gebe, und erzählt nun so: Jesus, in der Nacht, da er verrathen ward, nahm das Brod, und als er es dankend gesegnet hatte, brach er es und sprach: nehmt, esset. Das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Thut dies zu meinem Gedächtniß! Eben so auch den Kelch, nach geendigtem Mahle, mit den Worten: Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut. Das thut, so oft ihrs trinkt, zu meinem Gedächtniß!

Was die Nacht betrifft, die hier erwähnt wird, so wird der Gebrauch des Pascha hiemit angedeutet, und die Rede vom Verrathe, die vorherging. Wo Lukas sagte, gegeben wird, hat er, gebrochen wird. Beide aber setzen hinzu: für euch, und nicht bloß, euch, wie

doch geschehen hätte müssen, wenn es bloß auf die Vertheilung und nicht auf das Andenken an das Leiden abgesehen gewesen wäre. Denn auch das Brechen des Brodtes ist bedeutend, wie das Schlachten des Lammes. Wie könnten wir essen, wenn es nicht gebrochen wäre? Doch lernen wir, daß, wenn es gebrochen und durch Brechen ausgetheilt wird, wir belebt werden. Das Brod zwar wird uns gebrochen, Christi Leib aber wird uns und für uns gebrochen. Wäre der Leib Christi nun im Brodte, so wäre er nicht für uns, sondern nur uns gebrochen. Damit man aber nicht sich an das Wort gebrochen werden stoße, weil kein Lammsknochen gebrochen worden, so merke man, es giebt mancherlei Arten des Brechens. Brechen ist es, wenn die Seele vom Leibe geschieden wird, und wie oben Christus von seinem Tode gesprochen, so hat er noch mehreres gesagt, wie, daß ein Korn nur, wenn es erstorben, d. h. verfault sei, Frucht bringe. Sehr genau aber legt Paulus es dadurch aus, daß er sagt: es solle zur Erinnerung

an Christum geschehen. Denn das befahl eben Christus. Eben so erzählt er vom Kelch: das thut, so oft ihr trinkt, zu meinem Gedächtniß. Damit aber keiner etwas Albernes aus dem Worte thut nehme, so erklärt er es durch den Zusatz: so oft ihr das Brod esset, und diesen Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis er kommt. Wir hätten genug Erklärung in diesen Worten: Was befiehlt uns der Herr? Seinen Leib im Brodte zu essen? Das sagt er nicht. Sein Blut im Weine zu trinken? Das sagt er nicht. Brod sollten wir essen, und Wein trinken, und was noch? uns an seinen Tod erinnern. Das Wörtchen dies hat doch nicht so viel Kraft, daß deshalb der Leib wesentlich im Brodte und Wein gegenwärtig verstanden werden müßte. Nur wollte er, daß dies Brod und dieser Wein nicht unter den gemeinen Speisen, die uns nicht so vom Herrn empfohlen, gerechnet würde. Ich gestehe, etwas Bedeutendes liegt darin, doch aber nicht soviel, daß dadurch die Sache über alle Kreatur erhoben würde. Was zu

hei-

heiligem Gebrauch bestimmt ist, sollte das nicht würdig dies Wörtchen aufnehmen? Was soll aber bei diesem Essen geschehen? Das Andenken des Herrn soll gefeiert werden. Dies aber darf nicht gemein, noch kalt geschehen. Denn dies legt er so aus: verkündet, d. h. bedenkt und predigt mit großer Feierlichkeit, daß der Leib des Herrn für euch gestorben und gebrochen. Verkündet, nicht in einem dunkeln Winkel, so daß die besten Brüder ausgeschlossen werden, die Reichen gegenwärtig, die Armen abtreten. Das Nachtmahl trennt nicht den Armen vom Reichen, den Priester vom Laien, den Gelehrten vom Ungelehrten, den Mann vom Weibe. Der Tod wird allen verkündigt, und alle Gläubige werden der Gerechtigkeit und des Verdienstes Christi theilhaftig. Kein Gebrauch für wenige Tage soll es seyn, sondern dauern wird er bis an das Ende der Welt; denn auch die Welt wird dauern bis zur Ankunft Christi. Denn er spricht: bis er kommt. Durch diese Kürze zeigt er an, was die Evangelisten weiter und mit andern Worten gelehrt haben, daß Christus nicht von dem

Lam-

Lamme essen, noch vom Weine trinken werde, bis er aufs neue essen und trinken werde im Reiche des Vaters.

Die Evangelisten tragen die Geschichte Christi, der noch vor ihnen gegenwärtig war, vor, Paulus aber sieht auf den Gebrauch, der damals in der Kirche herrschend ward. Alle aber kommen doch darin überein, daß er abwesend seyn werde, oder abwesend sei.

Hier kann ich mich nicht genug über andre verwundern, welche sagen, der Leib sei auf eine neue Art gegenwärtig, der doch nicht angekommen seyn soll. An den unkörperlichen Engeln wäre es allerdings wunderbar und unglaublich, daß sie sich irgend wohin begeben, durch einen Ort beschränkt werden, und doch nicht da seyn sollten, wie jene von dem Leibe reden, der anfange da zu seyn, und nicht gekommen sei, dennoch da sei weder auf eine rühmliche, noch niedrige Weise. Ich weiß nicht ob das heißt wissen, wovon die Rede ist.

Noch geht Paulus weiter, läßt das Brod Brod seyn, und sagt: wer also dies Brod und den Kelch des Herrn unwürdig emp-

fängt, der ist schuldig am Leibe und Blute de
Herrn.

Nach eurer Meinung sollte er nicht so kric
lich seyn, sondern sagen: wer den Leib unser
Herrn Jesu isset, der wird schuldig seyn a
Tode des Herrn. Aber er sagt: dies Brot
d. h. das Brod des Herrn, wie er auch de
Kelch des Herrn nennt. Warum aber nenn
er ihn so? weil er zum Denkzeichen des Tode
des Herrn vom Herrn selbst gegeben wart
Warum aber droht er ein so schwere Stra
an, wenn der Leib nicht da ist, daß einer a
den Leibe verbrecherisch werden könnte. Wa
zu antworten, liegt am Tage.

Wer eines Königs Bild entehrt, wir
als Majestätsverbrecher bestraft, gleich al
hätte er den König selbst beschimpft, so wi
derjenige, der den Namen Gottes unüberleg
gebraucht, verräth, daß er Gott eben nich
sehr rühme; und wer einen heiligen Ort ver
letzt, gegen den Herrn des Orts sündigt. Ebe
so, wen das Andenken an den Tod des Herr
so wenig rührt, daß er sogar sein Zeichen ver
achtet. Er thut Unrecht an dem abwesende
Leibe

Leibe; denn hier nehme ich Leib eigentlich. Des Leibes wirklich schuldig ist, wer so undankbar ist, daß er, wenn ihm die Gelegenheit sich zu erinnern und zu danken dargeboten wird, dennoch in der Heuchelei, Bosheit und Undank beharrt.

Wen das Andenken an Christi Tod nicht rührt, ist nicht für diesen Christus vergebens gestorben? Wer von der Sünde nicht läßt, überlegend, daß er durch ein so unschätzbares Lösegeld befreit, was soll ihn bessern? Hatte denn Gott etwas Köstlicheres, als seinen Sohn? Konnte denn der Sohn etwas Größeres thun, als daß er des sündigen Fleisches Aehnlichkeit annahm, wiewol er selbst ohne Sünde war, und für einen Sünder angesehen, unschuldig für uns sich tödten ließ? Wie wäre also der nicht schuldig am Leibe und Blute, der einer so wichtigen That Andenken gering achtet?

Warum aber schuldig? etwa, weil er nicht glaubt, der Leib sei im Brodte, das Blut im Weine? Das sagt er nicht. Er setzt hinzu: der Mensch prüfe sich selbst, und esse so das Brod, und trinke vom Kelch. Worin

soll sich denn einer prüfen, daß er nicht schuldig werde am Leibe und Blute des Herrn? damit Christus nicht vergebens für ihn gestorben sei. Für diejenigen ist aber Christus vergebens gestorben, welche nicht glauben, daß sie durch Christi Gerechtigkeit gerechtfertigt, daß sein Tod unser Leben sei, sein Blut unsre Sünden weggewaschen. Dabei soll er erwägen, ob Christus ihn nähre; denn nährt ihn Christus nicht, so zeigt er, daß er als Lügner das Zeichen des Brodts genießt. Ein neuer Grund, daß das Brod nicht Christi Leib sei, weil diejenigen das bezeichnende Brod unwürdig genießen, die nicht erst mit himmlischem Brodte sich nähren, und im Glauben Christi Fleisch genießen. Wie sollte also das Essen im Sacrament hinzusetzen, was der Glaube nicht vorher geleistet? Doch davon nachher. So soll sich aber einer prüfen, ob der Glaube durch Liebe zu handeln anfange. Denn wenn dich eine so große Wohlthat mit einem neuen Menschen bekleidet, so daß du um Christi willen deine Brüder, und alles was Christo angehört, liebst, was aber ihm mißfällt, hassest,

wie

wie Unreinigkeit, Zorn, Stolz, Raub, und dergleichen (denn deshalb werden die Korinthier getadelt, daß sie zwar Christi Tod verkündigt, doch so, wie heut zu Tage mehrere, die nicht von ihrem vorigen Hochmuthe lassen, und nicht zu neuem Leben, zur Bruderliebe gereizt werden; — — Was ist dies für eine vorgebliche Erinnerung an den Tod Christi? welche Heuchelei der blüthenreichen (?) Kirche? Scheint ihnen denn der Leib des Herrn, der für sie gestorben, nichts mehr, als ein fleischlicher Leichnam, wenn er nicht zu Thränen rührt, nicht zur Frömmigkeit führt? Dies heißt den Leib des Herrn nicht unterscheiden. Wiewol auch hier einige den Leib für das Zeichen des Leibes nehmen, weil sie nicht unterscheiden, und zwischen heiligem und unheiligem Brodte keinen Unterschied machen. Aber das ist unpassend, wie das, was sie von dem geheimen Leibe vorbringen, daß diejenigen nicht den Leib des Herrn unterschieden, welche die Kirche Gottes nicht achten. Unsre erste Erklärung ist aber deutlicher.

Merke ferner auf die öftere Erwähnung des vom Brod essen, und vom Kelch trinken, so daß nicht leicht einem Vorurtheilsfreien etwas anders beigehen kann. Sonst hätte wohl die Erhabenheit der Sache eine prachtvollere Rede verlangt. Endlich hält er auch die Strafe derer vor, welche das Sacrament unwürdig genießen, ein schweres Urtel, das schon in diesem Leben mit körperlichen Schwächen anzuheben scheint. Denn so versteht man das: deshalb sind unter euch viel Schwache und Kraftlose, und schlafen viele. Hätten wir uns selbst geprüft, so wären wir keinesweges gerichtet worden. Werden wir aber gerichtet, so werden wir vom Herrn ergriffen, daß wir nicht mit der Welt verdammt werden.

Ich will es nicht mißbilligen, wenn man behauptet, es werden einige wegen der Verachtung des Sacramentes gestraft, welche darin hauptsächlich liegt, daß der Leib des Herrn nicht unterschieden wird. Denn deshalb ergreifen eben Krankheiten die Gemüther, daß sie wahrhaft schwach sind, minder bereitwillig

willig die Wahrheit zu behaupten, feig und träge die Begierden zu überwinden, verdroſſen ihren Brüdern beizuſtehen, am Sinne Kinder, an Stärke Weiber, ſelbſtgefällig, Verächter andrer und Lügner. Denn wenn das Andenken an den Tod des Herrn feſt in einem Gemüthe ſteht, ſo unterläßt es nichts um ſich zu beſſern. Wenn alſo die Gemüther Abel berathen ſind, iſt es kein Wunder, daß nach dem Willen des Herrn auch die Leiber geplagt werden, welches auch einem vom Schlage Gerührten begegnete, wie wir aus dem Worte des Herrn wiſſen, der zu ihm ſagt: geh und ſündige fortan nicht mehr! Ich aber fürchte weit mehr den Verluſt des Glaubens und der Tugend, der überall uns begleitet. Deshalb iſt es kein Wunder, daß kein Volk ſchlimmer, neidiſcher, unreiner, ſtolzer und ungnädiger als Prieſter und Mönche, weil ſie ſich ſo unüberlegt in heilige Angelegenheiten miſchen. Alſo unterſuchen wir uns ſelbſt, ob wir wirklich himmliſches Brod genießen. Denn heuchelten wir nicht, ſo irrten wir weniger im Dunkeln, wären weniger verzagt in Verkündigung

digung der Wahrheit, und würden nicht allein in Trübsal, sondern auch wenn der Herr kommt, frei und heiter das Haupt erheben, überzeugt, daß alles, was wir hier leiden, zu unserm Besten dienet.

Lange genug verweilten wir bei den Worten des Abendmals; denn du wolltest es so. Jezt wirst du uns wohl nicht ungern erlauben, daß wir zum sechsten Kapitel Johannes übergehen, und es als Beweis für die Probehältigkeit unsrer Erklärung gebrauchen. Paulus sprach nur gelegentlich von den Sacramenten; Johannes aber schweigt überhaupt davon, und berührt sie nicht einmal. Wäre es Gottes Absicht, das Brod so sehr zu ehren, so wäre es sehr zu verwundern, daß ein so großer Mann, der das Höhere so sehr liebte, die Sache mit so tiefem Schweigen überginge. Hat uns doch dieser gläubige und treue Evangelist über alles ermahnt, was zu unserm Heil nöthig war. Manche werden ganz taub, wenn sie hören, daß Johannes angeführt wird, da er doch von den Sacramenten namentlich nichts erwähnt. Mit welchem Rechte sie dies aber

thun,

thun, mögen sie selbst zusehn. Wer wird aber einen wissenschaftlichen Arzt verachten, weil er allgemeine Regeln vorschreibt für die Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit, für die Wahl der Mittel, und wer hört ihn nicht vielmehr gern, damit er, da es doch ungewiß, welche Krankheit ihn einmal befalle, nicht etwa ein besonders Heilmittel mißbrauche, wenn er erkrankte? Mag doch Johannem verabscheuen, wer nicht belehrt seyn will. Mir scheint seine Augensalbe den Blödsichtigen äuserst nöthig und wirksam, wofern sie nur gehörig gebraucht wird. Schwerlich werden wir anders woher deutlicher einsehen, wer vom Nachtmal richtiger urtheilt, da hier gelehrt wird, was das Seelenbrod sey, wer es gebe, wer es empfange und genieße. Gehört das etwa nicht zu unsrer Sache? Soll etwa vergebens gelehrt werden, wie man Fleisch essen oder nicht essen könne? Ist es denn so unbedeutend zu wissen, in wie fern das Fleisch nütze, oder nicht? Mir wenigstens scheint hier kein geringer Theil der Schwierigkeit gehoben werden zu können. Denn wenn ich weiß, daß das Fleisch nichts nütze,

daß

daß das Fleisch an sich nicht zu genießen, daß allein der Vater das Brod gebe, so kann ich leicht schließen, was vom Menschen, was vom Mahle zu erwarten. Erwägen wir also, was im 6 Kap. und beim Nachtmahle verhandelt wird, ob es etwa für unsern Zweck tauglich; denn an beiden Stellen findet sich, wodurch erwiesen werden kann, ob wir würdig zum Mahle treten, ob unwürdig. Im sechsten Kapitel werden wir unterwiesen, wes Glaubens wir seyn müssen, um ohne Gefahr zum Mahle zu treten. Beim Mahle aber wird auch anders nicht unterlassen. Nur von den Zeichen wird nicht gehandelt, weil darüber nicht zu streiten wäre. Denn sie sind nicht so groß, als sie gemacht werden. Erstlich aber werden wir belehrt, was Seelenbrod sei; denn das gemeine würde keinesweges denen genügen, die einen unstillbaren Hunger haben, und durch das Bewußtseyn ihrer Sünden niedergeschlagen werden. Was ist es also? Christus selbst, der Sohn des lebendigen Gottes, durch den alles geschaffen ist, und besteht. Er nämlich kann ernähren und beleben. Denn spricht er, ich

bin

bin das Brod des Lebens, wer zu mir kommt, wird nicht hungern, und ferner: ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel gekommen; wer von diesem Brodte ißt, wird ewig leben.

Zweitens: woher hat es Christus, daß er das Brod des Lebens? etwa weil er Menschensohn? Nein, sondern weil der Vater ihn geweiht. Etwa weil er Fleisch hat, wie wir? Nein, sondern weil er vom Himmel gekommen. Hätte ihm das Fleisch, das er von Maria erhielt, genützt? Nein, sondern weil ihn der lebendige Vater gesendet, weil er wegen des Vaters lebt. Denn der Geist ist es, der belebt, das Fleisch aber nützt nichts.

Drittens. Auf welche Art wird es uns genießbar? Weil, obwol er göttlich war, er es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu seyn, sondern sich selbst entkleidete, Knechtsgestalt annahm, nach Menschenart gestaltet, an Gestalt als ein Mensch erfunden, sich selbst erniedrigte, gehorsam wurde bis zum Tode am Kreuz. Deswegen hat ihn Gott erhöhet, und ihm einen überaus herrlichen Namen gegeben. Was des Apostels Worte, zeigt Christus durch

diese:

diese: denn ich bin vom Himmel gekommen, nicht nur das zu thun, was ich will, sondern was der Vater will, der mich gesendet. Das ist aber der Wille dessen, der mich gesendet, daß ich keinen verkläre von denen, die er mir gegeben, sondern alle erwecke am letzten Taze. Du siehst, daß, wiewol er Gott war, er sich entkleidete, d. h. vom Himmel kommen, daß er nicht seinen, sondern des Vaters Willen that, d. h. gehorsam seyn bis zum Tode, durch welchen er uns das Leben gegeben. Daß er aber uns durch seinen Tod beleben werde, lehrt er so: jeder wer den Sohn siehet (d. h. erkennt, daß Gottes Sohn sich so bis zum Tode erniedrigt, und göttlich auf Erden gewandelt) und an ihn glaubt, der hat das ewige Leben. Und nachher deutlicher: das Brod, so ich gebe, ist mein Fleisch, das ich gebe für das Leben der Welt, d. h. mein Fleisch wird auch Brod seyn, weil ichs freiwillig aus großer Liebe in den Tod geben werde, damit ich euch belebe.

Einen fremdartigen Sinn tragen in die Schrift, die dies von dem Brodte des Sacraments verstehen. — Das Brod, so ich gebe,

ist

iſt mein Fleiſch. Hier ergiebt ſich, was das Fleiſch Chriſti nütze, was nicht, wie es nütze, wie nicht. Denn weil es das Fleiſch Chriſti iſt, und für das Leben der Welt gegeben wird, ſo nährt es, wenn daran geglaubt wird; wenn es aber in den Mund oder Magen gebracht wird, kann es der Seele nicht nützen. Petri oder Moſes Fleiſch genoſſen oder dargeboten würde nichts genützt haben; aber das Fleiſch Chriſti kann beleben, weil das Fleiſch mit dem Worte Gottes vereinigt iſt. Dennoch thut die Gegenwart des Fleiſches nichts zur Sache. Die Schüler, welche lernten, konnten nicht begreifen, daß das Fleiſch ſo viel werth ſei, und ſtießen ſich deshalb daran. Denn wie ſollten Fleiſchliche am Kreuze den Ruhm, an Thorheit Weisheit, am Tode Leben erkennen? Aber das Aergerniß mußte aufhören, wenn das Fleiſch von der Erde genommen war, und ſtatt der Niedrigkeit einen überaus herrlichen Namen erhielt.

Daß der Evangeliſt ſo ſpricht, iſt auch anſtößig. Wie nun? Wenn ihr des Menſchen Sohn aufſteigen ſeht, dahin wo er erſt war.

war. Der Geist ist es, der belebt, das Fleisch nützt nichts, will er sagen. Dann wird bei den wahren Schülern das Aergerniß aufhören, wenn sie die göttliche Macht erkennen, durch welche Christus aufgestanden, und gen Himmel gefahren, und wenn das Fleisch weg seyn wird, weil auch die Gegenwart des Fleisches der Sendung des Geistes im Wege war, und die Wahrheit doch in der ganzen Welt sichtbar werden wird, dann wird man nicht mehr zweifeln, daß Christus wahrer Sohn Gottes. Wer den Worten, die ich sage, in seinem Herzen glaubt, dem werden sie Geist und Leben, d. h. Tugendhaftigkeit geben, daß er geistig lebe, und nicht nach dem Fleisch. Und so ist mein Fleisch ihre wahre Speise, mein Blut Getränk, durch keinen andern Genuß als den des Glaubens, der nicht erdichtet, oder verstellt seyn wird, sondern durch den das Herz wieder auflebt, und Gott zu fürchten und zu lieben beginnt, und durch ein so treues Angedenken gekräftigt in Handlungen und Dank ausbricht. Dies ist allein der einzige Genuß des Fleisches Christi. Denn beim Abendmahle reichte er das Brod

zum Eſſen dar. Wollte einer ſagen, den Leib zum Eſſen, ſo muß er auch in dem Worte eſſet eine bildliche Redensart annehmen; und weil nun kein andrer Genuß iſt, ſo ziemte es ſich nicht, das Brod als weſentlichen Leib zu beſchreiben. Hier merke auch auf: Gleichwie es keine gewaltſame Bildlichkeit iſt, wenn du ſagſt: mein Fleiſch iſt wahrhaft Speiſe, eben ſo wenig iſt es der Fall, wenn es heißt: das iſt mein Leib. Denn beidemale braucht der Erlöſer das Wort iſt. Welche im Glauben genießen, denen wird nicht bloß die Sache durch das Zeichen angedeutet, ſondern kommt ihnen durch den Glauben entgegen, und der Leib kommt ihnen entgegen, nicht daß er gegenwärtig ſei, ſondern unſer, wiewol er auch ſchon vorher unſer war. Gern will ich einräumen, der Leib ſei da, wenn ſein Genuß da iſt, d. h. die Erkenntniß der Barmherzigkeit des Vaters, welche die wahre Speiſe des Gewiſſens iſt.

Viertens. Welchen Nutzen hat dieſe geiſtige Speiſe? Jene Speiſe dauert und macht dauern bis zum ewigen Leben. Denn

er sagt: wer zu mir kommt, wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, wird nie dursten. Und ferner: wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen; wer von diesem Brod ißt, wird ewig leben; wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinket, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am letzten Tage aufnehmen. Wer mich ißt, wird durch mich leben. Und: die das Manna gegessen, sind todt; wer aber dies Brod ißt, wird ewig leben. Auch diese Stellen machen daß wir nicht unbesonnen zugeben, der Leib sei im Brodte. Denn die Worte scheinen deutlich, und versprechen bloß das Leben, denen, so essen und trinken werden, und wenn es einer einmal genossen, wird er in sich den Quell des Lebens tragen, und nicht nöthig haben, weiter daran Theil zu nehmen. Uebrigens giebt es zwei Wege zum Heil. Der eine ist, glauben daß im Brodte der Leib sei, uns zu beleben; der andre, daß uns der Glaube an Christum den Gekreuzigten beselige. Von diesem Male also ließ sich so viel tragen, als vom Kreuze. Wie wird sich aber der Mensch prüfen,

ſen, wenn er von dort Vergebung der Sünden erwartet, die er nicht vorher durch den Glauben an Chriſti Tod erlangt? Uebrigens, wenn der Leib Chriſti auf die Art, wie ihr wollt, eßbar, und ſein Blut trinkbar iſt, ſo ſteht zu fürchten, daß die Schwachen und die ſo es nicht genießen, Fluch auf ſich laden, und die Gewiſſen gefährdet werden, weil ſie ja dann nicht unter jenen Zeichen eſſen. Wenn ihr nicht das Fleiſch des Menſchenſohnes eſſet, und ſein Blut trinket, ſo habt ihr kein Leben in euch. Wollte hier Jemand ſtreiten, ſo fehlte es nicht an klaren Worten. Daher freuen wir uns, daß dieſe Worte nicht zum Nachtmahl gehören, wiewol, wenn die Meinung von dem in das Brod geſchloſſenen Leibe beſtehen ſollte, ich nicht ſehe, wie nicht das ganze ſechſte Kapitel zum Sacrament gehöre. Denn nicht ohne große Urſachen wird ſo ein Wunder geſchehen.

Fünftens: Wer giebt dies Brod, und von wem iſt es zu erbitten? Vom himmliſchen Vater. Denn er ſpricht, ich habe zu euch geredet, ihr habt mich geſehen, und nicht geglaubt; alles was mir mein Vater giebt, kommt zu

mir. Ferner: nicht Moſes hat euch dies Brod vom Himmel gegeben, ſondern mein Vater giebt euch das wahre himmliſche Brod; und niemand kommt zu mir, wenn ihn der Vater nicht ziehet. Es ſteht in den Propheten: alle werden von Gott belehret. Jeder der vom Vater gehört hat, hat auch gelernt und kommt. Und zum Schluß ſagt er: Niemand kann zu mir kommen, wenn der Vater es ihm nicht verleihet. Werden alſo alle dies Brod haben? Nein. Nur die dazu vorherbeſtimmten, die vom Vater gezogen werden. Keiner alſo wird es ſich erwerben durch ſeine Kraft, durch Anerkennung der Schrift, noch durch ſeiner Werke Gerechtigkeit.

Sechſtens: Wie und wenn erhalten wir das Brod? Wenn wir nicht eine Speiſe die vergänglich iſt, nehmen, nicht die Welt und was in der Welt, den Bauch, Ehre, Reichthümer, ich ſetze hinzu, Gebräuche, und was unter Chriſto iſt, verfolgen, ſondern mit großer Sehnſucht den Sohn Gottes ſuchen, der göttliche Tugenden zeigt, und wenn wir mit

Pau-

Paulus alles für Koth achten, um Chriſtum zu gewinnen.

Wenn gefragt wird, was zu thun? ſo ſagt er: das iſt das Werk Gottes, daß ihr an den glaubt, den er geſandt; und wahrlich ich ſage euch, wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Wenn wir aber das Fleiſch Chriſti im Brodte ſuchen, erhalten wir nicht von Menſchenhänden, was als Geſchenk nur vom Vater zu erwarten war? Dazu, wenn er im Waizenbrodte war, ſo mußte er auch auf andre Weiſe unſer und eßbar zu ſeyn anfangen, als durch den Glauben an den Gekreuzigten.

Siebentens: Wir werden durch Beiſpiele belehrt, wer es genoſſen, wer nicht. Petrus hatte das Fleiſch genoſſen, und das Blut getrunken, und ſagte deshalb: Herr, zu wem ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens, wir glauben und haben erkannt, daß du Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes biſt. Wie er das Fleiſch genoſſen, wie es ihm genutzt, wie ihn ergötzt, kann niemand wiſſen als wer ſelbſt vom Vater erleuchtet worden. Judas aber, das Urbild der Heuchler

unter den Schülern, hatte es nicht genossen, sondern war ein Teufel. Ihm war es, als einem Werkzeuge des Zorns, der seinen Lehrer verrieth, den er nach so vielen Wundern immer noch für einen bloßen Menschen hielt, anstößig. Auch heute noch sehen wir an Juda Nachkommen, wie sehr sie von Christo abfallen, wie auch kein Fünkchen Glaubens in ihnen ist. So sehen wir aus dem sechsten Kapitel, wer Christi Fleisch esse, und wie es gegessen werden könne; und mithin ist mehreres, was belegt, daß der Herr beim Abendmahl bildlich gesprochen.

Ich würde noch beifügen, was Christus beim Johannes während des Mahls, von seinem Hingange zum Vater, von Judä Verrath spricht, und wie die leibliche Gegenwart der Ankunft des Geistes schade, von dem einzigen Gebote der Christen, der Liebe, von der Demuth und Geduld im Leiden, nach des Lehrers Beispiele; aber dies alles trägt minder zu der Untersuchung bei, wer den echten Sinn in der Schrift gefunden. Ich lasse das also gehen. Nur dies will ich noch einigen antworten: wenn die

wahr-

wahrhaft Gläubigen, wenn ſie auch nie beim Mahle gegenwärtig geweſen wären, bloß durch den Glauben ſelig ſind, ſpeiſen und nie hungern und ewig leben: wozu iſt der Gebrauch nöthig? Ich antworte, eben deswegen mußte er vorgeſchrieben werden. Die, welche ſelig ſind, lieben ihr Glück allen zu verkündigen, und dem Wohlthäter zu danken, und ſo viel an ihnen iſt, alles Volk zum Ruhme Gottes anzuziehen, was außerdem durch Predigten und Ermahnungen zu geſchehen pflegt. Doch iſt auch der menſchlichen Schwäche in den verordneten Sacramenten etwas nachgegeben worden, als durch welche etwas feierlicher verkündigt würde, wo es ſonſt durch Wort und Schrift, denn ohne ſie vereint man ſich minder glücklich zu einer und derſelben Religion. Deshalb ſind ſie heilig zu beobachten, mit aller Aufrichtigkeit, Wahrheit, Glauben und Liebe. Denn wenn wir Jeſum lieben, der für uns geſtorben iſt, ſo müſſen wir auch unſere Brüder, als Glieder deſſelben Leibes, auf alle Art unterſtützen und lieben, wozu nicht wenig der Gebrauch des Abendmahls beiträgt. Weit

glück-

glücklicher wird dann in uns, als in dem Brode Jesus wohnen, der gebenedeiet ist in Ewigkeit. Amen.

So, mein Billikan, stellen sich meinem Gemüthe die Abendmahlsworte dar, fromm und schuldlos, wie ich zum Herrn hoffe, und, wenn du das Licht einlässest, so wirst du hier alles klarer sehen, als du hofftest. Uebrigens erkennt auch mein Tertullian deine Entschuldigungen nicht an. Denn er war sicher nicht so vergeßlich, daß ihm jene feierliche Worte entfallen wären. Auch spricht er nicht in Marcions Person; dagegen streitet der ganze Zusammenhang. Du scheinst nur beschäftigt gewesen zu seyn, so daß du nicht alles erwogen. Halte es aber ja für keinen verächtlichen Gegenstand, wenn er behauptet, durch diese Zeichen sei die Wahrheit des Leibes Christi gegen die Marcioniten behauptet. Denn du findest dies auch bei andern Kirchenlehrern. Dies war aber eben sehr passend für jene Zeiten, wo die Manichäer sich nicht wenig geltend gemacht hatten. Was kann es aber schaden, wenn er an eine Frau schreibt: der Mann wird nicht

wissen,

wiſſen, was du insgeheim von allen Speiſen genieſſeſt, und wenn er es wüßte, wird er das Brod nicht für das halten, wofür es uns gegeben wird. Was will er denn damit? Konnte wohl ein heidniſches Schwein zwiſchen Heiligem und Unheiligem unterſcheiden? Was ſollte er von Perlen ſprechen können? Wie könnte der ſagen, das heilige Brod ſei Chriſti Leib, der da leugnete, Chriſtus ſei auferſtanden? Glaubſt du denn, daß er auch ein Bad der Wiedergeburt, wie man es heißt, annehme? So oft die Lehrer von den Sacramenten reden, erinnern ſie, die Eingeweihten wiſſen es, wovon die Rede ſei. Deshalb mußte dies nicht anſtößig ſeyn. Auch hält er das Bild des Mahls nicht ſo feſt, daß er die Wahrheit daraus wegnähme. Denn dazu zwingt der Name Bild nicht; ſonſt müßte man auch Chriſtum ein Scheinbild nennen, weil es von ihm heißt, er ſei an Geſtalt als Menſch erfunden worden. Bild nennen wir, was eine Aehnlichkeit einer Sache darſtellt, was er auch Zeichen oder Sacrament nennen konnte. Das Uebrige haben wir oben ſchon unterſucht. Wenn alſo auch Tertullian auf ſeiner Meinung beharrte, bleibt dennoch Chriſtus unſer Bruder, der unſer wahres Fleiſch angezogen, damit er auch uns belebe.

Daß dir übrigens das Buch der Schwäbischen gefällt, zeigt mir, daß du wohl nicht mit offnen und wachenden Augen gelesen. Meiner Meinung nach, (und ich bin eben kein unzeitiger Tadler) haben sie sehr unglücklich vorgegeben, als ob sie der Bescheidenheit und Liebe eingedenk wären. Denn, die, so um der Eintracht willen schreiben, schreiben wol anders. Verzeihe es ihnen der Herr, und segne er sie. Und wenn es nun mich beträfe, wie gern wollte ich mich noch mehr verunglimpfen lassen und schweigen! Allein es ist Sache der Wahrheit, die man nicht vernachlässigen darf. Ich habe ihnen also geantwortet, wie mir's der Herr verliehen. Wer vergleichen möchte, was von beiden Seiten geschrieben, dürfte vielleicht finden, wer denn wol aufrichtiger.

Daß du mich endlich dem Gebete der Freunde empfiehlst, ist mir höchst angenehm und du konntest mir nichts Erfreulicheres thun. Fahre darin fort; auch ich werde deiner nicht vergessen. Gebe Christus daß wir durch Gebet und Vermahnung zum Nutzen der Kirche und zur Verherrlichung seines Namens lange wechselseitig uns unterstützen. Lebe wohl. 1 Febr. 1526.

Ulrich von Hutten.

# Ulrichs von Hutten

## Leben.

Fortsetzung der Reformatoren.

Leipzig,
bei Voß und Compagnie.
1803.

KOENEN RIED
UNIVERS.
ZY HALLE

# Vorrede.

Daß auch bei der vorliegenden Lebensbeſchreibung eines Mannes, der troz allen zum Theil ſchäzbaren Bemühungen, noch nicht hinlänglich bekannt und verdientermaßen geſchäzt iſt, derſelbe Gang genommen worden iſt, der in einigen vor-

hergegangenen beobachtet wurde, wird sich aus der Sache selbst ergeben. Obwohl ich von Burckhard an bis auf Wagenseil fast alle Arbeiten eines Herder, Moser, Schubart, (die ich besonders achte,) und andrer, kenne: so bin ich doch der geschichtlichen Genauigkeit und Richtigkeit wegen, mit welcher Meiners alles über Hutten gesammelt hat, diesem besonders gefolgt, und man wird an der Art der Darstellung, die schon vermöge ihres Zweckes eine andre seyn mußte, ermessen kön-

nen, wie wenig mir dies zu verargen ſey. — Daß Erasmus durchaus keine Schonung fand, die er nicht verdiente, liegt nicht etwa darin, daß er Huttens Gegner war, ſondern in einer weit von dieſer und ähnlichen Entgegenſetzungen entfernten Schätzung dieſes Mannes, der in eine ſo ehrenvolle Reihe an ſich nicht gehört. Dieſe Schätzung liegt vor jedermanns Augen, und ich darf nur darauf verweiſen. Hoffentlich wird man mir nicht die belobte Regel von kalter Unpartheilichkeit vorrü-

cken. Ich kenne eine Gegend, worin davon, so wie von Partheilichkeit die Rede nicht seyn, wo es mithin weder so kalt, noch so heiß hergehen kann, als vielleicht einer oder der andre wünschen oder nicht wünschen möchte. Uebrigens sollte es doch wohl allmälich anerkannt werden, daß die Temperatur eines Werks vorzüglich aus dem Werke selbst bestimmt werden, und daß die Temperatur des Verfassers, die Sache rein angesehen, nur etwas beiläufiges seyn müsse. Eben so wenig möge

man mir es verargen, wenn ich besonders bei Anzeige der letztern teutschen und wirksamsten Schriften Hüttens mich länger verweilt habe. Diese kernige Kürze, diese hohe treuherzige Einfalt, dieser erhabene Troß, und dies frohe Bewußtseyn wird, ich darf es wohl hoffen, jeden ansprechen, der überhaupt anzusprechen ist. Es scheint überhaupt nach gerade nöthig zu seyn, daß die Teutschen ihre Landsleute bewundern lernen, nachdem sie sich in der Bewunderung der Ausländer beinahe erschöpft ha-

ben; und wenn ich dazu etwas auch durch die Aufstellung Huttens beigetragen zu haben hoffen könnte, so würde ich mich freuen.

A. G.

# Erſtes Kapitel.

Das Auftreten großer Männer in Zeitaltern, welche das Bild geiſtiger Schlafſucht und Unbewegſamkeit aufſtellen, kann man von einem gewiſſen Standorte aus anſehen, als eine Vermittelung zwiſchen dem Ewigen, von allen Zeitverhältniſſen befreiten, und der Geſtaltung, welche es in der zeitlichen Erſcheinung gewinnt, indem hier ſeine urſprüngliche Reinheit mehr oder minder getrübt erblickt wird. Erfreulich iſt es, begeiſterte Männer von ihrer Höhe mitleidig herabſteigen zu ſehen zu der Geſunkenheit, und mit erhabener Sorgloſigkeit auf das Ganze, wie auf das Einzelne wirken, bis die zähe Maſſe erregt und belebt, aus allgemeiner Gährung eine neue Welt ſich erheben ſieht, über deren Anblick nicht ſelten

ihr Schöpfer vergessen wird, wenn nicht die kühlere und besonnenere Nachwelt ihn hervorzieht und der Bewunderung und Nachahmung hinstellt.

Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß jenes Zeitalter, welches in und durch die Reformation einzusinken begann, im Allgemeinen jenen Charakter der schwer zu bewegenden Trägheit und Dienstbarkeit an sich trug; denn hoffentlich hat sich dies aus der Geschichte der Männer ergeben, die als gleichsam eine lichte Straße in jenem Dunkel bezeichnend und bildend aufgeführt worden sind. Nicht jedem dieser Männer ist jederzeit sein Recht widerfahren, je nachdem man mehr oder weniger die Hindernisse berechnete, mit denen er zu kämpfen hatte, oder Vergleichungen anstellte zwischen ihm und spätern, die leichter und glücklicher auf dem nun schon gebahnten Wege einhergingen, und dadurch das minder scharfe und geübte Auge von der frühern, vielleicht nicht minder großen Erscheinung abzogen. Ich will andere oft noch weit

kleinlichere Eigenthümlichkeiten gar nicht erwähnen, welche den wahren und einzigen Punkt, von dem aus solche Männer betrachtet werden müssen, verrücken, sondern nur erwähnen, daß auch der edle Ulrich von Hutten, der noch etwas früher, als der große Luther begann, was nachher mit vereinten Kräften betrieben wurde, bis auf unsre Zeiten herauf das Schicksal großer Männer hatte, entweder weniger bemerkt zu werden, oder doch in einer fremden und entstellten Gestalt aufzutreten. Befremden kann dies um so weniger, da in seiner Geschichte Männer auftreten, deren Ansehen zu behaupten mancher feile und unedle Zeitgenoß für klug und ersprießlich halten mochte, so daß man zu Drehungen und Wendungen seine Zuflucht nahm, wo die That rein gesichtet das Verdammungsurtheil über sich selbst aussprach. Indeß mag sich aus dem Verlaufe seines Lebens, zu dessen Darstellung wir ohne weiteres übergehn, ergeben, welchen Platz er behaupte und behaupten müsse.

Ulrich von Hutten ward auf Steckelberg an der Grenze von Hessen und Franken, am 20 April 1488 von Ottilia von Eberstein gebohren. Er stammte mithin aus einem alten und ehrwürdigen Geschlechte ab, dessen Verdienste um das Vaterland allgemein anerkannt waren, aus einem Volke, welches durch edle, hohe, kräftige Einfalt sich von jeher unter den Teutschen ausgezeichnet hatte, so daß Frank und Edler für gleichbedeutende Wörter galten. Zwei Umstände, welche Hutten allerdings zu dem edlen Stolze und der glühenden Vaterlandsliebe berechtigten, aus welchen seine herrlichsten Thaten und die unerschütterliche allem Ungemach trotzende Festigkeit hervorgingen. Noch bezeichnete sein Geburtsjahr jener merkwürdige und folgenreiche schwäbische Bund zur Aufrechthaltung des Landfriedens, der bis dahin, mehr von einzelnen gewünscht, als betrieben worden war. Denn eine zaudernde Trägheit, die auch der würdigste und feurigste Kaiser nur schwach antreiben konnte, waltete auch hierin, wie in allen übrigen Verhältnissen. Frankreich und der Papst wußten

dies wohl zu nützen, und der arglose große Max war immer nur ein dienendes Werkzeug, das man über die Seite zu bringen wußte, wenn man es nicht mehr brauchte.

Huttens frühste Kinderjahre sind, wie gewöhnlich, in der Geschichte ohne alle Auszeichnung, und nur von dem eilfjährigen Knaben wird berichtet, daß er nach dem Kloster Fulda geschickt und für den geistlichen Stand bestimmt wurde. Aber schon hier erwachte der göttliche Funke der Freiheit in ihm, und alle Versuche ihn einzukleiden, waren fruchtlos, um so mehr, da er hier einen verwandten Geist an Krotus Rubianus fand, welchem die Stickluft des Klosters eben so wenig behagte. Dies Widerstreben verbunden mit der regsten Aufmerksamkeit und den herrlichsten viel versprechenden Anlagen, erwarb ihm bald die Liebe des milden und edlen Eitelwolfs von Stein, der sich bemühte, diesen Trieb nach Freiheit in seiner ganzen schönen Thätigkeit zu erhalten und sich entwickeln zu lassen. Er rieth also nicht nur den Aeltern des hoffnungs-

vollen Knabens von einer voreiligen und unüberlegten Bestimmung zu diesem Stande ab, sodern er verwies auch sogar dem dasigen Abt seine Werbsucht mit den Worten: wolltest du wohl einen solchen Geist zu Grunde richten?

Etwas dieser Art mochte doch wohl, wenn auch vielleicht unwillkührlich, im Werke seyn und durchgesetzt werden sollen; allein des wackern Knaben rascher Entschluß zerhieb mit einem Male den Knoten. Er entwich im Jahre 1504 mit seinem Krotus Rubianus, unbekümmert um den Zorn seines Vaters, die schiefen Urtheile über ihn, und die äußern nachtheiligen Folgen. Wendete doch späterhin die Verleumdung diesen Vorfall, der für die Kraft des Mannes Bürge war, in eine Lüge, daß er bereits Profeß gethan, und darauf entsprungen sei! Ein Vorgeben, zu dessen Erweis Hutten kühn jeden auffordern konnte. Er begab sich nach Cölln, und besuchte hier die Fechtanstalt, welche so bedeutend war, als die immer streitende Kirche nur wünschen konnte und mußte. Denn Cölln und Löwen

waren die Hauptmunchsneſter, von welchen die Verfinſterung ausging über ganz Teutſchland. Das ſahe Hutten gar wohl; er fühlte bald, wie unerſprießlich und unzulänglich für ſeinen Geiſt eine Nahrung dieſer Art war, und froh warf er ſich in die Arme des gelehrten, obwohl verrufenen, Johann Rhagius Aeſtikampianus. Beide genoſſen den Schutz des biedern Eitelwolfs, und verließen nach zwei Jahren dieſen Ort, um in Frankfurt an der Oder die eben aufblühende hohe Schule zu beziehen. Hutten machte ſich bald der Unterſtützung, die ihm auf Eitelwolfs Verwendung zwei ſeiner Verwandten und der Erzbiſchof Albert zu Mainz angedeihen ließen, würdig, und gab die ſchönſten Beweiſe, wie wohl er hier, obgleich ganz dem gewöhnlichen Gange zuwider, ſeine Zeit angewendet, und wie gut er ſeines Lehrers Unterricht benutzt hatte. Er ward Magiſter, und lieferte ein Lobgedicht auf die Mark Brandenburg.

Allein auch hier fand ſich der Jüngling beengt; die fröhliche Luſt, und das jugendlich

schöne Ungestüm sich etwas zu versuchen trieben ihn hinaus in die Weite. Wohl erfuhr er manches, bestand zu Wasser und zu Lande eine Menge der abenteuerlichsten Schicksale, deren immer eins größer als das andre das frühere Unangenehme vernichtete. So langte er einst in Pommern an, und ward freundlich von dem Bürgermeister zu Greifswalde, Lossius, aufgenommen. Indeß mochte die ursprüngliche Geistesverschiedenheit beider eine nähere und längere Freundschaft nicht verstatten und Hutten entfloh, von seinem Schicksale getrieben, aber unterwegs von nachgesendeten Miethlingen schändlich gemishandelt. Entkräftet und entblößt langte er in stürmischer Winterzeit in Rostock an, im Jahr 1509, erwarb sich durch Unterricht in den alten Sprachen seinen nothdürftigen Unterhalt, und züchtigte den elenden Verräther der Gastfreundschaft in einem beißenden Gedicht.

## Zweites Kapitel.

Während dieſer Zeit, in welcher Hutten unermüdet, wie er ſelbſt ſagt, mit allem Ungemach, ſogar mit Krankheiten, und allem, was rauher iſt, als das Leben ſelbſt, zu kämpfen hatte, beſonders mit der Luſtſeuche, die er ſich durch einen jugendlichen Fehltritt zugezogen hatte, wußte Niemand um ihn, weder Freund noch Verwandter. Alle briefliche Nachforſchungen ſeines erſten Freundes Krotus waren vergeblich bis zum Jahre 1510, wo der irrende Ritter in Wittenberg angekommen war.

Kaum hatte Krotus, der ſchon lange bemüht geweſen war, ihn mit ſeinem Vater auszuſöhnen, dies erfahren, als er ihm ſchrieb und unter andern auch über dieſe Ver-

hältnisse. Huttens Vater war auf der einen Seite hell genug einzusehen, daß sein Ulrich nicht für die mönchische Beschränktheit geboren war, auch zwang ihm des Jungens strebender Feuergeist eine freudige Bewunderung ab; allein die Vatersorge, die einen ausfindig gemachten Platz in der Bürgerwelt für den einzigen ersprießlichen und angemessenen hielt, und sich in dieser Einseitigkeit zu behaupten suchte, verlangte von dem Sohne, daß er zurückkehren, die Rechtswissenschaft ergreifen sollte — ein damals bei den unsterblichen Processen besonders ergiebiges Feld — und sicherte ihm nur unter dieser Bedingung Unterstützung zu. Es konnte lockend scheinen, und Ulrich hatte in der That von außen her keinen Anlaß zu widerstreben. Seine Sprachfertigkeit nährte ihn sparsam genug, und was er etwa schrieb, mochte wohl verdienstlicher seyn, als einträglich, wie seine damals für zwei junge Edelleute von Osthen geschriebene Verskunst, welche allerdings sehr gute Bemerkungen über den Versbau enthält. Allein er liebte es noch, sich in der Welt zu ergehen,

und ging bald im frölichen Vertraun auf seine Kraft und mit all der Unbesorgtheit eines großen Gemüths von Wittenberg ab, durchstreifte in schlechten Kleidern Mähren und Böhmen, den Augenblick ehrend und die allgewaltige Noth, zuweilen wohl auch von Kennern und Liebhabern der alten Literatur unterstützt, an welche er sich mit der stolzesten und liebenswürdigsten Unbefangenheit wendete.

So beschwerlich auch seine Reise war, seinen Geist konnte sie nicht ermatten, noch erschöpfen. Sich selbst nicht achtend ward er für seinen großen Kaiser Maximilian entzündet, den damals die Venezianer ränkevoll und hinterlistig wieder abziehen hießen. Hutten forderte ihn zur Rache auf und ging vielleicht grade deshalb nach Wien, um hier dem Kaiser auf irgend eine Art bekannt zu werden. Er kam auch wirklich im Winter 1511 in Wien an bei Vadian. Seine Dichterwerke, die er hier verlas, erwarben ihm bald Bewunderung, und veranlaßten sogar einen heimlichen Ab-

druck. Indeß schien auch hier für seine Zukunft weiter nichts gewonnen zu werden, und sein reger immer freispielender Geist, aufgeregt von seines Vaters Vorschlag warf sich auf die Rechtswissenschaft, die er in Italien zu studieren beschloß. War es sein Schicksal mehr, das ihm nach Italien trieb, oder die Sehnsucht, in diesem Lieblingsplatze der Natur zu leben, kurz er reiste im Jahr 1512 nach Pavia. Hier war er nicht lange, als die Franzosen die Stadt besetzten, und er von diesem Ereignis, so wie von dem Fieber, das ihn überfiel, für sein Leben fürchten mußte. Innigst gerührt, aber doch mit dem kecken Muth eines starken, durch Schicksale selbst nur fester gebildeten Geistes machte er sich selbst seine Grabschrift, die für jetzt überflüßig gemacht wurde durch den Sieg der Schweizer über die Franzosen. Mit diesem änderte sich seine Lage; er entging den letztern, obwohl erst verkannt und gemishandelt von seinen Rettern.

Er begab sich nun nach Bologna, arm, krank und also in jeder Rücksicht hülfsbedürf-

lig. Die Ankunft des kaiserlichen Gesandten, Kardinals von Gurk, schien ihm eine erwünschte Gelegenheit, seine Lage für jetzt etwas erträglicher zu machen. Denn seine Freunde und Landsleute ersuchten ihn, in ihrem Namen den Kardinal mit einem Gedicht zu begrüßen. Hutten schrieb es. Aber der Kardinal bewies nicht nur eine wahrhaft jämmerliche Vornehmheit, sondern that auch nichts für Hutten, den die Außenwelt auf alle Art vernichten zu wollen schien. Ihm blieb nichts übrig, als Soldat zu werden, und mit seinem Kaiser Max vor Padua gegen die heimtückischen Venetianer zu fechten. Was ihm hier begegnet, ist nicht bekannt; da aber theils der geleistete Widerstand, theils die rauhe Jahreszeit Maxen zwangen, die Belagerung aufzuheben, so verlies auch Hutten den aus Noth erwählten Stand und versuchte etwas anders. So stolz und edel er auch mehrere Jahre nachher alle Anerbietungen des Kardinals mit Verachtung zurück wies, und es verschmähte, seine Gunst durch eine Zueignung sich zu sichern, wie ihm einer seiner

Freunde rieth, so bereitwillig ließ er sich jetzt finden, eine Sammlung von Gedichten, welche ohne sein Wissen bekannt gemacht worden waren, und deshalb eine Verbesserung bedurften, dem Kaiser Max zuzueignen. Dies that er nach seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1514, aber mit einer Offenheit und Gradsinnigkeit, die vielleicht nur ein Max richtig ansehen konnte, und die zum Theil aus dem Bewußtseyn hervorging, daß er einst etwas des Kaisers Würdigeres liefern werde, und könne. Vielleicht hatte er schon damals den Entschluß gefaßt, seinen Kaiser in einem Heldengedicht zu verewigen, was er auch späterhin gethan hätte, wenn ihn nicht das Unstäte und die Geschäftigkeit seines Lebens zurückgehalten hätte. Auch war es wohl nicht zu verwundern, wenn die vielen Widerwärtigkeiten und Drangsale des Lebens, die bessere Köpfe gewöhnlich treffen, je mehr die äußere Welt ihnen im Schatten stehen muß, ihm eine etwas trotzige Bitterkeit gaben, diesen oft einzigen Trost beim Ungemach. Er schrieb ihm gerade hin, daß er bei dieser Zuneig-

tung mehr der Zudringlichkeit andrer nachgegeben, und daß es ihm eben gleichgültig sei, wie es aufgenommen werde, weil er schon durch ein besseres und fleißigeres Werk seine Herrschertugenden anzusprechen gedenke. Ungleich herzlicher und inniger, obwohl eben so fern von aller Schmeichelei, ein wahrer Erguß seiner Achtung gegen den Erzbischof von Mainz Albert, war das Lobgedicht, welches er ihm bei seinem Einzuge daselbst durch seinen Freund Eitelwolf überreichen ließ. Hutten vergaß es nicht, daß der Bischof ihm wohlwollte, ihn unterstützt hatte, und nur dem Höhern, wonach er strebte, mußte späterhin der einzelne Mann weichen, obwohl auch hier Hutten sich eben so männlich als milde betrug.

## Drittes Kapitel.

Im Jahre 1515 eräugnete sich in der Huttenschen Familie ein Vorfall, bei welchem Ulrichs teutscher, ächt ritterlicher Sinn, sein unerschrockner Muth, die Liebe zu seiner Nation und zu seinem Stamme, wie seine erschütternde und gewaltig hinreißende Beredsamkeit in ihrem ganzen herrlichen Glanze sich zeigten. Zwar hat Parteilichkeit ihn auch hier eine Zeitlang in Schatten zu stellen gewußt, und die unglaubliche Ehrlosigkeit eines Fürsten einem einzelnen Manne gegenüber fand wohl bei schwächern und kleinern Seelen eine Entschuldigung; doch die Gerechtigkeit der Zeit hat auch hier den Schleier gehoben, und unverfälscht ist folgendes:

Hanns von Hutten, Ludwigs Sohn, der liebenswürdigste, biederste, in allen ritterlichen

Uebungen vorzüglichste Jüngling ging an den Hof des Herzogs Ulrich von Würtenberg, dem sein Vater so oft und vielfältig bis zur Aufopferung gedient hatte, bloß um den Glanz dieses Hofes zu vermehren. Geliebt wie er war vom Herzog und von allen am Hofe, gewann er auch bald, so glaubte er, die Liebe der Tochter des Erzmarschalls von Thums, und alles begünstigte seinen Wunsch, sich mit ihr zu vermählen. Hanns hatte unter diesen Verhältnissen die Leidenschaft, mit welcher sein fürstlicher Freund seiner Geliebten zugethan war, für nichts als eine vorübergehende Wallung eines Großen gehalten, die bald, auch von aussenher gedrängt zur Pflichtmäßigkeit zurückkehren würde. Allein je weiter des Herzogs Hoffnungen und Entwürfe durch Hannsens Vermählung hinausgerückt wurden, je mehr Hindernisse sich seiner Lüsternheit entgegensetzten, desto ungestümer ward seine Brunst. Wo sollte die junge, vielleicht noch schuldlose, Braut Schutz gegen die Zudringlichkeiten und entehrenden Anmuthungen eines fürstlichen Wollüstlings finden, als an der

Brust ihres Gatten? Ihm klagte sie es also. Der Mann ging entschlossen, mit einer wahrhaft teutschen Ehrlichkeit und Offenheit, den Herzog zu bitten, er möchte fortan solchem unlautern und pflichtwidrigen Gelüst entsagen. Der Herzog erschrickt durch diese unvermuthete Entdeckung seiner Absichten, die er jetzt erst gewahr wurde, und die ihm alle Hoffnung benahm, durch List doch endlich zum Ziel zu kommen, aus der Fassung gebracht durch die Gradheit des Mannes, und doch überwältigt von seiner Lüsternheit sank halb unsinnig zu den Füßen seines Freundes und beschwur ihn mit einem Strom von Thränen, ihm zu vergönnen, was er doch nicht unterlassen könne. Ja er bot ihm einen niederträchtigen kupplerischen Austausch von Gefälligkeit an, der gleich entehrend für ihn, und seine hochherzige edle Gemalin Sabina, wie für die Neuvermählten war.

Jetzt erst sah Hanns ein, wie viel von der an Unsinn gränzenden Unverschämtheit dieses Ehrlosen zu fürchten stehe; noch aber

ahndete er nicht die Untreue seines schändlichen Weibes, noch nicht die kupplerische Niederträchtigkeit seines Schwiegervaters. Mithin ward der einzig sichere und kluge Vorschlag seines Vaters, zu fliehen, oder wenigstens sich vom Herzog auf eine gute Art weit genug zu entfernen, nicht sogleich angenommen, besonders da man auf der andern Seite bemüht war, mit Vorspiegelungen etwaniger nachtheiliger Gerüchte über den Ruf und die Ehre seiner Frau ihn zurückzuhalten. Indeß lies der besorgte Vater nicht ab, und Hanns, der vielleicht im Fortgange der Zeit Gelegenheit gehabt hatte, seines Weibes buhlerische Leichtfertigkeit zu bemerken, lies es sich endlich gefallen, den Herzog um Urlaub zu bitten, unter dem Vorwand, einige Familienangelegenheiten abzuschließen, die seine Gegenwart heischten. Herzog Ulrich konnte ihm freilich diese von seinem Vater selbst unterstützte Bitte nicht abschlagen; aber die Nothwendigkeit, seinem wollüstigen Kitzel nun auf einmal unterdrücken zu müssen, gab ihm plötzlich als Gegenmittel den teuflischen Entschluß ein,

Hannsen selbst, als das einzige Hinderniß, aus dem Wege zu räumen. Mit den freundlichsten und gnädigsten Ausdrücken, wie sie Hanns bisher von ihm gewohnt war, versicherte er ihm, daß er in sein Begehren willige, nur habe er vor der Trennung noch eine wichtige geheime Angelegenheit mit ihm zu verhandeln, was sich füglich auf einem Spazierritt am besten würde thun lassen, bei dem es also natürlich der Rüstung nicht bedürfen würde.

So ritt Hanns, der zu groß war, um bübischen Meuchelmord zu fürchten, oder zu ahnden, getrost mit ihm nach einem Walde zu. Es fiel ihm nach allem Vorhergegangenen nicht auf, daß der Herzog sein Gefolg nach und nach entfernte, und sogar am Eingange des Waldes den einzigen Reitknecht noch fortschickte, um so weniger, da das Gespräch noch immer so freundlich und vertraulich war. Endlich hatte der treulose Bube einen hinlänglich entlegenen, und zu seinem Verhaben passenden Ort, den er sorgfältig ausgespürt

hatte, gefunden, und hier tödtete er meuchlings, bewaffnet, den biedern, wehrlosen Freund. Nicht genug; um sein Verbrechen durch den Schein zu verdecken, als habe er nur das Westphälische Gericht an einem Majestätsverbrecher geübt, henkte er ihn an einem Gürtel auf, und verweigerte sogar dem gekränkten Vater den Leichnam, den er ehrlich begraben lassen wollte. Herzog Heinrich von Braunschweig nahm es endlich noch über sich, den unschuldig Gemordeten ungescheut zu beerdigen.

Diese Greuelthat eines Fürsten, der schon überdies sich nur als Räuber ausgezeichnet hatte, schrie zu laut, als daß Lügen und unverschämte Verdrehungen, wie er sie versuchte, ihn hätten rechtfertigen oder entschuldigen können. Die schmähliche Behandlung seines edlen Weibes, die er nicht zur Ehrlosigkeit hatte bewegen können, wie er wohl wünschte, und das endlich von treuen Brüdern seiner Verruchtheit entzogen wurde; die Frechheit, mit dem Weibe des Ermordeten,

als seinem Kebsweibe, öffentlich zu leben in der schwelgerischsten Ueppigkeit, alles zeugte gegen ihn, und weckte zugleich die Erinnerung an seine vormaligen ungerechten Anforderungen, wie seine übrigen Laster. Teutschlands Edle waren durch diese schimpfliche Entehrung, die in Einem ihrem ganzen Adel wiederfahren war, tief bis in das innerste Mark empört. Viele der angesehensten Männer seines Hofstaates verließen ihn, und der unglückliche Vater konnte sicher auf den Beistand der vornehmsten Ritterschaft rechnen. Denn die allgemeine Entrüstung gegen den Verbrecher war so groß und unauslöschlich, daß ihn niemand beherbergen wollte; und ein Ritter, der ihn von seiner Thüre wies, als er eben im Begriff stand, durch seine glanzvolle Erscheinung in Wien den Kaiser für sich zu gewinnen, war selbst durch kaiserlichen Befehl nicht dahin zu bewegen, daß er ihn als Gast aufgenommen hätte.

## Viertes Kapitel.

Ulrich von Hutten befand sich eben in dem Bade zu Ems, als er von Marquard von Hatstein die Unthat erfuhr. Das gemeinschaftliche Unglück seines Stammes, und die wüthigen Drohungen des Herzogs, der gern den ganzen Huttenschen Stamm vernichtet hätte, schloß die Familienglieder enger an einander, und söhnte wahrscheinlich auch unsern Ulrich mit seinem Vater aus. Nicht sogleich, aber doch immer früh genug um seinen Muth und seine gerechte Sache zu beweisen, erließ Hutten nach und nach außer einigen sogleich geschriebenen Klag- und Trostbriefen, mehrere Schriften, worin sich der Mann ausspricht, in dem alles groß und unendlich ist, sein Schmerz wie seine Liebe, sein Mitleid, wie sein Zorn, sein Ehrgefühl wie seine Ver-

achtung der Ehrlosigkeit, sein Patriotismus, wie sein Stolz. Ihm konnte es nicht genügen, daß die Sache von den versammelten Reichsfürsten unter dem Vorsitz des Kaisers untersucht wurde, ihm zögerte das entehrte und beleidigte Teutschland zu lange; und der Verlauf dieser Untersuchung, durch welche der Herzog in die Acht erklärt, und nach einer getroffenen Vermittelung dennoch wieder treulos und wortbrüchig befunden endlich aus seinem eigenen Lande vertrieben wurde, gab Hutten Gelegenheit seinen tiefsten Unwillen, seine empörte Menschheit, seine heiße glühende Rache keck und mit unerschütterlichem Muthe in fünf herrlichen Reden auszuströmen, die ein ewiges Denkmal teutscher Kraft und Biederherzigkeit bleiben werden. Der Strom dieser Reden, der immer tiefer anschwillt und endlich mit Donnersgewalt den Flüchtigen übereilend dahinreißt, ist ein um so mehr bewundernswerther Beweis der Huttenschen Beredsamkeit, als er diese Reden, wie mehrere seiner Schriften, mit einer Hast, unter so ungünstigen Umständen, kurz wie im Fluge

schrieb, so daß sich auch hier die schaffende Kraft seines Genies zeigte.

In eben dieser Zeit riß ihm der Tod seinen geliebten Eitelwolf von der Seite. Die schützende Liebe dieses Mannes, der mit Freuden wahrnahm, wie weit sich Ulrich von Hutten über den verderbten Adel seiner Zeit erhob, wie geistige Ausbildung ihm über alles ging und wie sicher und kräftig er darin fortschritt, ließ erwarten, daß er durch sein Ansehn beim Erzbischof Albert ihm einen Platz verschafft haben würde, von welchem, wie von einem Mittelpunkte aus, seine Kraft gedrängt und sicher nach den verschiedensten Richtungen hin hätte wirken können, anstatt daß er jetzt allein, bei der unendlichen Reizbarkeit und Regsamkeit seines Geistes sich auf das eben Vorhandene warf, und hier seiner Thatenlust Stoff und Nahrung verschaffte. Hutten fühlte, wie Eitelwolf, wie tief der Adel an wahrer Bildung dem Bürgerlichen nachstehe, wie ihm nur das rohe, unthätige Leben auf den Höfen behage, das

bei dem damals noch immer nicht ganz ungültigen Rechte, des Stärkern oft einem räuberischen Hordenleben glich.

Daß man eine in seinem Stande so ungewöhnliche Erscheinung, als seinen Eifer für die Wissenschaften, der weder Zeit noch Lust hatte sich um ein Plätzchen in der schmutzigen Bürgerwelt zu bekümmern) für Müßiggang und Unthätigkeit hielt, konnte ihm freylich nichts entlocken, als Spott und Spaß, wie er ihn in einem Gespräch betitelt: Niemand ausgoß. Genügte ihm ja doch sein Selbstgefühl, erhob ihn ja doch die allenthalben lachende und reizende Aussicht der Gegend in welcher er wandelte! Aber daß man die redlichen Bemühungen des Johann Reuchlin um die morgenländische Gelehrsamkeit, und sein Beziehen derselben auf die Auslegung der damals leider so vernachläßigten und gemisbrauchten heiligen Schrift, und mithin auf die Wiederherstellung der ursprünglichen Reinheit des Christenthums nicht nur verkannte, sondern auch auf alle Art verunglimpfte und

verfolgte, dies entrüstete ihn über alle Maaßen. Ihm konnte es bey seiner schon früh erlangten Einsicht in die wahrhafte Barbarei der Cölnischen und Löwenschen Mönche, und bei den Verketzungen von allen Seiten her, nicht lange verborgen bleiben, daß der gelehrte Mann besonders von dort aus leide, und die wichtigsten und gewaltsamsten Unternehmungen gegen ihn besonders von dort aus geleitet und unterstützt wurden. Er schrieb also ein Siegeslied des Reuchlin, worin er die mannichfaltigsten Blößen der Unwissenheit, Unverschämtheit und Verfolgungssucht und aller Laster der Gegner dieses Mannes mit einer solchen Heftigkeit, solch einem hinreissenden Feuer darstellte, daß man ihn doch erkannte, wiewohl er die löbliche Vorsicht gebraucht hatte, sich nicht zu nennen.

Hier hatte er mit einem wahrhaft fürchterlichen Ernst gesprochen, der alle jene Elenden des Strickes und Schwertes würdig erklärte; aber ein schallendes Gelächter war es, das er während seines zweiten Aufenthalts

in Italien, wohin er nun gegangen war, im Jahre 1517 veranlaßte. Denn nun hatte er ja selbst alle die Unbilden und Misbräuche, und das schwelgerische Leben der Geistlichkeit, die mönchische Trägheit und Unwissenheit, den Aberglauben und die Verletzungssucht, die Heuchelei und die unchristlichen Erpressungsmittel, die wegwerfende Verachtung der teutschen Nation in der Nähe gesehn, und war mit Unwillen überfüllt. Er verband sich also mit seinem Jugendfreunde Krotus Rubianus, in dessen Gemüth eine unversiegbare Laune herrschte, die schnell jede Thorheit auf ihrer lächerlichen Seite faßte und darstellte, vielleicht auch mit einigen andern, und so erschienen die Briefe der Dunkelmänner, worin alle jene Thorheiten und die ganze Unbildung jenes Standes, besonders der Bettelmönche, mit so viel Spott, Witz und Hohn übergossen wurden, daß selbst die behutsamsten und muthlosesten Männer, wie Erasmus, ihr inniges Vergnügen daran nicht bergen konnten. Erasmus hatte einige besonders witzige Briefe unsers Ulrichs auswendig gelernt, und

beförderte durch das Hersagen desselben bei einem Gelage die Verdauung seiner Gäste und die gesellschaftliche Heiterkeit nicht wenig. Was diesem ganzen Unternehmen die Krone aufsetzte, war daß die englischen und brabantischen Mönche nicht nur nichts Anstößiges in diesen Briefen fanden, als den Titel, sondern sogar sie für eine treffliche Vertheidigungsschrift ansahen, über deren unglaublich albernes Mönchslatein und üppige Ausgelassenheit sie eine ganz besondere kitzelnde Freude empfanden. Sie bemerkten es gar nicht in ihrer vollendeten und gediegenen Gemeinheit, daß gerade mit dem, was ihnen das Liebste und Heiligste war, ein Spott und ein Scherz getrieben wurde, der Huttens Geist bewährte, und sie so verächtlich machte, daß er ihnen in der Folge nachtheilig werden mußte. Die teutschen Mönche dagegen, die schon als Teutsche nicht so viel Sinn für Freiheit des Scherzes und Spottes hatten, auch manche persönliche Beziehungen bei ihrem Bewußtseyn viel leichter auffassen konnten, merkten gar bald Unrath, und wirkten vom Papst Leo X.

einen Befehl aus, vermöge dessen jedem Besitzer dieser Briefe bei Bannstrafe anbefohlen wurde, sie binnen drei Tagen zu verbannen.

Dieser Ernst seiner Hoheit machte Hutten nur noch mehr lachen, aber den kleinmüthigen Erasmus, der um seine Wenigkeit, um seinen Jahrgehalt, um seine Ringe und Dosen, die doch mit ihm bei einer Haussuchung hätten zerschlagen oder entführt werden können, besorgt war, traf er so tief, daß er von dieser Zeit an mit ächt heuchlerischer Salbung und dem schenen Mäßigungsgrundsatz aufgeschreckter eigenliebigen Klugheit äußerte, es möchte doch wohl besser gewesen seyn, dies böse Beispiel nicht zu geben, da doch einmal die Mönche so mächtig wären, und ihr Ansehn so tief in Zeit und Herkömmlichkeit gegründet. Hutten ist schon hinlänglich bekannt, um jeden in der Vermuthung zu bestärken, daß er die einmahl aufgehobene Geisel auch noch ferner gegen die Pfefferkorn und Hoogstaaten, berühmte Ketzermacher damaliger Zeit,

schwingen würde. Und so war es auch; ja selbst die jammerwerthe Vornehmheit, die ihm jetzt immer mehr verrückte, daß er noch Titel noch Amt habe, mithin gar nicht befugt noch geschickt seyn könne über dergleichen Angelegenheiten zu urtheilen, erwiederte er nun mit Spott. Verdiente auch wohl die breite, eckelhafte Weitläuftigkeit, womit damals schon die Rechtshändel betrieben wurden, etwas mehr als Spott?

## Fünftes Kapitel.

Indeß reiſ'te Hutten doch, wie ſchon erwähnt, im Jahre 1516 zum zweitenmale nach Italien, um, den Wünſchen ſeiner Familie gemäß, die es äußerſt vortheilhaft, als auch, bei dem immer wachſenden Anſehn dieſes Standes, vorzüglich ehrenvoll fand, einen Verfechter ihrer etwa zu kränkenden Rechte an ihrer Spitze zu ſehen, die Rechte daſelbſt zu ſtudiren. Dieſer Entſchluß verdrängte einen andern, ihm unſtreitig weit angenehmern, Eraſmus zu beſuchen und ihm in ſeinen gelehrten Arbeiten beizuſtehen. Am Ende war es für Hutten gleich, welches von beiden er auch gethan hätte. Denn wenn ſeine kühne Entſchloſſenheit und ſeine Begeiſterung für Wahrheit und Freiheit der ſchleichenden; und ſich in ſich ſelbſt verſtrickenden Aengſtlichkeit des Eraſmus gar

bald den Krieg hätte ankündigen müssen, und die Verbindung auflösen, so konnte auf der andern Seite die schaale und geistlose Gesetzdeutelei, dieses durch Anführungen, Clauseln, Unterscheidungen und Erörterungen mühselig sich durchwindende Gelangen zu einem vortheilhaften, eben nöthigen Urtel, wie es die Jasonen, Accursiusse-, und Barthels,. der damaligen Zeit berühmte Dreimänner, fällten, an Hutten wenigstens keinen Proselyten machen, und es war in beiden Fällen vorauszusehn, daß seine Kraft nur mehr gereizt und gediegener werden mußte. Doch blieb es für diesmal dabei, das zweite kennen zu lernen, und dies, wie seine Reisegesellschaft hielt ihn ab, den Erasmus wenigstens zu besuchen.

Auf seiner Reise ward Hutten in einen Handel verwickelt, den das Schwert freilich besser und ehrenvoller entschied, als es vielleicht die Accursiusischen Rauch- und Dampfwolken — so nannte Hutten ungefähr das, was er fast ein Jahr lang sich bemüht hatte kennen zu lernen — vermocht hätten. Dafür

liebte aber auch Hutten Vaterland und Kaiser über alles. Als nämlich zu Viterbo fünf Franzosen den wackern Max schmähten, und trotz allen Verweisen Huttens nicht aufhörten, ja sogar auf ihre Mehrheit trotzend ihn angriffen, da zog der Heldenmüthige sein Schwert, streckte den rüstigsten und Verwegensten darunter in den Staub, und verjagte die übrigen durch seinen Muth verschüchterten. Eine ehrenvolle Narbe in der linken Wange beurkundete seinen Patriotismus.

Nun war er endlich an den bestimmten Orte, Bologna angelangt; aber das Bedrängnis seiner Nation überhaupt, wie insbesondere jetzt des ehrlichen Greises Reuchlin, der ihm von den Verfolgungen, die er erdulden mußte, geschrieben hatte, zogen ihn weit mehr an, als der Vortrag der Lehren, die er hier hörte. Er sprach dem Wohlverdienten Muth ein, und bewies seine liebenswürdige und feste Anhänglichkeit an ihn, wie an die Wahrheit nur mehr. „Wenn du mich recht kenntest, schrieb er ihm unter andern, du

würdest mich sicher nicht ermahnen, die Sache der Wahrheit ja nicht zu verlassen. Ich die Wahrheit, ich das Haupt der Wahrheit verlassen? O du hast wenig Glauben an deinen Hutten! Nein, und zögest du dich selbst zurück, ich würde so viel an mir ist, den Krieg erneuern, und mir gewiß keine feigen oder unerfahrnen Gehülfen aussuchen. Mit diesen vereint würde ich keck den Kampf beginnen, und unsre feindliche Rotte schlagen.“ Diesen frohen Muth, dies Vertrauen auf die gerechte Sache athmete damals jeder seiner Briefe.

Noch war er kein ganzes Jahr in Bologna, wo er die Rechte wirklich mit Fleiß studiert hatte, als zwischen den teutschen und italienischen dort studierenden Jünglingen ein Zwist entstand. Es war im Mai 1517. Hutten ward von seinen Landsleuten zum Sprecher in dieser Sache ernannt; und wiewohl er, rücksichtlich auf das erlittene Unrecht, und die unbillige Parteilichkeit, noch lange nicht heftig genug zu sprechen meinte, so beleidigte er doch den

Podesta so sehr, daß er für sein Leben fürchten, und deshalb entfliehen mußte. Er ging nach Venedig, und wurde hier so ehrenvoll empfangen und behandelt, daß er selbst schwur, eine so erfreuliche und schmeichelhafte Aufnahme auf all seinen Wanderungen zusammen genommen nicht erfahren zu haben. Er erwarb sich die Freundschaft mehrerer angesehenen Gelehrten, und reis'te endlich nach Teutschland zurück. Conrad Peutinger, einer seiner vorzüglichsten Freunde in Augsburg, erwartete ihn mit Sehnsucht; und als er nun kam, stellte er ihn dem edlen ebenfalls durch mancherlei Schicksale gebildeten und gestählten Max mit der nachdrücklichsten Empfehlung, und der ehrenvollsten Erwähnung seines bewiesenen Muthes, seiner Gelehrsamkeit, und seiner Dichtergaben vor. An einem eigen dazu bestimmten Tage drückte ihm der Kaiser feierlich den Dichterkranz auf die Stirn, den Peutingers schöne und sittige Tochter Konstanze für ihn gewunden hatte. Welche Freude für den Jüngling, dem so selten das Glück lächelte, sich so

rühmlich von Schönheit und Größe bekränzt zu sehn! Es war der schöne Mittag seines Lebens, die lichteste, freundlichste Höhe desselben; er konnte es nie vergessen, und Er durfte sichs wohl erlauben, sich selbst im Bilde mit der Rüstung angethan, den Lorbeer auf der Stirne, zu belächeln. So sah er sich auch von dieser Zeit an am liebsten abgebildet. Noch reis'te er hier und dahin, und wurde nur muthiger in der einmal aufgefaßten Angelegenheit seines Lebens. Die Rechtswissenschaft und die Betreibung derselben, wie er sie hatte in Italien kennen gelernt, scheint ihm nicht mehr gewesen zu seyn, als jeder andre Gegenstand, nämlich ein Spielzeug für seinen Geist.

## Sechstes Kapitel.

Endlich langte Hutten auf seinem Familienschlosse Steckelberg an. Immer lebendiger und tiefer war er nun überzeugt worden, daß die ganze Unbildung und Rohheit seiner Nation, die damit verbundene Sklaverei, und all das daraus entspringende Elend nur ein Werk der Finsternis der Diener der Kirche sei, und daß nicht Wissenschaft, nicht Kunst emporblühen könnten, bevor nicht jene unterdrückt oder völlig ausgerottet wären. Gegen sie also wendete er seine Waffen aufs neue, und jetzt zuförderst gegen ihr Oberhaupt, den Papst Leo, der ihm freilich auch ohne dies nicht günstig seyn konnte.

Er hatte ein Werk des Laurentius Valla über die vermeinte und erlogene Schenkung

Konstantins aufgefunden, das frei und gründlich wie es war, das Papstthum in seiner Wurzel angriff, und auszureuten drohte. Denn was bisher für ganz unbestreitbar gegolten hatte, war hier angefochten, und in seiner Falschheit dorgestellt. Kaiser Konstantin, wurde behauptet, habe weder so eine Schenkung mehrerer Provinzen an Christi sogenannten Statthalter gemacht, noch habe er sie machen können; eben so wenig haben die Vorsteher der Kirche, als deren Besitzthümer nicht irdisch und weltlich seien, Fug und Recht gehabt, solche Schenkung, wenn sie wirklich gemacht worden, anzunehmen. Beiläufig waren hier die Greuel der Päpste ganz klar dargelegt, und sehr entschieden hingesagt: „Bei Gott schworen wir, das Unrecht zwingt uns zur Empörung gegen euch, wie vor dem Israel zur Empörung gegen Roboam. Sollen wir das ertragen? sollen wir nicht vergessen, daß wir deine Söhne sind, da du Vater zu seyn aufgehört hast? Als Vater, oder wenn du das lieber hörst, als Herr, hat dich das

Volk angerufen, nicht als Feind oder Henker.“ Dazu fügte Hutten noch eine Zueignung an den Papst. Der offne Mann, von großem Geiste, glaubte allerdings von Rechtswegen mit Leo so dreust reden zu dürfen, besonders da dieser sich beim Antritt seiner Regierung so vortheilhaft vor seinen Vorgängern ausgezeichnet hatte. Durfte aber Hutten oder konnte er in der hohen Einfalt und Aechtheit seines Gemüths wohl glauben, daß alles, was man anfangs an Leo bewundert hatte, nur Spiegelfechtereien wären, nur Mittel, seine Herrschsucht und Willkührlichkeit desto sicherer zu gründen? oder, wenn er dies wirklich einsah, was wohl möglich gewesen wäre, da er den Geist dieses Standes kannte, sollte er anders handeln, als er handelte? durfte er nicht seine Kühnheit in den feinsten, obwohl muthwilligen Spott einkleiden, den diese Zueignung athmet?

Und in der That, der offne und gradsinnige Ritter hatte diesmal die hinter Winkelzüge und Lügen sich verschanzenden

Höflinge überlistet, sein Werk wurde geduldet und weit und breit bekannt. Er selbst ward an den Hof Alberts, Churfürsten von Mainz gezogen, der die Gebrechlichkeit seines Standes fühlte und bemitleidete, auch gewiß mehr zur Verbesserung desselben gethan haben würde, wenn ihm nicht die Hände durch seine Abhängigkeit vom Papste gebunden gewesen wären. Durch eine gleich beim Antritt seiner Stelle übernommene Reise nach Frankreich erwarb sich Hutten dort immer mehr Freunde; denn eine reiche Ader des Witzes strömte ihm, und ein edler Anstand war ihm eigen. Seine Reise war bald geendet, und nun war es sein angelegenstes Geschäft, um sich her, fern und nah, einen Kreis zu bilden, der mit vereinten Kräften dem allgemeinen Verderbnis der Wissenschaften und der Religion entgegen wirkte. Und hier, unter dem Schutze dieses milden Fürsten konnte er dies auch am besten; denn Albert sah es gar wohl ein, daß die teutsche Nation nicht lange mehr die Verunglimpfung und Entehrung ihrer Würdigsten und Vortreff-

lichsten durch Niederträchtige und nur für ihren Vortheil Besorgte ertragen könnte, daß es einen üblen Ausgang für die Treiber des Volks nehmen müßte, wenn das gesunkne und erschlaffte Freiheitsgefühl wieder aufgereizt sich erheben sollte. Hutten, der den Unwürdigen durch die Darstellung ihrer Unwürdigkeit zeigte, wie gar wohl man all ihre verderblichen Künste durchsehe, und sie auf diese Art warnte und abzulassen ermahnte, Hutten war Alberts Freund.

Der Reichstag zu Augsburg, den er jetzt mit ihm besuchte, zog aus allen Orten Männer herbei, die es nur galt anzusprechen, um sie für die gute Sache zu gewinnen. Auch schrieb er über das Thema, welches damals mit zur Tagesordnung gehörte, und vom Papste sehr für seine eigennützigen Absichten benützt wurde, über den Krieg gegen die Türken, wozu er die Teutschen aufforderte. Diese ganze Unternehmung schien ihm in jeder Hinsicht äußerst vortheilhaft; denn nicht nur den allerdings sehr zu fürchtenden Einfällen

der Türken, die immer weiter vorwärts drangen, mußte gewehrt werden, sondern die teutsche Thatenlust, die sich bisher nur in Ritterspielen, oder in persönlichen Fehden und Räubereien äusserte, bedurfte eines ehrenvolleren Feldes, welches ihr hier sich öffnete. Die edle Freimüthigkeit, welche jedes Wort auch dieser Rede beseelte, ließ seine Freunde vieles befürchten, und er gab ihnen nur ungern nach, sie fürs erste abgekürzt und beschnitten herauszugeben. „So undankbar, schrieb er darüber an einen Freund, so undankbar ist jetzt die Freimüthigkeit! so sehr hat Teutschland aufgehört, Teutschland zu seyn! Wer am leichtesten jedem nach dem Munde reden kann, ist der beliebteste. Wer die Wahrheit sagt wird gehaßt. Und doch halte ich es für uedel, selbst wenn die größte Gefahr darauf stände, die Wahrheit zu verschweigen.“

Dieses stolze unbezwingbare Freiheitsgefühl machte, daß er das Jahr darauf diese Rede unverstümmelt, wie sie ihm aus der

Seele geflossen war, herausgab, und noch dazu mit einer Zuschrift an die teutschen Fürsten, welche die stärksten und kühnste.n Aeusserungen enthielt, ja sogar zeigte, wie wenig die Unterdrücker ihren eignen Vortheil verstünden. „Denn sollte es einen geben, der die teutsche Freiheit so unterdrücken möchte, daß man gegen kein Unrecht, gegen keinen Schimpf nur sprechen dürfte; der sehe ja zu, daß diese so gebundene und erstickte Freiheit nicht plötzlich zu großem Schaden und Nachtheil der Urheber dieser Sklaverei losbrechend sich selbst rette! Wie viel besser wäre es, die Sache klüglich überlegt, sie immer athmen zu lassen und nicht so einzuengen, damit sie nicht, wofern sie sich offenbar erwürgen fühlt, gewaltsam aufstrebend sich losreisse und vieles niedertrete und umstürze? Zwar fangen läßt sie sich und leicht binden, besonders mit List, aber sich fortschleifen und und ganz umwerfen läßt sie nicht.“

## Siebentes Kapitel.

In eben dieser Zeit schrieb Hutten ein Gespräch, betitelt: der Hof, worin er all die Unbequemlichkeiten, Gefahren und Nachtheile des Hoflebens auf eine sehr eindringende, obwohl leicht hinfliessende Art darstellte. Auch dies geschah mehr auf Veranlassung seiner Freunde, die ihn gern durch irgend ein neues Werk seines Geistes bekannt gemacht wissen wollten. Er übersendete die Rede wie das Gespräch seinem edlen, biederherzigen Freunde dem Patricier zu Nürnberg, Wilibald Pirkheimer, einem der Bessern die durch das Beispiel ihrer eignen Bildung bewiesen, wie die ächte Urkraft der Teutschen doch nie ersterbe, ob sie gleich im Allgemeinen zu schlummern schien. Auch er beschäftigte sich wie die meisten bessern Köpfe jener Zeit, die

als Wiederherſteller der Wiſſenſchaften angeſehen werden, beſonders mit griechiſcher und lateiniſcher Literatur. Es iſt ſo ganz richtig nicht, wie die meiſten glauben mögen, daß es eine Einſeitigkeit der Bildung ſei, welche jene Männer dadurch erlangt haben; man hat dabei nur in Erwägung zu ziehen vergeſſen, daß eben jenes Eingreifen in dies Feld einen Sinn mindeſtens vorausſetzt, der nur hier angeſprochen werden konnte, aber auch von dieſem Felde aus wie vom Mittelpunkte nach allen Seiten hin ſtreben, und Berührungen finden konnte. Pirkheimer urtheilte über das Geſpräch ſeines Freundes etwas flüchtig, indem er es ein unreifes Werk nannte, da ja Hutten noch gar nicht lange genug am Hofe ſei, um dies alles erfahren haben zu können. Hutten ſcherzte auch wirklich ſehr fein darüber, indem er daraus den Schluß zog, wie nöthig es ſei, daß er noch länger am Hofe bleibe. Dieſes ganze höfiſche Verhältnis aber war eben dem Pirkheimer unangenehm, und er mochte daher viel Nachtheil für Hutten fürchten. Lieber

wünschte er ihn seiner Musse leben zu sehen, welche weit herrlichere Früchte zu versprechen schien, als jener geschäftige und mühselige Müßigang. In der That eine milde, und freundschaftliche Gesinnung!

Doch Ulrich antwortete ihm hierauf in einem langen Briefe, der unstreitig der vorzüglichste ist, in welchem er sich ganz aussprach. Dieser Brief allein muß jeden gewinnen; denn Größe der Gesinnung und in die Ferne blickende Klugheit gehen hier so schwesterlich vereint, wie nur selten. Es ergab sich freilich aus allem, daß Pirkheimers Rath besser gemeint als verstanden sei. Denn was Hutten auch bis dahin mit Aufopferung seiner Bequemlichkeit erlebt hatte, galt dem kräftigen Manne immer nur als Vorspiel zu einem bedeutendern, größern Erfolg. Hier mitten im Geräusch konnte er bei der besondern Sammlung seines Gemüths immer allein seyn. Was er für die Wissenschaften bisher gethan hatte, war wohl Etwas, aber noch bei weitem nicht genug. Die Vesten und

Mächtigsten der Nation mußten für die gute Sache gewonnen werden, wie sie bisher durch allerlei Ränke, und durch Gewohnheit sich für die schlechte, für ein Nichts hatten gewinnen lassen, besonders durch den verderblichen Einfluß der eigennützigen und sinnesarmen Rechts- und Gottesgelehrten. Hier war er fleißig, und geschäftig; und dies war weit ehrenvoller und seinem Charakter weit angemeßner, als das beschwerliche mühselige Leben auf seiner väterlichen Burg. „Nicht Charakterlosigkeit, schrieb er, nicht Wollust, noch Aufrührersinn locken mich an den Hof; mich zieht die Nothwendigkeit hin. — Nicht verschluckt habe ich den Haaken, den man hier auswirft, (ein Bild, womit Pirkheimer das Verführerische des Hoflebens bezeichnete) nur vorsichtig und ohne Gefahr nage ich den Köder ab. — Mich treibt nicht eitler Ehrgeiz. Auf die Bahn der Ehre, die ich doch betreten muß, will ich mich mit guter Art leiten lassen. Denn behaupten muß ich meinen Namen, erhalten muß ich meine Würde, wirken muß ich, wie meine Ahnherrn;

ich muß den Ruhm meines Stammes, den Glanz meiner Landsleute mehren und erweitern. Unterlasse ich dies länger, so ist das mir und den Wissenschaften nachtheilig. Mir — nun das würde mich eben nicht sehr kümmern; aber den Wissenschaften? Nein, diesen muß ich unter meinen Landsleuten und unter der Ritterschaft Liebe und Ansehn verschaffen.“ Denn ihn kränkte es tief, sehen zu müssen, wie der Bürgerstand die vernachlässigten und ungebauten Felder der Wissenschaften an sich zog und bebaute, und bei alle dem von den trägen und elenden Adlichen, welche sie überflügelten, verachtet wurden.

Auch foderten die albernen und höchst einseitigen Urtheile, die man bisher über sein ganzes Leben gefällt hatte, daß er überzeugend darthäte, wie verdienstlich und nützlich sein Streben sei. Seine Begier in einem größern Kreise wirksam zu seyn, sein Durst nach Ruhm, der sich mit dem ererbten Adel, so wenig er ihn darum an und für sich verachtete, doch nicht begnügen konnte, das

schöne und menschliche Gefühl, sich dem göttlichen Glücke zu überlassen, und doch in diesem Spiele sich selbst zu behaupten, das Leben und seine Thorheiten und Jämmerlichkeiten mit Scherz und Laune leicht zu tragen — kurz alles, bezogen auf Einen Zweck, wirksam zu seyn, trieb ihn hin an den Hof, von dem er sich zurückzuziehen gedachte, wenn es Zeit war. „Mein ganzer Werth, setzte er hinzu, ist in und aus mir; darauf hat das Glück keinen Anspruch; erhöhen kann es meinen Adel unendlich, erniedrigen keineswegs.“ Die besten Köpfe waren ihm hold; die Wissenschaften gewannen ein frölicheres Ansehn. Sein Herz ging ihm auf, wenn er das alles überlegte. „Welch ein Jahrhundert, rief er am Schlusse dieses herrlichen Briefes aus, wie ersprießlich für die Wissenschaften! O es ist so süß zu leben, und frommt so gar nicht, zu ruhen. Die Wissenschaften blühn, gute Köpfe sprossen empor. Ergreife den Strick, Barbarei, und entweiche!

So zuversichtlich und besonnen lebte Ulrich am Hofe. Sein Muth wurde nur freier und größer. Die achtjährige höchst schmerzliche und eckelhafte Krankheit, die man damals noch nicht hinlänglich kannte, um sie gehörig zu heilen, konnte ihn nicht überwältigen. Eine dagegen ausfindig gemachte Wurzel leistete ihm die herrlichsten Dienste, und führte ihn einer scheinbaren Genesung entgegen. Diese Krankheit, wie das Gegenmittel, beschrieb er in einem eignen Werke, welches er dem Erzbischofe widmete. Dabei sprach er mit dem tiefsten Gefühl über den nachtheiligen Einfluß der Völlerei und Uippigkeit, welche damals in Teutschland herrschten, auf die Gesundheit. Es ist nicht zu verwundern, wenn man auch dies dazu nimmt, wie die Teutschen damaliger Zeit so sinken konnten. Durch eine Menge ausländischer, die Schwelgerei begünstigender Waaren, wie damals das berühmte Handelshaus der Fugger sie einführte, wurde ihr Geist erschlafft, ihr Körper entnervt und verweichlicht, und mithin hatte Hutten auch in dieser

einzigen Hinsicht Recht, wenn er dies Haus für verderblich und den ungerechten Bedrükkungen den meisten Vorschub leistend ansah. Andre Rücksichten erörterte Hutten späterhin. Daß er so frei über diese Krankheit sprechen durfte, wie man heut zu Tage nicht leicht thun würde, ohne sich üble Nachrede zuzuziehen, lag theils in der bis dahin noch nicht so allgemeinen Verbreitung des Uibels, wie in der Gleichgültigkeit, womit man die Misleitung eines Triebes durch Rohheit ansah, dem man schon damals durch eigne Häuser Befriedigung schaffte, theils konnte Huttens Größe nichts durch das Geständnis verlieren, daß eine Leidenschaft ihn überwältigt hatte, deren Folgen so nachtheilig als zufällig waren. Er trug die größten Schmerzen, welche seine Freunde selbst zur Verzweiflung brachten, und die ihm immer sogar durch Selbstmord zu endigen rieth, mit einer Geduld und Ergebung, mit einer Standhaftigkeit, die seinen ächten Mannsinn beweisen. Diesen Fehltritt ihm als Verbrechen anzurechnen, dürfte vielleicht nur in einem Zeitalter

möglich seyn, das eigne Lüsternheit unter dem Schein der Sittsamkeit verbirgt, wenn es nicht einmal so viel Kraft hat, seine ursprüngliche Rohheit auszusprechen, sondern sie noch hinter etwas anders flüchtet, was doch wohl eben auch Rohheit seyn dürfte.

## Achtes Kapitel.

Was sich indeß auch Hutten von den Vortheilen des Hoflebens für seine Entwürfe versprochen haben mochte, wie klug er es auch auf den Zweck, den er mit ganzem Gemüth umfaßte, berechnet hatte, der träge und langsame durch mancherlei Seiten- und Umwege, wobei die Rechtschaffenheit an sich nichts gewann, führende Gang, und die übertünchte Gemeinheit, die nur um so greller hervorsprang, je mehr sie sich zu verbergen bemüht war, konnten ihm nicht lange behagen, und, hätte ihn nicht theils der Umgang mit einigen wenigen schadlos, theils die Hoffnung und das frölliche Vertrauen aufrecht gehalten, so hätte er vielleicht schon früher gethan, was er im Jahre 1519 that, da mit der allgemeinen Noth auch der

Drang sich ihr zu entreissen mächtiger zu werden anfing, und Hutten hierdurch viel mehr zu erreichen hoffte. Jetzt bat er um seine Entlassung, die er in den gnädigsten Ausdrücken auch wirklich erhielt.

Die Empörung des schwäbischen Bundes gegen ein treuloses und räutiges Mitglied, den Herzog Ulrich, rief ihn auf ein größeres und ehrenreicheres Feld. Hier galt es, die Schmach seiner Familie zu rächen und einen Unterdrücker der Freiheit zu züchtigen. Ehe er aber diesen Feldzug antrat, verspottete er auch des Kardinals Kajetan schlaffe Schwelgerei in einem sehr witzigen Gespräch, betitelt das Fieber; er ermunderte ferner den König von Frankreich, Franz I., auf, den verworfenen und abtrünnigen Herzog ja nicht in seinen Schutz zu nehmen. Nun erst stieß er zu dem Heere dessen vereinter und ehrenvoller Macht es gar nicht einmal bedurft hätte. Denn Herzog Ulrich war so von allen verlassen, so feig, daß er ohne einen Schwertschlag alle Besitzungen verlies und mit einl-

gen wenigen getreuen Helfershelfern, worunter auch sein Kebsweib, Huttens Verwandte, war, ins Elend ging.

Auf diesem Zuge, der ihm des großen teutschen Helden Franz von Sickingen dieses so angenehmen als ernsten, so biedern, als verständigen Mannes Freundschaft erwarb, traf Hutten auch in Stuttgard ein. Der zauberische Reiz, der über diese ganze Gegend ausgegossen war, weckte in Hutten die Sehnsucht nach Ruhe, und mit ihr die Ahndung, daß er nur im Arm eines holden Weibes in der Stille der Häuslichkeit sie finden würde. „Teutschland hatte keine schönere Gegend, als diese, schrieb er von dort aus. Ergiebige Felder, ein milder und heilsamer Himmel, Berge, Wiesen, Thäler, Flüsse, Quellen, Haine; alles ist Anmuth; die Feldfrüchte so ergiebig; der Wein wie nur hier. Stuttgard selbst nennen die Schwaben nur das Paradies der Erde, so schön ist seine Lage. Wie unwürdig und ungerecht war es, daß ein Räuber so viel schönes besaß! Dies Land

verdiente einen biedern Fünften.“ Da in dieſem ganzen Feldzuge alles ſo friedlich und mild her ging, ſo war die beſondre Schonung des Reuchliniſchen Hauſes, die ſich der brave Hutten von ſeinem Franz ausbat, auch ohne dieſe Bitte zu erwarten. Die beiden Freunde beſuchten den würdigen zagenden Greis, und Franz gab ihm ſein Ehrenwort, ihn zu ſchützen, was er bald auf die ſicherſte und einzig mögliche Weiſe löſ'te, durch Gewalt gegen die Dominikaner. In dieſer milden Stimmung ging Hutten das Andenken an ſein raſtlos treibendes Leben unter, und aus dieſer Stimmung ging das hervor, was er aus Eslingen an einen ſeiner Freunde, Fiſcher ſchrieb: „Ich habe ſo eine Sehnſucht nach Ruhe; und ſie ſoll mir werden. Dazu aber bedarf ich eines liebenden, ſorgſamen Weibes. Du kennſt mich; ich bin ungern, ſogar der Nachts, allein. Weg dann mit allem läßigen Anpreiſen des Glücks der Eheloſigkeit und der Vortheile der Einſamkeit. Dazu bin ich nicht gemacht. Ich muß jemand um mich haben, in deſſen Umgang ich mich

von meinen Mühseligkeiten erholen, von meinen Anstrengungen ausruhen, mit dem ich tändeln, scherzen, leicht und angenehm kosen kann, wo meine Bekümmernisse stumpfer, meine bangen Sorgen mild gekühlt werden. O darum gieb mir ein Weib, Friedrich! und willst du wissen, war für ein Weib? Ein hübsches, junges, wohl erzogues, harmloses, sittiges, dultsames Mädchen! Nur genug haben, nicht viel! denn nach Reichthum trachte ich nicht. Und was die Familie betrifft, nun so denk' ich, wird es keiner an Adel fehlen, die Huttens Weib wird." Wie sehr war es doch zu betrauern, daß dieß nur ein heiliger Wunsch blieb! Er war ganz dazu geschaffen, und verdiente es ganz, daß ihn ein holdes Weib glücklich machte, und sich von ihm glücklich machen lies. Doch sein rastloser Eifer für das Gemeinsame trieb ihn wieder hinaus und noch dichter in das Gewühl, so daß man mit dem Dichter von ihm sagen möchte! ein weibliches Herz war zu wenig für seine Liebe.

## Neuntes Kapitel.

Er kehrte nach Mainz zurück, immer noch feſt ſtehend in Alberts Herzen, vermuthigt durch den ſo leicht erhaltenen Sieg. Das Pfaffenthum ſchien ihm eben auch keines größern Kraftaufwandes zu bedürfen, ſo mächtig wirkte das Gefühl und die Einſicht in die gerechte Sache auf ihn. Dieſe Unerſchrockenheit welche daraus hervorging, hatte ihm auch auswärts die Liebe und die Zuneigung aller Edlen erworben, und, wie Otto Brunfels, ein Arzt, der auch den todten Freund noch treu vertheidigte, bemerkt, hatte er auf zwei tauſend Briefe, die er in ſeinen Nebenſtunden ſammeln und unter der Aufſchrift: vertraute Briefe herauszugeben geſonnen war. Es waren darunter wichtige und gelehrte Briefe von Königen, Fürſten,

Edelleuten, Bischöfen, Studierenden und Gelehrten, aus allen Gegenden, aus Italien, Frankreich, Böhmen u. s. w. Alle wünschten ihm Glück zu dem gegen die Päpstlinge unternommenen Kriege, lobten seinen Vorsatz, ermunterten ihn fortzufahren. Alle lieferten Belege wie sehr die Nation bedrückt werde, wie klug es sei, bei Zeiten dem Unheil zu wehren, und nicht ein noch größeres Weh herbeizuführen. Bedurfte es wohl bei dem kühnen und edlen Manne, den Gott, wie er von sich sagt, mit einem solchen Gemüth (ich fürchte) beschwert hatte, daß ihm gemeinsame Noth eher zu Herzen ging, als eigne, bedurfte es wohl dieses schmeichelhaften Zutrauens, dieser ehrenvollen Aufforderungen von allen Seiten her? Es war seine hohe göttliche Bestimmung, die er innigst fühlte, als Freier seine Nation zu befreien. Aber, wenn er, gleich den Helden des alten Roms, sich frei für die Rettung seines Vaterlandes zu opfern entschlossen war, so wollte er auch nur allein fallen, und mochte nicht in seinem Falle diejenigen mit sich niederreissen, welche

ihm am nächſten ſtanden. Darum entſagte er mit einem großen, edlen Stolze, allen Unterſtützungen ſeiner Familie, ja endlich allem Antheil und jedem Anſpruche an das Vermögen derſelben. Allein, geweiht durch ſeinen Geiſt, geſtärkt durch ſeine Sache, zog er die gefahrvolle und mühſelige Straße, die von jetzt an bei manchem Sonnenblick doch immer dunkler und rauher ward.

Er hatte ſich auf ſeine Burg begeben, um hier deſto ungeſtörter ſeinen Zweck zu verfolgen; und von hier aus erließ er eine Menge der ſtärkſten und heftigſten Schriften gegen den Papſt, wie gegen Herzog Ulrich, über deſſen Verweiſung er ein helltönendes Loblied anſtimmte, und ihm ſelbſt mit dem beiſſenſten Witz, wie mit der gründlichſten Verachtung begegnete. Dahin gehörte unter andern ein Geſpräch, worin auch ſeine Treuen, wie der von Herzog erkaufte Vertheidiger, Peter von Uſſäß, ihre gebührende Züchtigung erhielten. Herzog Ulrich ſelbſt erzählt hier in der Unterwelt dem berüchtigſten Tyrannen der

Vorzeit alle seine Niederträchtigkeiten, und befragt ihn über sein künftiges Betragen. Dieser Hohn gegen einen allgemein anerkannten schlechten Mann, der noch dazu jetzt hatte entweichen müssen, konnte Hutten wenigstens nicht mehr verfeinden, als er es schon ohnedies war.

Ungleich bedeutender war die im Moder der Fuldaschen Bibliothek aufgefundene Schrift gegen den berühmten Papst Hildebrand, den verschmitztesten Begründer der ganzen päpstlichen Herrschaft, und seine Nachfolger. Mit Thränen bedauerte er, daß der Schluß fehle, und es schien ihm um so nöthiger, eine Vorrede dazu zu schreiben, und sie dem Erzherzog Ferdinand zu widmen. Da im Werke selbst alles hinlänglich auseinandergesetzt war; was die Herrschsucht des Papstes, und das Misleben seiner Untergebenen betraf, so hatte Hutten nichts weiter hinzuzusetzen, als die Bitte, daß Ferdinand und sein Bruder, Kaiser Karl V. nur alles beherzigen und darnach handeln möchten. Denn leider hätten den

Päpsten fast alle Kaiser gedient, wiefern sie entweder Rom abgetreten, oder die erlogene Schenkung Konstantins anerkannt, oder ihnen den Huldigungseid geleistet, oder ihre Herrscherbinde knieend von ihnen empfingen, sie über sich aburteln lassen, oder ihre Verordnungen und Gesetze durch die Verordnungen jener hätten unterdrücken lassen, Teutschland jährlich ausplündern, und überhaupt den Handel mit Bischofsmänteln, (sie wurden in Rom für unermeßliche Summen verkauft) Ablaß, Dispensazionen, und allen Arten von Bullen nachgesehen hätten. Bei all diesen Bemerkungen, erinnerte er, sei es keineswegs sein Plan, den Papst herabzusetzen, nur sein wahres ursprüngliches Bild wollte er in die Christenheit zurückführen. Uiber den damaligen Papst Leo urtheilte er besser, als er es verdiente; doch kümmerte ihn Leo's Urtheil, wie alles, was etwa daraus entstehen könnte, sehr wenig; indem er wohl fühlte, was er Verdienstliches unternommen, und wie seine Hoffnungen ausserhalb dieser armen Welt lagen.

Heftiger und aus der tiefſten Empörung gegen die Verachtung der Teutſchen hervor gegangen war das Geſpräch die Freiheit von Rom, oder Badiſcus; ſo hieß der Reiſende, welcher beſonders über Rom ſprach, und alle Unbilden deſſelben aufdeckte. Jene Bedrükkungen und willkührlichen Erpreſſungen müßte, hies es, jeder Teutſche fühlen, und wer ſie nicht fühlte, der müßte ſo lange gerüttelt werden, bis er fühlte. Freilich fühlte er wohl ſelbſt, welch ein gefährliches Wagſtück es ſei, ein ſo lang in frommer Dummheit gegründetes und erhaltenes Gebäude einreiſen zu wollen; welche große That würde aber wohl ohne Gefahr geſchehn? Und ſiege ich auch nicht, fügte er hinzu, ſo iſt doch der Verſuch verdienſtlich, und mein Beiſpiel wird auf andre mächtig wirken, daß endlich die Welt aufgeregt werde, Teutſchland ſich wieder ermanne, welches, dünkt mich, nicht beſſer ſich um Chriſtus und die Kirche verdient machen kann, als wenn es die ungerechten Erpreſſungen abwehrt, ſein Geld behält, und all die römiſchen Schreiber und Pretonotarien

verhungern läßt.“ Mit einer sehr witzigen Zurückführung auf die Zahl drei wären hier alle die zahllosen Misbräuche, der Geiz, die Wollust, die Schwelgerei, die Gelderpressung, unter den mannichfaltigsten, oft scheinheiligen Vorspiegelungen, die alle auf die Schlafsucht und die träge Thorheit der Teutschen berechnet waren, dargestellt, und ihnen gegenüber als Aufhebungs- und Rettungsmittel stand wieder als Drei Fürstenernst, teutsche Verzweiflung, und türkische Waffen. Dies sei um so nöthiger, da alles ganz vorzüglich auf die Teutschen abgesehen. Kein Italiäner lasse es sich einfallen, irgend einen Beitrag zu geben.

Fast grausam scherzt er mit sich selbst in dem Gespräch: das Glück. Seine Lieblingswünsche, ein treues Weib und ein mäßiges Einkommen, wovon er und sein Weib ruhig leben könne, trägt er hier der Glücksgöttin vor. Sie scheinen in Erfüllung gehn zu wollen, als ihm ein fader Höfling das liebe Mädchen entreißt; und Hutten muß sich mit

dem leidigen Sittenſpruch tröſten: daß wahre Glückſeligkeit nicht von auſſen komme, und Gnügſamkeit allein glückſelig mache.

In einem andern zu eben dieſer Zeit herausgegebnen Geſpräch, war die Kebsweiberei der Geiſtlichen in allen nachtheiligen Folgen dargeſtellt, wie ſie Geiſteskraft, und, bei der Unverſchämtheit ſolcher ehrloſer Dirnen, auch Vermögen erſchöpfe, wie ſie zu Kirchenraub verleite, und nicht einmal den alleinigen Beſitz einer Beiſchläferin ſichere. In den Anſchauenden, worin der Kardinal Kajetan ſich ſehr kindiſch über die bei ſeinem prächtigen Einzug in Augsburg entſchleierte Sonne beklagt, wird eben dies als eine ſehr böſe Vorbedeutung für ſeine Abſichten auf die Teutſchen aufgefaßt, und die Urkraft der letztern, wie ſie noch immer hie und da in einzelnen Strahlen ſich zeigte, geprieſen; nebenher werden aber auch alle die Misleitungen derſelben durch Schwelgerei und jegliche Art von Rohheit erwähnt. Beſonders werden die Sachſen ihrer

Stärke, Tapferkeit und großen Einfachheit wegen gerühmt, und die Ritterschaft als Schirm und Schutz der ehrbaren alten Sitten dargestellt, obwohl auch manche darunter aus Mangel an Gegenständen für ihre Kraft zu Straßenräubern würden.

## Zehntes Kapitel.

Dieſe laute Kühnheit, wiewohl ſie nur der Ausdruck für die Geſinnung eines großen, beinahe des größten Theils der Nation war, und wie offenbar auch alle jene gerügten Dinge da lagen, erregte doch die genauere Aufmerkſamkeit des Papſtes Leo. Ihm hatte es, bei der damaligen Lage der Dinge, vielleicht am vortheilhafteſten geſchienen, die Unzufriedenen ſprechen zu laſſen, bis ſie durch völlige Gleichgültigkeit des Benehmens dagegen endlich müde würden, und ſich in das Joch fügten; vielleicht hatte er auch von dem einzelnen Manne nicht eben viel befürchten zu müſſen geglaubt. Jetzt, da die Klagen über Papſtthum und Geiſtlichkeit lauter wurden und kecker, da es nicht mehr vergangene Dinge, wie die Konſtantiniſche

Schenkung betraf, sondern die Gegenwart, jetzt wendete er sich, im Jahre 1520, an den Erzbischof von Mainz Albert, Huttens vorzüglichsten Gönner, der vielleicht auch nicht in dem Geruche stehen mochte, als ob es ihm ein Ernst mit seiner Anhänglichkeit an den Papst sei. In den gemäßigtesten Ausdrücken ersuchte er ihn, den Vermessenen entweder mit Güte, oder mit gehöriger Strafe zu der geziemenden Bescheidenheit zurückzuführen. Albert mußte natürlich Hutten dies kund thun; er rieth ihm freundschaftlich, seine Unternehmungen gegen den Papst doch ja aufzugeben. So klug auch dieser Rath seyn mochte, und so gutgemeint, so setzte er doch eine Zagheit voraus, die Hutten ganz fremd und für seinen Plan untauglich war. Er war überhaupt der Mann nicht, der in solchen Fällen lange überlegen zu müssen glaubte, und foderte also ohne weiteres seine Entlassung, obwohl er Albert noch immer sehr liebte.

Natürlich fielen mit diesem Schritt auch alle Rücksichten weg, die er bis dahin aus

Freundschaft und Schonung genommen hatte, und sein Erstes war, sich genauer an den ehrwürdigen Luther, der Alberts Freund gar nicht war, anzuschliessen. Ihn hatte er schon lange insgeheim begünstigt, und sein Urtheil über des Mannes Unternehmen war jetzt richtiger als vorher, da er den Auftritt desselben für eine bloße Mönchszänkerei hielt, die vielleicht keinen andern Nutzen hatte, als den, daß sie sich unter einander selbst aufrieben. Er hatte ihm seines Freundes Sickingen Schutz auf den Nothfall angeboten. Jetzt schrieb er ihm und trug sich zum Gehülfen aller Unternehmungen an; es lebe die Freiheit! war der Gruß dieser verwandten Seelen; Gott mit uns ihr Losungswort. Zu derselben Zeit im Julius 1520 ließ er auch Briefe abdrucken, die am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts, als die Kirche sich in zwei Theile trennte, deren jeder sein eignes Oberhaupt hatte, von den ersten und bedeutensten Universitäten erlassen worden waren. Diese sehr freien und strengen Briefe, die Hutten zufällig vom Zollinspector zu

Beppart, Eschenfelder, einem für die Wiederherstellung ächter Religion sehr entzündeten Mann, erhalten hatte, begleittete er mit einer Vorrede, worin er alle Teutschen zu einem Schutz- und Trutzbündnis gegen ihre Dränger aufrief, und ausrief: Durchbrechen, ja durchbrechen müssen wir endlich einmal, da wir so viel Kraft, so viel Bewußtseyn, solche Gelegenheit, solch eine gerechte Sache haben, und diese wüthende Tyrannei bereits aufs höchste gestiegen ist.

Je weiter und entschiedener der wackre Hutten vorwärts drang, desto mehr zogen sich die Zaghaften zurück, wie sich gewöhnlich auf den entscheidenden Punkt — so will es das Wesen der guten Sache — all das unnütze Volk von selbst ausscheidet, was kein reines Interesse dafür fassen, mithin sie nicht wahrhaft und mit Liebe fördern kann. Alberts freundschaftliche Zurede, die überdies nichts gefruchtet hatte, mochte dem Papst nicht hinlänglich scheinen zur Tilgung und Abstellung jener Ungebührnisse, und weit

ſicherer und minder beſchwerlich war ein Meuchelmord, zu dem ſich mancher bereitwillig finden ließ. Dies erfuhr Hutten, als er in Brabant ankam, ſich an Kaiſer Karl zu wenden, der ſogar perſönlich vom Papſt beleidigt worden war, und mithin am meiſten geeignet zu ſeyn ſchien, Huttens Intereſſe mit dem ſeinigen zu verbinden. Hutten hielt dieſe Nachricht für unzeitige, übertriebene Aeuſſerung der Beſorgnis ſeiner Freunde, und trotzte ſogar einige Zeit der Gefahr. Als indeß alles darauf hinführte, und die Gewißheit unbeſtreitbar da lag, gab er der Nothwendigkeit nach, und entfloh ſchnell. Entrüſtet über die feige Niederträchtigkeit der Römlinge überhaupt war es ihm vielleicht nicht unwahrſcheinlich, daß der berühmte Inquiſitor Hoogſtraten, den er vor Löwen traf, etwa einer der gedungenen Mörder wäre. Mit einem erſchütternden Grimme ſprengte er auf ihn los, und rief ihm zu: ſteh, Schurke! du biſt des Todes, und ſchon zuckte er das Schwert, ihn zu durchbohren, als das kleinmüthige Zittern

und niederträchtige Flehen des Elenden seinen hohen Unwillen in stolze und kalte Verachtung verwandelte, und Hutten sein Schwert in die Scheide steckte, mit den Worten: lauf, Bube; ich will dir nicht nach Verdienst lohnen. Mein Schwert ist zu edel für solch einen Niederträchtigen; doch wisse, daß viele Schwerter auf deinen Hals gezuckt sind, und daß du sicher sterben mußt.

So gelangte der Verfolgte endlich trotz allen Nachstellungen wieder in seiner Heimat an, und erfuhr hier nun noch genauer und umständlicher, daß der Papst alles aufgeboten, seiner habhaft zu werden; daß er vom Erzbischof Albert verlangt, er sollte ihn gebunden nach Rom schicken, vom Kaiser Karl, daß er ihn in die Reichsacht erkläre. Dringend war allerdings die Gefahr, aber entflammt von Zorn behauptete sich Hutten mit felsenfestem Muthe. Nur mehr und mehr entzünden konnte ihn der hinterlistige, heimtückische Grimm des schändlichen Papstes, und aller, die ihn unterstützten. Bei dieser

Unsicherheit wählte er zu seinem Aufenthalte Ebernburg, das Schloß seines Freundes Franz von Sickingen, dessen gewaltiger Arm ihn am besten schützen zu können schien, und die Ruhe, die er hier genoß, benutzte er zur fernern Betreibung seines Werks.

## Eilftes Kapitel.

Von Ebernburg aus klagte und ſchnaubte Hutten wie ein gereizter Löwe, gegen die unerhörte Tyrannei, die einen freien Bürger zu binden befahl, der es unternommen hatte, ſie in ihrer ſchändlichen Blöße aufzuſtellen. So weit hatte es mit Teutſchland kommen dürfen, daß Befehdung der Argliſt, des Betrugs, der Unterdrückungsſucht und aller Unmenſchlichkeit für Strafbarkeit geachtet ward, und was von jeher die Zierde dieſer Nation geweſen war, dem Einzelnen, in dem es noch lebte und blühte, für Vermeſſenheit angerechnet wurde, die man auf alle Art dämpfen zu dürfen glaubte. Zu Kaiſer Karls Throne ſelbſt laut und kühn ſeine Stimme zu erheben, hatte der verfolgte Hutten Recht, und Karl, der auch in dem hochherzigen

Franz von Sickingen einen Vertheidiger der angebohrnen Freiheit seines Volks, wie Huttens, der sie männlich vertrat, ehrte, versprach für diesmal seinen Schutz.

Eben so sprach Hutten gegen Albert, und den Churfürsten zu Sachsen, Friedrich; um ihre Hülfe flehte er mit dem edelsten Vertrauen. Jetzt war endlich gewaltsame Wehr nöthig, und, wenn auch Blut fließen sollte, meinte er, möchten die es verantworten, so Ursache wären. Ihm ging in dem Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, seine eigne Person unter, wiewohl er selbst als Zeuge und Beweis jener frevelhaften Eigenwilligkeit auftreten konnte. „Kann ich euch denn nun aber doch nicht bewegen, setzte er hinzu, kann ich die Brunst, die all dies verzehrt, nicht erwecken, was ich doch noch allein zu thun hoffe, so will ich doch nichts begehen, was eines tapfern Ritters unwürdig wäre. Nie will ich, auch im geringsten nicht, abgehen von dem, was ich vorgetragen: euch aber, solltet ihr ausarten, und männlicher

Beharrlichkeit entsagen, will ich bemitleiden. Ich will frei bleiben; denn ich fürchte den Tod nicht. Nie soll man von Hutten hören, daß er irgend eines fremden Königs, wie groß er auch sei, noch des feigen Papstes Befehle befolge. So wenig will ich mit euch diese vielköpfige Bestie anbeten, theils weil es überhaupt gegen meine Natur läuft, und unter meiner Würde ist, theils weil ich den Erguß der Schaalen des göttlichen Zorns fürchte. Jetzt weiche ich von den Städten, weil ich von der Wahrheit nicht weichen will; frei verberge ich mich, weil ich nicht frei unter Menschen wandeln darf, mit Verachtung der Gefahren, die mich umschweben. Sterben kann ich, nicht aber dienen. Auch mein Teutschland kann ich nicht dienen sehn. Einst aber breche ich noch hervor aus meinem Winkel, trete hin, wo das Volk am dichtesten steht, und rufe laut hinein in das Gewimmel: wer wagt es, mit Ulrich von Hutten für teutsche Freiheit zu sterben?“

Aber nicht blos einzelne Fürsten bot der unbezwungene muthige Mann auf, Theil-

nehmer und Beförderer des großen Werks zu werden; alle Stände flehte er an. So tief gekränkt und beleidigt er auch war, so wollte er doch nicht Urheber einer Empörung seyn. Deshalb schrieb er lateinisch; denn es galt ihm nur, dem Unfug zu wehren. Allein der Drang der Umstände, die Nothwendigkeit, in den Augen seiner Nation sich gegen alle verläumderische Misdeutungen und Verdrehungen zu rechtfertigen, machte, daß er von dieser Zeit an mehreres in seiner Muttersprache niederschrieb, um so mehr, da er so sich einen neuen Weg bahnte, verstärkte Hülfe zu seinem Zwecke aufzubieten. Denn nicht müde ward diese Feuerseele, ihr einmal gefaßtes Vorhaben zu verfolgen. Die Sicherheit, welche ihm sein Franz gewährte, sein ächter Sinn, der in Franzens Gemüth einen Wiederhalt fand, das Lesen der göttlichen Schriften des einfältig, kräftigen Luthers beim traulichen Mahl, alles gab ihm nur Stoff zu neuen Schriften, deren eine immer vollendeter war als die andere. Die Unbefugnis des Papstes, mit Bullen

ùufheben zu wollen, was seinem Eigennutz und seiner Selbstsucht den Krieg ankündigte, hatte Hutten schon längst in ihrer ganzen Lächerlichkeit dargestellt, und jetzt zeigte er an der Bulle gegen Luthers und seiner Anhänger Irrthümer, wie sie der Papst nannte, wie sehr er sie verachte; er gab sie mit kurzen zwar aber eindringenden und nachdrücklichen Bemerkungen begleitet heraus, worin er darstellte, warnte, drohte. In lateinischen und teutschen Versen beklagte er sich über die Vermessenheit, mit der man Luthers Schriften, diese Denkmäler einer ächten Religion, und eines biedern teutschen Sinnes verbrannt hatte.

Ferner erschien damals Clag und Vermanung gegen den übermäßigen unchristlichen Gewalt des Babstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen; durch Herrn Ulrichen von Hutten, Porten und Orator der ganzen Christenheit, und zuvor an dem Vaterland deutscher Nation zu nutz und gut, von wegen gemeiner Beschwernüs und auch seiner eignen

Nothdurft in reimensweise beschrieben. Das Motto dieser Schrift, wie der meisten, die nun erschienen, war: ich habs gewagt. Dies Werk wirkte wegen der Gemeinfaßlichkeit und schlicht-einfältigen kernigen Kürze, unglaublich nach allen Richtungen hin, so daß es sogar nach Huttens Tode mehreremal aufgelegt und als ein lebendiges Urbild des ganzen Papstthums angesehen ward. Hier war mit einer so rührenden als kräftigen Einfalt die Noth und das Drangsal, das der Papst und die Geistlichkeit über seine Nation, sogar über die Fürsten, verhängt hatte, nach einzelnen Puncten aufgezählt, alles hinzugefügt, was er mit eignen Augen zu Rom gesehen, was er erlitten hatte. Dem allen endlich einmal abzuhelfen sei an der Zeit, und dazu ruft er jeden Biedermann auf, erinnert an die vormalige freie und stäte Kraft der Teutschen, die selbst den anerkannten Herrn der Welt, den Römern, nicht weichen, sondern selbständig gegen allen Druck sich behaupteten.

Eben so führte er in der Anzeig, wie sich allwegen die Päpst gehalten, all ihre Vergehungen gegen Fürsten und Herrn durch einen Zeitraum von mehrern Jahrhunderten geschichtlich durch, und warnte ganz besonders den Kaiser, sich ja nicht durch des Papstes List und Ränke hinhalten, oder von Beschützung der Wahrheit abbringen zu lassen. Seine bisher in lateinischer Sprache geschriebenen Gespräche, die voll ächten Witzes und treffenden Spottes sind, übersetzte er jetzt, auch seinem Franz zu Liebe, ins Teutsche, und gab sie zusammen unter der Aufschrift: Gesprächbüchlein heraus. Die Zueignung dieses Werkchens an Franz ist ein ewiges Denkmal der Aechtheit und Reinheit des Huttenschen Gemüths; wie seine Freundschaft für den edlen Helden. Nachdem er ihn als seinen Wohlthäter, und als einen Mann dargestellt, der zu einer Zeit, wo die Strengheit der Gemüther des Adels abgenommen zu haben schien, sich so erwiesen, daß man sehen möchte, daß weder teutsches Blut versiege, noch das adliche Gewächs

teutſcher Tugend ausgewurzelt ſei, ſo fügte er zum Schluß hinzu: Aber ich hab mir mit fürgenommen, in dieſer vorred dein lob zu beſchreiben, ſondern einmal meinem Herzen, das geſteckt voll guter gedanken und freundlicher gutwilligkeit, die ich gegen deiner unwidergeltlichen an mir begangenen wolthaten, die doch du noch taeglich ye mer und mer überheuffeſt, trag, ein lufft geben, ſchenck dir zu dieſem neuen Jar die nachfolgenden meine büchlein, die ich nechſt erſchienen tagen, in der gerechtigkeit, wie vorgenannt, herbergen eylends und on groeſſern fleis verteutſcht hab. Und wünſch dir demit, nit als wir offt unſeren Freunden pflegen, ein frölich ſanffte Ru, ſondern groſſze, ernſtliche, dapfere und arbeitſame geſchaefft, darin du vilen menſchen zu gut dein ſtolzes heldiſch gemüt brauchen und ueben mögeſt. Dazu woell dir Gott glück, heyl und wolfarn verleyhen.

Obwohl Hutten ſelbſt dieſe Arbeit für eilig erklärte, wie meiſtens all ſeine Werke

nur der Hauch und Wurf eines frischen Genius waren, so muß man doch mit Vergnügen sehn, wie sein teutscher Styl sich täglich mehr und mehr bildete, und zu jener Gediegenheit, zu der Gedrungenheit reifte, welche bis zu Luther und ihm in Teutschland untergegangen schien, und nur zu unsern Zeiten in wenigen lebt den stolzen rauschenden Pomp leerer Worte und Bilder verschmähend.

# Zwölftes Kapitel.

Wie wenig es Hutten in dieser ganzen Angelegenheit um sich selbst zu thun, wie er nur von der untadelhaften Unternehmung ganz erfüllt gewesen sei, läßt sich auch aus dem Benehmen gegen seine Freunde, die er als Mitarbeiter an seinem Werke ansah, ermessen. Er erscheint hier eben so liebenswürdig, als er in dem Unternehmen selbst groß sich darstellt. Er hatte sich an die feste, unerschütterliche Wand, wie er sagte in dem oben angezogenen Zueignungsschreiben an Franz, gelehnt, an seinen Sickingen. Aber seine eigne Sicherheit genügte ihm nicht; die gute Sache hatte noch manchen kräftigen Verfechter, der vielleicht in Gefahr schwebte. Luthern drohte bei dem Haß, den der Papst auf ihn geworfen, dem Erasmus bei der

ewigen Sorgſamkeit, mit einer Partei es zu verderben, mancherlei Nachtheiliges. Eraſmus, der mehr ein vorlauter, muthwilliger Spötter, als ein lauter und beſonnener muthiger Rüger der Gebrechen des Papſtthums geweſen war, und nun, ohne es eben zu wollen, für einen Streitgenoſſen im Kampfe der Wahrheit angeſehen ward, behauptete ſich durch ſeine Zweideutigkeit und Doppelzüngigkeit auch jetzt noch in dieſem ehrenvollen Poſten, obwohl ihn die Folge, wo es eigentlich zum Treffen kam, als einen nichtswürdigen Zaghaften darſtellte. Ihm und Luthern rief Hutten von Ebernburg aus zu: „ſie möchten ja ihr Leben der Nation und der Wahrheit retten und erhalten.“ Denn wiewohl er innig von dem, was er betrieb, überzeugt war, ſo ſahe er doch auch auf der andern Seite gar wohl ein, wie ſchwer es ſei, das Vorurtheil, ſo noch ſelbſt unter den Beſſern herrſchte, zu bekämpfen, als ſei jede Erklärung gegen den Papſt unmittelbar eine nie zu vergebende Sünde. Ein Vorurtheil, welches theils ſo tief in der Zeit gegründet, theils dem Intereſſe des Papſtes und der Geiſtlichkeit

ſo zuträglich war, daß ſie es auf alle Art zu begünſtigen und zu unterhalten ſuchten.

Hutten ſelbſt, der nun ſo lange, ſo laut und ſo kühn gegen all dieſe Unbilden geſpro-chen hatte, und faſt müde war, hätte gern, da die Feder nicht helfen zu wollen ſchien, mit dem Schwerte dreingeſchlagen; aber Franz hielt ihn davon noch immer ab, indem er ihm Hoffnung machte, daß theils der Kaiſer ge-wonnen, theils jene gerügten Bedrückungen noch immer heftiger werden würden, ſo daß endlich, auch dadurch aufgereizt und angetrie-ben, die Teutſchen unwillig das Joch abzu-ſchütteln und der überläſtigen Treiber ſich zu entladen verſuchen würden. Er zeigte ihm, wie vortheilhaft dadurch ihre Sache werden müßte, und um wie viel wahrſcheinlicher dann ihr Sieg ſei.

Was das erſtere betraf, ſo verſprach ſich Hutten davon wenig, weil er wußte, daß Karl von Geiſtlichen umgeben war, die natürlich mehr für das Intereſſe ihres Standes, als

für das Wohl der Nation bemüht seyn mußten; dazu kam das Ansehn, welches sich diese Leute durch einen frommen Heuchelschein zu erwerben wußten, das nur mühsam konnte untergraben werden. Das zweite anlangend, so sah Hutten wohl ein, daß für jetzt der Papst so weit gesunken wäre, daß seine Bullen und Edicte, die Ausbrüche gestörten Eigennutzes und aufgeschreckter Herrschsucht, bei weitem den Eindruck nicht machten, wie vorher, obwohl namentlich Reuchlin sehr verfolgt wurde, und nun durch seinen endlichen Tod allen weitern Unternehmungen der rachsüchtigen und gemeinen Mönchsrotte ein Ziel setzte. Indessen galt sein Freund, den auch die größten teutschen Fürsten und der ganze Adel als den Stolz und die Zierde ihrer Nation ehrten, doch so viel bey ihm, daß er seinen Vorstellungen nachgab, und noch im Jahre 1521 sich auf dem Schlosse verborgen hielt, von welchem aus er bis jetzt noch sicher alles genau übersehen konnte, was in der gemeinschaftlichen Angelegenheit, besonders auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms, verhandelt

wurde. So viel an ihm lag, arbeitete er, wenigstens durch Schriften, die Spannung der aufgeregten Gemüther zu erhalten, oder zu erhöhen. Diesen Zweck hatten die Gespräche, die jetzt erschienen, nämlich der Bullenlüger, der zweite Warner, und die Räuber. Hier wiederholten die sprechenden Personen, Hutten, Franz und Luther, nur in andrer Gestalt, was vorher vom Übermuth des Papstes gesagt worden war, und was etwa scheinen könnte, von dem Unternehmen dagegen abzurathen. Es ward eindringend erwiesen, daß der schneidende Abstich der Gegenwart von dem, was in dem Sinne eines jeden, den Gott einmal erweckt habe, unverfälscht als nachzubildendes Muster niedergelegt sei, durchaus keine längere Duldung verstatte, daß man endlich zwingen müsse, wo nicht zu rathen stehe, ja daß man dieß gar wohl dürfe, ohne sich deshalb Ungehorsam gegen den Kaiser vorwerfen zu müssen. Denn hier, wie in allen Fällen, was das Höchste und Beste gilt, sei Ungehorsam grade der beste Gehorsam.

Mit vielem Nachdruck eifert er ferner in diesen Gesprächen gegen die Pflanzer und Verpfleger der Uippigkeit, wie das damalige berühmte Handelshaus der Fugger zu Augsburg, welches sich den Alleinverkauf von indischen unnützen, nur der Schwelgerei zuträglichen Waaren, wie einen schändlichen Kram mit Ablaßbriefen, Pfründen und dergleichen angemaßt hatten, und mithin den Rechtsverdrehern an Höfen und in Städten, dieser Pest der Nation, den meisten Vorschub thaten. Denn zum Unglück für Teutschland war das Ansehen dieser letztern so groß, ihre Entscheidungen nach dem todten oft aberwitzigen Buchstaben des Gesetzes so geltend, ihr Eigennutz und ihre niederträchtigte Dienstwilligkeit so groß, daß sie mit den Bischöfen, Stiftsherrn und Mönchen in eine Klasse, die der Räuber nämlich, gesetzt werden konnten. Gegen diese hauptsächlichsten Feinde der Nation wollte er, daß alles aufstände, Fürsten und Ritter, und Stände und Städte. So viel er auch immer hoffte, so gern hätte er der Zeit vorgegriffen. So äußerte er sich selbst in diesen Gesprächen, und

auch hier hielt ihn Franz mit verständigen Vorstellungen zurück.

Unermüdet, wie er war, von allen Seiten her das Papstthum zu untergraben, machte er auch jetzt zwei in Franzens Büchersammlung aufgefundene Werkchen bekannt. Das eine von Zärtlin handelte von der Art, Kirchenversammlungen zu halten; wirklich ein Wort zu seiner Zeit, da auch das Versprechen, Kirchenversammlungen zu halten, und auf denselben die Beschwerden der Christenheit abzustellen, seit einer Reihe von Jahren nur in der Absicht gethan werden war, um Zeit zu gewinnen, und die Unzufriedenen zu beschwichtigen, wiewohl keine erfolgte, und wenn sie wirklich erfolgte, entweder ganz andre Dinge verhandelt, oder nur wenige, verhältnißmäßig kleine und gleichgültige Unbilden abgestellt wurden. Das zweite war eine Ermahnung, an den alten recht christlichen Glauben zu halten. So wie sich aus diesem die hohe Einfalt der Religion, verglichen mit den im Fortgange der Zeit durch Gebrechlichkeit der Menschen

hinzugekommenen Misgestaltungen, ergab, so sprang aus beiden die Gewißheit in die Augen, daß gerade das, was so viel Unheil veranlaßte, was die Nation in entehrende Fesseln schlug, nur Menschensatzungen wären, welche als solche, einmal für nachtheilig und ungerecht erkannt, natürlich auch abgeschafft werden dürften, wie sehr auch immer man sie mit dem Schein unverletzbarer Heiligkeit zu umgeben bemüht wäre. Beide Werke verdienten allerdings den kurzen aber treuherzigen Zusatz Huttens: Dank hab, du edles Hyrn!

## Dreizehntes Kapitel.

Die heftigsten Schriften Huttens, die er damals bekannt machte, waren Briefe an den Kaiser, an die päpstlichen Legaten und andre. Man hat sie hie und da für unbescheiden und grob gehalten; als ob es wohl Bescheidenheit und gute Lebensart gegen Pöbel und gemeine Unterdrücker geben könne. Huttens Zeitgenossen, und all die Biedermänner, welche sie leiteten, waren darüber ganz andrer Meinung. Sie sahen es gar wohl ein, daß Entrüstung gegen unmenschlichen Frevel, so heftig sie auch seyn möchte, immer höchst menschlich und männlich bliebe. Daher verargten sie es ihm gar nicht, gegen Papst und Päpstlinge verächtlich auszurufen: Weg von den heiligen Quellen, ihr unreinen Sauen! Fort aus dem Allerheiligsten, ihr niederträchtigen Mäkler!

Beflecket nicht mit euren so oft besudelten Händen die heiligen Altäre! Ihr seid allzumal nicht Bischöfe. Denn ihr habt eure Bisthümer erkauft. — Mein Leben könnt ihr mir nehmen, nicht aber das Bewußtseyn meiner heissen Vaterlandsliebe, nicht mein Verdienst um die Nachwelt. Mögt ihr doch immer zu hindern suchen, was noch kommen soll; was geschehen ist, könnt ihr einmal nicht ungeschehen machen, noch in Vergessenheit bringen! Und am jüngsten Gericht ist es traun! sicherer, euch beleidigt, als sich um euch verdient gemacht zu haben, besser euch gewaltsam vertrieben, als ruhig duldend ertragen zu haben, zumal da ihr jederzeit fromme Ermahnung und Warnung verachtet habt! — Und in der That hatten jene, welche dies, und all seine Schmähungen gegen die päpstlichen Legaten, billigten, sehr Recht. Jene Forderung von Höflichkeit, und Bescheidenheit war und ist auch wohl jetzt noch entweder der Nothbehelf günstigter Gefindelhaftigkeit, oder Schwäche und übelverstandene Schonung. Was darf der Ein-

zelne, oft unredliche und nur eine oder schwächliche, von denen, welche das Ganze, das ewige Reine zu fördern suchen, anders erwarten als Zurückweisung in seine Gränzen, und, wofern er widerstrebt, kräftige Zurückstoßung? Oder darf, damit nur die gemüthliche Weichheit des Einzelnen geschont werde, das Ganze aufgegeben werden? Durfte dies Hutten zugemuthet werden, der wie der große Luther, und jeder der ihnen gleicht, was er betrieb, nicht als seine Sache, sondern als die Sache seiner Nation, als die Sache Gottes ansah? Gewiß nicht.

Darum mußte auch der Kaiser selbst von ihm Wahrheit hören, und seine erhabene Uibereilung in diesem Falle ist so bewundernswerth, als ihn die kluge nachmalige Bitte um Verzeihung liebenswürdig erscheinen läßt. Daß übrigens Huttens Gegnern wirklich so zu Muthe gewesen, als sie etwa vorgeben, als man Hutten selbst vielleicht in der guten Absicht, ihn noch mehr zu

entzünden, überreden wollte, iſt doch nach den vorhergegangnen, oft misiungenen, Wehrverſuchen derſelben, nicht ganz glaublich. Der päpſtliche Legat entging doch ſeinen ämſigen Nachſtellungen mit genauer Noth, und dem Papſte war fürs erſte die Luſt, an die Geſchäftsträger zu ſenden, doch benommen. Luthern war indeß im Churfürſt Friedrich zu Sachſen ein neuer ſchützender Stern aufgegangen; und es war nicht etwa Sinnesänderung — ein gedankenloſes und leeres Wort für Männer, wie Luther — wenn er jetzt ſeinen Hutten ſchrieb, er mögte nicht mit Gewalt für das Evangelium ſtreiten; durchs Wort ſei die Welt bezwungen, durchs Wort die Kirche erhalten worden; durchs Wort werde ſie auch wieder aufgerichtet werden. Vielmehr war dies nur ein kluges und groſſes Vertrauen auf den mächtigern und nachdrücklichern guten Willen ſeines Fürſten, der ihn jetzt im Jahre 1521 ſo gnädig ſchützte, da der Wormſer Reichstag für ihn ſo nachtheilig ausgefallen war. So mußte es allerdings auch Hutten anſehn, der

ihm schrieb: „ich will indeß wacker dasselbe betreiben; nur darin sind unsre Rathschläge verschieden, daß die meinigen menschlich sind, du aber vollendeter schon ganz in dem Göttlichen lebst und wirkest.“

Traurig war es immer, daß der junge Kaiser Karl V. aus lediglich politischen Absichten, den Papst gegen das zu mächtig werdende und das Übergewicht drohende Frankreich zu werben, Luthern verdammte; und wenn auf der einen Seite Franzens und Huttens Aufnahme in seine Dienste etwas hoffen ließ, so vernichtete doch der unglückliche Ausgang des damals gegen Frankreich unternommenen Feldzugs, einen großen Theil jener frölichern Aussichten. Denn ausserdem, daß des Kaisers weit eigennützigere Absichten für jetzt aufgegeben werden mußten, so war er, der Stolze, der beim Antritt seiner Regierung auftrat, als wolle er die ganze Welt besiegen, noch über dies Franzens Schuldner geworden, was ihn also natürlich mehr beschämte, als verband.

Die Laune hatte aber doch auch bei diesem sonst unersprieslichen Feldzuge unser Freundespaar nicht verlassen. Die Karthäuser in Schlättstadt, die mit Angst und Zittern zweitausend Goldgulden erlegten, weil sie in ihrer pöbelhaften, muthwilligen Schadenfreude Huttens Bildnis zu einem heimlichen Geschäft gebraucht hatten, gaben ihnen vielen Stoff zum Lachen, wie jenen weidlichen Aerger.

Der Reichstag zu Worms, und die Theilnahme an den dort gefaßten Schlüssen und Verhandlungen hatten Hutten so ganz beschäftigt, daß er erst nach Beendigung desselben, als die Sache keineswegs die erwartete vortheilhafte Wendung genommen hatte, wieder die Feder ergriff, und ein neues Gespräch unter der Aufschrift: der neue Karsthanns herausgab. Denn, daß ein andres Gespräch, welches der Karsthanns überschrieben war, von ihm herrühre ist

wenigſtens ungewiß, ob ihm gleich manche damals erſchienene Schriften dieſer Art zugeſchrieben wurden, weil man ihn allein ſo freier Aeuſſerungen, als ſie enthielten, fähig hielt. Indeß iſt es eben auch wahrſcheinlich, daß der durch ihn, wie durch Luther, einmal aufgeregte Geiſt auch in andern einzelnen Männern durchbrach, und Schriften veranlaßte, welche daſſelbe mehr oder minder eindringend und kräftig darſtellten. Sichtbar aber und unverkennbar war Huttens Geiſt in dem angeführten neuen Karſthans, worin wieder von den widerrechtlichen und unchriſtlichen Erpreſſungen und Laſtern der Geiſtlichkeit und ihrem allgemeinen gänzlichen Verderbnis geſprächsweiſe gehandelt wurde.

Dieſem Geſpräch waren dreiſſig Artikel angehängt, welche Verhaltungsregeln der Verbündeten gegen das Papſtthum enthielten. Ohrenabſchneiden, Würgen, Steinigen und

Ausplündern aller dem Papst angehörigen, besonders der Geistlichen, die nur für des Teufels Apostel zu halten seien, und den Curtisanen, die tollen Hunden gleich zu achten und zu behandeln, ward hier zur Pflicht gemacht. Jeder päpstliche Legat sollte dem gemäß für einen Verräther und Feind des Vaterlandes gehalten werden, alle Bullen und Briefe für nichts geachtet, jeder Sendpfaffe mit Hunden hinausgehetzt und mit Koth von den Kindern beworfen werden; nichts sollte fortan geweiht, nur mit Danksagung genossen und dadurch für gesegnet gehalten werden. Jeder solle allen Feinden Luthers ewige Feindschaft schwören, und dergleichen mehr. Am Schlusse war, daß jeder Gott zum Zeugen anrufen dürfe dies alles geschehe für göttliche Wahrheit, Christenglauben und Vaterlandswohl in christlich ehrbarer guter Meinung. Eigentlich war es auch wohl nichts anders als abgedrungenes Vergeltungsrecht, und wenn hierin von strafbarer Selbsthülfe gesprochen werden soll,

ſo darf doch auch anderſeits nicht vergeſſen werden, daß auſſer dieſer gar keine Hülfe gethan ward, was doch bei dieſem Druck nöthig war.

## Vierzehntes Kapitel.

So viel edler Muth, wie ihn Hutten bisher in der Sache seiner Nation gezeigt hat, und solche unerschütterliche Standhaftigkeit bei dem scharfen und sichern Blick, mußte ihm nothwendig die Besten seiner Landsleute gewinnen, und es erschienen in jener Zeit mehrere Flugschriften, die ihn und Luther entweder besonders, oder auch beiläufig als die Sprecher der Nation, als die ehrenfestesten und rühmlichsten Verfechter der Sache Gottes priesen und vertheidigten. Er sah es mit Freuden, wie seine unermüdet herausgegebenen Schriften zündeten, und den fast ersterbenen Sinn für Freiheit mächtig aufregten. Mit dieser Belebung und Ermannung des Sinnes sah er auch in gleichem Verhältnis seinen Plan, die Bischöfe mit gewaffneter Hand

anzugreifen, der Reife immer näher kommen, und um ſo mehr wendete er alles an, dies zu beſchleunigen.

Er ſchrieb alſo immer fort, und zwar zuerſt die Beklagungen der Freiſtette deutſcher Nation, in Reimen. Hier erinnert er voraus, daß er nur über böſe Fürſten klage, welche Ehre, Recht und Billigkeit verkehren, keineswegs über gute. Gegen die Bedrückungen jener ſei es leicht Schutz zu finden, wofern man nur den Adel angehe. Es ſei jetzt nicht mehr, wie in der Vorzeit, wo der ärmſte Ritter den Fürſten ſelbſt zu Rede ſtellen konnte. Jetzt ſei das Vaterland verrathen, das Reich verkauft, und keiner habe da ein Schwert gezogen. Er habe es im ſtillen gar längſt bemerkt welche Schmach den Teutſchen daraus erwachſen, daß der Meiſtbietende das Kaiſerthum bekommen, daß die Fürſten ſich Zölle beſtätigen laſſen. „Ich weis, ich werd noch landts verjagt Und das ich ſolch nit ſchweigen kan Und nim des Dings allein mich an Doch iſt es wahr und iſt nit recht

Man wöll dann machen krump zu schlecht
Und wandeln schwarz in weiß gestalt,“
setzt er hinzu. Doch sei es nicht anders, die Fürsten misbrauchen ihre Gewalt; gegen sie sei kein Recht zu finden, wenn man nicht die ränkevollen Juristen bestehe, denen alles überlassen werde, und die allein auf ihren Nutzen sehen. Es sei höchst zu bedauern, daß solche bübische Umgebungen die Fürsten leiten. Seinem Rathe nach, sollte man diese das Tageslicht nicht sehen lassen. Der Adel sei bereits durch allerlei Ränke arm gemacht worden; denn bei jenen sei Ja und Nein gleich, keine Treue und Glauben mehr, nur zechen und schwelgen möchten sie von der Armuth. Das ganze Fürstengeleite sei nur eine große Schinderei. Luthers Lehre haben sie verboten, weil es Wahrheit sei, und sie selbst fallen müßten, wofern diese und Gottes Wort bestände. Solche Unbilligkeiten verübe kein Türke, kein Heide. Darum sei es Zeit, dies gemeinschaftlich in Verbindung mit dem Adel endlich einmal abzuschaffen und die Ehre der Nation zu retten. — Von demselben

Geiſte beſeelt war die demütige ermanung an eine gemeyne ſtatt Wormbß. Es lies ſich daher leicht erwarten, daß von allen Seiten in die Enge getrieben und in ihrer ganzen ſchmählichen Geſtalt aufgeführt jene Unterdrücker Aufruhr und Hochverrath ſchreien würden, um ſich zu behaupten durch weltlichen Arm, daß ſie noch auſſerdem Hutten auf alle Art verleumden würden.

Dies veranlaßte ihn im Jahre 1522, als er ſich eben auf einer andern Burg ſeines Franz, Landtſtall, befand, eine Schutzſchrift herauszugeben unter dem Titel: Endtſchuldigung wyder etzlicher unwarhafftiger ausgaben von ym, als ſolt er wider alle Geyſtlichkeit und Prieſterſchafft ſein, mit erklerung etzlicher ſeiner geſchrifften. Das ganze Werk athmet den ſteten und kräftigen Geiſt, das offne und große Gemüth, welches den Bedrang und die Entehrung ſeiner Nation lebhaft fühlt, und einſieht, und dies Gefühl wie dieſe Einſicht als eine Erweckung und Aufforderung der Gottheit betrachtend han-

delt. In dieſem Bewußtſeyn des Rechts und der Ehrlichkeit ſeines Unternehmens, ſchlägt er alle Verdrehungen und Misdeutungen deſſelben leicht nieder. Es ſei ein gewöhnlicher Kunſtgriff entdeckter Strafwürdigkeit, andre mit ſich zur Strafe zu ziehen, auch wohl Unſchuldige. Dieſen Kunſtgriff haben auch jetzt die Kurtiſanen angewendet und die würdige Prieſterſchaft mit ſich ins Verderben zu ziehen geſucht, ſonach ihn für einen Feind der Geiſtlichkeit erklärt und auf dieſe Art verhaßt gemacht. Er erzählt, wie nach ſeinen erſten Klagen über ungerechte Bedrückung man von ſeiner Ermordung geſprochen, wie man ſich ſogar gewünſcht, ihn mit eignen Händen umzubringen, und jedermann vor ihm gewarnt. Darüber ſei er hochbetrübt und erzürnt worden, und habe heftig dagegen, als gegen das Ungeſtüm der Geiſtlichkeit geſchrieben. Dies leztere Schreiben habe man nur gegen ihn gebraucht, und obwohl es gehörig verſtanden gar nicht bös und irrig ſei, ſo müſſe er doch einiges darin erklären. Er ſei

also kein Feind der Geistlichen, vielmehr ehre er jeden Würdigen darunter, aber ein Feind sei er aller Ungeschickten, Unwürdigen und Untauglichen, welche alle gemeinlich beschweren. Es sei ganz gegen sein Herz und Gemüth, einen frommen Priester zu betrüben, vielmehr sei er bereit, ihnen aus allen Kräften zu dienen, und keiner, der dies thue, dürfe auf seinen Beistand rechnen. Er habe nur über Unterdrückung teutscher Freiheit durch Papst und seine Anhänger geklagt, über ihre leichtfertigen Satzungen, unverschämte Lügen, wodurch die Teutschen gezwungen worden, Pensionen, Jahrgelder, Mantelgelder, Dispensazionen und dergleichen zu zahlen; über die Frechheit, womit sie Ablaß verkauft, Geld zum Türkenkriege, zum Peterskirchenbau, und Zehnten gefordert, über ihre Eingriffe in die weltliche Regierung durch willkührliches Ein- und Entsetzen der Kaiser, Könige und Fürsten; über die gewaltsame Verdrehung der heiligen Schrift nach ihrem jedesmaligen Bedürfnis, und ihren tyrannischen Stolz auf Kirchenversamm-

lungen. Ferner habe er über die Ränke der Kurtiſanen ſich beſchwert, die eben jene Unterdrückung befördern hölfen durch eingezognes Lehn, Tilgung des Patronenrechts, durch Verrath, Verkauf der Pfründen. Dies alles habe ſein Mitleid erregt, und er habe ſich bemüht, all ihre Ränke an den Tag zu bringen, alle Teutſchen zum Widerſtand aufzurufen und ihnen ſelbſt mit zu helfen. Seine Meinung über die Geiſtlichkeit im Allgemeinen könne er noch nicht ändern, indem es bekannt ſei, daß, wer frei, ſeiner Begier, Läſt und Muthwillen nach leben wolle, nur auf eine Pfründe denke. Er habe ſich alſo vergenommen, den Kurtiſanen und all ihren Anhängern ſoviel Leid anzuthun und anthun zu laſſen, es nur immer möglich ſei, bis er eine allgemeine Verfolgung zu ihrer Ausrottung erregt habe.

Daß eben er ſich dieſer Sache ſo ämſig annehme, habe ſeinen Grund nur in dem Gemüth, womit ihn Gott, fürchte er,

beſchwert habe, ſo daß ihm gemeiner Schmerz weher thue und tiefer betrübe, als andre. Da nun niemand den Muth gehabt aufzutreten, ſo ſei er aufgeſtanden, in der Hoffnung einige für ſich zu gewinnen, mit dem guten Vertrauen auf ſein Vorhaben. „Ich hoffe, ſetzte er hinzu, ich hab alſo gelebt, daß meyn noch kein frommer ſchaden oder beſchwernus empfangen, ſonder mir mein leben und junge zeit ſawer werden laſſen, in armut, not und far nach Eren und guten künſten geſtanden: meinen leib derhalben wee gethan. Wie moechten dann, wo es mir übel ginge, ſich gute leut meines unglücks freuen?. Er will ich mich gutes willens und erbarmnus vermuten.“

Auf die unnütze Frage, auf weſſen Geheiß er ſich beſchwert habe, antwortet er, daß es der Erlaubnis zu dem, was jedermannes Pflicht ſei, gar nicht bedürfe. Dies ſei kein Aufruhr, keine Empörung gegen die Obrigkeit. Er habe zuvörderſt Gott alles anheimgeſtellt, dann den Kaiſer innigſt angefleht,

Fürſten und Herrn ermahnt, gewarnt, bedroht, ihnen gezeigt, wie klug es ſeyn würde, dieſe Beſchwerden abzuſtellen. Oder wolle man etwa nur das Stillſchweigen zu allen Schändlichkeiten und Unfug für Ruh und Friedfertigkeit gelten laſſen? Da nun aber die Sachen ſo ſtehen, daß das über die Hörner geworfene Seil nicht gemächlich aufzulöſen ſei, ſo wolle er auch nicht abrathen, es mit Ungeſtüm und Gewalt zu zerreiſſen; dies ſei nicht Aufruhr, ſondern nur Erlöſung von ſchmählichem Gefängnis, und unleidlichen Banden. Darin dürfe man ihn nicht hindern, vielmehr müſſe man ihm helfen. Daß man ihm von Sanftmuth und dergleichen vorrede, ſei eben ſo, als wenn ein Wolf, dem Hirten Schaden gethan, ihn mit Kirchenfluch belegen und ſich auf die Freiheit der geweihten Stätte berufen wollte. Dieſe Tugenden möchten ſie doch vielmehr üben; denn ihr Leben widerſpreche ſchnurgrade ihren Lehren, ſo daß ſie ſchlimmer als Türken ſeien, gegen welche ſie doch ſo oft und viel ſchreien. Dies beweiſet er geſchicht-

lich und schriftgemäß. Endlich sei sein Schreiben kein weibisch Geschrei, wodurch er loßes Gesindel anziehe; es habe Grund, könne als redliche Wahrheit vertreten werden, und wofern sie ihn noch länger verunglimpfen, sollen sie sehn, was für ehrbare, redliche und tapfere Leute mit ihm seien. Er fodert jeden auf, ihm zu beweisen, daß er je Profeß gethan, er wolle jeden loben, der das könne. Alle übrige Verleumdung und Schmach, die man ihm anthue, sei so hinterlistig und tückisch, daß er nichts darauf zu antworten vermöge, als es seien Lügen. Wer fromm und redlich ihm unter die Augen treten könne, der möge hervortreten: könne Er sich dann nicht vertheidigen, wolle er selbst Wehe über sich ausrufen. Wer es aber nicht könne, sei ein diebischer und verrätherischer Ehrabschneider, welchen anzuzeigen er jeden, der es vermöge, hiemit bitte, „auf daß, wie er sagt, erlent werden sol, ich hab nicht das, das einen frommen rittermaessigen man zu entschöttung seiner

ern und gerichtes gezaeme, underlaſſen, daran ſoll niemant zweifeln.“ Dies alles bittet er zu überlegen, und darnach zu handeln; denn er meine es ehrlich.

# Funfzehntes Kapitel.

Dies war Huttens letzte Schrift in seines Vaterlandes Angelegenheiten; wie würdig, mag jeder selbst urtheilen. Nun war endlich die so lange und so sorgsam gepflegte Frucht zur Reife gediehen, und Franz von Sickingen, Hartmut von Kronenburg, und Ulrich rückten ins Feld, zuerst gegen den Churfürsten von Trier. Ihm sendete Franz einem ehrlichen Fehdebrief zu, so wie er dem verbündeten Adel zu Gemüthe führte, ihre Sache sei gerecht und zum Besten der Nation. O Herr! dein Will werde! war das Abzeichen, das er in Fahnen und Schilden führte, und so überraschte er den Erzbischof, der sich freilich nichts weniger

als dies vermuthet hatte. Es ſtand viel von dieſer raſchen Belagerung zu erwarten; aber Ludwig von der Pfalz und Philipp von Heſſen eilten ſchnell zu Hülfe, und befahlen ihm unter den heftigſten Androhungen, ſie aufzuheben. Franz mußte die Nothwendigkeit anerkennen, aber Feuer und Blut bezeichneten des wildempörten Kriegers Rückzug. Rache heiſchend belagerten und eroberten nun die Bundesfürſten die Schlöſſer und Burgen ihrer Feinde. In dem nun eingetretenen Winter neckten ſich beide Parteien gegenſeitig, indeß Franz ſich nach Schweinfurth begeben hatte, um hier, beſonders durch den böhmiſchen Adel, ſeine Macht zu verſtärken. Die Sache gewann ein noch ernſteres Anſehen, und Franz, der zärtlich beſorgte Freund, entließ ſeinen geliebten Ulrich, theils weil ſein voriges Uebel in neuen Krankheitsäußerungen ausgebrochen war, theils weil er gerade, im Fall das Unternehmen mislingen ſollte, das Härteſte zu befürchten hatte. Hutten ſchlug ſeiner mißlichen Lage ungeachtet, doch das Anerbieten Franz I. aus, der ihn mit 400 Kronen Gehalt zu ſeinem

Rath machen wollte. Denn noch immer war seine Vaterlandsliebe so groß, daß er es in der Noth zu verlassen für schändlich hielt, und viel lieber als ein Flüchtiger hier herumirren mochte, als im Auslande sorgenfrei und unbekümmert um das Wohl oder Weh seiner Landsleute leben.

Indeß war der Frühling des Jahres 1523 angebrochen; Sickingen war auf seiner Burg Landstein belagert von rachgierigen Fürsten, die ihn und seine Wohnung zu vernichten drohten. Die Mauern, so fest sie waren, stürzten ein. Franz selbst von Schmerzen des Podagra geplagt wollte sich von dem, was ihm unmöglich schien, überzeugen und ließ sich deshalb an den Ort hintragen. Eine geworfne Bombe zwang ihn eiliger zuzückzugehen, als er es bei seiner Unbehülflichkeit vermochte; er that einen tödlichen Fall. Bleicher Schrecken bewältigte sein ganzes Heer, das ihn als Vater liebte, und er selbst rieth zur Ergebung. Am 7 Mai fiel der große teutsche Held, mitten in seiner schönsten Unterneh-

mung, ſelbſt von ſeinen Feinden betrauert und geehrt, in das Ganze ſtill und groß verflieſſend. Er war ein Mann; Friede und Ruhm ſeinem Gedächtnis!

Mit ihm ſank auch Huttens Leben ein. Zwar erfuhr er dieſen ſchmerzlichen Verluſt noch nicht ſogleich, und die verdiente, ehrenvolle Aufnahme, welche er jetzt in Baſel, wohin er gewandert war, fand, war ein Sonnenblick der auf ſein ſo oft getrübtes Leben fiel, aber es war auch der letzte. Der Rath begrüßte den tapfern Ritter mit Ehrengeſchenken, und ließ ihn ein eignes Haus beziehen. Wie froh eilte er, ſeinen Eraſmus zu begrüßen, den er noch immer für einen mächtigen Mitarbeiter an ſeinem mit ſoviel Gefahren beſtandenen Werke anſah. Doch dieſer unmännliche Feigling, der ſich nie über ſein jämmerliches und verächtliches Selbſt erheben konnte, dieſer Bube in der Haut, wie ihn der göttliche Luther ſpäterhin nannte, zeigte ſich auch jetzt in ſeiner ganzen Schmählichkeit. Er ließ Hutten abweiſen, und er-

röthete nicht zu gestehen, daß die Gemeinschaft mit ihm die Päpstler nur noch mehr aufbringen würde. Noch gemeinere Schändlichkeiten verschwieg er aus Furcht, wenn es nicht gradhin erlogene pöbelhafte Verleumdungen zu nennen sind, was er späterhin, als er ertappt war, zu seiner Entschuldigung vorbrachte. Hutten selbst scheint bis auf das weitere nur eine kalte und tiefe Verachtung gegen ihn gefühlt zu haben. Aber den feigen Freundschaftsverräther mochte es wohl kützeln, daß auf dringendes Ansuchen der Geistlichkeit Hutten nach einem zweimonatlichen Aufenthalte Basel verlassen mußte. Mühlhausen nahm den so lang ersehnten Ehrenmann mit Freuden auf, und entsagte wahrscheinlich auf seine fernern Vorstellungen dem Joche des Papstes gänzlich.

Aber, wenn ihm dies keine geringe Freude gewährte, wie mußte es den gradsinnigen Mann in der innersten Tiefe seines Gemüths empören, in einem Briefe des Erasmus an einen Freund unter andern folgendes zu lesen:

„Hutten war hier unſer Gaſt nur auf einige Tage. Indeß hat er nicht mich, ich ihn nicht beſucht. Wäre er zu mir gekommen, ich hätte den alten Freund, deſſen glücklichen und ſchönen Genius ich noch immer lieben muß, gewiß geſprochen. Denn, was er ſonſt treibt, geht mich nichts an.“ So viel Worte, ſo viel ehr- und treuloſe Lügen; und wie zanderndfeig der Zuſatz! Es dürfte wohl ein verächtliches Geſchäft ſeyn, die Verhältniſſe, ſo er berechnete, als er dies ſchrieb, genauer zu unterſuchen. Huttens Kraft war noch nicht geſunken, und er ſtellte ihn für dieſen Verrath öffentlich zu Rede. Es half nichts, daß der Elende Vermittlungen ſuchte, dies zu hintertreiben, und nach vielfältig geflogenem Rathe — denn Kleinmuth und böſes Gewiſſen hatten ihm alle Beſinnung genommen — einen kriechenden und ſeine eignen Schmähungen niederträchtig in fremden Mund legenden Brief ſchrieb. Hutten antwortete ihm nach Verdienſt, und lies ihn die Schrift binnen wenig Tagen erwarten. Eraſmus ſchrieb nochmals, und — nur der tiefe, herz-

erſtickende Schmerz über ſeines biedern Franzes Tod, den er jetzt erfuhr, machte, daß Hutten ſich alles gefallen lies, ja ſogar es erlaubt hätte, daß Eraſmus dem Drucker die Schrift abkaufte. Allein der Geiz hielt dieſen zurück, und nun heuchelte er eine Gleichgültigkeit, um nur dieſen zu verbergen, und insgeheim den Zürcher Rath gegen den armen Hutten, wie gegen den Verleger Schott aufzuhetzen. Hutten kam auch dieſem zuvor. Uebrigens hatte auch hiebei Eraſmus zu dem Hausmittelchen der Gewöhnlichkeit ſeine Zuflucht genommen, und ſeine eigne perſönliche Angelegenheit als Sache der Stadt vorgeſtellt; als ob es nicht unter der Würde einer Stadt wäre, die ſchlechten Händel eines bübiſchen Lügners zu den ihrigen zu machen. Auch Schott entging ihm; und wenn er dieſem nachrief, es wäre beſſer geweſen, mit ſeinen Kindern zu betteln, und ſeine Frau zu verkuppeln, als ſolche Schriften bekannt zu machen, ſo ſieht man darin nur den tückiſchen, ſchmähſüchtigen Buben, der doch grinſet, weil er nicht beißen konnte. Die Schrift alſo er-

ſchien, als Hutten ſchon nach Zürich zu ſeinem Freund Zwingli gegangen war. Auch dieſe Abreiſe beſchmitzte Eraſmus noch mit einer Lüge.

Die ſächſiſchen Reformatoren billigten dieſe Schrift freilich nicht; aber weit weniger noch des Eraſmus Gegenſchrift, die nun erſchien und der Schwamm hies, weil er die Flecken damit ſehr vornehm abzuwiſchen meinte. Dagegen billigten es andre Gelehrte, die Eraſmus kannten, gar ſehr, daß endlich einmal eine ſo heuchleriſche Bosheit aufgedeckt würde. Und in der That war dieſer Schwamm ſo giftig, daß er ſogar Huttens und Luthers Anhängern allerhand Laſter andichtete, bloß um den römiſchen Stuhle, der hierüber etwas ſchwergläubig war, ſeine Ergebenheit zu bezeigen. Eine Menge der elendeſten, ſchiefeſten Gemeinplätze, und Winkelzüge, die ſein Benehmen in Sachen der Reformation, das völlig falſch und zweideutig war, rechtfertigen ſollten, verdienen keine Erwähnung. Otto Brunfels, Huttens Freund, übernahm

späterhin die Antwort darauf, um ihn in das gehörige Licht zu setzen.

Denn Huttens Krankheit war jetzt aufs neue erwacht, alles verließ ihn; seine Sache, das Herz seines Lebens, stand mißlich. Zwingli sendete den an Körperkraft erschöpften, aber an Geist unbezwungenen Mann nach Ufnau, einer Insel des Zürchersees, um ihn der Sorgfalt eines geschickten Arztes und Predigers Schoregg zu überlassen. Doch alle Hülfe war vergeblich. Huttens Geist, zu edel für diese Welt, verließ die irdische Hülle gegen das Ende des Augusts im Jahre 1523. Seine betrübten Freunde klagten ihm nach. „Er ist dahin, schrieb Erbanus Hessus, er ist dahin, unser Hutten. Er starb an Gift (ein Gerücht, das sich damals verbreitete, aber nur Vermuthung war gegründet auf die freilich hinlänglich bekannte päpstliche Praxis). Wer war der — fast möchte ich sagen, unbillige Gott, der uns diesen blühenden Genius beneidete? Oft und vielmal dürfen wir ausrufen: grausame Götter! grausames Geschick!

Doch ich sehe, ich muß zu Klaggedichten meine Zuflucht nehmen. Denn ein kurzer Brief faßt nicht meinen groſsen Schmerz. O theurer Hutten! so hast du uns verlassen? so bist du fortgegangen? und wohin? wenn kehrst du wieder? — Ach du warst ganz liebenswürdig. Niemand war ein gröſserer Feind der Bösen, aber auch kein Guter liebte mehr.“ Sein Nachlaß war dürftig; denn er bestand aus einigen minder bedeutenden Handschriften, wie einem Gespräch, einigen Blumen aus zwei römischen Schriftstellern, Briefen und einer Feder. Kaum genug, um davon seine Schulden zu bezahlen. Sein Denkmal, das ihm ein edler Franke setzte, hat die Zeit vernichtet, und nur sein Geist schwebt über der Welt. —

Wenig Worte noch, um sein Bild fest und ganz aufzufassen!

Hutten war ein durch Schicksale gebildeter Mann, nicht als ob hiermit seine Thätigkeit eingeschlossen werden sollte, indem es sich von

selbst versteht, daß wo überhaupt Bildung möglich seyn soll, Etwas zu Bildendes da seyn müsse, nämlich Kraft, sondern weil von den frühsten Jahren an die Aussenwelt den schroffsten Gegensatz, an dem sich seine Kraft prüfen und härten konnte, bildete. Wenn ihm, so wie sein eigentliches Leben begann, die Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes als das Höchste erschien, das weit erhob über die dürftige und beschränkte Welt, besonders seiner Zeit, so mußte nothwendig diese Welt um so mehr unter ihm einsinken, und eine Gleichgültigkeit für sie in ihm entstehen, wie sie sein ganzes Leben, besonders aber seine frühern Jugendjahre, bezeichnet. Alles, so angenehm oder unangenehm, so leicht oder so mühsam es war, dünkte ihm nur ein Spiel, in welchem sich sein beßres Selbst behaupten mußte, ohne daß ihm im mindesten beiging, daß es untergehen könnte. Daher die Beharrlichkeit, womit er die mühvollsten und abenteuerlichsten Schicksale bestand und, wie von einer unbezwinglichen Gewalt getrieben, suchte, oder doch fand; daher diese un-

beſorgte Offenheit und das unbegränzte Vertrauen, überall und in jedem Einzelnen einen Strahl, nur Eine Aeuſſerung jener verwandten Kraft finden zu müſſen, welche die Welt zuſammenhält, und gründet; daher ſeine trotzige Entrüſtung und ſein göttlich widerſtrebender Zorn, wenn er ſich hier getäuſcht fand. Ihm konnte nicht, wie dies wohl Schwächlingen zu gehen pflegt, ein Zweifel beifallen an der Würde und Erhabenheit dieſes Vertrauens, welches demnach nach einzelnen vorgefundenen Fällen zu beſtimmen, und bei der in Einzelnen bemerkbarern Unwürdigkeit endlich ganz zurückzuziehen und aufzuheben ſei — eine Erſchlaffung, die man auch jetzt noch nur zu oft Lebensklugheit nennen hört —; vielmehr entzündete es ſeinen Muth, belebte ſeine Kraft, es in jedem hervorzurufen und zu wecken, jeden mit ſtarkem Arm in dieſe ſchönere Welt hineinzuziehn. Kein Wunder war es, daß, wenn er fodern mußte, was ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, dieſe Foderung heftig und bis zum Zwange dringend war.

Das Misleben und die Rohheit derer, welche er als die Bewahrer und Verpfleger der Bildung seiner Nation anzusehen berechtigt war, und die daraus entstandenen Nachtheile und Uebel, wie er sie auf seinen immerwährenden Reisen gar bald kennen lernte, zusammengehalten mit der ehrenvesten Urkraft der Vorzeit, stellten ein Bild vor des Mannes Seele, dessen grellen Abstich er nicht ertragen konnte. In dieser Einsicht, und in diesem mitleidigen Gefühl lag die Aufforderung, das kräftig zu ändern; und wenn er nur aus der Vernichtung eine neue Welt hervorrufen zu müssen glaubte, so dürfte dies eher gerechte unbestechbare Strenge, als leidenschaftliche Uebereilung und Heftigkeit genannt werden, man müßte denn hier mehr auf die Zufälligkeit des Erfolgs als auf die Unwandelbarkeit eines freien Gemüths sehen wollen. Mußte ihn aber nicht auch der schon hie und da aufglimmende Funke des Bessern eine gerechte Hoffnung fassen lassen? Sah er nicht bald mit gleicher Sicherheit Luthern demselben Ziele entgegenschreiten? Waren nicht schon Mäch-

tige gewonnen, konnten nicht noch mehrere gewonnen werden? Und beweißt nicht sein bescheidenes Sich — unterordnen unter Luther und Franz von Sickingen eine Besonnenheit und Ueberlegung, wie eine Größe, die ihrer selbst gewiß ist? Man sollte doch nicht Kraftäusserung für Heftigkeit und uneigennütziges bis zur Aufopferung gehendes Hinwirken auf einen anerkannten löblichen Punkt für Unüberlegtheit halten. Darf man das Edle so beschmitzen?

Bei diesem großen und stets zu dem Ganzen unermüdet hinstrebenden Geist, wie er sich hoffentlich aus allem ergiebt, bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß auch einzelne hervorspringende Tugenden, wie Vaterlandsliebe, stolzes Ehrgefühl, unverbrüchliche Treue und Freundschaft, ihn schmückten, und daß so fürchterlich er im Kampfe gegen die Niederträchtigkeit war, er im stillen Cirkel der Freundschaft bis zum Entzücken und Hinreissen liebenswürdig war. Denn eine frohe und schnell in den reichsten Witz sich ergiessende

Laune, wie ein durch die leiseste Berührung ausgesprochner Sinn für die heitere und glanzvolle Welt der Liebe war sein sicheres Eigenthum. Diese liebenswürdige Größe, die er unter allen Stürmen des Schicksals behielt, zog die Herzen so vieler zu ihm, und wie er nach aussen zu wirken strebte, so erweiterte sich seine innere Welt.

Daß Huttens Kenntnisse mannigfaltig waren, ergiebt sich hinlänglich aus seinen Werken. Griechenlands Schönheit, wie Roms Größe zogen schon früh seinen wißbegierigen Geist an. Die Beschäftigung mit den Geisteswerken dieser beiden Nationen war damals überhaupt Vorbote und Beförderer in der Bildung, wenn sie auch etwa in manchem Einzelnen eine Einseitigkeit erzeugte. Hutten hatte ihren Geist aufgefaßt, und ich weiß nicht, ob man in so ferne sagen kann, daß er ihn nachgebildet, obwohl fast all seine Werke eine bis in den kleinsten Theil lebendig sich ergiessende Bildung auszeichnet. Wenn schon die damals einzigen sogenannten Wis-

ſenſchaften der Gottes- und Rechtsgelehrſamkeit, die eigentlich nur eine Anhäufung von ſchalen, trüben Willkührlichkeiten waren, ihm nicht fremd waren, wenn er ſchon mit der Geſchichte ſeines Vaterlandes und der chriſtlichen Kirche innigſt vertraut war: ſo dürfte es ihm doch wohl zum Ruhme gereichen, daß er keiner dieſer Wiſſenſchaften ausſchließlich angehörte, und vielleicht dürfte die bei all dieſen Kenntniſſen behauptete Freiheit des Geiſtes etwas mehr ſeyn, als das mit bienenartigem Inſtinct betriebene und an vielen ſo hochgeprieſene Blumenbrechen aus den verſchiedenartigſten Gebieten.

Hutten ſtarb arm und verlaſſen. So niederdrückend dies Gefühl in dieſem einzelnen Falle ſeyn mag, ſo erhebend iſt es in der lebendigen Beziehung des Einzelnen auf das Ganze, in wiefern es bewährt, daß es ein von dieſer Welt abgeſchnittenes Reich giebt, das Geiſt und Glaube und Liebe bevölkert und ausmacht. Ich möchte in Beziehung auf Hutten mit den Worten

eines Dichters schließen: Sein Leben war edel, und die Elemente so gemischt in ihm, daß die Natur auftreten und sagen konnte: Das war ein Mann.

Desiderius Erasmus.

# Leben
des
# Desiderius Erasmus.

---

Leipzig,
bei Voß und Compagnie.
1802.

# Vorrede.

Nur weniges habe ich über dieſe Würdigung des Eraſmus zu erinnern. Ungeachtet ich die Arbeiten Johann Gaudins, Burigny's und ſeines gelehrten Herausgebers Henke kenne, ſo habe ich mich doch vorzüglich an die reichhaltige und fleißige mit dem beſten Willey gelieferte von Heß gehalten, die den Titel führt: Eraſmus von Roterdam nach ſeinem Leben und Schriften. Zürich 1790. II. 8. Die mannichfaltige Zer-

freutheit des bürgerlichen Lebens, das Erasmus führte, wie die Nothwendigkeit, seine bedeutenden Streitigkeiten unter eine Ansicht aufzufassen, machten eine Ordnung in strenger Zeitfolge unmöglich. Vielleicht war es aber nicht einmal nöthig, etwas zu entschuldigen, was sich selbst rechtfertigt, indem diese ungebundne Darstellung mit der Ungebundenheit des Dargestellten vermuthlich übereinkommen dürfte.

Uiber das Resultat dieser Würdigung etwas zu bemerken, dürfte nöthig seyn. Ich sehe voraus, daß die Herabsetzung und Verweisung des Erasmus aus dem Kreise großer Männer, so richtig und erwiesen ich sie auch glaube, vielen misfallen wird, besonders da Herr Wieland sich viele Mühe gegeben hat, ihn auf einer Stelle zu erhal-

ten,

ten, die er nie behaupten kann, auf welche ihn nur eine blinde und befangene Herkömmlichkeit gesetzt hat. Es scheint mir ganz an der Zeit zu seyn, Männer, wie Erasmus, so tief aufzugreifen, als möglich, und so ungescheut und stark hinzustellen. Was ist es denn nun mehr, daß ein Götze weniger wird? Uiberdies ist es gewiß ein eben so unwirksamer als misverstandener Kunstgriff, einen wahrhaft grossen Mann nach Zeit und Umständen zu messen, und seine unverhehlbaren Schwächen und Fehler damit zu bedecken. Jeder große Mann drückt der Zeit sein Gepräge auf; und Männer, denen umgekehrt die Zeit ihr Gepräge aufzudrücken vermag, sind zuverlässig unbedeutend, und klein. Allerdings darf man Erasmus nicht Luthern und Hutten gegenüber stellen;

len; denn auch ohne diese Vergleichung, die er nie aushalten wird, bricht er rein aufgefaßt sich selbst den Stab. Diesen Stab aber über ihn zu brechen hindert meines Bedünkens nichts, am allerwenigsten die in so vielen Gemeinplätzen angepriesene Nachsicht und Geduld mit menschlicher Schwäche. Ich kenne Religion, die auch ein verfehltes, verlohrnes Menschenleben gläubig auf das Ganze zu beziehen weiß; aber der Durchgang zu jenem höhern Standpunkte oder das Mittel, sich rein darauf zu erhalten, ist Ausscheidung des Schlechten, und Verfehlten. Aus dieser Religiosität ging Luthers Urtheil über Erasmus hervor, das, so hart und unfreundlich es auch dem Schwächling scheinen mag, doch so gerecht und wahr und groß ist, daß die kleine Besorgniß,

als dürfte Parteilichkeit ſich darein gemiſcht haben, völlig unnütz und frevelhaft wird. Schon darum habe ich meine Darſtellung damit geſchmückt. Aber ich habe noch einen andern Grund. Dieſer große, göttliche Mann, deſſen vollendete Würdigung immer noch zu erwarten iſt, verdient warlich weit mehr, als die flache und verworrene Lobpreiſung, die ihm jetzt noch, und ich möchte ſagen, in unſerm Zeitalter ganz beſonders wiederfährt. Ihn möchte ich hinſtellen, den ganzen Mann von unerſchöpflicher Tiefe, ihn, den Mann von ganzem Gemüthe möchte ich mit ganzem Gemüthe hinſtellen, wenn ich es vermöchte, wenn ich meine tiefe Verehrung, meine innige Achtung und Liebe für ihn auszuſprechen im Stande wäre. Aber das Göttliche entflieht den Feſſeln des Worts, und

nur

nur vor dem innersten Auge des Geistes schwebt, wie ein klarer Frühlingsmorgen, sein himmlischer geheimer Zauber. Ihn habe ich hier auch darum sich selbst aussprechen lassen, weil seine hohe, schlichte Kraft dem Gemüthe so wohl thut, und es so schön beruhigt, wenn es ein gerechter Unmuth über Erasmus beunruhigt hatte.

A. G.

# Erſtes Kapitel.

Es liegt in den Bedingungen jedes wahrhaft großen Ereigniſſes, welches das Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes befördert, daß nicht nur das, was ihm von außen her entgegen ſteht, kräftig und gewaltſam zurück getrieben, ſondern auch der Kreis ſelbſt, worin es ſich bewegt, immer beſtimmter abgerundet, und auch innerhalb deſſelben alles ausgeſchieden werde, was ihn verunreinigen und ſeine feſte Abgeſchloſſenheit hindern könnte. Auch die Reformazion bewährt dies, und es finden ſich in dem Verlauf der Geſchichte merkwürdiger Reformatoren gelegentliche Belege dieſer Art genug. Man darf nur an den Zwiſt der

ſchweizeriſchen und ſächſiſchen Religionslehrer erinnern, wie er beſonders in Zwingli's Leben dargeſtellt worden iſt. Denn unverkennbar iſt wenigſtens hier dies Streben, wenn das Ziel gleich das erwünſchte, angeſtrebte nicht war; und weit entfernt, mit kleingeiſtiſcher Berechnung und unwillig ſolchen Ereigniſſen nachzugehn, wird der religiöſe Menſch gerade darin die große Lenkung Gottes erblikken, welcher der Geiſt des Menſchen ſich unterwerfen muß. Tief wird er ſeine Ohnmacht, aber auch tief ſeine Pflicht, immer weiter zu ſtreben, fühlen, und ſo wird ihm ſeine Menſchheit immer klärer werden.

Sicherer und anſchaulicher läßt ſich dies alles kaum darthun, als an dem geprieſenen Eraſmus, der, ſo bedeutend und vergöttert er im Anfange der Reformazion daſtand, doch immer tiefer in den Hintergrund zurücktrat, je mächtiger das Unternehmen in den Händen begeiſterter kühner Männer vorwärts ſchritt.

Seine

Seine Vielseitigkeit hat man gepriesen, ohne seine aufgelöste Zerstreutheit zu berücksichtigen, die so beschämt neben der kräftigen, schlichten Einfalt Luthers steht. Groß und göttlich steht der letztere bis an das Ende, er selbst seine Sache, ein Fels, an dem sich alles bricht, indeß jener seine Feigheit kaum mit dem Namen Klugheit vor dem Blödsichtigsten bedeckt. Der Weg, den Erasmus nahm, oder vielmehr geführt wurde, konnte freilich auch nicht weiter führen; und es wird sich dies aus seinem Leben ergeben, zu dessen Darstellung ich nun übergehe, ohne weitere Bemerkungen über den Zeitpunkt, in welchem er auftrat, indem sich hoffen läßt, daß dieser in den vorhergegangenen Lebensbeschreibungen sattsam geschildert worden. Es ist hinlänglich, zu sagen, daß die Wissenschaften durchaus nur ein Gewebe von Spitzfindigkeiten waren, und daß über den einseitigen Grübeleien des Verstandes nothwendig die eigentliche Bildung verlohren gehen mußte. Besonders aber drehte sich die christ-

liche Religionslehre in einem solchen Wirbel von Unterscheidungen, unnützen Fragen, albernen Antworten, daß sich kaum begreifen ließe, wie man diese so einfache, herrliche Religion hätte so verunstalten können, wenn nicht bekannt wäre, daß die Urkunden derselben entweder gar nicht befragt, oder nach dem jedesmaligen Bedürfnisse gedeutelt wurden. Dies war bei der hohen Einfalt derselben leicht möglich; so wie es überhaupt das Schicksal dieser Bücher zu seyn scheint, daß ihre Aussprüche jeder Zeit, und jedem Umstande fröhnen sollen, und wohl müssen, indem man sie mit einem Wust von Gelehrsamkeit überschüttet, der ihnen durchaus fremd ist, und bleiben wird.

Desiderius Erasmus war die Frucht ungewöhnlich treuer Liebe. Gerhard Helie von Tergaw in Südholland, dessen aufgewecktes, lebhaftes Temperament den finstern Zwang des Mönchthums fest verschmäht hatte, lernte

die

die liebenswürdige Tochter eines Arztes, Peter von Sevenberg, kennen. Das feurige Ungestüm beider setzte alles Herkommen bei Seite, und Erasmus ward am 28. Oktober 1467 zu Rotterdam gebohren. Flüchtig irrte Helie überall umher, und die Verzweiflung über den angeblichen Tod seines Mädchens bewirkte, was nichts außerdem bewirkt hatte. Er ward Mönch, um in stiller Abgeschiedenheit seine Tage zu verleben; ja er blieb Mönch, als er das lügenhafte Gerücht widerlegt, und Mutter und Sohn sahe. Mit väterlicher Liebe nahm er sich des Knaben an. Tergaw und Utrecht, die ersten Schulen, wo Erasmus hingeschickt wurde, waren für ihn unnütze Anstalten, denen er endlich im neunten Jahre entzogen ward, um in Deventer einen gründlichern Unterricht zu genießen. Deventer war allerdings eine viel bessere Schule, die sich durch den gelehrten Rektor, Alexander Hegi, und Johann Sintheim vortheilhaft auszeichnete. Der Knabe erwarb sich auch durch sei-

ne leichte Fassungskraft, und seinen anhaltenden Fleiß, der sich früh schon einige Lieblingsschriftsteller des alten Roms erwählt, und sie mit Eifer gelesen und wieder gelesen hatte, die Liebe dieser beiden Männer, besonders des letztern, der die besten Hoffnungen von ihm hegte, und ungescheut an den Tag legte. Nur ein abgeschmacktes Vorurtheil, oder eine feindliche Erbitterung machte Erasmus seine uneheliche Geburt zum Vorwurfe; für ihn selbst war sie, wie es gewöhnlich der Fall ist, in geistiger Hinsicht vortheilhaft. Eine größere Reizbarkeit und Beweglichkeit war auch ihm zu Theil geworden, und hätte bei einer bestimmtern Richtung noch weit ersprießlicher für seine Bildung werden können, als sie es wirklich ward. Außerhalb der Grenzen des Herkommens der Bürgerwelt erzeugt, werden dergleichen Kinder gewöhnlich Zöglinge des Schicksals, dieses theuern, strengen, aber auch sichern Lehrers. So erging es Erasmus.

Kaum

Kaum war er dreizehn Jahr alt, als die Peſt ihm ſeine Aeltern raubte, und von jetzt an wurde er abhängig von fremder Sorgfalt. Er gerieth unter die Vormundſchaft eigennütziger Menſchen, unter welchen beſonders ein Peter Winkel, Lehrer an der Schule zu Tergaw genannt wird, der ſich alle Mühe gab, ihn in ein Kloſter zu bringen, und als Mönch einkleiden zu laſſen. Es gelang ihm auch wirklich, ihn nach Herzogenbuſch zu ſchaffen, wo alles mehr als irgendwo mönchiſche Stickluft athmete. Winkel ließ ihn genau beobachten, und ſchien gleichſam verſuchen zu wollen, ob Eraſmus ſich nicht gern an dieſes Leben gewöhnen ſollte; und leider! lernte Eraſmus ſchon hier die Kunſt der Verſtellung, ſein Argwohn ward erregt und erhielt täglich Nahrung. Jede Beſchäftigung, die nicht im Geiſt der Mönche war, ſuchte er gefliſſentlich zu verbergen, um nur der unbarmherzigen Härte ſeines Vormundes zu entgehn. Dies alles verleidete ihm, deſſen Lebhaftigkeit ſich

über-

überhaupt nicht gern so gewaltsam einschränken lassen mochte, dies ganze Leben; auch sah er, daß seine Wißbegierde hier wenig Nahrung, oder doch nur mit großer Mühe sie finden würde. Er suchte also diesem Kerker zu entfliehen, und wo möglich ein hohe Schule zu beziehen.

Dieser Wunsch war so gerecht und billig, daß Winkel ihn wenigstens nicht hartnäckig und geradehin abschlagen konnte. Indessen versuchte er doch immer mit gelinden Mitteln ihm das Klosterleben angenehm zu machen, und hoffte, seine bildsame Jugend allmälich daran zu gewöhnen. Zwar nahm er ihn weg von Herzogenbusch, aber nur um ihn nach Sion, bei Delft, zu thun. Erasmus kannte dies Leben schon genug, und fühlte die Beengung desselben nur zu sehr, um in diesen Vorschlag zu willigen; er erklärte sich vielmehr mit einer Unbefangenheit dagegen, setzte die, so ihn zu überreden suchten, eben

das

dadurch in unvermuthete Verlegenheit, und beſtand feſt darauf, eine Univerſität zu beziehen. Um dieſe Zeit kam einer ſeiner frühſten Schulfreunde, Kornelius Werden, aus Italien zurück, der von Natur träge und zum Wohlleben geneigt war, wie Eraſmus ſelbſt ſagt. Er hatte verſucht in Italien ſein Glück zu machen; dies ſchlug ihm fehl, ſeine Familie war ſehr zahlreich, dabei arm, und er ſah ſich genöthigt, die Kapuze zu nehmen. Dieſen traf Eraſmus im Kloſter Stein. In der Hoffnung, einen ſo fleißigen und talentvollen Jugendfreund um ſich zu haben, ſuchte Kornelius alles auf, um die frohe und ſchöne Ruhe des klöſterlichen Lebens, die herrliche, wahrhaft brüderliche und ungeſtörte Vereinigung, in welcher das ganze Leben heiter dahin fließe, mit den lachendſten Farben ihm darzuſtellen. Aber ſchon waren dergleichen Uiberredungskünſte an Eraſmus abgeglitten, und hätten ihn nicht Verwandte und Vormund ſo heftig gedrängt,

so wäre er wahrscheinlich auch diesmal seinem Hange gefolgt, der ihn ganz anders wohin trieb. Indessen entschloß er sich endlich doch zum Noviziat in diesem sehr ungesunden, und seiner ohnedies schwächlichen Konstitüzion nachtheiligen Kloster.

Der Anfang dieses Lebens versprach viel. Erasmus blieb ungestört, und konnte thun, was ihm nur immer beliebte. Aber dies waren nur Reizmittel und Lockungen. Denn nach einigen Monaten rückte die ernste Regel des Klosters auf ihn los, und der gewaltige Abstich, der ihm auf einmal und so grell in die Augen leuchtete, und nur schmerzlicher den Verlust seiner Freiheit empfinden ließ, machte, daß er dringend seine Verwandten ersuchte, ihn doch ja diesem Leben zu entnehmen. Vergebens! Kornelius selbst suchte ihn zurückzuhalten, und Erasmus mußte wohl endlich sich der Nothwendigkeit ergeben. Vermöge seiner großen Reizbarkeit

mußte

mußte er das Misleben, das er hier beſtändig vor Augen hatte, und den Druck ſehr ſtark fühlen; aber eben dieſe leichte Entzündbarkeit machte, daß er ſich an einige Freunde innigſt anſchloß, wie an Wilhelm Herrmann, ſeinen Landsmann, einen beſcheidenen Jüngling, der beſonders zur Dichtkunſt Neigung hatte, an Kornel von Gude, der für die Beſten der Vorzeit glühte. Der Vortheil, der ihm daraus entſprang, beſtand in Stylübungen in gebundener und ungebundener Rede, und die Bekanntſchaft mit einigen verkannten, wohl gar verſchrieenen Schriftſtellern früherer Zeit. Beide Beſchäftigungen waren damals ſo neu und ungewöhnlich, daß Erasmus bald Gönner fand, die ſeinen Fleiß lobten, ſeine Eitelkeit dadurch erregten; und man kann fürwahr behaupten, daß er in dieſem Kloſter ſeine entſchiedenſte Richtung erhielt, die ihm durch ſein ganzes Leben folgte, die Richtung auf einen feinen und geglätteten Styl.

Dies

Dies zeigen einige Redübungen, die er damals schrieb, ganz deutlich. Die Sachen, die er vortrug, waren ihm minder wichtig, als der Vortrag, und es erwuchs ihm daraus leider! wenn man so sagen darf, eine schielende Halbheit, in welche er so versunken war, daß er sie selbst nicht gewahr wurde. Nur sein Spott und sein Witz ließen ihn zuweilen dies fühlen. So erklärte er späterhin eine damals geschriebene Rede über die Verachtung der Welt, worin er die Vorzüge des Klosterlebens aus einander setzte, für eine ihm ganz fremde Arbeit. Sie war es ganz und gar nicht; aber seine diesmalige Ansicht war glücklich und treffend, und also in dieser Hinsicht ihm fremd.

Übrigens verleitete ihn sein jugendlicher Ungestüm zu manchen Ausschweifungen, die ihm späterhin oft zum Vorwurf gemacht wurden, und er mußte selbst eingestehen, er sey zu vielen Lastern geneigt gewesen, ob-

wohl

wohl seine Natur nicht so verdorben gewesen, daß er, wenn ein christlicher, vorurtheilsfreier Mann seine Leitung übernommen hätte, nicht hätte sollen besser werden. Trunkenheit verabscheute er stets, aber die Lust gewann ihn zuweilen, wenn er auch nicht ihr Sklav ward. Müßte man nicht auch viel auf Rechnung seines Rednertalents schreiben, so könnte man behaupten, er müsse das Elend jener Verirrungen tief gefühlt haben, da er so beredt, und so schön davor warnte. „Bist du noch Jüngling, schrieb er in spätern Jahren, o so siehe ja darauf, daß du die Blüthe des Alters, die nie wiederkehrt, nicht leichtsinnig befleckest. Verdirb nicht mit solchen schnöden Dingen die besten, die wahrhaft goldnen Jahre, die schnell entfliehen, und nimmer wiederkehren! Hüte dich, daß du nicht aus Unwissenheit und Unüberlegtheit der Jugend etwas begehest, was dich durch das ganze Leben mit dem bittern, stechendsten Bewußtseyn nagt, welches

ches gewöhnlich die fliehende Lust uns zurückläßt.“

So unangenehm und widrig ihm auch der Aufenthalt an diesem Orte eine Zeit lang war, so fügte er sich endlich doch darein, und nur ein Zufall entführte ihn diesem Leben.

---

## Zweites Kapitel.

Der Biſchof von Cambray, Heinrich von Bergis, der damals in ſeinen eigenen Angelegenheiten nach Rom reiſen wollte, ſuchte einen geſchickten Mann zum Sekretär. Er wendete ſich deshalb an dies Kloſter, und dieſes wählte den Eraſmus, deſſen bittrer Spott bereits läſtig zu werden anfing. Eraſmus lebte ganz auf in der ſchönen Hoffnung, Italien zu ſehen. Um ſo ſchmerzlicher war es ihm, als er hören mußte, daß der Biſchof wegen Geldmangels die Reiſe unterließ. Doch verlebte er hier angenehme Tage, und erwarb ſich durch ſeine Ge-

Geschmeidigkeit nicht nur des Bischofs Lie be, sondern auch die Freundschaft seines Bruders Anton, Abts von St. Bertin, und des Stadtschreibers Jakob Battus. Der Umgang mit diesen Männern war für ihn so anziehend und neu, daß es ihm gar nicht beiging, das Kloster wieder zu be treten.

Der alte Wunsch aber, eine hohe Schu le zu beziehen, erwachte wieder doppelt stark in ihm, und er glaubte ihn jetzt am ersten befriedigen zu können. Er wendete sich al so an Heinrich. Dieser fühlte wohl, daß er für den Jüngling, den er seiner bisheri gen Pflege entrissen hatte, etwas thun müsse, und erlaubte ihm, nach Paris, wohin sich Erasmus so sehr sehnte, im Jahr 1496 ab zureisen. Das Kollegium von Montaigue war die ihm bestimmte Anstalt, die er aber bald wieder verlassen mußte, weil ein ansteckendes Fieber, das in der Unreinlich keit

keit und schlechten Beköstigung ganz beson-
ders gedieh, mehrere hinwegraffte. Diesem zu entgehen, reisete Erasmus wieder zurück, und kehrte erst nach einigen Abstechern nach Paris. Allein es trafen ihn mächtige Hin-
dernisse auf seiner Laufbahn, die ihn von den Wissenschaften abwendig zu machen droh-
ten. Heinrich sendete ihm allmälig, man weiß nicht warum, kein Geld mehr, und Erasmus mußte, so schwer es ihm auch ein-
ging, durch Privatunterricht sich etwas zu erwerben suchen. Man machte ihm dies-
falls sehr vortheilhafte Anerbietungen, und er fand bald allenthalben Freunde, die sich sehr für ihn verwendeten; aber er schlug das meiste aus. Nur zwei junge Engländer, William Montjoy und Thomas Gray, zogen ihn durch ihren Fleiß und ihre Talente an, und erhielten es über ihn, daß er sein bisheriges Kollegium verließ, zu ihnen zog, und sich ihrer Bildung eifrigst annahm, ja sogar sie nach England begleitete. Hier blieb er nicht

lange, sondern kehrte bald wieder nach Paris zurück, und sein altes Ungemach mit ihm. Er mußte sich mithin wieder entschließen, Stunden anzunehmen, und ein Kaufmannssohn, Christian von Lübeck, ward sein Zögling. Dessen ungeachtet versuchte er es, den Bischof wieder für sich zu gewinnen, und widmete ihm eine Ausgabe der Gedichte seines Freundes Herrmann, die außer einer gütigen Aufnahme doch weiter nichts dem Erasmus nützte.

Unter diesen Umständen kostete ihm der Entschluß nicht viel Uiberwindung, den Bitten seiner Freunde in England nachzugeben, die ihn dringend und freundschaftlich zu sich luden. Ehe er aber dahin abreis'te, kam ihm der glückliche Gedanke, seine Freunde in Bergis noch einmal zu besuchen. Hier sah er seinen Battus wieder, und lernte durch ihn die Markise von Weer, Anna von Borselle, kennen, eine gelehrte Dame, die

sich

ſich beſonders für die Gelehrſamkeit intereſſir-
te. Eraſmus gewann ſie bald durch ſeine
Kenntniſſe und Artigkeit, und als ſie erfuhr,
daß es ihm an Unterſtützung fehle, ſo ſetzte
ſie ihm einen Jahrgehalt von hundert Gulden
aus. Was konnte ihm jetzt glücklicheres be-
gegnen, da er auf dem Wege zu ſeinen
Freunden war? Das Schickſal war ihm
durchaus günſtig. Seine Freunde waren
ihm ſo ergeben, hatten ihn und ſeine bis
dahin erſchienenen Redeübungen überall ſo
gerühmt, daß fürwahr ſein Ruf vor ihm
herging, und, als er nun ſelbſt nach Eng-
land kam, die würdigſten, Einfluß-reichſten
Männer ſich ſeiner Bekanntſchaft freuten.
Dahin gehörten der Prior zu Orford, Ri-
chard Charnok, der große Thomas Morus,
Thomas Halſey, Thomas Lupſet, und andre.
Beſonders vertraut aber war er mit dem bra-
ven und milden Doktor Colet, der nachher
im Jahr 1505 Dekan zu St. Paul in Lon-
don ward. Der Umgang dieſes Mannes

hatte vielen Einfluß auf Erasmus. Denn er war es, der ihm zuerst das Unerspriessliche des damaligen theologischen Geschwätzes auffallend darstellte, und ihn in ein fruchtbareres, herrlicheres Gebiet wies, in das Gebiet der Griechen, worin auch Erasmus durch William Latimer's Anleitung einheimisch zu werden suchte. Wie es ehedem mit Hetrmann gegangen war, so ging es auch hier. Erasmus hatte mancherlei gelehrte Streitigkeiten mit Colet, in denen der letztere eben so viel Gelehrsamkeit als Festigkeit bewies. Noch ist ein Aufsatz des Erasmus aus jener Zeit vorhanden über des Heilands Todesfurcht vor seinen Leiden, worin Colet nur Ergebenheit und Gehorsam, Erasmus aber nichts ihn Erniedrigendes fand. So unwichtig auch dergleichen gelehrte Zwiste an und für sich waren, so weckten sie doch den Forschungsgeist des Erasmus, oder gaben ihm wenigstens mehr Ausdehnung und Spielraum. Eben so schmeichelhaft mußte

ihm

ihm das Lob und der Beifall J. Sirtins seyn, eines Arztes aus Friesland, der besonders die dichterische Seite an ihm schätzte. Alles Lob, so ihm ertheilt ward, nahm er mit einer solchen Artigkeit auf, erwiederte es gewöhnlich so sehr, und ordnete sich jedem so bereitwillig unter, daß es gar nicht befremden kann, wie seine Bekanntschaft mit Gelehrten so ausgebreitet und einzig ward. Uiberall hatte er schon Freunde, oder fand sie doch wenigstens leicht.

So angenehm und lehrreich auch dieser Aufenthalt in England für ihn seyn mochte, so zwang ihn doch der Geldmangel, nach Paris zurück zu gehen. Aber auch hier blieb er diesmal nicht lange. Sein Körper war von Natur schon schwächlich, die Reisebeschwerden hatten ihn noch mehr geschwächt, und er litt an einem Fieber, dessen Heilung er seltsam genug mit vollem Vertrauen von der heiligen Genoveva erwartete; denn

ihre

ihre Hülfe, sagte er selbst, sey ihm schon mehr als einmal zu Theil worden. Dazu kam, daß sein Unterricht ihn nicht hinlänglich nährte, und die versprochne Pension länger ausblieb. Er beschloß daher, seine Gönnerin selbst in Tornak zu besuchen; und da er so von allem entblößt war, daß er die Reise nicht bestreiten konnte, so mußte er sich erst durch Battus sogar die Reisekosten und ein Pferd ausbitten. Als er nun wirklich ankam, suchte er sich dadurch noch mehr bei der Markise beliebt zu machen, daß er ihren Sohn Adolph unterrichtete, ja sogar besonders für ihn eine Aufmunterung zur Tugend schrieb. Uiberhaupt war seine Feder so schnell und leicht, daß er bei der geringsten Veranlassung sie ansetzte. So fand sich an dem Hofe der Markise ein frevelhafter Officier, dessen Betragen allgemein, besonders aber seiner Frau misfiel. An ihm übte Erasmus sein Rednertalent, aber nicht ohne sich auffordern zu lassen. Er schrieb

ein

ein Handbuch eines christlichen Soldaten, dessen Hauptinhalt auf eine schale Vergleichung des Christen mit dem Soldaten hinauslief. Auch war an diesem Germanns (so hieß dieser Officier) wirklich die Mühe verlohren; er war ein Weltmann, der wahrscheinlich tiefer und inniger hätte ergriffen werden müssen, als es dergleichen rednerisches Spielwerk vermochte. Indessen fand das Werk, als es späterhin öffentlich bekannt und etwas umgearbeitet wurde, mehr Aufnahme. Die freien witzigen Aeußerungen über das Mönchthum, und den bevorstehenden Türkenkrieg, die in der Vorrede sich fanden, machten Aufsehn, und erwarben ihm viel Gönner, ob sich gleich andre heftig dagegen erklärten, und es so weit zu bringen wußten, daß das Werkchen in der Sorbonne verdammt wurde.

Die schöne Lage von Tornak, die Freundschaft seines Battus und der Markise hatten

seine

seine Gesundheit völlig wieder hergestellt, und er hatte hier nur abgewartet, bis die in Paris wüthende Pest vorüber war, um diesen Ort wieder zu besuchen, den er nur ungern und aus Noth verlassen hatte. Zwar konnte der Zustand der Religionswissenschaft nichts in ihm anregen und ansprechen, als seine Galle und seinen Witz; aber die Beschäftigung mit den Werken der Griechen hielt ihn dafür unendlich schadlos. Da man sich damals durchaus nicht mit diesen Mustern alles Schönen bekannt machte, so konnte es nicht fehlen, daß auch die schülerhaftesten Versuche in diesem Fache schon der Neuheit wegen reizten. Erasmus lieferte also Uebersetzungen einzelner Schriften, die schon darum nicht unbemerkt blieben, weil sie nicht auf das Unbestimmte hingerichtet, sondern immer, nach der damaligen Sitte, einem Gönner zugeeignet wurden, dessen Ansehn ihre Verbreitung bewirkte, und Erasmus Ruf verbreitete. Seine Bemühungen,

gen, ſo unbedeutend ſie an ſich waren, enthalten doch etwas Verdienſtliches, wenn man ſie mit der damaligen ſchlaffen Trägheit zuſammen hält, und die Schwierigkeiten berechnet, die eben darum damit verbunden waren. Seine Urtheile über jene Schriften ſind oft ſchief und leer, aber ganz beſonders gefielen ihm die einzelnen kurzen Ausſprüche und kernigen Reden großer Männer der Vorzeit, von denen er ſchon jetzt eine Sammlung veranſtaltete. Sein einziges Augenmerk war freilich auch hier einſeitig; denn er berechnete alles, wie er ſelbſt geſteht, auf Stylübungen, und hoffte beſonders denen zu nützen, die geläufig, gedrungen und zierlich wollten ſchreiben lernen.

## Drittes Kapitel.

Seine immerwährenden Arbeiten erforderten durchaus, daß er durch Zerstreuungen seinem schwächlichen Körper neue Schwungkraft gab; und dies schien auch die Ursache zu seyn, die ihn bestimmte, wieder nach England zu reisen. Auch sprachen ihn jetzt alle Umgebungen freundlicher an, als je; besonders erfreuten ihn die herrlichen, zärtlichen Mädchen, und die bezaubernde freie Sitte des Landes, diese lieben Geschöpfe zu küssen, so sehr, daß man seine zerflossene Weichlichkeit, womit er sie beschreibt, gar nicht genug bewundern kann. Um so unangenehmer

genehmer mußte es ihn auf der Rückreise überraschen, als man ihm auf zwanzig Pfund Sterling wegnahm, die er in konfiscirten Münzsorten, ohne es zu wissen, bei sich trug. Aber auch diesmal siegte seine Klugheit, die sich in der Abhängigkeit besonders wohl gefiel, über seinen Verdruß, und die ganze Rache, die er dafür nahm, war, daß er seiner Sammlung von Kernsprüchen eine Lobrede auf Heinrich den siebenten und seine Nazion vorsetzte, von welcher er wahrscheinlich die Vergütigung seines Verlustes erwartete. Und in der That erwarb ihm dieses Betragen wenigstens immer mehr Freunde.

Seine ganze Lage, zusammengehalten mit seinem Charakter, bedurfte auch allerdings freundschaftlicher Unterstützung gar sehr. Nur war Erasmus nicht immer so geduldig und nachgiebig, als hier. Er hatte sehr laut und verwegen gegen den Bischof von Ber-

gis

gis gesprochen, der ihm nun nicht allein seine Hülfe ganz entzog, sondern noch überdies ihn genau beobachten ließ. Zwar suchte Erasmus theils durch Schmeicheleien, theils durch geheuchelte Dankbarkeit sich seinen Beistand wieder zu erwerben; allein es gelang ihm nicht, vielmehr zerfiel er ganz mit ihm, und das letzte, was von diesem Verhältniß bekannt worden, sind einige Grabschriften, die Erasmus für sechs Gulden auf den Bischof machte.

Jetzt wollte er nach Holland reisen. Seine Kasse war wieder erschöpft; er konnte sich an Niemand wenden als an die Marksise. Sie ließ er durch seinen Freund Batus bestürmen. Er unterrichtete ihn, wie dies anzufangen. Demuth, prahlende Großsprecherei, Verkleinerung andrer Theologen, alles hieß er ihn unverschämt genug anwenden, um theils Geld, theils auch eine Pfründe zu erhalten. Indeß halfen diesmal

alle

alle Künste nichts; die verlangten zweihundert Gulden blieben aus, und Erasmus — machte nicht nur Battus Vorwürfe, sondern schrieb auch: „für Schurken und Huren, die Kapuzen tragen, hat sie wohl Geld, aber die Muße dessen zu unterstützen, der noch für die Nachwelt würdig schreiben kann, das zu fehlt es ihr immer. Zwar sie ist in Verlegenheit, aber durch ihre eigne Schuld. Lieber hat sie sich mit einem hübschen Kerlchen behängt, als mit dem etwas barschen und ernsten Manne, wie es doch ihrem Alter und Geschlecht ziemte.“ Was läßt sich wohl zu dem Rathe sagen, den er seinem Freunde in folgenden Worten gab: „Du kannst immer um Freundes willen etwas unverschämter seyn, doch so, daß du auf meine Schamhaftigkeit Rücksicht nimmst?“

Da nun auch diese Quelle für ihn versiegt war, so blieb ihm nichts übrig, als sein Fleiß und sein Talent. Dies suchte er gel-

tend

tend zu machen, und er schrieb fast nichts, was er nicht irgend einem Angesehenern zueignete, dessen Gunst er sich erwerben wollte. Diesem Drange, und der Nothwendigkeit sich bekannt zu machen, kam auch die voreilige Gutmüthigkeit seiner Freunde sehr zu statten, die oft wider seinen Willen sehr hingeworfne und geschwätzige Aufsätze verbreiteten, wie zum Beispiel den über das Briefschreiben. Erasmus selbst streifte jetzt überall umher, und fand immer mehr Gönner, ob er gleich nicht gesonnen war ein Amt zu übernehmen. Ja er schlug sogar eine ihm zu Löwen im Jahr 1502 angetragene Professur aus, um desto unabhängiger und freier den Wissenschaften obzuliegen. In der That war er auch sehr fleißig. Auf Jakob Vitrier's, eines Franciskaners in Flandern, Rath, las er unermüdet die alten kirchlichen Schriftsteller, die er immer mehr schätzen lernte. Er gab seine Sammlung von alten Kernsprüchen jetzt vermehrt her-

aus,

aus, und nahm so viel als möglich Gelegenheit, über manche kirchliche Misbräuche, über das Misleben der Geistlichkeit, das ihm nur zu wohl bekannt war, mit freiem Spotte zu reden. Darum hatte dies Werk auch eigne Schicksale, indem ein Papst es gänzlich verdammte, ein andrer die anstößigen Stellen ausstreichen, und eine neue Ausgabe besorgen ließ. Eben so hatte er auf seinen Streifereien in einem Kloster bei Brüssel im Jahre 1504 die Bemerkungen eines freier denkenden Mannes der Vorzeit, Laurentius Volla, über das neue Testament gefunden. Mit der Erlaubniß des Papstes gab er sie heraus, und kündigte in einer beigefügten Vertheidigung seines Schriftstellers auch zugleich eine Uibersetzung dieser heiligen Bücher an.

In England, wohin er sich wieder begab, lebte er jetzt wieder nur kurze Zeit von Stunden, die er gab; aber auch dieser kurze

kurze Aufenthalt war ihm vortheilhaft, indem er seine Bekanntschaften vermehrte. Mit seinem Thomas Morus nahm er die ehemaligen gelehrten Styl- und Streitübungen wieder vor, die ihm ganz besonders lieb waren. Hier lernte er auch Johann und Bernhard Bojer kennen, die Söhne des königlichen Leibarztes, zwei Genueser, mit denen er die sehr vortheilhafte Reise nach Italien machte, obwohl die Hoffnungen, die er sich gemacht hatte, nicht erfüllt wurden. —

## Viertes Kapitel.

Es war im Jahre 1506, als Eraſmus, faſt vierzig Jahr alt, dieſe Reiſe nach Italien antrat, in Geſellſchaft der genannten Genueſer, und zwei gemeiner Trunkenbolde, deren ganzes Leben ein unaufhörliches Zanken und Verſöhnen war. Sie langweilten und ärgerten Eraſmus ſo, daß er nur ſich beruhigte, indem er ein Gedicht an ſeinen Freund Korzus über das Alter ſchrieb. Der Aufenthalt in Italien ſelbſt mochte ihm jetzt deſto unangenehmer ſeyn, je unſicherer und unruhiger er war. Denn eben jetzt regierte der ſtreitſüchtige Papſt Julius der zweite,

der alles aufbot und bewaffnete, um die Besitzungen des Kirchenstaates zu erhalten oder zu vermehren. Deshalb floh der furchtsame Erasmus oft schnell von einem Orte zum andern. In Turin ward er ungern Doktor. In Bononien, das er schon einmal verlassen hatte, und nun wieder betrat, brach auf einmal die Pest aus. Sein weisses Skapulier, das er damals trug, machte, daß ihn das Volk für einen Pestwärter ansah, die sich durch eine ähnliche Tracht auszeichnen mußten. Er, der Sprache unkundig, wich nicht aus, und kam dadurch zweimal in Händel, die ihm fast etwas fühlbar wurden. Doch ließ er sich endlich bedeuten, und, um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, sich vom Papst Leo dem zehnten selbst der Nothwendigkeit, das Skapulier zu tragen, entbinden.

Durch einige Schriften, die er damals ausarbeitete, kam er auch mit dem gelehrten

ten Buchdrucker Aldus Manuzius zu Venedig in Bekanntschaft. Manuzius nahm ihn, als er ihn bei sich sah, mit der zuvorkommendsten Freundschaft auf, verschaffte ihm Wohnung bei seinem Schwager Andreas Asulan, lieh ihm gefällig die seltensten Handschriften, und brachte ihn in einen Zirkel von vielen angesehenen Gelehrten. So angenehm er hier auch lebte, so folgte er doch der Einladung Alexanders, Bastards des schottischen Königes Jakobs, nach Padua, wo ihn Markus Musurus, ein Dichter aus Kreta, und Scipio Karteromachus aus Toskana für den Verlust seiner venezianischen Freunde entschädigten. Mit Bewilligung seines Zöglings reisete er nach Siena und Rom, wo er die herrlichsten Anträge, lebenslänglich zu bleiben, von Johann von Medicis, nachmaligem Leo X, und dem Kardinal Domenico Grimani erhielt, die er nur darum ablehnte, weil ihm Montjoy die Thronbesteigung Heinrichs VIII und seinen

Wunsch, ihn bei sich zu sehen, berichtete. Uiber das Betragen des Papstes Julius, und seine während dieser Zeit erhaltenen Siege, urtheilte Erasmus so unvortheilhaft, daß er sogar eine verlangte Schrift unterdrücken mußte, worin er, anstatt den Papst zu rechtfertigen, vielmehr seinen eignen Abscheu vor dem Kriege deutlich an den Tag gelegt hatte. Alexander reis'te endlich ab, und Erasmus folgte Montjoy's Einladung. Wenn man überlegt, wie viele Gelehrte Erasmus hier hatte kennen gelernt, wie dienstfertig und gefällig sie gegen ihn gewesen, der noch dazu die sonderbare Grille hatte, die Landessprache nicht zu lernen: so muß man ihn entweder des Undanks, oder der Unbesonnenheit, oder der Unzusammenhängigkeit bezüchtigen, die ihn zu den widersprechendsten Aeußerungen trieb. Oder was ist es wohl anders, wenn er einmal geradhin sagt, von allen seinen Kenntnissen habe er Italien nichts zu danken? er wünsche,

dieſem Lande mehr verbunden zu ſeyn, als er wirklich ſey? ein andermal es als die Heimath aller Gelehrſamkeit rühmt, und innig bereut, es nicht zu ſeinem beſtimmten, dauernden Aufenthalt gewählt zu haben?

Es war auch wirklich, als ob das Schickſal, das ihm ſonſt nicht ungünſtig war, ihn ſtrafen wollte. Denn als er nun nach England kam, fand er fürs erſte nichts als glänzende Verſprechungen, indem Heinrichs Sorge um ſein bedrängtes Reich größer war, als die für Erasmus. Dieſer machte daher ſchon jetzt Miene nach Italien zurück zu gehen, beſonders da Leo X, ſein großer Gönner, den heiligen Stuhl beſtieg; aber ſein Freund Warham trug ihm eine ſehr vortheilhafte Pfründe zu Aldington an, die er ohne großen Verluſt durch einen Vikar beſetzen konnte. Die Vortheile, die daraus für ſeine gelehrten Beſchäftigungen entſprangen, leuchteten ihm in die Augen. Er nahm die

Stelle

Stelle an, und erhielt noch obendrein einen beträchtlichen Jahrgehalt von Montjoy. Dafür überschüttete er den liebenswürdigen, braven Warham mit den Zueignungen seiner Schriften, vorzüglich als er erfuhr, daß der Bischof anfangs geargwöhnt, es sey die erste ihm zugeeignete Schrift vielleicht schon einem andern zugeeignet, und das Ganze mithin ein abgenützter Kunstgriff. Uibrigens war es eine sehr gutmüthige, obwohl unbehutsame Aeußerung des guten Bischofs, daß ihn Erasmus durch seine Freundschaft unsterblich gemacht, daß er ihm nie seine Verdienste gehörig vergelten könne. Konnte es so wohl anders kommen, als daß Erasmus, verhätschelt und über die Maßen erhoben, eine größere Meinung von sich faßte, als er billig gesollt hätte? Seine Gegner mußten diesen unzeitigen Uibermuth auch wirklich erfahren, wie sich tiefer unten ergeben wird.

Die Umstände fügten es so, daß Erasmus

uns Beſchäftigungen in England diesmal beſonders die Erziehung betrafen, indem theils ſein Gönner, der Biſchof Fiſcher zu Cambridge, ihm eine Profeſſur antrug, und, als er dieſe ausſchlug, ihm doch wenigſtens das Verſprechen entlockte, einige Monate die griechiſche Sprache zu lehren, theils auch Colet ähnliche Entwürfe hegte. Colet hatte nämlich im Jahr 1509 eine neue Erziehungsanſtalt errichtet, die unſtreitig viele Vorzüge vor den gewöhnlichen hatte. In dieſen ſchien es einzig darauf abgeſehen zu ſeyn, das Gedächtniß allein, und noch dazu auf eine unerſprießliche Weiſe auszubilden. Bei Colets Anſtalt ließ ſich theils von ſeiner Unverdroſſenheit, theils von der Gelehrſamkeit der angeſtellten Lehrer, wie William Lilly's aus Hampshire, und John Ritwyſe's aus Norfolk, und endlich von Eraſmus Mitwirkung viel erwarten. Die Beiträge des letztern beſtanden, wie immer, aus einzelnen Abhandlungen und Reden, zum

Bei-

Beispiel von dem Knaben Jesus, den er als Muster empfahl, vom Reichthum in Worten und Sachen, eine Abhandlung, die er an Colet verhandelte. Ich weiß nicht, ob man es für eine freundschaftliche Weisung halten wird, wenn Erasmus, als die versprochene Summe nicht sogleich ausgezahlt wurde, Colet umständlich an die Verhandlungspunkte erinnerte, und hinzufügte: „Freilich halten dich einige deiner Freunde (denn mit deinen Feinden habe ich nichts zu schaffen, und ihr Urtheil verachte ich) für etwas zähe, und genau in Geldsachen, nicht sowohl aus Geiz, sondern weil du vermöge deiner schüchternen Bescheidenheit nicht wohl einem Dränger etwas abschlagen könnest: dagegen seyst du minder verschwenderisch gegen Freunde, die nicht so dir zusetzen könnten. Doch das geht mich nichts an; denn ob ich gleich kein ungestümer und lästiger Dränger bin, so habe ich doch immer deine Gütigkeit rühmen dürfen.“

Außer

Außer seiner Einwirkung durch Schriften, nützte Erasmus dieser Anstalt auch dadurch, daß er sich bemühte, Colet's völlig verkehrtes und widersinniges Unternehmen abzuändern, die höhere und strebende Kraft, die sich in dem Muthwillen der frühern Jahre ausspricht, durch unzeitige Züchtigung zu ertödten oder zu unterdrücken, anstatt sie zu leiten. Erasmus konnte darüber aus Erfahrung sprechen, und einige seiner Gedanken über Erziehung machen ihm allerdings Ehre, in wie fern sie überzeugend darthun, daß alle Erziehung in dem mindesten Falle eine große Beweglichkeit des Gemüths an dem Erzieher voraussetze, und eine große und leise Ahndung auch der verborgensten Gemüthskraft, nebst der Kunst, sie ins Spiel zu setzen. Wie viel Erasmus zur Bildung der damaligen Jugend in jener Anstalt mitgewirkt, ist nicht zu bestimmen. Aber Colet selbst wurde trotz seiner gutgemeinten Bemühungen immer angefeindet,

gedachter

gedächte einsam und still zu leben, und starb endlich im Jahr 1519 an der Schwindsucht. Seine Verdienste um Erasmus waren mannigfaltig, und wohl auch vom letztern anerkannt. Wenigstens sparte er die Ausrufungen nicht über seinen Tod.

In diese Zeit seines Aufenthalts in England fälle auch noch das bekannte Werk betitelt: Lob der Narrheit, das in sieben Tagen vollendet, und eine launige und spöttische Darstellung der Gebrechen seines Zeitalters war. Es war wegen des tiefgreifenden Spottes zu vermuthen, daß dieses Werkchen, das so unbefangen erschien, und nur scherzend das Zeitalter zur Rechenschaft zog, ungleich aufgenommen werden würde. Wie gewöhnlich in diesem Falle gab es halbe Menschen, die sich an dem Spotte weideten, aber doch meinten, die Sache sey zu weit getrieben, andre, so es gänzlich verwarfen, und die nur das Ansehn des Erasmus zurück-

rükhielt, lauter und derber dagegen zu ſprechen. Am deutlichſten ergab ſich dies nach ſeinem Tode, wo dies Werk von der Sorbonne als ein boshaftes Pasquill verdammt wurde. Doch erhob ſich Einer gegen ihn, der an der Löwener theologiſchen Fakultät einen Rückenhalt zu haben glaubte, Martin Dorpe. Dieſer richtete über Eraſmus geſammte Unternehmungen mit Anſtand und ohne Beleidigung, und eben ſo vertheidigte ſich Eraſmus gegen ihn, wobei er zugleich ſeine künftigen Unternehmungen, einige kirchliche Schriftſteller, und eine Ueberſetzung des neuen Teſtaments heraus zu geben, rechtfertigte. Dorpe ward indeß zu einem zweiten Angriff aufgefordert, den Thomas Morus beantwortete, und ſo beantwortete, daß Dorpe völlig überführt ſich gegen dieſelben Thorheiten erklärte: bis er endlich von Feinden ſeines Amtes entſetzt ward.

Alle

Aller dieser Arbeiten und Unterstützungen waren doch nicht hinlänglich, den Hang des Erasmus zur Bequemlichkeit, der sich nicht wohl mit der Sparsamkeit vertrug, zu befriedigen, und er sah sich deshalb genöthigt, etwas dreister und dringender bei manchem anzusprechen, worüber er auch Colets scherzhafte Vorwürfe hatte hören müssen. Das Glück überhob ihn endlich dieser Unverschämtheit, die er zu fühlen schien. Denn fast zu einer Zeit lud ihn Servatius nach Stein, und Johann Silvage, Kanzler Karls von Oestreich, Königs von Spanien, nach Brabant ein. Die letztere Berufung stellte ihn als Hofrath mit 400 Gulden an, ertheilte ihm dabei völlige Freiheit herum zu reisen, und ward als die vortheilhaftere von ihm angenommen. Karl liebte ihn so sehr, und glaubte den Glanz seines Hofes so durch ihn vermehrt, daß er ihn zum Bischof von Sicilien wählte, doch ohne päpstliche Genehmigung, worüber sich Erasmus gar bald zu-

frieden

frieden gab. Er eröffnete seine Hofraths-stelle damit, daß er die Unterweisung eines guten Fürsten schrieb, ein Werk, worin er das Urbild eines Fürsten aufstellte, und das allgemeinen Beifall einerntete, so daß man ihn fast zum Erzieher des Fürsten gemacht hätte, wären nicht auf der andern Seite noch mehr Stimmen für den nachmaligen Papst Hadrian VI. gewesen. Eben so gab er eine Auslegung der beiden ersten Psalmen heraus, worin er, wie gewöhnlich, in einigen Absprüngen manches Verderbniß seiner Zeit rügte. Sein vorzüglichster Umgang war damals der Stadtschreiber Peter Aegidius zu Antwerpen, bei welchem er sich auch öfter aufhielt, als in Brüssel selbst. Ihre Vertraulichkeit, war nach ihren Briefen zu schließen, ungemein. —

## Fünftes Kapitel.

Einige gelehrte Arbeiten, beſonders der Druck des neuen Teſtaments, riefen Erasmus nach Baſel, wo er ſehr freundſchaftlich von Johann Froben aufgenommen ward, und neue Verbindungen mit den herrlichſten und gelehrteſten Männern ſchloß, unter welchen man nur Beatus Rhenanus, Johann Hausſchein, Ludwig Bär, den Rechtsgelehrten zu Freiburg Ulrich Zaſius zu nennen braucht. Es ſchien ihm aber auch hier, wie bei ſeiner ganzen fürwahr ausgebreiteten Bekanntſchaft, mehr um die Ehre und den etwanigen Vortheil zu thun, als um eine un-

eigen-

eigennützige freundschaftliche Hingebung. Denn so wie er sich hier der Ehrenbezeugungen des Bischofs Christoph von Utenheim rühmte, so unterhielt er auch immer unter der Hand seine Gönner in Rom, den Papst Leo X, und den Kardinal Grimani, bei welchem er sein Ansehen jetzt für den braven Johann Reuchlin verwendete.

Dieser Mann hatte mit unermüdetem Eifer sich besonders der hebräischen Sprache gewidmet, und suchte nach Kräften das Studium derselben, welches er für die Auslegung der heiligen Schriften so vortheilhaft hielt, zu beleben und anzuregen. Er fand an dem unzeitigen und blinden Eifer eines Pfefferkorn und Hochstraten mächtige Hindernisse; denn diese wirkten sich heimlich die Erlaubniß aus, alle jüdische Auslegungen der Bibel zu verbrennen. Reuchlin erklärte ihre aufgezeigte Vollmacht für hinterlistig und ungültig, und berichtete höheren Orts, wie

vortheil-

vortheilhaft die genannten Ausleger sepen; er widerlegte alle Gegner rüstig und stark. Die Erbitterung wuchs und ging so weit, daß schon der Tag anberaumt war, wo Reuchlins Bericht öffentlich verbrannt werden sollte. Nur Hochstratens brutale Heftigkeit, die den Pöbel erzürnte, und des Churfürsten zu Mainz ausdrückliches Verbot verhinderten für diesmal diesen Schritt. Bei dieser Bedrängung wendete sich der brave Gelehrte an den Papst, der ihm auch beistand. Seine Sache ward nun die Sache der Bessern, und der wackere Ulrich von Hutten schwang besonders seine Geißel über die Gegner. Auch Erasmus hatte sich in diese Angelegenheiten gemischt; allein die Unkenntniß der Sache, und seine Eitelkeit machten, daß er Reuchlin minder verdienten Männern nachsetzte, und so seiner Sache eben nicht besonders nützte; ja er misbilligte sogar Reuchlins rücksichtloses kräftiges Gegenstreben, und rieth ihm, den Orden zu

schonen,

ſchonen. Für dieſe Halbheit züchtigte ihn Hutten ſpäterhin nach Verdienſt. Wer wird aber ſich für das Betragen des Eraſmus durch eine gemeine, ſchale, ſchwülſtige Vergötterung beſtechen laſſen, wie er ſie nach Reuchlins Tode ſchrieb? beſonders wenn man erwägt, daß er bei dem Papſt mehr ſich ſelbſt und ſeine eigne Sache im Betreff der Ausgabe des Neuen Teſtaments zu decken ſuchte, als Reuchlins Verdienſt. Wen muß nicht die ſklaviſche Niederträchtigkeit empören, womit er dem Papſt die ungeheuerſten, lügenhaften Lobſprüche ertheilte? „Wenn man deine Hoheit erwägt, ſchrieb er ihm, ſo würde auch der gröſte Fürſt ſich ſcheuen, dir zu ſchreiben. Denn wer ſollte nicht ſich fürchten den ſchriftlich anzureden, der an Würde ſo weit über alle Menſchen ragt, als die Menſchen ſelbſt über unvernünftige Thiere, und der ganz wie ein himmliſches Weſen unter den Sterblichen wandelt? Und doch flößt mir deine beſondere

Güte, und deine unglaubliche Herablassung, wodurch du deine Größe selbst, und die Größten übertrifft, welche nicht allein von der öffentlichen Stimme der ganzen Welt gepriesen wird, sondern auch von deiner Stirne, wie man sagt, und aus deiner ganzen Gestalt wiederstrahlt, und welche ich bei meinem Aufenthalte in Rom im Umgange mit dir selbst genossen, so viel Vertrauen ein, daß ich, fast einer der niedrigsten Klasse (?) kein Bedenken trage, deine Hoheit mit meinem Briefe zu beschweren. Ach wäre es mir erlaubt deine allerheiligsten Füße zu küssen!" Wie wegwerfend!

So erkaufte er eine Empfehlung an Heinrich VIII, und ein allergnädigstes Handschreiben des Papstes, das ihm freilich etwas spät eingehändigt wurde. Indessen eignete er ihm doch die Ausgabe des neuen Testaments zu im Jahre 1516. Er empfahl hier angelegentlichst das Forschen der heiligen Schrift,

gab

gab darüber Regeln und Anleitung, rechtfertigte besonders sein ganzes Unternehmen. Die Arbeit war bei allen Spuren der Eilfertigkeit, bei mancher verrathenen Unkenntniß doch sehr verdienstlich und bewunderungswerth, da die Hülfsmittel in jenen Zeiten noch so selten waren. Jetzt waren doch Text, Uebersetzung und Anmerkungen für die Nachfrage da, und der Leser erhielt noch obendrein manchen Erguß über die Verderbtheit des Zeitalters, manche Predigt über Duldung, freiere Forschung und dergleichen mehr. Die Verdienste vieler lebenden Gelehrten wurden hier angepriesen, und die Unwürdigen, so nur das Alter und die Gewohnheit ehrte, zurückgewiesen. Um den Umlauf der allgemein gepriesenen Arbeit zu befördern, ward auch von der zweiten Ausgabe an allen übrigen die Billigung und Anempfehlung des Papstes selbst vorgedruckt. Fast eben so allgemeinen Beifall erhielten seine Umschreibungen trotz dem Spotte Lu-

thers, der sie Verirrungen nannte, und andrer. Die Ausgabe eines Schriftstellers der frühern christlichen Kirche, den er über Verdienst erhob, machte ihn nicht minder beliebt; obgleich manche Ketzereien darin witterten, und der Bischof von Chieti besonders, Peter Caraffa, nachheriger Paul IIII, von dieser Zeit an einen glühenden Haß auf ihn warf, der so weit ging, daß späterhin seine Schriften verbrannt wurden.

Indessen erwarb sich Erasmus durch diese Arbeiten auch mächtige Gönner und Freunde, und ward mit Berufungen von allen Seiten bestürmt. So lud ihn der päpstliche Minister, Ludwig Canossa, nun Bischof zu Bayeux, zu sich, versprach ihm zwei hundert Dukaten Gehalt, Beköstigung für einen Bedienten und zwei Pferde. Der König von Frankreich, Franz I, ließ ihm durch den berühmten Budäus eine Pfründe von 1000 Franken antragen, zu deren Uibernehmung ihn

der

der Bischof Stephan Poucher durch ein Geschenk von 400 Thalern zu überreden versuchte. So wie er aber das erste Anerbieten ausschlug, so verweigerte er auch den zweiten Antrag, theils weil er abhängiger zu werden glaubte, theils weil er den Mönchen durchaus nicht traute, und überdies der englische Gesandte an Karls Hofe, Cuthbert Tunstall, ihm abrieth. Der Zufall stempelte auch dies Betragen noch sichtbarer mit dem Namen Klugheit, indem beide Könige Mitwerber um die erledigte Kaiserwürde, und, als Karl glücklich war, Feinde wurden; und eben der Zufall fügte es, daß Erasmus sich Franzen empfehlen konnte, als dieser im Jahr 1525 bei Pavia gefangen wurde. Denn Erasmus bat für seine Auslieferung.

Die Verhandlung im Namen Franzens knüpfte die schon ehemals geschloßne Freundschaft zwischen Erasmus und Budäus noch fester, aber die Eitelkeit und der Dünkel

der

des erstern hätte sie wahrscheinlich ganz aufgelöst, wäre Budäus nicht groß genug gewesen, um mit seinem gereizten Freunde zu spielen. Schon hatten sie einmal über ein Wort einen langwierigen Briefwechsel geführt, der endlich abgebrochen wurde. Von ungefähr stellte Christoph Longueil aus Shoenhoven in Holland in einem freundschaftlichen Briefe eine Vergleichung zwischen diesen beiden Gelehrten an, die so gerecht als scharfsinnig war, und kurz von dem Dichter Nikolaus Borbon so ausgesprochen wurde: Erasmus lockt an, Budäus reißt hin. Der Vortheil war demnach auf der Seite des letztern, und Erasmus mochte dies gern ertragen. Als er aber mit Faber von Estaples in Streit gerieth, und Budäus denselben beilegen wollte, da argwöhnte Erasmus, wähnte zwei Feinde, vertheidigte sich gegen Budäus, und spielte den Großmüthigen, wenn anders Faber seine Schrift unterdrükken wollte. Budäus lächelte, und gab ihm

mit

mit der größten Durchtriebenheit einen ächt väterlichen, freundschaftlichen Rath, diese Händel ruhen zu lassen, ja er ließ ihm in dem leisesten Spaß eine solche Uiberlegenheit fühlen, daß Erasmus, so sehr es ihn auch kränkte, sich in Budäus Schriften nicht erwähnt zu finden, und so ungescheut er den Wunsch äußerte, Budäus möchte ihn, wenn auch nicht loben, doch wenigstens seine freundschaftliche Gesinnung für ihn aussprechen, daß, sage ich, Erasmus nicht anders konnte, als die Sache in einen Spaß verwandeln, wenn er anders seinen Ruf schonen wollte.' —

---

## Sechstes Kapitel.

Der jetzige Zeitpunkte, bei welchem wir verweilen, ist unstreitig der glänzendste in dem Leben des Erasmus. Sein Ruf war so allgemein verbreitet, daß alles wetteiferte, ihn bei sich zu sehen, um so mehr, da er in dieser Hinsicht besonders spröde war, und fast alles ablehnte. Jetzt lud ihn auch Urbanus Rhegius im Namen Ernsts, Herzogs von Bayern, zu einer Professur nach Ingolstadt mit einem Gehalt von 200 Dukaten. Aber auch diesen Ruf lehnte Erasmus ab, empfahl Heinrich Glarean, einen lustigen Mann, der ihn mit einem Spaß über die griechische Aus-

sprache

ſprache, zu einer Übereilung der Eitelkeit, die ſich ſelbſt ſtrafte, verleitete, und bedankte ſich beim Herzog mit einer Zueignung eines lateiniſchen Schriftſtellers. Dies war die gewöhnliche Begütigung, die Eraſmus anwendete.

Man weiß nicht, ob man mehr die häufigen Einladungen von allen Seiten her, oder die Geſchmeidigkeit des Eraſmus, oder ſein Glück bewundern ſoll. Bald fand er ſich mit einem Beſuch ab, wodurch er ſein Anſehen nur vermehrte, bald mit einer Zueignung, bald wußte er mit eigner Ruhmredigkeit alle dieſe Auszeichnungen an den Mann zu bringen, und ſich noch mehr zu erheben. So konnte er einem Freunde gar nicht ſagen, wie viel künſtlich gearbeitete Pokale, Flaſchen, Doſen, Uhren, Ringe, Löffel, wie viel Briefe von Fürſten und Gelehrten, und den angeſehenſten Männern er aufzuweiſen habe. Wohin er auch kam,

fand

fand er Gönner und Freunde, die oft Abgötterei mit ihm trieben, wie Erhard von Marks, Bischof zu Lüttich, und der Zolleinnehmer Christoph Eschenfelder zu Pepade, wohin Erasmus, der in Basel ausgebrochenen Pest wegen, flüchtete, und wo er zu seinem großen Kitzel alle seine Schriften fand. Wie hätte er diese innige Verehrung des letztern besser feiern und großmüthiger belohnen können, als mit Briefen, und einer Zueignung? Er reis'te weiter über Aachen nach Löwen, und hier zeigten sich Ausbrüche der Pest an seinem Körper, die er blos durch eine strenge Diät heilte, weil die Aerzte ihn nicht mehr besuchen wollten. Dafür hielten ihn die Besuche seiner nunmehrigen Freunde, des Johann Atensis und Martin Dorpe, schadlos, und er selbst wußte sich durch leichtere Arbeiten die Zeit angenehm zu kürzen.

Hier zu Löwen hatte Erasmus schon früher

het ſich beliebt gemacht. Er hatte die Errichtung eines Sprachenkollegium vermittelſt eines Kapitals von 20000 Franken, welches Hieronymus von Busleyden, Staatsrath König Karls, zum Unterricht der Jugend ausgeſetzt hatte, veranlaßt. Ihm ſelbſt war die Wahl der anzuſtellenden Lehrer überlaſſen worden, und die Wahl Adrians, Konrad Goklenius, Rütiger Reſcius rechtfertigten allerdings das Vertrauen, das man in ihn geſetzt hatte. Die Anſtalt ward immer blühender, und veranlaßte eine ähnliche in London; aber je mehr Ehre Eraſmus erntete, deſto heftiger brach auch der lauernde Neid aus. Einen Erzfeind fand er an dem Karmeliter Nikolaus Egmond, der kein Bedenken trug, ihn in öffentlichen Vorträgen zu läſtern, zu verdammen und für einen ärgern Ketzer, als Luthern, auszuſchreien. Eraſmus hatte dies einige Zeit lang ertragen, beſchwerte ſich aber endlich beim Rektor, Gottſchalk Roſenmund. Beide wurden

vergeb-

vorgeladen, und, obgleich Erasmus einige Klätschereien in dieser Angelegenheit nicht ganz entschuldigen konnte, so mußte doch der wüthende, schmähsüchtige Egmond endlich beschämt zurücktreten. Aber noch hörte er nicht auf, gegen Erasmus zu schimpfen; auch Adrians Verbot hielt ihn nicht ab, in namlosen Schriften ihn herunter zu reißen, bis er endlich abgesetzt ward, und im Jahre 1527 starb.

Wie es Erasmus hier ergangen war, so erging es ihm auch in Rücksicht auf seine theologischen Arbeiten. Je freier und verhältnißmäßig verdienstlicher sie wurden, desto mehr fanden sich scheelsüchtige, einseitige und beschränkte Köpfe, die ihm Vorwürfe machten, oder gelehrtere, die ihm manchen Fehler aufdeckten, und nicht immer gelang es ihm, wie bei Vincenz Ganhus, durch Ruhmredigkeit, und Berufung auf höhern Schutz, ihnen den Mund zu stopfen, oder

durch

durch die Verwendung der Höhern daſſelbe zu bewirken, wie bei Vincenz von Aſkman, der ihm Begünſtigung Luthers vorwarf, aber doch endlich durch die Fakultät zu Löwen beſchwichtigt wurde. Eben ſo leichtes Spiel hatte er mit dem Biſchof von St. Aſaph, D. Standiſch, der ſich durch ſeine Behauptungen lächerlich machte.

Aber nicht alle waren ſo unbedeutend, daß ſie mit einigen Bogen wären abzufertigen geweſen. Es traten weit wichtigere auf, die ihm ſein Leben ſehr verbitterten. Eraſmus hatte, wie wir geſehen, einen großen Hang zum Spotte, und dieſer Hang fand in dem damaligen Zeitalter, das von Thorheiten aller Art, beſonders in der Theologie, wimmelte, leicht Befriedigung. Aber ſein Spott und ſeine Laune ſchien mehr eine Uibereilung ſeiner Natur, als ein mit Freiheit und Liebe bis zur Kunſt geſteigerter Trieb, mehr ein verlauter Kitzel, als ein

üppiger

ärztiger Erguß einer ausgebildeten Kraft. Wie ihm die Religionswissenschaft nur ein Tummelplatz war, auf welchem er Gelegenheit hatte, seine Belesenheit in verschiedenen abspringenden Richtungen zu zeigen, und eine Streitfrage von mehreren Seiten anzufassen, ohne darum immer in die Mitte kräftig einzudringen: so war ihm auch das Leben besonders derer, welche diese Wissenschaft trieben, ein Gegenstand, worüber sich viel Witziges sagen ließ, was aber bei dem geringsten Widerstande in bittere Scheelsucht überging, oder wohl gar in hämische Verleumdung zusammenschrumpfte. Darum durfte Erasmus sich nicht füglich in den Strom der Reformazion hineinwagen, dessen Andrange er nicht gewachsen war; nur um ihre Ufer durfte er spielen, und dahin wiesen ihn auch die kräftigen Männer, welche mächtig den Gang der Zeit lenkten, zurück. Es wird sich ergeben, daß er am Ende seines Lebens grade an dem Grenz-

punkte

punkte niedergesetzt wurde, über welchen er sich zu erheben gestrebt hatte. Wir gehen zu seinen Streitigkeiten über.

Noch früher als Erasmus sein neues Testament herausgab, hatte ein Gelehrter in der Pikardie, Johann Faber von Estaples, sich mit einzelnen Schriften desselben Werks beschäftigt, und nicht ohne Verdienst beschäftigt. Gelegentlich fiel denn auch eine seiner Bemerkungen in das Gebiet des Erasmus, der sie aufgriff und verwarf. Faber, ein achtzigjähriger Greis, widersprach ihm 1517, und beharrte fest auf seiner Erklärung. Erasmus trotz aller Vermittelung des Budäus fürchtete für seinen Ruhm, und schrieb eine weitläufige Vertheidigung gegen Faber mit so vieler Bitterkeit, daß der milde Greis nicht darauf antwortete. Doch erwartete dies Erasmus, oder fürchtete es wohl auch, ob er es gleich sich nicht eingestand. Der Ton, worin er während dieser Zeit über die

Sache

Sache an seinen Freund Heinrich Glarean schreibt, verräth einen Dünkel und einen großmüthigen Kitzel, wie er ihm gegen Faber nicht ziemte. „Daß dich Faber lieb hat, schrieb er, freut mich. Nach meinem Urtheil ist er ein gelehrter, biederer und milder Mann; nur in Beziehung auf mich ist er sich unähnlich geworden. Ich weiß, daß dies auf fremden Antrieb geschehen. Aber solch einem Manne ziemte es nicht, auf fremden Antrieb gegen den Ruf eines Mannes zu wüthen(?) der ihn vom Herzen liebt, was du aus meinem Gespräche über ihn wissen wirst. Meinem Rufe hat er wenig geschadet, seinen hat er übel berathen, was mir fürwahr verdrießlicher ist, als du glaubst. Wie ich höre, denkt er auf eine Schutzschrift. Ich möchte ihm nicht dazu rathen, weil es mich schmerzt, gewissen Thieren dadurch es recht zu machen, die sich ihrer kindischen Thorheit wegen nicht selbst auf den Platz wagen, und uns recht tyrannenmäßig

an einander hetzen; doch rathe ich ihm auch nicht ab, als mistraute ich meiner Sache. Nur davor warne ihn freundschaftlich, daß er sich solcher Witzeleien enthalte; sonst möchte er fühlen, daß ich nicht zahnlos bin, und vielleicht es zu spät bereuen.“ Allein Faber antwortete, wie gesagt, nicht, und sein Ruf verminderte sich eben auch gar nicht.

Grade um diese Zeit trat auch der berüchtigte elende Johann Eck gegen ihn auf, bloß wie es schien, um doch auch etwas zu sagen, und bei der Gelegenheit ein wenig Ruhm zu erhaschen. Seine Erinnerungen waren so süßlich albern und abgestanden, daß es dem Erasmus wenig Mühe kostete, ihn in die Schranken zurück zu weisen, und zu überzeugen, wie wenig er sein Lob achte, und wie so gar nicht er gesonnen sey, sich weiter mit ihm einzulassen. Einige kleine Spöttereien, die er auch dem Erasmus ableugnete, waren der ganze Erfolg.

Im Jahr 1519, eben als Erasmus in Löwen war, erschien eine Schrift eines dasigen Doktors, Jakob Latomus, über das Studium der Gottesgelahrtheit. Latomus war dem Erasmus hierin grade entgegen gesetzt; denn die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache schien ihm gar nicht so empfehlungswerth, als jenem, und nach seiner Meinung war es rathsamer, sich mit frommen und christlichen, als mit heidnischen Schriftstellern zu beschäftigen. Zwar war Erasmus hier nicht genannt, aber seine Sache war doch angetastet, und dies konnte er nicht vertragen. In zwei Tagen war auch seine Vertheidigung fertig. Hier that er schon einige Winkelzüge, indem er frühere Aeußerungen deutelte, und manches auf Luther, Hutten und Peter Moſellanus zog, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Ja er forderte sogar den letztern unter der Hand auf, gegen Latomus zu schreiben, obwohl mit einer recht gleißnerischen demüthigen

thigen Bescheidenheit; aber Moscllan, der vielleicht den Wolf im Schafskleide erkannte, schwieg, und Latomus war besiegt. —

---

## Siebentes Kapitel.

Weit langwieriger und heftiger war der Streit mit dem jungen Eduard Lee; und hier kann man ganz die gelehrte Klopffechterkunst des Erasmus kennen lernen. Der Gegenstand des Streites war ebenfalls das neue Testament des Erasmus. Lee aus Kent, ein sehr glücklicher und frühzeitiger Kopf, studirte zu Löwen, und machte nicht ganz unbeträchtliche Fortschritte. Eine vorlaute Neckerei, oder auch wohl ein aufbrausendes Ehrgefühl, das zu wirken strebte, zog ihn zu der Arbeit des Erasmus, über welche er einige Bemerkungen niederschrieb, die er

ihm

ihm mittheilen wollte, und auch wirklich mittheilte. Dadurch war die Eigenliebe des letztern schon gekränkt, und da er noch überdies die meisten Bemerkungen unbedeutend fand, so schickte er ihm seine Blätter zurück mit der Warnung, er möge sich mit seiner Richtgier in Acht nehmen. Lee fühlte sich durch dieses spröde Vornehmthun gekränkt, und bemerkte noch überdies mit schadenfrohem Erstaunen, daß doch in der zweiten Ausgabe einige Stellen abgeändert worden waren, ohne dabei seiner im geringsten Erwähnung zu thun. Alles zusammen genommen war es wenigstens zu entschuldigen, daß Lee ausbreitete, es walte hier eine Art gelehrten Diebstahls ob. Auch muß Erasmus sich nicht ganz sicher gewußt, oder wenigstens die Möglichkeit gefürchtet haben, daß auch andre so urtheilen könnten. Er suchte daher die Sache zu unterdrücken, und versprach ihm sogar, bei nochmaliger Durchsicht ihn zu loben; allein auch dadurch wur-

de Erasmus Leen nur verächtlicher. Lee zauderte dennoch mit der verlangten Bekanntmachung seiner Bemerkungen, vielleicht weil er seine Schwäche fühlte, oder auch weil Erasmus Freunde zahlreicher und heftiger waren. Denn Erasmus sah in Lee nichts als einen boshaften Neider, der nur darum Griechisch gelernt habe, ihn anzuzapfen und zu verleumden, der seine Abwesenheit benühen werde, um mit seinen Bemerkungen die Unsterblichkeit zu erhaschen. Er ermahnte ihn, drohte ihm mit seinem gelehrten Anhange, verspottete seine frühzeitige Tadelsucht. Eben so behandelten Lee Erasmus Freunde. Da indessen seine Bemerkungen unter Freundeshänden herumgingen, sich auch mehrere verleumderische Gerüchte verbreiteten, als könne er keinen Verleger finden, und andere, über welche Erasmus schadenfroh triumphirte: so erschienen sie endlich doch im Druck mit einer kleinen Zuschrift an Erasmus, die eine sehr ruhige Ergebung

gebung athmet, doch ohne schlaffe Zerschlagenheit. Denn er schrieb ohne Zurückhaltung, die Erscheinung dieses Werkes werde ihm wohl deshalb angenehm seyn, weil sich so die Unwissenheit verrathen werde, die er schon auf alle Art bekannt zu machen gesucht habe. Doch was auch kommen möge, es könne so böse und unglücklich eben nicht ausschlagen. Es könne ihn nichts treffen, was er nicht erwarte. Das Werk selbst gab allerdings manche Blößen, aber es enthielt doch auch auf der andern Seite einige so offenbar treffende und richtige Bemerkungen, daß Erasmus sie wohl hätte benützen können, hätte ihm sein erbitterter Dünkel so viel Freiheit übrig gelassen.

Darin bestärkten ihn nun aber noch die Urtheile seiner Anbeter und Verehrer, die unbarmherzig über Lee herfielen, und ihn für einen Schandfleck Englands ausgaben. Besonders plump, und mit einer gewichtigen

gen reinen Grobheit behandelte ihn ein Schulmeister zu Schlettstadt, Johann Sapidus, der ihm unter andern nicht minder nachdrücklichen Schimpfreden auch Proben seines trefflichen Schulmeisterwitzes in der herrlichen Anstalt gab, die er folgender Maßen beschreibt: „Ich bin ein Schulmann, und will machen, daß in allen Schulen der verhaßte Name Lee herunter gerissen werde: alle meine Schulknaben sollen dich in Versen spielend höhnen. Und wärest du nur, setzt er mit einem kräftigen Seufzer hinzu, was du zu seyn verdienst, nämlich eine öffentliche Schleuße, damit wir alle auf dich allein unsre Leibesnothdurft ausladen könnten. Jetzt, wenn es gehe, wollen wir dich mit Schriften bespeien, mit Büchern bewerfen, und so behandeln, daß du oft ausrufen sollst: Weh mir, warum habe ich mich nicht zuvor aufgehenkt?" Und in der That bewarf er und seine Schulknaben Lee mit solchen Gemeinheiten. Auch weit ehrenvollere Männer

ner behandelten den letztern mit empörender Erniedrigung. Erasmus selbst konnte es nicht über sich erhalten, den Bitten weniger Freunde nachzugeben, die ihm riethen, die ganze Angelegenheit wie einen Spaß zu behandeln. Er schrieb vielmehr eine Vertheidigung, die nicht so derb auftrat, als seine freundschaftlichen Briefe, aber eben darum als die beispielloseste Bescheidenheit mit vollen Backen gepriesen wurde. Der milde Versuch des wackern Thomas Morus, der beide ziemlich richtig würdigte, und aussöhnen wollte, glitt wenigstens an der Erbitterung des Erasmus ab, die so weit ging, daß nach Erscheinung des Leeschen Nachtrags er sogar den Papst gegen ihn als Ketzer aufzubieten versuchte.

So endete sich dieser ganze Streit. Lee, der nachher als Erzbischof von York starb, machte diese Unbesonnenheit, die doch wahrlich zu hart gezüchtigt wurde, durch sein

ganz

ganzes Leben wieder gut, und der schöne Nachruhm, den er hinterließ, ist zugleich die bitterste Beschämung seiner Feinde.

Aber nach Lee standen auch mehrere Gegner auf, die nur einen ähnlichen Schritt erwartet zu haben schienen, besonders unter den spanischen Mönchen. Erasmus suchte sie mit seiner gewöhnlichen Scheuche zu schrekken, indem er von vielen hohen Gönnern und Freunden sprach. Seine Eitelkeit, und der daraus entsprungene Argwohn vergrößerte ihm auch diesmal die Sache, und beförderte grade dadurch ein größeres Ungestüm. So sehr ihm auch einige Freunde berichteten, daß die ganze Sache sich von selbst legen werde, ertrug er es doch nicht, daß man ihm einige Ketzereien vorwarf; er vertheidigte sich, und lehnte nicht ohne künstliche Wendungen Beschuldigungen von sich ab, die durch seine mächtigen Gönner, wie den Erzbischof von Toledo, Alfonse Fonseca,

und

und andre unſtreitig eben ſo bald und ſo ſicher niedergeſchlagen worden wären.

Weit bedeutender, als dieſe Verunglimpfungen unwiſſender Mönche, war der Angriff eines alkalaſchen gelehrten Theologen, Jakob Lopez Stunica, der ihm im Jahre 1521 ganz beſonders ſeine Herabſetzung der lateiniſchen Ueberſetzung, die bisher kirchliches Anſehen gehabt hatte, vorwarf, und zum Beweis, daß das Ganze ein freches Unterfangen eitler Tadelſucht ſey, wirkliche Verſtoße anführte, welche Unbekanntſchaft beſonders mit der hebräiſchen Sprache verriethen. Eraſmus dagegen geſchriebene Schutzſchrift wird ſich in ihrem Lichte zeigen, wenn man anführt, daß er ihm gelehrten Diebſtahl vorwarf, bei dem Vorwurf der Unkunde der hebräiſchen Sprache auf ſeinen Freund Hausſchein verwies, und Stunica's Liebe zu dieſer Sprache für Ausbruch ſeines heimlichen Judenthums erklärte. Stunica ließ ſich damit

mit noch nicht abfertigen, sondern versetzte ihm, wenn auch nicht zuerst, doch wenigstens bis dahin am kräftigsten, den empfindlichsten Streich, den nachher alle Gegner des Erasmus immer kräftiger und nachdrücklicher führten; er stellte nämlich eine Vergleichung an zwischen den Lehren des Erasmus und Luthers, dessen großes, kühnes Werk damals schon in voller Gährung war, und der Blödsichtigkeit des Zeitalters mißfiel, woraus sich ergab, daß alles Unheil, an welchem die Gemeinde der Christen erkranke, gradezu von Erasmus herrühre. Die einzige gültige Entschuldigung, die Erasmus für sich hatte, war diese, daß er Luthers Schriften nicht gelesen. Dennoch blieb der Vorwurf immer kitzlich. Denn freilich konnte es nicht fehlen, daß Erasmus, der wie Luther die Fesseln der Schulweisheit abgeworfen, und einen freien Anlauf genommen hatte, sowohl in der Hauptsache, als auch in einzelnen Behauptungen, manches mit dem großen

Manne

Manne gemein haben mußte. Wie Luther, drang Erasmus ernstlich auf ein rechtschaffenes, frommes Leben; beide mußten das Mißleben der Geistlichkeit, die Anerkennung einer andern Richtschnur als der heiligen Bücher, in Sachen des Glaubens mißbilligen. Aber Erasmus liebte eine rednerische Weitläufigkeit, und Luther eine kernige Kürze und Einfachheit. Der männliche Luther konnte und wollte nichts zurücknehmen; der weiche, rednerische Erasmus konnte, wenn es die Umstände heischten, zurücknehmen und deuten, und erklären, und weiter bestimmen. Mit welchen Verbeugungen und Sprüngen lehnte er nicht den Vorwurf von sich ab, daß er ein Verächter des päpstlichen Stuhls sey! Jetzt nennte er sich einen furchtsamen, unbedeutenden, ruhliebenden Mann, der nicht auf große Gelehrsamkeit Anspruch mache, dem es gar nicht anstehe, in dieser Sache zu urtheilen, der sich überall an die Kirche halte. Diese Art von

Ver-

Vertheidigung bewirkte doch so viel, daß Stunica, dem man auch überhaupt Neid vorwarf, endlich zum Schweigen gebracht wurde, besonders durch Papst Klemens VII, an den sich Erasmus wendete. Bald darauf starb Stunica.

## Achtes Kapitel.

Nicht Spanien allein hatte seine Männer, die auf altes kirchliches und theologisches Herkommen hielten, und mithin Erasmus Neuerungen und Bemühungen um die heiligen Bücher verwarfen. Auch in Frankreich geriethen einige in Bewegung, als einmal das Zeichen zum Aufstand gegeben war. Ein Karthäuser Peter Sutor führte seine Sache zu heftig und unbesonnen, und stützte sich zu sehr auf alberne Folgerungen, als daß seine Sache nicht hätte misfallen, und er bald abgefertigt werden sollen. Überhaupt theilte sich nun, seitdem Luther aufgetreten

treten war, die Gesellschaft der Christen in zwei Theile, deren einer beim Alten es bewenden ließ, der andre sich für den freiern Sinn Luthers erklärte. So ward auch jetzt Erasmus mittelbar und ganz unvermuthet in eine Streitigkeit gezogen, die andre zur Folge hatte. Ein Edelmann aus Artois, Ludwig Berquin, glühte für Luthers Sache, und einige Aeußerungen, die nur um eine Linie aus dem einmal befahrnen Geleise traten, waren schon hinlänglich, ihn der Ketzerei und der gefährlichsten Neuerungssucht zu bezüchtigen. Noch mehr erbitterte er seine, anfangs durch Machtsprüche bedeutender Männer niedergeschlagenen, Gegner durch Uebersetzung einiger Erasmischen Schriften. Besonders durchforschte mit der Rektor des Kollegiums zu Montaigü, Natalis Bedda, mit feindseligem Gemüth und einer rechtgläubigen Zähheit diese Schriften, und zog neue Ketzereien daraus, die Berquin ins Gefängniß brachten. Berquin that ein

Gleiches

Gleiches mit Bedda's Werk, und ſo glücklich auch dieſe Keckheit anfangs abzulaufen ſchien, ſo mochte ſich doch Eraſmus, trotz allen Bitten, nicht in den Streit miſchen, und der unbeſcholtene Berquin, den Eraſmus ſelbſt loben mußte, fand im Jahre 1529 ſein Ende auf dem Scheiterhaufen.

Durch das Betragen Bedda's während dieſes Vorfalls gewitzigt, wendete ſich der furchtſame Eraſmus höflichſt an ihn, und bat ihn, um ihn ſo zu kirren, um die Mittheilung ſeiner Bemerkungen zu der Umſchreibung des neuen Teſtaments, die er gewiß rühmlich benützen und erwähnen wolle. Bedda ſchien, ſeiner Antwort nach, mehr feſt eingewachſen in ſeine Uiberzeugung, als hartnäckig zu ſeyn, fand ſich auch durch dieſe Zuſchrift, deren ſeine im Hinterhalte liegende Abſicht er nicht merkte, geſchmeichelt, und ermahnte Eraſmus mit echt-chriſtlicher Salbung, ſein Talent doch mehr für den heili-

gen christlichen Glauben zu verwenden, als für jene neumodischen Erörterungen. Nothwendig mußte, je unabsichtlicher und aufrichtiger diese fromme Ermahnung war, manche Blöße in Erasmus unwillkührlich aufgedeckt werden. Erasmus antwortete diesmal, obwohl er sich beleidigt fühlte, doch immer höflich, und suchte, so viel ihm möglich war, seinen wissenschaftlichen Gang und seine daher entstandenen Schriften zu rechtfertigen. Dies aber gnügte Bedda nicht, der ihm nun immer mehr zusetzte, und auch wirklich ihn dahin brachte, daß er sich Erniedrigungen zu Schulden kommen ließ, die keinesweges zu billigen sind. Er versprach ihm, seine Schriften umzuarbeiten, sich einen angepriesenen Schriftsteller der rechtgläubigen Schulweisheit anzuschaffen. Aber der Kunstgriff des Erasmus, Bedda unmerklich in einen freundschaftlichen, gründlichen Streit zu verwickeln, worüber dieser den öffentlichen Angriff vergäße, mislang diesmal, und

er

er hatte nichts als Frist gewonnen. Denn Bedda, der, wenn es auf Gründe ankam, sehr zäh und steinern war, erklärte ihm endlich ohne Umschweife, daß er ein Ketzer sey, den kein rechtlicher Gottesgelehrte dulden dürfe, und fuhr fort, öffentlich seine Anmerkungen zu den Umschreibungen mit Ausfällen zu begleiten. Es ist leicht zu ermessen, wie weit dieser blinde Eifer in Glaubenssachen führen konnte; und Erasmus wendete sich endlich an die Fakultät und das Parlament. Umsonst! seine Beschwerden wurden überhört, sein Glaube verdächtiger, seine Schulschriften kamen ausser Gebrauch. Mithin deckte er Bedda's Betragen in einer Schutzschrift auf, deren Bitterkeit sich gar leicht entschuldigen läßt, wenn man überlegt, daß hier von einem Gemengsel, von Lügen, Verleumdungen und Lästerungen die Rede war, und daß die Anmaßung Bedda's, so wenig er auch selbst ihr Unrecht zu fassen schien, doch gar zu groß und übertrieben

war. Trotz dem Verbote des Königs, der mehr für Erasmus war, wurde doch Beda's Schmähschrift immer mehr verbreitet, und die ganze Angelegenheit endlich vom König selbst der Fakultät von Sorbonne überlassen, die nun pflichtschuldigst für Beda sprach, und mehrere Sätze des Erasmus für Ketzereien erklärte, von verführerischen Rednerkünsten, tödtendem Gifte und so weiter sprach. Sie bezog sich dabei besonders auf seine Umschreibungen und eine Vorrede zu einem von ihm herausgegebenen kirchlichen Schriftsteller, worin er sich über die fruchtlosen Grübeleien besonders in der Satzung von der Dreieinigkeit erklärt, und Duldung anempfohlen hatte. Dies Urtheil zögerte etwas lange, und Erasmus vertheidigte sich dagegen nach seiner gewöhnlichen Art. Beda mußte endlich doch schweigen und Kirchenbuße thun. —

---

## Neuntes Kapitel.

Je lauter und kräftiger Luther sprach, desto größer ward auch die Anzahl von Erasmus Feinden, denen es immer einleuchtender zu werden schien, daß er ganz Lutheraner sey. Erasmus hatte freilich in seinem ganzen Geschäft übersehen, daß, je größer der Druck war, unter welchem sein Zeitalter seufzte, desto begieriger auch alles aufgefaßt wurde, was die fast erstorbene Freiheit retten und beleben konnte. Ihm war es in der That nicht beigegangen, die Sache der Menschheit, oder der Nazion aus so voller Brust und so gewaltig auszusprechen, wie Luther; sein

sein Gesichtskreis war enger, und erstreckte sich nicht viel weiter, als über sein Selbst. Daher sprach er, von Ehrgeiz getrieben, nur das aus, was sein Scharfsinn auffand, und seine Laune ansprach, und er war nicht wenig befremdet und überrascht, theils Luthern auftreten zu sehen, theils sich für einen Streitgenossen desselben erklären zu hören. Und dennoch mußte er dies auch jetzt wieder, in den Jahren 1525 — 1529.

Der vatikanische Bibliothekar, Hieronymus Oleander von Motta in Karnien, der schon als solcher ein Freund des päpstlichen Stuhls war, konnte es doch nicht billigen, daß sein bisheriger Freund Erasmus von dem vorlauten Ruhestörer Luther, wie er ihm erschien, so ehrerbietig sprach, und ward immer abgeneigter. Albertus Pius, Graf von Karpi aus dem Hause von Savoyen, damals unter dem Schutze Franz I, fand mit gleicher Gesinnung dasselbe. Dies

Urtheil

Urtheil zwei so bedeutender Männer konnte Erasmus nicht ohne Verdruß und Furcht anhören; er beklagte sich schmerzlich, besonders beim Kanonikus zu Ferrara Calcagnini, über sein Schicksal, das ihn trotz allen seinen Gegenerklärungen doch zu Luthers Schildknappen mache. Calcagnini ahndete eine Vergrößerung und Übertreibung der Sache durch das Gerücht, und rieth ihm, zu schweigen. Vergebens! Erasmus wendete sich an Karpi selbst mit seinen Klagen und Rechtfertigungen, die er ihm nicht ohne einige Empfindlichkeit vorstellte. Karpi trug kein Bedenken öffentlich zu erklären, daß er ihn allerdings mit Luthern einverstanden halte, daß seine Schriften manch Aergerniß gegeben, und daß dies auch die allgemeine Stimme über ihn sey, die er für gegründet halte. Erasmus erhielt diese Schrift von Karpi selbst im Mai 1526, wendete sich an den Papst, und als sie 1529 im Druck erschien, schrieb er seine Vertheidigung in fünf Tagen.

Sie

Sie war, die heftige Bitterkeit abgerechnet, wie alle übrigen, voll von Wendungen und Winkelzügen und Schmeicheleien. Karpi, der sich jetzt in Paris aufhielt, wurde doch nicht überzeugt, sondern suchte vielmehr mit seinen Freunden, Peter Kornutus und Sepulveda, weitläufiger noch seine Behauptungen darzuthun. Er selbst starb aber während der Arbeit, bewitzelt und bespöttelt von Erasmus besonders, weil er die fromme Schwäche gehabt hatte, kurz vor seinem Tode Franciskaner zu werden. Indessen unterblieb das angefangene Werk nicht, das ihm zu einer neuen nur heftigern Vertheidigung Anlaß gab.

So viel Streitigkeiten zogen dem Erasmus seine Arbeiten über das Neue Testament allein zu. Sie waren seinem Rufe nicht wenig nachtheilig. Denn seine leicht verwundbare Eitelkeit, seine unbesonnene Heftigkeit wurden immer deutlicher, und dazu

konnte

konnte er die Beschuldigung, der neuen Lehre Anhänger zu seyn, nicht ablehnen, ohne seinen ganzen Charakter von vielen Seiten in seiner Blöße darzustellen. Dies war bei seiner schlaffen Furchtsamkeit auch wirklich die Folge. Je mehr man von außen auf ihn eindrang, desto tiefer zog er sich zurück, desto mehr änderte und mäßigte er seine Behauptungen, wo er nur konnte. Dies wird sich tiefer unten noch klärer zeigen.

Jetzt wenden wir uns von diesen Streitigkeiten, die ungefähr zwölf Jahr ausfüllen, zu dem, was ihn in eben dieser Zeit noch überdies betraf. Auch jetzt noch war sein Leben ein stetes Herumstreifen, was theils die Einladungen und Verwendungen seiner Gönner, theils auch seine schwächliche Gesundheit erforderten. Zwar waren Löwen und Basel seine bestimmten Wohnörter; allein seine Reisen entzogen ihn diesen Städten sehr oft. Dabei ward sein Fleiß, in gelehrten

lehrten Sachen zu arbeiten, nicht gehemmt. Denn außer mehrern bekannt gemachten Schriften sowohl des alten Roms, als auch der frühern christlichen Kirche schrieb er selbst eine Vertheidigung der schönen Wissenschaften, unter welchem Namen man damals besonders die Beschäftigung mit den Geistern Griechenlands und Roms begriff; und dies mit einer so glühenden, hinreißenden Beredsamkeit, daß nach vieler damals lebenden Gelehrten Urtheile die Gegner dieser Bemühungen nicht treffender widerlegt und beschämt werden konnten. Auch besorgte er auf Zureden und Dringen seiner Freunde schon eine Ausgabe seiner Briefe, die aber erst im Jahre 1529 vollständig und genau von ihm durchgesehen erschien, weil er immer gefürchtet hatte, daß man diese und jene freundschaftliche Aeußerung übel auslegen möchte.

Trotz allen erwähnten Streitigkeiten blieb

seine

seine Berühmtheit doch so groß, daß man ihn in allen Fällen zu Rathe zog, und um sich zu haben wünschte. So fragte ihn ein böhmischer Edelmann, Johann Schlechta, über die damals in Böhmen entstandenen Religionsunruhen, und die Mittel sie zu dämpfen, um Rath. Erasmus antwortete im November 1519 weitläufig und behutsam. Er billigte es in diesem Schreiben allerdings, daß die ganze christliche Kirche einem Oberhaupte huldige, das freilich mit gutem Beispiel vorangehen solle. Im Fall, daß dem nicht so sey, rieth er zu christlicher Duldung und Mäßigung. Es könnten vielleicht alle Zwistigkeiten aufgehoben werden, wenn man nur weniger Glaubensartikel machte, oder sie so viel als möglich vereinfachte, da doch die Hauptsache in einem frommen Wandel nach Christi Beispiele bestehe, und die tiefern und weitern Untersuchungen sowohl in dieser Hinsicht, als an und für sich etwas Willkührliches seyen. Alle diese Aeus

serun-

ſerungen waren ſo unbeſtimmt und allgemein, daß, wenn ſie auf die damalige Kirchenverfaſſung angewendet wurden, ſie eben ſo leicht misgedeutet, als von ihm ſelbſt gedeutet werden konnten.

Auch in England waren ſeine Bekanntſchaften noch immer ſo ausgebreitet, als vorher. Thomas Morus lud ihn im Jahre 1520 nach Calais, wo er die Könige von England und Frankreich traf, und manche ſchöne Stunde hatte. Eben dieſen Morus fand er das Jahr darauf nebſt andern Freunden in Brüſſel. Hier ging er von Hand zu Hand; Miniſter und Fürſten luden ihn zur Tafel, und ſelbſt der gewaltſame König von Dännemark, Chriſtiern, gewann ihn ſo lieb, daß Eraſmus ſich endlich zurückzog aus Furcht, die entſchiedene Liebe Chriſtierns zu Luthern möchte ihn vielleicht zu freiern Aeußerungen verleiten, die ihm nachtheilig werden könnten.

In diesem Jahre gab er auch endlich den anhaltenden Bitten seines Freundes Froben in Basel nach, und wählte diesen Ort zu seinem Aufenthalt. Seine Feinde verbreiteten das Gerücht, er habe Löwen nur verlassen, um sich mit Luthern in Wittenberg zu vereinigen. Ein Gerücht, weßhalb er sich durch den Minister Karls des V bei seinem Kaiser rechtfertigen ließ! Ja er war so ängstlich, daß er sich schon selbst auf die Reise begab, und nur von einer Krankheit zurückgehalten werden konnte.' Das Glück war ihm dennoch günstig. Denn auch der jetzige Besitzer des römischen Stuhls, der noch nie so heftig und arg bedrängt worden war, als jetzt, Adrian VI, glaubte an Erasmus einen gewandten Vertheidiger zu haben, was auch allerdings der Fall war, so lange es bei Worten blieb, und nicht entschiedene Partei genommen werden mußte. Er lud ihn daher so schmeichelhaft und unter so glänzenden Bedingungen ein, die

Freunde

Freunde des Eraſmus vereinigten ihre Bitten und Beſchwörungen mit den ſeinigen ſo rührend, daß der weiche Mann gar nicht widerſtehen konnte, und gewiß weiter gekommen wäre, als bis Konſtanz, wenn er nicht hier einen Stein des Anſtoßes gefunden hätte. Dies war nämlich die Steinkrankheit, die er auf des Biſchofs von Verroli Ennius Rath mit Burgunderwein zu beſänftigen ſtrebte. Außerdem war der Aufenthalt in Konſtanz ſehr angenehm; denn Eraſmus fand an dem Kanonikus Botzheim, und andern, Leute, die ihn zu ſchätzen und zu verehren wußten. Er ging endlich nach Baſel zurück.

Im Jahre 1524 konnte er in Beſançon wieder bemerken, wie allgemein man ihn achte. Denn die ganze Stadt erwies ihm die größten Auszeichnungen, um ſeinen Beſuch beim Archidiakonus Ferikus Karondilet zu einem immer währenden Aufenthalt umzugeſtalten.

gestalten. Allein er schlug dies Anerbieten eben so aus, wie ein anderes des Beichtvaters vom König Ferdinand, Johann Fabers, der ihn als Ehre und Zierde der Akademie nach Wien einlud. Seine Kränklichkeit, und die Unannehmlichkeiten, die er jetzt überall von Mönchen fürchtete, bestimmten ihn zu diesem Entschlusse. Doch benühte er späterhin das Ansehen des Königs, um Basel, das ihm jetzt auch unsicher zu werden anfing, zu verlassen, und nach Freiburg zu ziehen. Aber noch vor dieser Zeit, im Jahre 1526, berief ihn der König von Pohlen, Sigismund, durch den Bischof von Plozkow, Andreas Griati, eben so Brabant und der König von Frankreich. Alle Einladungen, so vortheilhaft sie auch waren, schlug er aus.

Besonders merkwürdig aber waren die dringenden Einladungen des Königs von England, die mit so vielen schmeichelhaften Anerbie-

erbietungen verbunden waren, daß Erasmus Eitelkeit fast eingewilligt hätte, wäre nicht seine Furcht noch gröſser gewesen. Er schickte seinen Bedienten ab, um alles gehörig zu untersuchen, und nun ward ihm ganz gewiß, was er schon vorher gefürchtet hatte, daß es ein sehr kitzliches und gefahrvolles Unternehmen sey, jetzt in Heinrichs Nähe zu leben. Denn eben damals war die Ehescheidung des Königs mit Katharina von Arragonien in vollem Gange. Hier galt es nun, wenn er einmal in England war, Partei zu ergreifen. Der edle Thomas Morus that es. Mit unerschütterlicher Festigkeit legte er seine Würden nieder, unterschrieb die Scheidungsakte nicht, und mit dem erhabensten Scherz bot er sein Haupt dem Beile dar. Eben so handelte der wakkere Bischof von Rochester, Johann Fischer. Wer konnte dies von Erasmus erwarten? Diese Gröſse war ihm fremd. Es ist in der That widrig mit anzuhören, wenn Erasmus

den

den wackern! Motus ſeiner Seele Hälfte nennt, Er, der doch nicht den tauſendſten Theil dieſes Gemüths hatte, oder ſein zweites Ich, das füglich ein anders, himmelweit verſchiedenes Ich, genannt werden konnte. Und was that nun dieſer geglättete Redner in dieſer Sache? Er redete, d. h. er konnte, beſonders aus der Ferne, der armen Katharina leicht eine Trotzſchrift überſenden, und ſich damit abfinden.

Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ward nicht gehindert. Immer erſchienen theils Ausgaben römiſcher und griechiſcher, kirchlicher und andrer Schriftſteller, theils einzelne Abhandlungen über einzelne Gegenſtände, wie Ehe, Gebet, Briefſchreiben, Fleiſcheſſen und ſo weiter. Aber in fernere Streitigkeiten verwickelte ihn ein Werk, worin er über die wahre Nachahmung eines berühmten römiſchen Redners, Cicero, ſprach. Die Verehrung und blinde Nachahmungs-

ſucht für dieſen Mann ging ſo weit, und ſchien die chriſtliche Religion, wie die gründlichere Bearbeitung der wieder aufleben den Wiſſenſchaften ſo zu beeinträchtigen, daß es der Mühe werth war, über dieſen Gegenſtand etwas feſtzuſetzen. Eraſmus that es. Gelegentlich aber hatte er den berühmten Budäus, der ſchon oben erwähnt worden iſt, in einer Vergleichung mit einem gelehrten Buchhändler, Badius Aſcenſius, ſo untergeordnet, daß er ihm öffentlich Genugthuung geben, und die ſtreitige Stelle verwerfen mußte. Ein andrer verdienſtvoller Gelehrter, Julius Skaliger, fuhr mit ſo heftigen Scheltworten über den Feind des Cicero her, daß Eraſmus ihn gar nicht für den Verfaſſer der Schrift gelten laſſen wollte, ja ſogar, als dies außer Zweifel geſetzt war, noch zweifelte, ob auch Skaliger der alleinige Verfaſſer ſey. Skaliger erklärte dies nun geradhin, und ward noch heftiger, ſo daß Eraſmus dieſe Schrift ſo viel als

möglich

möglich aufkaufen und verbrennen liess. Doch wurden beide am Ende ausgesöhnt, und Skaliger gestand seine Uibereilung. Eben so wüthete Stephan Dolet von Orleans nebst einer grossen Rotte gegen Erasmus, so daß dieser nicht antworten konnte; aber auch Dolets Haß verschwand mit Erasmus Tode. Sogar seines Siegelringes Aufschrift: Ich weiche keinem, mit der Figur des Grenzgottes, benutzten seine Feinde, um seinen Hochmuth zu belegen, und er mußte sich deshalb rechtfertigen.

Durch König Ferdinands Vermittlung zog er endlich im Jahre 1529 aus Furcht und Unwillen über das gewaltsame Verfahren der Basler nach Freiburg, wohin er erst heimlich seine Kostbarkeiten, dann öffentlich sein übriges Gepäck absendete. Eine witzige Spöttelei über Hausscheins Verheirathung, und sein scheues, verlegnes Ausweichen, so oft er Hausscheinen begegnete,

hatten zwischen beiden einen kleinen Groll veranlaßt, der jetzt erst beigelegt ward. Nun vereinigte sich alles ihn zurück zu halten, aber die Bitten waren nicht laut und geräuschvoll genug. Er reis'te also nach Freiburg ab, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde, erst in einem fürstlichen Hause wohnte, dann aber ein eignes kaufte und ausbauen ließ. Die deshalb häufig entstandenen geschäftigen Verwirrungen, die Theurung, fortdauernde Regengüsse und Krankheiten, verleideten ihm diesen Aufenthalt so sehr, daß nur der Umgang mit dem Rechtsgelehrten, Ulrich Zasius, ihn etwas aufheitern konnte. Doch war die Taubheit des letztern auch hier eine unangenehme Störung. —

---

Zehntes

## Zehntes Kapitel.

So weit haben wir die äußern Verhältnisse des Erasmus in einer bestimmten Periode seines Lebens übersehen, und hiemit einige Schritte vorwärts gethan, um den Faden nicht zu oft abzureißen. Wir werden ihn unten wieder aufnehmen, und thun jetzt einige Schritte zurück, um die heftigsten und bei weitem bedeutendsten Streitigkeiten mit unverwandten Augen zu überschauen.

Im Jahre 1517 war bekanntlich der göttliche Luther aufgetreten, hatte Bodenstein,

ſtein, Spalatin, Bucer, Brenz, Schnepf und den Churfürſt Friedrich gewonnen, ſo kühn und frei er auch gegen Papſt und Papſtthum geſprochen und gehandelt hatte. Die Vermittlung des Kardinals Kajetan hatte eben ſo wenig über ihn vermocht, als die ſechzig Tage darauf gehaltene Verſammlung zu Augsburg ihn zum Widerruf bringen konnte. Dies Betragen Luthers, ſo ungewöhnlich es auch damals war, trug doch zu ſehr den ſichtbaren Stempel der Göttlichkeit, als daß es ganz zu verkennen geweſen wäre. Es war zu erwarten, daß auch Eraſmus es anerkennen würde; und er that es. Nur deutelte und kritelte er auch hier vermöge ſeiner weltklugen Scheu, und wünſchte größere Gelindigkeit. Dennoch hielt er es für unverantwortlich, wenn man dieſem Manne bei dem Guten, das er geſagt, nicht förderlich ſeyn wollte, da ja ſonſt niemand mehr ungeſcheut die Wahrheit würde ſagen dürfen. Luther, ſo wenig er auch Eraſmus

Bemü-

Bemühungen um die Verbreitung der griechischen und römischen Schriftsteller verkannte, war doch zu schlicht und geradsinnig, sein ganzes Gemüth war zu einzig und bestimmt gesammelt für die Lehre Christi, und die dadurch zu bewirkende Bildung seiner erschlafften oder unterdrückten Nazion, als daß er auf jene nur mittelbar wirkenden Bemühungen großen Werth hätte legen sollen, besonders da er gar bald sah, wie einseitig die Arbeiten des Erasmus in der Theologie waren, indem sie nur den Scharfsinn beschäftigten und unterhielten, keineswegs aber das ganze Gemüth ergriffen und für das Göttliche entzündeten. Er las ihn zwar, wie er an den Prior zu Erfurt, Johann Lang, schrieb, täglich, aber sein Herz entfiel ihm immer mehr gegen ihn. Denn das Menschliche gilt ihm mehr als das Göttliche, sind Luthers eigene Worte. Das einzige gefiel ihm noch, daß er die Unwissenheit und das träge Misleben der Geistlichen züch-

züchtigte; aber auch hier fühlte Luther zu tief und zu innig, als daß er mit Spott und Scherz hätte betreiben sehen können, was man mit dem größten Seufzen Gott klagen sollte. Dessen ungeachtet lobte er das Lobenswerthe an ihm überall, und das tiefer gehende Urtheil hielt er vor den Unmündigen der guten Sache wegen zurück. Ihm selbst schrieb er mit männlicher Bescheidenheit. „Mein Gewissen, heißt es unter andern in diesem herrlichen Briefe, der ein wahres Muster einfacher Größe ist, überwältigt meine Scheu, und heißt mich dir meinen Dank bezeugen, besonders da mein Name allmälich bekannt wird, und mein Stillschweigen verargt oder gemißdeutet werden könnte. Darum erkenne in mir einen geringen Bruder in Christo, der dich herzlich liebt und schätzt, der aber, unwissend, wie er ist, verdient hätte, in einem Winkel der Erde begraben und unbekannt zu liegen. Dies war auch von jher mein Wunsch;

denn

denn ich fühle zu gut meine Unwürdigkeit. Nun ist es aber, ich weiß nicht, durch welches Misgeschick, ganz anders gekommen, und ich muß es zu meiner großen Beschämung ertragen, daß meine Unwissenheit auch den Gelehrten kund wird.“

Dieser erste Schritt des großen offnen Mannes zur persönlichen Bekanntschaft mit Erasmus war dem letztern so schmeichelhaft, als erwünscht. Er antwortete ihm auch sogleich wieder im Jahre 1519, rieth zur Mäßigung, bezeugte ihm aber seine Achtung. Eben so hatte er ihn gelobt gegen Herzog Friedrich zu Sachsen; nur beklagte er sich, daß man Sache der Religion, die Luther betrieb, und Sache der schönen Wissenschaften, die er verpflegte, so unverständig vermischte, und ihn, wie Luther, der Ketzerei bezüchtigte. Er bat daher den Fürsten um Schutz für Luther, und nicht ohne Erfolg. Sein Brief an Luther misfiel beiden Parteien;

trien; den Römlingen, weil ihnen Luther ein Ketzer war, mit dem ein katholischer Christ keine Gemeinschaft halten sollte, den Lutheranern, weil er ihnen zu kalt und zu wenig entscheidend schien. Darum glaubte Erasmus sich beim Erzbischof in Mainz Albrecht rechtfertigen zu müssen. Er that es, und erklärte, daß er zwar weder Luthers Ankläger noch Richter seyn wollte, daß man aber den Mann seiner anerkannten Rechtschaffenheit wegen nicht unterdrücken lassen müßte, wenn er unschuldig wäre, ihn zurecht weisen, wenn er irrte. An seinen Schriften habe er gar keinen Antheil, vielmehr sey es aus dem Verderbniß der Zeit so leicht zu erklären als zu entschuldigen, wenn Luther dagegen geeifert habe. Er habe überdies manches mehr aus Unvorsichtigkeit als Irreligiosität geschrieben. Daraus zog er die Regel für den Erzbischof, gar keinen Antheil an der Sache zu nehmen. Der Brief war bei weitem offner und günstiger

ſtiger für Luther, als der an Luther ſelbſt. Die Feuerſeele Huttens, dem die Uiberreichung dieſes Briefs überlaſſen war, und der viel beim Erzbiſchof galt, glaubte durch den Druck dieſes Briefes der guten Sache ein vortheilhaftes Uibergewicht zu verſchaffen, und ließ ihn auch wirklich drucken, ehe er ihn dem Biſchof überreichte. Die Folgen waren für Hutten erwünſcht, für Erasmus nicht. Denn ſeine ewigen Feinde, die Löwener Theologen, machten ihm allerhand Vorwürfe, wie Verachtung der Orden, beſonders Begünſtigung Luthers, gegen welche er ſich freilich zu rechtfertigen ſuchte mit nähern Beſtimmungen, die aber theils ſo fein, theils ſo ſchwebend waren, daß es ſich nicht erwarten ließ, daß beſonders erhitzte Gemüther ſie faſſen oder billigen würden. Für jetzt brachte er ſie doch zum Schweigen.

Uibrigens aber meinte er, wenn der Papſt wirklich mit ſeinen Anhängern ſollte zu Aenderun-

derungen bestimmt werden, so komme dies ihm und andern seines Standes wenigstens nicht zu. Er suchte auch in seinen damaligen Briefen mit allerhand rednerischen Beweisen seine Furcht und seine unentschiedene Halbheit zu unterstützen und zu beschönigen, die er Klugheit, Mäßigung oder Sanftmuth nennte. Ein deutlicher Beweis, wie richtig Luther über ihn geurtheilt hatte, daß er das Menschliche mehr liebe als das Göttliche, ist der schiefe und, genau genommen, der irreligiöse Grundsatz, der ihn freilich am besten deckte, und den er gegen einen Freund so aussprach: „Ich weiß es wohl, ein Christ soll rein seyn von aller Heuchelei; aber ich weiß auch, daß es zuweilen fromme Pflicht sey, die Wahrheit zu verbergen, und daß man sie nicht an jedem Orte, zu jeder Zeit, gegen jedermann, und nicht überall ganz hingeben muß." Als ob die Pflicht, die über alle Zeit und alle Umstände erhaben ist, sich an diese binden dürfte, sich von ihnen

bestim-

bestimmen lassen! Darum fällt auch sein Urtheil über Luther hier schon so aus: Luther hätte sich durch die unerträgliche Unverschämtheit seiner Feinde nicht aus seiner Fassung bringen lassen sollen. Er hätte sich erst allenthalben umsehen, die Folgen in Überlegung nehmen, und, ehe er in den Brunnen hinuntergestiegen wäre, nachsehen sollen, wie er wieder herauf käme, um nicht das Schicksal des Bocks in der Fabel zu haben." Dann wäre freilich des Krieges nicht so viel gewesen, aber nimmer wäre auch die erfreuliche Erlösung der Nazion von dem lastenden Joche erfolgt.

Indessen war Luthers Werk schon so zur Reife gediehen, daß der Papst mit einem Machtspruche alles niederzuschlagen versuchte. Ein thörichter Versuch! Denn Luther, begeistert für die Sache Gottes, trat diesem Widerstande nur um so kecker entgegen, widerrief nicht, sondern griff den Papst und

die

die Lehre von der Austheilung des Abendmals unter Einer Gestalt muthig an. Die Geduld des Papstes war erschöpft; er schleuderte eine Bannbulle auf ihn. Aber Luther empfing sie mit Hohn, berief sich auf eine Kirchenversammlung, und verbrannte 1520 alles, was vom Papst herrührte, die Bulle nicht ausgenommen. Eine gleich darauf verfertigte Schrift rechtfertigte dies Verfahren. Der Schritt des Papstes war allerdings unüberlegt, und bei der damaligen Gährung der Gemüther nichts weniger als förderlich. Dies sahen alle, dies sah auch Erasmus ein. Ja der letztere bemerkte scherzend in einem Gespräch mit Churfürst Friedrich, daß es freilich unverzeihliche Fehler an Luther wären, dem Papst an die Krone, und den Pfaffen an die Bäuche zu kommen; eine Bemerkung, die, als sie nachher wider Erasmus Willen gedruckt mit andern ernsten dieser Art erschien, ihm viel Feinde machte. Eben so nachtheilig für den römischen Stuhl

schien

schien den Römlingen, der an Peutinger gerichtete Friedensentwurf, welcher anrieth, rechtschaffene, gelehrte und parteilose Männer in dieser Sache walten zu lassen. So sehr auch Erasmus sich dagegen erklärte, daß er der Verfasser dieser Schrift sey, so verbreitete sich doch manches bedeutende, schwere Wort gegen ihn, das ihn endlich zwang, sich geradezu mit seiner Vertheidigung an Papst Leo X zu wenden. Sie ward angenommen und galt; denn der Papst glaubte und verlangte noch immer, daß, wenn Erasmus nur gegen Luthern schreiben wollte, die Sache eine für den römischen Stuhl entschieden vortheilhafte Wendung nehmen müßte.

Der Reichstag zu Worms rückte heran. Erasmus machte Ausflüchte, um nur nicht in die Verlegenheit zu kommen, bestimmt und ohne Seitensprung sich für Luther oder den Papst zu erklären. Mit echt männlicher,

cher, unfester Würde lehnte Luther die verächtliche Anmuthung ab, zu widerrufen, oder die Entscheidung einer immer noch zweifelhaften und unfehlbar gegen ihn parteiischen Versammlung zu überlassen. Er ward dieser Beharrlichkeit wegen geächtet, und seine Schriften verbrannt. Das Schloß Wartburg schützte ihn. Jetzt war die Sache ernst; was hätte Erasmus nicht alles verlieren können? wie viel Feinde wären nun gegen ihn aufgestanden, hätte er sich noch mehr für Luthern erklärt? Er zog sich also feig zurück in seine eigne unmännliche Schwäche, sprach nur von seinem grenzenlosen Hasse aller Zwietracht, von seinen Bemühungen, Luther milder zu stimmen, meinte und meinte doch auch wieder nicht, mochte keine Partei loben, bedauerte den Misbrauch seiner Schriften, suchte zu zeigen, daß er Luthern wohl gar eher hinderlich gewesen sey, und trieb dies alles mit einer so verworrenen Aengstlichkeit, daß der geradsinnige Luther

gar

gar bald fürchtete, er werde mit ihm einmal anbinden müssen. „Er ist mir, schrieb er an Spalatin, gar zu fern von der Erkenntniß der Gnade. Uiberall sieht er nur auf Frieden, und nicht aufs Kreuz. Da glaubt er, man müsse immer fein höflich, und milde zu Werke gehen; aber das kümmert jenen Behemot nichts, auch bessert sich davon nicht einer. Die, so in ihren Schriften Niemand schelten, beißen oder beleidigen wollen, erreichen und bewirken nichts.“ Ja er fürchtete sogar, daß er zu Worms lange nicht heftig genug gewesen. Denn verflucht sey, wer des Herrn Wort betrüglich thut. Welch ein beispielloses, zartes Gewissen! welche Innigkeit! Dasselbe Urtheil fällten mehrere über Erasmus, warfen ihm mit Recht kindische Furcht, und Besorgniß für sein liebes Leben vor. Luthern selbst gradezu zu widersprechen traute er sich auch trotz allen Aufforderungen nicht; denn er fühlte des Mannes Uibergewicht zu sehr.

Er klagte also recht wehmüthig über das Zeitalter, und als nach Leo's Tode Adrian VI Papst wurde, suchte er ihn gleich mit einem Glückwunsch und einer Zueignung zu gewinnen. Der Erfolg war eine schmeichelhafte Einladung nach Rom, und Aufforderung, gegen Luther zu schreiben. Um der letztern auszuweichen, sprach er mit so rührender Demuth von seinem Unverdienst, und Verdienst, pries wieder den Frieden an, so daß Adrian vielleicht gewonnen worden wäre, hätte Erasmus nicht Feinde am Hofe gehabt. Indeß starb auch Adrian bald (1523), und Klemens VII war ihm geneigter. Noch immer aber hatte Erasmus sich gehütet einen bestimmten Schritt zu thun. Ein Ereigniß verrieth ihn schon etwas mehr.

## Eilftes Kapitel.

Der ſchon erwähnte echte Teutſche, Ulrich von Hutten, der bei einer wahrhaft dichteriſchen Entzündbarkeit auch die Biederkraft hatte, troz allem Andrange des äußern Lebens, überall die gute Sache zu vertheidigen, Hutten glühte auch für Luthers Sache, und hatte ſich ſo entſchieden für den göttlichen Mann erklärt, daß ihn nur ſein biederer Freund Franz von Sickingen noch ſchüzte. Der Tod des leztern trieb ihn nach Baſel im Winter 1522, wo ihn der Magiſtrat ſchüzte. Eraſmus hatte ihn früher als einen Mann von Kopf geſchäzt und überall an-

gepriesen, als er für Luthern sprach, ihn zur Mäßigung ermahnt, und als er endlich, des Churfürsten Albert und Franzens von Sickingen beraubt, flüchtig umherirrte, den Briefwechsel einschlafen lassen, aus Furcht, der Umgang mit ihm dürfte seinen hohen Gönnern misfallen. Hutten war scharfsichtig genug, den ganzen Erasmus durchzusehen, aber auch zu groß und geradsinnig, als daß er dies Betragen nicht hätte misbilligen sollen. Er versuchte daher, als er nach Basel kam, Erasmus deshalb freundschaftliche Vorwürfe zu machen, und ihn wo möglich für Luther völlig zu stimmen. Er ließ sich durch Heinrich Eppendorf melden. Erasmus verbat sich das Gespräch; „denn Hutten, so schrieb Erasmus an Melanchthon, dürftig und von allem entblößt, suchte ein Nest, wo er sterben wollte. Ich hätte diesen prahlerischen Soldaten mit seinem Aussatz in mein Haus aufnehmen müssen, und mit ihm zugleich den sogenannten Chor der Evangelischen."

ſchen.“ Dieſe mehr als unartige Weigerung des Eraſmus fiel dem argloſen Hutten ſchwer aufs Herz; als aber bald darauf in einem Briefe des Eraſmus an Laurin folgende niederträchtige Lüge bekannt ward: „Hutten war wenig Tage hier. Er kam nicht zu mir, ich nicht zu ihm. Wäre er zu mir gekommen, ich würde ihn nicht abgewieſen haben. Er iſt mein alter Freund, deſſen glücklichen Kopf und Humor ich noch immer lieben muß. Sonſt geht mich ſein Treiben nichts an; weil er aber ſeiner Kränklichkeit halber ſtets das Zimmer hüten muß, und ich den Ofendampf nicht vertragen kann, ſo traf es ſich, daß wir uns nicht ſahen,“ da entbrannte Huttens beleidigte Freundſchaft und beſchloß ihm ſchriftlich dies vorzuhalten. Eppendorf benachrichtigte Eraſmus, der ſich nun an Hutten wendete. Letzterer war auch aus Baſel vertrieben worden, und lebte in Mülhauſen. Eraſmus ſuchte auf ſeine gewöhnliche Art die Sache beizulegen. Er

ſchrieb

ſchrieb zum Beiſpiel: „Wie werden all die Ungeheuer wieder aufſtehen, wenn ſie merken, daß Hutten, dieſer dem Eraſmus ſo liebe glückliche Kopf, dieſer von Eraſmus ſo oft geprieſene Schriftſteller, gegen Eraſmus zieht? Es wäre alſo wohl klüglich gehandelt, ehe noch der heiſere rauhe Hörnerſchall ertönt, ehe noch die Kriegstrommete ihr ſchreckliches Taratantara bläſ't, zur etwanigen Vermittlung freundlich und offenherzig mir zu ſchreiben, was man dir von mir hinterbracht, oder was du überhaupt gegen mich haſt. „Auch fehlte es nicht an vorlauten und vornehmen Stellen, wie dieſe: So gehäſſig du auch immer ſchreiben magſt, du wirſt keinen unerfahrnen Neuling, und keinen Stummen angreifen;" noch an grinſenden ſchadenfrohen, wie dieſe: „Vielleicht dürften manche, die deine jetzige Lage erwägen, argwöhnen, daß du durch ſolche Künſte überall Beute zu machen ſucheſt, ja es ſteht zu fürchten, daß man ſich nicht aus-

ausreden laſſe, du ſeyſt ein vertriebener, bankerotter, und in die höchſte Noth gebrachter Menſch.“

Allein Eraſmus kannte Hutten nicht, wenn er glaubte, daß dieſe bitterſüße Warnung bei ihm fruchten würde. Vielmehr überſendete er ihm die ganze Streitſchrift, und meldete darauf, ſie werde von ſeinen Freunden zum Druck beſorgt. In dieſer Expoſtulazion ward Eraſmus ſo ganz ohne Schonung, aber auch ſo ganz nach dem Leben geſchildert, daß es vielmehr eines ganz andern Lebens, als eines ſo vornehm in die Hände genommenen Schwammes bedurft hätte, um ſich rein zu waſchen. Seine Lügenhaftigkeit, ſeine Eitelkeit, ſein Neid und ſeine Vornehmheit, ſeine Furcht, ſeine Schmeichelei, ſein unzeitiges Loben der Verdienſtloſen, ſein charakterloſes Zurücktreten, kurz, die ganze kleine Seele war bis auf die kleinſten Züge dargeſtellt.

Unter-

Unterdessen hatten sich auch in Müllhausen Gegner der kirchlichen Verbesserungen gefunden, und Hutten ward beinahe wieder das Opfer ihrer Wuth, entkam aber noch nach Zürich zu Zwingli, der ihn endlich nach Ussnau, seinem Todesorte, brachte. Schade war es, daß Hutten von des Erasmus niederträchtigen ganz elenden Versuchen, ihn beim Züricher Rath zu verleumden, Nachricht erhielt, und mit unbefangnem Vertrauen auf seine gerechte Sache, mit dem edeln Stolze des Biedermanns ihm das Handwerk bei dem Rathe legte. Jetzt zog Erasmus den Schwamm hervor, d. h. er schrie über Unverschämtheit, Eitelkeit, giftige Verleumdung, über die Unsittlichkeit der sogenannten Evangelischgesinnten, that allerhand Seitensprünge, um nur der lästigen Wahrheit aus dem Wege zu gehen, verfiel in einen wehmüthigen Witz über Huttens Unternehmen ihn nieder zu stoßen, was Luthers Feinden so angenehm seyn würde. Gelegentlich

zuyste

zupfte er auch, von seiner eigenen Schwäche überwältigt, an Luthern, etwa so: Ich beneide Luthers Ruf gar nicht; ja ich möchte lieber unbekannter seyn, als ein Hund, ehe ich seinen Ruf mir wünschen könnte. Wenn er ihn aus Liebe zu Christo erträgt, so erträgt er mehr als Tod, und billiger Weise sollte ihn kein braver Mann darum beneiden. Ist es aber aus andern Gründen, nun so müßte der ja wahnsinnig seyn, der solch einen Ruf beneiden könnte. Ich erfahre täglich, wie viel mächtige, gelehrte, ernste und brave Leute Luthers Namen verwünschen, Leute von so ausgezeichneter Bildung, und so unbescholtenem Wandel, daß ich ihr Urtheil weder irrig noch parteiisch schelten möchte." Endlich schloß er mit einem redneriſchen Aufruf zur Verpflegung der Wissenschaften. Das ganze Werkchen krönte er nachher mit einer unbeholfenen Anpreisung seiner Mäßigung und Schonung, die nicht einmal alles, was ihr

zu Gebote gestanden, an den Tag gelegt hätte.

Der arme Mann! Das Büchelchen wollte nicht einmal seinen Freunden, die doch sonst nicht verstummten, wenn es darauf ankam, ihn zu loben, gefallen. Luthers Urtheil darüber ist zu schön und zu groß, als daß ich es nicht aus seinem Briefe an Haußmann hersetzen sollte: „Huttens Büchlein gefällt mir nicht; weit weniger aber noch des Erasmus Schwamm. Wenn das eine Rechtfertigung heißt, so möchte ich Beschimpfungen und Verleumdungen sehen. Erasmus wähnt, er könne mit Redekünsten den Leuten alles nach Gefallen aufbinden; aber er irrt. Man kennt schon seine Künste, und was er im Schilde führt. Es wäre traun! zu wünschen, daß er lieber gegen sich selbst schriebe. Die Schrift hat ihn so um alle seine Berühmtheit gebracht, daß ich den Mann recht innig bedaure, der immer von der Sache abspringt,

und

und immer wieder über seine Gegner los-zieht, da er doch gegen Lee so gelinde ge-wesen ist (?) und sonst vor dergleichen Lä-sterungen, die er verabscheut, warnt. Im-mer dachte ich, er würde doch einmal auf die Sache kommen, und siehe! er bietet seine ganze Redekunst wider die Gegner auf. Das ist aber eben nicht schwer.“ Hierauf beklagt er sich, daß so manches gegen Freun-de geäußerte Urtheil über Erasmus durch un-zeitige Sorgfalt laut geworden sey, ob er gleich kein Wort davon zurücknehmen werde, auch wenn er öffentlich Rede stehen sollte. Endlich setzt er mit der Ruhe einer auf sich selbst gegründeten Vollendung hinzu: „Die Schrift des Erasmus wird mir nicht schaden, wenn sie wider mich ist, aber eben auch nicht erbauen und stärken, wenn sie für mich ist. Ich weiß Jemand, der sich der Sache annehmen wird, ob auch die ganze Welt auf mich einbräche. Erasmus nennt das Hartnäckigkeit. Da ich sehe, daß er so

ganz entfremdet ist vom Sinne für Christlichkeit, was ich bis jetzt nicht glaubte, obwohl vermuthete, so mag er es immerhin thun; bis er auf die Hauptsache kommt. Ich bin fest entschlossen, mein Leben und meinen Charakter gar nicht zu vertheidigen, nur die gute Sache des Evangelium. Meinetwegen mag über mich schmähen, wer da will. Ja ich bin so fern, nach dem Ruhm eines Erasmus zu trachten, daß ich eben solchen Angriffen mein Leben und mein vertrauungsvolles Beharren verdanke. Vor Lobsprüchen fürchte ich mich; aber wenn man mich recht schimpft und lästert, dann geht mir eine Freude auf. Das wird Erasmus freilich nicht begreifen können. Aber er lerne nur erst Christum kennen, und auf die Klugheit dieser Welt Verzicht thun. Der Herr erleuchte ihn und mache einen ganz andern Mann aus ihm, als er bisher war!"

Die Sache war mit Huttens Tode noch nicht

nicht abgethan. Denn seine Freunde nahmen sich des Gemishandelten, und der guten Sache an. Der Arzt Otto Brunfels gab Huttens Schrift aufs neue heraus, und schlug dabei Erasmus auch den Schwamm aus der Hand, indem er seine Blößen noch sichtbarer machte, und Huttens Verdienste um die gute Sache keck und sicher hinstellte. Er vertheidigte alle Freunde Luthers; „denn, sagte er, wir sehen mit Freuden, wie der Mann Gottes täglich wächst an Alter, Einsicht, Weisheit und Gnade bei Gott. Wie ein zweiter David hat er mit den Löwen gespielt, mit den brüllenden und raubgierigen Löwen, den Römlingen. Wir ehren ihn als Propheten und Gesandten Christi, der voll Geist und Kraft die wundervollen und großen Thaten Gottes verkündet, die heilige Schrift mit Religiosität, rein und treu erklärt und predigt.“ Echt-christlich stand dabei, wie wenig es zur Verbreitung dieser Sache einer gleißnerischen Gelehrsamkeit

keit

keit und glatten Beredsamkeit bedürfe, und wie wenig man solche Urtheile zu beachten habe; wie unteutsch und unchristlich Erasmus Doppeln, wie unvernünftig und in sich selbst widersprechend sein früheres und sein jetziges Wirken sey.

Uiber diese Schrift und ihre Verbreitung, welche nichts anders war, als eine Bekanntmachung der Schande des Erasmus, die er sich und andern gerne verborgen hätte, beklagte er sich bei dem Strasburger Rath, aber vergeblich. Auch schienen diese Pfeile sein innerstes Mark getroffen zu haben, so daß er schwieg. —

---

## Zwölftes Kapitel.

Wie nichtsbedeutend diesen Männern alle persönlichen Verhältnisse waren, und wie rein, tief und fest und innig sie die gute Sache liebten, zeigt sich auch darin, daß sie Erasmus aufforderten, umzukehren und für die gute Sache zu sprechen und zu schreiben. Dasselbe reine Interesse hegte auch der schweizerische Reformator Zwingli, der alles that, was er konnte, um zu verhindern, daß Erasmus gegen Luther schriebe. Aber Erasmus hatte bereits im Jahre 1521 sich die Erlaubniß des Papstes ausgewirkt, Luthers Schriften lesen zu dürfen, und hätte viel-

vielleicht längst gethan, worauf er jetzt ganz leise vorbereitete, wenn ihn nicht das Gefühl seiner eignen Schwäche, die er auch wirklich nicht umhin konnte einzugestehen, zurückgehalten hätte. Luther selbst fürchtete ihn zwar nicht, wollte ihm auch keine Ursache geben, ihm sogar ein- oder zweimal etwas zu gute zu halten. „Wird er sich aber, so schrieb er schon vorher nach Leipzig an Kaspar Börner, ins Spiel mengen, so soll er durch Gottes Gnade erfahren, daß Christus sich weder vor den Pforten der Höllen, noch vor den Gewaltigen, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, fürchte; und ich Lallender will mit Gottes Hilf dem allerberedtesten Erasmo mit Freudigkeit begegnen, will mich nichts anfechten lassen sein großes Ansehn, Namen und Gunst; denn ich weiß, was in ihm steckt, sintemal uns auch, Gott Lob, nicht unbewußt ist, was der Satan im Sinne hat, wiewohl ich warte, bis er sich weiter und besser bloß

und

und an Tag gebe, wie er gegen mich gesinnt sey.“ Bei dieser Furchtlosigkeit war Luther doch so wahrhaft menschlich, daß er ihn späterhin in einem eignen Briefe bat, wenigstens nur Zuschauer der ganzen Tragödie zu seyn, und nicht gegen ihn zu schreiben. Auch dieser Brief spricht eine nie genug zu verehrende Größe aus. Er machte ihm keine Vorwürfe, daß er sich gegen ihn fremd benommen, ja sogar ihn geschmäht habe; denn er sey nicht so thöricht, von ihm zu verlangen, was über seine Kräfte gehe; vielmehr habe er ihn mit Geduld ertragen, und, was er geleistet, gern anerkannt, auch das an ihm gelobt, daß er nur das unternommen, wozu ihm Gott Talent verliehen. Er bedauerte ihn wegen des Grolls, den er sich durch seine Streitigkeit mit Hutten zugezogen. Er verbarg es ihm nicht, daß seine Bitterkeit und Verstellung wohl zum Hasse reizen könnten, ungeachtet es immer ein Zeichen wahrer Seelengröße

sey, darüber sich nicht zu entrüsten. Er werde ihn nicht halsstarrig nennen, indem er auf die Wichtigkeit der Sache, welcher das kleine Maaß seiner Kräfte schon lange nicht mehr gewachsen sey, Rükksicht nehme, ihm aber auch aus herzlicher Liebe rathen, nur in seinem Kreise fortzuarbeiten, die sogenannten Lutheraner als Menschen zu schonen, und ihnen zu verzeihen. Halte mir mein einfältiges Geschreibe zu gut! schloß Luther diesen Brief, der ihn allein unsterblich gemacht hätte. Aber diese Größe war an dem kleinen Erasmus verschwendet und verloren. In seiner Antwort rechtfertigte er sich wieder über Nebensachen, wie Hutten, that groß, verrieth seine Eitelkeit. Er glaubte, wie er an einen andern schrieb, es möchte ihm vielleicht Schande bringen, als fürchte er sich, wenn er schwiege. Vielmehr bestimmte ihn schon dieser Brief, und dann der Streit Heinrichs VIII mit Luthern, wo Luther den König nicht im mindesten

schonte,

schonte, und Heinrichs Hilfsgeschrei zu einer Streitschrift gegen Luther.

Noch ehe sie erschien, gab er zu erkennen, daß sie Aufsehen erregen würde, und endlich im Jahr 1524 erschien sie. Sie handelte von der Freiheit des menschlichen Willens. Auch in Entscheidung dieser Streitfrage hatte Erasmus einen Mittelweg eingeschlagen, und den freien Willen zugleich mit der Gnade Gottes bestehen lassen. Die Freunde des Erasmus lobten ihn dieser Schrift wegen, da er doch selbst gestand nicht an seinem Platz zu seyn, außerordentlich, nur tadelten sie die Milde, womit er Luthern behandelt hatte. Nicht so fiel das Urtheil der protestantischen Gottesgelehrten aus. Heinrich Bullinger urtheilte, es sey ihm mehr um Wohllaut, als Kraft zu thun, und seine Weltklugheit mische sich nur zu sehr in die Theologie. Luther selbst, dem es beschwerlich war, einer so rohen Schrift

eines so gelehrten Mannes zu antworten, entschloß sich doch dazu, nicht um seinetwillen, sondern derer wegen, die das Ansehen dieses Mannes wider Christum misbrauchten. Es war schwer; denn „schlüpfriger war Erasmus, denn kein Aal, ungewiß und fährlich allenthalben zu fassen, er wollte auf Eiern gehn und doch keins zertreten, es sagen und doch nicht sagen, schließen und doch nicht schließen.“ Seine Lehre war Luthers Urtheil gerade entgegen, der die Theologie überhaupt nicht als eine spitzfindige Wissenschaft menschlich betrieben wissen wollte, sondern als eine Angelegenheit des Gewissens, und Glaubens. Allerdings ein höherer Standpunkt, auf welchem er Grund hatte zwischen Gott, wie er gepredigt und geoffenbart ist, und zwischen Gott, wie er verborgen ist, das heißt, zwischen Gott und Gottes Wort zu unterscheiden! Aber freilich war der Beweis für das, was der Geist und Glaube in uns thun, nur an den zu bringen, der wirklich

dieſen Geiſt und Glauben in ſich hatte. Luther war dieſes Geiſtes und Glaubens ſo voll, daß ihm ſeine Unbeholfenheit, wenn es nun dazu kam, ihn auszuſprechen, warlich zur Ehre gereicht. Daraus war ſeine ſiegende Gewißheit, die aus allen Theilen der Schrift ſprach, und das große Gefühl des Uibergewichts über Eraſmus in dieſem Punkte herzuleiten, das er keinesweges verbarg. Ja er dankte es ihm herzlich, daß er endlich einmal zum Haupttheil und Hauptgrund der Sache gekommen war, und die loſen Händel und Beifragen vom Papſtthum, Fegfeuer und Ablaß aus dem Spiele gelaſſen in deren Beſeitigung leider! auch noch heut zu Tage unnütze Zeit und Mühe verſchwendet wird.

Hieraus ergiebt ſich beiläufig, wie hoch Luther über ſeinem Zeitalter ſtand, und wie ungerecht Eraſmus war, wenn er von Haß und Bosheit ſprach, und ſogar Melanchthon als Mitarbeiter in Verdacht hatte, von

Ver-

Verleumdungen, Stolz, zügellosem und aufrührerischen Kopf, der durch verheerende Zwietracht überall die größten Zerrüttungen stifte, redete, und ein Schirm- und Schutzbüchlein gegen ihn schrieb im Jahre 1526. Luther kannte ihn zu gut, um das nicht zu erwarten, was wirklich geschah, war aber auch zu fest und innig, als daß er hätte nachgeben können. Die Schrift war äußerst heftig, und vermehrte die eben aus einem Briefe angeführten Vorwürfe mit neuen, daß es Luthern und seinen Anhängern darum zu thun sey, durch arglistige Ränke den Ruhm des Erasmus zu stürzen, daß er Klätschereien, Ohrenbläsereien, und eigne willkührliche Muthmaßungen für hinreichend halte zu dieser Absicht. Nach dieser Ansicht der Sache, die aber die falsche war, war auch das Ende nicht unerwartet, wo sich Erasmus bis in sein innerstes Herz gekränkt erklärte. Im Jahre darauf erschien der zweite Theil in ganz gleichem Geiste, nur daß

er

er hier mehr noch seine Meinung vertheidigte und unterstützte. Dabei vergaß er nicht, aufmerksam darauf zu machen, daß dieser Streit hinlänglich zeige, wie verschieden er und Luther denke.

Dies letzte Werk brachte Erasmus nun vollends um alle Achtung bei Melanchthon. Justus Jonas selbst, der bisher ihn immer noch geschätzt hatte, änderte sein Urtheil so, daß Luther ihm schrieb: Ich wünsche dir Glück zu deinem Widerruf; denn nun mahlst du erst jenen Erasmus mit seinen gehörigen Farben. Du siehst nun ganz richtig, daß der, den du ehemals so mannigfaltig priesest, eine Otter voll tödtlicher Stacheln ist. Ich freue mich, daß dir dies Schutzbüchlein allein so viel genützt und dein Urtheil umgestimmt hat. Als ich meiner Frau diese Stelle deines Briefes vorlas, rief sie gleich aus: Ist nicht der theure Mann zur Krötzen geworden? Siehe da? Sie freut sich

auch, daß du mit mir gleich über Erasmus urtheilst; und du siehst, wie wahr es ist, daß man niemanden vor seinem Ende preisen solle." An Jakob Montan in Syrien schrieb er im Jahre 1529: Was du mir von des Erasmus Buch schreibst, weiß ich, und hab' es aus seinem Briefe zur Gnüge ersehn. Er schreibt kein Werk, worin er seinen gehässigen Unmuth oder vielmehr den Schmerz der ihm geschlagenen Wunde verbergen könnte. Aber ich verachte den Menschen, und will ihn keiner weitern Widerlegung würdigen; schreibe ich ja deß etwas, so will ich mich an die Sache halten, und Erasmus nur als eine dritte Person erwähnen, seine Meinung aber vielmehr verdammen, als widerlegen. Denn es ist ein flacher Mensch, der alle Religiosität gänzlich verlacht, und nichts als Rache und Schädliches mit Ernst schreibt." So hatte es Erasmus mit den trefflichsten Biedermännern verdorben, und auch bei den Mönchen nichts gewonnen,

die

die immer die Wurzel des Lutherthums noch nicht angegriffen glaubten. Nur der kaiserliche Hof war mit ihm zufrieden, und suchte ihn in dieser Stimmung zu erhalten. Luther hielt, wie sich tiefer unten zeigen wird, Wort.

---

## Dreizehntes Kapitel.

So betrug sich Erasmus gegen den Urheber der Kirchenverbesserung. Er wurde auch in Basel, selbst während dieses Zwistes, in dies Geschäft mit verwickelt, indem seine Bemühungen von jeher wenigstens mittelbar dies veranlaßt hatten. Sein Ansehen war so anerkannt, daß, als der wackere Oekolampadius (Hausschein) in Basel mit Ernst und Würde diese Verbesserung betrieb, die Obrigkeit Erasmus darüber zu Rathe zog. So unangenehm ihm dies Zutrauen war, und so sehr er auch Anfangs mit allerlei Ausflüchten sich weigerte, so konnte er endlich

lich doch nicht umhin, wenigstens über einige, obwohl nicht wesentliche Punkte, sich zu erklären. Die Erklärung war, wie gewöhnlich, nicht entscheidend, nicht für und nicht wider. Dazu kam, daß Oekolampadius endlich sich genöthigt sah, seine bessere Einsicht in die Lehre vom Nachtmahl bekannt zu machen. Seine mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgearbeitete Schrift fand in Basel Hindernisse, bis Erasmus urtheilte, sie sey gelehrt und gut gearbeitet, wohl auch christlich, wenn sie nicht der Meinung der Kirche zuwider wäre, von welcher abzuweichen freilich gefährlich wäre. Man sieht, wie schwankend und schlüpfrig gestellt auch dies Urtheil war. Indeß hatte er in einigen Briefen sich eben so unbestimmt geäußert, indem er das Gewicht der Gründe des Oekolampadius tief fühlte, aber doch auch von der Satzung der Kirche nicht abgehen wollte, und in dieser letztern Hinsicht so weit ging, daß er ohne Scheu gestand, er

würde

würde auch die ketzerischen Meinungen aufnehmen, wenn die Kirche sie durch ihr Ansehen beglaubigte. Bei diesem Mangel an Selbstständigkeit war es nicht zu verwundern, daß seine Freunde, die noch dazu seine furchtsame Behutsamkeit kannten, behaupteten, er kenne nur einen geistigen, gläubigen Genuß des Nachtmahls, und dies aus manchen Stellen seiner Schriften erweisen zu können glaubten.

Über diese Behauptung, die ihm gefährlich werden könnte, ward Erasmus entrüstet, und schlug sich völlig auf die Seite der kirchlichen Herkömmlichkeit. Zwar that er es nur in einem Briefe; aber dieser Brief ward von den Verfechtern der alten katholischen Meinung bekannt gemacht, und wirkte so nachtheilig für die Bemühungen der Kirchenverbesserer, daß Zwingli schnell eine Widerlegung schrieb, worin weder Erasmus selbst noch seine Meinung geschont wurde. Noch

war

war damit die Sache nicht abgethan. Denn Leo Jud, Pfarrer an der St. Peterskirche in Zürich, erwies in einer eignen, unter fremdem Namen herausgegebenen Schrift, daß Erasmus wirklich früher einen geistigen Genuß gelehrt habe, und selbst Luther nicht anders könne, ohne sich selbst zu widersprechen. Er unterstützte diese Lehre mit Gründen, und bat beide Männer, sich doch deutlich zu erklären. Diese Schrift erbitterte Erasmus noch mehr, so daß er sich bei den Schweizerständen in Baden beschwerte, wo er selbst mit allerhand Entschuldigungen sich weigerte zu erscheinen. Noch schrieb er dazu eine Vertheidigung, die von Bosheit und Verleumdung sprach, sich mit allerhand Wendungen heraus log, ohne doch die Hauptsache gründlich und bestimmt zu erörtern. Leo fühlte sich unschuldig gekränkt, und vertheidigte sich mit edler Einfalt, indem er seinen Namen nennte, seine Absicht darlegte, und ganz unbefangen dem Erasmus zeigte,

daß

daß Er noch Gründe für seine Behauptung im Hinterhalte habe. Die ruhige, aber sichere Kraft schlug Erasmus mit einem Male zu Boden, daß er verstummte, um nicht Uibel ärger zu machen.

So zerfiel Erasmus mit jedem, der ihn festhalten wollte; denn er deutelte, schmähte und klätschte, wie sich dies auch aus einem kleinen minder bedeutenden Zwist mit Farell und Bucer ergiebt. Um dem erstern im Jahre 1524 zu entgehen, schmähte er, und machte eine freundschaftliche Unterredung über die Anrufung der Heiligen bekannt, und gegen den letztern vertheidigte er sich 1527 mit seinen gewöhnlichen Gründen wider die Anmuthung, sich zu Luther zu bekennen. Luthern selbst stellte er dem Herzog Georg ganz schief, flach und nachtheilig dar.

Wichtiger und nachtheiliger für Erasmus waren die in den folgenden Jahren geführ-

ten

ten Streitigkeiten mit Heinrich Eppendorf, und Gerhard Geldenhaur. Eppendorf hatte sich durch seine Talente beim Herzog zu Sachsen, Georg, beliebt gemacht, und in Löwen auch Erasmus für sich gewonnen. Als aber der Jüngling warm und fest des grosen Luthers Sache umfaßte, und den wackern Hutten zu seinem Freunde machte, ward Erasmus aus Furcht kalt, argwöhnte auf ihn in seinen Händeln mit Hutten. Es fehlte ihm an Muth, dies Eppendorfen mündlich oder schriftlich zu erklären; mithin schrieb er hinterlistig an dessen Gönner, Georg, und verleumdete Eppendorf auf das bitterste. Noch niederträchtiger und schamloser schilderte er ihn einem Freunde, nannte ihn einen Schurken, und setzte ein Gewebe von den pöbelhaftesten Schmähungen zusammen. Der Brief an Georg hatte so eine nachtheilige Wirkung für Eppendorf, daß er sich nicht einmal mündlich noch schriftlich vertheidigen durfte. Aber den Brief selbst

hatte

hatte er in Abschrift erhalten, flog nach Basel, um den Lügner zu Rede zu stellen. Der Spott, zu dem Erasmus gleichsam aus Verzweiflung seine Zuflucht nahm, half in dieser ehrenrührigen Sache nicht aus, und er mußte sich wohl zu einer Unterredung bequemen. Sie ward im Beiseyn Beat Rhenans und Ludwig Bers gehalten, und trotz der lügenhaften Ausflucht, daß er diesen Brief, der freilich nur eine Abschrift war, nicht geschrieben, trotz der lügenhaften Beschuldigung, daß vielleicht Emser Eppendorf so geschildert habe, und trotz seiner Weigerung mußte er sich doch dem Ausspruche Amerbachs und Rhenans unterwerfen, versprechen, Eppendorfen eine Schrift zuzueignen, ihn mit dem Herzog wieder auszusöhnen, und zwanzig Gulden an die Armen auszutheilen. Sein Benehmen in dieser ganzen Sache war so niedrig und feig, daß es Eppendorf zu Spötteleien Anlaß gab, die einen Vertheidigungsversuch des Erasmus zur Folge hatten.

Mit

Mit gleicher Bitterkeit führte Erasmus den Streit mit Gerhard Geldenhaur von Nimwegen, einem ungemein guten Kopfe, den Kaiser Maximilian selbst im Jahre 1517 zum Dichter gekrönt hatte. Er war eben Sekretär Maximilians von Burgund, als er zu einer Kirchenvisitazion nach Wittenberg gesendet wurde im Jahre 1526. Ohne Furcht erklärte er sich für Luther und seine Sache, und that dadurch den ersten Schritt, seinem Jugendfreunde Erasmus gleichgültig und von ihm vermieden zu werden. Die Kälte des Erasmus brach endlich in Erbitterung aus, als Geldenhaur für das Beste der Evangelischen auf dem Reichstage zu Speier Briefe dieses Inhalts bekannt gemacht hatte, denen er ein grösseres Gewicht durch eine ausgezogne Stelle aus einer schon bekannten Streitschrift Erasmus zu geben glaubte. Dagegen erklärte sich Erasmus, warf dem durch seine beharrliche Freimüthigkeit in Noth gekommenen Manne seine Ar-

muth vor, spottete sogar darüber, sprach der Kirche allerdings das Recht über Leben und Tod der Ketzer zu, schmähte die Evangelischgesinnten, warf ihnen Unklugheit, Heftigkeit, Misleben vor, that Vorschläge, diesem Uibel abzuhelfen, und lud endlich mit vieler Salbung Geldenhaur wieder in den Schoos seiner Kirche. Geldenhaur verachtete ihn so sehr, daß er nur Anmerkungen zu den bereits herausgegebenen Briefen schrieb. Aber das lästernde Geplauder des Erasmus konnte bei seinem Ansehen nachtheilig werden für die gute Sache, und die Strasburger Religionslehrer ließen im Jahr darauf eine Widerlegung ergehen. Ruhig und bescheiden, aber auch eben so freimüthig setzten sie ihre gute Sache aus einander, und schlossen mit den herrlichen Worten: „Wir schätzen den Erasmus so hoch, daß wir ihm, wo es sonst immer seyn möchte, gern würden zu Gefallen leben, ohne ihm zu nahe zu treten. Wie gern hätten

ten wir auch von dieser widrigen Sache milde und höflich gesprochen! Da aber seine Vorwürfe so gehässig und falsch sind, so sahen wir uns gezwungen, die Sache zuweilen bei ihrem wahren Namen zu nennen, nämlich zu sagen, daß seine Vorwürfe offenbar schamlose, greuliche Lügen, ungeheure und schreckliche Verleumdungen seyen. Sie sind und bleiben es auch im Munde eines Erasmus." Erasmus wüthete sich in einer Antwort aus, schalt die Schrift hirnlos, lügenhaft und verleumderisch, und sprach in das Unbestimmte hinein. Die Strasburger sahen vermuthlich, daß Erasmus ihnen eben so wenig schaden als nützen würde, und straften ihn mit einem verächtlichen Stillschweigen.

## Vierzehntes Kapitel.

Da unterdessen die Basler Bürger etwas gewaltsam im Betreff der Reformazion verfuhren, so war, wie bereits oben erzählt worden ist, Erasmus aus Furcht nach Freyburg gezogen. Der milde Melanchthon schrieb ihm im Jahre 1530, als eben der Reichstag zu Augsburg einige Hoffnung zum endlichen Frieden machte, er möchte diese Stimmung beim Kaiser unterhalten, und ihn zu billigen Bedingungen überreden. Erasmus antwortete unmuthig und etwas unbescheiden, er möchte doch die Seinen bitten, daß sie ihr aufrührisches Benehmen

mäßiger

mäßigten, und nicht fortan Regenten aufwiegelten. Dennoch aber suchte er den Kardinal Kampegius milder zu stimmen. Aus Achtung für Julius Pflug, der im Jahre 1531 sich mit diesen Bitten vereinigte, schrieb er über die liebenswürdige Eintracht der Kirche, echt katholisch, in wiefern er nur im Schoos seiner Kirche Seligkeit versprach. Allein noch waren die Parteien zu schroff und erbittert, als daß diese Schrift, die jeder etwas gab, und jeder etwas nahm, Beifall gefunden hätte. Besonders misfiel sie dem Wolfgang Muskulus in Augsburg. Ja, ein hessischer Theolog, Anton Korvinus, unterwarf sie einer ziemlich strengen Prüfung in Form eines Gesprächs, welches Luther mit einer Vorrede begleitete. Zwar hatte Luther seine empörte Heftigkeit gegen Erasmus hier gezügelt; aber seine Vorschläge verwarf er gänzlich, als unausführbar. „Wir sollen nachgeben?“ schrieb er. „Das ist nicht möglich. Die Glaubenslehre liegt

nicht

nicht im Kampfe wider Fleisch und Blut, wie die Liebe, sondern im Kampfe mit den Geistern der Bosheit und Verstockung. Darum soll man es nun nicht einmal darauf anlegen, Frieden, Eintracht oder Freundschaft stiften zu wollen zwischen der Lehre Christi und dem Willen des Teufels. — Die Theologie erfordert ein redliches Herz, das aufrichtig nach dem Worte Gottes trachtet. So lange das Reich des Teufels feststeht, dürfen wir auch weder Frieden noch Eintracht in der Lehre hoffen." So erging es auch wirklich. Denn die spiegelfechterischen in der Verlegenheit von dem Papste entworfenen Vertröstungen auf eine Kirchenversammlung dauerten noch überdies um so länger, je mehr die Päpstler dadurch Zeit zu gewinnen hofften.

Erasmus hatte noch immer wichtige Freunde, besonders in Augsburg, die ihm zum Theil ansehnliche Geschenke machten, und

und gern bei sich gesehen hätten, wie den berühmten Rechtsgelehrten, Johann Paumgartner, den Bischof Christoph von Stadion, Anton Fugger und andre, deren freundschaftliche Gesinnung er sich zum Theil mit Zueignungen erhielt. Allein Freiburg missfiel ihm wegen der ausgebrochenen Pest und eines drohenden Krieges, so daß er sich in Besançon niederzulassen gedachte, was aber, man weiß nicht warum, unterblieb. Er nahm daher willig die wiederholte Einladung nach Brabant an, und nur eine heftige Krankheit hielt ihn immer wieder zurück. Sein Misvergnügen und sein Unmuth wuchsen täglich um so mehr, je mehr er in gelehrte Fehden verwickelt wurde.

So hatte ihn Augustin Steuchus von Eugubio im Herzogthum Urbino, Bischof von Chisamo in Kandia, ein treuer Päpstler, und nicht ungelehrter angesehner Mann, der sich besonders um die Berichtigung der

kirchli

kirchlichen Bibelübersetzung bemühte, in mehrern Beziehungen getadelt, ohne ihn deshalb stets zu nennen. Erasmus fühlte sich getroffen, und stellte ihn 1531 darüber zu Rede mit all der Vornehmheit eines erprobten ausgedienten Gelehrten, und doch mit einer geheuchelten Bescheidenheit. Stenchus sahe dies wohl ein, schrieb daher zwar besonnen, aber doch wahr und treffend gegen ihn, so daß Erasmus, so unangenehm ihm die Schrift auch war, doch schwieg.

Johann Genesius Sepulveda, Theolog von Kordova, der fanatische Verfolger der Indianer, hatte den Grafen Karpi, von welchem oben geredet worden, gegen Erasmus in Schutz genommen, und dadurch des letztern Schmähungen auf sich geladen. Im Jahre 1534 schrieb er ihm mit Mäßigung, aber nicht ohne Tadel. Aber Erasmus scheint die Antwort schuldig geblieben zu seyn. Kränkend war ihm auch des Franziskaners, Nikolaus

kolaus Herborn, in einer Fastenpredigt geäußertes Urtheil, daß er mit Scherz die Kirche zum Lutherthum verleitet habe. Er nannte diese Predigten geschmacklos, ungelehrt und unchristlich.

Um diese Zeit beeinträchtigte auch Georg Witzel, der ehedem als Anführer des Bauernkrieges dem Tode kaum entronnen war, die Bemühungen der Lutheraner, ja er hatte sogar eine Vertheidigung gegen seine Afterredner die Lutheristen geschrieben. Luther selbst nannte ihn einen Schandbuben, der verkehrt sey, wissentlich sündige, sich selbst verurtheilt habe, und nicht werth sey, daß man ihm antworte; denn er wisse wohl, daß er eine böse Sache vertheidige, wider sein eigen Gewissen. Allein Luthers Freunde wollten ihn durchaus niederschlagen. Nur Nikolaus Amsdorf war Luthers Meinung, indem Witzel seine meisten Beschuldigungen aus seines Freundes Erasmus Schriften aufgegriffen

gegriffen habe. Daher müsse man diesen letztern vielmehr angreifen. Luther antwortete ihm auf diese Aeußerung, er wünsche auch nicht einmal dies. Aber sein Urtheil über Erasmus blieb dasselbe, und er sprach es hier gelegentlich aus. Erasmus sey ein charakterloser, possenhafter, kindischer Schwätzer; sein Geschreibe über den freien Willen sey ärgerlich, blöde und geistlos; er sey ein ausgemachter Unchrist. Er habe lose und faule Vorreden gemacht, die eher vom Lesen der heiligen Schrift abschreckten, als dazu anmahnten. „Darum, schrieb Luther, handeln alle recht, die diese verdächtigen Worte (ein Urtheil über Johannes und Paulus) wider ihn erklären, und als eben so viel Zeugen wider seinen Glauben aufstellen. — Das wäre mein Wunsch, daß der ganze Erasmus von oben bis unten aus unsern Schulen verdrängt würde. Denn, wenn er auch nicht gefährlich wäre, so ist er doch auch nichts nütz. Nie giebt er sich

mit

mit Hauptsachen ab. Auch ist es der christlichen Jugend gar nicht zuträglich, sich mit dem Erasmischen Stil bekannt zu machen; sie verlernt das ernsthafte Nachdenken, und die ernsthaften Diskurse ganz, und lernt statt dessen nur andrer spotten und lachen, wie ein Thor; diese Leichtfertigkeit und Leichtsinn führen sie allmälig von der Religion immer weiter ab, bis sie endlich gar davor eine Abneigung bekommt, und im Weltsinn dahin fährt."

Dieser Brief ward zugleich mit dem Amsdorfischen bekannt gemacht, und Erasmus antwortete darauf als auf Verleumdungen, die von unbändiger Ehrsucht und Verhetzung herkämen. Allein die ganze Antwort belegte Luthers Urtheil nur um so mehr, indem Erasmus immer Winkelzüge that, seine Verdienste verkannte, und sich für den Glauben der christlichen, d. h. päpstlichen Kirche erklärte. Die zarte Schonung, womit Luthers

Freunde

Freunde ihm anfangs diese Antwort verheimlichten, war bei diesem grosen Manne überflüßig, der sich noch eines schlimmern Angriffs in aller Ruhe versehen hatte, und ihm öffentlich nichts erwiederte. Doch blieb sein Urtheil über ihn dasselbe, und er hatte dessen gar kein Hehl. „Erasmus, sagte er, ist ein Bube in der Haut, das sieht man in allen seinen Büchern. Er ist grosses Hasses werth; ich vermahne euch alle, ihr wollet ihn für einen Feind Gottes halten. Er lehret nichts, denn waschen. Was die Sachen belanget, da lehrt er nichts von. Wir haben von ihm gelitten, daß er unser gespottet, und uns gewürgt hat. Weil er Christum würgen will, welchem wir alle gelobt und geschworen sind, so wollen wir uns an ihn machen. Wiewohl es wahr ist, wer Erasmum zudrückt, der würget eine Wanze, die todt mehr stinkt, als lebendig. Doch ist mir mein Christus, deß er spottet, viel lieber, denn die Gefahr für Erasmo. Er

ist

iſt ein Tadelſüchtiger, der alles ſpottet, auch die ganze Religion und Chriſtum. Auf daß er's deſto baß thun könne, erdenkt er Tag und Nacht Wankelwort, daß ſeine Bücher auch können von den Türken geleſen werden. Und wenn man meint, er habe viel geſagt, ſo hat er nichts geſagt; denn alle ſeine Schriften kann man ziehen und deuten, wie und wohin man will. Seine fürnehmſte Lehr iſt: man ſolle ſich nach der Zeit richten, und den Mantel nach dem Winde henken, wie man ſagt; hat allein auf ſich geſehen, ihm ſelbſt gelebt, daß er möchte Ruhe und gute Tage haben." — So dachte und urtheilte Luther gelegentlich. An ſich unbedeutend war noch der im Jahre 1535 entſtandene Zwiſt mit einem Profeſſor der Redekunſt in Rom, Peter Kurſius, der ihn für einen Feind der Italiäner erklärte. Wir haben oben geſehen, daß Eraſmus wirklich ungerecht und undankbar gegen dieſe Nazion war. Er log ſich

diesmal auch mit einer Deutung und einem freigebigen Lobe heraus.

So viel Zeit ihm auch die erzählten Streitigkeiten rauben mochten, in denen er zuletzt, wie oben erinnert worden, und hier sich hoffentlich gezeigt hat, ganz auf seinen Ausgangspunkt zurücksank, ohne an wahrer Bildung gewonnen zu haben, so lieferte er doch immer noch fleißig einige Schriften, theils Rede- und Stilübungen, theils Ausgaben älterer Schriftsteller. Zu den erstern gehören die Rede über die Erziehung zur Tugend und den Wissenschaften, wofür ihm der Herzog von Cleve einen goldnen Becher schenkte, über den Türkenkrieg, von der Artigkeit der Kinder, Waidsprüche, Lob des Mönchthums, Gebete, der evangelische Prediger. Die letztern hatten zum Theil Absichtlichkeit. So lobte er einen herausgegebenen Kirchenschriftsteller, um seine Rechtgläubigkeit einem Großinquisitor zu bewähren, nachher mehrere.

## Funfzehntes Kapitel.

Freiburg, wo ſich Eraſmus wegen der in Baſel entſtandenen Unruhe angekauft hatte, mißfiel ihm, wie ſchon erwähnt iſt, täglich mehr, und er zog alſo im Jahre 1535, da alles wieder ruhig war, wieder nach Baſel. Ob er gleich auch hier nicht für immer zu bleiben gedachte, ſo gefiel er ſich hier doch für jetzt wenigſtens ſo wohl, daß er ſein Haus in Freiburg verkaufen ließ. Auch ſchien ihm mit dem neuen Papſte, Paul III., ein neues günſtigeres Verhältniß aufzugehen. Denn dieſer verſprach, ſeinen milden Vorſchlägen zu folgen, lobte ihn, forderte ihn aber auch zugleich zur Vertheidigung des

katholi-

katholischen Glaubens auf. Er ward mit Ehrenbezeugungen überschüttet. Nicht genug, daß er Probst in Deventer mit 1500 Dukaten wurde; auch zur Kardinalswürde suchte man ihn zu erheben, und, hätte Erasmus nur gewollt, man würde trotz allen Hindernissen durchgedrungen seyn. Aber sein kränkliches Alter, und seine Furchtsamkeit bestimmten ihn, dies jetzt um so mühvollere Amt auszuschlagen. Die Gicht fing an, ihn heftig zu quälen; ein unaufhörlicher Durchfall erschöpfte seine Kräfte, und die Erinnerung an so manchen seiner dahingegangenen Freunde, die bei der Beschäftigung mit einer neuen Ausgabe seiner Briefe um so lebendiger wurde, verbitterte ihm das Leben so sehr, daß er keinen Wunsch mehr dafür hatte. Er fühlte sich immer mehr, und sagte sein Todesjahr, endlich auch drei Tage vorher seinen Todestag voraus. Er starb Nachts vom eilften bis zwölften Julius 1536 von Schmerzen überwältigt.

Sein

Sein Leichenbegängniß war deſto feierlicher, je allgemeiner die Betrübniß über ſeinen Verluſt war. Begleitet von den dortigen Studenten, die er ſehr unterſtützt hatte, gelobt und geprieſen in öffentlichen Reden vom Probſt zu Aachen, Wilhelm Lisle, von Oswald Myconius und Johann Herold, ward er in der Kathedralkirche beigeſetzt. Amerbach errichtete ihm ein marmornes Denkmal. Sein Geburtsort, Roterdam, zeichnete das Haus ſeiner Geburt mit einer Inſchrift aus, und Philipp II., König von Spanien, ließ daſelbſt 1549 ein hölzernes Standbild aufrichten, welches im Jahre 1557 mit einem ſteinernen, und 1622 mit einem ehernen vertauſcht wurde. Noch 1672 kniete der Pöbel davor nieder, wie vor einem Heiligenbilde, und veranlaßte dadurch einen Verkauf, wodurch es nach Amſterdam kam. Amerbach war Univerſalerbe, und Vollſtrekker des Teſtaments, vertheilte ſeine Koſt-

barkeiten unter die Freunde es Verſtorbe-
nen, und verkaufte, dem Teſtament gemäß,
die Bücherſammlung an Heinrich von Laſco,
einen polniſchen Edelmann, für 300 Gold-
gulden.

## Sechzehntes Kapitel.

Wir ſammeln uns noch einmal für das Bild des Erasmus!

Uippige Beweglichkeit iſt der Grundzug, aus dem ſich alle Erſcheinungen in ihm erklären laſſen. Schon in den früheſten Jahren einzig dem Schickſale überlaſſen, ward er in Lagen verſetzt, deren Beengniß er fühlte und vorlaut ausſprach, aber nicht durchbrechen, höchſtens mit einer mehr unwillkührlichen, als freien Ergebung tragen konnte. Seine Thätigkeit äußerte ſich nur in Argwohn oder in Spott; aber ſeine Abhangigkeit blieb dieſelbe. Das dumpfe, todte

Brüten

Brüten über nichtigen und unbedeutenden Gegenständen, welches damals für Wissenschaftlichkeit galt, konnte diesen beweglichern, reizbarern Geist nicht ansprechen. Er warf sich mit schöner Uibereilung in ein weiteres und frölicheres Gebiet, welches auch die kleinste Bemühung, es urbar zu machen, reicher und köstlicher lohnte. Das hier mannichfaltig spielende Leben, das zu dem schweren, gleich einem trüben Schlafe hinziehenden Leben seiner Zeit einen so vortheilhaften Abstich machte, ergriff ihn von allen Seiten her, und riß ihn unwiderstehlich mit sich fort. Seine Kraft war noch zu weich, als daß sie herrschend in diesem Gebiete sich hätte halten können; dies und die Umstände machten, daß er selbst darin verlohren ging. Denn kaum hatte er das damals schon nicht unwichtige Verdienst, die Oberfläche berührt zu haben, als ein zu frühes Lob seinen Ehrgeiz rege machte, und seine Armuth ihn zwang, sein anerkanntes Talent, sich leichter in einer

fremden

fremden Sprache zu bewegen, zu gebrauchen. Stoffs genug bot ihm die Zeit dar, an dem er es versuchen konnte; und je loser und minder ernst er es gebrauchte, desto gefälliger lieh man ihm das Ohr. Aus dem Leben wie aus der einzig geltenden Wissenschaft, der Theologie, griff er irgend etwas auf, um welches er schwebte, und an dem er mancherlei ausfindig machte. So gewann er eine Vielseitigkeit, die viele Menschen zu ihm lockte, und in sofern sein bürgerliches Daseyn sicherte; aber ihm selbst war sie nachtheilig. Denn sie machte ihm ein tiefes, inniges, einziges Interesse für irgend ein laut gewordenes Bedürfniß oder Streben des Gemüths unmöglich, machte es ihm unmöglich, von der Mitte der Sache aus sich kräftig nach allen Seiten hin zu verbreiten. In den vielfachsten Richtungen immer abspringend floß seine Kraft dahin, brach sich früher in etwas freierer Uppigkeit, und zerflatterte später in unfreier Heftigkeit. Auf diesem eingeschla-

geschlagenen Wege, auf dem alles für ihn nur Etwas ward, worüber er gefällig und zierlich plaudern konnte, erhielt ihn das verhätschelnde Lobpreisen seiner Freunde; und seine frühern Redeübungen, wie sein Umgang mit Colet, selbst seine Bearbeitung der heiligen Schrift, welche doch das Bedeutendste ist, was er geleistet hat, beweisen dies hinlänglich. Er kam im eigentlichsten Sinne nie zu sich selbst, konnte nie in sicherer, vollendeter Abgeschlossenheit beruhen; und nur aus dieser innern Unzusammenhängigkeit, nirgends anders woher, ist wiederum die Unmöglichkeit zu erklären, irgend etwas über seine Denkart festsetzen zu können, als das, daß sich eben nichts darüber festsetzen läßt. Demnach war es zuvörderst nicht listige Verstellung, sondern tief in seiner Natur gegründete Befremdung, die er äußerte, so oft man ihn Luthers Anhänger nennte. Er vermochte in der That nicht, wie Luther, mit göttlicher Begeisterung hoch über

Zeit

Zeit und Umstände dahin zu schreiten nach einem mit ganzem Gemüthe aufgefaßten Ziele. Ja er konnte nicht einmal diese innere, wesentliche Verschiedenheit scharf auffassen, sondern berechnete stets nur das zufällige Auseinandersein seiner Meinung, und des Lutherischen Urtheils über einzelne Gegenstände des kirchlichen Herkommens, und berechnete es nach der etwanigen Aufnahme bedeutender Männer. Daher ward er immer genauer und ängstlicher, je muthiger Luther alles Aeußere verschmähte, was er nicht nach seinem ewigen Innern gestalten konnte; und je weiter Luther in herrlicher Unbesorgniß, und in dem fröhlichen Vertrauen auf die nie zu erschöpfende Göttlichkeit in seiner Brust, aus sich griff, desto bedächtiger und besorgter zog sich Erasmus in sein Selbst zurück. Aber hier fand er keine Ruhe, und der mindeste Anklang von außen jagte ihn in unnütze Besorgniß, als wolle man ihm etwas Inneres

res

oder schief und sich widersprechend, wie dies so manche seiner Urtheile über diese Männer zeigen: so ist doch seine Bemühung um so verdienstlicher, je fleißiger er seyn mußte, um die mancherlei Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche hier aufzuzählen nicht der Ort ist. Er selbst hatte eine feine, leichte und geglättete Schreibart, eine biegsame Gewandtheit, und gefälligen Witz, wie sie damals selten waren. Doch war er nicht der einzige, und schon darum ziemte ihm die eitle Anmaßung gar nicht, gar nicht der eitle argwöhnische Wahn, als wolle jeder, der ihm widersprach, seinen Ruhm vernichten, gar nicht die Verunglimpfung, womit er über jeden Gegner herfuhr. Sein Ansehn war nur ein Kind der Zeit, oder des Glücks und seiner Geschmeidigkeit, die ihm nicht einmal bis ans Ende aushalf; und hätte das Schicksal ihn nicht in eine so große Epoche gestellt, als die der Reformazion

zion war, hätte eine höhere, heilige Macht ihn nicht als Gegensatz aufgestellt und ausgeschieden, an dem sich die gute Sache läuterte und klärte, so wäre er gewiß weit unbemerkter über die Welt hingegangen.

# Iulius Cäsars
# Iahrbücher

von

Adolph Wagner.

Zwei Bände.

Baireuth, 1808.
bei Johann Andreas Lübecks Erben.

Iulius Cäsars

# Iahrbücher.

Erster Theil.

# Einleitung.

Manches, vielleicht dem Uibersetzer selbst nicht Erwogene, dürfte in so bedeutsamer und beziehungsreicher Zeit, als die unsere durchaus ist, für das Unternehmen, Julius Cäsar zu verdeutschen, angeführt werden können, wenn überhaupt zu misbilligen stände, dafs man jedem Leser überliefse, jedes Werk zu lesen, in sich aufzunehmen, und sich von ihm ansprechen zu lassen, wie er eben kann. Einige Seiten jedoch hervorzuheben, von welchen aus man sich mit Einigen verständigen kann, scheint kein unnützer, noch einer Einleitung unangemessener Versuch, dessen Gelingen allerdings wünschenswerth seyn mufs.

Welche tiefe Angst auch immer unsre Zeit ergriffen haben mag — Natur und Geschichte sind den Meisten höchstens die aufgelöste Gruppe Amor's und Psychens, die nicht mehr der unsterbliche Kufs bindet und einet! — so ist doch ein grofses Schauspiel, was uns umgiebt, ja wundersam vor unsern Augen sich entwik-

kelt, die enge Selbstsucht der Einzelen in das Ganze durch mächtigen Umschwung hineingerissen zu sehen. Laut und gewaltig mahnet der Weltgeist zu seiner lange vernachlässigten Anerkennung von allen Seiten. Grofse Männer fördert er allenthalben herauf, dem ruhigen Geiste kenntlich, Werkzeuge zur Bildung einer neuen Welt, andern in dem Augenblicke Befangenen, ihrer Freiheit vergessenden, über Gebühr furchtbar und unbillig verkannt, bald in leidenschaftlicher Erbitterung, bald in unbesonnener Uiberschätzung. Andere, um dem drückenden Augenblicke zu entfliehen, andere, um ihn in seine Reihe gestellt zu verstehen, und seine Deutung, vertrauend, sich vorauszunehmen, befragen kindlich und ahndend die Geschichte, deren Antwort, je milder und ruhiger, um so hinlänglicher scheinen mufs. Solchen dürfte eine Gestalt, wie die des Iulius Cäsar, nicht unwillkommen seyn. Diese kühne Hast bei dieser Gemessenheit der Majestät, dieser erhabene Gleichmuth bei der sorgfältigsten Umsicht und Uiberschlagung des Einzelen, diese Geistesgegenwart und Besonnenheit, welche den Augenblick kräftig, sicher, ergreift, ja zuversichtlich sich ihm hingiebt, dieser milde Ernst, der alle Gemüther in Liebe sänftigend anzieht, oder durch kraftvolle That bändigend schreckt, dieser freie, grofse Geist, der sich an die Spitze einer vormals grofsen, nun sinkenden Nation stellte, ihre Kraft weckte und endlich ein Spiel

des ewigen Weltgeistes ward und fiel — welch eine herrliche, gediegene, ehrwürdige Gestalt! Seine Thaten sprechen sie aus, seine Jahrbücher führen sie in vielen Zügen vor, und diese könnten ihn als Muster einer Form des historischen Styls verehrlich machen, wie er den Alten überhaupt als Redekünstler achtungswerth war.

Auch von dieser Seite angesehen möchte die Vorführung seiner Gestalt weder so willkürlich, noch so unbedeutend seyn, als vielleicht Manchem auf den ersten Blick scheinen möchte. Wie nämlich in unserer Zeit der Wissenschaft überhaupt ein neuer Tag angebrochen, so ist auch die Historie in ihre alte Würde, lebendige, ruhige Ansicht des grofsen Lebens der Welt zu seyn, und vom nächsten Punkte aus das Leben kräftig zu ergreifen, wieder eingesetzt worden. Von tiefer Bedeutung ist, dafs, ehe noch der Weltgeist so laut und eindringlich mahnend der erschlafften Gegenwart sich kund that, seine Stimme aus der Brust eines freigebohrnen, edlen Jünglings wiedertönte. Dieser, innig treu seinem Vaterlande, der Bühne freier, grofser und anmuthiger Naturschöpfung, lange der Freiheit festes Bollwerk, vernahm sie zuerst in seines Landes ehrwürdig einfacher Sitte und Verfassung; diese, das Nächste, Liebste seiner Umgebungen, lockte ihn immer tiefer durch all' ihre Verzweigungen hinauf in die Vorwelt, und, wie sich hier Zeit an Zeit, Land und Staat an Land

und Staat erhoben, kräftigten, klärten, ausglichen, so auch reifte und erstarkte an dem Anschaun dieses allseitigen, göttlichen Lebens seine Seele. Die Frucht dieses grofsen und mühsamen Ganges war — die Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft. Jener Geist gesetzlicher Freiheit, der dies Werk durchströmt, als sein innerstes Leben, verkündete sich hier laut und schlicht als Geschichte eines Landes, aber die Geschichte selbst ward durch diese gediegene Darstellung des Lebens wiederum Leben und gleich ruhig und mild sich hingebend an die Gegenstände, wie über sie, freies Flugs, sich erhebend — Religion. An Ihm, den zu nennen nicht nöthig, als an ehrwürdiger Gestalt, haben viele hinwiederum sich gekräftigt, gleichwie Er selbst sich an vielen frühern: Breier und Sismondi, und Hormayr sind mit Achtung zu nennen. Wäre nun aber der Versuch verwerflich, zu einer wieder aufblühenden Kunst einen Beitrag zu liefern in der Belebung und Uibertragung einer stets anerkannten edlen Form ihres Styls? nicht als sollte jede historische Darstellung unbedingt nach dieser Form gemodelt werden — wie das Leben, obwol immer Eins, doch unendlich mannichfach in seinen Erscheinungen ist, so soll und wird es sich auch im Menschengeiste abspiegeln, und gewifs ist ursprünglich die Darstellung durch den Gegenstand bestimmt, mit ihm gleichsam gebohren — son-

dern als hohes, durchgebildetes Einzelleben in reicher Darstellung soll er für die Geschichte, wie ihre Darstellung, dastehen, wecken und bilden.

## I.

Aber, ist denn nun auch Iulius Cäsar so musterhaft, als er aufgestellt wird? ist es unser Iulius Cäsar, in der Gestalt, in welcher wir ihn besitzen? Mit diesen Fragen beschreiten wir ein Gebiet, wo Vieles trübe und verworren liegt, und trotz vieler Gelehrten Bemühn, kaum etwas sicher und bestimmt ausgemittelt werden kann. Was das Erste betrifft, so sind freilich auch hierin schon die Urtheile verschieden. Denn Brutus bei Cicero sagt von diesen Kommentarien: *nudi sunt, recti et venusti, omni ornatu orationis, tanquam veste detracta; sed, dum voluit alios habere parata unde sumerent, qui vellent scribere historiam, ineptis gratum fortasse fecit, qui volunt illa calamistris inurere, sanos quidem homines a scribendo deterruit.* Asinius Pollio dagegen bei Suetonius Caes. 56. hält sie für *parum diligenter, parumque integra veritate compositos; quum Caesar pleraque et quae per alios erant gesta, temere crediderit, et quae per se, vel consulto, vel etiam memoria lapsus, perperam ediderit: existimatque rescripturum et correcturum fuisse.* Was aber das Zweite anlangt,

so sprachen schon Ludwig Carrio und Florido Sabinus diese Kommentarien, die wir besitzen, Cäsarn ab, und Lips. Elect. 2, 7. suchte mindest Cäsarn oft vergebens, fand viel Müssiges, Unzusammenhängiges, Verwickeltes, Eingeschobenes, Wiederholtes. Ja in seinen Poliorcett. 1, 9. sagt er: *liceat obiter dicere, multa in Caesare isto legi. Caesare veteri parum digna. Pluscula notaui: sed vniuerse, quam frigida aut hians et supina saepe tota scriptio est? quam conatur potius aliquid dicere, quam dicit? Itaque obscuritas et intricatio: denique nomen Caesaris nisi esset, in tanto pretio fortasse liber non esset. Quod ad verba, dico: nam res certe bona est, et Caesaris ipsius, nec sugillo. Vt in aliis quoque libris, manus aliqua pruriens colorem suum pulcherrimae huic tabulae illevit, corpus tamen et statum non mutavit.* Bedenklich machen auch theils das achte von Hirtius angeblich hinzugefügte Buch, theils hauptsächlich einige in der Zueignung desselben enthaltene Umstände. Bei dem Mangel an Nachrichten über die fortgehende Bearbeitung Cäsar's vom Anfange bis später herab scheint freilich nichts als ausgemacht gesetzt werden zu können. Uns nämlich sind, was die eigentlich frühern, und hier allein merkwürdigen Bearbeitungen betrifft, nicht die spätern Ausgaben und wiederholten Abdrücke, drei verschiedene Epochen bekannt,

welche zuvörderst zu betrachten wären; die erste des Hirtius, die zweite des Julius Celsus, die dritte des griechischen Uibersetzers, Planudes. Werfen wir, soweit uns vergönnt ist, einige Blicke darauf!

Dafs Hirtius und Oppius, Cäsar's Zeitgenossen, sich schon mit seinen Jahrbüchern beschäftigten, ja dafs schon frühe das Wieviel ihres beiderseitigen Antheils an diesem Geschäft unbekannt war, erhellt aus der oft angeführten Stelle des Suetonius, wo aber von Hirtius gesagt wird: *qui etiam Gallici belli nouissimum imperfectumque librum suppleuit.* Hier wäre wol am leichtesten der Sinn, dafs er das von Cäsar nicht vollendete Buch ergänzt, nicht aber, dafs er eben das ganze achte Buch, als Ergänzung, hinzugefügt; für welche lextere Auslegung weder diese Stelle selbst, noch die Zueignung angeführt werden dürfte, wie sich nachher ergeben wird. Wir besitzen nun in unserm Cäsar ein Buch der Art, und eine Zueignung an einen Zeitgenossen, Balbus, und so meinen wir denn, diese echte Bearbeitung des Hirtius zu besitzen. Sehen wir nun aber zuvörderst diese Zueignung genauer an, so ist theils eine gewisse Nachsklavung, Ziererei und Unklarheit der Rede nicht zu verkennen, theils ist sie, unstreitig eben deswegen, den Veränderungen der Kritiker sehr unterworfen gewesen. Der Vf. nämlich sagt dort, einmal: *Caesaris nostri commentarios rerum ge-*

*starum Galliae non comparandos superioribus atque insequentibus eius scriptis, contexui, nouissimumque imperfectum ab rebus gestis Alexandriae confeci vsque ad exitum non quidem ciuilis dissensionis, cuius finem nullum videmus, sed vitae Caesaris;* dann: *qui (commentarii) sunt editi, ne scientia tantarum rerum scriptoribus deesset, adeoque probantur omnium iudicio, vt praerepta, non praebita facultas scriptoribus videatur*, ein Urtheil, fast dem obangeführten des Brutus ähnlich, auch im Suetonius wörtlich angeführt. Auf das Verständnis dieser Stellen, wiefern sie eben den Antheil des Hirtius genauer zu bestimmen scheinen, möchte allerdings etwas ankommen. Nun gestand schon Oudendorp, dafs er die Worte *Caesaris commentarios — contexui* nicht verstehe. Er bezog die *superiora scripta* auf die Bücher vom gallischen, die *insequentia* auf die vom bürgerlichen Kriege. Wie aber dies mehr aus der als richtig und unzweifelbar angenommenen Stellung dieser Zueignung hauptsächlich hervorzugehen scheint, so gestand er selbst, dafs es freilich dem Texte nicht entlockt werden könne. Und gewifs wäre hier entweder eine grofse Unbeholfenheit, oder mindest kein Grund, die *superiora* und *insequentia scripta* so zu dollmetschen, da ja eben so gut Briefe, Reden, Gedichte Cäsars verstanden werden konnten. Dazu scheint aus der Lesart der Oxf. Handschrift

*comparandis* die Nothwendigkeit einer Verbesserung dieser Stelle sich zu ergeben, wiewol nicht eben in diesem Participio, sondern vielmehr in *commentarios* der Fehler liegen möchte: denn diese unverbundenen und doch zwiefach bezüglichen Dativen verrathen sicher eine ungelenke Hand. Weshalb die von Oudendorp vorgeschlagene Lesart *commentariis* so leicht, als angemessen scheint. Aber wiederum lesen andre Handschriften *comparentibus* ohne Negation. Dies billigte Morus und erklärte es *qui comparent, adsunt, non intercidernnt*, etwas über Gebühr folgernd, wie uns dünkt. — Noch mehr! Für *nouissimumque imperfectum*, wofür Suetonius *nouissimum imperfectumque* hat, lesen andre *nouissimumque atque imperfectum*, Jungermann gar *nouissimeque imperfecta*. Bei Suetonius beziehen sich diese Worte auf das achte Buch vom gallischen Kriege, hier aber auf das vom Alexandrinerkriege, so dafs für Hirtius' Antheil am achten Buche hier nichts ausgesagt würde. Diesen Widerspruch zu heben, beziehen die Ausleger *nouissimum* auf das achte Buch vom gallischen, *imperfectum* auf das dritte vom Bürgerkriege — irren wir nicht, mit Vorurtheil, höchst künstlich alles verwirrend, besonders, wenn man erwägt, dafs die Worte *haec initia belli Alexandrini fuerunt* in einigen Handschriften fehlen. Nun müssen doch aber die Worte in unserm Zusammenhange nothwendig auf das

Buch de bello Alexandrino gehen, über dessen Vf. schon Suetonius selbst ungewifs war. Nimmt man noch dazu, dafs in unserm Cäsar mindest die Erzälung nicht bis zu seinem Tode geht, selbst in dem elenden zusammengestoppelten Bruchstück der Petauischen Handschrift, so wächst nothwendig die Verwirrung, indem sich nicht sagen läfst, ob dieses Buch vom Alexandriner Kriege das neueste oder das letzte sei, besonders da hier von Unvollständigkeit nichts sich verräth, oder ob dies *imperfectum* eine bescheidene Selbstrüge der mangelhaften Darstelung seyn solle. — Endlich ginge aus den Worten: *qui sunt editi* etc. und ihrem ganzen Zusammenhange hervor, dafs die Kommentarien schon vorher bekannt waren, unstreitig dann ohne dies achte Buch und das vom Alexandriner Kriege; indem er sonst sich nicht entschuldigt haben würde, dafs er sich mitten zwischen Cäsars Schriften eingedrängt. Diefs müfste auch bald geschehen seyn; denn Hirtius blieb bekanntlich Ein Jahr nach Cäsars Ermordung vor Modena, wiewol von jener so noch ganz neuen und folgenreichen Ermordung nicht ein Wort gesagt wird. Noch ist nicht zu übergehen, dafs die ganze Zueignung ziemlich rasch und unzusammenhängig abbricht, und vielmehr aufhört, als eigentlich endet, was sich auch dadurch offenbart, dafs der Vf. nach dem 48. Kap. nochmals das Wort nimmt. — Dies alles zusammen-

genommen, dürfte wol nicht befremden, das achte Buch vom gallischen Kriege für unvollendet, wie die Bücher vom Bürgerkriege, jedoch von Cäsar ursprünglich selbst verfafst, die Zueignung aber vor dem achten Buche für weit späteres, unechtes Machwerk eines Stümpers zu halten, welcher nach des Suetonius Notiz gern für Hirtius hätte gehalten seyn mögen und deshalb diese verworrene Zueignung ungehörig einschwärzte, die vielleicht im Fortgange der Zeit immer verworrener wurde.

Gehen wir einen Schritt weiter!

Nach den von Vossius angeführten Zeugnissen des Plutarchos und Appianos hatte Cäsar Ephemeriden geschrieben. Diese konnten, ihrem Wesen nach und wie sich von dem lebendigen, vielseitigen, mitten in dem thatenreichsten Leben noch sinnenden und schreibenden Cäsar erwarten läfst, keinen andern Charakter haben, als den, welchen Brutus in obangeführter Stelle rühmt, d. h. sie mufsten einfach, rasch, schmucklos, klar seyn, und Cäsar's Eigenthümlichkeit mufste ihnen, obwol sie nur Materialien seyn sollten, vielleicht ursprünglich zum Theil Berichte an den Senat — eine Art Bülletins — eine edlere Form anbilden. Diese mochte Hirtius doch wol als Urkunden gebrauchen und zum Grunde legen, und unläugbar tragen die Bücher vom gallischen und Bürgerkriege, im Ganzen genommen, diesen Charakter an sich. Im Ganzen

genommen, sagen wir; denn zum Theil hat schon Lipsius mehreres als unächsarisch geahndet, manches ergiebt sich von selbst, einiges dahin gehörige wird unten beigebracht werden. Nun führt Servius zum zweiten Buche der Aeneis des Virgilius eine Stelle aus jenen Ephemeriden an, welche Cäsar's Gefangenschaft betrifft, und bemerkt, dafs Cäsar dort seines Glücks Erwähnung thue. Von diesem allen ist aber in unserer Recension nichts zu lesen, wie wir denn dafür oft auf vorangegangene Erzählungen und Bemerkungen verwiesen finden, von denen eben auch nichts zu entdecken ist. Zwar zu erwarten wäre, dafs Hirtius, Cäsar's Freund und Verehrer, manches weggelassen hätte, was ihm Cäsarn herabzusetzen schien; aber andrerseits ist doch von ihm, dem Gleichzeitigen, keine solche Nachlässigkeit und Oscitanz gedenkbar, kein solches Verweilen bei damals hinlänglich bekannten, trivialen, ja ungehörigen Dingen, z. B. dafs der Feldhauptmann eine ausgezeichnete Tracht im Kriege gehabt, da das *paludamentum* in der Ordnung war. Hieraus folgt, wofern wir nicht irren, dafs, mochte Servius nun die Ephemeriden Cäsar's, oder die nach ihnen von Hirtius gelieferte Bearbeitung haben, oder mochten beide ihm Eins und Dasselbe seyn, so haben wir doch keins von beiden in seiner ursprünglichen echten Gestalt, und müssen, nach Uiberschauung dieser ersten Epoche gestehen, dafs für unsere Recen-

sion nichts aus ihr gefolgert werden kann, als höchstens etwas Negatives.

Fast gleich unklar und ungewiss ist in der zweiten uns bekannten Epoche, wieviel Antheil Iulius Celsus an der Bearbeitung Cäsar's gehabt; dass aber, ist unläugbar. Wenn auch der Vf. der von Io. Ge. Grävius 1697. bekannt gemachten commentariorum de vita Caesaris in fünf Büchern nicht Iulius Celsus seyn sollte, sondern Petrarca, wie mit Bernard Moneta Fabricius will, was andre dagegen nicht zugeben, so ist doch gewiss, dass ein Iul. Celsus Konstantinus oder Konstantinopolitanus, ein Christ im 6. Jahrhundert, nach Morhof im 14., Cäsarn vielfach handhabte. Merkwürdig ist auf jeden Fall ein von Fabricius angeführtes Scholion: *hic incipit octauus commentariorum liber, quem fecit Iulius Celsus. Septem autem primos et vsque ad hunc passum fecit ipse Caesar, quamuis hic auctor aliquot in locis contradicit et male, Ciceronе teste et ipso Celso in prologo suo.* Dass Fabricius dies für falsch erklärt, verdiente doch wenigst einen Grund; denn das Urtheil ist so uneben nicht, dass ein Unbefangener es ohne weiteres von der Hand weisen möchte. Dodwell fühlte sich auch wirklich gedrungen anzunehmen: *quod Hirtii nonnulla perierint suppleta a Iulio Celso, alienissimeque ab Hirtii mente sententia interpolata*; und ferner: *librum ergo Hirtii de bello*

*Afr. ad Iulii Celsi aetatem peruenisse puto, sed mutilum fortassis, aut, qui Celso mutilus haberi posset. Hoc vtique praetextu vel suis, vel nescio cuius alterius fabulatoris figmentis interpolauit.* Dies könnte auch wol von den übrigen gelten; denn Iulius Celsus war, nach Grävius' Zeugnis, nicht unbelesen. Konnte er nicht auf Suetonius Zeugnis Ergänzungen, und eine Vorrede, wie die obige, liefern?

Noch ein Umstand, freilich der einzige, der dritten Epoche verdient bemerkt zu werden, nämlich der, dafs in der griechischen von Davies und Iungermann herausgegebenen Uibersezzung, deren Vf. Bentlei opuscc. phil. 78. Planudes (aus dem 14. Ihdt) nennt, nur die sieben Bücher vom gallischen Kriege übersetzt sind. Hievon ist nun freilich kein Grund angegeben, und ihn aufzusuchen möchte vielleicht vergebliche Mühe seyn; dennoch kann dies die Bedenklichkeit schärfen. Warum man übrigens diese Uibersezzung eine Paraphrase genannt, da, im Ganzen genommen, die häufige Verwandlung der *oratio obliqua* in *rectam* dem Geschmacksurtheil gehören, die zuweilen von unserm Texte abweichende Berechnung der Wege und Zeitmasse, die Verschiedenheiten der Zalbestimmungen nur von verschiedenen Lesarten abhängen und mithin die Verfälschung Cäsar's nur mehr beweisen, kann ich nicht einsehen.

Diese von uns berührten drei Hauptepochen der Bearbeitung des Iulius Cäsar in ihrer Unklarheit schürzen demnach manchen Knoten, ohne ihn aufzulösen, und zwar auf einem Gebiete, wo nur eine Thatsache entscheiden kann. Aber sie wecken mindest den Verdacht, dafs die auf uns gekommene Form Cäsar's, weit entfernt die reine echte zu seyn, vielmehr durch vielfache Handhabung viele Veränderungen und Verunreinigungen erfahren haben müsse, welche das Urtheil aufhalten, oder schwankend machen. Vielleicht liefse sich aus dem Umstande, dafs in einer Scaligerischen Handschr. die Werke Cäsar's *de narratione temporum* überschrieben sind, wenigstens auf Ein Moment der Urform schliefsen: dafs nämlich die eingestandenen und anerkannten Zusätze, auch der frühesten Bearbeiter, und die übrigen Mangelhaftigkeiten abgerechnet, jene Ephemeriden selbst die Bücher vom gallischen und Bürgerkriege nicht unterschieden haben möchten, sondern überhaupt, was Cäsar als Krieger erlebt und gethan, aufgezeichnet, ohne eben jederzeit um genauen Zusammenhang ängstlich sich zu kümmern, indem entweder der Drang eines so thatenreichen Lebens Cäsarn doch zuweilen von der Aufzeichnung abgehalten haben, oder auch manches Aufgezeichnete durch das Unbill der Zeit, oder durch Vorliebe der Bearbeiter, welche hiemit eben das freieste Feld gewannen, untergegangen seyn könnte. So weit sind wir

aber entfernt, hieraus etwas Nachtheiliges für Cäsar selbst zu folgern, dafs wir vielmehr bedauern, jene Skizzen und fast Studien eines so hohen Geistes nicht in ihrer unverfälschten Gestalt, mit all' ihren Nachlässigkeiten und Sonnenflecken zu besitzen; denn dies möchte wol unendlich mehr Belehrung und Genufs gewähren, als jezt den fremden Verunreinigungen und Entschönungen nachzuspüren.

Allein, einmal so gestellt, wie wir sind, dafs nämlich die Geschichte des Buchs das Buch selbst in seiner jetzigen Gestalt nicht begreiflich macht, ist wol nöthig, an das Buch selbst zu gehen, und zu versuchen, ob so die Ansicht lauterer und haltbarer werden möchte. Sehen wir nun zuvörderst auf Wahrheit und Glaubwürdigkeit der Erzälung, so finden wir manches, verglichen mit dem Bericht anderer Geschichtschreiber und Schriftsteller, anders und in ein günstigeres Licht gestellt, manches aber übergangen, so dafs des Asinius Pollio obangeführtes Urtheil, wie berüchtigt auch seine Sucht zu verkleinern und Ausstellungen zu machen seyn mochte, im Ganzen genommen doch nicht unwahr wäre. Nur müfste man dabei nicht vergessen, welchen Einfluss hierauf die Vorliebe selbst späterer Bearbeiter für Cäsar gehabt haben könnte, oder die eigenthümliche Ansicht Cäsar's von der Sache. Richtig aber sind folgende Bemerkungen. Cäsar's Benehmen gegen Ariovist

sind

sind G. K. 1, 35. andre Gründe untergelegt, als von Dio Kass. 38. 34., welcher alles Cäsar's Kriegslust zuschreibt. — Kato zieh Cäsarn der Bundbrüchigkeit, weil er die um Entschuldigung bittenden Gesandten der Germanen zurückbehielt und indefs angriff G. K. 4, 13. vergl. Dio Kass. 39. 47. f. Eben dieser Dio widerlegt das, alle G. K. 4. 16. angeführte Gründe des Uibergangs über den Rhein, und findet den einzigen in Cäsar's Ruhmsucht; er tadelt 39, 53. mit Plutarch. Caes. 23. den Uibergang nach Britannien (G. K. 4. 20.) als unnöthig; erzält (40, 4 — 11.) des Kotta und Titurius Tod (G. K. 5. 36. f.) anders. — Wenn Cäsar seine von Ravenna aus gemachten Forderungen (B.K. 1, 5.) *lenissima postulata* nennt, so nennt sie dagegen Cicero ad div. 16, 11. *minaces et acerbas literas*. — Nach Dio 41. 17. Appianos p. 453. Plutarchos Caes. 35. Florus 4. 2. 21. erbrach Cäsar wirklich die Staatskasse; anders ist es im B.K. 1, 14. gestellt. — Cäsar will B.K. 2. 22. die Massilier, obwol unverdientermafsen, geschont haben, da Dio 41, 25. behauptet, er habe ihnen nichts, als die Freiheit gelassen. — So verschwieg Cäsar B.K. 3, 25. das Wagnis, unerkannt, trotz Wind und Wellen nach Brundisium zu segeln, was freilich mislang und nun erst das Schreiben nach Brundisium nöthig machte (App. Civ. 2. p. 463. s. Dio 41, 45.) dafs er bei Dyrrhachium

bald umkam und Pompejus stark in seinen Schanzen metzelte (Dio 41. 50. App. Civ. 2. p. 465.) dafs die Aegypter auch deshalb ihm zürnten, weil er einen Schuldrückstand etwas streng von Ptolomäus Auletes forderte (Dio 42. 9. 34.) endlich den Alexandriner Büchenbrand. Wir sind nicht gesonnen, deshalb Cäsarn zu verteidigen, oder anzuklagen, noch viel weniger daraus zu folgern; vielmehr stellten wir dies zur Schilderung der Bücher vom gallischen und Bürgerkriege hieher. Diese Bücher aber scheinen im Ganzen genommen ziemlich dieselbe Haltung zu haben, bis gegen das Ende hin, wo der Ton fast ungleich wird. Zumeist ist ihnen unauslöschbar eingeprägt, was wir oben von Cäsar überhaupt sagten: dieses gerade, unaufhaltsame Hineilen in die Mitte der Sache und das leichte Uiberschlagen der Einzelheiten von hier aus. Gern, aber doch leicht und gemessen, verweilt er bei dem entferntern Einzelen, wie die hier und da der Berichtigung bedürftigen Bemerkungen über Sitten und Bräuche der Gallier, Germanen und Britanen zeigen. Seine Geistesgegenwart verläfst ihn nie; schnell, wie er die verwickeltsten Verhältnisse überschaut, trifft er auch Vorkehrungen, von seinem Glück begeistert, fast bis zu einem gewissen Aberglauben, seines Muthes, wie seines Geistes sicher. Meist weis er Milde mit Klugheit zu paaren. Diese allerdings nur im Allgemeinen angegebenen Züge finden

sich auch in der Gesamtheit, wenn man so sagen darf, seines Styls, so dafs der Styl seines Lebens und seines Schreibens in einander aufgehen. Und mehr, dünkt uns, läfst sich kaum auffassen, indem, die Eigenthümlichkeit Cäsar's bis in das Gebäude der Sprache herab verfolgen und durchaus bestimmen wollen, bei dem Mangel eines Massstabes, z. B. anderer Schriften desselben Verfassers, unbelohnend und unnütz seyn müfste. Die Notizen über manche von ihm gebrauchte Formen und Flexionen und Worte, wie sie aus seinen Büchern von der Analogie in einzelen Bruchstücken bei Jungermann S. 440. ff. gegeben sind, reichen doch nicht hin, um mit Gewifsheit überall zu behaupten, dafs Cäsar so und nicht anders schreiben konnte, mufste, oder auch nicht. Je mehr er, nach dem Urtheile alter Grammatiker und Redner über seiner Zeit stand, desto schwieriger müfste nothwendig uns dieses Geschäft werden. Wiewol nun aber Zalen und Namenverfälschungen (G. K. 1, 2. 6, 29. 2. 4. 4. 3. 8. 24.) gestörte und verworfene Perioden (G. K. 4. 10. 25. 7. 35. 45. 8. 19.) Glosseme (G. K. 1. 8. *Iuram, qui fines Sequanorum ab Helvetiis dividit* nach Morus. 6, 30. *prinsque — videretur*. 7. 33. *e regione*. 55. *aut adductos inopia ex provincia excludere* nach Morus. 8. 3. *incursionis* nach Morus.) Widersprüche (wie G. K. 6. 29. *per Arduennam s. — patet* vergl. mit 5. 3.)

alberne Bemerkungen (G. K. 7, 3. dafs man in Gallien merkwürdige Verfälle ausschrie, wo wenigstens das doppelte *nam* bedenklich macht. 8, 25. dafs die Gallier in der Schlacht sitzen aus unverstandenen Stellen, wie G. K. 1, 21.) schon in diesen Büchern die Unterscheidung des Echten erschwerend nur die Verfälschung erweisen, doch so, dafs selbst die am Ende der Bücher von Bearbeitern und Auslegern versuchten Anhängsel und Uibergänge nicht immer die Blöfse und Unzusammenhängigkeit decken können, so nimmt dieses, je weiter hinein, desto mehr zu. Aus diesen drei übrigen Büchern vom Alexandriner, Afrikaner und Hispanischen Kriege zeichnen wir jedoch, trotz den von Dodwell gerügten unrömischen Ausdrücken, trotz der Folgewidrigkeit der temporum, und den ermüdend einförmigen Uibergängen, welche doch auch von späterer Hand seyn können, trotz den Klagen Guichards über die Kürze, das vom Afrikaner Kriege in Rücksicht auf Frische, Lebendigkeit und Raschheit der Darstellung aus. Vor allen aber unklar, unzusammenhängig, lückenhaft, unbeholfen und schülermäfsig artet das Buch vom Hispanischen Kriege in eine läppische Anekdotenjagd aus; weshalb hier am wenigsten über Verfälschung geklagt werden darf. Das von uns auch in Uibersetzung beigefügte Bruchstück beweiset, dafs zwei Verschiedene diesen Gegenstand bearbeiteten, beide gleich erbärmlich

aber doch beide in der Darstellung verschieden, so zwar, dafs das letztere auch das spätere zu seyn scheint, indem ihm eine gewisse Bitterkeit gegen Pompejus und befangene Vorliebe für Cäsar beigemischt ist, welche aber von keinem Zeitgenossen herrühren kann, da so viel frostige langweilige rhetorische Salbungen und Apostrophen hindurchziehen.

Wer, was hier in gedrängter Kürze über den Charakter des vorliegenden Cäsar's gesagt ist, weiter verfolgen wollte, mag entweder die Ausleger, oder die Schriften selbst aufmerksamer ansehen, und wir zweifeln nicht, dafs er mit uns einverstanden seyn wird, wenn wir behaupten, dafs Cäsar und Hirtius, und wer sonst noch diese Kriege beschrieb, vielfachen Verfälschungen aller Art unterworfen erst auf uns kamen. Und bei diesem nicht in alle Wege erfreulichen Ergebnis sich zu beruhigen, gebietet alles, was wir anzuführen bemüht waren.

## II.

Was nun diese Uibersetzung betrifft, so wäre wol leicht gewesen, nach dem Fort des Lesers Infanterie und Kavallerie mit Obristlieutenants, Majors, Rittmeistern, Kapitains und andern Officieren zu detachiren, manche Tranchéen, manchen Brückenkopf und spanischen Reiter anzulegen, das Defilée zwischen ihm und Cäsar mit Bataillons zu besetzen und ihn mit

einer ziemlichen Salve zu empfangen, oder ihn mit Bomben, Granaten dergestalt zu beschießen, daß ihm die Retirade zu Cäsar schwer hätte werden sollen, indeß wir gemächlich in fremder Sprache und Vorstellungsweise fouragirt hätten, bis aller Krieg beendigt, und uns, von der Armée als General-en-chef der Uibersetzer begrüßt, auf gehörige Bulletins von Bürgermeistern und Rath der Literatur ein Dankfest mit Te deum laudamus wäre angestellt worden. Auf solche Weise hätten denn, welche eine Uibersetzung als leicht lesbare Nachricht von irgend etwas ihnen Unbekanntem zur Hand zu nehmen pflegen, die unsrige vielleicht mit Befriedigung weggelegt. Da indeß der Uibersetzer bekennt, daß er von jener ängstlichen Furcht und Trägheit und Unsicherheit, welche als Grund und Folge vornehmer Zierlichkeit zum Theil noch herrscht, und der überfeinen Leckerheit überreister Gaumen gleicht, sich frei fühle, so aber nicht unbedingt zu erwarten steht, daß jeder sich die Mühe nehmen werde, in der Urschrift selbst und in der Uibersetzung die Grundsätze aufzusuchen, nach welchen die letztere gearbeitet ist, so wird nöthig syn, darüber, so viel hier gestattet ist, zu sagen.

Wenn Erkennen und Sprache Eins und Dasselbe ist, wie streng erweislich, so folgt, dies wohlverstanden, daß zwar jede Sprache, als durch kosmische und klimatische Verhältnisse

bedingt, ihre Eigenthümlichkeit haben müsse, wie schon der ausschliefsende Gebrauch einzelner für ein bestimmtes Gebiet erweiset, dafs aber eben so nothwendig allen dies gemein sei, dafs sie durch Ein Band zusammengehalten werden und, mehr zwar oder weniger der Gesamtheit theilhaftig, nie aber ihrer ganz verlustig seyn können. Wir nähren die Hoffnung, dafs dies hier nur Angedeutete immer klärer werden wird, je klärer und ruhiger man die Einheit der Natur und Welt, kurz des Lebens auffassen wird. Wozu wäre auch überhaupt Mittheilung, welche die Sprache doch hervorbringt, wenn nicht durch wechselseitige Aneignung und Anbildung des Fremden eine Ausgleichung und Uibereinstimmung Statt fände, welche, gröfseren Sphären des Menschenvereins eingebildet, sie zusammenhielt, trüge und verfestigte? Dasselbe Verhältnis nun, welches zwischen mehrern Sprachen verschiedener Nationen ist, wird nun auch in Einer Sprache zwischen den verschiedenen Individuen seyn. Ist also von Uibersetzung die Rede, so kann damit nicht gesagt seyn, dafs man die Nationalität und Individualität der Urschrift vernichte und ihr etwa die Nationalität und Individualität der Sprache, in welche übersetzt wird, unterschiebe — was nothwendig in eine Art von Travestie umschlagen müfste! — vielmehr ist von je Treue, in Stoff und Form, als Haupterfordernis und Hauptverdienst jeder

Uibersetzung anerkannt worden, so zwar, dafs über die Aneignung des Fremden das Eigene nicht verloren ginge. Hiebei aber ist zuvörderst zu überlegen, dafs dieses Eigene besonders einer lebenden Sprache, wie der unsern, nicht in Einer Zeit, in Einer Periode liege, sondern in ihrer Gesamtheit, dafs es mithin thöricht sei, weil einseitig, eine hinter uns liegende Periode unserer Sprache, oder eine bestimmte Sphäre der Darstellung als eine Gerumpelkammer anzusehen, aus welcher irgend etwas zu gebrauchen der Zierlichkeit und Würde, so Gott will, unserer geschmackvollen Zeit nicht gebühre. Wo man Worte aus dem Gebrauch kommen und veralten lassen kann — die frisch bestehende Verschiedenheit der Mundarten zeihet solch Unternehmen schon der Einseitigkeit — da ist, besonders, wo die Sprache nicht so reich ist, als unsere, der Untergang schon im Anzuge. Man erinnere sich nur an die römische! Wo man aber eine Sphäre ausschliefsend bildsam und bearbeitbar wähnt, da ist und bleibt Einseitigkeit im Wissen; verschwindet diese, so verschwindet auch jener Wahn. So hat die gesunde Natur unserer Sprache das Gallenzen, welches im vorigen Jahrhundert überhand nahm, und auch jetzt bräuchlich werden möchte, noch immer kräftig ausgestofsen, und dadurch gewonnen an Stärke und Selbstständigkeit. Alles demnach, was un-

are liebe, herrliche Muttersprache zu allen Zeiten als Schema tüchtiger, lebendiger Anschauung aufgestellt und mit bescheidener Kraft aus ihrem Wesen heraus und in ihr Wesen hinein gebildet hat, muſs frisch und frölich zu gebrauchen vergönnt seyn; um so mehr, wenn es gilt, eine Sphäre fremder Anschauungen uns anzueignen, welche Aneignung doch nicht ohne Einfluſs auf die Bildung der aneignenden Sprache gedacht werden kann. Oder soll das Nachbilden der Darstellung der Alten, woran unsre Tüchtigsten und Edlen soviel Sinn, als Fleiſs, rühmlichst verwendet, etwa für ein lediglich formales Spiel geachtet werden, wie es deren heut zu Tage in der Wissenschaft und Poesie genug giebt? Soviel ist gewiſs, wie sehr man auch fast sich heiser geschrien und gesungen hat über die Musterhaftigkeit des Antiken, daſs wir nie antik werden können, und daſs die Alterthümlichkeitswuth nur lächerlich, und gespenstiges Umgehen ist, weil durchaus heimatlos. Wohl aber kann und soll die Darstellung unsres Lebens, unsrer Welt, so klar, gediegen, anschaulich und gegenständlich werden, als es die der antiken war, und was wir immer aus jener uns aneignen können, nicht als todte erstarrte Form, sondern als lebendiges Element, d. i. baarer Gewinn und Ertrag für diesen Zweck, welcher kein andrer ist, als

die Harmonie des Erkennens und Darstellens, d. h. Bildung.

Um nun das Nationale im Julius Cäsar nicht zu verwischen, schien nöthig, was in der Sprache Schema eigenthümliches Brauchs, eigenthümlicher Verfassung war, soviel als möglich unverändert zu lassen. Daher sind die Namen bürgerlicher und kriegerischer Ehrenstellen meist gelassen, auch deshalb, weil überhaupt im Antiken die Staatsverhältnisse größer und freier hervortraten. Die leztern anmal mit französischen Worten auszudrücken fand der Uibersetzer keinen Grund, weil ihm noch nicht einleuchtet, welches Vorrecht hierin die französische Sprache haben solle. Ein gleiches gilt von dem Kriegswesen. Wollte man in einer deutschen Uibersetzung eines Römers das strategetische, poliorketische und taktische System der Franzosen annehmen, welches doch zum Theil aus jenem früheren entstanden, wenn auch, wie natürlich, umgestaltet, so würde doch jeder Unbefangene dies für Mittelbarkeit und Umweg anerkennen müssen. Dazu kommt, die Kriegswissenschaft und Kriegskunst der Deutschen hat, besonders im Mittelalter, weit mehr Berührung und Aehnlichkeit mit der römischen, so dafs natürlicher und leichter war, vorhandene Worte zu gebrauchen. Um nur Eins anzuführen, so sind unter dem poliorketischen Ge-

zeug bei den Römern, wie bei den Deutschen, viele Maschinen mit Thiernamen bezeichnet worden; z. B. *aries*, *echinus*, *musculus*, *cuniculi*, *scorpiones*, *testudo*, *cervi*, unter uns Katzen, Böcke, Büffel u. s. w. Warum sollten nun nicht, der Analogie gemäfs, wo sie uns fehlten, z. B. *echinus*, *musculus*, die gleichbedeutenden: Igel, Maus, gebraucht werden? Bei andern hinwiederum gestattete die dem Worte zu Grunde liegende Anschauung und die Gestalt, eigene zu machen; weshalb Sturmlaube für *vinea*, Sturmschirm, mit Erinnerung daran, für *pluteus* gebraucht wurde. Wollte man die etwanige Unverständlichkeit dagegen einwenden, so läfst sich der Vorwurf sogleich zurückgeben, indem doch Unkundigen spanische Reiter, Katzen und Böcke nicht minder unverständlich seyn müssen. Aber nicht allein im Kriegswesen ist also von uns verfahren worden; wir sehen voraus, dafs manches gute, altkräftige deutsche, nur lange nicht gebrauchte Wort Manchen anstöfsig seyn wird, und dafs diese uns von ihrer Stelle aus vielleicht einer Ziererei bezüchtigen, ja wol gar uns hier und da Verwirrung der Zeiten vorwerfen werden. Was das Erste betrifft, so kann das oben im Allgemeinen Gesagte, eine tapfere Wehr seyn, und wir gestehen unbedenklich, auf die Gefahr, unsre Schuld zu häufen, dafs wir dies noch weit öfter gethan

hätten, wenn wir uns nicht beschieden, dafs dem Einzelen nicht der Gesamtschatz unserer trefflichen und wahrhaft göttlichen Sprache zu Gebote stehe. Das Zweite aber möchte doch wol nur auf ein Misverständnis sich gründen, inwiefern man theils vergäfse, dafs immer von Römern und römischer Art die Rede sei, theils auch die durchgreifende Wiederkehr des Einen und Selben in der ganzen Weltgeschichte übersähe. Wenn z. B. *consensus agere* durch Geding hegen übersetzt wird, so gebietet nichts in den Worten selbst, etwas andres zu denken, als Gericht halten; aber beide sind *formulae solemnes*, die einzelen Umstände und die Form des Gerichts mochten immer nach Zeit und Bedingungen verschieden seyn. Der Vorwurf aber der Sonderbarkeit in der Wahl ist doch wol so einseitig, als leicht zu verschmerzen. Dafs wir jedoch hierin nicht so neuerungssüchtig und stürmisch verfahren, als man vielleicht glauben möchte, wird sich ergeben, wenn wir bemerken, dafs wir manches erst später, und dann öfter gebrauchten, um ihm so allmälich Eingang zu verschaffen, wie Elend, Ellend, Ellendiger für *barbarus*. Dasselbe gilt auch von der Aufnahme einiger alten Biegungen und Bildungen der Worte. Ob wir durch Befolgung solcher Grundsätze in diesem Punkte das Gesetz der

Treue gebrochen, überlassen wir jedem aufmerksamen und sachkundigen Richter.

Unverständlichkeit werden uns vielleicht auch vorwerfen, welche etwa aus Trägheit kurze, abgebrochene Sätzchen zu Tage fördernd, und reich gegliederten Periodenbau verwerfend, alles fein auflösen, trennen und zerstückeln. Solchen nun glauben wir bemerken zu müssen, dafs wir uns diese Gliederung der Perioden um so eher erlaubten, je mehr eben hierin die Eigenthümlichkeit unseres Schriftstellers, und der Ton seiner Darstellung sich offenbarte. Denn, wer immer glauben könnte, es sei Cäsarn nur um zierliche Verschlingung und Verflechtung der Perioden zu thun gewesen, würde ihn allerdings sehr verkennen. Vielmehr eilte und strebte er, wie sein regsamer, vielseitiger Geist forderte, eine gedrängene Anschauung eines Ganzen, in grofsen Massen darzulegen, unbesorgter, das Einzele auf dem Nagel zu glätten, weil er dessen, fast wie seines Glücks, sicher seyn mochte, als das Ganze, wie in einem steten, ununterbrochenen Gusse gleichsam unmittelbar aus dem Geiste zu entlassen — eine gerüstete Athene aus Zeus Haupte! — damit es rasch und lebendig, wie es aufgefafst war, so auch wiedergegeben würde. Hiebei länger zu verweilen ist deshalb nicht nöthig, weil schon oben davon die Rede war. Strebten wir nun, dies, wie wir es erkannt,

wiedersugeben, so urtheilen wir, nichts Ungehöriges gethan zu haben; wenn aber hiebei manches vielleicht loser, ja selbst unklarer zusammenhängen sollte, so bitten wir, zu überlegen, dafs dies auch Cäsarn zuweilen, mindestens in der vorliegenden Bearbeitung begegnet seyn möchte, dafs überhaupt noch viel fehle, ehe uns der feine Takt des Griechen auch in Rücksicht des prosaischen Numerus zu Theil werde. Gern werden wir aber auch zugeben, dafs uns Menschliches begegnet seyn könne; denn wir haben unsre Aufgabe allerdings nicht für gering geachtet, und zweifeln nicht, dafs ungeachtet alles Fleifses bei fernerer Uiberarbeitung manches noch anders ausfallen könnte, als jezt. Diesen Fleifs mindestens wünschen wir nicht verkannt, noch verhöhnt zu sehen. Uiber die Arbeiten aber unserer Vorgänger, wie I. F. Wagners, Stuttg. 1765., Ph. L. Hans, Frankf. a. M. 1801. 1803. 2 Bde. 2te Aufl., ziemt uns nicht zu urtheilen; doch bedauern wir sehr nach der in Degens Uibersetzerbibliothek ausgehobenen Probe, die des Ringmann Philesius, Strafsb. 1507. nicht gesehen zu haben. Uibrigens waren uns von Ausgaben die Oudendorpische, Ingermannische, Zweibrücker, Moru'sche, zum Theil auch die Oberlinische zur Hand. Wie wir ihnen gefolgt, oder von ihnen abgewichen, besagt die Uibersetzung.

Endlich war der beigefügten Anmerkungen Zweck, nicht Cäsarn durchgehends zu erläutern, sondern nur die Uibersetzung hie und da zu rechtfertigen. Deshalb werden Manche manches vermissen, was eben nicht zweckmäfsig schien. Dafs ich übrigens die Ausleger, worunter auch Lipsius *de militia Romana* und in den *poliorcetis* zu rechnen ist, benutzt habe, und ihnen manches verdanke, gestehe ich gern.

Und so wünsche ich, dafs sinnige Männer dieses Werk nicht für verfehlt achten mögen.

Leipzig im März 1808.

Der Uibersetzer.

## Nachtrag.

Uiber *alces* im G. K. 6, 27. vergl. auch Hagen im Glossar zu der Nibelungen Lied unter dem Worte Elk.

## Druckfehler des ersten Theils.

Man bittet, die durch Entfernung vom Druckort, durch Setzer und Willkürlichkeit des Korrektors entstandenen Druckfehler dem Uibersetzer nicht zuzurechnen, und sie vor dem Lesen gütigst zu verbessern, damit kein Misverstand entstehe.

Seite. Zeile.

1. 24. **eam,**
3. 6. v. u. **anzuschaffen, Saumthiere.**
4. 6. v. o. **Katamantaleden',**
7. 1. v. u. **welchen.**
9. 1. v. u. **wir.**
12. 9. v. u. **Hierunter.**
16. 14. v. u. **würden.**
17. 5. v. u. **Aretia.**
32. 7. v. o. **achtete,**
45. 11. v. u. **fällt rücken weg.**
50. 14. v. u. **Tartschen statt Schilde.**
— 9. v. u. **Befehlhaber.**
61. 11. v. o. **Getümmel.**
62. 4. v. u. **Antwerch.**
69. 3. v. o. **Tartschen.**
— 12. v. o. **verschiedene Legionen ohne Komma.**
73. 6. v. u. **ihre Tartschen.**
74. 1. v. o. **fällt das Komma nach Feinde weg.**
— 3. v. u. **ihnen ihre Städte und Gebiet und.**
87. 4. v. o. **übrigen.**

| Seite. | Zeile. | | |
|---|---|---|---|
| 87. | 5 | v. u. | Lexoviern. |
| 95. | 4. | v. u. | Reitertreffen. |
| 103. | 14. | v. u. | Reitertreffen, |
| — | 4. | v. u. | werde, |
| 107. | 15. | v. u. | ihn. |
| 113. | 4. | v. o. | Tenchtherischen. |
| — | 8. | v. o. | Sigambrer. |
| 115. | 15. | v. o. | Sigambrern. |
| — | 11. | v. u. | Sigambrer. So anderwärts. |
| 118. | 10. | v. o. | Volusenus, |
| 123. | 4. | v. u. | efficere. |
| 132. | 3. | v. o. | ihn. |
| 136. | 9. | v. u. | unterlassend. |
| — | 3. | v. u. | überzeugt. |
| 150. | 5. | v. o. | Munatius. |
| 157. | 16. | v. o. | wol. |
| 158. | 12. | u. 3. | v. u. ein statt eins. |
| 160. | 2. | v. o. | dafür. |
| 162. | 3. | v. u. | gehohlt statt gekohlt. |
| 194. | 12. | v. o. | Gelderwerb. |
| 197. | 15. | v. o. | soviel, als und. |
| 200. | 3. | v. u. | zurückgelehnt st. zurückgekehrt. |
| 214. | 5. | v. u. | Agendikum. |
| 215. | 9. | v. u. | nur statt nun. |
| 216. | 13. | v. u. | Sitte st. Bitte. |
| 224. | 12. | v. u. | genöthet st. genöthigt. |
| 234. | 11. | v. o. | vor. |
| 236. | 1. | v. u. | die. |
| 237. | 1. | v. o. | Losung. |
| 253. | 7. | v. u. | den. |
| 260. | 9. | v. u. | Agendikum. |
| 295. | 8. | v. u. | vom. |
| 303. | 9. | v. o. | erkundete Orte. |
| 305. | 13. | v. u. | gezämte st. gezähmte. |
| 313. | 9. | v. u. | Andiern. |
| 314. | 12. | v. o. | müßte st. mußte. |
| 315. | 7. | v. o. | Atius. |
| 326. | 4. | v. u. | entgegnen. |

Der

Jahrbücher [1])

# vom gallischen Kriege

## Erstes Buch.

Gallien überhaupt ist in drei Theile getheilt; einen bewohnen die Belgen, einen andern die Aquitanier, den dritten die in ihrer Sprache Celten, in unsrer Gallier heißen. Sie alle unterscheiden sich von einander durch Sprache, Verfassung, Gesetze. Die Gallier trennt von den Aquitaniern der Fluß Garumna, von den Belgen Matrona und Sequana. Unter allen die Tapfersten sind die Belgen, weil sie fern sind von Bildung und Verfeinerung unsrer Provinz [2]),

1) So das römische: commentarii zu übersetzen ward ich berechtigt durch eine von Hirtius 8. 48. gemachte Bemerkung, daß jedes Buch Ein Jahr umfasse, welches sich auch aus Cäsar ergiebt. Das Wort selbst ist bekanntlich Uebersetzung von ὑπομνήματα, wie das dafür gewöhnlich gebrauchte franz. mémoires. Wir könnten Denkschrift, oder geradehin Erinnerungen in demselben Sinne brauchen.

2) Des römischen Galliens, Provincia entweder quod populus Rom. eum pronicit i. ante vicit

und seltener die Kaufleute sie besuchen und einführen, was die Gemüther verweichlichen kann, sie sind den Germanen, die jenseits des Rheins wohnen, am nächsten, mit denen sie beständig Krieg führen. Deshalb übertreffen auch die Helveter die übrigen Gallier an Tapferkeit, weil sie fast täglich mit den Germanen streiten, sie entweder von den eigenen Grenzen wehrend, oder in selbsteigenen Grenzen bekriegend. Der Theil des Landes, welchen, wie gesagt, die Gallier inne haben, fängt beim Fluss Rhodanus an, wird beschränkt vom Fluss Garumna, dem Weltmeer, den Grenzen der Belgen; auch berührt Gallien auf der Sequanischen und Helvetischen Seite der Rheinstrom, er wendet sich nach Mitternacht. Die Belgen fangen an den äussersten Grenzen Galliens an, erstrecken sich bis zum untersten Theile des Rheins, nach Mitternacht und Morgen. Aquitanien geht vom Fluss Garumna bis zu den Pyrenäen und dem Theil des Oceans, der bei Hispania ist, liegt zwischen Abend und Mitternacht.

2. Bei den Helvetern war der Edelsten und Reichsten einer Orgetorix. Dieser, nach der Herrschaft trachtend, verschwor sich unter dem Konsulat des M. Messala und M. Piso, und be-

---

nach Festus, oder nach Isidor. Origg. 14. 3. p. 1175. Godofr. eine überwundene ferne Nation. — Man vergesse nicht, dass ein Römer erzählt.

redete die Gemeinde 3), mit dem ganzen Heer ihr Gebiet zu verlassen: sehr leicht sei, da sie allen an Tapferkeit überlegen, die Herrschaft über ganz Gallien zu erlangen. Dazu überredete er sie um so leichter, da allenthalben durch des Orts Lage die Helveter beschränkt sind; einerseits durch den Rhein, der, breit und tief, Helvetischen Boden von den Germanen trennt, andrerseits durch den hohen Jura zwischen den Sequanern und Helvetern, dann durch den Lemanischen See und Fluss Rhodanus, der unsre Provinz von den Helvetern scheidet. So geschah es, dass sie theils minder weit umherschweiften, theils nicht so leicht die Grenznachbarn bekriegen konnten. Darüber betrübten sich die Kriegslustigen sehr; der Menschenmenge nach aber, wie dem Kriegsruhme und der Tapferkeit, hielten sie ihre Grenzen für eng, als die in die Länge zwei hundert und vierzig tausend, in die Breite hundert und achtzig tausend Schritte betrugen.

Dadurch bewogen und durch Orgetorix' Ansehen vermocht, beschlossen sie, was zur Auswanderung gehörte, anzuschaffen, Lastvieh und Wagen in gröfster Menge anzukaufen, viel anzusäen, damit sie unterwegs Getraidevorrath hätten, mit den nächsten Gemeinden Friede und 3.

A 2

3) Civitas wird durch Gemeine gegeben werden.

Freundschaft zu schliessen. Dies zu erreichen achteten sie zwei Jahre hinlänglich; für das dritte setzten sie gesetzlich die Wanderung fest. Orgetorix wird zur Vollführung gewält; er übernimmt die Gesandtschaft an die Gemeinden. Unterwegs überredet er den Kastikus, Katamentaledes' Sohn, den Sequaner, dessen Vater viele Jahre die Sequaner regiert hatte, und vom Römischen Senat und Volk Freund genannt worden war, sich der Regierung seiner Gemeinde, die der Vater vorher geführt, zu bemächtigen; zu gleichem Versuch beredete er auch Dumnorix, den Aedper, Bruder des Divitiakus, der damals in seiner Gemeinde herrschte und dem Volke besonders lieb war; ihm verheurathete er seine Tochter. „Leicht sei, bewies er ihnen, das Vorhaben auszuführen, weil Er seiner Gemeinde Herrschaft überkommen würde; es sei kein Zweifel, dass in ganz Gallien die Helveter am meisten vermöchten; er wolle mit seinem Vermögen und Heer ihnen die Regierung verschaffen", bestätigt er. Durch solche Rede bewogen, schwören sie sich unter einander Treue und hoffen, nach erworbener Herrschaft durch die drei mächtigsten und festesten Völker sich ganz Galliens zu bemächtigen.

4. Als dies den Helvetern angezeigt ward, zwangen sie, nach ihrer Sitte, den Orgetorix, in Fesseln sich zu vertheidigen 4); wurde er ver-

4) Sic; weil es von vertagedingen kommt,

dammt, so war Verbrennung seine Strafe. Am bestimmten Gerichtstage sammelte Orgetorix vor Gericht sein ganzes Gefolge 5), bei zehntausend Menschen und alle Schützlinge und Schuldner, deren Anzal gros war, führte er dahin; durch sie entzog er sich der Vertheidigung. Als die Gemeine, deshalb aufgebracht, ihr Recht mit den Waffen behaupten wollte, und der Magistrat viel Volks aus dem Gebiete entbot, starb Orgetorix. Man darf vermuthen, wie die Helveter glauben, er habe sich selbst umgebracht.

Nach seinem Tode suchten die Helveter 5. dennoch, ihrem Entschlufs folgend, auszuwandern. Als sie dazu sich fertig glaubten, zündeten sie alle ihre Städte, zwölf an der Zal, bei vierhundert Flecken, und die übrigen Privatgebäude an, verbrennen auser dem, was sie mitnehmen wollten, alles Getreide, damit sie, der Rückkehr Hoffnung sich abschneidend, alle Gefahren zu bestehen bereitwilliger wären; jeden lassen sie auf drei Monate gemahlene Frucht aus dem Hause mit sich führen. Die angrenzenden Rauraken, Tulinger und Latobriger überreden sie, gleichen Entschlufs zu fassen, ihre Städte und Flecken zu verbrennen, und mit ihnen zu zie-

5) Gesinde im altdeutschen Sinne, von senden, würde ganz dem Worte familia entsprechen. Warum stossen wir uns an etwas lieber, als dafs wir unsre Nachlässigkeit gutmachten? s. Wachters Gloss. unter diesem Wort.

hen; die Boier, die über dem Rheine gewohnt hatten, in das Norische Gebiet übergegangen waren und Noreia erobert hatten, nehmen sie auf als Bundesgenossen.

6. Zwei Wege waren es, welche sie, ihre Heimat verlassend, betreten konnten; einen durch Sequanien, eng und unkommlich, zwischen dem Berg Iura, und dem Fluss Rhodanus, kaum einzelnen Wagen fahrbar, wo der hohe Berg überhing, dass leicht sehr wenige sie aufhalten konnten; der andere durch unsre Provinz, weit leichter und gangbarer; weil zwischen der Helveter und Allobroger Grenzen, die nicht lange vorher Frieden erhalten, der Rhodanus fliesst und dieser an einigen Stellen durchwadet werden kann. Die letzte Stadt der Allobroger, den Grenzen der Helveter am nächsten ist Geneva; aus dieser führt eine Brücke zu den Helvetern. Sie glaubten die Allobroger entweder zu überreden, weil sie noch nicht gut gesinnt gegen die Römer schienen, oder mit Gewalt zu zwingen, den Durchzug durch ihre Grenzen zu gestatten. Alles zur Abreise herbeigeschafft, bestimmen sie einen Tag, wo alle am Rhodanus zusammen kommen; es war der 28. März unter dem Konsulat des L. Piso und A. Gabinius.

7. Nachdem Cäsarn eröffnet war, dass sie durch unsre Provinz zu ziehen gedächten, bricht er schnell aus der Hauptstadt auf, zieht in gröfst-

möglichen Tagreisen nach dem jenseitigen Gallien und kommt nach Genevra; der ganzen Provinz entbietet er soviel Soldaten, als er kann; — im jenseitigen Gallien war überhaupt Eine Legion — die Brücke bei Geneva läßt er abtragen. Als die Helveter seine Ankunft erfahren, senden sie die Vornehmsten ihrer Stadt zu ihm; Numejus und Verodactius waren die ersten der Gesandtschaft. Sie sprachen: „sie seien gesonnen, ohne die geringste Unbill durch die Provinz zu ziehen, weil sie keinen andern Weg wüßten; sie bäten, daß dies mit seiner Bewilligung geschähe.“ Cäsar gedachte, wie der Konsul L. Kassius ermordet, sein Heer von den Helvetern geschlagen und unterjocht [6]) worden war, und wollte es nicht gestatten; er erwog, daß feindselig Gesinnte mit der Erlaubnis, durch die Provinz zu ziehen, nicht Frevels und Unbills sich enthalten möchten; doch um Zeit zu gewinnen, bis die entbotenen Soldaten kämen, antwortete er den Gesandten: „er wolle es zuförderst überlegen: wollten sie etwas, so möchten sie am 13. April wiederkehren.“

8. Unterdeſs führt er mit der Legion, welche er bei sich hatte, und den Soldaten aus der Provinz, vom Lemanischen See, der in den Rho-

6) Bekanntlich bestand jugum (Joch) aus zwei senkrechten und einer horizontal übergelegten Lanze, unter welchem besiegte Feinde weggehen mußten.

dann fliesst, bis zum Berg Jura, der der Sequaner Grenzen von den Helvetern scheidet, eine Mauer 10000 Schritte lang, 16 Fuss hoch, und einen Graben. Nach aufgeführtem Werke vertheilt er die Besatzung, befestigt Schlösser 7), damit er leichter, wollten sie gegen seinen Willen durchsetzen, sie verhindern könnte. Als der den Gesandten bestimmte Tag kommt, und diese kehren, spricht er: „er könne nach Römer Brauch und Beispiel keinen Durchzug gestatten; und versuchten sie es mit Gewalt, so werde er es hindern.“ Die Helveter, von dieser Hoffnung abgekommen, bauen Schiffe zusammen, fertigten Flötze, suchten an den Seichten des Rhodanus, wo der Fluss am niedrigsten stand, zuweilen am Tage, öfter in der Nacht, durchzubrechen, liessen aber ab von dem Versuche, zurückgeworfen durch die Befestigung, der Soldaten Zulauf und Geschoss.

9. Noch blieb nur der Weg durch Sequanien, den sie ohne Erlaubnis der Sequaner, wegen der Enge, nicht betreten konnten. Da sie diese nicht überreden konnten, so schickten sie Gesandte an Dumnorix, den Aeduer, ob sie es durch diesen Fürsprech von den Sequanern er-

7) Castella (parva castra) worinnen einige Kohorten zur Wehr gegen Angriff lagen. Es sind Verschanzungen. Die Figur bei Lipsius vergönnt die Uibersetzung durch Schloss wohl hinlänglich — wär' es auch nur in etymologischer Rücksicht, als beschlossner und befestigter Platz.

langten. Dumnorix vermochte durch Leutseligkeit und Freigebigkeit viel bei den Sequanern, und war den Helvetern Freund, weil er Orgetorix' Tochter aus jener Gemeine geehlicht hatte, und, aus Herrschsucht, Aufruhr sann, auch sich viele Gemeinen verbindlich machen wollte. Also übernahm er die Sache und erhielt von den Sequanern, dafs die Helveter durch ihr Gebiet zögen: er erreichte es, dafs man sich Geiseln gegenseitig gab, die Sequaner, dafs sie der Helveter Durchzug nicht hinderten, die Helveter, dafs sie ohne Unbill und Frevel durchzögen.

Cäsarn wird wieder gemeldet, die Helveter 10,
seien gesonnen, durch der Sequaner und Aeduer Gebiet in das der Santonen zu ziehen, welches nicht ferne von den Grenzen der Tolosaten liegt; diese Stadt gehört zur Provinz. Geschähe dies, so sahe er ein, wie gefährlich es für die Provinz war, kriegerische, dem Römischen Volk feindliche Männer, an freien, weiten Orten, Feldern zumal, in der Nähe zu haben. Deshalb setzte er den Legaten 8), T. Labienus, über die aufgeführte Verschanzung; er selbst zog in grofsen Märschen nach Italien, bot zwei Legionen auf,

8) Es war mir wohl bekannt, dafs man dies Generallieutenant übersetzt. Doch behalte ich hier und in den übrigen Fällen, wo die verschiedenen Anführer genannt werden, den römischen Ausdruck bei; mit gröfserem Rechte, wie mich dünkt, als wie die französischen. Ein Legat hatte, nach

führte drei aus dem Winterlager um Aquileja, und mit diesen fünf Legionen zog er auf dem nächsten Wege durch die Alpen nach dem jenseitigen Gallien. Dort hatten die Centronen, Grajoceler und Katuriger die Höhen besetzt, und wollten das Heer nicht durchlassen. Sie wurden in mehrern Treffen zurückgeschlagen, und so gelangte er von Ocelus, dem äussersten Ende der diesseitigen Provinz, zu den Grenzen der Vokonter in der jenseitigen Provinz am siebenten Tage. Hierauf führte er das Heer in die Grenzen der Allobroger, von den Allobrogern zu den Segusianern. Diese sind ausserhalb der Provinz über dem Rhodanus die ersten.

11. Schon hatten die Helveter durch die Engen und Grenzen der Sequaner ihre Truppen geführt, waren in der Aeduer Gebiet gerückt, und wüsteten ihre Aecker. Die Aeduer, die sich und ihre Habe nicht schützen konnten, sendeten an Cäsar um Hülfe: „sie haben sich jederzeit um das Römische Volk so verdient gemacht, daß fast Angesichts unsres Heeres ihre Aecker nicht hätten verwüstet, ihre Kinder 9) in Knechtschaft geschlagen, ihre Städte erobert werden sollen.“ Zu gleicher Zeit be-

Dionysius, Macht und Gewalt des Feldhauptmanns (imperator, welches General en chef zu übersetzen mir nicht überlegt schien.) Seine Würde war also ungemein.

9) Freie?

richten die Ambarrischen Aeduer, der Aeduer Freunde und Blutsverwandte [10]), dem Cäsar, dafs, nachdem ihre Aecker verwüstet, sie der Feinde Macht nicht leicht von der Stadt abwehren würden. Auch die Allobroger, welche jenseits des Rhodanus Flecken und Besitzungen hatten, flohen zu Cäsar und bedeuteten ihn, ausser dem Boden sei ihnen nichts übrig. Dadurch vermocht glaubte Cäsar nicht warten zu dürfen, bis, nach zu Grunde gerichtetem Glück der Bundesgenossen, die Helveter zu den Santonen gelangten.

12. Es ist ein Flufs, Arar, der durch der Aeduer und Sequaner Gebiet in den Rhodanus fliefst, mit unglaublicher Sanftheit, so dafs das Auge, wohin er fliefse, nicht entscheiden kann; über diesen setzten die Helveter mit Flötzen, und zusammengebundenen Kähnen. Als Cäsar durch Kundschafter erfuhr, dafs schon drei Theile helvetischer Mannschaft übergesetzt, der vierte aber noch diesseits des Arar zurück sei, brach er um die dritte Nachtwache [11]) mit drei Legionen aus dem Lager auf und stiefs auf die, welche noch nicht übergesetzt waren. Diese, unbeholfen und unvermuthet, wie sie waren, überfallend hieb er gröfstentheils zusammen, die übrigen ergriffen die Flucht und verbargen sich in die nächsten

10) Bundesgenossen.

11) Die Römer theilten die Nacht in vier Wachen (vigiliae) jede zu drei Stunden.

Wälder. Dieses Gau 12) hier das Tiguriner; denn ganz Helvetien ist in vier Gaue getheilt. Dieser einzige Gau hatte in unsrer Väter Zeiten seine Heimat verlassen, den Konsul L. Kassius getödtet und sein Heer unterjocht. So büßte, durch Zufall, oder den Schluß der unsterblichen Götter, welcher Theil Helvetiens dem Römischen Volke so ausgezeichneten Schaden zugefügt, vor allen. Hiedurch rächte Cäsar nicht bloß gemeinsames, sondern auch besonderes Unrecht, indem die Tiguriner in demselben Treffen mit Kassius seines Schwiegervaters, des L. Piso Grosvater, L. Piso den Legaten getödtet hatten.

13. Nach diesem Treffen schlug er, um die übrigen Truppen Helvetiens einzuholen, eine Brücke über den Arar, und führte sein Heer hinüber. Als die Helveter, betroffen von seiner plötzlichen Ankunft, sahen, daß, was sie in zwanzig Tagen kaum zu Stande gebracht, über den Fluß zu gehen, er an Einem gethan, schickten sie Gesandte an ihn. Hier unter war Diviko der erste, vormals im Kassischen Krieg Anführer der Helveter. Dieser verhandelte so mit Cäsar: „wofern das Römische Volk Frieden mit den Helvetern mache, so wollen sie dahin

12) pagus. Gau, Verein mehrerer Marken, deren jede mehrere Familien, mehrere aber einen kleinen Staat ausmachten. Ist doch mit Au wie mit גוי, גאה, γῆ verwandt.

gehen und da bleiben, wo Cäsar bestimme und wolle: beharre er aber auf Krieg, so solle er sich erinnern an den ehemaligen Nachtheil der Römer, und die uralte Tapferkeit der Helveter. Dafs er unvermuthet ein Gau angefallen, als die, so über den Flufs gegangen, den Ihrigen nicht beistehen konnten, deshalb solle er seiner Tapferkeit nicht zuviel zuschreiben, noch sie verachten. Sie haben von ihren Vätern und Altvordern gelernt, mehr mit Tapferkeit als List zu kämpfen, oder auf Hinterhalt zu bauen. Er solle also nicht zulassen, dafs der Ort, wo sie still gestanden, von des Römischen Volks Niederlage und des Heers Vernichtung benannt werde oder sein Andenken vertilge.“

14. Hierauf erwiederte Cäsar: „er sei um so weniger unentschlossen, weil er dessen, was die Helvetischen Gesandten erwähnt, gar wohl gedenke, und um so mehr gekränkt, je weniger es das Römische Volk verschuldet. Wäre es sich eines Unrechts bewufst, so wäre sich zu hüten nicht schwer gewesen. Darum aber sei es betrogen worden, weil es weder eines Vergehens sich bewufst gewesen, weshalb es hätte fürchten müssen, noch auch ohne Grund fürchten zu dürfen geglaubt. Wolle er der alten Schmach vergessen, könne er auch das Andenken an das neue Unrecht vertilgen, dafs sie, gegen seinen Willen, gewaltsam den Durchzug durch die Provinz versucht, dafs sie die Aedner, Am-

harter, Allobroger, beunruhigt? Daß sie so übermüthig ihres Sieges sich rühmten, und sich wunderten, ihr Unrecht so lange ungestraft zu sehen, gehöre eben dahin; denn es pflegen die unsterblichen Götter, damit um so schmerzlicher die Menschen, der Dinge Wechsel fühlten, wessen Verbrechen sie rächen wollen, diesem Glück zuweilen und längere Straflosigkeit zu gestatten. Demnach wolle er doch, wofern sie ihm Geiseln gäben, damit er überzeugt werde, sie wollen thun, was sie gelobten, und wenn sie den Aedüern für den ihnen und ihrey Bundesgenossen zugefügten Schimpf, wie den Allobrogern, Genugthuung gäben, mit ihnen Frieden schließen." Diviko antwortete: „die Helveter seien von ihren Altvordern gewöhnt, Geiseln zu empfangen, nicht zu geben, des Zeuge sei das Römische Volk."

15. Mit dieser Antwort schied er. Tages darauf brechen sie ihr Lager ab. Dasselbe thut Cäsar; die ganze Reiterei, an der Zal viertausend, die er aus der ganzen Provinz, und den Aedüern und ihren Verbündeten gesammelt, sendet er voraus, um zu sehen, wohin sich die Feinde wenden. Diese verfolgen hastiger den Nachtrab und liefern an ungünstigem Orte mit der Helvetischen Reiterei ein Treffen: wenige fallen von den Unsrigen. Dieses Treffens sich überhebend, sintemal sie mit fünfhundert Reitern so viele zurückgeschlagen, standen die Helveter kecker und forderten aus der

Hinterhut die Unsrigen oft heraus. Cäsar hielt die Seinen vom Treffen zurück und liefs sich anförderst genügen, den Feind von Raub und Plünderung abzuhalten. So zogen sie ungefähr funfzehn Tage, so dafs zwischen der Feinde Hinterhut und unserm Vorzug nicht mehr als fünf oder sechstausend Schritte Zwischenraum war.

Unterdessen forderte Cäsar täglich das von 16.
den Aeduern versprochene Getreide. Denn wegen der Kälte, indem Gallien, wie oben gesagt, unter Mitternacht liegt, war nicht blofs kein reifes Getreide auf dem Felde, nicht einmal Futter war in hinreichender Menge vorhanden. Das Getreide aber, was er auf dem Arar eingeschifft hatte, konnte er deshalb weniger brauchen, weil die Helveter von dem Arar gewichen waren, die er nicht verlieren wollte. Die Aeduer verschoben es von Tage zu Tage, sagten, es werde gesammelt, herbeigeschafft, sei da. Als er länger hingehalten wurde, der Tag aber nahte, wo er den Soldaten Getreide zumessen mufste: so berief er ihre Häupter, die er gröfstentheils im Lager hatte, darunter Divitiakus und Liskus, der die erste Stelle im Rath bekleidete (die Aeduer nennen ihn Vergobretus, er wird auf Ein Jahr gewählt, und hat das Recht über Leben und Tod) schalt sie sehr, dafs, da er weder kaufen, noch ärnten könne, in so dringender Zeit, so nah dem Feinde, die ihn nicht unterstützten, zumal er,

durch ihre Bitten bewogen, hauptsächlich den Krieg führe; noch mehr klagte er, dafs es ihm gebreche.

17. Dann erst, durch Cäsars Rede bewogen, trägt Liskus vor, was er vorher verschwiegen: „es gäbe einige, deren Ansehen beim Volke vorzüglich gälte, die insgeheim mehr vermöchten, als die Obrigkeit. Diese schreckten durch aufrührerische und ungerechte Rede die Menge ab, dafs sie kein Getreide liefere; weil sie sagten, es sei besser, wenn einmal sie die Herrschaft über Gallien nicht erhalten könnten, der Gallier, als der Römer Regiment zu tragen: sie dürften nicht zweifeln, dafs, hätten die Römer die Helveter überwunden, sie auch den Aeduern mit dem übrigen Gallien die Freiheit entreifsen würden. Von ihnen würden auch unsre Entwürfe, und die Vorfälle im Lager den Feinden hinterbracht; Er könne sie nicht hindern. Auch jetzt, obwol nothgedrungen Cäsarn dies kund gethan, sehe er ein, wie gefahrvoll dies doch sei; deshalb habe er geschwiegen, so lange er es vermocht habe."

18. Cäsar fühlte, dafs diese Rede des Liskus auf Dumnorix, des Divitiakus Bruder, deute; weil er aber in so Vieler Gegenwart die Sache nicht wollte verlautbaren, entliefs er rasch die Versammlung. Liskus behielt er zurück, befragte ihn allein um das in der Versammlung Gesagte, sprach freier und kühner, forschte danach insgeheim bei Andern, befand es wahr: „dafs eben Dum-

Dumnorix, höchst verwegen, viel geltend beim Volk wegen seiner Freimildigkeit 13), Unruhstifter sei; mehrere Jahre habe er den Schiffs- und die übrigen Zölle der Aeduer insgesamt sehr wohlfeil an sich gekauft, weil, wo er biete, niemand zu überbieten sich getraue. So habe er sein Hauswesen gehoben, und ein grofses Vermögen erworben, wovon er Geschenke mache; er unterhalte eine grofse Zal Reisiger 14) auf seine Kosten und habe sie stets um sich. Nicht blofs daheim, auch in den Grenzstädten sei er freigebig und vielvermögend. Um dieser Macht willen habe er seine Mutter an den Vornehmsten und Mächtigsten unter den Biturigern verheurathet, er selbst habe aus den Helvetern sich ein Weib gewält, der Mutter Schwester aber und seine Verwandten in andre Städte verheurathet. Er begünstige parteiisch die Helveter wegen dieser Verwandtschaft, hasse auch um sein selbst willen Cäsar und die Römer, weil durch ihre Ankunft seine Macht gemindert sei, und sein Bruder Divitiakus die vorige Gunst und Ehre wieder erhalten. Wenn den Römern etwas begegne, so nähre er die gröfste Hoff-

13) So ist in einem sehr alten deutschen Glossarium, woraus Aretin neulich Aussage gegeben, liberalitas übersetzt.

14) Dies mag hier und zuweilen für equitatus stehen. Ob es Vornehmere oder Geringere gewesen, thut nichts zur Sache.

nung, durch die Helveter die Herrschaft zu erhalten; unter Römischer Herrschaft verzweifle er nicht allein an der Regierung, sondern auch an der jetzigen Gunst." Auch fand Cäsar beim Nachforschen, dafs vor wenig Tagen, in dem nachtheiligen Treffen unter den Reitern Dumnorix und seine Reisige die Flucht begonnen — denn Dumnorix führte die Reiterei an, welche die Aeduer Cäsarn zu Hülfe sendeten — durch ihre Flucht sei die übrige Reiterei erschrecket worden.

19. Dies erkannt, als zu diesem Verdacht noch zuverlässige Vorfälle hinzukamen, dafs er die Helveter durch der Sequaner Gebiet geführt, die Geiseln gegenseitig stellen lassen, dafs er dies alles nicht nur ohne seinen und der Gemeine Befehl, sondern auch ohne ihr Vorwissen gethan, dafs er von dem Magistrat der Aeduer angeklagt wurde: hielt er dies für hinlänglichen Grund, ihn selbst zu bestrafen, oder von der Gemeinde bestrafen zu lassen. Diesem allen stand Eins entgegen, dafs er des Bruders Divitiakus Eifer für das Römische Volk, seine liebende Gesinnung für ihn, seine besondere Treue, Gerechtigkeit und Milde kannte; denn durch Bestrafung des Bruders glaubte er Divitiakus' Herz zu verletzen. Ehe er also etwas unternahm, liefs er Divitiakus zu sich rufen, entfernte die gewöhnlichen Dollmetscher, und unterredete sich mit ihm durch K. Valerius Procillus, der Provinz Gallien Vornehmsten, seinen Freund, dem

er alles anvertraute; erwähnte, was in seiner Gegenwart in der Gallier Versammlung über Dummorix gesagt worden, zeigte, was jeder insbesondre von ihm gesprochen, bat und ermahnte, dafs er, ohne sich wehe zu thun, selbst nach erkannter Sache, über ihn beschliefse, oder die Gemeine beschliefsen lasse.

Divitiakus umarmte Cäsarn unter vielen 20. Thränen, und bat, dafs er nichts Schweres über den Bruder verfüge; er wisse, es sei wahr: niemanden betrübe es mehr, als ihn, weil, da Er viel Gunst daheim und in dem übrigen Gallien geniefse, jener wegen seiner Tugend nur wenig, er durch ihn gewachsen; nun brauche er diese Mittel und Kräfte 15) nicht blofs zur Verminderung jener Gunst, sogar fast zu seinem Verderben; doch bewege ihn Brudersliebe und Achtung des Volks. Sollte ihm etwas Schweres durch Cäsar begegnen, so müfste, da Er so hoch als Freund bei ihm stände, jeder glauben, es geschähe mit seinem Willen, und dadurch möchten sich ganz Galliens Gemüther von ihm wenden. Als er das weinend mit vielen Worten von Cäsarn flehte, faste Cäsar seine Rechte,



15) **nervis.** Gern hätte ich *Nerven*, oder *Sehnen* gebraucht, und also die Metapher beibehalten, wenn ich voraussetzen könnte, dafs man sich an die älteste Bedeutung beider, oder an den Ursprung des letztern von *TEINW*, tendo erinnert hätte.

bat ihn tröstend, er möge enden; so sehr stehe er in Gunst bei ihm, dafs er das Unrecht gegen die Republik und die eigene Kränkung gern seinem Willen und seinen Bitten verzeihe. Dumnorix berief er zu sich, nahm den Bruder dazu, zeigte an, was er an ihm tadele, legte dar, was er selbst einsähe, was die Gemeinde klagte, warnte ihn, für die Zukunft jeden Verdacht zu meiden; das Vergangene vergebe er um des Bruders willen. Dem Dumnorix gab er Wache mit, damit kund würde, was er thäte, mit wem er spräche.

21. An demselben Tage erfuhr er durch Kundschafter, dafs die Feinde an einem Berge lägerten, achttausend Schritte fern von seinem Lager; er sendete aus, des Berges Lage zu erforschen, und wie man ringsumher ihn besteigen könne. Leicht, war die Nachricht. Um die dritte Nachtwache läfst er den T. Labienus, den Legaten an Prätors Stelle, mit zwei Legionen und denselben Führern, welche den Weg erkundet, des Berges höchstes Joch besteigen, macht ihnen seine Absicht kund. Er selbst stöfst um die vierte Nachtwache auf demselben Wege, den die Feinde betreten hatten, zu ihnen; die ganze Reiterei schickt er voraus. P. Konsidius, der erfahrenste Krieger, der bei dem Heere des L. Sulla und dann des M. Krassus gewesen war, wird mit Kundschaftern vorausgesendet.

Mit Tages Grauen, als T. Labienus des 22.
Berges Gipfel besetzt hatte, und Er von dem
feindlichen Lager nicht weiter als tausend fünf
hundert Schritte fern war, auch, wie er nach-
her von Gefangenen erfuhr, weder seine noch
des Labienus Ankunft bekannt geworden war,
sprengte Konsidius zu ihm, sprach, der Berg,
den Labienus besetzen sollte, sei von den Fein-
den eingenommen, er habe dies an den Gallischen
Waffen und Zeichen [16]) gesehen. Cäsar führt
seine Truppen an den nächsten Hügel, stellt
sie in Schlachtordnung. Labienus, wie ihm von
Cäsar befohlen war, kein Treffen zu liefern,
wofern nicht seine Truppen unsern dem feindli-
chen Lager sich blicken liefsen, damit von allen
Seiten zu gleicher Zeit der Angriff auf die Feinde ge-
schähe, besetzte den Berg, erwartete die Unsern,
und vermied das Treffen. Spät am Tage erfuhr er
durch Kundschafter, der Berg sei von den Sei-
nen besetzt, die Helvetier seien aufgebrochen,
Konsidius habe, von Furcht geschreckt, was er
nicht gesehen, als Geschenes berichtet. An
dem Tage verfolgt er in der gewohnten Entfer-
nung die Feinde und schlägt drei tausend Schrit-
te von ihnen das Lager auf.

Tages darauf — denn noch zwei Tage 23.
waren, bis er dem Heere Getreide geben mufs-

16) Insignibus. Das Allgemeine ist beibe-
halten; es begreift Kleidung, Banner etc.

te, und weil er von Bibrakte, der gröfsten und wohlhabendsten Stadt der Aeduer nicht weiter als achtzehn tausend Schritte stand — sorgte er für die Beköstigung, lenkte ab von den Helvetern und ging nach Bibrakte. Dies wird von den Flüchtigen des Dekurio der gallischen Reiterei, L. Aemilius, dem Feinde berichtet. Die Helveter, mochten sie nun glauben, die Römer wichen von ihnen, von Furcht erschreckt, um so mehr, da sie Tages vorher, wo sie die Höhen besetzt, kein Treffen geliefert, oder bauten sie darauf, das Getreide abzuschneiden, änderten ihr Vorhaben, wendeten sich und verfolgten und neckten die Unsrigen im Rücken.

24. Als Cäsar dies bemerkte, zog er sein Heer an den nächsten Hügel und sendete die Reiterei, der Feinde Angriff zu bestehen. Er selbst stellte mitten auf dem Berge vier altgediente Legionen in drei Treffen, so dafs er über sich auf dem höchsten Gipfel zwei im diesseitigen Gallien ausgehobene Legionen und alle Hülfsvölker stellte; den ganzen Berg füllte er mit Menschen an, liefs das Gepäck an Einen Ort bringen und besetzte ihn mit denen, so im obern Treffen standen 17). Die Helveter, folgend mit allen Wagen, brachten ihr Gepäck auf Einen Platz

17) Die Ausleger sind hier, wie oft, zur Unzeit spitzfindig. Der Rath Cäsars möchte wol eine kleine Nachlässigkeit zu verzeihen sein. Denn ist die-

zusammen; sie selbst zogen in dichten Schaaren, unsere Reiterei zurückwerfend, durch eine Phalanx in unser erstes Treffen.

Cäsar entfernte erst von sich, dann von al- 25.
len die Pferde, um, in gleicher Gefahr, alle Hoffnung zur Flucht zu benehmen, ermahnte die Seinen und lieferte ein Treffen. Die Soldaten, von der Anhöhe Wurfspiefse sendend, durchbrachen leicht der Feinde Phalanx; diese auseinander gesprengt griffen sie an mit gezogenen Schwertern. Die Gallier hinderte sehr im Streiten, dafs, da mehrere ihre Tartschen mit Einem Wurf durchbohrt und zusammengeheftet, sie das umgebogene Eisen weder herausreissen, noch auch, da die Linke befangen war, gehörig fechten konnten, so dafs viele, lange den Arm bewegt, lieber die Tartsche wegwerfen und unbewehrt fechten mochten. Endlich von Wunden ermattet beschlossen sie zurückzuziehen, und da der Berg ungefähr tausend Schritte fern war, dahin sich zu wenden. Als der Berg eingenommen war, und die Unsrigen folgten, umgingen ihn die Bojer und Tulinger, welche, ungefähr funfzehntausend Mann, der Feinde Heereszug beschlossen, und die Hinterhut deckten, die Unsrigen an der offnen Seite angreifend. Da die

---

so sehr unbeträchtlich, wenn man ita — collocaret für erklärenden Zwischensatz nimmt und mit ac den Hauptsatz fortgehen läfst.

Helveter auf dem Berge dies sahen, drangen sie wieder vor und erneuten das Treffen. Die Römer trugen die umgedrehten Banner auf zwei Theilen [18]), das erste und zweite Treffen, um den Ueberwundenen und Zurückgetriebenen zu widerstehen, das dritte, den Kommenden zu begegnen.

26. So ward in unentschiedenem Treffen lange und heftig gestritten. Da sie der Unsrigen Angriff nicht länger aushalten konnten, begaben sich andre an den Wagen und Gepäck zurück, andre zogen sich auf den Berg; denn in dem ganzen Treffen, weil von der siebenten Stunde bis Abend gestritten ward, konnte niemand den abgewendeten Feind sehen; tief in die Nacht ward auch beim Gepäck gekämpft, indem sie eine Wagenburg geschlagen und von der Anhöhe auf unsre ankommenden Gegner (Geschosse [19]) sandten, auch einige unter Wagen und Rädern hervor Widerhaken und andres Geschoss [20]) warfen und die Unsrigen verwundeten. Nach langem

18) schwenkten sich auf zwei Seiten. Das Bild der römischen Schwenkung, obwol uns ungewöhnt, wollte ich nicht verwischen.

19) Telum bekanntlich von τηλε, alles was zum Angriff dient. Geschoss wähle ich als das Allgemeinste, indem es bei uns an Bogen etc. erinnert.

20) Mataras ac tragulas. Unbekannte Wehr.

Kampf bemächtigten sich die Unsrigen des Gepäcks und Lagers. Da ward Orgetorix' Tochter und einer von seinen Söhnen gefangen. Nach der Schlacht waren ungefähr 130000 Mann übrig und zogen unablässig die ganze Nacht. So auch Nachts immer fort ziehend, kamen sie am vierten Tage in der Lingonen Gebiete an, da die Unsrigen, theils wegen der Verwundeten, theils um die Todten zu bestatten, drei Tage aufgehalten, ihnen nicht folgen konnten. Cäsar sendete Bothen und Briefe an die Lingonen, sie ja nicht mit Getreide, noch sonst etwas zu unterstützen; thäten sie es, würden sie den Helvetern gleich geachtet werden. Er selbst verfolgte sie nach drei Tagen mit seinem ganzen Heer.

Die Helveter aus Mangel an allem sendeten 27.
an ihn wegen Uibergabe. Die Gesandten stiefsen auf dem Zuge zu ihm, warfen sich ihm zu Füfsen, baten flehend und weinend um Frieden und gehorchten, als er ihnen gebot, seiner, wo er sie getroffen, zu harren. Als er dahin kam, forderte er Geiseln, Waffen und die hinübergeflohenen Sclaven. Indem dies aufgesucht und herbeigeschafft wird, verliefsen in der dazwischen liegenden Nacht ungefähr sechstausend Menschen des Gaues, das Verbigenus heifst, entweder aus Furcht, hingerichtet zu werden, wenn sie die Waffen auslieferten, oder aus Hoffnung, sich zu retten, indem sie unter der grofsen Menge derer, die sich

ergeben hatten, ihre Flucht zu verbergen, oder ganz unbemerkbar zu machen glaubten, mit Anbruch der Nacht das Lager der Helveter, und gingen nach dem Rhein in das Germanische Gebiet.

28. Als Cäsar dies erfuhr, befahl er denen, durch deren Grenzen sie gezogen, sie aufzusuchen und zurückzubringen, wofern sie sich bei ihm reinigen [21]) wollten, die Zurückgebrachten sah er als Feinde an: die übrigen alle nahm er als solche, die sich ergeben, an, nachdem Geiseln, Waffen, Ueberläufer ausgeliefert waren. Die Helveter, Tulinger, Latobriger sendete er in ihr Gebiet, das sie verlassen, zurück, und weil, nach dem Verlust aller Feldfrüchte, daheim nichts war, den Hunger zu stillen, befahl er den Allobrogern, ihnen hinlänglich Getreide zu reichen; sie selbst mußten die angezündeten Städte und Flecken wieder herstellen. Dies that er aus dem Grunde besonders, weil er den Ort, welchen die Helveter verlassen, nicht öde sehen wollte, damit nicht wegen der Güte des Bodens die Germanen jenseits des Rheins aus ihrem in das Helvetische Gebiet übergingen und der Provinz Gallien, wie den Allobrogern, angrenzten. Den Aeduern gewährte

---

21) purgati esse. Die Metapher für rechtfertigen ist ja bei uns nicht ungewöhnlich, wie Reinigungseid beweiset.

er die Bitte, die Bojer, weil sie als treffliche Krieger bekannt waren, in ihr Gebiet aufzunehmen. Sie gaben ihnen Aecker und nahmen sie in gleiche Rechte und Freiheit, wie sie selbst genossen, auf.

29. Im Helvetischen Lager fand man griechisch geschriebene Tafeln und brachte sie zu Cäsar. Auf diesen Tafeln war namentlich berechnet, wie viel Waffenfähige ausgezogen waren, ebenso besonders die Jünglinge, Greise und Weiber. Die Summe von allen war, von den Helvetern 263000 Seelen, 36000 Tulinger, 14000 Latobriger, 23000 Rauraken, 32000 Bojer, Waffenfähige auf 92000. Die Summe aller war an 368000. Die Zurückgekehrten wurden auf Cäsars Befehl geschätzt und an der Zal 110000 befunden.

30. Als der Helvetische Krieg geendet war, kamen Gesandte fast aus ganz Gallien, der Städte Häupter, Cäsarn Glück zu wünschen, „Sie sähen ein, wie [illegible] die Helveter für das ehemals den Römern zugefügte Unrecht mit Krieg heimgesucht, dafs dies doch nicht weniger zum Vorteil Galliens als des Römischen Volks geschehen, weil, bei [illegible] Lage, die Helveter ihre Heimat in der Absicht verlassen, dafs sie ganz Gallien bekriegen und beherrschen und unter vielen den Ort zur Heimat wälten, den sie in ganz Gallien für den gelegensten und fruchtbarsten hielten, und so die übrigen Städte

als zinsbar ansähen." Sie baten um die Erlaubnis Cäsars, einen Versammlungstag für ganz Gallien anzusagen; sie hätten einiges, warum sie ihn mit gemeinsamer Zustimmung bitten wollten. Da dies erlaubt wurde, setzten sie einen Tag fest und verpflichteten sich unter einander, durch einen Eid, dafs keiner, der nicht auf gemeinsame Berathung dazu beauftragt wäre, dies verlauten liefse.

31. Als die Versammlung entlassen war, kehrten dieselben Häuptor der Städte, die vorher zu Cäsar gekommen waren, zurück und baten, insgeheim mit ihm über ihr und Aller Wohl zu verhandeln. Dies gestattet, warfen sich alle weinend zu Cäsars Füfsen: „nicht weniger bestrebten und mühten sie sich, dafs, was sie gesagt, nicht kündlich werde, als dafs sie, was sie wollten, erlangten: weil, wenn es kündlich würde, sie voraussähen, dafs sie in die höchste Pein geriethen." Für sie nahm Divitiakus, der Aeduer, das Wort: „in ganz Gallien seien zwei Parteien; der einen Haupt seien die Aeduer, der andern die Arverner. Als diese vieljährig so sehr um die Uibermacht gestritten, sei es geschehen, dafs von den Arvernern und Sequanern die Germanen um Sold herbeigerufen worden. Ihrer seien zuerst ungefähr 15000 über den Rhein gegangen; nachdem die wilden und rauhen [22])

22) Barbari als Ausländer für rauh geachtet.

Männer der Gallier Aecker, Lebensweise und Wohlstand lieb gewonnen, seien mehrere herübergelockt worden; jetzt seien in Gallien auf 120000. Mit ihnen haben die Aeduer und ihre Schutzlinge wiederholt gekämpft, zurückgetrieben viel Nachtheil erlitten, ihren ganzen Adel, den ganzen Rath und die ganze Reiterei verloren. Durch solche Treffen und Unglück gebrochen, haben, die vorher in Gallien durch eigne Tapferkeit, wie durch des Römischen Volks Gastlichkeit und Freundschaft so viel vermocht, den Sequanern die Edelsten der Gemeinde zu Geiseln gegeben, und mit einem Eid die Gemeinde verpflichten müssen, dafs sie weder Geiseln wiederfordern, noch Hülfe vom Römischen Volk flehen wollen, noch sich weigern, stets unter ihrer Bothmäfsigkeit und Regierung zu stehen. Er sei unter den Aeduern der Einzige, der nicht habe vermocht werden können zu schwören oder seine Kinder in Geiselschaft zu geben. Deshalb sei er aus der Stadt geflohen, nach Rom zum Senat gekommen, um Hülfe zu flehen; denn Er allein sei weder durch Schwur, noch Geiseln gebunden. Doch schlimmer sei es den siegenden Sequanern, als den besiegten Aeduern ergangen, weil Ariovist 23), der Germanen König, in ihrem Gebiete sich niedergelassen, den dritten Theil des Sequanischen Lands, den besten

23) Ehrenvest.

in ganz Gallien, weggenommen habe und jetzt die Sequaner das andre Drittheil meiden heiße; indem wenig Monate zuvor vier und zwanzig tausend Haruder zu ihm gekommen, denen Sitz und Wohnung zubereitet werden. In wenig Jahren werde geschehen, daß alle aus Gallien vertrieben, alle Germanen über den Rhein gehen würden: denn nicht zu vergleichen sei der gallische mit germanischem Boden, noch diese Lebensweise mit jener. Ariovist aber, seitdem er einmal die Gallier bei Admagetobria geschlagen, herrsche übermüthig und grausam, fordere der Edelsten Kinder als Geiseln und gebe an ihnen ein Beispiel aller Martern, wofern etwas nicht nach seinem Befehl oder Willen ergangen sei. Er sei ein rauher, jähzorniger, verwegener Mann; seine Herrschaft könne nicht länger ertragen werden. Wofern nicht von Cäsar und dem Römischen Volk Hülfe zu erwarten, müssen alle Gallier thun, was die Helveter, nämlich auswandern, andern Wohnort, andern Sitz, fern von den Germanen suchen, und, was sie auch immer treffen möge, ertragen. Würde dies Ariovisten bekannt, so zweifle er nicht, er werde alle Geiseln mit dem schwersten Tode belegen; Cäsar könne durch sein und des Heeres Ansehen, oder durch den frischen Sieg, oder des Römischen Volks Namen schrecken, daß nicht noch mehr Germanen über den Rhein gingen,

und könne so ganz Gallien vor Ariovists Druck schützen."

Nach dieser Rede des Divitiakus flehten 32.
alle Anwesende mit vielen Thränen Hülfe von Cäsar. Cäsar bemerkte, dafs nur die Sequaner nicht thaten, was alle übrige, sondern traurig, gesenktes Hauptes erdwärts blickten. Verwundert fragte er sie um die Ursache. Die Sequaner erwiederten nichts, sondern verharrten stumm in derselbigen Trauer. Als er sie nun oft gefragt, und doch keinen Laut ihnen abgewonnen, antwortete eben auch Divitiakus, der Aeduer: „desto kläglicher und schwerer sei der Sequaner Geschick, als der Uibrigen, weil sie allein nicht einmal im Verborgenen zu klagen, oder um Hülfe zu flehen wagten, und des abwesenden Ariovists Grausamkeit eben wie des gegenwärtigen, fürchteten: indem doch die Uibrigen fliehen könnten, die Sequaner aber, die Arioviſten in ihr Gebiet aufgenommen, deren Städte alle in seiner Gewalt wären, alle Martern ertragen müfsten.

Nach Erkenntnis der Sache tröstete Cäsar 33.
die Gemüther der Gallier und versprach, er werde die Sache sich angelegen sein lassen; er habe viel Hoffnung, Ariovist werde, von seiner Güte und von seinem Ansehn bewogen, seine Bedrückungen enden. Nach dieser Rede entliefs er die Versammlung; nebenbei mahnte ihn vieles noch, die Sache zu überlegen und anzufassen,

besonders weil er sah, dafs die Aeduer, so oft Brüder und Blutsfreunde vom Senat genannt, in der Germanen Knechterei und Bothmäfsigkeit ständen, und ihre Geiseln bei dem Ariovist und den Sequanern waren: welches bei der grofsen Macht des Römischen Volks er sich und der Republik schimpflich achte. Dafs aber allmälich die Germanen sich gewöhnten, über den Rhein zu gehen und eine grofse Menge nach Gallien komme, war den Römern gefährlich. Er erwog, dafs diese wilden und rauhen Menschen sich nicht enthalten würden, wenn sie ganz Gallien eingenommen, wie vordem die Cimbrer und Teutonen, in die Provinz einzufallen und dann nach Italien zu gehen, besonders da der Rhodanus die Sequaner von unsrer Provinz scheide. Diesem allen, sah er ein, sei auf das schleunigste zu begegnen. Ariovist selbst aber war so hoffärtig [24]) und anmafsend geworden, dafs er nicht zu ertragen war.

34. Deshalb gefiel es ihm, Gesandte an Ariovist zu schicken, welche sich von ihm einen in der Mitte gelegenen Ort zur Unterredung bestimmen liefsen: er wolle über die Republik und die wichtigsten beiderseitigen Angelegenheiten mit ihm verhandeln. Den Gesandten antwortete Ario-

24) der zu viel auf sich hält. Auch hochfahrend hätte gepafst.

Ariovist: „hätte er mit Cäsar zu sprechen gehabt, würde er zu ihm gekommen sein; wolle dieser etwas von ihm, so müsse er zu ihm kommen. Auserdem wage er weder ohne Bedeckung in die Theile Galliens zu kommen, welche Cäsar besitze, noch könne er sein Heer ohne viele Zufuhr und Zurüstung an einen Ort zusammenziehen: er aber wundere sich, was Cäsar, oder das Römische Volk, in seinem eroberten Gallien zu schaffen haben möchten."

Auf diese Antwort sendet Cäsar nochmals 35.
Gesandte mit dem Auftrag: „weil er seine und des Römischen Volks so grose Güte, sintemal er unter seinem Konsulat König und Freund vom Senat genannt worden, so vergölte, dafs er, eingeladen, zu einer Unterredung zu kommen, sich weigere, auch über gemeinsame Sache zu sprechen und zu erkennen nicht gedenke: so fordere er dies von ihm: erstlich, dafs er nicht noch mehr Volks über den Rhein nach Gallien ziehe; dann, dafs er den Aeduern die Geiseln wiedergebe, und den Sequanern erlaube, mit seiner Bewilligung die ihrigen ihnen zurück zu geben; dafs er die Aeduer nicht durch Unrecht reize, noch sie, oder ihre Bundesgenossen befehde. Wolle er dies thun, so werde Er und das Römische Volk ihm stete Gunst und Freundschaft bewähren; wo nicht, so werde Er, da unter dem Konsulat des M. Messala und M. Piso der Senat erachtet, dafs, wer die

Provinz Gallien überkäme, so weit es zum Vortheil der Republik geschehen könne, die Aeduer und übrigen Freunde der Römer vertheidige, der Aeduer Unrecht nicht ungeahndet lassen."

36. Hierauf erwiederte Ariovist: es sei Kriegsrecht, daß Sieger über die Besiegten nach Gefallen herrschten: so pflegten auch die Römer die Besiegten nicht nach fremder Vorschrift, sondern eignem Gutdünken zu beherrschen. Schriebe er ja selbst dem Römischen Volke nicht vor, wie es sein Recht gebrauchen solle; so dürfe ihn auch das Römische Volk in seinem Rechte nicht einschränken. Die Aeduer seien, da sie das Kriegsglück versucht, gestritten hätten, und überwunden wären, ihm zinsbar geworden. Cäsar thue sehr Unrecht, durch seine Ankunft die Zölle ihm zu verschlechtern. Er werde den Aeduern die Geiseln nicht wiedergeben, weder ihnen, noch ihren Bundesgenossen ungerechten Krieg ankündigen, wenn sie, worüber sie einig geworden, hielten und jährlich ihre Abgaben entrichteten. Thäten sie das nicht, so werde ihnen des Römischen Volkes Brudernahme wenig frommen. Daß Cäsar ihm ankündige, er werde der Aeduer Unrecht nicht ungeahndet lassen, möge er. Niemand habe gegen ihn ohne sein Verderben gestritten; er solle, wenn er wolle, mit ihm sich einlassen; werde aber sehen, was unbesiegte Germanen, in Waffen geübt, die in

vierzehn Jahren nicht unter Dach gekommen, an Tapferkeit vermöchten."

Diese Antwort wurde Cäsarn gebracht und 37.
zu gleicher Zeit kamen Gesandte von den Aeduern und Treviren. Die Aeduer klagten, dafs die neulich nach Gallien gekommenen Harnder ihr Gebiet plünderten; sie hätten nicht einmal mit Geiseln von Ariovist Frieden erkaufen können. Die Treviren: es lägen hundert Suevengemeinen am Rheinufer und versuchten überzusetzen; an ihrer Spitze die Brüder Nasua und Cimberius. Dadurch heftig gereizt glaubte Cäsar eilen zu müssen, damit nicht, wenn der Sueven neue Macht sich mit Ariovists alten Truppen verbände, ihnen schwerer widerstanden würde. Darum liefs er so schnell als möglich Getreide herbeischaffen, und zog in grofsen Tagereisen gegen Ariovist.

Als er drei Tage Weges zurückgelegt hat- 38.
te, ward ihm gemeldet, Ariovist sei mit seinen Truppen allen aufgebrochen, Vesontio einzunehmen, welches der Sequaner gröfste Stadt ist, und sei schon drei Tagereisen von ihrem Gebiete. Cäsar sahe wohl, dafs dies auf alle Weise zu hindern sei; denn in jener Stadt war der gröfste Vorrath von allem, was zum Kriege nöthig war und von Natur war sie so befestigt, dafs sie den Krieg an verlängert viel Vortheil gewährte, indem der Flufs Dubis, wie ein Zirkel, fast die ganze Stadt umringt; den übrigen

Raum, der nicht mehr als sechshundert Fuſs beträgt, wo der Fluſs aufhört, besetzt ein hoher Berg, der mit seinen Wurzeln das Ufer an beiden Seiten berührt. Diesen macht eine heraufgeführte Mauer zur Burg und verbindet ihn mit der Stadt. Dahin nun zog Cäsar in grofsen Tag- und Nachtreisen, nahm die Stadt ein und legte eine Besatzung hin.

39. Indem er wenig Tage bei Vesontio wegen Getreides und Zufuhr verweilt, so ergriff, auf Nachfrage der Unsrigen und Nachrichten der Gallier und Kaufleute, welche die Germanen für ungeheuer hochgestalt, unglaublich tapfer und waffengeübt ausgaben, so dafs sie oft ihnen gegenüber nicht einmal ihre Blicke und der Augen Schärfe hätten ertragen können, plötzlich das ganze Heer eine Furcht, die aller Sinn und Gemüth nicht wenig befing. Diese ging aus von den Kriegstribunen, Präfekten und den übrigen, welche aus Freundschaft dem Cäsar gefolgt waren und die grofse Gefahr bejammerten, weil sie nicht eben geübt waren im Kriegswesen. Jeder brachte einen andern Grund an, der ihm die Abreise nöthig zu machen schien, und bat um Entlassung. Einige blieben aus Schaam, um nicht für feig zu gelten. Diese konnten sich nicht verstellen, doch auch zuweilen der Thränen sich nicht erwehren; in den Zelten verborgen beklagten sie entweder ihr Schicksal, oder bejammerten mit ihren Freunden die gemeinsame

Gefahr: im ganzen Lager wurden überhaupt Testamente besiegelt. Durch ihre Reden und Furcht wurden allmälich auch die erfahrneren Soldaten, Centurionen und Anführer der Reiterei bestürzt. Die nun für minder feig wollten geachtet sein, sagten, sie fürchteten nicht den Feind, sondern des Zugs Mühseligkeit und die grofsen Wälder zwischen Ariovist und ihrem Heer, oder den etwanigen Mangel an Getreide, welcher unüberstehbar wäre. Einige meldeten auch Cäsarn, wenn er aufbräche und das Banner vortragen liefse, würden die Soldaten nicht gehorchen und aus Furcht das Banner nicht tragen.

40. Als er dies nun bemerkt, berief er eine Versammlung, zog dazu die Centurionen aller Schaaren und schalt sie heftig, erstlich, dafs, wohin und in welcher Absicht sie geführt würden, sie noch fragen oder überlegen könnten, Ariovist habe unter seinem Konsulat nach des Römischen Volkes Freundschaft begierigst gestrebt. Warum sollte man voraussetzen, er werde so leichtsinnig seine Pflicht verletzen? Er wenigstens sei überzeugt, er werde nach erkannten Forderungen und eingesehener Billigkeit der Bedingungen, weder seine, noch des Römischen Volkes Gunst verschmähen. Habe er aber in Wuth und Wahnsinn Krieg angekündigt, was sie doch fürchteten? warum sie an ihrer Tapferkeit, oder seiner Sorgfalt verzweifelten? Zu

der Väter Zeiten habe man sich mit diesem Feinde versucht, als die Cimbrer und Teutonen von K. Marius geschlagen worden und nicht weniger Lob das Heer als selbst der Feldherr verdient habe; versucht auch neulich in Italien beim Sclavenaufstande, die doch Uibung und Anleitung, die sie von uns erhalten, unterstützt: woraus erhelle, wie viel Gutes die Beharrung habe, weil sie später diejenigen als Sieger und Bewaffnete überwunden hätten, welche sie vorher unbewaffnet ohne Grund gefürchtet. Endlich seien es dieselben, mit welchen die Helveter oft gestritten, die sie nicht allein auf ihrem, sondern auch eignem Gebiete meist überwunden, die doch unserm Heer nichts angehabt hätten. Bewegte einige das unglückliche Treffen und die Flucht der Gallier, diese, wollten sie suchen, könnten finden, dafs die Gallier durch des Krieges Langwierigkeit ermüdet, Ariovist aber, nachdem er viele Monate sich im Lager und in Sümpfen gehalten, noch sich ergeben, die schon am Kampf Verzweifelnden und Zerstreuten plötzlich angegriffen und mehr durch Klugheit und Uiberlegung, als Tapferkeit besiegt habe. Jene aber gegen rauhe und unerfahrne Männer angewendete Klugheit werde hoffentlich unsere Heere nicht fangen. Die ihre Furcht auf angeblichen Getreidemangel, oder Reisebeschwerden bezögen, handelten anmafsend, indem sie entweder an des Feldherrn Pflichtmäfsigkeit zu zwei-

seln oder vorzuschreiben schienen. Dies sei seine Sorge, Getreide schaffen die Sequaner, Leuker, Lingonen, schon reife es auf den Aeckern; über den Weg könnten sie in kurzem selbst urtheilen. Dass die Soldaten ungehorsam sein und die Banner nicht tragen würden, kümmere ihn nicht; denn er wisse, wem je das Heer nicht gehorcht, dem sei, nach unglücklichem Ausgang, das Glück entstanden, oder, eine Bruchte [25]) in Erfahrung gebracht, sei er des Geizes überwiesen worden: seine Unschuld sei durch ein stätes Leben, sein Glück durch den Helvetischen Krieg offenbar. Also werde er, was er auf längere Zeit sich vorbehalten, wieder vorstellen, und um die vierte Wache der nächsten Nacht aufbrechen, damit er sobald als möglich sähe, ob bei ihnen Scham und Pflicht mehr vermöchte, ob Furcht. Folgte ihm dann auch Niemand, so werde er doch mit der zehnten Legion allein abgehen, an welcher er nicht zweifle, und diese soll seine prätorische Kohorte sein. Diese Legion begünstigte Cäsar besonders und baute auf ihre Tapferkeit ausnehmend.

Nach dieser Rede wendete sich wunderbar 41.
der Sinn Aller und alle belebte die gröfste Mun-

25) Dies alte Wort, wofür erst später Verbrechen und in Zusammensetzungen Bruch aufkam, verdient wieder aufgenommen zu werden. Facinus nachher durch auaritia bestimmt ist dies.

terkeit und Kampflust. Die zehnte Legion dankte ihm aufserdem durch die Tribunen für die günstige Meinung und bestättigte, sie sei zum Kriege gerüstet. Dann suchten auch die übrigen Legionen durch die Tribunen und Centurionen der ersten Schaaren ihn zu begütigen: sie hätten nie gezweifelt, nie gefürchtet, und nicht eigner, sondern des Feldherrn Entscheidung die Kriegsangelegenheit überlassen. Diese Genugthuung nahm er an, liefs durch Divitiakus, dem er am meisten traute, einen Weg suchen, dafs er das Heer auf offenem Wege in einem Umkreis von mehr als fünftausend Schritten führte, und brach, wie er gesagt, um die vierte Nachtwache auf. Am siebenten Tag, als noch der Zug dauerte, erfuhr er durch Kundschafter, Ariovists Mannschaft sei von den Unsrigen vier und zwanzig tausend Schritte fern.

42. Cäsars Ankunft erfahren, sendet Ariovist Gesandte an ihn: „was er vorher in Betreff einer Unterredung gefordert, könne seinetwegen geschehen, weil er näher gerückt; er glaube dies ohne Gefahr thun zu können.“ Cäsar verwarf diesen Vorschlag nicht, und wähnte schon, er besinne sich des Bessern, hoffte sehr, er werde nach so vielen Begünstigungen von seiner und der Römer Seite, wenn er seine Forderungen vernommen, seinen Trotz aufgeben. Es ward ein Tag zur Unterredung angesetzt, der fünfte von jenem. Indefs, da oft wechselseitig

Gesandte geschickt wurden, forderte Ariovist, Cäsar sollte kein Fußvolk zum Gespräch mitbringen; er fürchte, von ihm überlistet zu werden; mit Reiterei sollten beide erscheinen, anders komme er nicht. Cäsar, der weder das Gespräch zu verhindern, noch sein Wohl der Gallischen Reiterei anzuvertrauen wagte, hielt fürs Beste, den Gallischen Reitern alle Pferde zu entziehen, und die Soldaten der zehnten Legion, auf welche er sich vorzüglich verließ, aufsitzen zu lassen, damit er eine gut gesinnte Bedeckung auf den Fall der Noth hätte. Als dies geschah, sagte einer von den Soldaten der zehnten Legion nicht eben lächerlich: Cäsar leiste ihr mehr, als er versprochen: versprochen habe er, die zehnte Legion als prätorische Kohorte anzusehen, nun mache er sie gar beritten.

43. Es war eine große Ebene, darauf ein ziemlicher Erdhügel. Dieser Ort war ungefähr gleich fern von beiden Lagern. Dahin kamen sie zum verabredeten Gespräch. Cäsar stellte die Legion zu Pferde zweihundert Schritte von jenem Hügel; in gleicher Entfernung hielten Ariovists Reiter. Ariovist verlangte, daß man sich zu Pferde unterredete, und je zehn, sie ausgenommen, zum Gespräch ließe. Als man dahin gekommen war, erwähnte Cäsar Anfangs der Rede seine und des Senats Begünstigungen, wie er König vom Senate genannt worden und Freund, wie man ihm köstliche Geschenke ge-

sendet, was wenigen widerfahren und nur für grosse geleistete Dienste zu geschehen pflege; er, der weder Gelegenheit noch gerechten Grund das zu fordern gehabt, habe diese Belohnung durch seine und des Senats Güte und Freimildigkeit erhalten. Auch bemerkte er, wie alte und gerechte Gründe die Freundschaft mit den Aeduern habe, was für Rathsbeschlüsse, wie oft und wie ehrenvolle für sie abgefasst worden, wie jederzeit die Aeduer über ganz Gallien geherrscht, auch ehe sie noch unsre Freundschaft erlangt. Das Römische Volk pflege seinen Bundesgenossen und Freunden nicht allein nichts entziehen zu lassen, sondern vielmehr ihr Ansehen, Würde und Ehre stets zu mehren [36]; wer aber möchte zugeben, dafs ihnen entrissen würde, was sie zur Freundschaft des Römischen Volks mitgebracht? Darauf verlangte er, was er schon den Gesandten aufgetragen hatte, dafs er weder die Aeduer, noch ihre Verbündeten befehdete, die Geiseln wieder auslieferte, wenn er keinen Theil der Germanen wieder heimsenden könnte, doch wenigstens nicht mehrere über den Rhein liefse.

44. Ariovist erwiederte wenig auf Cäsars Forderungen; sprach viel von seinen Tugenden:

36) Mehrer des Reichs nennen sich auch unsre Fürsten. Obwol dies fehlerhafte Uibersetzung von augustus ist, dient es doch als Analogie.

„er sei nicht eigenwillig über den Rhein gegangen; sondern von den Galliern gebeten und herbeigerufen; nicht ohne grosse Hoffnung und grosse Belohnungen habe er seine Heimat und Verwandten verlassen; habe seinen Sitz in Gallien, den sie ihm selbst zugestanden; Geiseln seien mit ihrer Bewilligung gegeben worden. Tribut nehme er nach Kriegsrecht, wie ihn Sieger den Besiegten auflegen. Nicht Er habe die Gallier, sie ihn bekriegt; alle Städte Galliens seien, ihn zu bekämpfen, gekommen und haben gegen ihn ihre Lager geschlagen; all' diese Schaaren seien von ihm in Einer Schlacht zerstreut und überwannt worden. Wollten sie es nochmals versuchen, er sei bereit zum Streite; wollten sie Frieden, so sei es unbillig, den Tribut zu verweigern, den sie bisher freiwillig erlegt hätten. Roms Freundschaft müsse ihm zu Zier und Schutz, nicht zu Schaden gereichen; in dieser Hoffnung habe er sie erbeten: wofern ihm durch das Römische Volk der Tribut entzogen und die Unterwürfigen entnommen würden, so werde er eben so gern auf des Römischen Volks Freundschaft verzichten, als er sie verlangt. Dass er so viel Germanen nach Gallien ziehe, geschehe sich zu verfestigen, nicht Gallien zu befehden. Beweis dessen sei, dass er nur auf Bitten gekommen sei, nicht sie bekriegt, sondern vertheidigt habe. Er sei eher nach Gallien gekommen, als die Römer. Nie sei bis dahin

des Römischen Volks Heer aus Galliens Grenzen getreten. Was Er denn wolle? warum Er in seine Besitzungen trete? seine Provinz sei dies Gallien, wie jene die unsrige. Wie ihm nicht erlaubt sei in unser Gebiet zu brechen, also thäten auch wir Unrecht, ihn zu beeinträchtigen in seinem Rechte. Dafs die Aeduer Brüder vom Senat genannt worden, wisse er wohl; er sei nicht so roh, noch der Dinge unkundig, dafs er nicht wüfste, dafs die Aeduer weder im letzten Kriege mit den Allobrogern den Römern beigestanden, noch diese ihnen in dem Span, den die Aeduer mit ihm und den Sequanern gehabt. Er müsse argwöhnen, Cäsar brauche diese Freundschaft zum Vorwande, um mit dem in Gallien stehenden Heere ihn zu unterdrücken. Wenn er also nicht weiche und sein Heer aus diesen Gegenden ziehe, so werde er ihn nicht für Freund, sondern Feind halten. Tödte er ihn, so werde er vielen Edlen und Reken 37) Roms einen Gefallen erweisen; dies habe er durch Bothen erfahren, deren Gunst und Freundschaft er mit seinem Tod erkaufen könne. Ziehe Er ab und lasse ihm Galliens freien Besitz,

37) Dies bekanntlich nach dem Westgoth. ricos hombres gebildete altdeutsche Wort (s. Wachters gloss.) kann der hier sprechende German füglich für principes brauchen. Fürsten hatte ich nicht gescheut, wenn zu erwarten war, dafs man sich an ἄρχοντες, φύρστες, first erinnerte.

ab wolle er ihn reichlich belohnen und alle Kriege ohne seine Mühe und Gefahr führen."

Vieles sagte Cäsar über den Punkt, warum 45.
er sein Unternehmen nicht aufgeben könne: „weder seine noch des Römischen Volks Sitte gestatte, wohlverdiente Bundesgenossen zu verlassen; er sähe nicht ein, dafs Gallien eher dem Ariovist, als dem Römischen Volk gehöre. Die Arverner und Rutener seien von Q. Fabius Maximus besiegt worden, das Römische Volk habe ihnen verziehen, sie nicht zur Provinz gemacht, keine Abgaben auferlegt. Müsse man auf die älteste Zeit zurückblicken, so gehöre den Römern mit allem Rechte die Herrschaft über Gallien; müsse man auf des Senats Urtheil Rücksicht nehmen, so müsse Gallien frei sein, da es besiegt seine eignen Gesetze befolgt habe."

Während dieser Unterhandlung ward Cäsarn 46.
gemeldet, dafs Ariovists Reiter näher an den Hügel rückten, und auf die Unsern herzurückten, Steine und Geschofs auf sie würfen. Cäsar brach das Gespräch ab, zog sich zu den Seinen zurück und befahl ihnen, kein Geschofs auf den Feind zu senden. Denn wiewol er sah, es könne das Treffen ohne alle Gefahr der erlesenen Legion mit den Reitern geliefert werden, hielt er doch nicht für zulässig, dafs, wenn der Feind geschlagen würde, man sagen könne, er sei seiner Treue halber im Gespräch überlistet worden. Als nun sich unter den Soldaten ver-

breitete, wie anmafsend Ariovist im Gespräch ganz Gallien den Römern abgesprochen, seine Reiter, die unsrigen angefallen, und wie dies die Unterredung entzweist, so ergriff noch gröfserer Eifer und Streitlust das Heer.

47. Zwei Tage darauf sendete Ariovist an Cäsar, er wolle mit ihm über das, was zu verhandeln angefangen, aber nicht beendigt wäre, verhandeln; er möge entweder wiederum den Tag festsetzen zu einem Gespräch, oder, wenn er dies nicht wolle, einen Gesandten herüberschicken. Zur Unterredung fand Cäsar keinen Grund, und dies um so mehr, weil den Tag vorher den Germanen kaum gewehrt werden konnte, dafs sie auf die Unsrigen Geschofs würfen. Einen Gesandten aus seiner Mitte zu entlassen, und wilden Menschen Preis zu geben, schien gefährlich. Am schicklichsten dünkte es, K. Valerius Procillus an ihn abzusenden, Valerius Caburus' Sohn, einen tapfern und gebildeten Jüngling — dessen Vater von K. Valerius Flakkus das Bürgerrecht erhalten — theils wegen seiner Treue, theils wegen Kunde der Gallischen Sprache, die Arioviſten schon lange geläufig war, theils, weil die Germanen an ihm zu freveln keinen Grund hätten, und mit ihm M. Mettius, Ariovists ehemaligen Gastfreund. Diesen trug er auf, Ariovists Meinung zu vernehmen und zu berichten. Als Ariovist diese im Lager sah, rief er vor seinem Heere: „war-

um sie zu ihm kämen? ob um zu kundschaften?" liefs sie nicht sprechen und in Rotten schlagen.

An demselben Tage brach er sein Lager ab 48.
und legte sich sechshundert Schritte vom Cäsars Lager an den Berg. Tages darauf führte er sein Heer an Cäsars Lager vorüber, und lagerte zweitausend Schritte von ihm, in der Absicht, Cäsarn die Zufuhr und das Getreide, welches die Sequaner und Aeduer herbeischafften, abzuschneiden. Von jenem Tage an führte Cäsar sein Heer fünf Tage hinter einander vor das Lager in Schlachtordnung, dafs, wenn Ariovist ein Treffen liefern wollte, ihm Gelegenheit würde. Ariovist hielt sein Heer in diesen Tagen im Lager, und stritt täglich mit seinen Reitern. Dies war eine Art zu streiten, worin die Germanen geübt waren. Sechstausend Reiter waren da, eben so viel Fufsvolk, die leichtesten und tapfersten, die aus dem ganzen Heer, eignes Wohles wegen, einander erwält hatten. Mit diesen waren sie in der Schlacht, zu ihnen schlugen sich die Reiter, sie eilten in hartem Gefecht herbei, stellten sich um jeden, der eine schwere Wunde empfangen hatte und gestürzt war; sollte weiter vorgerückt, oder schnell zurückgezogen werden, so waren sie so schnell durch Uibung, dafs sie, an den Pferdemähnen sich hebend, ihnen gleich liefen.

49. Da Cäsar sahe, dafs er sich im Lager verhielt, so wälte er, damit nicht länger die Zufuhr abgeschnitten würde, unfern dem Orte, wo die Germanen sich gesetzt hatten, ungefähr sechshundert Schritte von ihnen, einen tauglichen Lagerplatz und kam in dreifachem Treffen dahin. Das erste und zweite mufste gewaffnet bleiben, das dritte das Lager schlagen. Der Ort war, wie gesagt, ungefähr sechshundert Schritte vom Feinde. Dahin sendete Ariovist ungefähr sechzehntausend Mann leicht Bewaffnete, mit der ganzen Reiterei, um die Unsrigen zu schrecken und der Befestigung zu wehren. Dessen ungeachtet befahl Cäsar, wie er beschlossen hatte, dafs zwei Treffen den Feind wegtrieben, das dritte aber das Werk vollendete. Als das Lager verschanzt war, liefs er zwei Legionen zurück und einen Theil der Hülfsvölker; die vier übrigen führte er wieder in das Hauptlager.

50. Am folgenden Tage rückte Cäsar, seinem Vorsatz zu Folge, aus beiden Lagern; ordnete etwas fern von dem Hauptlager die Schlacht, und forderte den Feind. Als er aber auch da noch nicht kam, so zog er gegen Mittag sich in das Lager zurück. Dann erst schickte Ariovist einen Theil seines Heers, das kleine Lager zu erobern; heftig ward beiderseits bis gegen Abend gestritten. Mit Sonnenuntergang führte Ariovist sein

sein Heer, nach vielen ertheilten und erhaltenen Wunden, in das Lager zurück. Als Cäsar die Gefangenen fragte, warum Ariovist kein Treffen lieferte, erfuhr er, es sei bei den Germanen gewöhnlich, dafs die Hausmütter durch Loos und Wahrsagen bestimmten, ob vortheilhaft sei, ein Treffen zu liefern, oder nicht; sie sprächen so: es fromme nicht, dafs die Germanen siegen, wenn sie vor Neumond ein Treffen lieferten.

Den Tag darauf liefs Cäsar so viel Besatzung nöthig schien, in beiden Lagern; alle 51.
Hülfstruppen [28]) stellte er Angesichts der Feinde vor das kleine Lager, weil er, im Verhältnis zum Feinde, weniger legionarische Soldaten hatte, dafs er also die Hülfstruppen auf den Flügeln zum Schein brauchte; Er drang in dreifachen Treffen bis zum feindlichen Lager. Dann endlich rückten nothwendig die Germanen hervor aus dem Lager, und stellten nach den Völkerschaften und in gleichen Zwischenräumen die Harüder, Markomannen, Tribokken, Vangionen, Nemeter, Sedusier, Sueven; umgaben ihre ganze Schlachtordnung mit Roll- und Rüstwagen, dafs keine Hoffnung zu entkommen war. Darauf setzten sie die Weiber, welche

28) Alarii die Hülfstruppen der Römischen Bundesgenossen. Ihnen entgegengesetzt sind die Soldaten der Legionen, die Römischen. B. K. 1. 73. 85. 2. 18.

die in das Treffen gehenden Soldaten, mit zerstreutem Haar, weinend anflehten, sie nicht den Römern als Sclavinnen zu überlassen.

52. Cäsar gab jeder Legion einen Legaten und Quästor, damit jeder sie zu Zeugen seiner Tapferkeit hätte. Er selbst lieferte auf dem rechten Flügel, weil er den Feind dort am schwächsten fand, ein Treffen. So griffen die Unsern auf ein gegebenes Zeichen den Feind heftig an. Der Feind rückte plötzlich und geschwind vor, daß keine Wurfspieße konnten gebraucht werden. Man warf sie weg und stritt mehr mit dem Schwert; aber die Germanen bildeten, wie gewöhnlich, schnell eine Phalanx und nahmen der Schweiter Angriff auf. Viele von den Unsern sprangen auf die Phalangen, rissen die Schilde aus den Händen und verwundeten von oben herein. Als auf dem linken Flügel der Feind geworfen und in die Flucht geschlagen war, drückte er mit dem rechten sehr durch seine Menge auf unser Heer. Da dies P. Crassus, der Jüngling, sah, welcher Befehlshaber der Reiterei war, sendete er schneller, als die, welche im Treffen waren, das dritte Treffen den Unsern zu Hülfe.

53. So ward das Treffen wieder hergestellt, alle Feinde flohen und ließen nicht eher nach, als bis sie an den Rhein, ungefähr funfzigtausend Schritte von dem Orte kamen. Dort strebten einige, ihrer Kraft vertrauend, entweder

überzuschwimmen, oder sie suchten ihr Heil auf vorgefundenen Nachen. Unter diesen war Ariovist, der ein am Ufer angebundenes Boot fand und darauf entfloh. Unsre Reiter holten die übrigen alle ein und erlegten sie. Ariovist hatte zwei Weiber, eine Suevin, die er aus der Heimat mitgebracht hatte, und eine Noricerin, Schwester des Königs Vocion, die er in Gallien geheurathet und die der Bruder entlassen. Beide kamen auf der Flucht um. Ihre beiden Töchter wurden, getödtet die Eine, die Andre gefangen. K. Valerius Procillus, als er von Wache auf der Flucht mit drei Ketten gebunden geschleppt wurde, stiefs auf Cäsar selbst, der dem Feind mit der Reiterei nachsetzte. Dies machte Cäsarn nicht weniger Freude, als der Sieg selbst, weil er den würdigsten Mann in der Provinz Gallien, seinen vertrauten Gastfreund, den Händen der Feinde entrissen sich wiedergegeben sahe, und sein Geschick hatte diese Freude und Glückwünschung durch das Ungemach um nichts vermindert. Dieser sagte, man habe in seiner Gegenwart dreimal gelooset, ob man ihn sogleich verbrennte, oder aufbewahrte. Durch günstiges Loos sei er noch am Leben. Auch M. Mettius fand sich und ward zurückgebracht.

54. Als die Nachricht von diesem Treffen über den Rhein drang, zogen die Sueven, welche an das Rheinufer gekommen waren, wieder ab.

Die Ubier, die nahe am Rhein wohnen, verfolgten die Erschrockenen und erlegten einen grosen Theil. Cäsar hatte nun in Einem Sommer zwei grose Kriege beendet, und zog früher, als die Jahreszeit erforderte, in das Winterlager zu den Sequanern. Labienus ward darüber gesetzt. Er selbst begab sich nach dem diesseitigen Gallien, um dort Geding zu hegen, [29])

29) ad conventus agendos. So glaubte ich diese formula solemnis wiedergeben. Ding und Geding ist Gerichtstag, ein Zusammenkommen, auch der vorgenommene Proceſs (s. Wachters gloss.) Wer sich daran stöſst, setze dafür Gerichtstag halten. Vogtgeding für plebiscitum habe ich irgendwo gefunden.

## Zweites Buch.

Als Cäsar in dem diesseitigen Gallien Winterlager hielt, so wie wir oben erzält, vernahm er häufige Gerüchte, und erfuhr auch durch Labienus Briefe, dafs alle Belgen, welche den dritten Theil Galliens ausmachen, sich gegen das Römische Volk verschwören und einander Geiseln geben. Die Ursachen der Verschwörung wären diese; erstlich, weil sie befürchteten, unser Heer möchte, wenn nun ganz Gallien friedsam wäre, bei ihnen einrücken; dann, weil sie von einigen Galliern aufgereizt würden, die theils, wie sie ungern die Germanen länger in Gallien sahen, so auch das Römische Heer nicht mochten in Gallien überwintern und veralten lassen, theils aus Regsamkeit und Leichtsinn neue Regierung wünschten; von andern auch, weil in Gallien die Herrschaft meist von Mächtigen, und solchen, die Vermögen hatten, Menschen zu werben, übernommen wurde, was unter unserer Regierung sie nicht so leicht erlangen konnten.

2. Auf diese Kunde und Briefe bot Cäsar zwei neue Legionen in dem diesseitigen Gallien auf,

und sendete sie nach Sonimers Anfang, Q. Pedius als Legaten an ihrer Spitze, nach dem jenseitigen Gallien. Er selbst stieß, sobald Futter vorhanden war, zum Heere, übertrug den Senonen und übrigen Galliern, die den Belgen benachbart waren, das Geschäft, alles was daselbst vorfiel, zu erforschen und ihm zu melden. Diese meldeten alle standhaft, daß Mannschaft gesammlet, das Heer an einen Ort gezogen werde. Nun stand er nicht an, am zwölften Tage dahin abzugehen. Nach Anschaffung von Getreide bricht er das Lager ab, und trifft in funfzehn Tagen ungefähr an den Grenzen von Belgien ein.

3. Als er unvermuthet und schneller, als jeder geglaubt hatte, ankam, sendeten die Remier, welche den Belgen am nächsten liegen; Iccius und Antebrogius, die Ersten der Gemeinde, zu ihm, um zu melden, daß sie sich und ihr Habe der Treue und Macht der Römer überliefsen; daß sie weder den übrigen Belgen beigestimmt, noch sich gegen das Römische Volk verschworen; daß sie bereit seien Geiseln zu stellen, alle Befehle zu vollziehen, sie in ihre Städte aufzunehmen und mit Getreide und dem Uibrigen zu unterstützen; die übrigen Belgen seien unter Waffen, mit ihnen haben sich die Germanen, diesseits des Rheins, verbunden, so groß sei ihrer aller Wuth, daß sie nicht einmal die Suessionen, ihre Brüder und Blutsverwandten, glei-

cher Rechte und Gesetze Genossen, Einer Regierung und Einer Obrigkeit mit ihnen unterthan, von der Verschwörung hätten abschrecken können,

Da er diese fragte, welche Gemeinden und wie grofse gerüstet wären, was sie im Kriege vermöchten, so fand er, dafs die meisten Belgen von den Germanen abstammten, ehmals über den Rhein geführt, wegen des Ortes Fruchtbarkeit sich daselbst angesiedelt, und die damaligen Bewohner, die Gallier vertrieben hatten, dafs sie allein, zu unsrer Väter Gedenken, ganz Gallien beunruhigt, und die Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abgewehrt; deshalb mafsten sie sich, im Andenken daran, ein grofses Ansehen, und einen hohen Geist im Kriegswesen an. Uiber ihre Anzal, sagten die Remier, wären sie ganz genau unterrichtet; indem sie durch ihre Verwandten und Schwäger erfahren, wie viel jeder in der allgemeinen Versammlung der Belgen zum Kriege versprochen habe. Unter ihnen wären die Bellovaker an Tapferkeit, Ansehen, und Menge die ersten; sie könnten 100,000 Mann stellen; sie hätten davon nur 60,000 Auserlesene versprochen, und verlangten den Oberbefehl im Kriege. Die Suessionen grenzten an sie, hätten grofse und fruchtbare Aecker. Bei ihnen sei auch noch zu unsern Zeiten ein König, Divitiakus, gewesen, der mächtigste in ganz Gallien, der einen grofsen Theil dieser Ge- 4.

genden, und auch Brittannicus Herrschaft überkommen; jetzt sei Galba König, ihm übertrage man, wegen seiner Gerechtigkeit und Klugheit, einmüthig den ganzen Kriegs Oberbefehl; er habe zwölf Städte, bewillige 50,000 Mann; eben so viel die Nervier, die für sehr wild gehalten wurden und fern wohnten; die Atrebater 15,000, die Ambianer 10,000, die Moriner 25,000, die Menapier 9,000, die Kaleter 10,000, eben so viel die Velokassen und Veromanduer, die Aduatiker 19,000, die Condrusen, Eburonen, Cäräser, Pämaner, die zusammen Germanen hiefsen, schätzte man auf 40,000.

5. Cäsar ermahnte die Remier, sprach ihnen mild zu, berief den ganzen Rath zu sich, liefs sich der Vornehmsten Kinder als Geiseln ausliefern. Alles ward genau auf den Tag befolgt. Er ermahnte den Aeduer, Divitiakus, sehr, und zeigte, wie sehr die Republik und das Gemeinwohl erfordere, der Feinde Macht zu trennen, damit nicht zu Einer Zeit mit solcher Menge gestritten werden müsse. Dies könne geschehen, wenn die Aeduer ihre Truppen in der Bellovaker Grenzen führten, und ihre Aecker wüsteten. Mit diesem Auftrag entliefs er ihn. Als er nun alle Truppen der Belgen vereint auf sich loskommen sahe, und von den Kundschaftern, die er ausgesendet, und den Remiern erfahren, dafs sie nicht gar fern wären, so führte er schleunig sein Heer über den Flufs Axona, der an der

Remier äussersten Grenzen liegt, und schlug da sein Lager auf. So ward das Lager von einer Seite durch des Flusses Ufer befestigt, was dahinter war, vor dem Feind gesichert, und der Remier und übrigen Gemeinden Zufuhr ohne Gefahr ihm herbeigeschafft. Uiber diesen Fluss war eine Brücke geschlagen; diese besetzte er; auf des Flusses anderm Theile liess er Q. Titurius Sabinus, den Legaten, mit 6 Kohorten. Das Lager liess er mit einem zwölf Fuss hohen Wall, und achtzehn Fuss breiten Graben umziehen.

6. Von diesem Lager war Bibrax, eine Stadt der Remier, achttausend Schritte entfernt. Diese belagerten die Belgen mit Heftigkeit auf dem Marsche. Sie hielt sich diesen Tag mit Mühe. Der Gallier wie der Belgen Belagerungsart ist diese. Wenn sie um alle Mauern Menschen gestellt, überall Steine gegen die Mauern geworfen und sie so von Verteidigern entblösst haben; so dringen sie in Schildkrötenform [30]) gegen die Thore, und stürzen die Mauern ein. Dies ging damals leicht. Denn da sie so viel Steine und Geschoss warfen, konnte sich kein Mann auf der Mauer halten. Da die Nacht die

30) Wir haben und hatten in unsrer Belagerungskunst verwandte Formen, wie die Katze etc. Aber es gilt, dasselbe, nicht ein verwandtes Bild zu geben.

Belagerung aufhob, sendete Iccius, der Remier, von hohem Adel und Gunst unter seinem Volke, damaliger Statthalter, und in den Friedensangelegenheiten vorher mit an Cäsar gesendet, an ihn, er könne sich, wofern ihm nicht Zuzug gesendet werde, nicht länger halten.

7. Mitten in der Nacht sendete Cäsar mit eben den Führern, die vom Iccius gesendet waren, Numidische und Kretensische Bogner und Balearische Schleuderer den Städtern zu Hülfe. Mit ihrer Ankunft wuchs den Remiern die Hoffnung, sich zu vertheidigen und der Eifer, die Feinde abzuwehren; diesen schwand aus eben dem Grunde die Hoffnung, die Stadt einzunehmen. So verhielten sie sich noch eine Weile um die Stadt, verwüsteten die Aecker, zündeten alle Flecken und Gebäude, wo sie hingelangen konnten, an und zogen vereint nach Cäsars Lager; dort schlugen sie in einer Entfernung von weniger als zweitausend Schritten ihr Lager auf; es war, wie der Rauch und die Feuer anzeigten, mehr als achttausend Schritte breit.

8. Cäsar wollte anfangs, theils wegen der Menge, theils wegen der hohen Meinung von ihrer Tapferkeit, das Treffen vermeiden; doch versuchte er täglich mit seiner Reiterei, was der Feind vermöchte und die Unsern wagten. Als er nun sah, daß die Unsrigen ihnen nicht nachstanden; so wählte er einen gelegenen, schicklichen Ort vor dem Lager zur Schlacht (denn der

Hügel, an welchem das Lager war, erhob sich ihm gegenüber etwas über die Ebene, war doch aber so breit, daſs er eine Schlachtordnung fassen konnte, hatte von beiden Seiten einen Abhang, nach vorne zu erhob er sich leicht und ebnete sich allmälich), zu beiden Seiten des Hügels zog er einen Quergraben von ungefähr 400 Schritt, am Ende des Grabens legte er Schlösser an, und pflanzte das Gewerf [31]) auf, daſs wenn er sich nun gestellt hätte, die Feinde, was sie der Menge wegen leicht konnten, nicht von den Seiten seine Soldaten umgingen. Hierauf lieſs er die zwei kurz vorher ausgehobenen Legionen im Lager, daſs sie im Nothfall nachgeschickt werden könnten, die übrigen sechs stellte er vor das Lager in Schlachtordnung; auch der Feind war ausgerückt und stellte sich.

Zwischen unserm und dem feindlichen Heer 9.
war ein nicht gar groſser Sumpf; gingen die Unsrigen darüber, so warteten die Feinde; wenn jene zuerst, so waren die Unsern bereit und ge-

---

31) Tormenta. Das Gewerf schien passender, als Geschütz, womit immer andre Begriffe verbunden werden, welche in die alte Zeit nicht gehören. Es sind nämlich Maschinen, vermittelst welcher allerlei, was zum Angriff diente (cela s. n. 20.), gegen den Feind geworfen wurde. Ballistae und catapultae waren Arten. Abbildungen s. b. Lips. poliore. 3. 2. 3. — Josephus B. I. 3. nennt es ἀφετηριον ὀργανον.

rüstet, die Gehemmten anzugreifen. Indefs ward auf beiden Seiten der Reiterei gestritten. Da keines von beiden Heeren zuerst über den Sumpf wollte, und unsre Reiterei im Vortheil war, zog Cäsar sich in das Lager zurück. Der Feind zog gleich nach dem Fluss Axona, der, wie gezeigt worden, hinter unserm Lager war; da fand er Seichten, versuchte zum Theil durchzukommen, um, wo möglich, die Schanze, welche der Legat Q. Titurius besetzte, zu erstürmen und die Brücke abzutragen, wo nicht, die Aecker der Remier zu wüsten, die uns in diesem Kriege sehr nützlich waren, und uns die Zufuhr abzuschneiden.

10. Cäsar führte, auf Titurius Bericht, die ganze Reiterei, die leicht bewaffneten Numidier, Schleuderer und Bogner über die Brücke und zog zu ihnen. Daselbst ward heftig gestritten. Die Unsrigen griffen den Feind, den der Fluss hemmte, an und erlegten viele; die übrigen, welche über die Todten keck hinweg zu schreiten versuchten, trieben sie durch häufiges Geschoss zurück; die ersten, welche herüber gekommen waren, wurden von den Reitern umringt und erlegt. Als der Feind, in der Hoffnung die Stadt zu erobern und über den Fluss zu kommen, betrogen, sah, dass wir keinen unkommlichern Ort zur Schlacht wälten, auch ihm das Getreide ausging, so beschloss er in einer Versammlung, es sei das Beste, dass jeder heimkehre, und vereint das Gebiet zu ver-

teidigen suche, welches die Römer zuerst besetzt hatten; damit sie lieber in ihrem, als fremdem Gebiete stritten, und von ihrem eignen Getreide leben könnten. Zu dieser Meinung bewog sie unter andern auch der Grund, weil sie vernommen hatten, dafs Divitiakus und die Aeduer sich der Bellovaker Gebiet nahten; diese konnte man doch nicht überreden, dafs sie warteten, oder den Ihrigen nicht zu Hülfe eilten.

Nach diesem Entschlufs sogen sie in der 11.
zweiten Nachtwache mit grofsem Lärm und Geräusch aus dem Lager, ohne Ordnung und Befehl, weil jeder den nächsten Weg nach Hause suchte, und so schien ihr Aufbruch einer Flucht ähnlich. Cäsar erfuhr dies sogleich durch seine Kundschafter, fürchtete eine List, weil er, warum sie auseinander gingen, noch nicht wufste, und hielt also Reiterei und Heer im Lager. Mit Tages Anbruch, als die Kundschafter die Sache bestätigten, schickte er die ganze Reiterei voraus, um die Nachhut zu hemmen. Q. Pedius und L. Aurunculejus Cotta waren Anführer; T. Labienus war befehligt, mit drei Legionen zu folgen. Diese griffen die Nachhut an, verfolgten sie viele tausend Schritte weit, hieben eine grofse Menge Flüchtiger zusammen, da sie im Hintertreffen standen und den Angriff der Unsern tapfer aushielten; die erstern, weil sie der Gefahr entronnen zu sein glaubten, und durch keine Nothwendigkeit noch Gebot zusam-

men gehalten, hörten das Geschrei, wurden in Unordnung gebracht, und halfen sich mit der Flucht. So tödteten die Unsern ohne alle Gefahr so viel, als der Tag erlaubte; mit Sonnenuntergang liefsen sie ab und zogen sich, auf Befehl, in das Lager zurück.

12. Tages darauf, ehe der Feind sich vom Schrecken und der Flucht erholt hatte, rückte Cäsar gegen die Sueven, welche den Remiern am nächsten waren, vor und kam nach einem starken Marsch bei Noviodunum an. Diese Stadt versuchte er unterwegs zu erobern, weil er hörte, dafs sie unverteidigt sei; konnte es aber nicht, obwol nur wenige sie verteidigten, wegen des Grabens Breite und der Mauern Höhe. Er befestigte sein Lager, liefs Sturmlauben 32) herbei führen und Belagerungszeug 33) anschaffen. Unterdessen kam in der nächsten Nacht der Suessionen fliehende Menge in der Stadt zusammen. Schnell wurden die Sturmlauben herbei geführt, ein Damm aufgeworfen, Thürme aufgepflanzt; die Gallier, durch die Grö-

32) Nachgebildetes Wort für vineae (späterhin cauſae) eine Art von Geflecht aus Gerten, (daher γερρα) in Gestalt einer Laube, gegen das Feuer auch mit Fellen belegt, meist die Mauern zu untergraben.

33) Wofür auch weiterhin Antwerk gebraucht werden wird (aus ἀντι und ἐργον Werk — opus ist oft bei Cäsar in dieser Bedeutung, wie bei uns — das gegen einen gebraucht wird,

ke des Zeugs, von dem sie vorher nichts gesehen, noch gehört hatten, und durch die Schnelligkeit der Römer erschreckt, sendeten an Cäsar, um sich zu ergeben; auf Bitten der Remier wurden sie geschont.

13. Cäsar nahm zu Geiseln die Ersten der Stadt, selbst Königs Galba zwei Söhne, ließ sich alle Waffen ausliefern, übernahm die Suessionen, und zog gegen die Bellovaker. Diese hatten ihre ganze Habe und sich selbst nach Bratuspantium gerettet, und als Cäsar etwa 5000 Schritt noch davon entfernt war, kamen die Aeltesten aus der Stadt, streckten ihm die Hände entgegen, und deuteten an, sie überlassen sich seiner Treue und Macht, und führen nicht Waffen gegen das Römische Volk. Eben so baten, als er an die Stadt kam, und Lager schlug, Kinder und Weiber von den Mauern herab mit ausgestreckten Händen auf ihre Weise um Frieden.

14. Für diese nahm Divitiakus das Wort: denn nach der Belgen Entfernung und als das Heer der Aeduer entlassen war, war er wieder zu ihm gekehrt: „jederzeit wären die Bellovaker den Aeduern treu und Freunde gewesen; von ihren Vornehmsten wären sie angetrieben worden, die da gesagt hätten, die Aeduer wären von Cäsar zu Knechten gemacht, und ertrügen Unwürdiges und Schimpf; so wären sie von den Aeduern abgefallen und hätten die Römer mit Krieg überzogen. Die vorzüglich dazu gerathen

hätten. Wären nun, nachdem sie gesehen, welches Unglück sie der Stadt bereitet, nach Brittannien geflohen. Nicht blos die Bellovaker, sondern auch für sie die Aeduer, bäten, er möchte schonend und gnädig mit ihnen verfahren; thäte er dies, so werde der Aeduer Ansehen bei allen Belgen sich vergrößern, mit deren Hülfe und Vermögen sie, wenn Krieg eingefallen, ihn zu führen gewohnt gewesen.

15. Cäsar sagte, er wolle um des Divitiakus und der Aeduer Ehre willen, sie in Schutz nehmen und schonen; weil aber die Stadt in großem Ansehen bei den Belgen stand und sehr volkreich war, verlangte er 600 Geiseln. Als diese ausgeliefert, und alle Waffen der Stadt übergeben waren, ging er von da in das Gebiet der Ambianer, die sich ohne Verzug ihm ergaben. Ihre Grenzen berührten die Nervier, über deren Natur und Sitten Cäsar folgendes vernahm: „kein Kaufmann habe Zutritt zu ihnen, kein Wein und was sonst zur Uppigkeit gehöre, dürfe eingebracht werden, weil sie dadurch ihre Gemüther zu erschlaffen und ihre Tapferkeit abzuspannen glaubten; es seien wilde Menschen, aber tapfer; sie schölten und klagen die übrigen Belgen an, die sich den Römern ergeben und ihren angestammten Muth verläugnet, sie versichern, weder Gesandte zu schicken, noch Friedensbedingungen anzunehmen."

Als

Als er durch ihr Gebiet drei Tage gezogen 16.
war, erfuhr er von den Gefangenen, dafs der
Flufs Sabis von seinem Lager nur 10,000 Schritt
fern sei; dafs ob diesem Flusse alle Nervier ge-
lagert und dort der Römer Ankunft erwarten,
zugleich mit den Atrebaten und Veromanduern,
ihren Grenznachbarn — denn beide hatten sie
mit in den Krieg gezogen — diese erwartete
auch der Adustuker Heer, welches unterwegs
sei: dafs sie ihre Weiber und alle Alters wegen
zum Streiten untauglichen, dahin geworfen ha-
ben, wo wegen der Sümpfe das Heer nicht hin-
dringen könnte.

Auf diese Nachricht sendete er Kundschaf- 17.
ter und Centurionen voraus, einen schicklichen
Lagerplatz abzustecken. Da von den Belgen,
die sich ergeben hatten, wie von den übrigen
Galliern, mehrere den Cäsar auf dem Zuge be-
gleiteten, so kamen einige davon, wie man
nachher durch die Gefangenen erfuhr, da sie in
diesen Tägen die gewöhnliche Art unsres Zugs
erforscht hatten, Nachts zu den Nerviern, und
zeigten ihnen an, dafs zwischen den einzelnen
Legionen eine grofse Menge Gepäckes sich befin-
de, und gar nicht schwer sei, wenn die erste
Legion in das Lager gerückt, und die übrigen
noch weit davon wären, diese unter dem Ge-
päck anzugreifen; wäre diese geschlagen und
das Gepäck geplündert, so würden die übrigen
nicht wagen zu widerstehen. Ihre Absicht un-

terstützte auch, dafs die Nervier vormals, da ihre Reiterei nichts taugte (denn bis heute üben sie sich darin nicht, sondern sind stark an Fufsvolk), um der Nachbarn Reiterei, wenn sie etwa Beute zu machen gedächte, zu hindern, zarte Bäume abgehauen und umgebogen, häufig Aeste, Dornen und Disteln in den Weg geworfen, und diese Zäune als Schanzmauer gebraucht hatten, in die man nicht eingehen, nicht einmal blicken konnte. Da auf diese Weise unsres Heeres Zug gehemmt wurde, so liefsen die Nervier diesen Rath nicht ausser Acht.

18. Unser abgesteckter Lagerplatz war so gelegen. Ein Hügel, von oben herein gleich abhängig, wendete sich gegen den oben genannten Flufs Sabis; von dem Flusse an lehnte sich ein Hügel eben auch gleich hinan, diesem entgegengesetzt, ungefähr 200 Schritte, unten frei, oben waldig, so dafs man nicht leicht hineinsehen konnte. In diesem Walde hielten sich die Feinde verborgen; auf dem freien Platze liefsen sich längs dem Flusse hin nur wenig Posten von Reitern sehn. Des Flusses Tiefe war etwa drei Fufs.

19. Cäsar sendete seine Reiter voraus und folgte mit dem ganzen Heere; aber der Zug war anders geordnet, als die Belgen den Nerviern hinterbracht hatten; denn, weil er dem Feinde nahe rückte, so führte Cäsar nach seiner Gewohnheit sechs leichte Legionen: hinter sie hatte er

des ganzen Heeres Gepäck gestellt; darauf schlossen die zwei zunächst ausgehobenen Legionen den Zug, und deckten das Gepäck. Unsre Reiter setzten mit den Schleuderern und Bognern über den Fluss und lieferten dem Feinde ein Reitertreffen. Da sich diese in den Wald zu den Ihren zurückzogen, und wieder aus dem Walde auf die Unsrigen stürzten, diese aber die Weichenden nicht weiter zu verfolgen wagten, als die Gegend frei und eben war, so befestigten indefs die sechs zuerst angekommenen Legionen, mit vertheilter Arbeit das Lager. Als nun die im Walde Verborgenen unsres Heeres erstes Gepäck erblickten — was für sie verabredetes Zeichen des Angriffs war — so flogen alle, wie sie im Walde sich gestellt und zugesprochen hatten, plötzlich mit der ganzen Heeresmacht hervor und stürmten auf unsre Reiter ein. Diese waren bald aus einander gesprengt und verjagt und so zogen sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit an den Fluss, dafs fast zumal der Feind im Walde, in dem Flusse und schon in unsern Händen zu sein schien. Eben so schnell aber kamen sie vom entgegengesetzten Hügel in unser Lager, an den Arbeitenden.

Cäsar mufste alles zu gleicher Zeit thun: 20.
das Speerzeichen *) aufpflanzen, welches ein Zei-



*) So im Heldenbuche vexillum.

chen war, dafs zu den Waffen gegriffen werden mufste, das Zeichen zum Angriff geben, die Soldaten vom Verschanzen abrufen, die, um den Damm zu erlangen, weiter vorgedrungen waren, herbeirufen, die Schlacht ordnen, die Soldaten ermahnen, die Losung geben. Gröfstentheils verhinderte dies alles die Kürze der Zeit, das Glück und der Uiberfall der Feinde. Diesen Schwierigkeiten kam noch zweierlei zu Statten, das Wissen und die Erfahrung der Soldaten, die, in den vorigen Treffen geübt, was geschehen mufste, sich selbst eben so füglich vorschreiben, als von andern sagen lassen konnten; und dafs Cäsar verboten hatte, dafs irgend ein Legat die Arbeit und die Legionen vor beendigter Verschanzung verlassen sollte. Diese achteten nun, wegen Nähe und Schnelligkeit der Feinde, nicht auf Cäsars Befehl, sondern verrichteten, was ihnen schien.

21. Cäsar ordnete das Nöthige an, eilte, wie das Ungefähr ihn trieb, die Soldaten zu ermahnen und kam zur zehnten Legion. Er ermahnte die Soldaten mit keiner längern Rede, als dafs sie ihrer alten Tapferkeit eingedenk wären, nicht bestürzt würden, tapfer den Angriff des Feindes bestünden, weil die Feinde nicht weiter, als einen Pfeilwurf entfernt waren, und gab das Zeichen zur Schlacht. Eben so eilte er auf die andre Seite, um zu ermahnen, und traf sie schon im Kampfe. Die Zeit war so kurz, der Feinde Kampflust so grofs, dafs man nicht al-

lein die Abzeichen nicht gehörig ordnen [34]), sondern auch die Sturmhauben nicht aufsetzen, noch die Decken von den Schildern abziehen konnte. Wohin einer zufällig von der Arbeit gerieth, welche Zeichen er zuerst erblickte, da blieb er, um nicht, über das Suchen der Seinigen, das Treffen zu versäumen.

Als das Heer gestellt war, mehr wie es 22.
des Orts Lage, der abhängige Hügel, der Drang der Zeit, als die Kriegskunst und Ordnung erforderte, und nun verschiedenen Legionen, hier und da dem Feinde widerstanden, durch dichte Zäune, wie oben erwähnt, die Aussicht benommen war, so konnten weder sichere Hilfstruppen gestellt, noch was an jedem Theile nöthig war, besorgt, noch von Einem alles befehligt werden. So erfolgte denn bei so ungünstigen Ereignissen auch ein verschiedener Ausgang.

Die Soldaten der neunten und zehnten Le- 23.
gion, wie sie auf dem linken Flügel der Schlacht standen, ihre Spiesse verworfen hatten, trieben die durch Laufen und Müdigkeit kraftlosen und verwundeten Atrebaten (auf diese stiessen sie) schnell von der Anhöhe in den Fluß; und als sie durchsetzen wollten, verfolgten sie sie mit

34) insignia accommodanda, Unstreitig solche, woran die einzelnen Abtheilungen des Heeres erkannt wurden; vielleicht auch das vorgetragene Banner mit begriffen.

dem Schwert, hielten sie zurück und erlegten einen großen Theil. Sie selbst wagten sich über den Fluß und rückten auf einen ungelegenen Platz, wo sie die rückkehrenden und widerstehenden Feinde, nach erneuertem Kampfe, in die Flucht schlugen. Eben so kämpften auf einer andern Seite zwei verschiedene Legionen, die elfte und achte, mit den aus einander gejagten Veromanduern, von oben herab sogar an den Ufern des Flusses. Dann aber war von vorne und auf der linken Seite das ganze Lager entblößt, und da die zwölfte Legion auf dem rechten Flügel, und unfern davon die siebente stand, so kamen alle Nervier in gedrängten Schaaren, unter Boduognatus Anführung, der den Oberbefehl hatte, daselbst zusammen, ein Theil umging die Legionen von der offnen Seite, ein Theil ging auf des Lagers höchste Stellen los.

24. Zu gleicher Zeit trafen unsre Reiter und das leichte Fußvolk, welches mit denen war, die vom ersten feindlichen Angriff zurückgedrängt wurden, als sie sich in das Lager zurückzogen, auf die Feinde und flohen nun anders wohin; die Trossbuben 35), die vor dem Hauptthor des Lagers 36) und des Hügels höchstem loch die

35) Calones meist in Dienaten der Führer.

36) Das viereckige römische Lager hatte bekanntlich portam praetoriam dem Feinde gegenüber; decumanam auf der entgegengesetzten

Unsrigen als Sieger über den Fluſs setzen sahen, gingen hervor um zu plündern, sahen sich um, und da sie den Feind in unserm Lager erblickten, so flohen sie häuptlings. Zugleich entstand ein Geschrei und Lärmen unter denen, die mit dem Gepäck kamen, und andre flohen erschrokken anders wohin. Durch alles dies bewegt zogen die Trevirischen Reiter nach Hause, deren Tapferkeit unter den Galliern in besonders gutem Geruch steht. Sie waren von der Stadt dem Cäsar zu Hülfe gesendet worden, aber sie sahen nun, daſs unser Lager von vielen Feinden erfüllt, unsre Legionen bedrängt und fast eingeschlossen waren, daſs Trofsbuben, Reiter, Schleuderer, Numidier verwendet und zerstreut aller Orten flohen, und so verzweifelten sie an unserm Glück, und verkündeten der Stadt, die Römer seien zurückgeschlagen und besiegt, der Feind habe ihr Lager und Gepäck erobert.

25. Cäsar ging von der zehnten Legion zum rechten Flügel. Als er nun sah, daſs die Seinen in der Enge waren, und nach zusammenge-

---

Seite: principalem dextram und sinistram. Es war in zwei Theile getheilt. Der superior enthielt das praetorium, auguraculum, quaestorium; der inferior die principia, den eigentlichen Anfang des Lagers, wo die Legionen waren und Kriegsrecht gehalten ward. Die quintana war zum Verkaufen.

tragenen Bannern die Soldaten der zwölften Legion, gedrängt, sich selber hinderten, dafs alle Centurionen der vierten Kohorte geblieben, auch der Bannerträger umgebracht, das Banner verloren, der übrigen Kohorten Centurionen sämmtlich verwundet oder getödtet, unter ihnen der erste P. Sextius Baculus, ein tapfrer Mann, an vielen und schweren Wunden darniederliege, so dafs er sich nicht aufrecht halten konnte, dafs die übrigen träger waren, einige, von dem Nachtrab verlassen, aus dem Treffen blieben, und das Geschofs mieden, dafs die Feinde weder von vorn aus einer tiefern Gegend heraufkommend, nachliefsen, von beiden Seiten drängten, und alles gefährlich stehe, noch auch irgend ein Zuzug gesendet werden konnte: so entrifs er einem der letzten Soldaten (da er selbst keine mit sich führte) eine Tartsche, rückte in das erste Treffen, rief die Centurionen namentlich, ermahnte die übrigen Soldaten, liefs die Banner vortragen, die Manipeln 37) sich erweitern, damit sie ihre Schwerter brauchen könnten. Mit seiner Ankunft fafsten die Soldaten auch Hoffnung, ihr Muth erneuert sich, und so ward, da nun jeder unter seines Feldherrn Augen für sich, und

37) Jede Legion (aus 3000 bis 6000 Mann) hatte zehn Kohorten (womit Harat verwandt), jede Kohorte drei Manipeln, jeder Manipel zwei Centurien.

schon in der äussersten Noth zu helfen trachtete, der Feinde Einstürmen etwas gehemmt.

26, Da Cäsar die siebente nebenanstehende Legion eben auch vom Feinde gedrängt sah, so befahl er den Tribunen, dafs allmälich die Legionen zusammenrückten, und die Banner umgedreht in den Feind trügen. Hierauf fingen sie an kühner zu widerstehen und tapferer zu streiten, da sie einander unterstützten, und nicht fürchteten abgewandt vom Feinde umgangen zu werden. Indefsen sahen die Feinde die Soldaten der zwei Legionen, welche im Hintertreffen zur Hut des Gepäcks gedient hatten, als das Treffen angesagt war, eiliges Laufes auf dem Berggipfel; T. Labienus bemächtigte sich des feindlichen Lagers, und als er von einer Anhöhe sah, wie es in unserm Lager stand, so sendete er die zehnte Legion den Unsrigen zu Hülfe. Da diese aus der Reiter und des Trosses Flucht, wie die Sachen ständen, in welcher Gefahr Lager, Legionen, und der Feldherr seie, erkannten, so kamen sie so schnell als sie konnten.

27, Mit ihrer Ankunft änderte sich alles so, dafs die Unsern, selbst die an Wunden erschöpft Niedergesunkenen, auf ihre Schilder gestützt, das Treffen erneuerten, der Troſs, der des Feindes Schrecken sah, auch wehrlos dem Bewehrten entgegen trat, die Reiter aber, der Flucht Schande durch Tapferkeit auszulöschen, an allen Orten des Kampfes den Soldaten der Legionen es

zuvorthaten. Aber die Feinde, bewährten sich auch in des Heiles letzter Hoffnung, noch so tapfer, dafs, als die ersten gefallen, die nächsten auf die Gefallenen traten und auf ihren Körpern stritten, als aber diese geworfen waren, und die Leichen sich häuften, die Uibrigen, wie von einem Grabhügel, auf die Unsrigen schossen und aufgefangene Wurfspiefse zurückwarfen. So schienen denn so tapfere Männer nicht vergebens sich über den breiten Flufs gewagt, das höchste Ufer erstiegen, und den ungünstigsten Platz eingenommen zu haben, welches ihre Hochherzigkeit als das Leichte aus dem Schwersten bewirkt hatte.

28. Nach dieser Schlacht, als Stamm und Name der Nervier fast bis auf den Mann getilgt war, sendeten die Aeltesten, welche mit Weib und Kindern in Sümpfen und Moor sich gesammelt hatten, da nun die Schlacht verkündet, dem Sieger nichts hinderlich, dem Besiegten nichts sicher schien, mit aller Uibriggebliebenen Einwilligung, zu Cäsar, ergaben sich ihm, und sagten, dafs sie in dieser merkwürdigen Niederlage von 600 auf 3 Rathsherrn, von 60,000 Menschen kaum auf 5000 waffenfähige zurückgebracht. Cäsar, um gegen Unglückliche und Flehende barmherzig zu sein, schonte sie sorgfältig, liefs sie ihre Städte und ihr Gebiet gebrauchen, und befahl den Nachbarn, sich und alle die Ihrigen vor Gewaltthätigkeit und Unbill zu hüten.

Die Aduatuker, von welchen oben die Re 29.
de war, kehrten, als sie die Schlacht erfuhren, wieder um, da sie den Nerviern mit aller Macht zuzogen, verliefsen alle Städte und Schlösser, und schafften ihr Alles in eine von der Natur trefflich befestigte Stadt. Diese hatte ringsumher hohe Felsen und Aussichten, von einer Seite war ein leicht sich anlehnender Zugang, nicht mehr als 200 Fufs breit. Diesen Ort hatten sie mit einer hohen Doppelmauer verschanzt, auf der Mauer schwere Steine und spitzige Balken bereit. Sie selbst waren von den Cimbrern und Teutonen entsprungen. Diese liefsen bei ihrem Zug in unsre Provinz und Italien, was sie von Gepäck nicht mit sich führen und tragen konnten, diesseits des Rheins, mit 6000 Mann Wache und Besatzung; und diese hatten, nachher, viel Jahre von den Nachbarn beunruhigt, bald zu Trutz, bald zu Schutz, mit Aller Beistimmung Frieden gemacht, und sich hier niedergelassen.

Beim ersten Anrücken unsres Heers thäten 30.
sie häufig Ausfälle aus der Stadt, und stritten mit den Unsrigen in Scharmützeln; dann mit einem 12 Fufs hohen, 15000 Fufs im Umfange befassenden Wall, und mit häufigen Schlössern verschanzt, blieben sie in der Stadt; da sie Sturmlauben angelegt, Damm aufgeworfen, einen Thurm in der Ferne aufführen sahen, höhnten sie anfangs von der Mauer herab und spotteten: woza solch eine Masse in so grofser Entfernung aufgerichtet wer-

den sollte? mit welchen Händen oder Kräften besonders so kleine Menschen (denn meist verlachen die langen Gallier unsre Kleinheit) eine solche Thurmlast auf die Mauer zu bringen hofften?

31. Als sie aber sie bewegen [38]), und den Mauern näher kommen sahen, sendeten sie, überrascht vom Neuen und Ungewöhnlichen, um Frieden an Cäsar, und die Gesandten redeten ungefähr also: „sie glaubten nicht, dafs die Römer ohne göttliche Hülfe Krieg führten, da sie so hohe Massen so schnell bewegen und in der Nähe fechten könnten; sie überliefsen sich und ihre Habe ihrer Gewalt. Eines nur bäten sie von ihm: wenn er, nach seiner Gnade und Milde, die sie von andern erfahren, die Aduatuker zu schonen beschlossen, so sollte er ihnen die Waffen nicht nehmen. Fast alle Grennachbarn seien ihre Feinde, und neideten sie ihrer Tapferkeit [39]); gegen diese möchten sie sich, wenn sie die Waffen auslieferten, nicht vertheidigen können. Ihnen sei es lieber, wenn sie dahin gebracht würden, vom Römischen Volk jedes Geschick zu ertragen, als von denen mit Martern getödtet zu werden, unter welchen sie zu herrschen gewohnt wären."

32. Hierauf antwortete Cäsar: er wolle mehr nach seiner Gewohnheit, als ihrem Verdienst, die Stadt schonen, wofern sie, ehe der Widder die Mauer

38) Auf Rädern nämlich herbeifahren.

39) Altrichtige Konstruktion, wie einen einer Sache lohnen.

berührt, sich ergäben, aber keine Bedingung nehme er an der Ergebung, als der Waffen Auslieferung; was er an den Nerviern gethan, wolle er auch hier thun, und den Nachbarn befehlen, dafs sie des Römischen Volks Ergebenen kein Unrecht zufügten. Auf diese Nachricht gingen sie ein, was ihnen befohlen ward. Sie warfen eine grofse Menge Waffen von der Mauer in den Graben vor der Stadt, so dafs der Haufen fast so hoch lag, als die Mauer und der Damm; dennoch hatten sie, wie man nachher in Erfahrung brachte, fast den dritten Theil verhehlt und in der Stadt behalten; nun öffneten sie die Thore, und hielten sich an diesem Tag ruhig.

33. Gegen Abend liefs Cäsar die Thore schliefsen, und die Soldaten aus der Stadt ziehen, damit die Bewohner nicht von den Soldaten bei Nacht gemishandelt würden. Diese hatten sich, wie man erfuhr, vorher berathen, weil sie nach der Uibergabe glaubten, die Unsrigen würden die Besatzung wegziehen, oder eben nicht so genau Acht haben, und so wagten sie, theils mit den zurückgehaltenen und verborgenen Waffen, theils mit Schildern aus Rinde oder Weidenflechten, die sie schnell, wie es die Zeitkürze gestattete, mit Fellen überzogen, um die dritte Nachtwache, da wo der Zugang zu unserer Verschanzung nicht schwierig schien, mit allen Truppen plötzlich einen Ausfall aus der Stadt. Schnell, wie Cäsar vorher befohlen, wurde dies durch Feuer angedeutet, und man lief aus den nächsten Schlöstern herbei; es wurde von den Feinden so heftig

gestritten, wie tapfere Männer in der äussersten Verzweiflung, auf ungünstigem Boden, gegen die, welche von Wall und Thürmen Geschoss warfen, streiten mussten, da blos in der Tapferkeit Heil zu hoffen war. Bei 4000 blieben, die übrigen wurden in die Stadt zurückgeworfen. Tags darauf wurden die Thore gesprengt, da niemand verteidigte, unsre Soldaten hineingelassen, und die ganze Stadt verkauft. Die sie gekauft hatten, zählten 53000 Seelen.

34. Zu derselben Zeit erfuhr Cäsar von P. Krassus, den er mit einer Legion zu den Venetern, Unellen, Osismiern, Kuriosoliten, Sesuviern, Aulerken, Rhedonen — alles Seestädte, die den Ocean berühren — gesendet, dass alle diese Städte in Besitz und Gewalt des Römischen Volkes gerathen.

35. Nachdem so ganz Gallien beruhigt war, verbreitete sich unter den Ausländern eine solche Meinung von diesem Kriege, dass die Völkerschaften jenseits des Rheins an Cäsar sendeten und versprachen, Geiseln zu geben, das Befohlene zu thun. Diese Gesandtschaften beschied er, da er nach Italien und Illyrikum eilte, zu Anfang nächsten Sommers wieder zu sich. Er selbst führte seine Legionen zu den Karnuten, Anden und Turonen, welches dem Kriegsschauplatz nahgelegene Städte waren, in das Winterlager und reisete nach Italien. Um dieser Ereignisse willen ward auf Cäsars Briefe ein funfzehntägiges Dankfest angestellt, welches vor dieser Zeit keinem widerfahren war.

# Drittes Buch.

Als Cäsar nach Italien zog, sendete er Servius Galba mit der zwölften Legion und einem Theil der Reiterei zu den Nantuatern, Veragrern und Sedunern, welche von den Grenzen der Allobroger und dem Lemanischen See, und dem Flufs Rhodanus bis zu den höchsten Alpen hinauf sich ziehen. Der Grund der Sendung war, weil er den Weg durch die Alpen, den die Kaufleute mit Gefahr und vielen Abgaben zu nehmen pflegten, öffnen wollte. Diesem erlaubte er, wofern er es für nöthig hielt, in dieser Gegend seine Legion in das Winterlager zu verlegen. Galba that einige glückliche Schlachten 40), eroberte ihre meisten Schlösser, empfing überallher Gesandte und Geiseln, machte Friede, und so beschlofs er, zwei Kohorten zu den Nantuatern zu legen, selbst aber mit den übrigen Kohorten dieser Legion in einem Flecken der Veragrer, der Oktodurus genannt wird, zu überwintern. Dieser Flecken, in einem Thale gelegen, ein nicht grofses Blachfeld umher, ist überall

40) So Luther sehr oft.

mit sehr hohen Bergen eingeschlossen. Da er durch einen Fluss getheilt wurde, so wies er den einen Theil des Fleckens den Galliern an, den andern, den sie geräumt hatten, bestimmte er zum Winterlager für seine Kohorten; diesen Ort verschanzte er mit Wall und Graben.

2. Als mehrere Tage vergangen waren, und er Getreide angeschafft hatte, erfuhr er plötzlich durch Späher, dass aus dem Theile des Fleckens, den er den Galliern überlassen, alle bei Nacht entwichen, und die umliegenden Berge von sehr vielen Sedunern und Veragrern besetzt seien. Dass plötzlich die Gallier auf Erneuerung des Kriegs und Unterdrückung der Legion sich bedacht hatten, war aus mehreren Gründen geschehen; erstlich, weil sie die, nicht einmal vollzählige Legion (— zwei Kohorten fehlten, mehrere einzelne waren nach Lebensmitteln ausgesendet —) als gering verachteten; dann auch, weil sie wegen des Orts Ungunst, wenn sie von den Bergen in das Thal herabstürzten und Geschoss würfen, nicht einmal ihren ersten Angriff für aushaltbar achteten. Dazu kam, dass sie ihre als Geiseln mitgenommenen Kinder betrauerten, und überzeugt waren, die Römer versuchten, nicht bloss der Wege, sondern auch fortdauernden Besitzes wegen, die Alpengipfel zu besetzen, und diese Orte zu der angrenzenden Provinz zu schlagen.

Auf

Auf diese Nachricht berief Galba, da weder 3.
des Winterlagers Gezeug und Befestigung vollendet, noch hinlänglich für Getreide und sonstige Zufuhr gesorgt war, weil er, nach Uibergabe und erhaltenen Geiseln, keinen Krieg befürchtete, schnell einen Kriegsrath und befragte um die Meinungen. In dieser Berathung, da so schleunige Gefahr wider Erwartung eingetreten, fast alle Anhöhen mit Soldaten angefüllt waren, und weder Zuzug anlangen, noch auf den abgeschnittenen Wegen Lebensmittel herbeigeschafft werden konnten, fielen, bei fast völliger Hoffnungslosigkeit, einige Meinungen dahin aus, dafs man, mit Hinterlassung des Gepäcks, einen Ausfall thäte, und auf denselben Wegen, worauf man angelangt, sich zu retten trachte. Den mehresten gefiel es jedoch, diesen Entschluss auf den äussersten Fall zu versparen, indefs der Sache Ausgang zu erwarten, und das Lager zu vertheidigen.

Nach einer kurzen Frist, dafs kaum, was 4.
man beschlossen, angeordnet und verrichtet werden konnte, stürzen die Feinde von allen Seiten, auf ein gegebenes Zeichen, herab, werfen Steine und Lanzen in den Wall; die Unsrigen widerstehen anfangs tapfer mit voller Kraft, und senden nicht ein Geschofs vergebens von der Anhöhe; wo eine Seite des Lagers unverteidigt bedrängt wird, eilen sie hin und stehen bei; aber dies übermannt sie, dafs die im langen Gefecht

ermüdeten Feinde abtraten, neue in voller Kraft erschienen; welches alles auf unsrer Seite, wegen der wenigen Mannschaft, nicht geschehen konnte: nicht allein kein Ermatteter konnte aus dem Treffen gehen, nicht einmal ein Verwundeter konnte sich zurückziehen von dem Orte, wo er gestanden.

5. Da schon länger als sechs Stunden anhaltend gestritten ward, und nicht bloſs Kräfte, sondern auch Geschoſs den Unsrigen gebrachen, die Feinde heftiger andrängten, unsern Erschlafftern den Wall abtrugen, die Gräben ausfüllten, und fast Alles auf das Aeuserste gekommen war: so eilten P. Sextius Baculus, Centurio [41]) des Vortrabs, der in der Schlacht mit den Nerviern viele Wunden erhalten, und K. Volusenus, der Tribun [42]), ein Mann von groſser Klugheit und Tapferkeit, zu Galba, zeigten, nur dann sei noch Heil zu hoffen, wenn man einen Ausfall thue und die lezte Hülfe versuche. Demnach berief er die Centurionen und lieſs schnell den Befehl

---

41) Centurionen befehligten Manipeln. Centurio primi pili (auch primopilus) war der erste, über sechzig Centurien, mithin eine ganze Legion, gesetzte. Dionys. sal. ἀρχη ἑνος των ταγματων ἡ λαμπροτατη, ἡ τας ἑξηκοντα ἑκατονταρχιας ἐπεσθαι τε και το κελευομενον ὑπηρετεῖν κελευει ὁ νομος. τουτους — πριμοπιλους καλουσι.

42) Tribunen waren über eine Legion gesetzt,

an die Soldaten ergehen, im Kampfe etwas nachzulassen, nur das abgesendete Geschofs aufzufangen und sich zu erholen, dann auf ein gegebenes Zeichen aus dem Lager hervorzubrechen, und alle Rettung in der Tapferkeit zu suchen.

Was befohlen war, thun sie. Plötzlich 6.
stürmen sie aus allen Thoren hervor, dafs der Feind weder einsehen konnte, was geschah, noch sich sammeln. So wendete sich das Glück, und sie erlegten die, welche das Lager wegzunehmen gehofft hatten, von allen Seiten umringt; als von mehr denn 30000 Mann — so viel waren Feinde eingerückt — mehr als der dritte Theil getödtet war, jagten sie die übrigen Erschrockenen in die Flucht und liefsen sie nicht einmal auf den Höhen Stand fassen. So wurde das ganze feindliche Heer geschlagen, entwaffnet, und nun zog man sich in das Lager und die Verschanzung zurück. Nach diesem Treffen beschlofs Galba, weil er das Glück nicht öfter versuchen wollte, und sich erinnerte, in andrer Absicht das Winterlager bezogen, andre Dinge beseitigt zu haben, besonders wegen Mangel an Getreide und Zufuhr, Tages darauf alle Gebäude des Fleckens anzuzünden und in die Provinz zu kehren; und so führte er, da kein Feind es hinderte, oder den Weg hemmte, seine Legion unverletzt zu den Nantuatern, von da zu den Allobrogern in das Winterlager.

7. Nach diesen Vorfällen, da Cäsar allen Grund hatte, Gallien für friedsam zu halten, indem die Belgen überwunden, die Germanen verjagt, die Sedunen auf den Alpen besiegt waren, und er mit Winters Anfang nach Illyrikum gereiset war, weil er auch zu diesen Völkern kommen und die Gegend kennen lernen wollte: so entstand plötzlich ein Krieg in Gallien. Die Ursache war diese. Der junge P. Krassus hatte mit der siebenten Legion bei den Anden zunächst am Ocean überwintert; weil es dort an Getreide mangelte, hatte er mehrere Präfekten 43) und Tribunen in die benachbarten Gemeinden gesendet, um Getreide und Lebensmittel einzutreiben. Unter diesen war T. Terrasidius, der zu den Unellen, M. Terbius Gallus, der zu den Kuriosoliten, und Q. Velanius, der mit T. Silius zu den Venetern geschickt worden war.

8. Diese letzte Gemeinde steht auf der ganzen Seeküste jener Gegend in sehr grosem Ansehen, weil die Veneter theils mehrere Schiffe haben, auf denen sie nach Brittannien segeln, und an Kenntnis des Seewesens die übrigen übertreffen, theils auch, weil sie vermöge der grosen Gewalt des offnen Meeres und bei wenigen Häfen in fast aller dort gewöhnlichen Zölle Besitz sind. Diese fingen an, Silius und Velanius zurückzu-

43) Praefecti waren die Anführer der Reiterei.

behalten, weil sie durch diese ihre dem Krassus gegebenen Geiseln wieder zu erhalten gedachten. Nach ihrem so anschnlichen Beispiele hielten auch die Nachbarn (wie denn der Gallier Entschlüsse schnell und plötzlich sind) eben deshalb Trebius und Terrasidius zurück: schnell senden sie an einander, beschwören sich durch ihre Vornehmsten, nichts anders als auf gemeinsame Berathung zu unternehmen, und den Ausgang der ganzen Sache zu tragen: die übrigen Gemeinden bieten sie auf, lieber in der von den Vorfahren erhaltenen Freiheit zu beharren, als der Römer Knechtschaft zu tragen. Schnell war die ganze Küste ihrer Meinung und nun senden sie gemeinschaftlich an P. Krassus, wofern er die Seinen wieder haben wolle, solle er ihnen die Geiseln zurücksenden.

9. Als Cäsar dies von Krassus erfuhr, liefs er mittlerzeit, weil zu entfernt, Hauptschiffe auf dem Flufs Liger, der in den Ocean fliefst, erbauen, Ruderer aus der Provinz ziehen, Matrosen und Steuermänner anstellen. Nachdem alles schnell angeordnet, zog er selbst, sobald es die Jahreszeit erlaubte, zum Heere ab. Die Veneter, und übrigen Gemeinden, sobald sie Cäsars Ankunft erfuhren, auch weil sie wohl fühlten, was sie an ihm begangen, indem sie die Gesandten, die allen Nationen heilig und unverletzbar sind, zurückbehalten und in Bande geworfen, rüsteten sich nach der Gröfse der Gefahr zum Kriege.

und versahen sich besonders mit dem, was zur Schifffahrt nöthig ist, mit desto gröſserer Hoffnung, da sie sich viel auf des Orts Lage verliefsen. Daſs die Fuſswege durch Sümpfe abgeschnitten, die Schifffahrt aus Unkunde der Oerter und wegen der wenigen Häfen sehr gehemmt sei, wuſsten sie: daſs unsre Truppen wegen Getreidemangels nicht länger bei ihnen verweilen könnten, glaubten sie fest; sollte alles ja wider Erwartung ausfallen, so wären sie doch zur See mächtig, die Römer hätten weder Schiffe genug, noch kennten sie die Seichten, Häfen und Inseln der Oerter, wo sie Krieg führen wollten; auch sahen sie wohl, daſs es etwas ganz andres sei, das eingeschlossene Meer, als den ungeheuren offenen Ocean zu beschiffen. So mit einander Raths geworden 44), befestigten sie ihre Städte, schafften das Getreide von den Aeckern in die Stadt, sammelten in Venetia, wo Cäsar, wie es verlautete, zuerst kämpfen wollte, so viel Schiffe, als möglich. Zu Bundesgenossen wälten sie die Osismier, Lexobier, Nanneter, Ambiliater, Moriner, Diablinter, Menapier; Hülfsvölker holten sie aus Brittannien, was ihnen gegenüber liegt.

10. Die erwähnten Schwierigkeiten zwar hatte der Krieg; doch reizte Cäsarn vieles dazu: der Schimpf, Römische Ritter zurückzuhalten, der

44) Raths werden hat Luther oft.

Aufruhr nach der Uibergabe, der Abfall nach angelieferten Geiseln, so vieler Gemeinden Verschwörung; vorzüglich, dafs, dies übersehen, die übrigen Völkerschaften sich Gleiches erlauben möchten. Da er nun sahe, dafs fast alle Gallier meutmacherisch 45) waren, beweglich und schnell zum Kriege gereizt würden, dafs aber alle Menschen von Natur nach Freiheit trachten und die Knechtschaft hassen, so hielt er für nöthig, sein Heer, ehe mehrere Gemeinden sich verschwören, zu vertheilen und weiter auszudehnen.

Demnach sendete er zu den Treviren, die 11.
dem Rhein am nächsten liegen, mit Reiterei den Legaten T. Labienus. Diesem befahl er, die Remier und übrigen Belgen pflichtig zu erhalten, die Germanen, welche von den Belgen zu Hülfe gerufen sein sollten, wofern sie mit Gewalt über den Flufs setzen wollten, zu wehren. P. Krassus sendete er mit zwölf Kohorten aus den Legionen, und einer grofsen Menge Reiterei nach Aquitanien, damit nicht von daher den Galliern Hülfe gesendet würde und so wichtige Völker sich verbänden; Q. Titurius Sabinus, den Legaten, mit drei Legionen zu den Unellen, Kurioioliten und Lexobiern, um diese Macht aus einander zu halten. Uiber die Flotte und die Gallischen Schiffe, welche er aus der Piktonen,

45) Luther Eor. 2. 27.

Santonen, und der übrigen friedsamen Völker Gebiet hatte kommen lassen, setzte er den jungen D. Brutus, den er so bald als möglich nach Venetia befehligte; er selbst ging mit den Landtruppen dahin ab.

12. So waren die Städte meist gelegen, auf den äussersten Erdzungen und Vorgebirgen, dafs, bei eintretender Fluth, alle zwölf Stunden zweimal, man weder zu Fufs dahin gelangen konnte, noch mit Schiffen, weil zur Zeit der Ebbe die Schiffe auf Seichten hängen blieben. So ward durch beides der Städte Eroberung verhindert, und wenn, durch starkes Zeug etwa überwältigt, Dämme und Gerüste ausgestofsen vom Meer, diese fast den Mauern der Städte gleich gemacht, sie an ihrem Glück verzweifelten; so schafften sie alles auf einer Menge Schiffe, die ihnen zu Gebote standen, fort und zogen sich in die nächsten Städte; da verteidigten sie sich wiederum eben durch die günstige Lage. Damit ging um so eher ein grofser Theil des Sommers hin, da unsre Schiffe von Stürmen zurückgehalten wurden, und auf weitem, offnem Meere, bei starker Fluth, bei wenigen fast gar keinen Häfen, schwer war zu schiffen.

13. Denn ihre Schiffe waren so gebaut und gerüstet. Die Kiele waren etwas flacher, als an unsern Schiffen, damit sie leichter die Seichten und Ebbe ausstehen könnten; die Vordertheile sehr hoch, eben so die Hintertheile den grofsen

Wellen und Stürmen angemessen; die Schiffe ganz aus Eichen geziimmert, um jede Gewalt und Widerwärtigkeit auszuhalten, die Ruderbänke einen Schuh breite Balken mit eisernen Haspen einen Zoll dick angeschlagen, die Anker, statt der Taue, mit Ketten angelegt, Felle statt der Segel, und zu Riemen dünn geschnittenes Leder, entweder aus Mangel an Hanf und Unkunde seiner Bearbeitung, oder, was wahrscheinlicher ist, weil man sie nicht für schicklich hielt, so viel Stürme und Ungewitter des Oceans auszuhalten, oder so grofse Schiffslasten mit Segeln zu bewegen. An diese Schiffe gerieth unsre Flotte so, dafs sie lediglich durch Schnelligkeit und Ruderschlag den Vorzug hatte, das Uibrige an jenen, nach des Orts Beschaffenheit und der Stürme Gewalt, angemessener und passender war; denn die Unsrigen konnten jenen nicht mit dem Schnabel schaden (so fest waren sie); ihrer Höhe wegen erreichte sie nicht leicht ein Geschofs; eben deshalb konnten sie nicht leicht eingehakt werden [46]). Dazu kam, dafs, wenn der Wind anfing zu wüthen, und sie sich ihm überliefsen, sie den Sturm leichter ausstan-

46) nach Hotomanus Lesart copulis für scopulis, so dafs copulae die eisernen Haken, wie Hände gestaltet sind. Zu scopulis scheint nämlich continebantur nicht zu passen, und das Folgende machte das Vorhergegangene überflüssig.

den, sicherer auf Seichten sich hielten, und zur Zeit der Ebbe nicht Steine und Klippen fürchteten, welches alles unsre Schiffe zu fürchten hatten.

14. Als Cäsar viele Städte erobert hatte und einsah, dass vergebens so viel Mühe aufgewandt, und der Feinde Flucht nicht durch eroberte Städte verhindert, noch ihnen geschadet werden könne, so beschloss er die Flotte abzuwarten. Als sie ankam und zuerst von den Feinden erblickt wurde, stellten sie ihr ungefähr 220 der besten, und durchaus ausgerüsteten Schiffe aus dem Hafen entgegen; weder dem Admiral Brutus, noch den Tribunen und Centurionen, welche die einzelnen Schiffe befehligten, war deutlich, was sie vorhatten, und wie sie wol streiten möchten. Dass mit dem Schnabel nicht beizukommen war, sahen sie; wurden Streitthürme errichtet, so waren doch die Hintertheile der feindlichen Schiffe höher, so dass aus der Tiefe nicht Geschoss gehörig geworfen werden konnte, dagegen aber das von den Galliern gesendete schwerer traf. Einen Vortheil hatten die Unsrigen, die vorn zugespitzten Sicheln, an lange Stangen befestigt, fast den Mauersicheln ähnlich. Wenn von diesen die Taue, welche die Segelstangen an die Mastbäume knüpften, ergriffen und angezogen wurden, so wurden sie, trieb das Schiff weiter, abgeschnitten. Wären diese abgeschnitten, so fielen die Segelstangen noth-

wendig zusammen, und hiermit waren die Schiffe einmal wenigstens, da alle ihre Hoffnung auf Segeln und Ausrüstung stand, unbrauchbar. So galt es blofs Tapferkeit im Kampfe. Hierin waren die Unsrigen um so mehr überlegen, weil sie vor Cäsars und des ganzen Heeres Augen kämpften, so dafs keine tapfere That leicht verborgen bleiben konnte; denn alle Hügel und Anhöhen, von denen man auf das nahe Meer herabsehen konnte, waren von dem Heer besetzt.

15. Wenn nun die Segelstangen, wie gesagt, herabgeworfen waren, und zwei bis drei Schiffe um Eines standen, so bemühten sich die Soldaten mit allen Kräften, in die feindlichen Schiffe überzusteigen. Da die Feinde dies merkten, und mehrere Schiffe erobert waren, auch nichts dagegen half, so suchten sie ihr Heil in der Flucht; schon waren die Schiffe nach der Windseite gerichtet, als plötzlich eine solche Meeresstille und Ruhe eintrat, dafs sie nicht von der Stelle konnten. Dies kam uns zur Beendigung der Sache sehr zu Statten; denn die Unsern verfolgten alle einzelne, und eroberten sie, so dafs nur sehr wenige, da auch die Nacht einbrach, landeten, indem von vier Uhr bis Sonnenuntergang gekämpft ward.

16. Durch diese Schlacht war der ganze Krieg mit den Venetern und den Küstenvölkern beendigt. Denn theils waren alle Jünglinge und

Männer, von einiger Klugheit und Würde, dabei, theils hatten sie, was sie von Schiffen allenthalben hatten, hier versammelt, und nach dem Verlust dieser, konnten die Uibrigen sich weder zurückziehen, noch die Städte verteidigen. Also ergaben sie sich und ihr Habe dem Cäsar. Cäsar aber bestrafte sie um so nachdrücklicher, damit in Zukunft die Ausländer das Gesandtschaftsrecht sorglicher ehrten: er liefs den ganzen Rath umbringen, und verkaufte die übrigen öffentlich.

17. Während dieser Ereignisse in Venetia gefangte Q. Titurius Sabinus mit den von Cäsar erhaltenen Truppen in der Uneller Gebiete an. Diese beherrschte Viridovix; er hatte die höchste Gewalt über alle abtrünnige Städte, aus welchen er ein grofses Heer gesammelt hatte. In diesen wenigen Tagen schlossen die Aulerker, Eburovikker und Lexovier, nach Hinrichtung ihres Raths, weil er nicht Krieg anfangen wollte, die Thore, und vereinigten sich mit Viridovix; ausserdem war allenthalben her aus Gallien eine grofse Menge von Verworfenen und Räubergesindel zusammengekommen, welche die Hoffnung auf Plünderung und die Kriegslust vom Ackerbau und täglicher Arbeit abrief. Sabinus hielt sich an einem dem Haus günstigen Orte im Lager, da Viridovix ihm gegenüber zweitausend Schritte fern sich niederliefs, und täglich seine Truppen aufführend Gelegenheit zum Streite gab; so dafs

Sabinus nicht allein den Feinden verächtlich, sondern auch von unsern Soldaten bespöttelt wurde, und so gab er Veranlassung ihn für feig zu achten, dafs die Feinde sich schon bis in des Lagers Wall wagten. Dies that er, weil er es pflichtwidrig achtete, mit einer solchen Feindesmenge, besonders im Abwesen 47) des Ober-Feldherrn, zu kämpfen.

Diese Vorstellung von Furcht bestärkt, wälte er 18.
einen anstelligen und listigen Gallier aus seinen Hülfsvölkern, ihn bewog er durch grofse Belohnung und Versprechungen, zu den Feinden überzugehen, und unterrichtete ihn von seiner Absicht. Da dieser nun als Uiberläufer zu ihnen kam, sprach er von der Furcht der Römer, berichtete, wie Cäsar auch von den Venetern bedrängt werde, es fehle wenig, dafs in der nächsten Nacht Sabinus das Heer nicht heimlich aus dem Lager führe und Cäsarn zu Hülfe ziehe. Als man dies vernommen, riefen alle, diese gute Gelegenheit sei nicht zu versäumen, man müsse in das Lager ziehen. Vieles regte die Gallier zu diesem Entschlufs an: das Zaudern des Sabinus in den vergangenen Tagen, des Uiberläufers Bestättigung, der Mangel an Lebensmitteln, womit sie sich

47) Die alte echte Form, wie das Anwesen, Bekanntlich ist wesen der altteutsche noch in den platten Mundarten übliche Infinitiv, der hier als Substantiv gebraucht wird.

nicht sorglich versehen hatten, die Hoffnung auf den Venetischen Krieg, und weil meist die Menschen, was sie wünschen, glauben. Dadurch vermocht, entlassen sie Vitidovix und die übrigen Anführer nicht eher aus der Versammlung, als bis sie erlaubt hatten, die Waffen zu ergreifen und nach dem Lager zu ziehen, und nun machen sie sich frölich dahin auf, als wäre der Sieg gewiss, sammeln Reisig und Ruthen, um der Römer Gräben auszufüllen.

19. Der Lagerplatz war eine sich allmälich anlehnende Anhöhe von ungefähr tausend Schritten. Dahin liefen sie eiligst, um den Römern so wenig als möglich Raum zu geben sich zu sammeln und zu rüsten, und kamen athemlos an. Sabinus ermahnte seine Krieger und gab den Verlangenden das Zeichen 42). Da die Feinde von der mitgeführten Last gehemmt wurden, liefs er schnell auf zwei Seiten einen Ausfall thun. Es geschah durch des Orts Begünstigung, der Feinde Unkunde und Ermüdung, die Tapferkeit der Soldaten, die Uibung in den vorhergegangenen Schlachten, dafs sie nicht Einen Angriff der Unsrigen bestanden und sogleich flohen. Unsre Krieger, noch vollkräftig, verfolgten die Gehemmten und erlegten eine grofse Anzal; die

42) Signum war gewöhnlich ein auf des Feldherrn Zelte auf einer Lanze aufgesteckter rother Unterkleid. S. Lips. M. P. 4. 12.

Reiter verfolgten die Uibrigen und liefsen wenige entkommen. So ward zu gleicher Zeit Cäsar von des Sabinus Siege, und Sabinus von dem Siege zur See benachrichtigt, und alle Gemeinden ergaben sich sogleich dem Titurius; denn, wie die Gallier rasch und bereitwillig in den Krieg ziehen, so weich und unbeharrlich sind sie doch, Mühseligkeit zu ertragen.

Fast zu derselben Zeit kam P. Krassus nach 20.
Aquitanien, welches, wie vorher gesagt wurde, wegen des Landes Breite und der Menschenmenge für den dritten Theil Galliens zu achten ist. Da er nun sah, dafs er hier Krieg führen müsse, wo vor wenig Jahren L. Valerius Präkoninus mit seinem Heer geschlagen und geblieben war, wo L. Manlius als Prokonsul nach verlornem Gepäck geflohen: war er nicht wenig sorgsam. Also versah er sich mit Getreide, schaffte sich Hülfsvölker und Reiterei, entbot überdies viel tapfere Männer namentlich aus Tolosa, Karkason und Narbon, welches an die Provinz Gallien grenzende Gemeinden sind, und führte sein Heer zu den Sotiaten. Diese sammelten, als sie seinen Anmarsch erfuhren, viel Truppen und Reiterei, worin sie besonders stark waren, griffen unser Heer auf dem Marsch an und lieferten das erste Reitereitreffen; darauf, als ihre Reiterei geschlagen war, und die Unsrigen sie verfolgten, erschien plötzlich das Fufsvolk, welches sie in ein Thal in den Hinterhalt gelegt hatten,

Diese fielen unter aus einander gesprengten an und erneuerten die Schlacht.

21. Es ward lange und hart gestritten, da die Sotiaten, ihrer vorigen Siege sicher, auf ihre Tapferkeit ganz Aquitaniens Heil gestellt glauben, die Unsrigen aber versuchen wollten, was sie ohne Feldhauptmann, und die übrigen Legionen, unter Anführung eines Jünglings, vermöchten. Doch wenden die Feinde den Rücken von Wunden erschöpft. Eine grosse Anzal war erlegt, und Krassus fing an auf dem Marsche die Stadt der Sotiaten zu belagern. Da sie tapfer widerstanden, errichtete er Sturmlauben und Thürme. Jene versuchten anderwärts einen Ausfall, unterminirten anderwärts Damm und Lauben (worin die Aquitanier sehr erfahren sind, weil bei ihnen an vielen Orten Erzgruben sind); da sie aber unsrer Aufmerksamkeit wegen nichts ausrichten konnten, so sendeten sie an Krassus, und baten, sie zu übernehmen. Dies erreicht, lieferten sie, wie befohlen, ihre Waffen aus.

22. Unsrer Aller Gemüther waren noch darauf gerichtet, als auf einer andern Seite der Stadt Adkantuannus, welcher den Oberbefehl hatte, mit 600 Ergebenen, welche Soldurien heissen, (deren Verhältnis so ist, dass sie alle Vortheile mit denen geniessen, deren Freundschaft sie sich ergeben, wenn ihnen Gewalt geschieht, entweder den Unfall tragen, oder sterben; und

seit

seit Menschen Gedenken hat sich noch keiner nach dem Tode dessen, dem er sich ergeben, zu sterben geweigert), mit diesen, sage ich, Adkantuannus einen Ausfall versuchte. Es erhob sich von der Seite der Schanze her ein Geschrei, die Soldaten griffen zu den Waffen, man stritt heftig, er ward in die Stadt zurückgeworfen, erlangte aber doch von Krassus, dafs dieser die Stadt übernahm.

Nach Uibergabe der Waffen und Geiseln zog 23.
Krassus in das Gebiet der Vokatier und Tarusatier. Hierauf sendeten die Feinde, weil sie erfahren, dafs eine durch Natur und Kunst gleich feste Stadt in wenig Tagen erobert worden war, nach allen Theilen Abgeordnete, verschworen sich, gaben sich unter einander Geiseln, und stellten ein Heer. Ja in die Gemeinden des diesseitigen Hispaniens, die an Aquitanien grenzen, sendeten sie, zogen Hülfstruppen und Anführer daher. Als diese ankamen, versuchten sie mit grofsem Aufsehen und vielen Menschen Krieg zu führen. Zu Heerführern wurden diejenigen erwält, welche bei Q. Sertorius alle Jahre gewesen waren und für höchst kriegskundige Männer gehalten wurden. Diese versuchten, nach des Römischen Volks Gewohnheit, Plätze wegzunehmen, Lager zu befestigen, Zufuhr abzuschneiden. Als Krassus merkte, dafs seine Truppen, wegen ihrer geringen Anzal, nicht leicht vereinzelt werden könnten, dafs der

Feind umherschweife, die Wege besetze, das Lager hinlänglich decke, dafs deshalb ihm minder leicht Getreide und Lebensmittel zugeführt wurden, die Zal der Feinde täglich wachse: so hielt er für nöthig, ohne Säumnis zu streiten. Er berieth sich darüber, und da alle einstimmig waren, bestimmte er den folgenden Tag zur Schlacht.

24. Mit Tages Anbruch führte er sein ganzes Heer hervor, stellte es in ein Doppeltreffen, warf die Hülfstruppen in die Mitte und erwartete, was die Feinde zu thun gedächten. Diese, obwol durch Menge, alten Kriegsruhm und unsre Schwäche sicher gemacht, hielten doch für sicherer, die Wege zu besetzen, die Zufuhr abzuschneiden, und den Sieg ohne eine Wunde davon zu tragen, und wofern die Römer aus Getreidemangel sich zurückzögen, sie auf dem Marsch gehemmt und unter dem Gepäck als die muthlosern anzugreifen. Diesen Anschlag billigten die Anführer, und, als die Römer aufzogen, hielten sie sich im Lager. Krassus sahe, dafs durch ihr Zaudern und ihre Vorstellung die furchtsamern Feinde unsre Soldaten nur eifriger auf die Schlacht gemacht hatten, dafs alle riefen, man dürfe nicht länger säumen, in das Lager einzufallen, ermahnte nun alle, und ging, wie alle wünschten, auf das feindliche Lager los.

Als nun hier einige die Gräben ausfüllten, 25.
andre mit vielem herabgesendeten Geschoss die
Verteidiger von Wall und Schanzen trieben, und
die Hülfsvölker, denen Krassus nicht viel zu-
traute, durch Darreichung von Steinen und Ge-
schossen, durch Herbeischaffung des Rasens zum
Damme, wie Streitende sich anliefsen, da nun
auch die Feinde standhaft und nicht furchtsam
stritten, und von obenher geworfenes Geschoss
nicht vergebens traf, so berichteten die Reiter,
welche das feindliche Lager umstreift hatten,
dafs beim Hauptthore das Lager nicht sorglich
verschanzt und ihm leicht beizukommen sei.

Krassus ermahnte die Präfekten der Reiterei, 26.
ihre Männer durch Belohnungen und Verspre-
chen aufzubieten, und eröffnete ihnen seinen
Willen. Diese führten, wie ihnen befohlen war,
vier Kohorten, welche zu des Lagers Besatzung
zurückgelassen und ungeschwächt waren, auf
langen Wegen, dafs sie aus dem feindlichen La-
ger nicht gesehen werden konnten, da aller Au-
gen und Gemüther auf die Schlacht gerichtet
waren, schnell zu den erwähnten Verschanzun-
gen, stürzten diese ein und waren eher im feind-
lichen Lager, als sie erblickt, oder was sie
wollten, erkannt werden konnte. Nun aber
ward von dorther ein Geschrei vernommen, und
die Übrigen kämpften mit erneuter Kraft, wie
dies bei Hoffnung des Sieges zu geschehen pflegt,
nur heftiger. Die Feinde, überall umringt, ver-

zweifelnd an allem, werfen sich über die Schanzen, und suchen Rettung in der Flucht. Sie verfolgt die Reiterei auf offnen Feldern; von 50,000, die aus Aquitanien und Kantabrien angelangt, blieb kaum der vierte Theil übrig, und so zogen sich die Unsrigen in tiefer Nacht zurück in das Lager.

27. Nach diesem Treffen ergab sich ein grofser Theil Aquitaniens dem Krassus und sendete freiwillig Geiseln; unter diesen waren die Tarbeller, Bigerrionen, Precianer, Vocater, Tarusater, Elusaten, Gariten, Ausken, Garumnen, Siburnaten, Kokosaten. Die wenigen äussersten Völker, vertrauend auf die Jahreszeit — der Winter stand bevor — unterliefsen dies.

28. Fast zu derselben Zeit führte Cäsar, obwol der Sommer schier zu Ende war, doch, weil in ganz Gallien nur die Morinen und Menapier noch unter Waffen waren, und nie Friedensvorschläge gethan hatten, in der Meinung, den Krieg schnell zu enden, sein Heer dahin. Diese führten den Krieg ganz anders, als die übrigen Gallier. Denn, weil sie sahen, dafs die gröfsten Krieg führenden Nationen geschlagen und überwunden waren, und sie an einander hängende Waldung und Sümpfe hatten, so begaben sie sich dahin mit all ihrem Habe. Da Cäsar zu dieser Wälder Anfang kam und sein Lager verschanzte, auch indessen kein Feind sich blicken liefs, so flogen sie, da die Unsern

in der Arbeit zerstreut waren, schnell aus allen Theilen des Waldes hervor, und fielen sie an. Unsre Leute ergriffen schnell die Waffen, trieben sie in die Wälder zurück, und, mehrere tödtend, verfolgten sie die übrigen auf unwegsamen Pfaden und verloren nur wenige.

Die nächstfolgenden Tage liefs Cäsar die 29.
Wälder umschlagen, und, damit nicht die Soldaten wehrlos und unvermuthet von der Seite überfallen würden, so schaffte er alles geschlagene Holz dem Feinde gegenüber, und führte es gleich einem Walle zu beiden Seiten auf. Mit unglaublicher Schnelligkeit ward in wenig Tagen eine grofse Strecke angelegt. Die Unsern hatten schon Vieh und das iezte Gepäck im Besitz, jene waren in das Dickig gewichen, als solche Stürme folgten, dafs die Arbeit nothwendig unterbrochen werden mufste, und, bei anhaltenden Regengüssen, die Soldaten nicht länger unter den Fellen sich halten konnten. Also wüstete Cäsar alle ihre Ländereien, brannte Flekken und Gebäude an, führte sein Heer zurück in das Winterlager zu den Aulerkern und Lexoviern, und den übrigen Gemeinden, welche zuvor ihn bekriegt hatten.

# Viertes Buch.

Im folgenden Winter, unter dem Konsulat des Cn. Pompejus und M. Krassus, setzten die Usipeter, Germanen, und Tenchthern mit vielem Volk über den Rhein, nicht weit von dem Orte, wo der Rhein in das Meer fliefst. Die Ursache des Uibergehens war, weil sie von den Sueven mehrere Jahre beunruhigt, vom Krieg bedrückt und vom Feldbau abgehalten wurden. Die Sueven sind von allen Germanen das gröfste und streitbarste Volk. Hundert Gaue sollen sie haben, aus welchen sie jährlich einzelne tausend Bewaffnete zum Kriege auser ihren Grenzen stellen. Die übrigen, welche zu Hause bleiben, ernähren sich und jene: im nächsten Jahre sind diese wieder unter Waffen und jene bleiben daheim. So wird weder Ackerbau, noch Kriegswesen und Uibung unterbrochen. Aber eigenthümliche und besondre Aecker giebt es bei ihnen nicht; und nicht länger, als Ein Jahr ist erlaubt, an einem Orte zu wohnen. Nicht eben von Getreide, sondern gröfstentheils von Milch und Viehzucht leben sie, und liegen viel der Jagd ob. Dies stärkt die Kräfte durch solche

Speise, tägliche Uibung und Freiheit des Lebens (denn von Kindheit auf an keine Pflicht noch Zucht gewöhnt thun sie nichts wider Willen) und macht so ungeheuer hochgestalte Menschen. Sie sind so gewöhnt, dafs sie an den kältesten Orten, auser Fellen, keine Kleidung haben (weil die Felle klein sind, ist ein grofser Theil des Körpers unbedeckt) und sich in Flussen baden.

Kaufleute haben Zutritt zu ihnen, mehr um 2
Kriegsbeute ihnen abzukaufen, als irgend etwas einzuführen. Sogar Pferde, woran sich die Gallier vorzüglich erfreuen und die sie um hohen Preis kaufen, brauchen die Germanen nicht, wenn sie eingebracht werden; die aber bei ihnen gebohren werden, schlecht und misgestaltet, stärken sie durch tägliche Uibung zu den schwersten Arbeiten. In Reitereitreffen springen sie oft von den Pferden, und streiten zu Fufs; die Pferde sind gewöhnt, ihnen auf dem Fufse zu folgen; darauf schwingen sie sich schnell wieder, wenn es nöthig ist; nichts ist nach ihrer Sitte schändlicher und feiger, als Sättel zu brauchen. Deswegen wagen sie sich keck, obwol wenig, an jede Zal Sattel führender Reisiger. Wein lassen sie gar nicht herein, weil sie glauben, dadurch verweichliche der Mensch, würde untauglich, Mühseligkeiten zu ertragen und weibisch.

Oeffentlich halten sie es für das gröfste 3.
Lob, dafs weit um ihre Grenzen herum die

Aecker leer sind; dies beweise, dafs viele Gemeinden ihre Macht nicht ertragen können. Daher sollen auf einer Seite bei 600,000 Schritte leere Aecker sein. Auf der andern Seite folgen die Ubier, deren Gemeinde grofs und blühend ist, nach der Germanen Begriffen, und sind etwas gebildeter als die übrigen dieser Art, weil sie an den Rhein rühren, oft von Kaufleuten besucht werden, und wegen der Nähe an Gallische Sitte gewöhnt sind. Da die Sueven diese, wie sie in vielen Kriegen versuchten, wegen Umfangs und Wichtigkeit der Gemeinde, nicht aus den Grenzen vertreiben konnten, machten sie dieselben wenigstens zinsbar und dadurch kleiner und schwächer.

4. In gleicher Lage waren auch die Usipeter und Tenchthern, die wir oben nannten, welche mehrere Jahre der Sueven Macht bestanden, zuletzt aber doch, aus ihrem Gebiet verjagt, an vielen Orten Germaniens drei Jahr herumschweifend, an den Rhein kamen, dahin wo die Menapier wohnen, und an beiden Ufern des Flusses Feld, Häuser und Flecken hatten. Aber erschreckt durch die Ankunft einer solchen Menge zogen sie aus den Wohnungen jenseits des Flusses, und stellten diesseits des Rheins Wacht, um die Germanen abzuhalten. Diese versuchten alles und da sie aus Mangel an Schiffen weder mit Gewalt durchdringen, noch heimlich, wegen der Wachen der Menapier, übersetzen konn-

ten, so stellten sie sich, als kehrten sie in ihre Wohnsitze und Gegend zurück; nach drei Tagereisen aber, welche sie in Einer Nacht zu Pferde zurücklegten, kehrten sie wieder um, überfielen die unwissenden und nichts vermuthenden Menapier, welche durch Kundschafter der Abreise versichert, furchtlos über den Rhein in ihre Flecken zurückgewandert waren. Diese tödteten sie, nahmen ihre Schiffe weg, ehe noch die diesseits des Rheins ruhig in ihren Wohnsitzen wohnenden Menapier es erfuhren, setzten über den Flufs, nahmen alle ihre Kornhäuser 49) weg, und nährten sich vollends den Winter hindurch von ihrem Vorrath.

Dies ward Cäsarn verkundschaftet, und 3. weil er die Schwäche der Gallier fürchtete, indem sie leicht beweglich einen Entschluss fassen, und meistens aufrührerisch sind, so vertraute er ihnen nichts an. Nun ist es aber Gallischer Brauch, dafs sie jeden Wandrer, auch wider seinen Willen, anhalten, und was jeder von irgend etwas gehört, oder gesehen, fragen, und in den Städten das Volk sich um die Kaufleute sammelt, und sie zwingt zu sagen, woher sie kommen, und was sie dort erfahren. Auf solche Gerüchte und Hörensagen berathen sie sich

49) Dieser Zusammenhang, wie manche andre Stellen im Cäsar lassen vermuthen, dafs aedificia meist Kornhäuser sind.

oft über die wichtigsten Angelegenheiten, was sie sogleich darauf bereuen müssen, da sie ungewissen Gerüchten folgen, und die meisten ihnen nach Wunsch Erdichtungen vorbringen.

6. Als Cäsar diesen Brauch kennen gelernt, reisete er 50) früher als gewöhnlich zum Heer ab, um einen schwerern Krieg zu vermeiden. Bei seiner Ankunft erfuhr er, dafs geschehen, was er vermuthet hatte, dafs Gesandtschaften von einigen Gemeinden an die Germanen geschickt und diese ersucht worden, den Rhein zu verlassen; alles was sie verlangten, solle geschafft werden. Durch diese Hoffnung angelockt schweiften die Germanen nun weiter umher, und waren in der Eburonen und Kondruser Gebiete, welche der Trevirer Schützlinge sind, gelangt. Cäsar berief die vornehmsten Gallier, verschwieg, was er erfahren, sprach ihnen mild und beruhigend an das Herz, schrieb Reiterei aus und beschlofs so die Germanen zu bekriegen.

7. Nachdem er sich mit Getreide versehen, und Reiterei erlesen 51), zog er nach den Oertern, wo er hörte, dafs Germanen waren. Noch wenig Tagereisen war er von ihnen ent-

---

50) Raise hiefs bekanntlich Feldzug. Reisiger, reiten, Rofs gehören wol zu Einer Familie.

51) Dies Wort entspricht dem latein. diligere, und wird in diesem Sinne von Luther oft gebraucht.

fernt, als Gesandte kamen, welche also sprachen: „die Germanen würden nicht zuerst den Römern Krieg ankündigen, doch aber, wenn aufgefordert, sich dem Kampfe nicht weigern; weil es von den Vorfahren überkommener Brauch der Germanen sei, jedem, der sie bekriege, zu widerstehen, und nicht zu bitten. Doch sagten sie, sie wären wider Willen aus der Heimat vertrieben, gekommen. Wollten die Römer ihre Gunst, so könnten sie ihnen nützliche Freunde werden; sie möchten ihnen entweder Aecker geben, oder die eroberten gestatten. Nur den Sueven wichen sie, denen nicht die unsterblichen Götter selbst gewachsen wären; sonst wäre niemand auf der Erde, den sie nicht überwältigen könnten."

8. Hierauf antwortete Cäsar wie ihm dünkte; das Ende der Rede war: „er könne nicht ihr Freund sein, wofern sie in Gallien blieben; es sei nicht wahr, daſs, die ihr Gebiet nicht hätten schützen können, fremdes eroberten; in Gallien seien keine Aecker leer, welche, besonders einer solchen Menge, ohne Unrecht gegeben werden könnten. Es stehe ihnen aber frei, wenn sie wollten, sich in der Ubier Gebiete nieder zu lassen, deren Gesandte bei ihm wären, über der Sueven Unrecht klagten, und Hülfe verlangten: er wolle dies den Ubiern anbefehlen."

9. Die Gesandten versprachen, dies zu berichten, und nach erwogener Sache über drei Tage

wieder zu kehren. Indessen baten sie ihn, nicht in ihrer Nähe zu lagern. Auch dies könne er ihnen nicht gestatten, antwortete Cäsar. Denn er hatte erfahren, dafs ein grofser Theil Reiterei von ihnen einige Tage vorher um Plünderns und Futterns willen zu den Ambivariten über die Mosa geschickt worden. Diese Reiter, glaubte er, wurden erwartet, und darum die Frist gefordert.

10. Die Mosa entfliefst dem Berge Vosegus, welcher in dem Gebiet der Lingonen liegt, und auf einer Seite vom Rhein aufgenommen, Vahalis genannt, die Insel der Bataver bildet, und nicht weiter vom Ocean als 80,000 Schritte in den Rhein übergeht. Der Rhein aber entspringt bei den Leponiern, welche die Alpen bewohnen, und strömt reissend weithin durch der Nantuater, Helveter, Sequaner, Mediomatriker, Tribuker, und Trevirer Gebiet; wo er sich dem Weltmeer nähert, theilt er sich in mehrere Aerme, bildet viele grofse Inseln, gröfstentheils von wilden und rohen Völkerschaften bewohnt (worunter auch die, so von Fischen und Vogeleiern leben sollen) und fliefst in vielen Mündungen in den Ocean.

11. Cäsar war nicht mehr als 12,000 Schritte von dem Feinde, und, wie bestimmt, kehrten die Gesandten zu ihm zurück. Diese trafen ihn auf dem Zug und baten sehr, nicht weiter zu ziehen. Da ihnen dies nicht gewährt wurde,

so baten sie, er sollte an die Reiter, welche vor dem Heere vorhergezogen wären, voraus schicken, und sie vom Treffen abhalten, ihnen aber gestatten, Gesandte zu den Ubiern zu schikken; würden die Edlen und der Senat jener Gemeinde durch Schwur ihre Treue verbürgen, so wollten sie, was Cäsar ihnen vorschriebe, hinnehmen; dazu solle er ihnen drei Tage gestatten. Dies alles glaubte Cäsar darauf berechnet, dafs in dreitägiger Frist die abwesenden Reiter zurückkehrten: doch sagte er, er wolle an dem Tage nicht weiter als 4000 Schritte wegen der Tränkung vorrücken; hieher möchten sie am folgenden Tage in Menge zusammenkommen, damit er über ihre Forderungen verfügte. Unterdessen schickte er zu den Präfekten, welche mit der ganzen Reiterei ihm vorausgezogen waren, und liefs sie warnen, den Feind ja nicht in das Feld zu fordern, würden sie aber gefordert, auszuharren, bis Er mit dem Heere näher rückte.

12. Aber die Feinde, sobald sie erst unsre Reiter erblickten, mehr als 5000 an der Zal, da sie selbst nur 800 hatten, weil die über die Mosa auf Fütterung gesendeten noch nicht zurück waren, fielen die Unsrigen, die nichts fürchteten, weil kurz vorher die Gesandten Cäsar verlassen, und diesen Tag zum Waffenstillstand sich erbeten hatten, an, und brachten sie schnell in Unordnung. Da die Unsrigen wider-

standen, so sprangen sie nach ihrer Gewohnheit herab, stachen die Pferde von unten, stiefsen viele herunter, trieben die übrigen in die Flucht und jagten die Erschreckten so, dafs sie nicht eher zu fliehen aufhörten, als bis sie unser Heer ansichtig wurden. In diesem Treffen blieben 74 unserer Reiter, darunter der tapfre Piso aus Aquitanien, von altedlem Geschlecht, dessen Grofsvater in seiner Gemeinde Herrscher gewesen und von unserm Senat Freund genannt worden war. Dieser eilte seinem von Feinden abgeschnittenen Bruder zu Hülfe und entrifs ihn der Gefahr; er selbst aber vom verwundeten Pferde gestürzt, widerstand, so lange er konnte. Da er umringt, mit vielen Wunden bedeckt, fiel, und sein Bruder, der schon aus dem Treffen war, dies von ferne sah, sprengte er unter die Feinde und ward erlegt.

13. Nach diesem Treffen glaubte Cäsar weder die Gesandten anhören, noch Bedingungen von denen annehmen zu dürfen, welche trüglich und hinterlistig Frieden bittend, von selbst den Krieg angefangen hatten; aber zu warten, bis der Feind sich verstärkt hätte, und die Reiterei zurückkäme, hielt er für höchst unklug; die Schwäche der Gallier kannte er und fühlte, wie viel Ansehen sie schon bei diesen Feinden durch Eine Schlacht gewonnen; ihnen glaubte er zur Berathung keine Zeit lassen zu dürfen. Dies festgesetzt und mit den Legaten und Quaestoren

besprochen, dafs kein Tag des Kampfes vorbeigelassen würde, traf es sich sehr gelegen, dafs Tages darauf früh die Germanen gleiche Treulosigkeit und Verstellung übend, in Menge, mit allen Edeln und Aelteren zu ihm in das Lager kamen; zugleich, wie vorgegeben ward, sich zu entschuldigen, weil sie gegen Uibereinkunft und eigene Bitte Tages vorher ein Treffen geliefert, und, wenn es möglich wäre, durch Betrug Waffenstillstand zu erlangen. Cäsar freute sich, dafs sie ihm sich darboten und behielt sie zurück: er selbst führte alle Mannschaft aus dem Lager; die Reiterei, weil er sie durch das leste Treffen erschreckt glaubte, liefs er den Nachtrab bilden.

In dreifachem Treffen schnell einen 8000 14.
Schritte langen Weg zurückgelegt, kam er eher zum feindlichen Lager, als die Germanen, was geschahe, merken konnten. Diesen plötzlich durch alles erschreckt, unser schnelles Anrücken, wie das Abwesen der Ihrigen, blieb weder Zeit sich zu berathen, noch die Waffen zu ergreifen; sie wurden bestürzt, ob leidlicher sei 52) gegen den Feind auszurücken, oder das Lager zu vertheidigen, oder in Flucht Heil zu suchen. Da ihre Furcht sich durch Gemurmel und Zusammenlauf verrieth, so brachen unsre Leute, durch des vorigen Tages Treulosigkeit gereizt, in das La-

52) Praestaret. Guter altteutscher Ausdruck!

ger eil. Was schnell Waffen ergreifen konnte, widerstand den Unsrigen etwas und focht unter den Packwagen; aber die übrige Weiber- und Kindermenge (denn mit all den Ihrigen waren sie aus der Heimat über den Rhein gegangen) fing an hier und da zu fliehen. Sie zu verfolgen, sendete Cäsar die Reiterei nach.

15. Die Germanen hörten hinter sich Geschrei, sahen die Ihrigen tödten, warfen nun die Waffen weg, liefsen die Heereszeichen zurück und stürzten aus dem Lager; und als sie hinkamen, wo Mosa und Rhein in einander fliefsen, und an weiterer Flucht verzweifelten, wurden viele getödtet, die übrigen stürzten sich in den Flufs und kamen da um von Furcht, Ermattung und des Flusses Macht unterdrückt. Die Unsrigen völlig unversehrt, nur wenige verwundet, zogen sich aus dem so furchtbaren Treffen, da der Feinde Zal sich auf 430,000 belief, in das Lager zurück. Cäsar liefs die im Lager Zurückbehaltenen wieder gehen; diese fürchteten von den Galliern, deren Aecker sie gewüstet, Lebensstrafe und Kreuzigung, und wollten lieber bei ihm bleiben. Ihnen schenkte Cäsar die Freiheit.

16. Nach Endigung des Germanischen Krieges beschlofs Cäsar aus vielen Gründen, über den Rhein zu gehen. Der hinlänglichste war, dafs, weil er sahe, wie leicht die Germanen nach Gallien gezogen würden, er sie auch für ihre Angelegenheiten fürchten lassen wollte, wenn sie

sie sähen, dafs das Römische Heer über den Rhein gehen könne und es wage. Dazu kam, dafs jener Theil der Usipetischen und Tenchthernischen Reiterei, der, wie oben erwähnt, zum Plündern und Futtern über die Mosa gegangen, und nicht im Treffen gewesen war, nach der Flucht der Übrigen, sich über den Rhein in der Sizambrer Gebiet gezogen und mit ihnen verbunden hatte. Cäsar sendete Boten an sie und forderte Auslieferung derer, die ihm und Gallien Krieg angekündigt. Sie antworteten: „der Rhein sei des Römischen Gebiets Grenze; wenn er es für unbillig hielt, dafs gegen seinen Willen die Germanen nach Gallien kämen, warum Er irgend eine Macht, oder Herrschaft jenseits des Rheins fordere?“ Die Ubier aber, welche allein von den Völkern jenseits des Rheins Gesandte an Cäsar entlassen, Freundschaft geschlossen, Geiseln gestellt hatten, baten sehr, „er möchte ihnen helfen; weil sie schwer von den Sueven bedrückt würden; oder, wenn der Republik Angelegenheiten ihn daran hinderten, möchte er nur das Heer über den Rhein setzen; dies werde ihnen zu Hülfe und Hoffnung für die Zukunft gnügen. In solchem Ruhm und Geruch stehe sein Heer, nachdem Ariovist geschlagen, und seit dem jüngsten Treffen auch unter den fernsten Germanischen Völkern, dafs sie durch des Römischen Volks Ansehen und Freundschaft sicher sein könnten. Auch ver-

sprachen sie eine Menge Schiffe zur Uiberfuhr des Heers."

17. Cäsar hatte aus den angegebenen Gründen über den Rhein zu gehen beschlossen; aber zu Schiffe hielt er weder für sicher genug, noch seiner und des Römischen Volks würdig. Wiewol nun eine Brücke zu schlagen äuserst schwierig war wegen der Breite, der reissenden Strömung und Tiefe des Flusses, so beschlofs er doch, dies zu versuchen, oder gar nicht überzusetzen. Die Brücke ward so angelegt. Zwei anderthalb Schuh starke Balken, von unten etwas zugespitzt, nach des Flusses Tiefe abgemessen, fügte er zwei Fufs weit von einander zusammen. Diese hatte er mittelst Maschinen in den Flufs gepfählt und mit Rammen befestigt, nicht wie Brückenpfähle senkrecht, sondern schräg und zugespitzt, dafs sie nach des Flusses Strömung nach vorn sich neigten; diesen gegenüber stellte er, zwei, eben so gefügt, vierzig Fufs von einander, von unten gegen die Gewalt und den Antrieb des Flusses gewendet. Diese beiden wurden noch durch zweischuhige Balken, so weit die Fügung aus einander war, am Ende mit zwei Klammern auf beiden Seiten aus einander gehalten. Diese abgesondert, und nach dem entgegengesetzten Theile zurückgeklammert, war das Werk so fest, und die Einrichtung so, dafs je mehr sich des Wassers Gewalt erhob, desto fester sie zusammenhielten. Zusammengefügt

waren sie durch hineingeworfenes gerades Bauholz, und überlegt mit Stangen und Faschinen: und doch wurden Pfähle schräg unten im Flufs angebracht, welche als Lehne 53) untergelegt und mit dem ganzen Bau verbunden des Flusses Strömung aufhielten; andre auch über der Brükke in mäfsiger Entfernung, dafs wenn Baumstämme, oder Schiffe um sie abzutragen von den Feinden gebraucht würden, die Gewalt abgewehrt würde und der Brücke nicht schadete.

In zehen Tagen, binnen welchen man das 18.
Bauzeug zusammengeschafft hatte, ward das Werk vollendet und das Heer übergeführt. Cäsar liefs an beiden Seiten der Brucke starke Besazzung und zog zu den Sizambrern. Indefs kamen aus mehreren Gemeinden Gesandte zu ihm, denen er, da sie um Frieden und Freundschaft baten, frei und edel antwortete, und Geiseln abforderte. Aber die Sizambrer waren, seit die Brücke angelegt wurde, auf Anrathen der Tenchtherer und Usipeter, welche sie bei sich hatten, aus ihrem Gebiet flüchtig geworden, hatten alles Habe mitgenommen und sich in Einöden und Wälder verborgen.



53) pro pariete, wofür andre ariete haben, paſst gut zu vim fluminis exciperent, und ist daher beibehalten. Abbildungen der Brücke haben Lipsius Poliorcet. s. 5. p. 308. so 5. opp. und Oudendorp zu dieser Stelle.

19. Cäsar weilte nur wenig Tage in ihrem Gebiet, zündete alle Flecken und Häuser an, mähete das Getreide und zog sich zu den Ubiern zurück: diesen versprach er Hülfe, wenn sie von den Sueven bedrückt würden, und erfuhr folgendes von ihnen: Die Sueven, als sie durch Späher den Brückenbau erfahren, hätten, nach ihrer Sitte, Rath gepflogen, und nach allen Orten Boten ausgeschickt, dafs man auswanderte, Weiber, Kinder und Habe in die Wälder schaffte, alle Waffenfähige aber an einem Orte sich sammelten. Dieser Ort sei in der Mitte ungefähr der Gegend, welche die Sueven inne hätten; hier hätten sie beschlossen der Römer Ankunft zu erwarten und zu kämpfen. Als Cäsar dies erfahren und so alles erreicht sah, weshalb er das Heer übergesetzt, dafs er die Germanen in Furcht setzte, die Sizambrer rächte, die Ubier von der Belagerung befreite, brachte er überhaupt achtzehn Tage jenseits des Rheins zu, genug Ruhm und Nutzen zu schaffen, zog sich nun nach Gallien zurück, und brach die Brücke ab.

20. Noch war wenig vom Sommer übrig, und Cäsar, wiewol in diesen Gegenden, da ganz Gallien gegen Mitternacht liegt, der Winter zeitig eintritt, beschlofs doch nach Britannien zu gehen, weil von daher fast in allen Gallischen Kriegen den Feinden Hülfe gesendet worden war; und, sollte auch die Jahreszeit keinen

Krieg gestatten, hielt er doch für sehr nützlich, wenn er die Insel nun beträte, den Menschenschlag kennen lernte und die Orte, Häfen und Zugänge, welches fast alles den Galliern unbekannt war. Denn, Kaufleute ausgenommen, wagt sich niemand ohne Ursache dahin; auch diese kennen nichts, ausser die Seeküste und die Gegenden, welche Gallien gegenüber liegen. Also berief er von allen Enden Kaufleute und konnte doch nicht erfahren, wie grofs die Insel, was für Völker und wie bedeutende sie bewohnten, wie sie Krieg führten, welches ihre Verfassung sei, was für Häfen zur Aufnahme vieler grofser Schiffe geeignet.

Dies zu erforschen, sendete er, bevor er 21.
einen Versuch machte, K. Volusenus mit einem Hauptschiffe voraus; diesem trug er auf, alles zu erforschen und schleunigst zurück zu kehren. Er selbst zog mit allen Truppen zu den Morinern, weil von da die kürzeste Uiberfahrt nach Britannien war. Hieher liefs er alle Schiffe aus den benachbarten Gegenden, und die im vorigen Sommer gegen die Veneter gerüstete Flotte kommen. Indefs, da seine Absicht bekannt, und durch Kaufleute den Britanniern hinterbracht worden war, kamen aus mehreren Gemeinden dieser Insel Gesandte, welche Geiseln und Unterwerfung unter Römische Herrschaft gelobten. Er hörte sie an, versprach ihnen mildiglich, ermahnte sie, in dieser Gesinnung zu beharren

und sendete sie wieder heim; mit ihnen zugleich Kommius, den er selbst, als die Atrebater überwunden waren, zum König gemacht hatte, dessen Wackerheit und Klugheit er anerkannte, den er für treu hielt, und dessen Ansehen grofs war in jenen Gegenden. Diesem befahl er, alle Gemeinden, wo möglich, zu bereisen und zu ermahnen, dafs sie den Römern sich pflichtig machten, auch seine baldige Ankunft zu verkünden. Valüsenus erforschte die Gegend, soviel dem möglich war, der aus dem Schiffe zu treten und sich Fremdlingen anzuvertrauen nicht wagte, kehrte am fünften Tage zurück und meldete, was er erforscht.

22. Während Cäsar dort um Schiffe zu sammeln verweilte, kamen aus einem grofsen Theil des Moriner Landes Gesandte zu ihm, die sich wegen ihres ehemaligen Vorhabens entschuldigdigten, indem sie, als Fremde und unsrer Gewohnheiten unkundig, die Römer bekriegt hätten; dagegen aber, was befohlen würde, zu thun versprachen. Dies kam Cäsarn sehr gelegen, weil er weder einen Feind im Rücken haben wollte, noch wegen der Jahreszeit Krieg führen konnte, noch die Beschäftigung mit so winzigen Dingen Britannien vorziehen mochte: er verlangte viel Geiseln von ihnen; als diese gestellt wurden, nahm er sie in Pflicht. Als er ungefähr 80 Lastschiffe gesammelt und zusammengezogen, soviel er zur Überfahrt zweier

Leginnen nöthig erachtete, vertheilte er die noch übrigen Hauptschiffe an den Quaestor, die Legaten und Präfekte. Dazu kamen achtzehn Lastschiffe, welche von widrigem Winde auf 8000 Schritte von dem Orte zurückgehalten wurden, dafs sie nicht in denselben Hafen anlangen konnten; diese vertheilt er unter die Reiter. Das übrige Heer liefs er von Q. Titurius Sabinus, und L. Aurunculejus Kotta, den Legaten, zu den Menapiern, und in die Gaue der Morinier führen, aus welchen keine Gesandte zu ihm gekommen waren. Den Legaten P. Sulpitius Rufus liefs er mit hinlänglicher Besatzung den Hafen einnehmen.

Nach diesen Verfügungen lichtete er bei 23.
günstigem Wetter die Anker um die dritte Nachtwache, liefs die Reiter tiefer in den Hafen rükken, die Schiffe besteigen und befahl ihnen, zu folgen: da diese etwas saumseliger gearbeitet, erreichte Er ungefähr um 4 Uhr Britannien mit den ersten Schiffen, und sah da auf allen Anhöhen gewaffnete feindliche Mannschaft ausgestellt. Des Orts Lage war diese: das Meer war so eng mit Bergen eingeschlossen, dafs von den Höhen an das Ufer geschossen werden könnte. Da er diesen Ort zum Landen nicht für schicklich hielt, so lag er bis 9 Uhr, da die übrigen Schiffe ankamen, vor Anker. Mittlerzeit berief er die Legaten und Tribunen, eröffnete ihnen, was er von Volusenus erfahren, und was er vorhabe,

ermahnte sie, wie es das Kriegswesen, vorzüglich das Seewesen verlangte, als welches schnell und unbeständig sich bewege, alles auf Wink und Augenblick zu vollziehen. Diese entlassen, gab er, als er Wind und Fluth bekam, ein Zeichen, lichtete die Anker, und langte ungefähr 7000 Schritte von dem Orte, in offnem und ebenem Hafen an.

24. Aber die Feinde merkten die Absicht der Römer, sendeten Reiterei und Wagenführer voraus, wie sie meistens in Treffen sie brauchten, folgten dann mit den übrigen Truppen und wehrten den Unsern die Landung. Sehr schwierig war es aus folgenden Gründen, weil die Schiffe, ihrer Gröfse wegen, nur auf offner See stehen konnten, die Soldaten aber an unbekanntem Ort, mit befangenen Händen, von grofser und schwerer Waffen Last bedrückt, zugleich aus den Schiffen springen, in den Wellen stehen und mit dem Feinde streiten mufsten; da jene entweder von der Veste aus, oder nur wenig in Wasser, bei völlig freiem Gliedergebrauch an wohlbekannten Oertern kühn ihr Geschofs sendeten und geübte Rosse antrieben; wodurch die Unsrigen erschreckt, dieses Kampfes völlig unerfahren, nicht sämmtlich so munter und eifrig, wie in Landtreffen, stritten.

25. Als Cäsar dies bemerkte, liefs er die Hauptschiffe, deren Gestalt den Feinden ungewöhnlicher, und Bewegung leichter war, etwas von

den Lastschiffen entfernen, mit Rudern antreiben, und an der Feinde offne Seite stellen, und von daher mit Schleudern, Pfeilen und Gewerf die Feinde abtreiben und zurückwerfen. Dies half den Unsrigen viel. Denn durch der Schiffe Gestalt, der Ruder Bewegung und die ungewohnte Art des Gewerfs bewogen standen die Feinde, und zogen sich nur wenig zurück. Da nun unsre Soldaten säumten, besonders wegen des Meeres Tiefe, da beschwur, der der zehnten Legion Adler trug, die Götter, dafs sie es gelingen möchten lassen, und rief: „Springt heraus, Gefährten, wenn ihr den Adler nicht dem Feinde verrathen wollt; möge ich mindestens meine Pflicht der Republik und dem Feldherrn bewähren!“ Dies mit starker Stimme gesprochen, stürzte er aus dem Schiff und trug den Adler unter die Feinde. Dann ermahnten sich die Unsrigen unter einander, diesen Schimpf nicht aufzuladen und sprangen alle aus dem Schiff. Andre in den nächsten Schiffen, diese erblickend, folgten und nahten dem Feind.

Scharf ward beiderseits gekämpft; doch die 26.
Unsrigen wurden sehr in Unordnung gebracht, weil sie weder Reihe halten, noch fest stehen, noch dem Banner folgen konnten, und bald zu jenem, bald zu diesem, welches sie eben vorfanden, sich sammelten. Die Feinde aber, denen alle Seichten bekannt waren, sprengten, wo sie vom Ufer einzelne aussteigen sahen, auf die

Unbeholfenen zu, mehrere umstanden wenige, andre schossen von offner Seite her auf Alle. Als dies Cäsar bemerkte, liefs er die Soldaten die Boote der Hauptschiffe, wie die Wachschiffe mit Soldaten füllen: wo er Gefahr sah, sendete er Hülfe. Die Unsrigen, sobald sie auf trocknem Lande waren, und Alle folgten, stürmten auf den Feind, schlugen ihn in die Flucht, und konnten ihn nicht weiter verfolgen, weil die Reiterei nicht Bahn hatten und die Insel einnehmen konnte; dies allein fehlte Cäsarn zu seinem alten Glück.

27. Sobald die überwundenen Feinde sich von der Flucht gesammelt hatten, sendeten sie sogleich um Frieden an Cäsar, versprachen Geiseln und was er befähle, zu thun. Zugleich mit diesen Gesandten kam Kommius, der Atrebat, der, wie oben erwähnt, von Cäsar nach Britannien vorausgesendet worden war. Diesen hatten jene, als er ausstieg und seines Feldhauptmanns Aufträge überbrachte, ergriffen und in Bande geworfen. Jezt, nachdem das Treffen gethan, sendeten sie ihn zurück, warfen bei der Bitte um Frieden die Schuld auf die Menge, und baten für diese Unbesonnenheit um Verzeihung. Cäsar beschwerte sich, dafs, da sie freiwillig durch Gesandte auf der Veste Frieden von ihm erbeten, sie ohne Ursache Krieg geführt haben müfsten, verzieh die Unbesonnenheit und forderte Geiseln; hiervon stellten sie sogleich ei-

nen Theil, einen andern aus entfernten Oertern herbeizuschaffenden versprachen sie in wenig Tagen. Indefs befehligten sie ihre Leute, nach ihren Aeckern zurückzuziehen; aus allen Orten kamen die Vornehmsten zusammen, sich und ihre Gemeinden dem Cäsar zu empfehlen.

So wurde der Friede bestättigt, vier Tage 28.
nach der Ankunft in Britannien, und achtzehn Schiffe, die, wie oben erwähnt, die Reiter aufgenommen hatten, stachen aus dem obern Hafen mit günstigem Winde in die See. Als sie Britannien nahten, und aus dem Lager erblickt wurden, entstand plötzlich ein solches Unwetter, dafs keines fortsegeln konnte, sondern theils dahin, wo sie ausgefahren waren, zurückgeworfen, theils in den untern Theil der Insel, welcher Sonnenuntergang näher liegt, mit grofser Gefahr verschlagen wurden. Da sie aber Anker geworfen und mit Wellen überdeckt wurden, so mufsten sie nothwendig, trotz der Nacht, aufs hohe Meer sich begebend zu landen trachten.

In derselben Nacht war eben Vollmond, 29.
der im Ocean grofse Fluthtage [54]) zu bewirken

54) eadem nocte — plena luna, qui dies maritimos aestus maximos — effuere consueuit. Zwar fehlt in einigen Handschriften dies, und andre lesen quae. Doch haben es die meisten und eine kleine Nachlässigkeit ist im Cäsar nicht ungewöhnlich.

pflegt: den Unsrigen war dies unbekannt. So füllte zu einer Zeit die Fluth die Hauptschiffe, worauf Cäsar das Heer übergesetzt und die er aufs Trockne gebracht, wie der Sturm die vor Anker liegenden Lastschiffe bedrängte; und keiner von den Unsern konnte arbeiten noch retten. Da nun viele Schiffe scheiterten, die übrigen durch Verlust der Taue, Anker, und sonstiger Geräthschaft, unbrauchbar wurden, so kam, wie nothwendig war, eine grofse Bestürzung unter das ganze Heer. Denn nicht andre Schiffe, welche zurückführten, waren vorhanden, und alles fehlte, was, sie auszubessern, nöthig war, und weil allen bekannt war, dafs in Gallien überwintert werden mufste, so war hier nicht für Getreide auf den Winter gesorgt worden.

30. Dies in Erfahrung gebracht, beredeten sich die Vornehmsten Britanniens, welche nach der Schlacht, Cäsars Befehle zu erfüllen, versammelt waren; da sie nun sahen, dafs den Römern Reiter, Schiffe und Getreide mangelten, die geringe Mannschaft aus dem kleinen Läger ermafsen, welches um so enger war, da Cäsar die Legionen ohne Gepäck übergesetzt hatte, hielten sie für das Beste, durch Aufruhr den Unsrigen Getreide und Zufuhr abzuschneiden, und die Sache in den Winter hinauszuschieben, weil, diese besiegt, oder abgeschnitten, sicher niemand wieder feindlich nach Britannien kommen möchte.

Also verschworen sie sich wieder, entfern- 31.
ten sich allmälich aus dem Lager und zogen die Ihrigen heimlich von dem Lande zurück. Cäsar aber, wiewol er ihr Vorhaben noch nicht kannte, muthmafste doch aus dem Vorfall mit seinen Schiffen und daraus, dafs sie noch keine Geiseln gestellt, was vorfallen möchte; schaffte sich also auf alle Falle Hülfsmittel; denn er sammelte täglich Getreide in sein Lager, brauchte das Holz und Erz der am meisten beschädigten Schiffe zur Ausbesserung der übrigen, und liefs, was dazu nöthig war, vom festen Lande herbeischaffen. So wurde denn von den Soldaten eifrig gearbeitet, und ausser zwölf Schiffen, konnte man die übrigen alle zur Schiffahrt brauchen.

Unterdessen war eine Legion, welche die 32.
siebente hiefs, nach Gewohnheit, auf Futterung ausgeschickt; man konnte um diese Zeit keinen Krieg argwöhnen, da ein Theil der Einwohner auf seinen Aeckern blieb, ein Theil in das Lager kam; aber die vor den Thoren des Lagers die Wache hatten 55), meldeten Cäsarn, es stei-

55) Statio war die eigentliche Wache vor den Thoren; die auf dem Wall hiefs custodia. Excubiae war fast der allgemeine Ausdruck, doch mehr für Tagwachen, da vigiliae die Nachtwachen waren, welche von den circuitoribus visitirt wurden.

ge auf der Seite, wo die Legion hingezogen, ein ungewöhnlich starker Staub auf. Cäsar vermuthete dies, dafs die Feinde einen neuen Plan ersonnen, und liefs die Wacht habenden Kohorten dahin aufbrechen, von den übrigen zwei sie ablösen, die andern sich rüsten, und unverzüglich folgen. Als er etwas fern vom Lager war, sah er, dafs die Seinen, von den Feinden bedrängt, kaum standen, und von allen Seiten Geschofs auf die gedrängte Legion gesendet wurde; denn, weil allenthalben, einen Theil ausgenommen, das Getreide abgemähet war, hatten die Feinde gemuthmafst, die Unsrigen würden dahin kommen, und sich Nachts in den Wäldern verbergen. Darauf rannten 56) sie schnell die Zerstreuten, abgelegter Wehr, im Mähen Begriffenen, an, tödteten wenige, und brachten die übrigen ausser Reihe in Unordnung; dazu hatten sie sie mit Reiterei und Rollwagen umringt.

33. Dieser Streit von Rollwagen herab ist so beschaffen: erst reiten sie allenthalben umher, werfen ihr Geschofs und verwirren durch das Schrecken der Rosse und der Räder Gerassel meist die Reihen; denn unter die Rotten 57) der

56) Entspricht dem adoriri sehr gut, und wird von Luther oft gebraucht.

57) Turma. Jede Legion hatte zehn turmas, jede turma dreifsig Reiter. Rotte — von

Reiter gedrängt, springen sie von den Rollwagen und streiten zu Fuſs. Die Wagenlenker ziehen sich indeſs allmälich aus dem Treffen, und stellen sich so mit dem Wagen, daſs, wenn jene von der Feinde Menge bedrängt werden; sie sich leicht zu ihnen zurückziehen können. So befördern sie der Reiter Beweglichkeit, des Fuſsvolks festen Stand im Treffen, und wirken durch Gewöhnung und tägliche Uibung so viel, daſs sie an abhängigen und jähen Orten die ansprengenden Pferde aushalten, bald regieren und lenken, auf der Deichsel hinlaufen, auf dem Joch stehen und von da sich schnell auf den Wagen zurückziehen können.

Hier half nun Cäsar, da die Unsrigen durch 34.
die neue Kampfart bestürzt waren, zur gelegensten Zeit. Denn bei seiner Ankunft standen die Feinde, die Unsrigen erholten sich von ihrer Furcht. Hierauf hielt er es für unschickliche Zeit, herauszufordern und ein Treffen zu liefern, blieb in seiner Stellung und zog bald darauf die Legionen in das Lager zurück. Indeſs da alle die Unsrigen beschäftigt waren, gingen die übrigen auf den Aeckern aus einander. Mehrere Tage nach einander folgten Stürme, die die Unsrigen im Lager zurück- und den Feind vom Kampf abhielten. Unterdessen sendeten die Fein-

---

rumpere — die zugleich auf- oder hervorbrechen schien mir diesem zu entsprechen.

de allerwärts Boten aus, schilderten den Ihrigen, wie wenig Volks wir hätten, wie viel Gelegenheit Beute zu machen, und sich auf immer zu befreien sich biete, wenn die Römer aus dem Lager verjagt würden. Dadurch wurden schnell viel Fufsvolk und reisiger Zeug 58) aufgebracht und kamen zum Lager.

35. Cäsar, obwol er dasselbe, was in den vergangnen Tagen sich ereignet hatte, erwartete, dafs, wären die Feinde verjagt, sie durch Schnelligkeit der Gefahr entflöhen, nahm doch ungefähr dreifsig Reiter, welche Kommius, der Atrebat, von welchem oben gesprochen wurde, mit sich gebracht hatte, und stellte die Legionen in Schlachtordnung vor das Lager. Im Treffen konnten die Feinde unsres Volkes Angriff nicht länger bestehen und wendeten den Rücken. Man verfolgte sie so weit, als man laufen und aushalten konnte, und tödtete mehrere; hierauf, alles weit und breit verheert und angezündet, zogen sie sich in das Lager zurück.

36. An demselben Tage kamen Gesandte von den Feinden an Cäsar. Cäsar forderte noch einmal so viel Geiseln, als vorher, und liefs sie auf das feste Land führen, weil er bei annahender Nachtgleiche und schwachen Schiffen, sich nicht

58) Man vergönne diesem altteutschen, von Luther und andern für equitatus gebrauchten Ausdruck einmal diese Stelle.

nicht dem Winter aussetzen wollte. Er selbst fuhr etwas nach Mitternacht, bei gutem Fahrwetter, aus; alle Schiffe landeten wohlbehalten, aber zwei Lastschiffe hatten nicht, wie die übrigen, Platz im Hafen und mufsten etwas weiter hinunter steuern.

37. Da aus diesen Schiffen ungefähr 300 Mann an das Land gesetzt wurden, und nach dem Lager zuzogen, umstanden sie die Moriner, welche Cäsar bei seinem Zug nach Britannien, ruhig verlassen hatte, aus Hoffnung auf Beute, erst in eben nicht grofser Anzal, und hiefsen sie, wofern sie nicht getödtet sein wollten, die Waffen strecken. Da nun diese einen Kreis bildend sich verteidigten, so kamen auf das Geschrei schnell bei 600 Mann zusammen. Nach erhaltener Nachricht sendete Cäsar seinen ganzen reisigen Zeug zu Hülfe. Unterdefs hielten die Unsern der Feinde Angriff aus und stritten über vier Stunden tapfer, wurden wenig verwundet und tödteten mehrere. Als aber unsre Reiterei sich blicken liefs, flohen die Feinde, die Waffen weggeworfen, und eine grofse Anzal ward erlegt.

38. Tages darauf sendete Cäsar T. Labienus, den Legaten, mit den aus Britannien zurückgeführten Legionen gegen die meuterischen Moriner. Diese konnten sich wegen Trocknis der Sümpfe nicht zurückziehen (wie sie es im vorigen Jahre gethan hatten) und fielen fast alle in

Labienus Gewalt. Aber die Legaten Q. Titurius, und L. Kotta, welche ihre Legionen gegen die Menapier anführten, verwüsteten alle Aecker, schnitten das Getreide, zündeten die Häuser an, weil alle Menapier sich in die dichtesten Wälder zurückgezogen hatten, und stiefsen nun wieder zu Cäsar. Cäsar bestimmte allen Legionen ihr Winterlager unter den Belgen. Dahin sendeten zwei Gemeinden überhaupt aus Britannien ihre Geiseln; die übrigen aber gehorchten nicht. Hierauf wurde auf Cäsars Bericht ein zwanzigtägiges Dankfest vom Senat veranstaltet.

# Fünftes Buch.

Unter den Konsuln L. Domitius, App. Klaudius verliefs Cäsar das Winterlager, zog nach Italien, wie er jährlich zu thun pflegte, und befahl den Legaten, welche er über die Legionen gesetzt hatte, so viel sie könnten, Schiffe im Winter erbauen und die alten ausbessern zu lassen. Ihre Bauart und Gestalt schrieb er vor. Um sie schneller zu beladen und leichter an das Land zu ziehen, bestellte er sie etwas niedriger, als wir sie auf unserm Meere zu gebrauchen pflegen; und dies um so mehr, da wegen häufiges Fluthwechsels minder grofse Wellen daselbst gebildet, wurden; die Lasten und die Menge Saumthiere zu tragen, etwas breiter, als man sie auf den übrigen Meeren braucht. Diese alle macht er zu lachtschiffen. Hiezu hilft die Niedrigkeit viel. Was die Schiffe zu rüsten dient, läfst er aus Spanien herbeischaffen. Er selbst reiset, nachdem er im diesseitigen Gallien Gericht gehalten, nach Illyrikum, weil er hörte, dafs der angrenzende Theil der Provinz von den Pirusten durch Einfälle verwüstet werde. Als er dahin kam, entbot er Soldaten aus den

Gemeinden und liefs sie an einem bestimmten Orte zusammenkommen. Auf die Kunde davon sendeten die Pirusten Abgeordnete, ihn zu bedeuten, dafs nichts von allem, was vorgefallen, auf öffentlichen Schlufs geschehen, und dafs sie bereit seien, auf alle Weise das Unrecht zu büfsen. Cäsar nahm ihre Rede an, verlangte Geiseln, und befahl, sie auf einem bestimmten Tag zu stellen; wo nicht, so werde er die Gemeinde bekriegen. Als diese mit dem Tage gestellt waren, wie befohlen, ernannte er Schiedsrichter unter den Gemeinden, welche den Streit schätzten und die Strafe bestimmten.

2. Dies abgemacht und Gericht gehalten, kehrt er in das diesseitige Gallien, und geht von da zum Heere ab. Hier besucht er alle Winterlager und findet durch ausserordentlichen Eifer der Soldaten, beim höchsten Mangel an allem, ungefähr 600 Schiffe der oben beschriebenen Art, und 28 Hauptschiffe ausgerüstet, und nur wenig fehlte, so konnten sie in einigen Tagen auslaufen. Er lobte die Soldaten und Aufseher, zeigte, was er nun verlange und beschied alle in den Hafen Itius, von welchem aus man am bequemsten nach Britannien überschiffen konnte, ungefähr 30,000 Schritte von der Veste. Dazu liefs er so viel Soldaten, als genug schienen, zurück, er selbst zog mit vier leichten Legionen und 800 Reitern zu den Trevirern, weil diese weder zu den Versammlungen kamen, noch

Gehorsam leisteten, und die Germanen jenseits dem Rhein aufwiegelten.

Diese Gemeinde hat vor allen in Gallien 3.
einen starken reisigen Zeug und sehr viel Fußvolk, und grenzt, wie oben gezeigt, an den Rhein. Hier stritten zwei um die Herrschaft, Induciomarus und Cingetorix. Der eine kam, sobald Cäsars und der Legionen Ankunft kund ward, zu ihm, versicherte, er und die Seinigen würden alle huldigen und von der Freundschaft mit den Römern nicht abfallen; was bei den Trevirern vorging, zeigte er an. Induciomarus aber sammelte Reiter und Fußvolk, verbarg die, so vermöge ihres Alters nicht die Waffen tragen konnten, in den Arduenner Wald, welcher ungeheuer groß mitten durch das Gebiet der Treviror vom Rhein an bis zu den Remiern sich erstreckt, und rüstete sich zum Kriege. Als aber einige Vornehme aus der Gemeinde, so aus Freundschaft für Cingetorix, wie erschreckt von unsres Heeres Ankunft, zum Cäsar kamen, und für sich insbesondre baten, weil sie der Gemeinde doch nicht rathen könnten, schickte Induciomarus, aus Furcht, von allen verlassen zu werden, Gesandte an Cäsar: er habe deswegen nicht die Seinen verlassen, noch zu ihm kommen wollen, damit er die Gemeinde um so leichter pflichtig erhielte, und mit dem Abfall des Adels der Pöbel nicht unbesonnen fiele. Die Gemeinde sei also in seiner Gewalt, und, wenn es Cä-

sar erlaube, wolle er in sein Lager kommen, und sein, wie der Gemeinde Geschick ihm auf Treu und Glauben überlassen.

4. Cäsar sah wohl, warum dies gesagt wurde und was ihn von seinem Vorhaben abschreckte; doch, um den Sommer nicht bei den Trevirern verweilen zu müssen, da alles zum Britannischen Kriege bereit war, beschied er Indutiomarus mit 200 Geiseln vor sich. Als diese gestellt waren, darunter sein Sohn und alle Verwandte, die er namentlich ausgezeichnet hatte, sprach er Indutiomarus freundlich zu und ermahnte ihn, pflichtig zu bleiben; dennoch berief er die vornehmsten Trevirer zu sich und versöhnte sie besonders mit Cingetorix. Dies war theils billig, theils schien es von grossem Vortheil, dass dessen Ansehn unter den Seinigen viel gelte, der so viel guten Willen gezeigt hatte. Darüber war Indutiomarus sehr erbittert, dass seine Gunst unter den Seinen abnahm, und, war er schon vorher feindlich gegen uns gesinnt, so entbrannte er nur noch mehr durch diesen Schmerz.

5. Nach diesen Verhandlungen zog Cäsar mit den Legionen nach dem Hafen Itius. Hier fand er 60 Schiffe, die bei den Meldiern erbaut worden waren, vom Sturm zurückgeworfen. Sie hatten nicht weiter steuern können, sondern waren, wo sie her gekommen, zurückgekehrt; die übrigen fand er zum Schiffen bereit und mit allem ausgerüstet. Eben daselbst sammelte sich

auch ganz Galliens Reiterei, an der Zal 4000 Mann, und die Vornehmsten aus allen Gemeinden, von welchen er nur wenige, anerkannter Treue, in Gallien liefs, die übrigen aber als Geiseln mit sich zu nehmen beschlossen hatte, weil er, in seinem Abwesen, Aufstand in Gallien befürchtete.

Unter den Uibrigen war auch Dumnorix 6.
der Aeduer, von welchem oben gesprochen worden ist. Diesen wollte er vorzüglich um sich haben, weil er wufste, dafs er neuemacherisch, herrschsüchtig, starker Seele und sehr angesehen unter den Galliern war. Dazu kam, dafs schon in der Versammlung der Aduer Dumnorix gesagt: ihm werde von Cäsar die Regierung der Gemeinde übertragen, was die Aeduer zwar beleidigt, aber doch nicht vermochte, Gesandte an Cäsar zu schicken, um sich zu weigern, oder es zu verbitten. Cäsar hatte dies von seinen Gastfreunden erfahren. Jener hat zuvörderst auf alle Weise, dafs man ihn in Gallien lasse, theils weil er, der See ungewohnt, sie fürchtete, theils weil ihn böse Ahndungen verhinderten. Als es ihm aber hartnäckig abgeschlagen wurde, und alle Hoffnung benommen war, so wiegelte er Galliens Erste auf, rief sie einzeln beiseite, ermahnte sie, auf der Veste zu bleiben, schreckte sie mit der Furcht, dafs nicht ohne Ursach Gallien seines ganzen Adels beraubt werde, Cäsars Absicht sei, die, welche er Angesichts der Gal-

lier nicht tödten könne, nach Britannien überzuführen und dort umzubringen: er gelobte den übrigen Treue, nahm ihnen einen Eid ab, was sie für Galliens Vortheil erkennen würden, gemeinsames Rathes zu thun.

7. Dies würde Cäsarn von mehrern hinterbracht. Cäsar beschloss nun, da er der Aeduer Gemeinde so erhoben hatte, auf alle Weise Dumnorix zu bändigen und abzuschrecken; weil, sein Wahnsinn weiter gehen würde, so war zu verhüten, dass er nicht ihm und der Republik schadete. Er blieb also ungefähr 23 Tage daselbst, weil der Nordostwind die Reise verhinderte, welcher fast immer in diesen Gegenden weht, bemühte sich, Dumnorix in Pflichtmäßigkeit zu erhalten, dennoch aber alle seine Entwürfe zu erfahren. Endlich mit Fahrwetter befahl er den Soldaten und Reisigen zu Schiffe zu gehen. Als sein da alle schwierig geworden waren, reiseta Dumnorix mit den Reitern der Aeduer, ohne Cäsars Vorwissen, vom Lager nach Hause. Dies verkundschaftet, sendet Cäsar, die Reise hinterlassend, und alles hintansetzend, einen grosen Theil der Reiterei ihn zu verfolgen und befiehlt, ihn zurückzubringen, brauche er Gewalt und gehorche er nicht, ihn zu tödten, überhaupt dass in seinem Abwesen nichts Gesundes thun werde, wer des Anwesenden Befehl übertrete. Dieser als man ihn zurückbeschied, widerstand, vertheidigte sich selbst, beschwur der Seinigen

Treue und rief oft, er sei frei, aus einer freien Gemeinde. Jene, wie ihnen befohlen war, umringen den Mann und tödten ihn; alle Reiter der Aeduer kehren zu Cäsar zurück.

8. Nach diesen Ereignissen liefs er Labienus mit drei Legionen und zweitausend Reitern auf dem festen Lande zurück, dafs er die Häfen schützte, für Getreide sorgte, was in Gallien vorging, erforschte und nach Zeit und Umständen handelte; er selbst ging mit fünf Legionen und einer gleichen Zal Reiter, die er auf dem festen Lande liefs, mit Sonnenuntergang unter Segel. Mit gelindem Südwestwind fuhr er aus, aber mitten in der Nacht legte sich der Wind und er kam vom Wege ab, weiter von der Fluth getragen, bemerkte er mit Tagesanbruch, dafs Britannien links geblieben. Hierauf folgte er dem Wechsel der Fluth, und versuchte mit Rudern den Theil der Insel zu erreichen, wo er im vorigen Sommer am bequemsten gelandet war. Hier war der Soldaten Tüchtigkeit zu loben, die mit lang- und schweren Schiffen durch unaufhörliches Rudern schnell wie mit Hauptschiffen fuhren. Ungefähr um Mittag kamen alle Schiffe in Britannien an; kein Feind liefs sich dort sehen, sondern, wie Cäsar nachher von den Gefangenen erfuhr, sie waren in grofser Anzal zwar zusammengekommen, aber durch die Menge Schiffe erschreckt (denn mit den vorjährigen und auf eigne Kosten zu eigenem Vortheil

ausgerüsteten Schiffen waren an gleicher Zeit mehr als 800 sichtbar geworden) vom Ufer gewichen und hatten sich auf die Höhen begeben.

9. Cäsar setzte das Heer an Bord, wählte einen schicklichen Ort zum Lager, und als er von den Gefangenen erfahren, wo die feindlichen Truppen standen, liefs er 10 Kohorten am Meere und 300 Reiter, welche die Schiffe deckten, zog um die dritte Nachtwache zu dem Feinde, um so weniger für seine Schiffe besorgt, weil er sie an einem zugänglichen und offnen Bord an Anker gebunden verliefs; Q. Atrius ward zum Schutz der Schiffe befehligt. Er selbst, in der Nacht ungefähr 12000 Schritte vorgerückt, erblickte den Feind. Dieser war mit Reiterei und Rollwagen an den Flufs vorgerückt, wehrte die Unsern von der Höhe her ab und lieferte ein Treffen. Von der Reiterei zurückgeworfen, verbarg er sich in die Wälder, und gewann eine von Natur und Kunst trefflich verschanzte Stellung, welche man innern Krieges wegen, wie es schien, schon vorbereitet hatte; denn alle Eingänge waren mit vielen gefällten Bäumen gesperrt. Der Feind stritt in kleiner Anzal aus den Wäldern, und hinderte die Unsern nur, in die Verschanzung zu dringen. Aber die Soldaten der siebenten Legion bildeten ein schildkrötenartiges Sturmdach, warfen einen Damm vor den Schanzen auf, faßten Stand und trieben ihn aus den Wäldern; nur wenig wurden verwun-

det. Cäsar aber liefs die Flüchtigen nicht weiter verfolgen, weil er theils des Orts Lage nicht kannte, theils, da gröfstentheils der Tag vorüber war, Zeit zur Verschanzung gewinnen wollte.

10. Tages darauf schickte er in der Frühe die Soldaten und Reiter in drei Abtheilungen aus, um die Flüchtlinge zu verfolgen. Sie waren etwas vorwärts gedrungen; als schon die letzten sichtbar wurden, kamen Reiter von Q. Atrius an Cäsar und meldeten, dafs in voriger Nacht durch ein heftiges Unwetter fast alle Schiffe beschädigt und vom Ufer geworfen worden, weil weder Anker noch Taue hielten, noch die Bootsknechte und Steuermänner des Sturmes Gewalt aushalten könnten; so sei durch das Zusammentreffen der Schiffe grofser Schaden entstanden.

11. Sogleich berief Cäsar die Legionen und Reiterei zurück und unterrichtete ihnen den Zug, er selbst kehrte zu den Schiffen, sah ungefähr dasselbe, was er aus Briefen und Botschaft ersehen, so dafs mit Verlust von ungefähr vierzig Schiffen, die übrigen doch mit Mühe konnten ausgebessert werden. Er wählte also Zimmerleute aus den Legionen, liefs noch andre vom festen Lande kommen, schrieb an Labienus, für die Legionen, unter seinem Befehl, so viel Schiffe, als möglich, zu rüsten. Er selbst, wiewol es sehr mühselig, arbeitsvoll war, hielt es doch für das Beste, alle Schiffe an das Land zu zie-

hen und mit dem Lager durch Eine Verschanzung zu verbinden. Dazu verwendete er ungefähr zehn Tage, wobei die Soldaten nicht einmal des Nachts ruhen durften. Als nun die Schiffe an das Land gezogen, und das Lager gut verschanzt war, liefs er dieselben Truppen, zum Schutz der Schiffe, wie vorher; er selbst zog wieder hin, wo er her gekommen war. Als er da ankam, waren schon aus allen Orten der Britannier Truppen in gröfserer Menge versammelt, der Oberbefehl über Krieg und Reich gemeinsames Rathe dem Kassivellaunus überlassen, dessen Gebiet von den Seestädten der Flufs, Tamesis genannt, trennt, ungefähr 80,000 Schritte vom Meere. Diese hatte vordem mit den übrigen Gemeinden fortdauernde Kriege geführt; durch unsern Einzug bewogen hatten die Britannier ihr Krieg und Regierung anvertraut.

12. Britanniens innerer Theil wird von denen bewohnt, welche man aus Ueberlieferung als Eingebohrne der Insel kennt; das Küstengebiet von denen, welche um Beute und Krieges willen von den Belgen herüber gekommen waren, fast alle führen den Namen der Gemeinden, aus welchen sie ursprünglich dahin gekommen, da, selbst nach dem Kriege geblieben und die Aecker gebaut haben. Die Menschenmenge ist unendlich, der Gebäude sind sehr viele, den Gallischen fast ähnlich, Vieh in grofser Anzal. Sie

führen entweder eherne Münze, oder Eisenbleche von bestimmtem Gewicht statt der Münze. In den mittelländischen Gegenden gewinnt man weisses Blei, in den Seegegenden Eisen, aber nur wenig: Erz wird ihnen zugeführt. Holz giebt es, wie in Gallien aller Art, Buche und Tanne ausgenommen. Hasen, Hüner und Gänse zu essen, halten sie für unerlaubt, doch hegen sie solche ihres Vergnügens wegen gemüthlich. Das Klima ist gemäfsigter als in Gallien, die Kälte minder streng.

Die Insel ist an sich ein Dreieck, dessen eine Seite Gallien gegenüber liegt; der eine Winkel dieser Seite, der nach Kantium sich neigt, wo fast alle Schiffe aus Gallien landen, gegen Morgen, der untere gegen Mittag. Diese Seite beträgt ungefähr 500,000 Schritt. Die andere neigt sich gegen Hispanien und Abend, wo Hibernien ist, das um die Hälfte kleiner, wie man glaubt, als Britannien, aber gleich fern von Gallien, wie Britannien. Mitten auf dieser Fahrt ist die Insel Mona; ausserdem sollen mehrere kleinere Inseln gegenüber liegen, von welchen einige schreiben, es sei da 30 Tage lang um Winteranfang Nacht. Wir fanden durch Nachforschungen nichts, ausser durch gewisse Wassermessungen, dafs die Nächte kürzer sind als auf der Veste. Diese Seite ist, wie jene meinen, 700.000 Schritte breit. Die dritte liegt gegen Mitternacht, und kein Land ihr gegen-

über; aber der Winkel dieser Seite neigt sich gegen Germania und wird 800,000 Schritte breit geachtet. So ist der Umfang der ganzen Insel 2,000,000 Schritt.

14. Die gebildetesten Bewohner sind die von Kantium, was ganz Seegegend ist; sie unterscheiden sich an Sitte nicht sehr von den Galliern. Die innen wohnenden erbauen meistens kein Getreide, sondern leben von Milch und Fleisch und kleiden sich in Felle. Alle Britannier malen sich mit Waide [59]), was eine bläuliche Farbe macht, und sehen desto schrecklicher im Kampf; sie tragen langes Haar, nur Kopf und Oberlippe ausgenommen, ist der ganze Körper geschoren. Je zehn oder zwölf haben gemeinschaftliche Weiber, Brüder besonders mit Brüdern und Aeltern mit Kindern. Die hier erzeugten Kinder aber gehören denen, wo die Jungfrau zuerst hingeführt worden ist.

15. Die feindlichen Reiter und Wagenkämpfer stritten mit unsrer Reiterei unterwegs heftig, doch waren die Unsrigen allenthalben überlegen, und trieben sie in die Wälder und auf die Höhen; als sie aber mehrere getödtet hatten und

59) Vitro, welchem vltro, nitro am nächsten kommen, scheint die echte Lesart zu sein. Glasto ist unstreitig Randbemerkung eines gelehrten Grammatikers. Die Gewohnheit selbst ist unter mehrern Völkern, besonders orientalischen, heimisch aber verschieden.

hitziger verfolgten, verloren sie einige. Jene aber brachen nach einiger Zeit, als unsre Mannschaft unvorsichtig und in der Lagerverschanzung beschäftigt war, plötzlich aus den Wäldern hervor, warfen sich auf die Vorposten, und stritten heftig. Cäsar sendete zwei Kohorten zu Hülfe, darunter die ersten zweier Legionen, und da diese, nur wenig von einander entfernt, standen, so wurden die Unsrigen durch eine neue Art des Kampfs 60) erschreckt. Denn jene brachen kühn mitten durch und zogen sich unverletzt zurück. An dem Tage blieb Q. Laberius Durus, der Kriegstribun. Jene wurden, durch mehrere nachgeschickte Kohorten, zurückgetrieben.

In diesem ganzen Gefecht, welches unter 16.
Aller Augen und vor dem Lager vorfiel, zeigte sich, daſs unsre Soldaten wegen der schweren Waffen, da sie weder die Weichenden verfolgen konnten, noch von den Ehrenzeichen zu weichen wagten, solchem Feinde nicht völlig gewachsen waren, daſs aber die Reiter mit groſser Gefahr fochten, weil jene oft auch absichtlich wichen, und, wenn sie die Unsern etwas von ihren Legionen entfernt, von den Wagen sprangen und nun zu Fuſs in ungleichem Tref-

60) Hier, wie oben und anderwärts, war leicht, den Bänkert manoeuvre aufzunehmen. Doch sehe ich nicht, was damit gewonnen worden wäre.

fen stritten. Aber die Art zu Pferde zu kämpfen, war für die Weichenden und Verfolgenden gleich gefährlich. Dazu kam, daß sie nie dicht, sondern weit aus einander und in grossen Zwischenräumen fochten, Wachen ausgestellt hatten, und immer einander ablösten, dann Frische und Unermüdete statt der Ermatteten eintraten.

17. Tages darauf standen die Feinde auf den Höhen, fern vom Lager, zeigten sich nur selten und forderten unsre Reiterei gemäßigter als Tages vorher, zum Treffen auf. Mittags aber, da Cäsar drei Legionen und den ganzen reisigen Zeug mit K. Trebonius auf Fütterung ausgesendet hatte, flogen sie plötzlich von allen Seiten auf diese herein, ohne von den Zeichen und Legionen zu weichen. Die Unsrigen griffen sie heftig an, trieben sie zurück und hörten nicht auf zu verfolgen, bis die Reiterei auf die zu Hülfe gesendeten bauend, da sie die Legionen hinter sich sah, die Feinde häuptlings vor sich hintrieb; viele wurden getödtet und nirgends gestattete man ihnen, sich zu sammeln, Fuß zu fassen, oder von den Wagen zu springen. Nach dieser Flucht zogen schnell die Hülfstruppen, die aus allen Orten zusammen gekommen waren, ab, und nie stritten nachher die Feinde gegen uns mit voller Macht.

Cäsar

Cäsar durchsah ihre Absicht, und führte 18.
das Heer an den Fluss Tamesis in das Gebiet
von Kassivellaunus. Dieser Fluss kann nur an
Einer Stelle, und auch da mit Mühe durchwa-
det [61]) werden. Als Cäsar dahin kam, sah er
an dem gegenseitigen Ufer des Flusses viel Fein-
de gerüstet, das Ufer aber war mit spitzigen
eingeschlagenen Pfählen verschanzt; gleiche Pfäh-
le waren unter dem Wasser verborgen ange-
bracht. Cäsar erfuhr dies von Gefangenen und
Ueberläufern, sendete die Reiterei voraus, die
Legionen sogleich nach. Aber die Soldaten rück-
ten so schnell und hitzig an, bloss mit den Köp-
fen aus dem Wasser ragend, dass der Feind
der Legionen und Reiter Andrang nicht aushal-
ten konnte, das Ufer verliess und floh.

Kassivellaunus, wie oben erwähnt, gab al- 19.
le Hoffnung des Streits auf, da die grössere
Menge aus einander gegangen war, und beob-
achtete unsern Zug mit etwa 4000 zurückgelas-
senen Wagenstreitern. Er ging etwas vom We-
ge ab und verbarg sich in rauhen und waldigen
Gegenden, trieb, wo er nur wusste, dass wir
durchzögen, Vieh und Menschen von den Fel-
dern in die Wälder, und als unsre Reiterei zu
plündern und zu verheeren sich freier ausbreitete
über die Felder, sendete er auf allen bekannten

61) Pedibus transiri. Denn waden wie vadare, ist doch von βαδίζειν.

Wegen und Fußsteigen Wagenstreiter aus den Wäldern und stritt mit ihnen, zu großer Gefahr unsrer Reiter; durch diese Furcht hinderte er die größere Ausdehnung. Es blieb demnach nur das, daß Cäsar nicht von der Schlachtordnung den Legionen sich zu entfernen gebot, und dem Feinde durch Feldverheerung und Brand nur so viel geschadet würde, als die Soldaten der Legionen mit Anstrengung und auf Einem Zuge konnten.

20. Indeß senden die Trinobanten, fast das mächtigste Volk jener Gegend, woher der Jüngling Mandubratius, Cäsarn ergeben, nach Gallien gekommen war (sein Vater Imanuentius hatte in dieser Gemeinde regiert, und war von dem Kassivellaunus getödtet worden; Er hatte sich durch Flucht gerettet) an Cäsar und versprachen, sich ihm zu ergeben und seine Befehle zu vollziehen, bitten, den Mandubratius gegen Kassivellaunus Unbill zu schützen und ihn dem Volke als Statthalter zu senden. Cäsar forderte vierzig Geiseln von ihnen, Getreide für sein Heer, und sendete ihnen Mandubratius. Sie gehorchten schnell, sendeten die verlangten Geiseln und das Getreide.

21. Da nun die Trinobanten vertheidigt, und vor allem Unfug der Soldaten geschützt wurden, so ergaben sich die Cenimagner, Segontiaker, Ankaliten, Bibroker, Kasser dem Cäsar durch Abgeordnete. Von diesen erfährt er, daß unsern

der Stadt 62) Kassivellaunus liege, durch Wälder und Sümpfe geschützt, wo beträchtlich viel Menschen und Vieh versammelt wären. (Stadt nennen die Britannier, wenn sie unwegsame Wälder mit Wall und Graben verschanzt haben, wo sie feindliche Einfälle zu vermeiden sich zusammen finden.) Dahin zieht er mit den Legionen; findet einen Platz von Natur und durch Werke trefflich verschanzt; doch belagerte er ihn von zwei Seiten. Die Feinde, etwas zaudernd, bestanden der Unsrigen Angriff nicht, und warfen sich von einer andern Seite der



62) Da Cäsar unmittelbar darauf das opidum erklärt, so konnte wol auch Stadt beibehalten und dabei die Erinnerung an die Abkunft des Wortes vorausgesetzt werden. — So sagt Varro L. L. 4. 32. maximum aedificium est opidum, dictum ab ope, quod munitur opis caussa, vbi sint, et quod opus est ad vitam gerendam, vbi habitent tuto, vel quod opere munibant moenia, quo munitius essent. Man sieht, Cäsarn kam die Etymologie eben zu Hülfe, und wollte man aus Besorgnis der Zweideutigkeit die Übersetzung tadeln, so erinnere man sich, dafs opidum auch noch die Schwibbogen im Circus hiefsen, aus welchen die Vierspänner zum Wettrennen gelassen wurden. Das Britannische Wort soll übrigens nach Klefikus caer gewesen sein, von קר (zusammen) rühren.

Stadt heraus. Viel Vieh ward da gefunden, viele wurden auf der Flucht ergriffen und getödtet.

22. Während dieser dortigen Vorfälle sendet Kassivellaunus Boten nach Kantium, welches, wie oben erwähnt, am Meere liegt, und in welcher Gegend vier Könige herrschten, Cingetorix, Carvilius, Taximagulus, Segonax, und befiehlt ihnen, mit aller vereinten Macht unvermuthet das feindliche Schiffslager zu überfallen und zu erobern. Als sie dahin kamen, thaten die Unsern einen Ausfall, tödteten viele, nahmen den berühmten Heerführer Cingetorix gefangen und zogen sich unverletzt zurück. Kassivellaunus verhandelte auf die Nachricht von diesem Treffen durch den Atrebaten Kommius mit Cäsar über seine Ergebung, da er so viel gelitten hatte, sein Gebiet verheert war, besonders auch bewogen durch den Abfall der Gemeinden. Cäsar entschlossen den Winter auf festem Lande zuzubringen, wegen Galliens plötzlicher Aufstände, da auch nicht viel vom Sommer übrig war, was noch leicht konnte hinaus gebracht werden, forderte Geiseln und bestimmte, wie viel Schoß Britannien jährlich dem Römischen Volke entrichten sollte: dem Kassivellaunus untersagte und befahl er, Mandubratius und die Trinobanten nicht zu befehden.

23. Als er die Geiseln erhalten, führt er sein Heer wieder nach dem Meere und findet die

Schiffe ausgebessert. Diese liefs er auslaufen, und weil er viel Gefangene hatte, auch einige Schiffe durch Sturm untergegangen waren, so gedachte er das Heer auf zweimal zurück zu bringen, und so fügte es sich, dafs von so vielen Schiffen, auf so vielen Fahrten, weder jetzt, noch im vorigen Jahre, auch nur Eines, welches Soldaten trug, vermifst wurde, von denen aber, welche leer ihm zurückgesendet wurden, nachdem der erste Transport abgesetzt war, und welche nachher Labienus hatte bauen lassen, an der Zal 60, nur wenige anlangten, die übrigen fast sämmtlich zurück gewiesen wurden. Da Cäsar einige Zeit sie vergebens erwartet hatte, liefs er nothwendig die Soldaten sich enger behelfen, damit nicht etwa die Jahreszeit ihm hinderlich würde, indem die Nachtgleiche bevorstand, und als völlige Windstille erfolgte, lief er mit Anfang der zweiten Nachtwache aus, landete mit Tages Anbruch und brachte alle Schiffe unverletzt an Bord.

Nach der Landung und einer mit den Gal- 24.
liern zu Samarobriva gehaltenen Versammlung mufste er, weil dies Jahr wegen trockner Witterung die Aernte nicht ergiebig gewesen war, anders, als in den vorigen Jahren, sein Winterlager einrichten, und die Legionen in mehrere Gemeinden verlegen. Eine also sendete er unter K. Fabius zu den Morinern, die zweite zu den Nerviern unter Q. Cicero, die dritte mit L. Ro-

scius zu den Essuern, die vierte zu den Remern an der Grenze der Trevirer unter T. Labienus. Drei verlegte er nach Belgien unter dem Befehl des Quaestor 63) M. Krassus und der Legaten L. Munatius Plankus und L. Trebonius. Eine Legion, welche er kürzlich ob Padus ausgehoben hatte, und fünf Kohorten sendete er zu den Eburonen, welche gröstentheils zwischen der Mosa und dem Rhein liegen, die unter Ambiorix und Kativolkus Regierung standen. Diese Soldaten standen unter Q. Titurius Sabinus und L. Aurunkulejus Kotta, den Legaten. Durch diese Vertheilung der Legionen glaubte er leicht dem Getreidemangel zu steuern, und doch betrug der Umkreis dieser Winterläger (diejenigen ausgenommen, welche unter L. Roscius in den ruhigsten und friedlichsten Theil verlegt waren) 100,000 Schritt. Er selbst wollte, bis die Legionen untergebracht und die Winterläger befestigt wären, in Gallien verweilen.

25. Unter den Karnutern war von hoher Abkunft Tasgetius, dessen Vorfahren in seiner Gemeinde regiert hatten. Diesem hatte Cäsar wegen seiner Tüchtigkeit und gütigen Gesinnung für ihn, indem er ihn bei allen Kriegen sehr gebraucht hatte, seiner Altvordern Platz wieder

63) Oberkriegscommissair, Kriegszahlmeister, oder wie man dies übersetzt, wird immer den Begriff in allen seinen Theilen nicht wiedergeben, worüber die Antiquarier nachzusehen sind.

eingeräumt. Schon im dritten Jahre seiner Regierung tödteten ihn seine Feinde öffentlich, auch auf Anstiften Vieler aus der Gemeinde. Dies ward bei Cäsar angebracht. Dieser fürchtete, da es doch mehrere betraf, die Gemeinde möchte auf ihren Antrieb abfallen, und sendete also L. Plänkus mit der Legion aus Belgien schnell zu den Karnutern, dort zu überwintern; diejenigen aber, auf deren Anstiften Tasgetius ermordet worden, befahl er, gefangen auszuliefern. Indefs benachrichtigten alle Legaten und Quaestoren, denen er die Legionen übergeben hatte, dafs sie nun in den Winterlägern eingetroffen und alles im gehörigen Stande sei.

Ungefähr funfzehn Tage nach dem Einzug 26.
entstand plötzlich ein Aufruhr und Abfall durch Ambiorix und Kativolkus. Diese hatten an ihres Reiches Grenze den Sabinus und Kotta unterstützt, und Getreide in das Winterlager geschafft, als sie durch Boten des Trevirers Induciomarus angetrieben, die Ihrigen aufwiegelten, die Zimmerleute plötzlich warfen und mit vieler Mannschaft das Lager stürmen wollten. Da aber die Unsrigen schnell die Waffen ergriffen, den Wall erstiegen, und durch die von einer Seite her losgelassenen Hispanischen Reiter sie übermochten 64), so verzweifelten die Feinde

64) Ein Wort, das nicht untergehen sollte. Mögen ist unstreitig mit μαω, μασσω und seinen

an ihrem Vorhaben und zogen sich zurück. Dann riefen sie nach ihrer Gewohnheit, dass einige von den Unsern zu einer Unterredung hervorträten; sie müssten über gemeinschaftliche Angelegenheiten verhandeln, und glaubten den Span zu mindern.

27. Zu dieser Unterredung wird K. Arpinejus gesendet, ein Römischer Ritter, Q. Titurius Freund, und ein gewisser Q. Junius aus Hispania, der schon vorher auf Cäsars Befehl oft bei Ambiorix gewesen war. Zu ihnen sprach Ambiorix also: „Er verdanke allerdings Cäsarn sehr viel, da er durch seine Verwendung von der Kriegssteuer befreit worden, welche er seinen Nachbarn, den Aduatukern, entrichten gemusst; ihm sei von Cäsar sein und seines Bruders Sohn zurückgesendet worden, welche die Aduatuker als Geiseln in Knechtschaft und Ketten bewahrt hätten: was er im Betreff des Lagersturms gethan, sei nicht auf sein Urtheil, oder nach seinem Willen geschehen, sondern die Gemeinde habe ihn gezwungen; seine Regierung sei so beschaffen, dass er nicht mehr Recht auf die Menge habe, als diese auf ihn. Ferner die Ursache des Krieges sei gewesen, weil die Gemeinde der

---

Formen verwandt, welche eine Spannung, einen Trieb der Seele bezeichnen und woraus durch herrliche Verzweigungen der Idee eine Menge Wörter in verschiedenen Sprachen abgeleitet sind.

plötzlichen Verschwörung der Gallier nicht habe widerstehen können, wie er leicht aus seiner geringen Macht erweisen könne. Er sei nicht so unerfahren, dafs er mit seinem Heer das Römische Volk zu besiegen sich getraue; aber die Gallier hätten sich gemeinschaftlich berathen; dieser Tag sei bestimmt, alle Winterläger Cäsars anzugreifen, damit keine Legion der andern zu Hülfe kommen könne. Nicht leicht habe er den Galliern Gallier versagen können, besonders da man sich über die Wiedererlangung gemeinsamer Freiheit berathen. Jenen habe er mit Bürgersinn genug gethan; jetzt gedenke er seiner Pflicht gegen Cäsar, seinen Wohlthäter, erinnere, bitte Titurius, vermöge der Gastfreundschaft, sein und seiner Soldaten Heil zu bedenken; eine grofse Macht der Germanen sei über den Rhein gegangen, in zwei Tagen werde sie da sein. Ihnen zieme es zu überlegen, ob sie eher, als die Nachbarn es merkten, die Soldaten aus den Winterlägern zu Cicero oder zu Labienus führen wollen, deren einer etwa 50,000 Schritte, der andre etwas weiter entfernt sei. Das verspreche und beschwöre er, ihnen durch sein Reich sichern Durchzug zu gewähren. Hiemit sorge er für seine Gemeinde, indem sie von den Winterlägern sich erholen könne, und vergelte Cäsar, wie er um ihn verdient."

Nach dieser Rede tritt Ambiorix ab. Arpi- 28.
nejus und Junius melden den Gesandten, was sie

gehört. Diese, durch das Plötzliche bestürzt, wiewol es vom Feinde gesprochen ward, mochten es doch nicht überhören, und wurden besonders dadurch bewogen, weil es kaum glaublich war, dafs eine so unansehnliche und kleine Gemeinde, wie die der Eburonen, es wagen sollte, aus eignem Antrieb die Römer zu bekriegen. Sie trugen also die Sache in einer Versammlung vor, und es entstand ein grofser Zwist unter ihnen. L. Aurunkulejus, und mehrere Kriegstribunen, und Centurionen der ersten Schaaren erachteten, dafs man nichts Unüberlegtes thun, noch ohne Cäsars Befehl das Winterlager verlassen dürfe; sie erwiesen, dafs in wohlverschanzten Winterlägern auch noch so grofse Truppen der Germanen bestanden werden könnten: zum Beweis diene, dafs sie der Feinde ersten Angriff, viel Wunden schlagend, tapfer ausgehalten; es drücke sie kein Getreidemangel: unterdessen würden aus den nächsten Winterlägern und von Cäsar Hülfstruppen kommen; endlich, was sei leichtsinniger, oder schändlicher, als auf Feindes Antrag über das Wichtigste sich zu berathen?

29. Dagegen schrie Titurius, „sie würden es zu spät thun, wenn eine gröfsere Feindesmacht, mit den Germanen vereint, ankäme; oder wenn in den nächsten Winterlägern Niederlage erlitten würde, so sei wenig Zeit sich zu berathen. Er denke, Cäsar sei nach Italien gezogen; sonst

würden die Karnuter nicht Tasgetius' Mord beschlossen haben, noch die Eburonen, wenn er gegenwärtig wäre, mit so viel Verachtung gegen uns in das Lager gekommen sein; nicht des Feindes Antrag, sondern die Sache berücksichtige er; der Rhein sei nahe; die Germanen schmerze des Ariovists Tod und unsre vorigen Siege sehr. Gallien entbrenne, dafs es so schimpflich unter Römische Gewalt gegeben und sein voriger Kriegsruhm ausgelöscht sei. Endlich, wer sollte glauben, Ambiorix würde, ohne ganz gewifs zu sein, zu einem solchen Rath sich herabgelassen haben? Seine Meinung sei auf beide Fälle sicher: wofern nichts Härteres zu erwarten, so würde man ohne Gefahr zu der nächsten Legion gelangen: wäre ganz Gallien mit den Germanen einverstanden, so sei Rettung nur in der Schleunigkeit. Welchen Erfolg könnte man von Kotta's und der übrigen andere Gesinnten Rathe erwarten? wenn nicht gegenwärtige Gefahr, so sei doch Hunger durch lange Belagerung zu fürchten."

So wurde hin und her gestritten, und als 30.
Kotta und die ersten Schaaren heftig widerstanden, rief Sabinus: „so sei es darum, wenn ihr so wollt!" und zwar so laut, dafs es die meisten Soldaten hörten, „ich", sprach er, „lasse mich nicht von euch durch den Tod schrecken; diese werden weise werden, und, wenn ihnen Widriges begegnet, von dir Rechenschaft fordern;

sie mögen, wenn es dir gefällt, übermorgen mit den nächsten Winterlägern vereint, die gemeine Kriegsnoth mit den übrigen tragen und nicht zurückgeworfen und weit von den übrigen verwiesen durch Schwert oder Hunger umkommen!"

31. Man erhebt sich von der Versammlung, ergreift beide und bittet, „dafs sie nicht durch ihren Zwist und Hartnäckigkeit die Sache höchst gefährlich machen; leicht sei alles, ob man bleibe oder abziehe, wenn nur alle einmüthig dasselbe wollen; in der Uneinigkeit sei kein Heil zu sehen." Bis Mitternacht wird der Streit geführt. Endlich giebt Kotta bewogen die Hände: Sabinus Meinung geht durch, es wird ausgerufen, dafs man mit Tages Anbruch aufbreche. Man verbringt den übrigen Theil der Nacht mit Wachen, da jeder Soldat sich umsieht, was er mitnehmen könne, was er von Geräthe zurücklassen müsse. Alles wird ausgesonnen, warum man nicht ohne Gefahr bleiben könne und durch die Ermattung und Nachtwachen der Soldaten die Gefahr vermehrt werde. Mit anbrechendem Tage zog man aus dem Lager, wie überzeugt, dafs der Rath nicht von einem Feinde, sondern von dem gröfsten Freunde Ambiorix herrühre, in langem Heereszug, mit vielem Gepäck.

32. Aber die Feinde hatten aus dem nächtlichen Getümmel und den Nachtwachen den Abzug errathen, in den Wäldern an verborgenem,

gelegenem Ort einen doppelten Hinterhalt gelegt, und erwarteten ungefähr 2000 Schritte weit der Römer Ankunft, und als der gröfsere Theil des Heers in einen grofsen Tobel 65) hinabgezogen war, zeigten sie sich plötzlich von beiden Seiten, bedrängten die Nachhut, wehrten dem Vorzug das Hinaufsteigen und fingen an, den Unsern an dem gefährlichsten Orte ein Treffen zu liefern.

Nun erst zitterte Titurius, der nichts vor- 33.
hergesehen, lief umher, ordnete die Kohorten; doch auch dies furchtsam und so, dafs ihm alles zu versagen schien, wie zumeist denen geschieht, welche unmittelbar in der Angelegenheit selbst sich entschliefsen müssen. Kotta aber, der erwogen, dafs dies auf dem Zuge wohl begegnen könne, und deshalb ihn mirathen hatte, entzog sich in keinem Falle dem gemeinsamen Heil, und bewährte sich durch Herbeirufen und Ermahnen der Soldaten als Feldherrn, im Kampfe als Soldat, und da sie, wegen Ausdehnung des Heers, minder leicht selbst alles begehen, und was aller Orten zu thun sei, besorgen konnten, liefsen sie ausrufen, man solle das Gepäck verlassen und in einen Kreis sich stellen. Dieser Entschlufs 66), wiewol in solchem Falle

65) So heifsen diese Thäler (convallis).

66) Der Sinn würde hier, wie anderwärts, Manoeuvre gestattet haben. Was würde aber gewonnen?

nicht zu tadeln, schlug doch nicht vortheilhaft aus; denn er minderte des Kriegers Hoffnung, ermuthigte die Feinde zum Kampfe, weil sie sahen, dafs es mit der gröfsten Furcht und Verzweiflung geschah. Dazu ereignete sich, wie nothwendig, dafs die Soldaten ihre Banner verliefsen und was jeder am liebsten hatte, von dem Gepäck zu nehmen und zu entreissen eilte, alles aber mit Geschrei und Geheul erfüllt wurde.

34. Den Feinden fehlte es nicht an Klugheit, ihre Anführer liefsen im ganzen Heer ausrufen: „keiner solle seine Stelle verlassen, ihnen sei als Beute aufgehoben, was die Römer zurückgelassen; alles komme auf den Sieg an.“ An Tapferkeit und Zal waren die Unsrigen gleich, wiewol ihnen ein Anführer und Glück fehlte. Doch setzten sie alle Hoffnung auf Tapferkeit, und wo immer eine Harst vorrückte, da fiel ein grofser Theil der Feinde. Ambiorix, der dies bemerkte, liefs ausrufen, man solle das Geschofs von ferne senden, nicht näher kommen, und wo die Römer angriffen, weichen (vermöge der leichten Waffen und täglicher Uibung könne man ihnen nichts schaden) die zu ihrem Banner Zurückkehrenden verfolgen.

35. Diesen Befehl befolgten sie genau, und wo eine Harst aus dem Kreise trat und angriff, flohen die Feinde schnell. Indessen mufste dieser Theil entblöfst, und das Geschofs von der alle-

nen Seite her aufgenommen werden. Wollten sie wieder dahin zurückkehren, wo sie abgefallen waren, wurden sie von denen, welche gewichen waren und von den zunächst Stehenden umgangen; wollten sie aber Stand halten, so half die Tapferkeit nichts, und da sie dicht standen, so konnten sie dem vielfach geworfenen Geschoss nicht entgehen. Doch widerstanden sie, wiewol mit so viel Ungemach ringend, und vielfach verwundet; nichts ihrer Unwürdiges begingen sie, obgleich ein grofser Theil des Tages darauf ging, da man von Tages Anbruch bis 8 Uhr stritt. Da wurden dem T. Balventius, der im vorigen Jahre die ersten Schaaren angeführt hatte [67]), einem tapfern und geachteten Manne, beide Schenkel mit Hakenpfeilen durchschossen; da fiel Q. Lukanius, von eben der Schaar, als er, tapfer streitend, seinem umringten Sohne zu Hülfe kam: L. Kotta, der Legat, der alle Kohorten und Schaaren ermahnte, wurde von vorn mit der Schleuder verwundet.

Dadurch bewogen sendete Titurius, als er 38. von fern Ambiorix die Seinigen ermahnen sah, seinen Dollmetscher, Kn. Pompejus, zu ihm, dafs er um Schonung für ihn und die Soldaten bäte. Dieser ward herbeigerufen und antwortete, „wolle er mit ihm sprechen, so möge er es thun! Er hoffe, von der Menge werde man

67) Primipilus, erster Centurio.

erlangen, was dem Soldaten fromme; ihm solle nicht geschadet werden, dessir bürge er." Jener stellt dem verwundeten Kotta vor; wenn er erlaube, dass man das Treffen verlasse und mit Ambiorix sich bespreche, so hoffe er, man werde Rettung für ihn und die Soldaten erbitten. Kotta weigert sich, zum bewaffneten Feinde zu gehen und beharrt darauf.

37. Sabinus befiehlt den umgebenden Kriegstribunen und Centurionen der ersten Schaaren, ihm zu folgen. Als er näher zu Ambiorix kam, und dieser befahl, die Waffen zu strecken, that er es und befahl den Seinen dasselbe. Indem sie so über die Bedingungen verhandeln, und von Ambiorix vorsätzlich lange gesprochen wird, wird er allmälich umringt und getödtet. Nun rufen sie, nach ihrer Gewohnheit, den Sieg aus und erheben ein Geheul, fallen über die Unsern, bringen die Reihen in Unordnung. L. Kotta wird kämpfend mit einem grossen Theile der Soldaten erlegt. Die Uibrigen ziehen sich in das Lager zurück, wo sie hergekommen waren. Unter diesen warf L. Petrosidius, der Adlerträger [63], von vielen Feinden bedrängt, den Adler in den Wall; er selbst ward, tapfer vor dem Lager streitend, erlegt. Jene halten die Belagerung kaum bis zur Nacht aus, tödten sich in der Nacht

63) Der Adler war das Hauptbanner.

Nacht alle, am Heil verzweifelnd. Wenige, dem Treffen entgangen, kamen auf ungewiesen Wegen durch Wälder zu dem Legaten T. Labienus in das Winterlager, und meldeten ihm die Vorfälle.

38. Dieses Sieges sich überhebend zog Ambiorix sogleich mit seiner Reiterei zu den Aduatukern, die an sein Reich grenzten; nicht Tages noch Nachts rastete er und befahl, dafs ihm das Fufsvolk nachkomme. Nachdem er die Sache dargelegt und die Aduatuker aufgeregt, ging er Tages darauf zu den Nerviern, ermahnte sie, „die Gelegenheit, sich auf immer zu befreien, und das von den Römern erlittene Unrecht zu rächen, nicht vorbei zu lassen; zwei Legaten seien getödtet, ein grofser Theil des Heeres sei geblieben; es sei unschwer, die schnell unterdrückte Legion, die mit Cicero überwintere, zu tödten. Er wollte dazu behülflich sein." Dadurch überredete er die Nervier leicht.

39. Alsbald wurden Boten an die Centronen, Grudier, Levaken, Pleumoxier, Geidumer, die alle unter ihnen stehen, gesendet; man sammelt so viel Mannschaft, als möglich, sie eilen unvermuthet in Cicero's Winterlager, da ihm die Nachricht von Titurius Tode noch nicht hinterbracht war. Auch ihm begegnete, was nothwendig war, dafs einige Soldaten, welche Holzens und der Befestigung wegen in dem Walde sich zerstreut hatten, durch der Reiter plötzliche

Ankunft aufgefangen wurden. Da diese umgangen waren, fingen die Eburonen, Nervier, Aduatuker, und dieser Aller Verbündete und Schützlinge, die Legion zu bestürmen an. Die Unsrigen stürzen schnell nach den Waffen, erstehen den Wall. Schwer ward der Tag überstanden, weil die Feinde alle Hoffnung auf Schnelligkeit setzten, und, diesen Sieg erfochten, auf immer Sieger zu sein vertrauten.

40. Sogleich wurde von Cicero ein Brief an Cäsar gesendet, mit grosser Belohnung Versprechen, wenn er überbracht würde. Da alle Wege besetzt waren, wurden die Sendlinge aufgefangen. Nachts wurden aus dem zur Befestigung herbeigeschafften Bauholz, bei 120 Thürme mit unglaublicher Schnelligkeit errichtet; was an Verschanzung zu fehlen schien, wurde vollendet. Die Feinde stürmen am folgenden Tage, mit noch weit gröfserer Mannschaft, das Lager, füllen den Graben. Von den Unsrigen wird, wie Tages vorher, widerstanden. Dies geschieht auch an den folgenden Tagen. Kein Theil der Nacht wird ohne Arbeit vorbeigelassen; nicht Kranken, nicht Verwundeten wird Ruhe gegönnt; was zu des nächsten Tages Belagerung nöthig ist, wird in der Nacht herbeigeschafft; viel vorn gebrannte Pallisaden, viel Mauerbrecher wurden vorgerichtet; Thürme geholzt, Zinnen und Brustwehr aus Flechten angebracht. Cicero selbst, obwol sehr kränklich, gönnte

sich nicht einmal des Nachts Ruhe, so dafs nur der Soldaten freiwilliger Zulauf und Bitte ihn zwang sich zu schonen.

Jetzt verlangten die Anführer und Vornehm- 41.
sten der Nervier, welche Anlafs mit Cicero zu reden und Grund zur Freundschaft hatten, zu sprechen. Als er es ihnen erlaubte, erwähnten sie desselben, was Ambiorix mit Titurius verhandelt: „ganz Gallien sei unter Waffen, die Germanen seien über den Rhein gegangen, Cäsars und der Uibrigen Winterlager werden gestürmt." Noch fügten sie von Sabinus Tode hinzu. Ambiorix rühmten sie, um noch mehr Zutrauen zu erhalten; „sie irrten, sprachen sie, wenn sie von denen irgend noch Schutz hofften, die ihrer Lage mistrauten; doch wären sie so gegen Cicero und das Römische Volk gesinnt, dafs sie nichts, als die Winterläger versagten, und diese Gewohnheit nicht verjähren lassen wollten; sie möchten unverletzt die Winterläger verlassen und ohne Furcht hinziehen, wohin sie wollten." Hierauf erwiederte Cicero nur Eins; „es pflege nie das Römische Volk von einem bewaffneten Feinde irgend eine Bedingung anzunehmen; wollten sie die Waffen niederlegen, so wolle er ihnen beistehen, und sie möchten Gesandte an Cäsar schicken; er hoffe, sie würden, vermöge seiner Gerechtigkeit, erlangen, was sie bäten."

Um diese Hoffnung betrogen zogen die Ner- 42.
vier einen Wall von 11 und einen Graben von

15 Fuſs um das Winterlager. Dies hatten sie theils in den vorigen Jahren von den Unsrigen gesehen, theils von einigen Gefangenen gelernt. Da es ihnen aber an dazu gehörigen eisernen Werkzeugen gebrach, so mufsten sie den Rasen mit Degen ausstechen, und die Erde mit Händen und in Uiberkleidern austragen. Hieraus liefs sich auf die Menschenmenge schliefsen; denn in weniger als drei Stunden hatten sie eine Verschanzung, im Umkreis 10,000 Schritte, vollendet; an den übrigen Tagen bereiteten und erbauten sie Thürme, wie der Wall hoch, Sicheln, Sturmdächer, welches sie eben auch von Gefangenen gelernt hatten.

43. Am siebenten Belagerungstage erhob sich ein grofser Wind und sie warfen aus Schleudern glühende Thonkugeln und glühende Wurfspiefse auf die nach Gallischer Sitte mit Stroh bedeckten Hütten. Diese fingen schnell Feuer und der Wind trieb es durch das ganze Lager. Die Feinde folgten mit grofsem Geschrei, als sei der Sieg schon erfochten und gewifs, setzten ihre Thürme und Sturmdächer in Bewegung, erstiegen auf Leitern den Wall. Aber so grofs war der Soldaten Tapferkeit und Geistesgegenwart, dafs, überall von Flammen gesengt, von vielen Pfeilen bedrängt, alles Gepäck und ihr Habe in Flammen, keiner doch vom Walle wich, um abzutreten, ja nicht einmal es beachtete, sondern alle heftig und tapfer kämpften. Dieser Tag

war sehr beschwerlich für die Unsern; aber er endete doch so, dafs der gröfste Theil der Feinde verwundet und getödtet wurde, wie sie sich unter dem Wall zusammengedrängt hatten, und die lezten den ersten nicht wichen. Als die Flamme etwas nachliefs, und man den Thurm an einer Stelle anbrachte, dafs er den Wall berührte, traten die Centurionen der dritten Kohorte von dem Posten, den sie vorher einnahmen, und zogen auch ihre Mannschaft zurück; sie winkten und riefen den Feinden zu, ob sie hereinkommen wollten; keiner wagte vorzutreten. Nun wurden sie von allen Seiten mit Steinen herabgeworfen, und der Thurm angezündet.

44. Unter dieser Legion waren tapfere Centurionen, welche schon auf die ersten Schaaren Anwartschaft hatten, T. Pulfio und L. Varenus. Diese hatten immerwährenden Zwist unter sich, welcher wol vorgezogen werden müfste, und stritten jährlich mit dem gröfsten Hader um die Stellen. Pulfio rief, als eben heftig an der Schanze gestritten ward: „was stehst du an, Varenus? wo willst du deine Tapferkeit bewähren? dieser Tag, dieser Tag entscheidet unsern Zwist.“ Dies gesagt, geht er aus der Schanze, bricht ein, wo die Feinde am dichtesten stehen. Auch Varenus bleibt nicht auf dem Wall, sondern folgt, Aller Urtheil scheuend. Nicht weit von ihm sendet Pulfio einen Spiefs unter die Feinde, und durchbohrt einen Vorüberlaufenden

aus der Menge. Diesen durchbohrten Todten bedecken die Feinde mit ihren Tartschen 69); auf jenen werfen alle ihr Geschoſs und lassen ihn nicht zurück. Dem Pulfio ward die Tartsche durchschossen und ein Spieſs fliegt in den Gürtel. Dieser Vorfall wendet die Scheide weg, und hindert die Rechte, das Schwert zu ziehen. Die Feinde umstehen ihn. Der feindselige Varenus kommt dem Bedrängten zu Hülfe; zu ihm wendet sich alsbald von Pulfio die ganze Menge, jenen glauben sie vom Spieſs durchbohrt. Schneller läuft ihnen Varenus mit dem Schwert entgegen, ficht in der Nähe, tödtet einen und treibt die Uibrigen etwas zurück. Indem er hitziger vordringt, fällt er auf eine tiefere Stelle hinab. Ihm steht wiederum, da er umringt wird, Pulfio bei, und beide ziehen sich unverletzt, nachdem sie mehrere getödtet, mit dem gröſsten Lobe in die Schanzen zurück. So zog das Glück beide in Streit und Kampf, daſs beide einander feind, zu Hülfe und Heil dienen mussten, und unentschieden blieb, welcher den Preis der Tapferkeit verdiente.

45. Je beschwerlicher und härter von Tag zu Tag die Belagerung war, vorzüglich da wegen

69) Scutum, θυρεος ist wol Tartsche, ein mehr längliches thürenförmiges Schild. Clypeus Schild, war rund, in der Mitte erhaben. Abbildungen hat Lips. M. R. 3, 2.

der vielen Verwundeten, nur wenig Verteidiger übrig waren, desto öfter wurden Briefe und Boten an Cäsar gesendet; ein Theil davon ward ergriffen und Angesichts unsrer Soldaten gekreuzigt. Ein Nervier befand sich unter uns, Namens Vertiko, von edlem Stamm, der im Anfange der Belagerung zu Cicero geflohen war und ihm seine Treue bewährt hatte. Dieser überredete einen Sclaven durch Hoffnung auf Freiheit und grosse Belohnung, Cäsarn einen Brief zu überbringen. Er trägt ihn in einen Wurfspiefs gebunden; ein Gallier unter Galliern ohne Verdacht hinwandelnd kommt er zu Cäsar. Nun erfährt dieser Cicero's und der Legion Gefahr.

Cäsar erhielt ungefähr in der elften Stunde 46.
den Brief, sendet gleich zu den Bellovakern an M. Krassus, den Quästor, einen Boten. Sein Winterlager war 25.000 Schritte fern. Er befiehlt mitten in der Nacht mit seiner Legion aufzubrechen, und schnell ihm zuzuziehen. Krassus zieht mit dem Boten aus. Einen andern Gesandten erläfst er an L. Fabius, dafs er seine Legion zu den Atrebaten führe, wohin er reisen mufste; schreibt an Labienus, wenn es der Republik-Vortheil erlaubte, mit seiner Legion zu den Nerviern zu kommen; den übrigen etwas entferntern Theil des Heeres glaubt er nicht erwarten zu dürfen; aus dem nächsten Winterlager bringt er ungefähr 400 Reiter auf.

47. Um die dritte Stunde ungefähr durch Vorläufer [70] von Krassus Ankunft unterrichtet, rückt er an dem Tage 20.000 Schritte vorwärts. Den Krassus setzt er über Samarobriva, giebt ihm eine Legion, weil er daselbst des Heeres Gepäck, die Geiseln der Gemeinden, die Staatspapiere und alles für den Winter angefahrene Getreide zurückliefs. Fabius hatte, wie ihm befohlen war, nicht eben lange gesäumet und begegnete ihm mit seiner Legion unterwegs. Labienus hatte Sabinus Tod und der Kohorte Niederlage erfahren, und weil er, da alle Truppen der Trevirer zu ihm gekommen waren, befürchtete, er möchte, wofern er aus den Winterlägern zu fliehen schien, der Feinde Angriff nicht aushalten, zumal der noch frische Sieg sie übermüthig machte, schreibt er Cäsarn zurück, mit welcher Gefahr er die Legion aus dem Winterlager führen würde, meldet den Vorfall mit den Eburonen, berichtet, dafs alles Fufsvolk und Reiterei der Trevirer 3000 Schritt von seinem Lager Fufs gefafst.

48. Cäsar billigte seinen Anschlag, und wiewol er nun von drei eingebildeten Legionen auf zwei sich beschränken mufste, schien ihm doch die Schnelligkeit das einzige Rettungsmittel. In grofsen Märschen rückte er in der Nervier Gebiet. Hier erfährt er von Gefangenen,

70) Etwa Fourierschützen, nach unsrer Vorstellungsart.

was bei Cicero vorgehe, und wie gefährlich es stehe. Nun überredet er durch versprochene grosse Belohnung einen Gallischen Reiter, Cicero'n einen Brief zu überbringen. Dieser war griechisch abgefaßt, daß, sollte er aufgefangen werden, unsre Absichten nicht dem Feinde bekannt würden. Könnte er nicht hingelangen, so räth er, einen Hakenpfeil mit dem an den Schwungriemen gebundenen Brief in die Lagerschanzen zu werfen. In Briefe schrieb er, er werde schnell mit den Legionen eintreffen; ermahnte ihn, seine vorige Tapferkeit zu behaupten. Der Gallier sendet, die Gefahr scheuend, befohlnermaßen einen Hakenpfeil. Zufällig blieb dieser an einem Thurme hängen, zwei Tage von den Unsern unbemerkt, am dritten erst von einem Soldaten erblickt. Er wird abgenommen und Cicero'n übergeben. Dieser überliest ihn, theilt ihn den Soldaten mit, und erfreut alle ungemein. Hierauf sah man von ferne den Rauch von Feuern, und zweifelte nun nicht mehr an der Legionen Ankunft.

Die Gallier erfahren es durch Späher, he- 49.
ben die Belagerung auf, und ziehen mit aller Macht Cäsarn entgegen. 60,000 Bewaffnete waren es ungefähr. Cicero bittet sich wieder von dem oben erwähnten Vertiko den Gallischen Sklaven aus, um an Cäsar einen Brief zu überbringen. Diesem räth er, seinen Weg behutsam und genau zu wälen; im Briefe schreibt er, die

Feinde hätten ihn verlassen, und sich alle nach ihm hin gewendet. Um Mitternacht ungefähr erhielt Cäsar den Brief, benachrichtigte die Seinen, ermahnt sie, sich schlagfertig zu halten. Am folgenden Tage mit Sonnenaufgang bricht er sein Lager ab, rückt 4000 Schritte vor, erblickt die Feindesmenge über einem grosen Thale und Bach. Gefährlich war, mit so vielen an ungünstigem Orte zu fechten; doch, weil er Cicero von Belagerung befreit wuste, und deshalb Geschwindigkeit nicht eben von Nöthen war, so bleibt er und verschanzt sein Lager an dem gelegensten Orte, so gut er kann. Dies zieht er, wiewol es an sich klein war, ungefähr 7000 Mann stark, besonders ohne Gepäck, doch durch enge Gassen so viel als möglich zusammen, damit ihn der Feind höchst verächtlich finden möchte. Indeſs schickte er nach allen Seiten Kundschafter, um zu erfahren, wo am leichtesten durch das Thal zu kommen.

50. An dem Tage fielen am Wasser kleine Scharmützel unter der Reiterei vor; beiderseits aber behauptet man seine Stellung. Die Gallier, weil sie noch mehr Truppen, die noch nicht angekommen waren, erwarteten; Cäsar, ob er vielleicht durch vorgebliche Furcht die Feinde herüberlocken möchte, damit er diesseits des Thales von dem Lager mit ihnen föchte; wenn ihm dies nicht gelänge, damit er auf sichern Wegen mit weniger Gefahr durch Bach und Thal zöge.

Mit Tages Anbruch rücken die feindlichen Reiter in unser Lager und liefern mit unsern Reitern ein Treffen. Cäsar heißt die Reiter absichtlich weichen und sich in das Lager zurückziehen; läßt zugleich von allen Seiten das Lager mit einem höhern Wall verschanzen, die Thore verrammen, und dabei viel hin und herlaufen, als wenn alles in Furcht betrieben würde.

Durch dies alles gelockt führt der Feind 51.
sein Heer herüber und gewinnt eine ungünstige Stellung: da sich die Unsrigen auch vom Walle zurückziehen, rückt er näher, wirft von allen Seiten Geschoss in die Schanzen, läßt durch Herolde ausrufen: wer binnen drei Stunden, sei er Römer oder Gallier, zu ihm übergehen wolle, möge es ohne Gefahr; nach Verlauf dieser Zeit werde es nicht mehr gestattet; und verachtete die Unsrigen so sehr, daß sie, nicht im Stande, die zum Schein mit Rasenreihen versetzten Thore zu durchbrechen, versuchten den Wall mit den Händen niederzureissen, und die Graben auszufüllen. Jezt bricht Cäsar aus allen Thoren hervor, sendet seine Reiter voran, und schlägt die Feinde so schnell in die Flucht, daß Niemand Widerstand leistete; viele tödtete, alle entwaffnete er.

Vorzurücken scheute er, weil Wälder und 52.
Sümpfe dazwischen lagen und jene nur mit nicht geringem Schaden ihre Stellung verändern konnten; also zog er mit all seinen Truppen unver-

letzt noch an demselben Tage zu Cicero. Er bewundert die aufgeführten Thürme, Sturmdächer und Verschanzungen der Feinde; als die Legion vorrückt, findet er, dafs je der sehnte nicht einmal wundenlos sei. Aus allem urtheilt er, mit welcher Gefahr und wie wacker man sich gehalten, lobt Cicero und die Legionen nach Verdienst, ruft besonders die Centurionen und Tribunen, deren Tapferkeit Cicero bezeugt hatte; erfährt von Gefangenen genauer Sabinus' und Kotta's Fall. Tages darauf erzält er in einer Versammlung das Vorgefallene, tröstet und ermahnt die Soldaten; der durch des Legaten Schuld und Unbesonnenheit erlittene Schaden, zeigt er, sei um so gleichmüthiger zu tragen, da durch der unsterblichen Götter Güte und ihre Tapferkeit der Nachtheil gebüfst sei, und weder des Feindes Freude, noch ihr Schmerz von längerer Dauer sein werde.

53. Mittlerzeit gelangt das Gerücht von Cäsars Siege durch die Nervier mit unglaublicher Schnelligkeit an Labienus, so dafs, da er von Cicero's Winterlager ungefähr 60,000 Schritte entfernt, und Cäsar nach der neunten Stunde des Tages dahin gekommen war, vor Mitternacht an des Lagers Thoren ein Geschrei entstand, wodurch dem Labienus der Sieg angedeutet und von den Remiern Glück gewünscht wurde. Dies Gerücht zu den Trevirern gebracht, entfloh Induciomarus, vorher folgendes Tages Labienus Lager zu er-

stürmen entschlossen, in der Nacht und führte alle Truppen zu den Trevirern zurück. Cäsar sendet Fabius mit seiner Legion in das Winterlager zurück, er selbst beschließt mit drei Legionen um Samarobriva in drei Lägern zu überwintern; und, weil so viel Aufruhr in Gallien entstanden, den ganzen Winter hindurch selbst bei dem Heere zu bleiben. Denn auf das Gerücht von dem durch Sabinus Tod erlittenen Nachtheil beriethen sich fast alle Gemeinden Galliens über den Krieg, sendeten Boten und Gesandtschaften nach allen Seiten, und forschten, was die Uibrigen für Maasregeln nähmen, womit der Krieg zu beginnen, und hielten an öden Plätzen nächtliche Versammlungen. Fast keine Zeit des ganzen Winters verstrich ohne Cäsars Bekümmernis, dafs er nicht eine Nachricht von den Versammlungen und dem Aufstand der Gallier erhielt. Unter andern erfuhr er von dem Legaten, L. Roscius, der die dreizehnte Legion befehligte, dafs eine grofse Macht der Gallier aus den Gemeinden, welche Armoricae heifsen, ihn zu belagern übereingekommen, und nicht mehr als 8000 Schritte von seinem Lager fern gewesen, aber auf die Kundschaft von Cäsars Siege aus einander gegangen, so dafs das Auseinandergehen einer Flucht ähnlich geschienen.

54. Aber Cäsar berief die Vornehmsten jeder Gemeinde zu sich, und erhielt einen grofsen Theil Galliens bei Pflicht theils durch Schrecken,

indem er sich kundig alles dessen bewies, was geschah, theils durch Ermahnung. Doch suchten die Senonen, eine vorzüglich feste und unter den Galliern angesehene Gemeinde, den Kavarinus, den Cäsar ihnen zum König gegeben hatte (dessen Bruder Moritasgus bei Cäsars Ankunft in Gallien, wie seine Vorfahren, König gewesen) auf gemeinsame öffentliche Berathung umzubringen, und da er es gemerkt hatte und geflohen war, verfolgten sie ihn bis an die Grenze und trieben ihn von Thron und Haus. Darauf sendeten sie, Genugthuung halber, an Cäsar, gehorchten aber nicht, als er den ganzen Rath vorbeschied. So viel vermochte bei Barbaren, dafs einige sich zu Kriegsanführern fanden, und so sehr änderte sich hiemit ihr Wille, dafs ausser den Aeduern und Remiern; welche Cäsar stets besonders ehrte, erstere wegen alter und standhafter Treue gegen die Römer, letztere wegen neuer Verdienste im gallischen Kriege, fast jede Gemeinde uns verdächtig war. Ich weifs nicht, ob dies eben so sehr zu verwundern sei, theils aus andern Gründen, theils vorzüglich, weil, die an Tapferkeit allen Völkern vorgezogen, so sehr in der öffentlichen Meinung gesunken zu sein sich betrübten, dafs sie von den Römern beherrscht wurden.

55. Die Trevirer aber und Induciomarus schickten den ganzen Winter hindurch Gesandte über den Rhein, wiegelten die Gemeinden auf, ver-

sprachen Geld, sagten, von unserm Heere sei ein grofser Theil geblieben, und ein viel kleinerer übrig. Dennoch konnte keine Gemeinde der Germanen bewogen werden, über den Rhein zu gehen, da sie zweimal, in Ariovists Kriege und der Tenchtherer Übergang erfahren, dafs das Glück nicht mehr zu versuchen sei. Dieser Hoffnung beraubt, sammelt Induciomarus dennoch Truppen, übt sie, schafft Pferde von den Nachbarn herbei, lockt die Verwiesenen und Verdammten aus ganz Gallien mit grofsen Belohnungen zu sich. Schon hatte er dadurch in Gallien sich solches Ansehen erworben, dafs von allen Orten her Gesandtschaften zu ihm strömten, und öffentlich, wie insgeheim, seine Gunst und Freundschaft erbaten.

Da er einsah, dafs man freiwillig zu ihm 56. kam, dafs eines Theils die Senonen und Carnuten durch einer Unthat Bewufstsein angetrieben würden, andern Theils die Nervier und Aduatuker sich gegen die Römer rüsteten, und dafs es ihm nicht an Freiwilligen fehlen möchte, wenn er aus seinen Grenzen rückte: so sagte er eine bewaffnete Versammlung an (so beginnen die Gallier ihren Krieg), wozu, nach allgemeinem Gesetz, alle Mannbare bewaffnet zu kommen pflegen. Wer darunter zuletzt kommt, wird vor der Menge mit allerhand Martern getödtet. In dieser Versammlung erklärt er Cingetorix, der

andern Partei Haupt, seinen Schwiegersohn (der, wie oben erwähnt, Cäsar anhing und nicht von ihm wich), für einen Feind und nicht seine Güter ein. Hierauf sagt er in der Versammlung, er sei von den Senonen und Karnuten und mehrern andern Gemeinden Galliens berufen und werde hieher durch der Remier Gebiet ziehen, ihre Aecker verwüsten, und zuvor Labienus Lager bestürmen; was geschehen soll, befiehlt er.

57. Labienus blieb in seinem, von der Natur, wie durch Kunst wohl verschanzten Lager, und fürchtete nichts für sich, noch seine Legion, nur bedacht, keine Gelegenheit eines glücklichen Streichs zu versäumen. Da er nun von Cingetorix und dessen Verwandten Induciomarus Rede erfuhr, die er in der Versammlung gehalten, sendete er Bothschafter in die benachbarten Gemeinden, und berief Reiter aus allen Orten. Diesen beraumt er einen bestimmten Tag der Zusammenkunft an. Indeſs streifte Induciomarus fast täglich mit seiner ganzen Reiterei um das Lager, theils um die Lage zu erspähen, theils um zu sprechen, oder zu schrecken. Fast alle Reiter warfen ihre Spieſse in den Wall. Labienus hielt die Seinigen immer innerhalb der Schanzen, und liefs, wie er nur konnte, Furcht vermuthen.

Da

Da Induciomarus täglich mit mehr Verach- 58.
tung zum Lager rückte, so liefs er in einer Nacht alle berufene Reiter der benachbarten Völkerschaften herein und hielt alle so sorgfältig bewacht in seinem Lager, dafs die Sache auf keine Weise lautbar, oder den Trevirern hinterbracht werden konnte. Indefs kommt Induciomarus, nach täglicher Gewohnheit, zum Lager und bleibt einen grofsen Theil des Tages daselbst. Die Reiter werfen Geschofs und fordern mit vielem Schimpf die Unsrigen zum Kampfe heraus. Da die Unsern keine Antwort geben, so gehen sie gegen Abend, als es ihnen beliebt, zerstreut aus einander. Plötzlich läfst Labienus aus zwei Thoren seinen ganzen reisigen Zeug hervorstürmen, befiehlt und verbietet, wenn der Feind geschreckt und in die Flucht gesprengt (was er, wie es geschah, vorher sah), allein auf Induciomarus sich zu werfen, keinen eher zu verwunden, bis dieser getödtet sei, weil er ihm durch der Uibrigen Säumnis nicht Raum zur Flucht gönnen wollte: er verspricht denen, die ihn tödten würden, grofse Belohnungen, sendet den Reitern Kohorten zu Hülfe. Das Glück begünstigt seinen Anschlag, und da alle auf jenen allein gingen, so wurde Induciomarus in des Flusses Seichte ergriffen, getödtet und sein Haupt in das Lager gebracht. Die zurückkehrenden Reiter verfolgen und töd-

ten, wen sie können. Auf die hievon erhaltene Nachricht gehen alle Eburonen und Nervier, die sich gesammelt hatten, aus einander; und kurz darauf war Gallien ruhiger.

# Sechstes Buch.

Aus vielen Gründen liefs Cäsar, in Erwartung eines gröfsern gallischen Aufstandes, durch die Legaten, M. Silanus, K. Antistius Reginus, und T. Sextius Aufgebote ergehen; zugleich bat er den Prokonsul Kn. Pompejus, weil er selbst der Republik wegen als Statthalter in der Nähe von Rom 71) bliebe, die aus dem cisalpinischen Gallien ihm als Konsul geschworen hatten, zu den Bannern zu berufen, und ihm zu übersenden 72); auch für die Zukunft schien, der Gallier wegen, viel gelegen, Italiens Macht so ansehnlich zu zeigen, dafs nicht nur ein etwa im Kriege erlit-



71) Vrbs. Den Römern war nur Eine Stadt — Rom.

72) Nach uns: zum Stabe. Signa waren nämlich die Banner, an welchen sie sich sammeln mufsten. Ausser dem Adler, wie oben bemerkt, hatte jede einzelne Unterabtheilung der Truppen ihre Banner. Die Manipeln hatten anfangs ein Bündel Heu auf einer Stange, dann eine Lanze mit einem Querholz oben, und einer Hand; unter dem Querholze Schilder, oder Scheiben, worauf Bilder der Götter, oder Imperato-

tenger Verlust in kurzer Zeit ersetzt, sondern auch mit größern Truppen vermehrt werden könnte. Pompejus gewährte dies der Republik und der Freundschaft, veranstaltete durch die Seinen schnell eine Aushebung, bestimmte und sendete vor Ausgang des Winters drei Legionen, verdoppelte die mit Q. Titurius verlornen Kohorten, und zeigte so durch Schnelligkeit und Mannschaft, was des Römischen Volks Kriegszucht und Reichthum vermöchten.

2. Nach Induciomarus' Fall, den wir oben erzählt, ward seinen Verwandten, der Oberbefehl von den Trevirern übertragen. Diese boten unaufhörlich die benachbarten Germanen auf und versprachen Geld. Da sie nichts von den Näheren erlangen konnten, versuchten sie die Entfernten. Einige Gemeinden, so sie bereit fanden, verbanden sie durch Schwur, und stellten sich durch Geiseln wegen des Geldes sicher. Ambiorix machten sie zum Freund und Bundesgenos-

---

ren waren. Bei den Reitern hieß es vexillum, und war ein viereckiges Stück Zeug von rother Farbe mit des Imperators Namen in Gold, s. Lips. M. R. 4. 5. Wir haben dafür Banner, von einem gothischen Worte, wovon auch hernach unser Band gekommen sein mag, wie denn Fähndrich, und Fahne und Infanterie davon abstammen. Bandiera, bannière, banner, im Italienischen, Französischen, Englischen, sind dasselbe Wort, s. Wachters gloss. germ, h. v.

sen. Cäsar erfuhr dies, sah allenthalben Kriegsanstalten, sah, daſs die Nervier, Aduatuker, Menapier, mit den Germanen diesseits des Rheins unter den Waffen standen, daſs die Senonen auf Befehl nicht kamen, mit den Karnuten und benachbarten Gemeinden Berathung pflogen, die Germanen von den Trevirern mit häufigen Gesandtschaften bestürmt wurden, und dachte nun früher an den Krieg.

Also zog er, als der Winter noch nicht 3. vorüber war, mit den vier nächsten Legionen unvermuthet in der Nervier Land; und ehe sie zusammenkommen, oder fliehen konnten, hatte er viel Menschen und Vieh weggenommen, diese Beute den Soldaten überlassen, die Aecker gewüstet und sie zur Uibergabe und Geiselschaft gezwungen. So führte er die Legionen nach schnell abgethaner Sache wieder in das Winterlager. Bei einem zu Frühlings Anfang, wie er beschlossen, angesagten Geding Galliens, als, die Senonen, Karnuter, und Trevirer ausgenommen, die übrigen gekommen waren, hielt er dies für Anfang des Kriegs und Abtrünnigkeit, nun alles hintanzusetzen, verlegte er das Geding nach Lutetia in das Parisische. Diese grenzten an die Senonen, und hätten in der Väter Zeiten die Gemeinde sich verbunden, aber an diesem Geding hatten sie nicht Theil genommen. Dies von der Bühne ausgerufen, zog er desselben Ta-

ges mit seinen Legionen zu den Senonen und kam in grosen Märschen dort an.

4. Auf die Nachricht von seiner Ankunft liefs Akko, der das Haupt jener Berathung gewesen war, die Menge in die Städte bescheiden. Den Unternehmenden wird, ehe noch dies ausgeführt werden konnte, verkundschaftet, die Römer seien da. Nothwendig entsagen sie ihrem Vorhaben, und senden fürbittend an Cäsar: durch die Aeduer geben sie ihn an, denen ehemals die Gemeinde pflichtig war. Gern verzeiht Cäsar den bittenden Aeduern und genehmigt ihre Entschuldigung, weil er die Sommerzeit für den Krieg, nicht für die Untersuchung tauglich hielt. Hundert aufgeschriebene Geiseln gab er in der Aeduer Verwahrung. Eben dahin senden die Carnuter Gesandte und Geiseln mit der Remier Fürsprache, deren Schützlinge sie waren. Sie erhalten dieselbo Antwort. Cäsar schliefst das Geding und fordert Reisige von den Gemeinden.

5. Diesen Theil Galliens beruhigt, richtete er Sinn und Gemüth ganz auf den Krieg mit den Trevirern und Ambiorix. Cavarinus nahm er mit der Senonischen Reiterei mit sich, damit nicht durch seinen Lähzorn, oder aus dem wohlverdienten Hasse des Volks, Aufruhr entstünde. Nach dieser Verfügung forschte er, da er für gewifs annahm, Ambiorix werde kein Treffen liefern, nach seinen übrigen Absichten. Nahe

an der Eburonen Grenzen lagen, durch stete Sümpfe und Waldungen verschanzt, die Menapier, welche allein in Gallien niemals um Frieden an Cäsar gesendet hatten. Mit diesen, wußte er, war Ambiorix in Gastfreundschaft; auch hatte er erfahren, daß er durch die Treviser mit den Germanen befreundet war. Diese Hülfe glaubte er ihm entziehen zu müssen, bevor er ihn in den Krieg forderte, daß er nicht, wenn alles verloren, sich bei den Menapiern verbärge, oder er (Cäsar) mit den Germanen jenseits des Rheins zu streiten gezwungen würde 73). Diesem Anschlag gemäß sendete er das ganze Heergeräthe zu Labienus in das Trevirische, und ließ zwei Legionen ihm zuziehen, er selbst zog mit fünf leichten Legionen zu den Menapiern. Diese, ohne Heeresmacht, auf des Ortes Schutz bauend, fliehen in Wälder und Sümpfe, und schaffen auch ihr Habe dahin.

Cäsar theilt sein Heer mit dem Legaten K. Fabius, und dem Quästor M. Krassus, schlägt schnell Brücken, rückt in drei Haufen an, zündet Gebäude und Flecken an, bemeistert sich einer Menge Menschen und Viehes. Hierdurch gezwungen senden die Menapier um Frieden an K. 6.

73) Eine von Cäsars kleinen Nachlässigkeiten! Da die Germanen vorher als gewonnene Freunde des Ambiorix erwähnt wurden, so muß dies congredi cogeretur auf Cäsar gehen.

ihn. Er nimmt Geiseln an, erklärt, sie Feinden gleich zu achten, wenn sie Ambiorix, oder seine Gesandten, in ihr Gebiet aufnähmen. Dies festgesetzt läfst er Kommius den Atrebäten mit Reiterei zur Besatzung zurück; er selbst zieht zu den Trevirern.

7. Indefs hatten die Trevirer viel Fufsvolk und reisigen Zeug gesammelt und rüsteten sich, Labienus mit der einen Legion, die bei ihnen überwinterte, anzugreifen: schon waren sie nicht weiter als zwei Tagereisen von ihm fern, als sie erfuhren, dafs zwei Legionen von Cäsar geendet eingetroffen. Funfzehntausend Schritte fern lagern sie und beschliefsen, der Germanen Hülfe zu erwarten. Labienus durchsieht ihren Anschlag, hofft von ihrer Unbesonnenheit Anlafs zum Treffen, läfst fünf Kohorten zur Hut des Gepäcks, zieht mit fünf und zwanzig Kohorten und vieler Reiterei gegen den Feind aus, und verschanzt tausend Schritte fern sein Lager. Es war zwischen Labienus und dem Feinde ein schwer überzusetzender Flufs mit jähem Uferabhang. Uiber diesen zu setzen gedächte weder er, noch erwartete er es von den Feinden. Täglich wuchs die Hoffnung auf Hülfe. Er sprach öffentlich in einer Versammlung: „da die Germanen im Anzuge seien, so wolle er sein und des Heeres Glück nicht verscherzen, und mit folgendes Tages Anbruch weiter rücken.“ Dies wird schnell den Feinden hinterbracht, wie denn

von einer grofsen Menge Gallischer Reiterei einige nothwendig die Gallier begünstigen mufsten. Labienus trug Nachts den versammelten Tribunen und ersten Schaaren sein Vorhaben vor, und um den Feinden desto leichter seine Furcht vorzuspiegeln, läfst er mit gröfserm Aufstand und Geräusch, als der Römer Gewohnheit ist, sein Lager abbrechen. Dadurch gewinnt sein Aufbruch das Ansehn der Flucht. Auch dies wird durch Späher noch vor Tages Anbruch, sintemal das Lager so nahe war, dem Feinde hinterbracht.

8. Kaum war die Nachhut aus der Schanze heraus, als die Gallier einander ermahnten, „die gehoffte Beute nicht sich entgehen zu lassen; es währe, da die Römer erschrocken seien, zu lange, auf der Germanen Hülfe zu warten; ihre Würde gestatte nicht, dafs sie mit so viel Mannschaft ein so kleines, besonders flüchtiges und unbehülfliches Heer nicht anzugreifen wagten.“ Sie setzten über den Flufs und trugen kein Bedenken, an ungelegenem Orte ein Treffen zu liefern. Dies hatte Labienus erwartet, und um alle herüber zu locken, stellte er sich immer als im Abzuge begriffen, und zog ruhig weiter. Dann, als das Gepäck etwas voraus auf einen Hügel gesendet war, sprach er: „ihr habt nun, Soldaten, die erwünschte Gelegenheit: ihr habt den Feind an schwierigem und ungelegenem Orte. Bewährt nun uns Anführern dieselbe

Tapferkeit, die ihr oft dem Feldhauptmann erwiesen! Denkt, Er sei gegenwärtig und sehe dies mit an!" Zugleich liefs er die Banner gegen den Feind wenden und in Schlachtordnung anrücken. Nur wenig Geschwader liefs er zur Hut beim Gepäck, die übrigen Reiter stellte er an die Seiten. Schnell senden die Unsern, aufschreiend, ihre Wurfspiefse gegen die Feinde. Diese, als unverhofft, feindseliges Bannern, deren Flucht sie erwartet, auf sie los kamen, hielten den Angriff nicht aus, und flüchteten, gleich beim ersten Anlauf geworfen, in die nächsten Waldungen. Labienus verfolgte sie mit Reiterei, tödtete viele, machte mehrere Gefangene, und nahm wenig Tage darauf die Gemeinde wieder in Pflicht. Denn die Germanen, welche zu Hülfe zogen, kehrten wieder um, als sie von der Trevirer Flucht hörten. Mit ihnen verliefsen auch die Verwandten Induciomarus', des Abfalls Urheber, sie begleitend, die Stadt. Dem Cingetorix, welcher vom Anfange pflichtig blieb, wie bemerkt, wurde Herrschaft und Oberbefehl übergeben.

9. Als Cäsar von den Menapiern zu den Trevirern kam, beschlofs er aus zwei Ursachen über den Rhein zu setzen; die erste war, weil sie den Trevirern Hülfe gegen ihn gesendet, die zweite, dafs Ambiorix sich nicht dahin zurückzöge. Nach diesem Vorsatz liefs er etwas oberhalb der Stelle, wo er vorher übergegangen war, eine Brücke schlagen. Auf die bekannte, ange-

gebene Art wurde durch grofsen Eifer der Soldaten in wenig Tagen das Werk zu Stande gebracht. Bei den Trevirern liefs er starke Besatzung an der Brücke, damit nicht plötzlich unter ihnen ein Aufruhr entstände, und führte nun die übrigen Truppen und die Reiterei hinüber. Die Ubier, welche vorher Geiseln gestellt und sich ergeben hatten, sendeten zu ihrer Entschuldigung Gesandte, welche darlegten, „dafs weder aus ihrer Gemeinde den Trevirern Hülfe gesendet, noch von ihnen die Treue verletzt worden.“ Sie bitten und flehen, „er möge ihrer schonen, damit nicht im gemeinsamen Hafs der Germanen die Unschuldigen für die Schuldigen büfsen. Wolle er noch mehr Geiseln, so versprechen sie, sie zu stellen.“ Nach beschehener Untersuchung fand Cäsar, dafs von den Sueven Hülfe gesendet worden, nahm der Ubier Genugthuung an, forscht nach den Zugängen und Wegen zu den Sueven.

Indefs erfährt er wenig Tage darauf durch 10.
die Ubier, dafs die Sueven alle Truppen an Einem Orte versammeln, und den unterwürfigen Völkerschaften ankündigen, Fufsvolk und Reiterei zu Hülfe zu senden. Hierauf sorgt er für Getreide, wält einen schicklichen Lagerplatz, befiehlt den Ubiern, ihr Vieh wegzutreiben, und all ihr Habe vom Lande in die Städte zu schaffen, in der Hoffnung, rohe und unerfahrene Menschen durch Mangel an Lebensmitteln zu

nachtheiligem Kampfe zu verleiten: läßt häufig Späher zu den Sueven senden, und, was sie vorhaben, erforschen. Diese thun, was ihnen befohlen, und berichten nach wenig Tagen: „daß alle Sueven, auf sichere Kundschaft von der Römer Heer, mit ihrer und der Bundesgenossen sämmtlicher Mannschaft, welche sie aufgebracht, fast nach den äussersten Grenzen sich zurückgezogen. Dort sei ein unendlich grosser Wald, Bacenis genannt, dieser erstrecke sich tief nach innen, und behüte die Sueven und Cherusker wechselseitig, als natürliche entgegenstehende Mauer, vor Unbill und Einfällen. An dieses Waldes Anfange haben die Sueven der Römer Anmarsch zu erwarten beschlossen."

11. Weil wir hierauf gekommen sind, so scheint es nicht unpassend, von den Sitten Galliens und Germaniens, und dem Unterschiede dieser Nationen zu sprechen. In Gallien sind nicht nur in allen Gemeinden, allen Gauen und Theilen, sondern fast auch in einzelnen Häusern Parteiungen. Dieser Parteien Häupter sind, welche von denen für angesehen geachtet werden, auf deren Schiedsspruch und Urtheil alle Dinge und Berathungen beruhen. Dies scheint von Alters her deshalb eingeführt zu sein, damit keinem aus dem Volke gegen den Mächtigern Hülfe gebräche. Denn keiner läßt die Seinen unterdrücken, noch überlisten, noch hat er, wofern er anders handelt, Ansehen unter ihnen. Dies ist durch-

gängige Verfassung in ganz Gallien; denn alle Gemeinden sind in zwei Theile gesondert.

12. Als Cäsar nach Gallien kam, waren die Aeduer der einen, die Sequaner der andern Partei Häupter. Da diese an sich weniger galten, sintemal von je die Aeduer das höchste Ansehen hatten, und viele Schützlinge, so hatten sie sich die Germanen und Ariovist verbunden, und sie mit grofsen Geschenken und Versprechungen angelockt. Nach mehrern glücklichen Treffen aber, als der Aeduer ganzer Adel geblieben, waren sie an Macht so überlegen geworden, dafs sie einen grofsen Theil der Schützlinge von den Aeduern an sich zogen, der Vornehmsten Kinder als Geiseln übernahmen und öffentlich schwören liefsen, nichts gegen die Sequaner zu unternehmen, auch einen Theil benachbarten Gebiets, den sie erobert, besafsen, und über ganz Gallien herrschten. Deshalb hatte Diviciakus, als er den Römischen Senat um Hülfe gebeten, unverrichteter Sache zurückkehren müssen. Mit Cäsars Ankunft änderte sich dies; die Aeduer erhielten ihre Geiseln und vorigen Schützlinge wieder, er schaffte ihnen neue (weil die sich mit ihnen befreundet hatten, besser standen und billigerer Regierung genossen), ihre ganze Lage, Gunst und Würde ward erweitert, die Sequaner verloren den Vorzug. An ihre Stelle waren die Remier getreten; da diese bei Cäsar gleich in Gunst waren, so begaben sich, die wegen altes Spans auf keine Weise

mit den Aeduern sich hatten verbinden können, in der Remier Schutz. Diese beschützten sie sorgfältig. So hatten sie ein neues Ansehen schnell erlangt, und so standen damals die Sachen, dafs die Aeduer für die ersten gehalten wurden, die Remier den zweiten Platz behaupteten.

13. In ganz Gallien theilen sich diejenigen, die etwa von Bedeutung und Ansehen sind, in zwei Klassen; denn der Pöbel wird fast Knechten gleich geachtet, erkühnt sich nichts für sich, und wird zu keiner Berathung gezogen. Die meisten, entweder von Schulden, oder vielen Abgaben, oder der Mächtigern Unbill bedrückt, begeben sich in der Edleren Knechterei; diese haben auf sie alle Rechte der Herren gegen Knechte. Aber von jenen beiden Klassen ist die eine die der Druiden, die andre die der Ritter. Jene sind beim Gottesdienst, besorgen öffentliche und besondre Opfer, legen die heiligen Andeutungen aus. Diesen laufen viel Jünglinge der Belehrung wegen zu, und sie werden sehr bei ihnen geehrt; denn sie bestimmen fast über alle öffentliche und besondere Zwistigkeiten, und, wenn eine Unthat verübt, wenn ein Mord begangen ist, wenn eine Erb- oder Grenzstreitigkeit entsteht, so entscheiden sie, bestimmen Belohnung und Strafe. Bescheidet sich ein Privatmann, oder auch einer in öffentlichem Amte nicht ihres Beschlusses, so schliefsen sie ihn vom

Opfern aus; dies ist bei ihnen die schwerste Strafe. Welchen dies untersagt ist, solche werden Unfrommen und Lasterhaften gleich geachtet; von ihnen weichen alle, fliehen ihren Zutritt und Anrede, um nicht durch Berührung zu leiden; ihnen wird kein Recht gewährt, wenn sie bitten, kein Ehrenamt ertheilt. Allen diesen Druiden steht einer vor, der unter ihnen das gröfste Ansehen hat. Stirbt dieser, so folgt ihm, wer von den Uibrigen der Geltendste ist; sind aber mehrere gleich, so wird er durch der Druiden Stimmen gewält; zuweilen streiten sie auch mit Waffen um den Vorzug. Diese halten zu einer bestimmten Zeit im Jahre Sitzung im Gebiet der Karnuter, welches für die Mitte von ganz Gallien gehalten wird, an geweihtem Orte. Dahin kommen aus allen Orten, die Span haben, zusammen, gehorchen ihren Urteln und Beschlüssen. Man hält dafür, ihre Schule 74) sei in Britannien aufgekommen und von da nach Gallien verpflanzt worden; auch jezt reisen die, welche diese Sache genauer kennen lernen wollen, meist um zu lernen dahin.

14. Die Druiden pflegen aus dem Kriege zu bleiben, und entrichten nicht, wie die Uibrigen,

74) So habe ich disciplina, nach vielfacher Wahl, verdeutscht. Es begreift Kaste, Verfassung und Unterricht. Wer von Prophoten- und Dichterschulen einen Begriff hat, wird dies passend finden.

Abgaben; sie sind von Kriegsdiensten frei und allen sonstigen Beschwerden. Von so vielen Vortheilen angereizt, begeben sich viele theils freiwillig zu dieser Schule, theils werden sie von Aeltern und Verwandten dazu bestimmt. Da lernen sie, sagt man, eine Menge Verse auswendig, und manche bleiben zwanzig Jahre darin; sie halten es für unerlaubt, dies aufzuzeichnen, da sie in den übrigen Angelegenheiten, in öffentlichen, wie besondern Verhältnissen, Griechisch verhandeln. Dies, scheinen sie mir aus zwei Ursachen zu thun, weil sie weder ihre Lehre unter das Volk gebracht wissen, noch die Lehrlinge das Gedächtnis vernachlässigen, und auf Schrift bauen lassen wollen; wie es denn meist zu geschehen pflegt, dass beim Vortheil der Schrift genaues Lernen und Gedächtnis ermattet. Hauptsächlich wollen sie überzeugen, dass die Seelen nicht untergehen, sondern nach dem Tode aus andern in andre wandern. Dies, glauben sie, wecke besonders zur Tapferkeit, indem es den Tod verachten lehre. Ausser dem verhandeln und lehren sie der Jugend noch viel von den Gestirnen und ihrer Bewegung, von der Grösse der Welt und der Erde, von der Natur der Dinge, von der Kraft und Macht der unsterblichen Götter.

15. Die zweite Klasse sind die Ritter; diese gehen alle in den Krieg, wann es erforderlich ist, und

und ein Krieg einfällt, welches vor Cäsars Ankunft fast jährlich zu geschehen pflegte, so dafs sie entweder Beleidigungen anthaten, oder angethane abwehrten; und je vorzüglicher an Herkunft und Vermögen einer ist, desto mehr hat er Gefolge 75) und Schützlinge. Dies ist allein die Gunst und Macht, welche sie kennen. 16.

Die ganze Gallische Nation ist sehr religiös 76); deshalb schlachten, die an schweren Krankheiten darnieder liegen, in Treffen oder Gefahren sich befinden, Menschen als Opfer, oder geloben sie, und bedienen sich bei diesen Opfern der Hülfe der Druiden. Denn wo nicht Menschenleben um Menschenleben gegeben werde, halten sie die unsterblichen Götter nicht für versöhnlich. Eben solche Opfer sind auch öffentlich bei ihnen eingeführt. Andre haben ungeheuer grofse Bildnisse, deren mit Flechten zusammengebundene Glieder sie mit lebendigen

73) Ambacti. Ingesinde (s. Anmerk. 5.) unterdrückte ich blofs der Schwachen wegen. — Clientes — ambacti — soldurii — comitatus — Vasallen. — Man vergleiche dasselbe immer anders, wie es Zeit und Mensch in derselben heischen.

76) Eine starke Portion von Aberglauben wollte ich den Galliern nicht geben. Das römische religio begreift alles, was einem heilig ist und worüber er sorglich wacht. Aberglaube und dergleichen wird es nur durch vermittelte und untergeschobene Begriffe. Dann vernichtet sich der Aberglaube in sich selbst, was hier nicht zu erörtern ist.

Menschen anfüllen; diese zünden sie an und so sterben die Menschen von Flammen umringt. Die Hinrichtung der auf Beute, Strafsenraub oder sonstiger Schädigung Ergriffenen achten sie für den Göttern angenehmer; fehlt es aber daran, so richten sie auch Unschuldige hin.

17. Merkur ehren sie besonders als ihren Gott; von ihm sind die meisten Bilder vorhanden. Er gilt ihnen als Erfinder aller Künste, als Führer auf allen Wegen und Reisen; er hat, nach ihrer Meinung, den meisten Einfluss auf Gelderwerk und Handel. Nach ihm, den Apollo, Mars, Iupiter und Minerva: von diesen haben sie dieselben Vorstellungen, wie die übrigen Völker, dass Apollo die Krankheiten vertreibe, Minerva der Handwerke und Künste Anfang lehre, dass Iupiter über die Himmlischen herrsche, Mars die Kriege lenke. Diesem weihen sie meistens, wenn sie in den Kampf ziehen, was sie im Kriege erbeuten; die überwältigten gefangenen Thiere schlachten sie ihm; das Uibrige tragen sie auf Einen Platz zusammen. In vielen Gemeinden kann man an geweihten Orten daraus errichtete Hügel sehen; nicht oft geschieht es, dass einer, des heiligen Brauchs unachtsam, Gefangenes bei sich zu verbergen oder Hingelegtes wegzunehmen wagt; darauf ist die schwerste Hinrichtung mit Kreuzigung gesetzt.

18. Alle Gallier rühmen sich vom Vater Dis entsprungen zu sein, und dies, sagen sie, haben

die Druiden gelehrt. Deshalb bestimmen sie die Zeit nicht nach der Tage sondern der Nächte Zal. Geburtstage, Monats- und Jahresanfänge beobachten sie so, dafs Tag auf Nacht folgt. In ihrer übrigen Lebensweise unterscheiden sie sich so von den übrigen, dafs sie ihre Kinder nur, wenn sie erwachsen und streitbar sind, öffentlich vor sich lassen; dafs ein Sohn im Kindesalter öffentlich, Angesichts des Vaters, dastehe, gilt für schändlich.

So viel Geld die Männer von den Weibern 19.
als Mitgift erhalten, so viel legen sie von eigenem Vermögen, nach vorhergegangener Schätzung, zur Mitgift. Auf dies ganze Geld wird gemeinschaftlich Rücksicht genommen, und die Zinsen werden zurückgelegt. Wer den andern überlebt, an den fällt ein Theil von beiden mit den Zinsen der frühern Zeit. Die Männer haben auf Weiber, wie Kinder, das Recht über Leben und Tod; und stirbt ein Hausvater, von edlerer Herkunft, so kommen seine Verwandten zusammen, und verfahren, wofern sein Tod etwa verdächtig wäre, gegen die Weiber auf Sclavenweise, und, wenn es entschieden ist, martern sie sie mit Feuer und allen Foltern zu Tode. Die Leichenbegängnisse sind nach der Gallier Bildung prächtig und kostspielig; alles was den Lebendigen am Herzen lag, geben sie ihnen in das Feuer mit, auch Thiere; und etwas früher, als wir gedenken können, wurden Sklaven und Schützlinge,

die als ihre Lieblinge bekannt waren, zu gehöriger Leichenbegängnis, mit verbrannt.

20. Welche Gemeinden ihr Gemeinwesen vortheilhafter zu verwalten scheinen, haben in Gesetzen unverbrüchlich gemacht, daſs jeder, was er von den Nachbarn durch Gerücht und Ruf im Betreff der Republik vernimmt, an den Magistrat berichte, aber keinem sonst mittheile: weil man oft erfahren, daſs Verwegene und Unverständige durch falsche Gerüchte geschreckt, zu Unthat verleitet werden, und über die wichtigsten Angelegenheiten beschliefsen. Der Magistrat verbirgt, was ihn dünkt, und theilt der Menge nur mit, was ihr nützlich sein könnte. Uiber den Staat darf nur in Versammlung gesprochen werden.

21. Von diesen Bräuchen 77) sind die Germanen ganz unterschieden; denn sie haben weder Druiden, welche der Religion vorstehen; noch befleifsigen sie sich des Opferns. Götter sind ihnen nur, die sie sehen, und durch deren Einwirkung sie offenbar gewinnen, die Sonne, Vulkan und der Mond. Die Uibrigen kennen sie nicht einmal vom Hörensagen. Ihr ganzes Leben besteht in Jagd und kriegerischen Uibungen. Von Kindheit an gewöhnen sie sich an Mühsal und Härte. Die, so am längsten unmannbar

77) So nennen wir ja auch Sitte und Verfassung, wie der Text consuetudine hat.

bleiben, tragen das gröſste Lob unter den Ihrigen davon. Dadurch, glauben sie, werde Wachsthum und Kraft befördert, und die Sehnen 78) gestärkt. Bis in das zwanzigste Iahr Kenntnis vom Weibe haben, halten sie für das Schändlichste: hierin ist nichts Heimliches, denn sie baden sich untermischt in Flüssen, decken sich mit Fellen, oder kleinen Schaafpelzen 79), so daſs ein groſser Theil des Körpers nackt ist.

Ackerbau treiben sie nicht; ihre Nahrung 22.
besteht meistentheils in Milch, Käse, Fleisch. Keiner hat bestimmten Acker, oder eigene Grenzen, sondern die Obrigkeit und die Vornehmen vertheilen jährlich den Stämmen und Verwandtschaften, welche zusammenhalten, so viel und wo ihnen beliebt, und zwingen sie im folgenden Iahre anderswohin zu gehen. Dafür führen sie viele Gründe an, damit nicht durch stete Uibung verwöhnt sie Kriegskunst mit Ackerbau vertauschen, damit sie nicht ihre Grenzen zu erweitern trachten, und Mächtigere die Niedern aus ihren Besitzungen vertreiben, damit sie

78) S. Anm. 15.

79) Rheno ist unstreitig verwandt mit ῥην, welches auch der griechische Uibersetzer hat, ῥηνων καλυμενων Ζωων δερμασιν; wiewol andre Rennthierhäute verstehen. Manche setzen es unter das Hirschgeschlecht, manche unter die Ziegen. Die erwähnte legd kann das eine, wie das Hirtenleben das andre vertheidigen.

nicht sorglicher, Kälte und Hitze zu vermeiden, bauen, daſs nicht Geldgier entstehe, woraus Parteiungen und Zwiste sich erzeugen, daſs sie den Pöbel gleichmüthig erhalten, wenn jeder sein Vermögen mit dem des Mächtigsten vergleichen kann.

23. Den Gemeinden gereicht es zum gröfsten Lobe, weit umher in verwüsteten Bezirken Einöden zu haben. Dies halten sie für Tapferkeit, daſs die Nachbarn, von ihren Aeckern vertrieben, weichen, und keiner in ihrer Nähe zu leben wage. Zugleich achten sie sich dadurch sicherer, da die Furcht vor plötzlichem Einfall benommen ist. Führt die Gemeinde zu Schutz oder Trutz Krieg, so werden Magistratspersonen erwält, die dem Kriege vorstehen, mit Macht über Leben und Tod. Im Frieden ist kein gemeinsamer Magistrat, sondern die Vornehmsten der Gegenden und Gaue sprechen Recht unter den Ihrigen und mindern die Zwiste. Strafsenraub ausserhalb der Grenzen jeder Gemeinde ist nicht schimpflich; man läſst ihn treiben, um die Jugend zu üben und der Lässigkeit zu wehren; hat einer der Vornehmsten in der Versammlung gesagt, er wolle Führer sein, und es möchten sich nun melden, die folgen wollen; so stehen die auf, welche für die Sache und den Mann stimmen, versprechen ihre Hülfe und werden von der Menge gelobt; welche von ihnen nicht folgen, werden für Ueberläufer und Ver-

räther geachtet, und ihnen hernach in allen Dingen Glaube versagt. Gastfreunde zu verletzen halten sie für Unrecht; wer aus irgend einem Grunde zu ihnen kommt, den schützen sie vor Unbill, und halten ihn heilig; ihm stehen alle Häuser offen, und wird Unterhalt gegeben.

24. Es gab einst eine Zeit, wo die Gallier die Germanen an Tapferkeit übertrafen, freiwillig Kriege anfingen, wegen der Menschenmenge und der Felder Mangel Pflanzstädte über den Rhein sendeten. Also nahmen die Tektosagischen Völker die fruchtbarste Gegend Germaniens um den Hercynischen Wald (der, wie ich sehe, dem Eratosthenes und einigen Griechen bekannt ist unter dem Namen Orcynia) ein und liessen sich dort nieder. Bis auf diese Zeit hält sich dieser Stamm in diesem Wohnsitz und hat das größte Lob der Gerechtigkeit und Tapferkeit. Auch jezt verharren sie in gleichem Mangel, Dürftigkeit und Ausdauer, wie die Germanen, nähren und kleiden sich, wie diese. Den Galliern aber ist die Nähe unsrer Provinz, und die Kenntnis der Verfassung jenseits des Meeres vortheilhaft im Bezug auf Lebensmittel und Bedürfnis. Allmälich an das Besiegtwerden gewöhnt, und in vielen Treffen überwunden, vergleichen sie sich nicht einmal mit ihnen in Tapferkeit.

25. Dieses obangeführten Hercynischen Waldes Breite ist für gute Fußgänger neun Tagereisen weit; denn anders kann sie nicht bestimmt wer-

den, und Wegmaas kennen sie nicht. Er fängt an von der Helveter, Nemeter und Rauraker Gebiet, und geht in gerader Richtung des Flusses Danubius bis an den Dakern und Anarten. Von hier aus beugt er sich links, vom Flusse abweichend, und berührt wegen seiner Gröfse vieler Völkerschaften Gebiet. Keiner ist im dasigen Germanien, der an den Anfang dieses Waldes gekommen, wenn er sechzig Tagereisen gemacht hat, oder gehört hätte, wo er beginnt. Bekanntlich erzeugt er viel an andern Orten nicht gesehenes Wild: darunter die ausgezeichnetesten und denkwürdigsten folgende sind:

26. Ein Ochs, hirschähnlich, der mitten auf der Stirn zwischen den Ohren ein Horn hat, höher und gerader, als die uns bekannten Hörner. Von der Spitze an breiten sich Aeste, wie Palmen, weit aus. Mann und Weib sind gleich, Gestalt und Gröfse der Hörner dieselbe.

27. Ferner giebt es eine Art, die Elennthiere heifsen. Ihre Gestalt ist bockähnlich, die Felle gesprenkelt; aber etwas gröfser sind sie, ohne Hörner, haben Beine ohne Knöchel und Gelenke; um zu ruhen, fallen sie nicht nieder, noch können sie, wenn sie etwa gefallen sind, sich aufrichten, oder erheben. Bäume sind ihr Lager; an diese stützen sie sich und ruhen etwas zurückgekehrt. Wenn die Jäger aus ihren Fährten merken, wo sie sich hinzubegeben pflegen, so heben sie an dem Platz alle Bäume aus den

Wurzeln, oder umschneiden sie so, dafs sie nur scheinen zu stehen. Lehnen sich nun die Thiere nach Gewohnheit daran, so schlagen sie durch die Schwere die schwachen Bäume nieder, und fallen zugleich mit.

Die dritte Art sind die Auerochsen. Sie 28.
sind etwas kleiner, als die Elephanten, an Ansehen, Farbe und Gestalt Stiere. Sie sind sehr stark und schnell, schonen weder Menschen noch Thiere, wenn sie sie erblicken. Diese fängt man sorgfältig in Gruben und tödtet sie. Durch diese Mühsal härten sich die Jünglinge ab, und üben sich in solcher Jagd; wer die meisten getödtet hat, zeigt die Hörner öffentlich zum Zeugnis vor und trägt grofs Lob davon. Aber selbst die jungen können nicht an Menschen gewöhnt und zahm gemacht werden. Der Hörner Umfang, Gestalt und Ansehen ist verschieden von unsern Ochsenhörnern. Sie werden ämsig gesucht, an der Mündung in Silber gefafst, und bei reichen Gastmalen als Becher gebraucht.

Als Cäsar durch Ubische Späher erfahren, 29.
dafs die Sueven sich in die Wälder gezogen, und, weil die Germanen, wie oben gezeigt, Ackerbau treiben, Getreidemangel fürchtete, so beschlofs er, nicht weiter vorzurücken; aber um den Feinden nicht alle Furcht vor seiner Zurückkunft zu benehmen, und ihre Hülfsvölker aufzuhalten, brach er den letzten Theil der

Brücke, welcher das Ufer der Ubier berührte, zweihundert Fuſs lang, ab und stellte an das Ende derselben einen Thurm von vier Geschossen, legte zwölf Kohorten als Besatzung hin, und verschanzte den Ort wohl 80). Diesen Ort und die Besatzung übergab er dem jungen Volkatius Tullus. Er aber zog, als das Getreide zu reifen anfing, gegen Ambiorix zu Felde, durch den Arduenner Wald, den gröfsten in ganz Gallien, der von des Rheins Ufer und der Trevirer Gebiet bis zu den Nerviern geht, und über funfzehnhundert Schritte lang ist, sendete L. Minucius Basilus mit der ganzen Reiterei voraus, ob er etwa durch schnellen Anmarsch, und günstige Zeit etwas gewinnen könnte; warnte ihn, Feuer im Lager anzünden zu lassen, damit seine Ankunft nicht von fern angedeutet würde. Er selbst wollte alsbald folgen.

30. Basilus thut, wie ihm befohlen ist; schnell und gegen Aller Erwartung den Marsch gemacht, trifft er noch viele unvermuthet auf den Feldern; auf ihre Anzeige zieht er zu Ambiorix selbst, wo dieser mit wenig Reitern weilen sollte. Viel vermag, wie in allen Dingen, so im Kriegswesen, das Glück. Denn wie es durch einen grosen Zufall traf, dafs er auf den Unvorsichtigen und Unberittenen stiefs, und sein Anmarsch eher

80) Wir nennen diese Vorkehrungen Brückenköpfe.

von den Männern wahrgenommen, als durch Boten und Gerücht verkündet ward, so war es ein grofses Glück, dafs er selbst, da alles Kriegsgezeug ihm entrissen, Rollwagen und Pferde ergriffen wurden, entkam. Dies geschah aber, weil, da das Haus mit Wald umgeben, (wie meist der Gallier Wohnungen, um der Hitze zu entgehen, nahe an Wäldern und Flüssen liegen,) seine Gefährten und Gesinde an engem Orte unserer Reiter Gewalt einige Zeit bestanden. Indem diese kämpften, hob ihn einer der Seinen auf ein Pferd; Wälder deckten den Fliehenden. So diente das Glück viel, der Gefahr sich zu unterziehen und sie zu vermeiden.

31. Ob Ambiorix seine Mannschaft absichtlich nicht mitgenommen, weil er kein Treffen für räthsam hielt, oder durch Zeitkürze, und der Reiter plötzlichen Anzug verhindert, weil er glaubte, das übrige Heer folge, ist zweifelhaft. Wenigstens sendete er Boten heimlich auf das Land und befahl jedem, sich selbst zu rathen. Einige waren in den Arduenner Wald, andre in die fortlaufenden Sümpfe geflohen; die nahe am Ocean waren, verbargen sich auf den Inseln, welche die Fluth hervorbringt, viele wanderten aus, überliefsen sich und ihr Habe den Fremdesten. Kativolkus, König der Hälfte der Eburonen, der mit Ambiorix Rath gepflogen, ein schon betagter Mann, verwünschte, da er des Krieges, oder der Flucht Mühseligkeit nicht tragen konnte,

Ambiorix, der ihm dazu gerathen hatte, und vergab sich mit Gift vom Taxus, der in Gallien und Germanien häufig ist.

32. Die Segnier und Kondrusier, aus germanischem Stamme, die zwischen den Eburonen und Trevirern wohnen, sendeten bittend an Cäsar, sie nicht als Feinde zu behandeln, noch zu glauben, dafs alle diesseits des Rheins wohnende Germanen gemeinschaftliche Sache gemacht; sie haben nicht an Krieg gedacht, dem Ambiorix keine Hülfe gesendet. Cäsar befragte die Gefangenen, ob flüchtige Eburonen sich zu ihnen gesammelt hätten, und befahl sie zurückzuführen; wofern sie dies thäten, wolle er ihr Gebiet unverletzt lassen. Hierauf, die Mannschaft in drei Theile getheilt, schaffte er das Gepäck aller Legionen nach Aduatuka. So heifst ein Schlofs, Dies liegt fast in der Mitte des Gebiets der Eburonen, wo Titurius und Aurunkulejus überwintern wollten. Diesen Ort zog er theils aller übrigen Umstände wegen, theils deshalb vor, weil die Verschanzungen vom vorigen Jahre noch unverletzt waren, und er den Soldaten ihre Arbeit erleichterte. Zur Besatzung liefs er die vierzehnte Legion beim Gepäck, eine von den dreien, welche er vor kurzem aus Italien ausgehoben hatte. Diese Legion und das Lager übergab er dem Q. Tullius Cicero, und dazu zweihundert Reiter,

Das Heer getheilt, liefs er T. Labienus mit 33.
drei Legionen gegen den Ocean hin nach den
Gegenden aufbrechen, welche an die Menapier
grenzen. Mit eben so viel Legionen sendete er
K. Trebonius, die um Aduatuka liegende Gegend
zu verheeren. Er selbst beschlofs mit den drei
übrigen an den Flufs Skaldes, der sich in die
Mosa ergiefst, und an des Arduenner Waldes
Innerste Grenze zu ziehen, wohin Ambiorix mit
wenig Reitern sich begeben haben sollte. Beim
Abgang versprach er über den siebenten Tag
wiederzukehren, an welchem die zur Besatzung
zurückgelassene Legion Getreide erhalten mufste.
Labienus und Trebonius ermahnt er, wenn es
mit der Republik Vortheil geschehen könnte, an
demselben Tage wiederzukehren, damit nach
abermaliger Berathung und erkundeter Lage des
Feindes, der Krieg wieder anders angefangen
werden könnte.

Es war, wie oben gesagt wurde, keine 34.
bestimmte Mannschaft, keine Stadt, keine Besaz-
zung, welche sich gewaffnet verteidigte, sondern
eine allenwärts zerstreute Menge. Wo einem ein
versteckter Thal, oder eine Waldung, oder ein
unkommlicher Sumpf Schutz oder Rettung dar-
bot, da blieb er. Diese Orte waren in der
Nachbarschaft bekannt; und es brauchte viel
Sorgfalt, nicht, das Heer überhaupt zu schützen
— denn von Erschrockenen und Zerstreuten
konnte dem Ganzen keine Gefahr erwachsen —

sondern die einzelnen Soldaten zu erhalten; doch diente eben dies zum Theil zu des Heeres Heil. Denn die Begier der Beute lockte viele etwas ferner, und die Wälder gestatteten nicht, auf ungewissen und verborgenen Pfaden dicht einzuziehen. Sollte die Sache abgethan und der boshaften Menschen Stamm umgebracht werden, so mufsten mehrere Haufen ausgesendet, und die Soldaten vertheilt werden: wollte er die Manipeln bei dem Banner halten, wie es des Römischen Heeres Verfassung und Brauch erforderte, so war der Ort selbst den Feinden ein Schutz, und dem Einzelnen fehlte die Kühnheit nicht, heimlich nachzustellen und die Zerstreuten zu umgehen. Aber was immer durch sorgliche Behutsamkeit in schwieriger Lage geschehen konnte, geschah, so dafs, wiewol aller Gemüther von Rache brannten, eher minder, als zum mindesten Nachtheil der Soldaten geschädigt wurde. Cäsar sendete Boten an die benachbarten Gemeinden, berief alle zu sich durch Hoffnung auf Beute, die Eburonen auszuplündern, dafs vielmehr in den Wäldern der Gallier Leben, als der Soldat der Legion gefährdet, und mit Uibermacht umrungen für solche Unthat der Stamm und Name der Gemeinde getilgt werde. Von allen Orten kam schnell eine grofse Anzal zusammen.

35. Dies geschah allenthalben unter den Eburonen, und es nahte der siebente Tag, an welchem Cäsar zum Gepäck und zu der Legion zu-

rückzukehren beschlossen hatte. Hier zeigte sich, wie viel im Kriege das Glück vermag, und welche Ereignisse es herbeiführt. Die zerstreuten und erschreckten Feinde hatten, wie oben gezeigt wurde, keine Mannschaft, welche nur im mindesten Furcht erregen konnten. Über dem Rhein ging das Gerücht unter den Germanen, dafs die Eburonen geplündert und alle zur Beute berufen würden. Da sammeln die Sizambrer, die dem Rhein am nächsten sind, von welchen die flüchtigen Tenchtherer und Usipeter, wie oben erwähnt, aufgenommen wurden, zweitausend Reisige, setzen über den Rhein auf Schiffen und Flöfsen, dreifsigtausend Schritt unter dem Platz, wo die unvollendete Brücke und Cäsars zurückgelassene Besatzung war; sie rükken an der Eburonen äuserste Grenze, fangen viel zerstreute Flüchtlinge auf, nehmen viel Vieh weg, welches die Feinde so besonders lieben. Von der Beute gelockt, gehen sie weiter hinein. Diese, in Krieg und Raub gebohren, hält nicht Sumpf, noch Wald auf; sie fragen die Gefangenen, wo Cäsar sei, finden, dafs er weiter gezogen und erfahren, dafs das ganze Heer auseinander gegangen. Einer von den Gefangenen spricht: „Was verfolgt ihr diese elende und winzige Beute, da ihr schon sehr beglückt sein könntet? In drei Stunden könnt ihr in Aduatuka sein; dahin hat das Römische Heer sein ganzes Geräthe geschafft. Besatzung liegt so viel da, dafs

nicht einmal die Mauer umstellt werden kann, und keiner aus den Schanzen zu gehen wagt." Auf dargebotene Hoffnung lassen die Germanen die gemachte Ligne verborgen, gehen nach Aduatuka unter dessen Anführung, der ihnen die Nachricht gegeben hatte.

36. Cicero, der alle vorhergegangene Tage, nach Cäsars Befehl, die Soldaten sorgfältig im Lager gehalten, und nicht einmal einen Trofsbuben aus den Schanzen gelassen hatte, mistraute doch am siebenten Tage Cäsars Versprechen in Hinsicht der Zal der Tage, weil er hörte, dafs er etwas weiter gezogen sei, und keine Kunde von seiner Rückkehr ankam. Dazu, von denen bewogen, welche seine Ausdauer fast Belagerung nannten, indem keiner aus dem Lager durfte, keinen Vorfall der Art vermuthend, dafs bei neun Legionen und einem grofsen reisigen Zeug, da die Feinde zerstreut und fast vertilgt waren, er auf dreitausend Schritte weit angegriffen werden könnte, sendete er fünf Kohorten auf Fütterung in die nächsten Saaten, zwischen welchen und dem Lager nur ein Hügel lag. Mehrere von den Legionen waren krank im Lager geblieben. Die in dieser Zeit genesen waren, ungefähr dreihundert an der Zal, wurden unter dem Banner mitgesendet; ,auserdem durfte eine grofse Menge Trofsbuben, viel Zugvieh, welches im Lager geblieben war, folgen,

Zu

Zu derselben Zeit kommen auch zufällig 37.
Germanische Reiter dazwischen und versuchen gleich in Einem Lauf von dem Hauptthor in das Lager einzubrechen. Nicht eher werden sie, da Wälder von dieser Seite dazwischen lagen, entdeckt, als bis sie dem Lager nahen, so dafs die unter dem Wall in Zelten befindlichen Marketender sich nicht zurückziehen können. Unvermuthet werden die Unsrigen durch den seltsamen Vorfall bestürzt und kaum hält die wachthabende Kohorte den ersten Angriff aus. Die Feinde strömen ringsum von den übrigen Seiten herzu, ob sie einen Eingang fänden. Mit Mühe decken die Unsrigen die Thore, die übrigen Zugänge schützt der Ort an sich und die Verschanzungen. Man bebt im ganzen Lager, einer nimmt von dem andern Anlafs zur Unruhe; man sieht nicht darauf, wo die Banner hingetragen werden, wo jeder sich versammeln müsse. Einer sagt schon, das Lager sei eingenommen, ein andrer behauptet, die Feinde seien als Sieger eingezogen, Heer und Feldherr vertilgt; die meisten fassen aus dem Platz üble Vorbedeutungen, und haben Rotta's und Titurius' Unglück vor Augen, die in demselben Schlosse geblieben waren. So, da alle von Furcht geschreckt waren, bestätigte sich den Feinden, was sie von den Gefangenen gehört hatten, dafs keine Besatzung da liege. Sie streben durchzubrechen, und er-

muntern einander, so grofses Glück nicht aus den Händen zu lassen.

38. Krank war bei der Besatzung zurückgeblieben P. Sextius Baculus, der den Vortrab zu Cäsar geführt hatte, dessen wir bei den vorigen Treffen erwähnten, und hatte schon fünf Tage gehungert. Dieser an seinem und Aller Heil verzweifelnd geht unbewehrt aus dem Zelte, sieht, dafs der Feind andringt, und die Sache höchst gefährlich sei, entreifst den Nächsten die Waffen und stellt sich an das Thor. Ihm folgen die Centurionen der wachthabenden Kohorte; eine Zeit lang bestehen sie vereint den Kampf. Den Sextius verläfst, da er schwer verwundet ist, die Kraft, er wird kaum, bei den Händen gezogen, gerettet. In der Zwischenzeit ermannen sich die Uibrigen so, dafs sie sich in die Schanzen wagen und Zeichen geben, sie zu vertheidigen.

39. Indefs hören unsre Soldaten, nach beendigter Futterung, ein Geschrei; die Reiter sprengen voraus, sehen, wie gefährlich es steht. Da ist aber keine Schanze, welche die Erschrockenen aufnimmt; nur kürzlich aufgeboten, des Kriegs unerfahren, wenden sie sich nach dem Tribunus und den Centurionen, warten, was diese befehlen möchten. Keiner ist so stark, den das Unerwartete nicht bestürzt machte. Die Feinde lassen ab von der Belagerung, als sie in der Ferne die Banner erblicken, glauben erst, die Legio-

nen seien zurückgekehrt, welche sich weiter entfernt hatten, nach der Gefangenen Nachricht, dann, die geringe Menge verachtend, greifen sie von allen Seiten an.

40. Die Trofsbuben laufen auf den nächsten Hügel, von dort schnell herabgeworfen, werfen sie sich auf die Banner und Manipeln. Desto mehr schrecken sie die furchtsamen Soldaten. Andre bilden einen Keil, um schnell durchzubrechen, weil doch das Lager so nahe, und wähnen, wenn ein Theil umgangen würde und fiele, könnten doch die Uibrigen gerettet werden; andre meinen, man müsse auf dem Ioche Stand halten; und vereint den Unfall tragen. Dies billigen die alten Soldaten, die unter dem Banner mit ausgezogen waren, nicht. Also, sich gegenseitig ermunternd, brechen sie unter Anführung K. Trebonius', des ihnen vorgesetzten Römischen Ritters, mitten durch den Feind und kommen alle unverletzt in das Lager. Der Trofs und die Reiter, die in diesem Sturme mit folgten, wurden durch der Soldaten Tapferkeit gerettet. Aber, die auf dem Ioche Stand gehalten hatten, auch jetzt noch ungeübt im Kriege, konnten weder bei ihrem gefafsten Plane verharren und sich von einer Anhöhe verteidigen, noch es an Gewalt und Schnelligkeit, die den andern geholfen hatte, ihnen gleich thun, sondern waren, bei einem versuchten Rückzug in das Lager, auf unvortheilhaften Platz herabgekommen. Die

Centurionen, unter denen einige aus den niedern Schaaren der übrigen Legionen, wegen ihrer Tapferkeit, in die obern dieser Legion versetzt waren, fielen, tapfer fechtend, um nicht den vorher erworbenen Kriegsruhm zu verlieren. Ein Theil der Soldaten gelangt wider Erwartung unverletzt, da nun die Feinde durch die Tapferkeit jener entfernt waren, in das Lager; ein Theil wird von den Barbaren umrungen und bleibt.

41. Die Germanen, verzweifelnd an des Lagers Erstürmung, ziehen sich, da sie die Unsern schon auf den Schanzen erblicken, mit der im Walde verborgenen Beute, über den Rhein zurück. Und so groß war, auch nach der Feinde Abzug, der Schrecken, daß in jener Nacht, als K. Volusenus mit Reiterei in das Lager rückte, man ihm nicht glauben wollte, daß Cäsar mit unverletztem Heere da sei. So hatte die Furcht alle Gemüther befangen, daß sie, fast aberwitzig, behaupteten, alle Truppen seien vertilgt, nur die Reiterei habe sich gerettet, und, wäre das Heer unverletzt, würden die Germanen nicht das Lager gestürmt haben. Cäsars Ankunft benahm diese Furcht.

42. Dieser beklagte bei seiner Rückkehr, nicht unkundig der Kriegsereignisse, nur dies, daß man die Kohorten aus ihrer Wacht und der Besatzung herausgelassen, und urtheilte, daß man auch bei dem geringsten Vorfalle den Platz nicht

hätte verlassen sollen, dafs das Glück bei der Feinde plötzlichem Anmarsch viel hätte thun können, um so mehr, da es die Feinde fast vom Wall und des Lagers Thoren abgewendet. Vor allem aber schien es verwundersam, dafs die Germanen, welche in der Absicht, des Ambiorix Gebiet zu plündern, über den Rhein gegangen waren, auf das Römische Lager stofsend, dem Ambiorix den erwünschtesten Vortheil verschafft hatten,

Cäsar zog wieder aus, die Feinde zu schä- 43.
digen, brachte viel aus den benachbarten Gegenden zusammen und sendete sie nach allen Seiten. Alle Flecken und Gebäude, die man erblickte, wurden angezündet, allenthalben machte man Beute; das Getreide ward nicht nur von so einer grofsen Menge Menschen und Vieh aufgezehrt, sondern war auch durch die Jahreszeit und Regengüsse niedergesunken; so dafs, hätten sich auch gegenwärtig einige verborgen, sie doch, wenn nun das Heer ausgeführt worden wäre, an völligem Mangel hätten umkommen müssen. Oft kam man, da die Reiterei allenthalben vertheilt war, so weit, dafs Gefangene den Ambiorix eben auf der Flucht wollten gesehen haben und behaupteten, er sei noch nicht aus dem Gesichte verschwunden, dafs, in Hoffnung ihn einzuholen, mit unendlicher Mühe, die Cäsars höchste Gunst erlangen wollten, fast die Natur durch Anstrengung besiegten, und stets nur

wenig zum vollkommenen Glücke zu fehlen schien, da jener aus seinen Schlupfwinkeln, den Wäldern und Hainen, hervorbrach und mit Hülfe der Nacht nach andern Gegenden und Seiten zog mit nicht mehr als vier Reitern, denen er allein sein Leben anzuvertrauen wagte.

44. So führte Cäsar, da die Gegend verwüstet war, ein Heer mit Verlust von zwei Kohorten nach dem remischen Durokortorum zurück, setzte daselbst ein Geding Galliens an, um der Senonen und Karnuter Verschwörung zu untersuchen; über Acco, der das Haupt des Unternehmens war, sprach er ein schweres Urtel, und liefs ihn nach der Sitte der Altvordern hinrichten. Einige flohen aus Furcht vor dem Gericht; diesen wurde Feuer und Wasser untersagt, und dann zwei Legionen an die Grenzen der Trevirer, zwei zu den Lingonen, die sechs übrigen nach Agendikum, in der Senonen Gebiete, in das Winterlager verlegt. Nachdem er, wie beschlossen, das Heer mit Getreide versehen, zog er nach Italien, um Geding zu hegen.

# Siebentes Buch.

Als Gallien ruhig war, reisete Cäsar, wie er beschlossen hatte, nach Italien, um Geding zu hegen. Da erfährt er des P. Klodius Mord und einen Rathsbeschluss, dass alle Jünglinge Italiens sich verschwören möchten, und lässt ein Aufgebot in der ganzen Provinz ergehen. Dies alles verbreitet sich schnell im transalpinischen Gallien. Die Gallier setzen und dichten ein Gerücht hinzu, weil die Sache es zu fordern schien: Cäsar werde durch einen Aufruhr der Stadt zurückgehalten, und könne bei so grossem Zwiespalt nicht zum Heere kommen. Von dieser Gelegenheit angetrieben beriethen sich nun, die schon vorher mit Schmerz des Römischen Volks Herrschaft trugen, nun freier und kühner über den Krieg. Galliens Reken sagen Versammlungen in waldigen und entfernten Gegenden an und klagen über Accons Tod. Dieser Unfall, zeigen sie, könne auf sie zurückfallen. Sie bedauern Galliens gemeinsames Loos, fordern mit allen Versprechungen und Belohnungen auf, den Krieg zu beginnen und mit Lebensgefahr Gallien in Freiheit zu setzen. Darauf, sagen sie, sei besonders Rücksicht zu neh-

men, dafs, ehe ihre geheimen Berathungen ausgetragen würden, Cäsar von dem Heere abgeschnitten werde. Dies sei leicht, da weder die Legionen, in des Feldhauptmanns Abwesen, aus dem Winterlager zu rücken wagen, noch der Feldhauptmann ohne Bedeckung zu den Legionen kommen könne; endlich sei es besser, in der Schlacht zu bleiben, als den alten Kriegsruhm und die von den Altvordern erhaltene Freiheit nicht wieder zu erlangen.

2. Dies erwogen erklären die Karnuter, sie entstehen keiner Gefahr für das gemeinsame Wohl, versprechen unter allen zuerst den Krieg anzufangen, und weil sie für jetzt nicht durch Geiseln Gewähr leisten könnten, damit die Sache nicht verlautbare, bitten sie mit Schwur und auf Treue, bei aufgepflanzten Bannern — welches für ihre gröfsten Feierlichkeiten Bitte ist — zu bekräftigen, dafs, wenn der Krieg angefangen, sie nicht von den Uibrigen verlassen werden. Hierauf wurde für die Karnuter gestimmt, von allen Anwesenden der Schwur geleistet, die Zeit bestimmt, und die Versammlung aufgelöset.

3. Als der Tag kommt, eilen die Karnuter, unter Führung des Kotuatus und Konetodunus, zweier verzweifelter Männer, nach Genabus auf ein gegebenes Zeichen zusammen, und tödten die Römischen Bürger, die daselbst Wechselgeschäfte trieben, unter diesen den K. Fusius Cita, einen würdigen Römischen Ritter, welcher auf

Cäsars Befehl dem Getreidewesen vorstand, und plündern sie aus. Schnell läuft das Gerücht durch alle Gemeinden Galliens — denn wo etwas Grofses und Rühmliches vorfällt, verkünden sie es durch ein Geschrei auf dem Lande und in der Gegend; dies nehmen andre auf und pflanzen es fort zu den Uibrigen, wie auch damals geschah — Denn was zu Genabus bei Sonnenaufgang geschehen war, erfuhr man schon vor Verlauf der ersten Nachtwache in dem Gebiet der Arverner, welches eine Entfernung von ungefähr 160,000 Schritten ist.

Gleicherweise berief daselbst Vercingetorix, 4.
Sohn des Celtillus, ein Arverner Jüngling von grofser Macht, dessen Vater in ganz Gallien am meisten galt, und weil er nach der Regierung getrachtet, von der Gemeinde umgebracht worden war, seine Schützlinge, und entzündete sie leicht. Als man seine Absicht erfahren, eilt man zu den Waffen. Von Gobanitio, seinem Oheim und den übrigen Vornehmen, welche hierin das Glück nicht versuchen mochten, wurde er aus dem Flecken Gergovia vertrieben. Doch liefs er nicht ab und bot auf dem Lande Bettler und Verworfene auf. Mit dieser gesammelten Mannschaft bringt er alle, die er in der Gemeinde angeht, auf seine Seite, ermahnt sie für gemeinsame Freiheit die Waffen zu ergreifen, und wirft nun mit einer grofsen Macht seine Gegner aus der Gemeinde, wie vorher ihm geschehen war. Er wird von seinen Anhängern

König genannt, sendet allerwärts Gesandtschaften, beschwört, ihm pflichtig zu bleiben. Schnell vereint er mit sich die Senonen, Parisar, Pikto-nen, Kadurker, Turonen, Aulerker, Lemoviker, Ander und die übrigen alle, welche an das Welt-meer gränzen. Einstimmig wird ihm der Oberbe-fehl übertragen. Nachdem er solche Macht über-kommen, fordert er von all diesen Gemeinden Gei-seln, und befiehlt eine gewisse Anzal Soldaten ihm schnell zu stellen, bestimmt, wie viel Waf-fen jede Gemeinde daheim und vor welcher Zeit sie sie fertigen solle. Besonders sorgt er für rei-sigen Zeug, die gröfste Sorgfalt paart er mit der gröfsten Strenge; die Bedenklichen zwingt er durch Gröfse der Todesstrafe: denn ein gröfseres Ver-brechen straft er mit Feuertod und allen Martern; bei geringern läfst er die Verbrecher mit abge-schnittenen Ohren oder einem ausgestochenen Auge wieder heimziehen, damit sie den Uibrigen zum Beispiel dienen und durch die Gröfse der Strafe andre schrecken.

5. Durch solche Todesstrafen sammelt er schnell ein Heer und sendet Lukterius Kadur-kus, einen tollkühnen Mann, mit einem Theil der Truppen, zu den Rutenern; er selbst zog zu den Biturigern. Bei seiner Ankunft senden die Bituriger zu den Aeduern, denen sie pflich-tig waren, um Zuzug, damit sie leichter des Feindes Macht bestehen könnten. Die Aedner senden, auf Anrathen der vom Cäsar beim Hee-

te zurückgelassenen Legaten, Reiterei und Fußvolk zu den Biturigern. Als diese an den Fluß Liger kamen, welcher die Bituriger von den Aeduern scheidet, verweilen sie wenig Tage daselbst, trauen sich aber nicht überzusetzen, kehren wieder zurück und melden unsern Legaten, sie seien aus Furcht vor der Treulosigkeit der Bituriger umgekehrt, deren Absicht es gewesen, sie, wenn sie übergesetzt wären, von einer Seite selbst, von der andern durch die Arverner zu umringen. Ob sie dies nun wirklich aus der den Legaten angeführten Ursache, oder aus Treulosigkeit gethan, darüber wollen wir nichts Gewisses festsetzen, indem uns nichts bekannt ist. Die Bituriger verbinden sich nach ihrem Rückzug sogleich mit den Arvernern.

6. Auf diese nach Italien gebrachte Kundschaft zog Cäsar, da er sah, daß die innern Angelegenheiten durch den wackern Kn Pompejus schon besser besorgt waren, in das transalpinische Gallien. Dort ward es ihm schwer zum Heere zu gelangen; denn, zog er die Legionen in die Provinz, so sah er, daß sie in seinem Abwesen auf dem Marsch fechten würden; ging er selbst zum Heere, so begriff er, daß er sein Leben nicht einmal denen, welche damals friedsam schienen, mit Recht anvertrauen dürfte.

7. Indeß rückte Lukterius Kadurkus bei den Rutenern ein und versöhnte dies Volk wieder mit den Arvernern, zog zu den Nitiobrigern und

Gabalern, nahm von beiden Geiseln, und, mit grofser Mannschaft nach der Provinz Narbo gewändet, beschlofs er, einen Ausfall zu thun. Cäsar suchte auf alle Weise zu verhindern, dafs er nach Narbo zöge. Als er dahin kam, ermunthigte er die Fürchtenden, legte Zusätzer zu den Rutenern in der Provinz, den Arekomischen Volkern, Tolosaten und um Narbo herum, welche Orte an den Feind grenzten; einen Theil der Mannschaft aus der Provinz, und ein Ergänzungsheer, das er aus Italien mitgebracht hätte, beschied er zu den Helviern, welche an die Arverner grenzen.

8. Durch solche Vorkehrungen, da Lukterius schon zurückgedrängt und entfernt war, zog er, weil er für gefährlich hielt, in die Besatzung sich zu wagen, zu den Helviern. Wiewol der Berg Cevenna, der die Arverner von den Helviern scheidet, in harter Jahreszeit, durch hohen Schnee den Zug hinderte: so liefs er doch den auf sechs Fufs hohen Schnee aus einander werfen, so den Weg öffnen, und gelangte nach vieler Beschwer der Soldaten in der Arverner Gebiet. Diese wurden unvermuthet überfallen, da sie sich von Cevenna, wie einer Mauer, umschanzt glaubten, und nicht einmal dem Einzelnen in dieser Jahrszeit Fufssteige offen standen. Er befahl also den Reitern, so weit sie könnten, herum zu streifen und den Feinden den höchsten Schreck einzujagen. Schnell bringen Bothen

und Gerücht dies zu Vercingetorix; diesen umstehen und beschwören erschrocken alle Arverner, sich ihrer anzunehmen und sie nicht von dem Feinde plündern zu lassen, zumal er sehe, daſs der ganze Krieg gegen sie gerichtet sei. Auf ihre Bitten rückt er von den Biturigern aus gegen die Arverner.

Cäsar aber verliefs nach zweitägigem Auf- 9. enthalt daselbst, da er dies vom Vercingetorix vorher vermuthet hatte, das Heer, um Ergänzung und Reiterei zu besorgen; über diese Truppen setzte er den jungen Brutus, diesen beauftragt er, die Reiter nach allen Seiten, so weit als möglich, schwärmen zu lassen; er werde sich mühen nicht länger als drei Tage auszubleiben. Dies verfügt, zog er in gröfstmöglichen Märschen, ohne daſs die Seinen es vermutheten, nach Vienna. Hier fand er frische Reiterei, welche er viel Tage vorher dahin vorausgesendet hatte, rastete Tag und Nacht nicht, bis er durch der Aeduer Gebiet zu den Lingonen vorgedrungen, wo zwei Legionen überwinterten; damit, wenn auch die Aeduer über ihr Heil sich berathen, er ihnen doch durch Schnelligkeit zuvorkäme. Als er dort angelangt, sendet er zu den übrigen Legionen, und sammelt alle an einem Platz, bevor die Arverner seine Ankunft erfahren konnten. Auf diese Nachricht führt Vercingetorix sein Heer zu den Biturigern zurück, zieht von da aus, Gergovia zu belagern, eine

Gemeinde der Bojer, welche Cäsar nach dem Helvetischen Sieg dahin verlegt und den Aeduern überlassen hatte.

10. Dies erschwerte es Cäsarn sehr, sich zu entscheiden; behielt er noch den Winter hindurch die Legionen an Einem Platze, so konnte, wenn der Aeduer zinsbare Gemeinde erobert würde, ganz Gallien abfallen, wenn es sähe, daß auf Freunde kein Verlaß sei: führte er sie schneller aus dem Winterlager, so konnte bei schwieriger Zufuhr Getreidemangel entstehen. Doch schien es besser, alle Schwierigkeiten zu erdulden, als nach solchem Schimpf aller Gesinnung zu entfremden. Also ermahnt er die Aeduer, die Zufuhr zu übernehmen, sendet zuvor an die Bojer, läßt ihnen seine Ankunft melden, sie zur Treue und muthiger Ausdauer beim Angriff des Feindes ermahnen. Zwei Legionen läßt er mit dem Gepäck des ganzen Heeres zu Agendikum, und zieht zu den Bojern.

11. Am zweiten Tage, als er nach Vallaunodunum, einer Senonischen Stadt, kam, beschloß er, um keinen Feind im Rücken zu haben und leichter sich Getreide zu verschaffen, es zu belagern. In zwei Tagen umwallt er es. Am dritten Tage unterhandelte man mit ihm wegen Uibergabe und er läßt sich Waffen ausliefern, Lastvieh herbeischaffen, sechshundert Geiseln geben. C. Trebonius, der Legat, ward zurückgelassen, dies abzuthun. Er selbst zieht eiligst

nach Genabum der Kaufleute. Diese erfuhren dann erst die Eroberung von Vellaunodunum, und suchten, da sie die Sache für weitaussehend hielten, eine Besatzung nach Genabum zu verlegen. Hier kam er in zwei Tagen an; das Lager vor der Stadt aufgeschlagen, von der Nacht verhindert, verschiebt er den Sturm bis zum folgenden Tage, läßt das nöthige Gezeug herbeischaffen, und, weil aus Genabum eine Brücke über den Liger führte, aus Furcht, man möchte in der Nacht entfliehen, zwei Legionen bewaffnet Wache halten. Die Genaber zogen etwas vor Mitternacht still aus der Stadt und fingen an über den Fluss zu setzen. Da dies Späher dem Cäsar berichteten, ließ er die Thore abbrennen, die streitrüstigen Legionen einrücken, bemächtigte sich der Stadt; wenig fehlten von den Feinden, fast alle wurden lebendig gefangen, weil die Enge der Brücke und des Passes die fliehende Menge gehemmt hatte. Er verwüstet und sengt die Stadt, schenkt den Soldaten die Beute, führt das Heer über den Liger, und rückt bei den Biturigern ein.

Vercingetorix, als er Cäsars Ankunft erfah- 13.
ren, läßt ab von der Belagerung und zieht ihm entgegen. Dieser hatte eine am Wege gelegene Stadt der Biturier, Noviodunum, zu belagern angefangen. Da aber Gesandte aus der Stadt kamen mit der Bitte, ihnen zu verzeihen, und ihr Leben zu schonen, so ließ er, um das Vi-

brige schnell, wie er das Meiste erlangt hatte, zu beenden, die Waffen auszuliefern, Pferde vorführen, Geiseln geben. Ein Theil der Geiseln war schon ausgeliefert, man sorgte für das Uebrige, Centurionen und wenig Soldaten wurden eingelassen, um Waffen und Lastvieh aufzusuchen, als man in der Ferne feindliche Reiterei erblickte, welche Vercingetorix' Heer vorausgesprengt war. Sobald die Städter diese sahen und Hoffnung schöpften, ergriffen sie mit erhobenem Geschrei die Waffen, sperrten die Thore, erfüllten die Mauer. Die Centurionen in der Stadt merkten aus der Gallier Andeutung, daß diese etwas Neues unternähmen, besetzten mit gezogenen Schwertern die Thore, und zogen all die Ihrigen unverletzt zurück.

13. Cäsar läßt die Reiterei aus dem Lager vorrücken und liefert ein Treffen. Als die Seinen schon hart genöthigt werden, sendet er ungefähr vierhundert Germanische Reiter zu Hülfe, die er gleich Anfangs mit sich genommen hatte. Ihren Anfall konnten die Gallier nicht bestehen, und zogen sich, in die Flucht getrieben, mit vielem Verlust, zum Heere zurück. Diese geworfen, ergriffen die wiederum erschreckten Städter diejenigen, durch welche sie den Pöbel aufgereizt glaubten, führten sie zu Cäsar und ergaben sich ihm. Hierauf zog Cäsar nach Avarikum, der größten und festesten Stadt der Bituriger, in sehr fruchtbarer Landschaft, weil er, diese

diese Stadt überkommen, sicher war, die Gemeinde der Bituriger zu bewältigen.

Vercingetorix beruft nach so vielem bei Vel- 14.
launodunum, Genabum und Noviodunum erlittenen Verlust, die Seinen zu einer Versammlung. Er zeigt, „dafs nun der Krieg weit anders als vorher geführt werden müsse; auf alle Weise müsse man sich bemühen, den Römern Futterung und Zufuhr abzuschneiden; dies sei leicht, weil man genug Reiterei hätte, und von der Jahrszeit unterstützt würde: das Futter könne nicht geschnitten werden, nothwendig müfsten es die zerstreuten Feinde aus den Hornhäusern holen, diese könnten alle täglich von den Reitern niedergemacht werden. Uibrigens müsse man, um der Rettung willen, des Hauswesens Vortheil hintansetzen; Flecken und Häuser müfsten von Boja aus allerwärts, wohin man auf Futterung ausziehen könnte, angezündet werden. Für sie sei daran hinlänglicher Vorrath, weil sie von denen unterstützt würden, in deren Lande sie Krieg führten; die Römer hingegen würden entweder den Mangel nicht tragen, oder mit grofser Gefahr weiter vom Lager fortrücken. Es sei gleich viel, ob man sie tödte, oder ihnen das Gepäck nehme, ohne welches nicht Krieg zu führen sei. Zudem müssen die Städte abgebrannt werden, welche nicht durch Verschanzung und Lage vor aller Gefahr sicher wären, damit weder seine Soldaten sich dem Kriegs-

dienst entziehen, noch die Römer viel Zufuht und Beute erheben könnten. Schiene dies schwer und herbe, so sei es doch viel herber, Weib und Kind in Knechtschaft reissen, sich umbringen zu lassen, was Besiegten begegnen müsste."

15. Diese Meinung allgemein beliebt wurden an Einem Tage mehr als zwanzig Städte der Bituriger angezündet. Dies geschieht auch in den übrigen Gemeinden. Nach allen Seiten sieht man Feuersbrünste. Wiewol dies alle sehr schmerzte, tröstete sie doch die Hoffnung, nach entschiedenem Siege, schnell das Verlohrene wieder zu erhalten. Uiber Avarikum beräth man sich in gemeinschaftlicher Versammlung, ob man es anzünde oder vertheidige. Allen Galliern fallen die Bituriger zu Fusse, man möge sie doch nicht zwingen, die schönste Stadt in ganz Gallien, welche der Gemeinde zu Schutz und Zier diene, mit eigner Hand anzuzünden; leicht würden sie sich durch ihre Lage vertheidigen; fast von allen Seiten, sagen sie, sei sie mit Fluss und Sumpf umgeben, und habe nur Einen, dazu sehr engen Eingang. Es wird den Bittenden gewährt, anfangs mit Einspruch, darauf mit Beistimmung des Vercingetorix, weil sie baten und aus Mitleid mit dem Haufen. Es werden hinlängliche Verteidiger für die Stadt erwält.

16. Vercingetorix folgt Cäsarn in kleinen Zügen, wält einen mit Sümpfen und Wäldern verschanzten Ort zum Lager, sechzehntausend Schritte

von Avarikum. Dort erforschte er durch sichere Späher zu allen Zeiten des Tages, was zu Avarikum vorgehe, und befahl, was er für gut fand; all unsre Fütterungen und Getreidefuhren beobachtete er, fiel die Schweifenden, wenn sie weiter vordrangen, an und schädigte sie sehr, wie wol die Unsern, so viel sich verständig thun liefs, dadurch vorbeugten, dafs sie zu unbestimmten Zeiten und auf verschiedenen Wegen auszogen.

17. Cäsar schlug sein Lager an der Seite der Stadt auf, welche vom Flufs und Sumpfe, wie oben bemerkt, einen engen Eingang hatte, führte einen Damm auf, pflanzte die Sturmlauben hin, errichtete zwei Thürme. Denn einen Wall herum zu führen verbot des Orts Lage. Die Bojer und Aeduer ging er unaufhörlich um Getreide an; die erstern, weil sie fahrlässig waren, halfen nicht viel, die letztern, eben nicht begütert, weil die Gemeinde klein und schwach war, verzehrten schnell was sie hatten. So fehlte dem Heere Getreide durch der Bojer Armuth, der Aeduer Fahrlässigkeit, der Häuser Brand, dafs die Soldaten mehrere Tage nach einander das Vieh aus den entfernteren Flecken zusammentrieben und den äussersten Hunger stillten; doch hörte man keinen Laut, der der Majestät des Römischen Volks und der vorigen Siege unwürdig gewesen wäre. Ja, da Cäsar die einzelnen Legionen bei der Arbeit anrief, und die Be-

lagerung aufheben wollte, wenn der Mangel sie so sehr drückte, baten alle, „er solle es nicht thun; unter seiner Anführung haben sie mehrere Jahre so gedient, dafs sie keinen Schimpf davon getragen, nie unverrichteter Sache davon gezogen: dies aber würde ein Schimpf seyn, wenn sie die angefangene Belagerung verlassen wollten; leidlicher sei es, alles Herbe zu tragen, als die Römischen Bürger, so bei Genabum durch der Gallier Treulosigkeit gefallen, nicht zu rächen." Eben dies liefsen sie Cäsarn durch die Centurionen und Tribunen sagen.

18. Schon nahten die Thürme der Mauer, als Cäsar von Gefangenen vernahm, dafs Vercingetorix alles aufgezehrt und sein Lager nahe bei Avarikum geschlagen, selbst aber mit reisigem Zeug und einigen leichten Truppen, die zwischen den Reitern zu fechten pflegten, sich dahin in Hinterhalt gelegt habe, wo er am folgenden Tage die Unsrigen auf Futterung erwartete. Auf diese Kunde reisete er still mitten in der Nacht ab, und kam früh beim feindlichen Lager an. Diese erfuhren es schnell durch ihre Späher, verbargen ihre Wagen und Gepäck in dichten Wäldern, stellten ihre Truppen alle auf einen erhabenen und freien Ort. Hierauf liefs Cäsar schnell aufpacken und alles fertig halten.

19. Sanft lehnte sich ein Hügel aufwärts; diesen umgab fast von allen Seiten ein unwegsamer und schwer zu beschreitender Sumpf, nicht mehr

als funfzig Fuſs breit. Auf diesem Hügel standen die Gallier, des Orts Lage vertrauend, da alle Brücken abgebrochen waren, und besetzten, nach den Gemeinden eingetheilt, alle Seichten und Waldungen des Sumpfes mit sicherer Hut, bereit, wenn die Römer diesen Sumpf zu durchbrechen versuchten, von oben her die Gehemmten zu drängen, so daſs, wer die Nähe des Orts sah, glauben durfte, sie wären zu einem glücklichen Kampfe bereit, wer die unvortheilhafte Stellung durchsah, nichts als leere Verstellung und Prahlerei bemerken muſste. Cäsar bedeutete die Soldaten, welche zürnten, daſs die Feinde ihren Anblick ertragen könnten, nach so kurzer Zeit, und deshalb das Zeichen zum Treffen erwarteten: „mit welchem Nachtheil und mit wie viel tapfrer Männer Tode der Sieg nothwendig erkauft werden müsse. Da er sie so gesinnet sähe, daſs sie um ihres Ruhms willen keine Gefahr scheuten, werde er sich der gröſsten Unbilligkeit schuldig machen, wenn er ihr Leben nicht mehr liebe, als sein Heil.“ Also tröstete er die Soldaten und führte sie an dem Tage wieder in das Lager zurück; was sonst zur Belagerung der Stadt nöthig war, lieſs er verordnen.

20. Vercingetorix wurde, als er zu den Seinen zurückkehrte, des Verraths beschuldigt, weil er das Lager in der Römer Nähe geschlagen, weil er mit aller Reiterei abgezogen, weil er so viel

Truppen ohne Befehlhaber gelassen, weil bei seinem Abzug die Römer so leicht und schnell gekommen wären; dies alles hätte nicht können zufällig, oder ohne Absicht geschehen; er wolle die Herrschaft über Gallien mehr mit Cäsars Erlaubnis, als durch ihre Güte erhalten. Auf solche Weise angeklagt antwortete er darauf: „Daß er sein Lager abgebrochen, sei aus Mangel an Futterung geschehen, auch auf ihren Rath: daß er den Römern näher gerückt, dazu habe ihn des Orts Begünstigung, als welcher sich selbst verschanzte, bewogen; der Reiter Dienste hätten auch in sumpfiger Gegend nicht vermißt werden sollen, und wären da nützlich gewesen, wohin sie gezogen wären: den Oberbefehl habe er absichtlich, als er fortgegangen, keinem übergeben, damit er nicht durch Nachgiebigkeit gegen die Menge zum Streiten angetrieben würde, was doch allerwegen Schlaffheit der Seele angestrebt, weil sie nicht länger Mühseligkeit ertragen könnten. Wären die Römer zufällig dazwischen gekommen, so sei dies dem Glück zu danken; wenn auf eines andern Anzeige berufen, diesem, weil sie von einer Höhe ihre wenige Mannschaft übersehen, und ihre Tapferkeit hätten verachten können; diese hätten nicht gewagt zu streiten, und sich feig in das Lager zurückgezogen. Nicht durch Verrath verlange er Herrschaft vom Cäsar, die er durch den Sieg erhalten könne, der für ihn und alle Gallier ausge-

macht sei; ja er wolle es ihnen anheim stellen, ob sie ihm lieber Ehre ertheilen, als von ihm Rettung annehmen wollen. „Damit ihr seht," fährt er fort, „dafs ich aufrichtig gesprochen, hört die Römischen Soldaten!" Da führt er Sklaven vor, welche er wenige Tage zuvor auf der Futterung aufgefangen und mit Hunger und Banden gemartert hatte. Diese, vorher belehrt, was sie, befragt, antworten sollten, sagten: „sie seien Soldaten von den Legionen: durch Hunger und Mangel bewogen seien sie heimlich aus dem Lager gegangen, ob sie etwa Getreide oder Vieh auf dem Felde finden möchten: ähnlicher Mangel bedrücke das ganze Heer, und keiner habe hinlängliche Kraft, noch könne er Mühsal ertragen. Deshalb habe der Feldhauptmann beschlossen, wenn ihm die Belagerung der Stadt nichts fromme, in drei Tagen das Heer wegzuführen." „Dies, sprach Vercingetorix, verdankt ihr mir, den ihr des Verraths bezüchtigt; durch dessen Bemühung ohne euer Blut ein so grofses, siegreiches Heer fast ausgehungert worden, den auf meine Vorsicht, wollte er feig sich aus dieser Flucht zurückziehen, keine Gemeinde in ihr Gebiet aufnehmen wird."

Die ganze Menge schreit und klirrt, nach 21.
ihrer Sitte, mit den Waffen; wie sie dem zu thun pflegen, dessen Rede sie Beifall geben; Vercingetorix sei ein grofser Heerführer, und an seiner Treue nicht zu zweifeln; in gröfsern Ver-

hältnissen könne der Krieg nicht geführt werden. Man beschliefst, zehntausend Mann aus allen Truppen auszuheben und in die Stadt zu schicken: nicht den Biturigern allein wollen sie das gemeinsame Wohl überlassen, weil, wofern sie diese Stadt behielten, des Sieges Vortheil ihnen bleiben würde.

22. Der besondern Tapferkeit unsrer Soldaten trat immer der Gallier Klugheit auf alle Weise entgegen, wie es denn ein verschmistes Volk ist und geschickt, alles nachzumachen und auszuführen, was von einem angegeben wird. Denn die Sicheln wehrten sie mit Stricken ab; hatten sie diese angewendet, so zogen sie dieselben mit Tauen wieder nach innen; den Damm unterzogen sie mit Minen, desto geschickter, da bei ihnen grofse Eisenhämmer und alle Arten von Schachten bekannt und gebräuchlich sind. Die ganze Mauer aber hatten sie mit Thürmen bepflanzt, diese mit Häuten bedeckt. Dann legten sie häufig durch Ausfälle bei Tag und Nacht Feuer an den Wall, oder fielen die Soldaten bei der Arbeit an; unsrer Thürme Höhen, wie sie durch den Damm aufstrebten, suchten sie durch eingefugte Balken ihrer Thürme gleich zu kommen; die Minen unterbrachen sie mit gebranntem und spitzigem Gezeug und siedendem Pech und schweren Steinen, und liefsen sie nicht bis an die Mauern führen.

Alle Gallische Mauern aber sind so gebaut. 23.
Gerade fortlaufende Balken werden der Länge nach gleich weit, zwei Fuſs von einander, auf den Boden gelegt. Diese werden nach innen zusammen geklammert und mit vielem aufgeworfenem Schutt zugedämmt. Die angegebenen Zwischenräume werden nach vorn mit grofsen Steinen ausgefüllt. Sind diese gelegt und gefügt, so wird eine zweite Reihe darauf gesetzt, so daſs gleiche Zwischenräume gelassen werden, und die Balken sich nicht berühren, sondern in gleichen Räumen von einander abstehend, durch dazwischen geworfene Steine jeder künstlich zusammengehalten wird, und so wird der ganze Bau fortgeführt, bis die Mauer zur gehörigen Höhe aufgefüllt ist. Dieser Bau ist sowol der Abwechslung und des Ansehns wegen nicht uneben, da Balken und Steine, eines um das andre, in geraden Richtungen ihre Reihe halten, sondern auch höchst vortheilhaft für die Vertheidigung der Stadt, denn vor Feuer schützt der Stein, vor dem Widder aber das Bauzeug, welches durch viertzig Fuſs lang fortlaufende Balken nach innen zusammen geklammert, weder durchbrochen, noch aus einander gerissen werden kann. 81)

81) Abbildung und Erklärung giebt Lips. Poliorc. 3. 5.

24. Durch all diese Dinge wurde die Belagerung erschwert, und dennoch überwanden die Soldaten, stets durch Kälte und unaufhörliche Regengüsse aufgehalten, alles durch anhaltende Arbeit, so daſs sie in fünfundzwanzig Tagen einen Damm, dreihundert und dreifsig Fuſs breit, achtzig Fuſs hoch, aufgeworfen hatten. Da dieser fast die feindliche Mauer berührte, Cäsar aber nach Gewohnheit bei der Arbeit wachte und die Soldaten ermahnte, keine Zeit zu versäumen, wurde, etwas von der dritten Nachtwache, bemerkt, daſs der Damm rauchte, den die Feinde durch eine Mine aufgezündet hatten; zu gleicher Zeit erhob sich auf der ganzen Mauer ein Geschrei und von beiden Seiten der Thürme geschah aus zwei Thoren ein Ausfall. Andre warfen Fackeln und dürres Holz von der Mauer auf den Damm, gossen Pech und was sonst Feuer fängt, herab, so daſs kaum überlegt werden konnte, wie oder wo zuerst zu Hülfe zu kommen wäre. Weil jedoch Cäsars zwei Legionen auf seine Anordnung vor dem Lager immer wachten, und mehrere in abwechselnd bestimmter Zeit bei der Arbeit waren, so geschah es, daſs einige den Ausfällen widerstanden, andre die Thürme zurückzogen, den Damm abtrugen, aus dem Lager aber die ganze Menge zum Löschen herbeilief.

25. Da allenthalben, als die übrige Nacht noch verlaufen war, gestritten ward, und immer die

Siegeshoffnung den Feinden sich erneuerte, um so mehr, weil sie der Thürme Sturmschirme abgebrannt sahen, und bemerkten, dafs man nicht offen zu Hülfe kam, weil für die Ermatteten immer Frische eintraten, und ganz Galliens Heil auf diesem Zeitpunkte zu beruhen schien; so begab sich vor unsern Augen etwas so merkwürdiges, dafs wir es nicht übergehen können. Ein Gallier vor dem Thor der Stadt, der die ihm zugereichten Unschlitt- und Pechkugeln dem Thurm gegenüber in das Feuer warf, wurde von der rechten Seite mit einem Skorpion 82) durchbohrt und fiel entseelt hin. Uiber diesen schritt einer der nächsten hinweg und übernahm sein Geschäft; als auch dieser eben so durch den Wurf eines Skorpions fiel, trat ein dritter ein und dann ein vierter, und nicht eher wurde der Platz von Verteidigern leer gelassen, als bis der Damm gelöscht, allenthalben der Feind entfernt, und der Streit zu Ende war.

Nach allen mislungenen Versuchen beschlos- 26.
sen die Gallier Tages darauf, auf Anrathen und Befehl des Vercingetorix, aus der Stadt zu entfliehen. Dies hofften sie in der Stille der Nacht

82) Diese Waffe soll nach einigen hohl, mit Gift angefüllt gewesen seyn, welches sie in die Wunde spritzte, nach andern äusserst fein zugespitzt, S. Lips. Poliorc. 5. 4.

ohne grossen Verlust der Ihrigen zu erreichen, weil weder Vercingetorix' Lager weit von der Stadt war, und der fortgesetzte zwischenliegende Sumpf, die Römer im Verfolgen hemmte. Schon bereiteten sie sich Nachts dazu, als die Hausmütter plötzlich auf die Strassen stürzten, weinend ihren Männern zu Füssen fielen, baten, sich und die gemeinschaftlichen Kinder nicht dem Feinde zur Hinrichtung zu überlassen, da Natur und Kraftlosigkeit ihnen die Flucht versagte. Da diese auf ihrem Vorhaben beharrten, wie meist in der höchsten Gefahr Furcht kein Erbarmen aufnimmt, so schrien sie und deuteten so den Römern die Flucht an. Von Furcht erschreckt, die Römische Reiterei möchte die Wege besetzen, gaben sie ihr Vorhaben auf.

27. Am folgenden Tage, als der Thurm vorgerückt, das Gezeug gerichtet war, und ein starker Regen entstand, hielt Cäsar diese Witterung nicht unvortheilhaft zu einer Berathung, und weil er die Wachen auf den Mauern etwas unvorsichtig ausgestellt sah, liess er auch seine Soldaten ihre Arbeit lässiger betreiben, und eröffnete ihnen seinen Willen. Die unter den Sturmlauben heimlich sich fertig haltenden Legionen ermahnt er, endlich für so viel Mühseligkeiten des Sieges Frucht zu brechen. Denen, so zuerst die Mauer ersteigen würden, setzte er Belohnungen aus, und den Soldaten gab er das

Zeichen. Diese stürzen plötzlich von allen Seiten herau und füllen schnell die Mauer.

Die Feinde durch das Unvermuthete er- 28.
schreckt, von Mauer und Thürmen geworfen, stellten sich auf dem Markte und an freien Plätzen keilförmig, um, wenn man ihnen irgendwo entgegen träte, in Schlachtordnung zu fechten. Als sie sahen, dafs niemand sich auf die Ebene begab, sondern allenthalben die ganze Mauer umgeben war, fürchteten sie, es möchte ihnen alle Hoffnung zur Flucht benommen werden, warfen also die Waffen weg und zogen stetiges Andrange in der Stadt äusserste Theile; dort wurde ein Theil, da sie sich in den engen Thoren drängten, von den Soldaten, ein andrer, der schon aus den Thoren war, von den Reitern niedergehauen; keiner trachtete Beute zu machen. So durch die Niederlage bei Genabum und des Unternehmens Mühseligkeit aufgereizt, schonten sie nicht Betagte, nicht Weiber, nicht Kinder. Endlich kamen von allen, die sich ungefähr auf vierzigtausend beliefen, kaum achthundert, die sich beim ersten vernommenen Geschrei aus der Stadt geworfen hatten, unverletzt zu Vercingetorix. Er nahm sie, es war schon tief in der Nacht, still auf (aus Furcht, es möchte durch ihr Zusammenlaufen und der Menge Erbarmen Aufruhr entstehen) dafs er sie durch sein auf dem Wege vertheiltes Gesinde und die Vornehmsten der Gemeinden trennen

und an den Ihrigen bringen liefs, je nachdem jede Gemeinde gleich anfangs einen Theil des Lagers erhalten hatte.

29. Am folgenden Tage berief er eine Versammlung, tröstete und ermahnte sie: „sie möchten nicht zu muthlos werden, noch über den erlittenen Nachtheil sich grämen; nicht durch Tapferkeit, noch in der Schlacht hätten die Römer gesiegt, sondern durch List und Kunde der Belagerung, worin sie unerfahren wären. Wer im Kriege erwartete, dafs alles glücklich ausschlagen müfste, irre. Es habe nie ihm beliebt, Avarikum zu vertheidigen, wie sie selbst bezeugen würden; sondern durch der Bituriger Unklugheit und zu grofse Nachgiebigkeit der Uibrigen habe man diesen Nachtheil erlitten. Doch wolle er diesen schnell durch gröfsern Vortheil vergüten. Denn er wolle sorgfältig alle noch andere gesinnte Gallier gewinnen und eine allgemeine Versammlung von ganz Gallien halten, deren Beliebung der Erdkreis nicht widerstehen sollte. Dies habe er fast schon bewirkt. Indessen sei es billig, dafs sie, um öffentliches Heils willen, ein Lager befestigten, um leichter des Feindes plötzliche Uiberfälle zu bestehen."

30. Nicht unangenehm war den Galliern diese Rede, besonders, da er selbst, nach so grofsem erlittenen Nachtheil, nicht muthlos geworden, noch sich verborgen oder den Anblick des Volks vermieden hatte; und man traute ihm zu, dafs

er mehr voraus sehe und ahnde, da er, als noch nichts gethan war, erst Avarikum hatte verbrennen, dann verlassen wollen. Wie also sonst das Unglück der Feldherren Ansehen vermindert, so mehrte sich dagegen, nach diesem Nachtheil, dieses Mannes Würde von Tage zu Tage, zugleich hoffte man, nach seiner Versicherung, auf den Beitritt der übrigen Gemeinden, und jetzt erst fingen die Gallier an ein Lager zu verschanzen, und so bestürzt waren sie, als der Arbeit ungewohnte Menschen, dafs sie alles, was ihnen befohlen ward, dulden und ertragen zu müssen glaubten.

Nicht weniger, als er versprochen, bemüh- 31.
te sich auch Vercingetorix, die übrigen Gemeinden sich zu verbünden, und lockte ihre Vornehmsten mit Geschenken und Versprechungen. Dazu wälte er taugliche Menschen, welche durch trügliche Rede oder Freundschaft leicht eingenommen werden konnten. Die aus dem eroberten Avarikum geflohen waren, rüstete und kleidete er wieder. Damit auch zugleich die verminderten Truppen wieder ergänzt würden, verlangt er von den Gemeinden eine bestimmte Anzal Soldaten, welche zu einer bestimmten Zeit in das Lager gesendet werden sollen; alle Bogner, deren in Gallien eine grofse Menge ist, liefs er aufsuchen und vorführen. So wurde schnell ergänzt, was in Avarikum geblieben war. Unterdessen kam Teutomatus, König der Nitio-

briger, Sohn des Ollovikon, welcher leztere von unserm Senat Freund genannt worden war, mit einer grosen Menge Reiter, die er auch aus Aquitanien brachte, zu ihm.

32. Cäsar blieb mehrere Tage zu Avarikum, fand dort viel Getreidevorrath und sonstige Lebensmittel, wodurch er sein Heer nach Mühsal und Mangel wieder erquickte. Jezt, da der Winter fast zu Ende war, und die Jahrszeit selbst ihn des Kriegs mahnte, er auch gegen den Feind zu ziehen bereit war, ob er ihn entweder aus Sümpfen und Wäldern locken, oder mit Belagerung drängen könnte: kamen die Vornehmsten der Aeduer als Gesandte zu ihm und baten, er möchte jezt, da es höchst nöthig sei, der Gemeinde zu Hülfe kommen, es sei die äuserste Gefahr, weil, da nach altem Brauch sonst nur Einer zum Magistrat erwält worden und auf Ein Jahr königliche Macht überkommen, jezt zwei diese Würde führten, und beide sich für gesezlich erwält ausgäben, Einer sei Konviktolitanes, ein blühender und angesehener Jüngling, der andre Kotus, von uraltem Gesipp, er selbst ein Mann von grofser Macht und Verwandtschaft, dessen Bruder, Valetiakus, im vorigen Jahre eben diese Würde bekleidet; die ganze Stadt sei in Waffen, der Senat getheilt, das Volk getheilt, jeder nach seiner ihn schüzenden Partei. Werde dieser Span länger genährt, so werde Bürger gegen Bürger kämpfen; auf seiner

Sorg-

Sorgfalt und seinem Ansehen beruhe es, dies zu verhüten.

Wiewol nun Cäsar für nachtheilig hielt, 33.
vom Krieg und Feinde zu lassen, beschlofs er doch, diesem zuvor zu kommen, da er wohl wufste, wie viel Nachtheil aus Hader zu entstehen pflegt, damit nicht eine so grofse und dem Römischen Volk so verbündete Gemeinde, die er selbst stets gepflegt und auf alle Weise geehrt, zu Gewalt und Waffen griffe, und der Theil, der ihm minder traute, Hülfe von Vercingetorix heischte. Und weil nach der Aeduer Gesezzen denen, welche den höchsten Magistrat bekleideten, nicht erlaubt war, aus dem Gebiete zu gehen, so beschlofs er, um ihr Recht und Satzung nicht zu schmälern, selbst zu den Aeduern zu ziehen, und berief den ganzen Senat und die, welche den Streit führten, zu sich nach Decetia. Als dort fast die ganze Gemeinde versammelt war und nun bemerkt wurde, dafs mit heimlicher Berufung Weniger, an ungehörigem Orte, zu ungehöriger Zeit, der Bruder vom Bruder ausgerufen worden, da die Gesetze verböten, zwei aus derselben Familie, die noch beide lebten, zum Magistrat zu erwälen, ja nicht einmal zum Senat liefsen, so zwang er den Kotus, die Regierung niederzulegen, dem Konviktolitanes aber, welcher durch Priester, nach des Volks Sitte, mit Zulassung des Ma-

gistrats, gewält worden war, sprach er die Macht zu.

34. Nach dieser getroffenen Verfügung ermahnte er die Aeduer, des Haders und der Uneinigkeit zu vergessen, alles andre aber beseitigend, diesen Krieg zu betreiben, und von ihm nach dem Sieg über Gallien die verdiente Belohnung zu erwarten, ihm alle Reiterei und zehntausend Mann Fufsvolk schnell zu senden, um sie zum Schutz der Kornhäuser zu vertheilen. Das Heer theilte er in zwei Theile: vier Legionen liefs er unter Labienus zu den Senonen und Parisern ziehen, sechs führte er selbst zu den Arvernern an Gergovia nächst dem Flusse Elaver; einen Theil der Reiterei überliefs er jenem, einen behielt er. Als Vercingetorix dies erfuhr, brach er alle Brükken über diesen Flufs ab und zog auf der andern Seite des Elaver einher.

35. Da beide Heere sich ansichtig wurden und fast einander gegenüber ihr Lager aufschlugen, auch Späher ausgestellt waren, dafs nicht etwa die Römer irgendwo brückten und übergingen, war Cäsar sehr in Verlegenheit, dafs nicht etwa der Flufs ihn den gröfsten Theil des Sommers hinderte, indem man vor dem Herbst nicht leicht eine Seichte im Elaver zum Uibersetzen traf. Dies zu verhindern, da an waldigem Platz das Lager aufgeschlagen war, einer der Brücken gegenüber, welche Vercingetorix hatte abbrechen lassen, blieb er am folgenden Tage mit zwei

Legionen im Verborgenen; die übrigen Truppen mit allem Gepäck sendete er, nach Gewohnheit, je die vierte Kohorte aushebend, damit die Zal der Legionen vollständig schiene. Diesen befahl er so weit vorzudringen, als sie könnten, und da er schon aus der Tageszeit ermafs, dafs sie im Lager angelangt, so liefs er mit denselben Pfählen, deren unterster Theil noch ganz geblieben war, die Brücke wieder herstellen. Schnell war das Werk beendet, die Legionen übergeführt, ein schicklicher Lagerplatz ausersehen, und die übrigen Truppen zurückberufen. Vercingetorix ging, als er dies erfuhr, um nicht wider Willen zum Treffen gezwungen zu werden, in starken Märschen voraus.

Cäsar kam von dort aus in fünf Tagen 36.
nach Gergovia; nach einem leichten Reitertreffen an demselben Tage, und nachdem er die Lage der Stadt erforscht, welche, auf einem hohen Berge gelegen, allenthalben schweren Zugang hatte, verzweifelte er an der Erstürmung; nicht eher dachte er sich an die Belagerung zu machen, als bis er das Getreidewesen berichtigt. Aber Vercingetorix hatte sein Lager bei der Stadt auf einem Berge aufgeschlagen und in kleinen Zwischenräumen um sich her die Truppen einzelner Gemeinden besonders gestellt; da er alle Hügel dieses Lochs besetzt hatte, von wo er herab sehen konnte, gewährte er einen schrecklichen Anblick. Die Vornehmsten dieser Gemein-

den, welche er sich zur Berathung auslas, liefs er täglich mit Tagesanbruch zu sich kommen, es mochte nun etwas mitzutheilen, oder zu unternehmen seyn. Keinen Tag liefs er verstreichen, wo er nicht in Reitertreffen, mit Bognern untermischt, ob jeder Muth und Tapferkeit besässe, versuchte. Der Stadt gegenüber war ein Hügel an des Berges Fufs, trefflich bewehrt, und ringsumher (schroff) abgeschnitten; hätten unsre Soldaten ihn besetzen können, so konnten sie dem Feinde viel Wasser und freie Futterung abschneiden. Aber auch dieser Ort war von ihnen nicht eben stark besetzt. Doch Cäsar zog in der Stille der Nacht aus dem Lager, warf, ehe man noch aus der Stadt zu Hülfe kommen konnte, die Besatzung, nahm den Platz ein und legte zwei Legionen dahin, führte einen doppelten, zwölf Fufs breiten, Graben vom grofsen zum kleinen Lager, dafs auch einzelne, sicher vor plötzlichem Feindesüberfall, zusammen kommen konnten.

37. Während dieser Ereignisse bei Gergovia sprach Konviktolitanes der Aeduer, dem Cäsar die Magistratswürde zugestanden hatte, von den Arvernern bestochen, mit einigen Jünglingen, deren Haupt Litavikus war nebst seinen Brüdern, Jünglingen aus altangesehenem Gesipp. Mit diesem theilt er die Belohnung und ermahnt sie, „eingedenk ihrer Freiheit und herrschwürdiger Abkunft zu seyn; einzig die Gemeinde der Aeduer könne den gewissesten Sieg der Gallier auf-

halten; sie halte durch ihr Ansehen die übrigen aufrecht; wenn diese noch übergeführt werde, würden die Römer nirgends in Gallien Stand fassen können. Zwar verdanke er Cäsarn etwas, aber nur den Sieg der gerechten Sache, mehr gelte ihm die gemeinsame Freiheit. Denn warum sollten die Aeduer eher Cäsarn zum Schiedsrichter über ihr Recht und Gesetz wälen, als die Römer die Aeduer?" Schnell waren die Jünglinge durch seine Rede und Belohnung verführt, und wollten die Ersten seyn, welche den Anschlag ausführten. Man sah sich nach der Art ihn auszuführen um, weil man sich nicht getraute, die Gemeinde ohne Grund zu einem Kriege zu vermögen. Es ward beliebt, dafs Litavikus über die zehntausend, welche Cäsarn zuziehen sollten, gesetzt würde und sie anführte, die Brüder aber zu Cäsar voraus eilten. Wie das Uibrige zu vollführen, ward bestimmt.

Litavikus übernahm das Heer, und als er 38.
ungefähr noch dreifsigtausend Schritte fern von Gergovia war, berief er schnell die Soldaten und sprach weinend: „Wohin ziehen wir, Soldaten? Unsre ganze Ritterschaft, der ganze Adel ist geblieben; die Edelsten der Stadt, Eporedorix und Viridomarus, des Verraths bezüchtigt, sind von den Römern ohne Proceſs umgebracht. Erkundigt euch darüber bei denen, welche der Niederlage entgingen! Denn ich, dem Brüder und alle Verwandte geblieben, kann vor

Schmerz das Vorgefallene nicht erzälen." Man führt diejenigen vor, welche, nach getroffener Verabredung, dasselbe, was Litavikus, der Menge sagten: dafs alle Ritter der Aeduer umgebracht worden, weil sie mit den Arvernern gesprochen haben sollten; sie selbst haben sich unter der Menge verborgen und seien so dem Tode entgangen. Da schreien die Aeduer auf und beschwören Litavikus, ihnen zu rathen. „Als ob da noch zu rathen wäre," sprach er, und nicht nöthig nach Gergovia zu ziehen, und mit den Arvernern uns zu verbinden! Zweifeln wir etwa noch daran, dafs, nach solchem Greuel die Römer nun, uns zu tödten, zusammen laufen? Darum, wofern noch etwas Muth in uns ist, rächen wir den Tod derer, welche unwürdig untergingen, und tödten wir diese Strafsenräuber." Hier zeigt er auf Römische Bürger, welche im Vertrauen auf diesen Schutz sich verbunden hatten. Sogleich plündert er viel Getreide und Lebensmittel, bringt jene mit grausamen Martern um, sendet Bothen aus der ganzen Gemeinde der Aeduer, bewegt durch dieselbe Lüge von dem Morde der Ritter und Edlen, ermahnt, auf gleiche Weise, wie er, ihr Unrecht zu rächen.

39. Eporedorix, ein Aeduer Jüngling von hoher Abkunft, gröfster Macht daheim, und zugleich Viridomarus in gleichem Alter und Gunst, aber von ungleichem Geschäft, den Cäsar, von Divi-

tiakus überkommen, aus niedrigem Stande zur höchsten Würde erhoben hatte, waren unter den Rittern mit angekommen, namentlich von ihm aufgefordert. Diese stritten mit einander um die Herrschaft, und in jenem Zwiste der Magistratspersonen hatte der eine für Konviktolitanes, der andre für Kotus mit aller Macht gestritten. Eporedorix erfährt Litavikus' Anschlag und berichtet Cäsarn mitten in der Nacht die Sache; bittet, „nicht zu dulden, dafs die Gemeinde durch verkehrte Anschläge der Jünglinge von des Römischen Volks Freundschaft abfalle, welches er voraussehe, wenn so viel tausend Menschen sich mit den Feinden verbinden sollten, deren Heil weder die Verwandten unbeachtet lassen, noch das Volk für unwichtig halten könnte."

Cäsar sehr bekümmert durch diese Nachricht, weil er immer gegen die Aeduer besonders nachsichtig gewesen, führt ohne Bedenken vier leichte Legionen und die ganze Reiterei aus dem Lager. Nicht Zeit war unter diesen Umständen das Lager zusammen zu ziehen, weil es Geschwindigkeit galt. Er läfst K. Fabius, den Legaten, mit zwei Legionen zur Besatzung im Lager. Als er des Litavikus Bruder ergreifen lassen wollte, fand er, dafs sie kurz zuvor zu den Feinden übergegangen. Er ermahnt die Soldaten, in dringender Zeit nicht des Zugs Mühsal zu achten; da alle sich beeifern, rückt er fünf und zwanzig tausend Schritte vor, er- 40.

blickt der Aeduer Heer, läfst die Reiter einfallen, hemmt und zögert ihren Zug, verbietet allen, jemanden zu tödten. Eppredorix und Viridomarus, welche jene umgebracht glaubten, läfst er unter den Reitern erscheinen und die Ihrigen anreden. Sie erkannt und Litavikus Betrug durchgesehen, bieten die Aeduer ihre Hände, wollen sich ergeben, strecken die Waffen und bitten um ihr Leben. Litavikus flieht mit seinen Schützlingen, welches, nach Gallischer Sitte, ein Frevel ist, auch im höchsten Unglück die Schutzherren 83) zu verlassen, nach Gergovia.

41. Cäsar sendet an die Gemeinde der Aeduer Bothen, läfst melden, dafs durch seine Güte erhalten worden, welche er nach Kriegsrecht hätte tödten können, gestattet dem Heer eine dreistündige Rast, und bricht nach Gergovia auf. Fast mitten auf dem Zug melden von Fabius gesendete Reiter, wie gefährlich es gestanden; mit vieler Macht sei das Lager erstürmt worden, da häufig Frische für die Ermüdeten eingetreten, und die Unsrigen durch anhaltende Anstrengung ermüdeten, die wegen des Lagers Gröfse stets auf dem Walle unabgelöset verbleiben müfsten,

---

83) Oben 3, 22. hiefs dies Verhältnis der Soldurier amicitia. Patronus, (von פתר. lösen) wird hier nach Römischer Ansicht für den gebraucht, dem sie sich ergeben.

durch viele Pfeile und allerlei Geschofs seien Viele verwundet; diese zu bestehen, sei Gewerf sehr nützlich gewesen; Fabius verbaue, seit ihrem Abgang, alle Thore bis auf zweie, führe Sturmschirme auf dem Walle auf und bereite sich zum folgenden Tage auf ähnlichen Fall. Auf diese Nachricht gelangt Cäsar durch der Soldaten höchste Eil vor Sonnenaufgang im Lager an.

Während dieser Ereignisse bei Gergovia neh- 42.
men sich die Aeduer, auf Litavikus' erste Nachricht, keine Zeit zur Erkundigung. Andre treibt der Geiz, andre der Jähzorn und die Unbesonnenheit, welche vorzüglich diesem Geschlechte angebohren ist, ein leichtes Gerücht für ausgemachte Sache zu halten. Sie plündern der Römischen Bürger Gut, morden, reissen in Knechtschaft. Vorschub leistet der so weit gediehenen Sache Konviktolitanes, und treibt den Pöbel zur Wuth, dafs, nach verübter Unthat, er sich schämt zur Besinnung zurückzukehren. Den Kriegstribun M. Aristius, der zur Legion abreisete, führen sie auf Treu und Glauben aus der Stadt Kabillonum: eben dazu zwingen sie, die in Wechselgeschäften dort sich aufhielten. Diese rennen sie alsbald unterwegs an, nehmen ihnen alles Gepäck ab, belagern die Widerstrebenden Tag und Nacht; nachdem viele beiderseits getödtet, treiben sie eine gröfsere Menge zu den Waffen.

43. Auf die unterdessen eingegangene Botschaft, dafs alle ihre Soldaten in Cäsars Gewalt seien, laufen sie zu Aristius, zeigen, dafs nichts auf öffentliche Berathung geschehen, stellen eine Untersuchung über die geplünderten Güter an, hängen Litavikus und seiner Brüder Güter zum Verkauf aus, senden an Cäsar, sich zu entschuldigen. Dies thun sie, um die Ihrigen wieder zu erhalten; aber befleckt mit Unthaten, gelockt vom Vortheil aus den geplünderten Gütern, beriethen sie, da die Sache viele anging, und aus Furcht vor Strafe, sich heimlich über den Krieg und forderten die übrigen Gemeinden mit Gesandtschaften auf. Wiewol dies Cäsar einsah, redete er doch die Gesandten so mild als möglich an: er werde wegen Thorheit und Leichtsinn des Pöbels nichts Schweres über das Volk beschliefsen, noch den Aeduern weniger Gunst erzeigen. Er selbst, eines gröfsern Aufstands in Gallien gewärtig, überlegte, um nicht von allen Städten befehdet zu werden, wie er von Gergovia abzöge und das ganze Heer wieder zusammen brächte, ohne dafs der Abzug, entstanden aus der Furcht vor Abfall, einer Flucht ähnlich sähe.

44. Indem er dies überlegte, schien sich eine günstige Gelegenheit darzubieten. Denn als er die Verschanzung zu besichtigen in das kleine Lager kam, bemerkte er einen Hügel, den die Feinde inne hatten, von Menschen entblöfst,

der die Tage vorher vor der grofsen Menge gar nicht hatte gesehen werden können. Verwundert fragt er die Uiberläufer, die täglich in grofser Anzal ihm zuströmten, um die Ursache. Allen war bekannt, was Cäsar bereits selbst durch Späher erfahren hatte, dafs der Rücken dieses Lochs fast eben sei, aber waldig und eng, wo er zum andern Theile der Stadt führte; dafs jene sehr für diesen Ort fürchten, und nicht anders denken, als dafs, wenn, ein Hügel von den Römern besetzt, sie den andern verloren hätten, sie fast umwallt, und von allem Ausgang und Futterung abgeschnitten wären; diesen Ort zu befestigen, wären alle von Vercingetorix angestellt worden.

Dies erwogen sendet Cäsar mitten in der 43.
Nacht mehrere Rotten Reiter dahin, befiehlt ihnen, mit vielem Geräusch überall herum zu schweifen. Mit Tagesanbruch läfst er viel Gepäck und Maulesel aus dem Lager hervorführen, ihnen das Stroh wegziehen, und die Maulesel treiber mit Helmen, als verstellte Reiter, um die Hügel fahren. Dazu müssen einige wenige Reiter, um es wichtig zu machen, weit herum streifen. Auf langen Umwegen befiehlt er ihnen allen, dieselben Gegenden zu beziehen. Dies sah man von ferne aus der Stadt, wie man denn aus Gergovia in das Lager herabblicken konnte; in der Entfernung konnte man jedoch nicht gewifs erforschen, was es wol seyn möge.

Eine Legion sendet er nach demselben Joch, stellt sie etwas vorgerückt auf einen tiefer liegenden Platz und verbirgt sie in den Wäldern. Den Galliern wächst der Verdacht, und alle Truppen werden dahin zur Verschanzung geführt. Als Cäsar das Lager von Feinden leer sieht, verdeckt er die Zeichen der Seinen, verbirgt die Banner, und führt die Soldaten in kleiner Anzal, damit sie aus der Stadt nicht bemerkt würden, aus dem grofsen Lager in das kleine; den Legaten, welchen die einzelnen Legionen übergeben waren, theilt er seinen Anschlag mit. Besonders erinnert er sie, die Soldaten zu wehren, dafs sie nicht aus Kampflust, oder Hoffnung auf Beute zu fern schweifsten; er stellte ihnen des unkommlichen Orts Nachtheil vor; nur durch Geschwindigkeit könne diesem entgangen werden; es sei Sache der Gelegenheit, nicht des Treffens. Hierauf giebt er das Zeichen, und sendet von der rechten Seite auf einem andern Anlaufe zu gleicher Zeit die Aeduer aus.

46. Die Stadtmauer war von dem Blachfelde und dem Anfang des Anlaufs, in gerader Richtung, wenn keine Krümmung dazwischen kam, zwölfhundert Schritte fern. Was der Umweg den Hügel zu sänftigen that, vermehrte die Länge des Wegs. Von der Mitte des Hügels hatten die Gallier der Länge nach, wie es des Berges Natur mit sich brachte, aus grofsen Steinen eine Mauer von sechs Fufs gezogen, welche der Un-

sern Anfall wehrte, und wie sie unten alles leer gelassen, hatten sie des Hügels obersten Theil bis an die Stadtmauer mit dichtem Lager(gezelt) angefüllt. Die Soldaten kommen auf gegebenes Zeichen schnell zur Verschanzung, ersteigen sie und nehmen drei Lager weg. So schnell waren sie hierin, dafs Teutomatus, König der Nitiobriger, plötzlich im Zelt überfallen, wie er Mittags ruhte, den obern Theil des Körpers entblöfst, mit verwundetem Pferde sich kaum den Händen der plündernden Soldaten entrifs.

47. Nachdem Cäsar erreicht, was er sich vorgenommen, liefs er zum Rückzug blasen. Der zehnten Legion, zu welcher er gesprochen [84]), Banner standen; aber die Soldaten der übrigen Legionen, welche den Klang der Tuba, weil ein ziemlich grofses Thal dazwischen lag, nicht vernommen, wurden doch von den Kriegstribunen und Legaten, wie Cäsar befohlen, zurückgehalten. Aber von der Hoffnung schnelles Sieges, der Feinde Flucht, und den vorigen glücklichen Treffen gehoben, hielten sie nichts für so schwer, dafs sie es nicht durch Tapferkeit erlangen könnten; und nicht eher ruhten sie, als bis sie den Mauern und Thoren der Stadt nahten.

---

84) **Concionatus.** Dies kurz und ohne besonderes Gewicht vielleicht nicht ganz am schicklichen Orte zu erwähnen, liegt wol in Cäsars Darstellungsart. Alle Aenderungen verschlimmern.

Da erhob sich aus allen Theilen der Stadt ein Geschrei, und die Entfernteren, von dem plötzlichen Getümmel aufgeschreckt, als sei der Feind in den Thoren, stürzten aus der Stadt. Die Hausmütter warfen Kleider und Silber von der Mauer, und mit der Brust darüber hervorragend beschwuren sie mit ausgestreckten Händen die Römer, ihrer zu schonen, und nicht, wie die Avariker gethan, an Weibern und Kindern sich zu vergreifen. Einige, an Händen von der Mauer herabgelassen, ergaben sich den Soldaten. L. Fabius, Centurio der achten Legion, welcher unter den Seinen an dem Tage gesagt hatte, ihn locke der Avaricische Lohn, und keinen werde er zuerst die Mauer ersteigen lassen, nahm drei Männer von seinen Manipeln, und erstieg, von ihnen gehoben, die Mauer; dann hob er sie wiederum einzeln hinauf.

48. Indessen strömten die, welche, wie oben erwähnt wurde, an dem andern Theile der Stadt zur Verschanzung zusammen gekommen waren, als sie das erste Geschrei vernommen, darauf auch von häufigen Bothen angetrieben, wie die Römer die Stadt besetzt, die Reisige voraus, in grofsen Haufen dahin. Wie jeder zuerst angekommen, stand er an der Mauer und mehrte die Zal der Streitenden. Als nun eine grofse Menge beisammen war, beschwuren die Hausmütter, welche kurz vorher den Römern die Hände von den Mauern gereicht, die Ihrigen, zeigten nach

Gallischer Sitte ihr aufgelöstes Haar, und führten ihre Kinder vor. Der Römer Kampf war weder rücksichtlich auf Ort, noch Zal gleich; dazu bestanden sie, in Lauf und Kampfes Dauer abgefochten, nicht leicht die Frischen und Unverletzten.

49. Als Cäsar sahe, dafs an ungleichem Orte gestritten wurde und der Feinde Mannschaft sich mehrte, sendete er, für die Seinen besorgt, an den Legaten, T. Sextius, welcher das kleine Lager besetzt hatte, liefs ihm schnell seine Kohorten aus dem Lager führen, und unten am Hügel dem Feinde zur Rechten stellen, damit, wenn die Unsrigen aus ihrer Stellung geworfen würden, er die Feinde von hastiger Verfolgung abschreckte; er selbst zog sich mit seiner Legion etwas von dem Platze, den er behauptet, weg und erwartete des Kampfes Ausgang.

50. Als nun scharfes Handgemeng war, die Feinde auf Stellung und Zal, die Unsern auf Tapferkeit vertrauten, zeigten sich plötzlich die Aeduer an unsrer offenen Seite, welche Cäsar rechts von einem andern Anlauf, um die Harst aus einander zu halten, gesendet hatte. Diese schreckten durch die Waffenähnlichkeit die Unsern sehr; und, wiewol man ihre rechte Schulter blofs 85) sah, welches ein Zeichen der Befreundeten war, so glaubten die Soldaten doch,

85) unbewaffnet.

dies geschehe von den Feinden, um sie zu berücken. Zu gleicher Zeit wurde L. Fabius, der Centurio, und die mit ihm die Mauern erstiegen, umringt und getödtet von der Mauer gestürzt. M. Petreius, Centurio derselben Legion, ward bei dem Versuch, die Thore zu sprengen, von der Menge überwältigt, und verzweifelnd, mit vielen Wunden bedeckt, sprach er zu denen, welche ihm aus seinem Manipel gefolgt waren: „weil ich mich mit euch nicht retten kann, will ich mindestens für euer Leben sorgen, die ich aus Ruhmsucht in die Gefahr gelockt. Sorgt für euch, wenn sich die Gelegenheit findet!“ Nun brach er mitten in den Feind, und tödtete zwei, trieb die übrigen von dem Thor: Als die Seinigen ihm helfen wollten, sprach er: „vergebens trachtet ihr mir beizustehen, mir entströmet Blut und Kraft. Geht also, da ihr noch könnt, und zieht euch zur Legion zurück!“ So kämpfend fiel er bald darauf und rettete die Seinen.

51. Die Unsern, überall genöthet, wurden mit Verlust von sechs und vierzig Centurionen zurückgeworfen: aber die zehnte Legion, welche an günstigerm Platze, als Zuzug, stand, hemmte die wüthig verfolgenden Gallier. Diese ward wieder von den Kohorten der dreizehnten Legion unterstützt, welche aus dem kleinen Lager gerückt waren und unter des Legaten, T. Sextius, An-

Anführung die Höhe eingenommen hatten. Als erst die Legionen das Blachfeld erreichten, standen sie, das Banner gegen den Feind gewendet. Vercingetorix zog seine Soldaten von des Berges Fuss in die Schanzen zurück. An dem Tage wurden etwas weniger als siebenhundert Soldaten vermisst.

Tages darauf verwies Cäsar in einer Ver- 52.
sammlung den Soldaten ihre Unbesonnenheit und Hast, „indem sie selbst entschieden, wohin vorzurücken, oder was zu thun gewesen, nicht auf das Zeichen zum Rückzug angehalten, noch sich von den Tribunen und Legaten hätten zurückhalten lassen: dargethan sei worden, wie ungünstig der Ort, was er selbst bei Avarikum erfahren, als er die Feinde ohne Aufsicher und Reiterei getroffen und doch den sichern Sieg sich entgehen lassen, damit, wegen ungünstiger Stellung, im Kampfe auch nicht der kleinste Nachtheil erlitten würde. Wie sehr er auch den hohen Muth derer bewundere, welche keine Schanze, keine Berghöhe, keine Stadtmauer aufhalten hätte können: so sehr müsse er die Willkür und Anmassung tadeln, dass sie sich eher, als dem Feldherrn, ein Urtheil über Sieg und Ausgang der Sache zugetraut: er verlange von einem Soldaten nicht minder Bescheidenheit und Enthaltsamkeit, als Tapferkeit und hohen Muth."

Nach dieser Rede, worin er zuletzt die Sol- 53.
daten stark ermahnet, ja nicht deshalb den Muth

sinken zu lassen, noch, was die ungünstige Stellung mit sich gebracht, der Feinde Tapferkeit zuzuschreiben, führte er, noch immer, wie vorher, an den Abzug denkend, die Legionen aus dem Lager, und ordnete die Schaaren an gelegenem Orte. Da dennoch Vercingetorix nicht in die Ebene herabkam, führte er nach einem leichten glücklichen Treffen mit der Reiterei, das Heer in das Lager zurück. Am folgenden Tage that er dasselbe, und da er dies hinlänglich glaubte, der Gallier Prahlerei zu dämpfen und seine Soldaten zu ermuthigen, brach er zu den Aeduern auf. Auch damals verfolgten ihn die Feinde nicht, und so schlug er am dritten Tage wieder die Brücke über den Fluss Elaver, und führte sein Heer hinüber.

54. Hier erfuhr er von den Aeduern Viridomarus und Eporedorix angeredet, dass Litaviktus mit dem ganzen reisigen Zeug, die Aeduer aufzubieten, ausgezogen, dass man auch diesen zuvorkommen müsse, die Gemeinde zu ermuthigen: Obwol er bei vielen Gelegenheiten der Aeduer Treulosigkeit erkannt, und mit dem Abschied dieser der Gemeinde Abfall zu beschleunigen glaubte, so wollte er sie doch nicht behalten, um weder zu beleidigen, noch furchtsam zu scheinen. Als er diese entliess, sprach er kurz von seinen Verdiensten um die Aeduer: „wie er sie, in welcher Niedrigkeit, als sie in die Städte getrieben, an Ländereien geschädigt, nach Verlust

aller Truppen, mit Auflagen beschwert, als man ihnen auf das schimpflichste Geiseln abgetrotzt, aufgenommen: zu welchem Glück und Wohlstand er ihnen verholfen, dafs sie nun nicht allein in ihre vorige Lage zurückgekehrt, sondern an Würde und Gunst weiter gediehen, als vorher. Mit diesen Aufträgen entliefs er sie.

Am Ufer des Liger lag sehr günstig Noviodunum, eine Stadt der Aeduer. Hieher hatte Cäsar alle Geiseln Galliens, Getreide, die Kriegskasse, einen grofsen Theil seines und des Heergepäckes geschafft. Hieher hatte er viel Pferde, die er zu diesem Kriege in Italien und Hispanien aufgekauft, gesendet. Als nun Eporedorix und Viridomarus dahin gekommen waren, der Gemeinde Lage und dazu erkundet hatten, dafs Litavikus zu Bibrakte von den Aeduern aufgenommen, welches bei ihnen eine sehr angesehene Stadt ist, dafs Konviktolitanes, der Magistrat, und ein grofser Theil des Senats bei ihm sich versammelt, dafs Gesandte an Vercingetorix mit Friedens- und Freundschaftsanträgen, im Namen des Volks, abgegangen: wollten sie sich diesen Vortheil nicht entgehen lassen. Also tödteten sie die Wache von Noviodunum und die in Wechselgeschäften, oder auf Reisen dahin gekommen waren, theilten Geld und Pferde unter sich; liefsen Geiseln aus den Gemeinden nach Bibrakte zu dem Magistrat führen, zündeten die Stadt, welche sie nicht behaupten konnten, an, 55.

damit sie den Römern nichts nützte, führten schnell auf Schiffen an Getreide fort, was sie konnten, verderbten das übrige durch Feuer und Wasser; zogen sogar aus den benachbarten Gegenden Truppen zusammen, legten Zusätzer und Wachen an die Ufer des Liger, liefsen überall, um Furcht zu erwecken, Reiterei herumstreifen, ob sie etwa den Römern das Getreide wegnehmen, oder sie durch Mangel aus der Provinz vertreiben könnten. In dieser Hoffnung bestärkte sie sehr, dafs der Liger vom Schnee angeschwollen war und keine Seichte darbot.

56. Cäsar glaubte nun, wenn man zu brücken wagen sollte, eilen zu müssen, damit es zum Treffen käme, bevor mehr Mannschaft beisammen wäre. Denn dafs er seinen Anschlag änderte und seinen Zug in die Provinz nähme (wie niemand auch damals noch für nöthig hielt) verhinderte theils das Schimpfliche und Unwürdige der Sache, der entgegenstehende Berg Cevenna, und der Wege Schwierigkeit, theils hauptsächlich, weil er für Agendikus, Labienus und die mitgesendeten Legionen sehr fürchtete. Mithin kam er nach grofsen Märschen bei Tag und Nacht, gegen Aller Erwartung, am Liger an; und nachdem durch die Reiterei eine hinlänglich gelegene Seichte entdeckt, so dafs blos Arm und Schultern die Waffen frei über dem Wasser tragen konnten, ordnete er die Reiterei, des Flusses Gewalt zu brechen, und führte vor

den beim ersten Anblick erschreckten Feinden, das Heer unverletzt hindurch. Hierauf nahm er für sein Heer so viel Getreide, als er auf den Aeckern vorfand, und Vieh, und zog zu den Senonen.

57. Unterdessen liefs Labienus den neulich aus Italien gekommenen Ergänzungstrupp in Agendikum, zur Bedeckung des Gepäcks, und zog mit vier Legionen nach Lutetia; dies ist eine Stadt der Pariser, gelegen auf der Insel des Flusses Sequana. Als die Feinde seinen Anmarsch vernahmen, kam aus den Grenzgemeinden viel Mannschaft zusammen. Der Oberbefehl wird dem Kamulogenus Aulerkus übergeben, welcher, hochbetagt zwar, doch wegen ausnehmender Kriegswissenschaft, zu dieser Ehre gelangte. Da dieser bemerkte, dafs ein fortgehender Sumpf sei, der in die Sequana fliefse und jenen ganzen Ort sehr unkommlich mache, blieb er hier und beschlofs den Unsern den Uibergang zu wehren.

58. Labienus führte zuerst Sturmlauben herbei, füllte den Sumpf mit Faschinen und Schutt, um so den Pafs zu verschanzen; als er aber die Schwierigkeit dieses Unternehmens einsah, ging er heimlich um die dritte Nachtwache aus dem Lager, und kam auf demselben Wege nach Melodunum. Dies ist eine Stadt der Senonen, auf einer Insel der Sequana gelegen, wie wir vorher von Lutetia sagten. Hier nahm er ungefähr funfzig Schiffe, verband sie schnell, warf die

Soldaten darauf, und bemächtigte sich ohne Kampf der Stadt, zum Schrecken der Einwohner, von welchen ein grofser Theil zum Kriege aufgefordert war. Er liefs die Brücke wieder schlagen, welche vorher die Feinde abgetragen hatten, führte das Heer über und zog dem Flusse nach nach Lutetia. Die Feinde erfuhren es von den aus Melodunum geflohenen, liefsen Lutetia anzünden und die Brücken dieser Stadt abbrechen. Sie selbst ziehen vom Sumpfe weg und lagern an den Ufern der Sequana, Lutetia gegenüber und dem Lager des Labienus.

59. Schon vernahm man, dafs Cäsar Gergovia verlassen, schon verbreiteten sich Gerüchte von dem Abfall der Aeduer und dem glücklichen Aufstand Galliens, und in Unterredungen behaupteten die Gallier, Cäsarn sei der Zug und der Liger verrennt, und aus Mangel an Getreide sei er in die Provinz gezogen. Die Bellovaker aber, schon vorher treulos, sammelten, auf die Nachricht von der Aeduer Abfall, Mannschaft und rüsteten sich offen zum Krieg. Dann sah Labienus, dafs, bei so veränderten Umständen, ein ganz andrer Plan entworfen werden müsse, als er vorher geglaubt hatte, und dachte darauf, nicht etwas zu erwerben und die Feinde in ein Treffen zu fordern, sondern das Heer unverletzt nach Agendikum zurück zu führen. Denn von Einer Seite drängten die Bellovaker, welche den Ruf der Tapferkeit in Gallien für sich haben;

die andre behauptete Kamulogenus mit einem schlagfertigen und gerüsteten Heer; endlich trennte auch der grofse Flufs die Legionen, so von der Besatzung und dem Gepäck abgeschnitten waren. Bei so plötzlich eingetretenen Schwierigkeiten stand nur vom Muthe Hülfe zu erwarten.

Also berief er gegen Abend eine Versamm- 60.
lung, ermahnt, was er befohlen, genau und ämsig zu betreiben, giebt die aus Melodunum geführten Schiffe Römischen Rittern, und befiehlt, nach der ersten Nachtwache viertausend Schritte längs dem Flufs still vorzurücken, und dort sein zu harren. Fünf Kohorten, welche zum Streit minder stark schienen, liefs er zur Bedeckung im Lager, die fünf übrigen derselben Legion läfst er mitten in der Nacht mit allem Gepäck stromaufwärts mit vielem Getümmel ziehen. Auch verschafft er sich Nachen; diese mit lärmendem Ruderschlag getrieben, sendet er eben dahin. Er selbst zieht still kurz darauf mit drei Legionen dahin, wo er die Schiffe landen hatte lassen.

Hier wurden die feindlichen überall am 61.
Flusse ausgestellten Späher, weil plötzlich ein grofser Sturm entstand, von den Unsern überfallen, und das Heer und die Reiterei, durch Hülfe der Römischen Ritter, schnell übergesetzt. Fast zu Einer Zeit, gegen Morgen, wird den Feinden verkündet, dafs im Römischen Lager

ungewöhnliches Getümmel sei, dafs ein grofses Heer stromaufwärts ziehe, eben daselbst Ruderschlag vernommen und weiter hinab Soldaten übergesetzt werden. Da sie auf diese Erkundigung glaubten, die Legionen gingen an drei Orten über und suchten, durch der Aeduer Abfall bestürzt, die Flucht, so theilten sie auch ihre Truppen in drei Theile. Denn sie liefsen die Besatzung dem Lager gegenüber, sendeten eine kleine Mannschaft gegen Metiosedum so weit, als die Schiffe gingen, und führten das übrige Heer gegen Labienus.

62. Mit Tagesanbruch waren die Unsern alle übergesetzt, und der Feinde Schlachtordnung zeigte sich. Labienus ermahnte die Soldaten, „ihrer alten Tapferkeit und so viel glücklicher Treffen eingedenk zu seyn, und sich Cäsar selbst, unter dessen Anführung sie so oft die Feinde überwältigt hätten, gegenwärtig zu denken.“ Er giebt das Zeichen zum Treffen. Beim ersten Zusammentreffen werden auf dem rechten Flügel, wo die siebente Legion stand, die Feinde geworfen und in die Flucht geschlagen; auf dem linken, wo die zwölfte Legion stand, fielen die ersten Reihen der Feinde mit Wurfspiefsen durchbohrt; doch widerstanden die übrigen heftig, und keiner schien fliehen zu wollen. Der Heerführer selbst, Camulogenus, war bei den Seinen und ermuthigte sie. Aber auch bei noch jezt ungewissem Ausgang des Sieges, als den Tribu-

nen der siebenten Legion gemeldet ward, was auf dem linken Flügel vorfalle, zeigten sie im Rücken der Feinde eine Legion und trugen das Banner unter sie. Auch dann wich noch keines vom Platz, sondern alle wurden eingeschlossen und getödtet. Kamulogenus erfuhr dasselbe Schicksal. Die aber zur Besatzung Labienus' Lager gegenüber zurück geblieben waren, zogen, als sie von dem vorgefallenen Treffen hörten, den Ihrigen zu Hülfe; besetzten den Hügel und konnten unsrer siegreichen Soldaten Angriff nicht bestehen. So wurden sie, mit ihren Flüchtigen vermischt, welche kein Wald, noch Berg deckte, von der Reiterei getödtet. Dies abgethan, kehrte Labienus nach Agendikum zurück, wo das Gepäck des ganzen Heeres zurück gelassen war; von hier stiefs er mit allen Truppen zu Cäsar.

Als der Aeduer Abfall bekannt wird, nimmt 63.
auch der Krieg überhand. Nach allen Theilen werden Gesandte umhergeschickt: was sie an Gunst, Ansehen, Geld vermögen, wenden sie an, die Gemeinden aufzubieten. Die von Cäsar bei ihnen niedergesetzten Geiseln tödten sie und schrecken dadurch die Zweifelnden. Die Aeduer bitten Vercingetorix zu sich, um die Art, den Krieg zu führen, ihnen mitzutheilen. Dies erreicht, fordern sie, dafs man ihnen den Oberbefehl übertrage; da die Sache aber streitig ward, wird zu Bibrakte eine Versammlung ganz Gal-

liens angesagt. Dahin kommen sie in Haufen aus allen Gegenden. Man überläfst die Sache den Stimmen der Menge; alle wälen einhällig Vercingetorix zum Feldherrn. Abwesend von dieser Versammlung waren die Remier, Lingonen, Trevirer, jene, weil sie der Römer Freunde, diese, weil sie zu entfernt waren und von den Germanen bedrückt wurden. Dies war der Grund, warum sie im ganzen Kriege fehlten und keinem Theile Zuzug sendeten. Die Aeduer schmerzt es sehr, sich des Vorzugs beraubt zu sehen, sie klagen über Wankelbarkeit des Glücks und bitten um Cäsars Nachsicht; doch wagen sie nicht, da der Krieg übernommen, ihre Zwecke 86) von denen der Uibrigen zu trennen. Eporedorix und Viridomarus, hoffnungsvolle Jünglinge, gehorchen Vercingetorix ungern.

64. Dieser verlangt Geiseln von den übrigen Gemeinden; bestimmt endlich einen Tag dazu. Hier läfst er alle Reiter, funfzehntausend an der Zal, schnell zusammen kommen, sagt: mit dem Fufsvolk, welches er vorher gehabt, wolle er sich begnügen, auch das Glück nicht versuchen, noch in einer Schlacht kämpfen; aber weil er Reiterei im Uiberfluls habe, sei sehr leicht, die Römer von Futterung und Getreidesammlung abzuhalten; sie sollen nur gleichmüthig ihr Getreide

86) Ihr Interesse.

verderben und die Gebäude anstecken, und würden sehen, dafs sie durch den Verlust ihres häuslichen Besitzthums fortdauernde Herrschaft und Freiheit erlangen würden.“ Nach dieser Verfügung fordert er von den Aeduern und Seguianern, welche an unsre Provinz grenzen, zehntausend Mann Fufsvolks. Dazu setzt er achthundert Reiter; diese übergiebt er Eporedorix' Bruder und befiehlt ihm, die Allobroger zu bekriegen. Andrerseits sendet er die Gabaler und die nächsten Gaue der Arverner gegen die Helvier; die Rutener und Katurker, das Gebiet der Arekomischen Volker zu plündern. Dennoch bietet er durch heimliche Bothen und Gesandtschaften die Allobroger auf, deren Gemüth er seit dem vorigen Kriege noch nicht beruhigt hofste. Ihren Vornehmsten versprach er Geld, der Gemeinde aber die Herrschaft über die sämmtliche Provinz.

Auf alle diese Fälle war für eine Besatzung 65.
von zwei und zwanzig Kohorten gesorgt, welche, aus der Provinz selbst ausgehoben, vom Legaten, L. Cäsar, auf allen Seiten entgegen gestellt wurden. Die Helvier, welche freiwillig mit den Nachbarn sich in ein Treffen eingelassen, werden geworfen und mit Verlust des L. Valerius Donotaurus, Sohnes des Kaburus, des Vornehmsten unter seinem Volke, und mehrerer andrer, in die Stadt und ihre Mauern getrieben. Die Allobroger legen häufige Besatzungen längs dem

Rhodanus und decken sorgfältig und genau ihre Grenzen. Cäsar wufste, dafs die Feinde an Reiterei überlegen waren, konnte, da alle Pässe gesperrt waren, keine Unterstützung aus der Provinz und Italien erwarten, sendete also über den Rhein nach Germanien an die Gemeinden, welche er in den vergangenen Jahren gefriedigt [87] hatte, nimmt von diesen Reiter und leicht bewaffnetes Fufsvolk, welches zwischen ihnen zu streiten pflegte. Als sie ankamen und minder gute Pferde hatten, nahm er den Kriegstribunen und übrigen, auch Römischen Rittern und Berufenen [88] Pferde und vertheilte sie unter die Germanen.

66. Indefs sammeln sich die feindlichen Truppen von den Arvernern und die von ganz Gallien geforderten Reiter. Es war eine grofse Anzal aufgebracht, und als Cäsar zu den Sequanern durch der Lingonen äuserste Grenzen zog, um der Provinz leichter zuziehen zu können, lagerte sich Vercingetorix ungefähr zehntausend

---

87) D. i. durch Besiegung ruhig gemacht, überhaupt besiegt. Der Zusammenhang zeigt dies jedesmal, und nur, um den Euphemismus nicht zu tilgen, noch vom Römischen zu sehr abzugehen, habe ich stets das entsprechende Wort gebraucht.

88) **Evocati** altgediente, willig folgende, wie sie bei Livius heifsen. Sie waren im Kriege geübt und wurden zum Heere berufen. Unsre sogenannten Freiwilligen möchten schwerlich dem Begriff entsprechen.

Schritte von den Römern in drei Lagern, berief die Präfekte der Reiter zu einer Versammlung, und zeigte: „die Zeit des Siegs sei gekommen, die Römer fliehen nach ihrer Provinz und gehen aus Gallien; dies genüge ihm, die gegenwärtige Freiheit zu erhalten, aber für künftige Ruhe und Frieden sei damit nichts gewonnen. Denn mit gröfserer Mannschaft würden sie zurückkehren und nicht aufhören zu kriegen. Man solle sie also auf dem Heerzuge, wo sie gehemmt wären, angreifen; wenn das Fufsvolk sein Gepäck beschützen 89) und dabei sich aufhalten wolle, so könne der Weg nicht zurückgelegt werden; wenn, was er noch sicherer vermuthe, sie, das Gepäck verlassend, auf ihre Rettung dächten, würden sie den Gebrauch der nöthigsten Bedürfnisse und ihre Würde verlieren. Denn daran sollten auch sie nicht zweifeln, dafs keiner der feindlichen Reiter aus dem Zuge zu treten wage. Damit sie dies um so muthiger thäten, wolle er alle Truppen vor dem Lager halten, und die Feinde schrecken." Die Reiter rufen, mit einem heiligen Eid müsse bekräftigt werden, dafs keiner unter Dach aufgenommen werde, keinen Zutritt zu Kindern, Aeltern, oder Weibe er-

89) Wenn **rebus**, was einige Codices haben, nicht einzuschalten ist, wie der griechische Uibersetzer τοῖς σφῶν σκευοφόροις hat, so zeigt mindestens das folgende: **relictis impedimentis** den Sinn dieser Stelle.

halte, der nicht zweimal der Feinde Heerzug durchritten.

67. Dies genehmigt und alle in Eid genommen, wird Tages darauf die Reiterei in drei Theile getheilt und von zwei Seiten zeigen sich zwei Schlachtordnungen; eine sucht dem ersten Heerzug in den Weg zu treten. Auf diese Nachricht läfst auch Cäsar seine Reiterei in drei Theilen auf den Feind losgehen. Da wird zugleich auf allen Seiten gestritten, der Zug hält an, das Gepäck wird unter die Legionen gezogen. Wo die Unsrigen zu thun hatten, oder hart genöthet wurden, liefs Cäsar das Banner hineintragen, und die Schlachtordnung sich schwenken. Dies erschwerte dem Feinde die Verfolgung und stärkte die Hoffnung der Unsern auf Hülfe. Endlich erreichen die Germanen von der rechten Seite das höchste Joch und werfen die Feinde, verfolgen die Flüchtigen bis an den Flufs, wo Vercingetorix mit dem Fufsvolk lagerte, und tödten mehrere. Da dies die übrigen merkten, flohen sie aus Furcht umgangen zu werden. Allenthalben wird gemetzelt. Drei der edelsten Aeduer werden zu Cäsar geführt: Kotus, der Präfekt der Reiter, der in den lezten Versammlungen mit Konviktolitanes Zwist gehabt hatte, Kavarillus, der nach Litavikus' Abfall das Fufsvolk anführte, und Eporedorix, unter dessen Anführung vor Cäsars Ankunft die Aeduer mit den Sequanern gekämpft hatten.

Als die ganze Reiterei in die Flucht ge- 68.
schlagen war, führte Vercingetorix seine Truppen, wie er sie vor das Lager gestellt hatte, zurück; alsbald zieht er nach Alesia, welches eine Stadt der Mandubier ist, läßt schnell das Gepäck aus dem Lager ziehen und folgen. Cäsar bringt sein Gepäck auf den nächsten Hügel, läßt zwei Legionen zur Bedeckung zurück, folgt, so viel die Tageszeit gestattete, tödtet ungefähr dreitausend Feinde aus der Nachhut, und lagert am folgenden Tage vor Alesia. Nachdem er die Lage der Stadt besichtigt, und die Feinde geschreckt, weil ihre Reiterei, worauf sie besonders trauten, geschlagen war, ermahnte er die Soldaten zur Arbeit, und fing an, Alesia zu umwallen.

Die Stadt selbst lag auf einem Hügel sehr 69.
hoch, so daſs sie nur durch Belagerung erobert werden konnte. Des Hügels Fuſs bespülten von zwei Seiten zwei Flüsse. Vor der Stadt öffnete sich ein Blachfeld ungefähr dreitausend Schritte lang. Von den übrigen Seiten allen umgaben Hügel in kleinen Zwischenräumen, von gleicher Gipfelhöhe, die Stadt. Unter der Mauer hatten die Gallischen Truppen den gegen Morgen liegenden Theil des Hügels angefüllt, einen Graben und eine Lehmwand sechs Fuſs hoch vorgezogen. Der Umfang der von den Römern angelegten Verschanzung betrug elftausend Schritt. Das Lager war an günstigem Ort aufgeschlagen und

dort drei und zwanzig Schlösser 90) aufgeführt; auf diese wurden bei Tage Wachen gestellt, dafs nicht plötzlich ein Ausfall geschähe, auch Nachts wurden sie von Wachen und starker Besatzung gedeckt.

70. Als das Zeug eingerichtet war, ward ein Reitertreffen auf dem Blachfelde geliefert, welches, wie oben erwähnt, mit Hügeln umgeben, dreitausend Schritt lang war. Gewaltig wird beiderseits gekämpft. Cäsar sendet unsern, Gefährdeten die Germanen zu Hülfe, stellt die Legionen vor das Lager, dafs das feindliche Fufsvolk nicht etwa plötzlich einbräche. Als die Legionen zum Schutz hinzu kamen, wuchs den Unsrigen der Muth. Die Feinde, in die Flucht getrieben, hemmen sich selbst durch ihre Menge, und drängen sich unter den engen Thoren. Da folgen die Germanen heftig bis an die Schanzen; es wird ein grofs Gemetzel. Einige verlassen die Pferde, und suchen über den Graben zu springen, und die Mauer zu übersteigen. Cäsar läfst die Legionen, welche vor dem Wall standen, vorrücken. Nicht weniger wurden die Gallier innerhalb der Schanzen bestürzt; weil sie glauben, man rücke eilig gegen sie an, rufen sie zu den Waffen; einige brechen erschrocken in die Stadt. Vercingetorix läfst die Thore sperren,

90) Redouten. Guischard.

um das Lager nicht zu entblöfsen. Nachdem viele getödtet, mehrere Pferde genommen, ziehen sich die Germanen zurück.

71. Vercingetorix beschliefst, ehe die Schanzen von den Römern vollendet würden, Nachts alle Reiterei zu entlassen; trägt ihnen auf, „zu ihren Gemeinden zu gehen und alle Waffenfähige zum Kriege zu sammeln; er stellt ihnen seine Verdienste um sie vor, beschwört sie, seines Heils wahrzunehmen und ihn, den um die gemeinsame Freiheit so hoch verdienten, nicht der Feinde Martern Preis zu geben. Wären sie sorgloser, so würden mit ihm achtzigtausend erlesene Männer untergehen. Nach seiner Berechnung habe er auf dreifsig Tage kaum Getreide, doch könne er es mit Sparsamkeit auch noch etwas länger aushalten.“ Nach diesen Aufträgen entliefs er still um die zweite Nachtwache, wo an unsern Werken nicht gearbeitet ward, die Reiterei, liefs alles Getreide herbeischaffen, bedroht die Ungehorsamen mit Todesstrafe, theilt das Vieh, wovon vieles bei den Mandubrern zusammen getrieben war, unter die Männer, mifst das Getreide spärlich und allmälich zu, alle vor die Stadt gestellte Truppen zieht er in die Stadt zurück. Unter diesen Verhältnissen wartet er auf Gallische Hülfe, und schickt sich an, den Krieg zu führen.

72. Cäsar erfuhr dies von Uiberläufern und Gefangenen und verschanzte sich nun folgender

mafsen. Er führte einen Graben von zwanzig Fufs mit geraden Seiten, so dafs der Boden eben so breit war, als der äuserste Rand aus einander stand. Alle übrigen Verschanzungen führte er vierhundert Schritte von jenem Graben auf: dies in der Absicht (weil er nothwendig so viel Raum einnehmen mufste, und doch das ganze Werk nicht leicht mit Soldaten umstellen konnte) dafs nicht unversehens entweder bei Nacht der Feinde Menge an die Schanzen stürmte, oder bei Tage auf die Arbeitenden schiefsen könnte. Nach so viel gelassenem Zwischenraume zog er noch zwei Gräben, funfzehn Fufs breit, und eben so tief; den innern, an ebenem und niederm Platz, füllte er mit Wasser, welches aus dem Flufs abgeleitet wurde. Hinter diesen führte er einen Damm und Wall von zwölf Fufs; diesen versah er mit Brustwehr und Zinnen, in den Fugen der Sturmschirme und des Dammes ragten grofse Gabeln 91) hervor, welche den Feind hinaufzusteigen hinderten; um das Ganze führte er Thürme, achtzig Fufs von einander entfernt.

73. Zu gleicher Zeit mufste Bauholz gefällt, Getreide geschafft und so viel an den Schanzen gearbeitet werden, da doch unsre Mannschaft ge-

---

91) Cerui. Gabeln, wie ein Hirschgeweih, welches bekanntlich auch die Gabeln heifst. Die ganze Stelle erläutert Lipsius Poliorc. 2, 2.

ring war und fern vom Lager schweifte: zuweilen versuchten auch die Gallier unser Werk und einen heftigen Ausfall aus mehrern Thoren der Stadt. Darum vergrößerte Cäsar das Werk, um die Schanzen mit weniger Soldaten verteidigen zu können. Es wurden Baumstämme oder sehr starke Aeste abgeschnitten, ihre Gipfel zugehauen und zugespitzt, und fortlaufende Gräben, fünf Fuſs hoch, geführt. Hier wurden nun diese Stämme eingebracht und ragten, von den untersten umschlungen, dalnit sie nicht heraus gerissen werden könnten, von den Aesten an hervor. Fünf Reihen waren unter einander verbunden und verflochten; die sie betraten, geriethen auf spitze Pfähle. Diese nannten sie Säulen. 92) Vor diesen wurden in schrägen fünfeckigen Reihen drei Fuſs hohe Gruben gegraben, die sich nach unten zu immer mehr verengten. Darein wurden schwache Pfähle, einen Schenkel stark, von oben sehr spitz und angesengt geschlagen, so daſs sie nicht mehr als einen Zoll aus der Erde ragten; zugleich wurde, um sie



92) Dies für cippi. Seule oder Säule ist unstreitig mit ὑλη, ξυλον verwandt, wie das franz. saule die Weide, welche von ὑω und seiner Form ὑλλω herrühren. So erinnert dies Wort an das Material dieser Verschanzung, und an den Begriff von cippus.

mehr zu verfestigen, von unten herauf, je ein Fuſs Tiefe mit Erde ausgefüllt. Der übrige Theil der Grube ward, um die List zu decken, mit Geflecht und Reisig belegt. Von dieser Art wurden acht Reihen geführt, drei Fuſs eine von der andern entfernt. Dies hieſs Lilie, wegen der Aehnlichkeit mit dieser Blume. Vor diese wurden einen Fuſs lange Stämme, mit eisernen eingeschlagenen Haspen ganz in die Erde gegraben, und in mäſsigen Zwischenräumen allenthalben verstreut, welche sie Stacheln 93) nannten.

74. Nachdem dies vollendet war, legte er in ebener Gegend, so gut es sich thun lieſs, in einem Umfang von vierzehntausend Schritten, eben solche Schanzen, nur etwas von jenen verschieden, gegen den äusern Feind, so daſs die Schanzen nicht einmal mit einer groſsen Menge, wenn dies nach seinem Abgang eintreten sollte, umringt werden könnten; daſs sie aber nicht mit Gefahr aus dem Lager zu gehen gezwungen würden, lieſs er auf dreiſsig Tage Futter und Getreide vorräthig herbeischaffen.

75. Während dieser Zurüstungen vor Alesia, beriefen die Gallier eine Versammlung der Vornehmsten, und nicht alle Waffenfähige, wie Vercingetorix bestimmt hatte, sondern nur eine ge-

93) Das Wort stimuli und die Sache führen fast auf Stummel oder Stummel.

wisse Anzal forderten sie von jeder Gemeinde; damit nicht in so grofser Menge Gewirr sie die übrigen etwa nicht lenken, noch unterscheiden, noch mit Getreide versehen könnten. Sie befahlen den Aeduern, und ihren Schutzlingen, den Segusianern, Ambivareten, Aulerkern von Brannovikum, Brannoviern, 35.000 Mann zu stellen, eben so viel den Arvernern nebst den Kadurkischen Eleutheren, Gabalern, Velaunern, welche sich von den Arvernern beherrschen liefsen; den Senonen, Sequanern, Biturigern, Santonen, Rutenern, Karnutern, 12,000; den Bellovakern 10.000, eben so viel den Lemovikern; 8000 den Piktonen, Turonen, Parisern, und Helviern; den Suessionen, Ambianern, Mediomatrikern, Petrokoviern, Nerviern, Morinern, Nitiobrigern, 5000; den Cenomanischen Aulerkern eben so viel; den Atrebaten 4000; den Bellokassern, Lexoviern, Eburonischen Aulerkern, 3000; den Raurakern und Bojern 30.000; allen Gemeinden, welche das Weltmeer berühren und Armoricae von ihnen genannt werden (dahin gehören die Kurionoliten, Rhedonen, Ambibarer, Kaleter, Osismier, Lemoviker, Veneter, Uneller) 6000. Von diesen trugen die Bellovaker ihre Zal nicht bei, weil sie auf ihren Namen und Entscheidung mit den Römern Krieg führen, und von niemanden befehligt seyn wollten; da indefs Kommius hat, so sendeten sie ihm, alst Gastfreunde, zweitausend.

76. Dieses Kommius treue und nützliche Dienste hatte Cäsar in den vorigen Jahren in Britannien gebraucht, wie wir oben erzählten; für diese seine Verdienste hatte er seine Gemeinde von Abgaben frei gelassen, ihr Rechte und Gesetze wiedergegeben und die Moriner pflichtig gemacht. Doch stimmte ganz Gallien so sehr für Wiederherstellung der Freiheit, und altes Kriegsruhmes, dafs weder Vergünstigungen, noch das Andenken an Freundschaft sie rührte, sondern alle Sinn und Vermögen für diesen Krieg verwendeten, 8000 Reiter und ungefähr 240.000 Mann Fufsvolk zusammen brachten. Diese wurden in der Aeduer Gebiet gemustert und gezält; es wurden die Anführer bestimmt, dem Atrebater Kommius, den Aeduern Viridomarus und Eporedorix, dem Arverner Vergasillaunus, Vercingetorix' Geschwisterkind, wurde der Oberbefehl übertragen. Diesen werden noch aus den Gemeinden einige angelegt, nach deren Einschlägen der Krieg geführt ward. Alle ziehen muthig und voll Vertrauen nach Alesia: unter allen war nicht Einer, welcher glaubte, dafs einer solchen Menge Anblick ertragen werden könnte, besonders in zwiefachem Treffen, wo von der Stadt her durch Ausfall gestritten würde, aussen aber so viel Reiterei und Fufsvolk sich zeigte.

77. Aber die in Alesia Belagerten hatten am vorigen Tage, wo sie Hülfstruppen erwarteten, alles Getreide aufgezehrt, und unkundig der Vor-

fällig bei den Aeduern, in einer Versammlung sich über den Ausgang ihres Geschicks berathen. Hier waren verschiedene Meinungen; einige riethen Uibergabe; andre Ausfall, so lange man noch die Kraft hätte. Zu übergehen ist nicht die Rede des Kritognatus, wegen der besondern und frevelichen Grausamkeit. Dieser, von hoher Abkunft unter den Arvernern, und grosem Einfluss sprach also:

„Ich will nichts über die Stimme derer sagen, welche die schändlichste Knechtschaft Uibergabe nennen; ich achte sie weder für Bürger, noch zu einer Versammlung zulässig. Mit denen habe ich zu schaffen, welche Ausfall rathen; in deren Rath, nach eurer aller Uibereinstimmung, noch das Andenken an die uralte Tapferkeit sich offenbart. Weichlichkeit ist es, nicht Tapferkeit, Mangel nicht eine Zeit lang ertragen zu können. Leichter finden sich, die sich dem Tode frei weihen, als die geduldig Schmerz ertragen. Auch ich würde diese Meinung vorziehen (denn so viel gilt bei mir das Würdige), wenn ich hier keinen andern, als Lebensverlust sähe. Aber bei unserer Berathung lasst uns auf ganz Gallien sehen, welches wir zur Hülfe aufgeboten haben! Wie glaubt ihr wol, wenn 80.000 Menschen auf einem Platze geblieben, wird es unsern Verwandten und Blutsfreunden zu Muthe seyn, wenn sie fast auf den Leichnamen kämpfen müssen? Entsieht doch

denen eure Hülfe nicht, welche um eures Heils willen ihre Gefahr gering geachtet! Schlagt nicht durch eure Thorheit und Unbesonnenheit, oder Muthlosigkeit ganz Gallien nieder, oder werft es in ewige Knechtschaft! Zweifelt ihr an ihrer Treue und Standhaftigkeit, weil sie nicht mit dem Tage gekommen? Wie dann? Meint ihr, die Römer arbeiten täglich in jenen fernern Schanzen um des Muthes willen? Wenn ihr, da aller Zugang gesperrt, durch Kunde von jenen nicht Muth fassen könnt, so braucht jene als Beweis, dafs sie bald da seyn werden; deshalb sind sie von Furcht erschrecht und arbeiten Tag und Nacht. Was rathe ich also? Zu thun, was unsre Vorfahren in keinesweges gleichem Kriege mit den Cimbrern und Teutonen thaten, die in die Städte getrieben und von ähnlichem Mangel niedergehalten, mit den Körpern derer, welche Alters wegen zum Kriege untauglich waren, ihr Leben fristeten und sich den Feinden nicht ergaben. Wäre davon kein Beispiel vorhanden, so hielte ich es doch für schön, es einzuführen und auf die Nachwelt kommen zu lassen. Denn was ist jenem Kriege ähnlich gewesen? Die Cimbrer verliefsen, nachdem Gallien geplündert worden, und grofses Unglück erlitten, doch endlich unser Gebiet und gingen in ein andres; Rechte, Gesetze, Aecker, Freiheit liefsen sie uns. Was suchen aber die Römer, oder was wollen sie anders, als aus Neid auf dem Lande

und in den Gebieten derer, welche sie von gutem Leumund und im Kriege mächtig erfunden, sich festsetzen und ihnen ewige Knechtschaft auflegen? Denn unter andern Bedingungen haben sie nie Krieg geführt. Ist euch, was bei entferntern Völkern vorgefallen, unbekannt, so seht nur auf das benachbarte Gallien, welches zur Provinz gemacht, Recht und Gesetze verändert, den Beilen unterworfen und von fortdauernder Sklaverei bedrückt wird."

78. Nachdem die Meinungen mitgetheilt waren, beschliefsen sie, dafs, wer Krankheit oder Alters halber zum Kriege untauglich sei, die Stadt verlasse, und man eher alles versuche, als Critognatos beitrete; doch sei dieser Rath eher zu befolgen, wenn die Umstände es erfordern und die Hülfstruppen zögern sollten, als Übergabe oder Frieden einzugehen. Die Mandubier, welche sie in die Stadt aufgenommen hatten, mufsten mit Weibern und Kindern die Stadt verlassen. Diese baten weinend und flehentlich, als sie an die Römischen Schanzen kamen, man möge sie zu Knechten machen und mit Speise unterstützen. Cäsar aber hatte auf dem Wall Wachen ausgestellt und liefs sie nicht aufnehmen.

79. Indefs kommen Kommius und die übrigen Heerführer, welche den Oberbefehl hatten, mit aller Mannschaft vor Alesia an, nehmen den äufsersten Hügel ein, und lagern nicht weiter als

fünfhundert Schritte von unsern Schanzen. Tages darauf überschwemmen sie mit der Reiterei das ganze dreitausend Schritt lang sich ausbreitende Blachfeld, und stellen ihr Fußvolk etwas fern von jenem Orte, verborgen auf Anhöhen. Aus der Stadt Alesia konnte man auf das Feld hinabsehen, man läuft zusammen, als man die Hülfsvölker erblickt, man wünscht sich Glück unter einander und alle Herzen schlagen fröhlich. Also führen sie die Mannschaft auf, lagern vor der Stadt, decken den nächsten Graben mit Geflechten, füllen ihn mit Schutt und bereiten sich zum Ausfall und auf alle Fälle.

80. Cäsar stellt sein ganzes Heer zu beiden Seiten der Schanzen, daß, wenn es nöthig wäre, jeder seinen Platz behaupte und kenne, läßt die Reiterei heraus und befiehlt ein Treffen zu liefern. Aus dem ganzen Lager, welches allenthalben das höchste Joch besetzte, konnte man herabsehen, und aller Soldaten gespannte Gemüther erwarten des Kampfes Fortgang. Die Gallier hatten unter ihre Reiter einige Bogner und leicht bewaffnete geworfen, welche den Weichenden zu Hulfe eilen und unsrer Reiter Angriff bestehen sollten. Von diesen wurden mehrere unvermuthet verwundet und gingen aus dem Treffen. Da die Gallier den Ihrigen antraten, daß sie obsiegen müßten, und die Unsern von der Menge bedrängt sahen: so ermuthigten von allen Seiten die, welche in den Schanzen und die,

welche zu Hülfe gekommen waren, die Ihrigen durch Zuruf und Geheul, Da alles vor aller Augen vorging und weder löbliche noch schimpfliche That verborgen werden konnte, so reizte beide Lobbegier und Furcht vor Schande zur Tapferkeit. » Da von Mittag an fast bis Sonnenuntergang in zweifelbarem Siege gekämpft wurde, brachen die Germanen auf Einer Seite in dichten Rotten auf die Feinde ein und vertrieben sie. Diese in die Flucht gejagt, wurden die Bogner umringt und getödtet. Eben so verfolgten die Unsrigen von den übrigen Seiten die Weichenden bis in das Lager, und gestatteten ihnen nicht, sich zu sammeln. Die aber, so aus Alesia gerückt waren, zogen sich betrübt, fast des Siegs verzweifelnd, in die Stadt zurück.

Ein Tag war vergangen, die Gallier hatten 81, in dieser Zwischenzeit viel Geflecht, Leitern und Haken zusammen gebracht, und gingen mitten in der Nacht still aus dem Lager zu den Feldschanzen. Plötzlich aufschreiend, zum Zeichen für die Belagerten, daß sie angekommen, warfen sie ihr Geflechte vor, trieben die Unsern mit Schleudern, Pfeilen, Steinen, vom Wall, und thaten alles, was zum Widerstand gehört. Zu gleicher Zeit giebt Vercingetorix auf jenes Geschrei das Zeichen mit der Tuba und rückt aus der Stadt. Die Unsern gehen nach den Schanzen, wo jedem vorher seine Stelle angewiesen war, schrecken die Gallier mit Schleudern, gro-

sen Steinen, Pfählen, welche sie in dem Zeug angebracht hatten und Bleikugeln. Da die Finsterniß die Aussicht benahm, so wurden beiderseits viele verwundet; aus dem Gewerf wurde mehreres Geschoß gesendet. Aber die Legaten M. Antonius und K. Trebonius, welche diese Theile vertheidigten, sendeten, wo sie die Unsern bedrängt sahen, ihnen aus den fernen Schlössern Hülfe zu.

82. So lange die Gallier entfernter von der Verschanzung waren, schafften sie mehr mit Geschosse; als sie aber näher kamen, spießten sie sich entweder unvermuthet auf den Stacheln, oder fielen in die Gruben und wurden durchstoßen, oder wurden von Wall und Thürmen herab mit Mauerbrechern getödtet. Nachdem auf beiden Seiten viele verwundet, noch keine Schanze gebrochen war, und nun der Morgen anbrach, zogen sie sich zu den Ihrigen zurück, aus Furcht, sie möchten von der offnen Seite her aus dem obern Lager durch Ausfall umgangen werden. Die innern aber bringen, was Vercingetorix zum Ausfall angeschafft hatte, hervor und füllen die ersten Gräben aus; weil sie sich aber lange bei diesem Geschäft aufhielten, bemerkten sie, ehe sie noch an die Mauern kamen, daß die Ihrigen schon fort waren, und kehrten so, unverrichteter Sache, in die Stadt zurück.

Zweimal mit vielem Verlust zurückgewor- 83.
fen, berathen sich die Gallier, was zu thun:
sie nehmen der Gegend Kundige her, erforschen
durch sie den obern Lagers Anlage und die
Schanzen. Gegen Mitternacht war ein Hügel,
den, wegen seines grosen Umfanges, die Un-
sern nicht in ihre Verschanzung einschliesen ge-
konnt hatten, und nothwendig hatten sie fast
auf unebenem und sanft abhängigem Orte das
Lager aufgeschlagen. Dieses besetzten die Lega-
ten K. Antistius Reginus und Caninius Rebilus
mit zwei Legionen. Als die Gegend durch Spä-
her erforscht war, lasen die feindlichen Heer-
führer 60,000 aus sämmtlichen Gemeinden aus,
welche den Ruf der Tapferkeit für sich hatten,
beschlossen insgeheim unter sich, was und auf
welche Art es zu thun sei, bestimmten, es sei
Zeit zum Angriff, da es Mittag zu seyn scheine.
Diese Truppen übergeben sie Vergasillaunus, dem
Arverner, einem der vier Anführer, Verwandt-
tem des Vercingetorix. Dieser geht mit der er-
sten Nachtwache aus dem Lager, hat gegen
Morgen den Weg fast zurückgelegt, verbirgt sich
hinter dem Berge und läst die Soldaten von der
nächtlichen Anstrengung rasten. Als schon der
Mittag herbeikam, zog er nach dem obenerwähn-
ten Lager; zu gleicher Zeit rückt die Reiterei ge-
gen die Feldschanzen, und die übrigen Truppen
zeigen sich vor dem Lager.

84. Vercingetorix zieht von der Burg zu Alesia die Seinen und zieht aus der Stadt, bringt aus dem Lager Hebebäume, Mäuse 94), Sicheln, und was er sonst zum Ausfall vorgerichtet hatte. Allenthalben wird zu gleicher Zeit scharf gestritten und alles versucht. Wo ein Theil nicht fest genug schien, läuft alles herbei. Der Römer Mannschaft ist in so viele Schanzen vertheilt, und tritt nicht leicht an mehrern Orten entgegen. Viel thut auch, die Unsern zu schrekken, das Geschrei im Rücken der Kämpfenden, weil sie ihre Gefahr auf fremder Tapferkeit beruhen sehen. Denn alles Ferne verwirrt die Menschen heftiger.

85. Cäsar übersieht von einem schicklichen Platze, was allenthalben vorfällt und sendet den Bedrängten Zuzug. Beiden tritt es vor die Seele, dafs dies der einzige Zeitpunkt sei, wo am meisten zu streiten gelte. Die Gallier verzweifeln an allem Heil, wofern sie die Schanzen nicht brechen; die Römer erwarten das Ende aller Mühseligkeiten, wenn sie sich behaupten. An den obern Schanzen, wo Vergassillaunus hingewendet war, wie bemerkt, ward vorzüglich gekämpft. Des Orts kleine Erhöhung bei sei-

94) Musculus. Eine Maschine aus starkem Holz, worunter die Soldaten Mauern untergraben. For e castris will Lips, Poliorc. 1, 9, cratibus lesen.

ner Abhängigkeit ist von grofser Bedeutung. Einige werfen Geschofs, andre gehen unter einer Schildkröte heran; für die Ermüdeten treten frische ein. Der Schutt, von allen in die Schanzen geworfen, hilft den Galliern herauf, und bedeckt, was die Römer in die Erde verborgen hatten. Den Unsern fehlt es an Waffen und Kraft.

86. Da sendet Cäsar Labienus mit sechs Kohorten den Bedrängten zu Hulfe, befiehlt, wenn er nicht ausharren könnte, die Kohorten, weg zu führen und einen Ausfall zu thun; aber nur, wenn es nöthig sei. Er selbst geht zu den übrigen, ermahnt sie, dem Drangsal nicht zu erliegen, aller vorigen Kämpfe Frucht beruhe auf diesem Tage, dieser Stunde. Die Innern geben die Feldschanzen wegen ihrer Gröfse auf und versuchen die jähen Plätze zu besteigen; hieher bringen sie, was sie bereitet hatten, mit vielem Geschofs treiben sie die Verteidiger von den Thürmen, füllen die Gräben mit Schutt und Geflecht, erleichtern den Zugang, mit Sicheln reifsen sie Wall und Brustwehr nieder.

87. Cäsar sendet erst den jungen Brutus mit sechs, dann den Legaten Fabius mit sieben andern Kohorten. Endlich, als heftig gekämpft wird, führt er frische zur Unterstützung herbei. Das Treffen wird erneuert, die Feinde zurückgetrieben und er jagt dahin, wo Labienus steht. Vier Kohorten führt er aus dem nächsten Schlofs,

einen Theil der Reiter nimmt er mit sich, einen andern lässt er die Unsern Schanzen umziehen und die Feinde im Rücken angreifen. Labienus bewaffnete, als nicht Dämme noch Gräben der Feinde Gewalt aufhalten konnten, eine von den vierzig Kohorten, welche ihm der Zufall aus der nächsten Besatzung darbot, und berichtet dem Cäsar, was er zu thun gedenke. Cäsar eilt, um beim Treffen gegenwärtig zu seyn.

88. Da man ihn an der Farbe des Kleides erkannte, das er in den Treffen zu tragen pflegte, und die Rotten der Reiter und Kohorten, die ihm folgten, erblickte, wie denn von der Anhöhe, was im Abhange und Thale vorfiel, gesehen ward, so liefern die Feinde ein Treffen. Von beiden Seiten erhebt sich ein Geschrei, und ein andres erfolgt darauf aus dem Wall und allen Schanzen. Die Unsern werfen die Spiesse weg, und brauchen die Schwerter. Plötzlich erblickt man im Rücken die Reiterei; es rücken andre Kohorten heran, die Feinde fliehen, den Fliehenden treten die Reiter entgegen, es wird ein grois Gemetzel. Sedulius, Anführer und Erster der Lemoviker, fällt, Vergasillaunus, der Arverner, wird lebendig auf der Flucht gefangen, vier und siebzig Banner werden zu Cäsar gebracht. Nur wenig von so vielen ziehen sich unverletzt in das Lager zurück. Als sie aus der Stadt die Niederlage und Flucht der Ihrigen gewahrten, ziehen sie, an Rettung verzweifelnd,

ihre

ihre Mannschaft aus den Schanzen zurück. Auf diese Nachricht fliehen die Gallier plötzlich aus dem Lager. Wären die Soldaten nicht durch häufiges Zuziehen und eines ganzen Tages Drangsal ermüdet gewesen, so wäre die ganze feindliche Mannschaft vertilgt worden. Um Mitternacht folgt die Reiterei dem Nachtrab; ein grosser Theil wird gefangen und getödtet, die übrigen fliehen zu den Gemeinden.

89. Tages darauf beruft Vercingetorix eine Versammlung, zeigt, „dass er diesen Krieg nicht um seinetwillen, sondern wegen gemeinsamer Freiheit übernommen, und, weil man dem Glücke weichen müsse, übergebe er sich ihnen, ob sie durch seinen Tod den Römern genugthun, oder ihn lebendig ausliefern wollten.“ Man sendet deshalb an Cäsar. Er lässt sich die Waffen ausliefern, die Vornehmsten vorführen. In der Schanze vor dem Lager sitzt er, und dahin werden die Anführer gebracht. Vercingetorix wird ausgeliefert, die Waffen hingegeben. Die Aeduer und Arverner ausgenommen, ob er etwa durch sie die Gemeinden wieder erhalten könnte, vertheilt er von den übrigen Gefangenen einzelne statt Beute unter das ganze Heer.

90. Hierauf zieht er zu den Aeduern, übernimmt die Gemeinde wieder. Gesandte der Arverner, welche dort eintrafen, versprachen, was er befehlen würde, zu thun. Er fordert eine Menge Geiseln. Die Legionen sendet er in das

Winterlager, giebt den Aeduern und Arvernern ungefähr 20,000 Gefangene zurück. T. Labienus befehligt er mit zwei Legionen und der Reiterei zu den Sequanern; ihm giebt er M. Sempronius Rutilus mit. K. Fabius und L. Minucius Basilus legt er mit zwei Legionen zu den Remern, damit sie von den benachbarten Bellovakern nicht beschädigt werden. K. Antistius Reginus sendet er zu den Ambivareten, T. Sextius zu den Biturigern, K. Caninius Rebilus zu den Rutenern, jeden mit einer Legion, Q. Tullius Cicero und P. Sulpicius legt er nach Kabillonum und Matisko zu den Aeduern am Arar, des Getreides wegen. Er selbst bezieht das Winterlager zu Bibrakte. Auf Cäsars Bericht wurde in Rom deshalb ein zwanzigtägiges Dankfest veranstaltet.

# Achtes Buch

eine Fortsetzung des A. Hirtius.

## Hirtius an Balbus.

Gezwungen durch dein anhaltendes Bitten habe ich, weil mein täglches Weigern eher Fürbitte für Trägheit, als Entschuldigung der Schwierigkeit scheinen mußte, etwas sehr Schweres übernommen. Unsres Cäsars Jahrbüchern habe ich Eines angehängt, das seinen vorangehenden und folgenden nicht vergleichbar ist, auch das letzte unvollendete von den Thaten in Alexandria bis zum Ausgange nicht zwar des Bürgerzwistes, dessen Ende wir nicht absehen, sondern bis zu Cäsars Tode vollendet 95). Könnten die Leser



95) Diese Stelle ist verdorben und schwierig. Auf jeden Fall ist commentariis zu lesen; denn commentarios müßte in diesem Zusammenhange illos nach sich haben. Diese Lesart aber auch angenommen, bleibt das: superioribus atque insequentibus eius scriptis dunkel, wofern man nicht wiederum commentariis darunter versteht. Vergl. die Einleitung.

doch wissen, wie ungern ich dies geschrieben, damit ich um so leichter dem Vorwurf der Thorheit und Anmaßung, mich mitten in Cäsars Werk einzudrängen, entginge! Denn Allen ist bekannt, daß auch das mühsam Vollendete Anderer vor dieser Jahrbücher Zierlichkeit nicht bestehen kann. Sie wurden herausgegeben, damit es den Geschichtschreibern nicht an Kunde so wichtiger Vorfälle fehlte, und sind nach Aller Urtheile so trefflich, daß den Schriftstellern eher Stoff entrissen als dargereicht scheint. Doch ist meine Bewunderung hierin noch größer, als die der Uibrigen; denn diese wissen nur, wie gut und fleckenlos, ich aber auch, wie leicht und schnell er sie zu Stande gebracht. Cäsar hatte nicht nur Macht und Anmuth der Sprache, sondern auch die wahre Wissenschaft, seine Unternehmungen darzustellen. Mir ward nicht einmal an Theil, den Alexandrinischen und Africanischen Krieg mitzumachen. Wiewol sie nun mir zum Theil aus Cäsars Unterredung bekannt sind, so hört man doch anders, was durch Neuheit und Verwunderungsamkeit uns befängt, anders was man als Zeuge sagen will. — Doch indem ich alle Entschuldigungsgründe zusammle, um nicht mit Cäsar verglichen zu werden, lade ich wol eben dadurch den Vorwurf der Anmaßung auf mich, daß ich glaube, es könne mich irgend jemand mit Cäsar vergleichen wollen. Lebe wohl!

Nachdem ganz Gallien besiegt war 96), Cäsar im vorigen Sommer keine Gelegenheit zum Kriege vorbeigelassen hatte, und nun die Soldaten nach so vielen Drangsalen in ruhigen Winterlagern erquicken wollte: ward ihm verkundschaftet, dafs zu derselben Zeit mehrere Gemeinden neue Kriegsanschläge fafsten, und sich verschwören. Als wahrscheinlicher Grund ward angeführt, dafs allen Galliern bekannt wäre, wie man mit keiner an Einem Orte gesammelten Macht den Römern widerstehen könne, dafs aber 97), wenn mehrere Gemeinden zu gleicher Zeit verschiedene Kriege anfingen, hinlängliche Hülfe, Zeit oder Mannschaft den Römern zu Gebote stehen würden, um alle zu führen; dafs aber keine Gemeinde sich dem Nachtheil weigern dürfe, wenn durch solchen Verzug die übrigen sich in Freiheit setzen könnten.

1. Um die Gallier nicht in dieser Meinung zu bestärken, übergab Cäsar dem Quästor M. Antonius sein Winterlager; er selbst zog mit Reiterbedeckung am 21. December von Bibrakte zur dreizehnten Legion, welche er unfern von den Aeduern

96) Cäsar brauchte immer dafür pacata, wie oben bemerkt wurde.

97) Dieses nec pafst in dieser Folge, wo nicht Fortsetzung und Theil des Vorhergegangenen folgt, sondern ein völlig Entgegengesetztes, gar nicht.

in der Bituriger Gebiet verlegt hatte und verhand damit die elfte Legion, welche die nächste war. Zwei Kohorten liefs er das Gepäck zu schützen zurück, das übrige Heer führte er in der Bituriger fruchtbares Gebiet: diese konnten, da sie ein weites Gebiet und mehrere Städte hatten, durch Eine überwinternde Legion nicht von Krieg und Verschwörung abgehalten werden.

3. Cäsars plötzliche Ankunft machte, wie dies den Unvorbereiteten und Zerstreuten begegnen mufste, dafs sie, ohne alle Furcht das Feld bauend, von der Reiterei überwältigt wurden, ehe sie in die Städte flüchten konnten; denn auch das gewöhnliche Zeichen feindlichen Ueberfalls, welches aus angezündeten Gebäuden sich ergiebt, war auf Cäsars Verbot weggefallen, damit nicht Futter und Getreide fehlte, wofern er weiter vorrücken wollte, noch die Feinde durch Feuersbrünste geschreckt würden. Viel tausend wurden gefangen und die erschrockenen Bituriger, welche bei dem Anzug der Römer noch hatten entfliehen können, waren in die nächsten Gemeinden im Vertrauen auf Gastfreundschaft, oder gemeinschaftliche Berathung, geflohen. Vergebens! denn Cäsar kam ihnen in grofsen Zügen überall entgegen, und liefs keiner Gemeinde Zeit, an fremdes viel mehr, als eignes Heil zu denken. Durch diese Schnelligkeit erhielt er sich die Freunde treu und zwang die Bedenklichen durch Schrecken zu Friedensbedingungen. Sol-

che Bedingung ward auch den Bituriger vorgelegt, und da sie sahen, daſs durch Cäsars Gnade ihnen die Rückkehr zu seiner Freundschaft offen stehe, und daſs die benachbarten Gemeinden ohne alle Strafe Geiseln gestellt hatten und in Pflicht genommen worden waren, so thaten sie ein Gleiches.

4. Cäsar versprach den Soldaten, für so viel Mühsal und Ausdauer, da sie in den Wintertagen auf schwierigen Zügen, bei unerträglicher Kälte, doch standhaft ausgehalten hatten, zweihundert Sestertien [98]), und den Centurionen zweihundert Sestertia, unter dem Namen Beute, sendete die Legionen zurück in das Winterlager, und zog sich am vierzigsten Tage nach Bibrakte. Als er daselbst das Recht pflegte, sendeten die Bituriger zu ihm, um Hülfe gegen die Carnuter zu flehen, von welchen sie mit Krieg überzogen worden. Hierauf führte er, da er nicht länger als achtzehn Tage in dem Winterlager sich aufgehalten, die vierzehnte und sechste Legion aus Arar; sie waren dahin wegen des Getreidewesens verlegt, wie oben erwähnt wurde. So

98) Sestertius wog bekanntlich 2½ As, und betrug nach unserm Gelde 1 Gr. 3 — 4 Pf. Tausend Sestertier (1 H S) hieſsen sestertium, und betrugen nach Romé de l'Isle (Metrologie. v. 1789. 4.) 200 Livres, nach Grosse (Uibers. des Romé, Braunschw. 1790. 8.) 54 Rthlr. 23 Gr.

zog er mit zwei Legionen, die Karnuter zu verfolgen.

5. Da der Ruf des Heeres auf den Feinden gedrungen war, verliesen die Karnuter, vom Unglück der übrigen bewogen, Flecken und Städte, wo sie, um den Winter zu überstehen, in kleinen, schnell für das Bedürfnis errichteten, Gebäuden wohnten (denn, neulich erst besiegt, hatten sie mehrere Städte verloren) und flohen zerstreut. Cäsar wollte seine Soldaten den um diese Zeit besonders heftig ausbrechenden Stürmen nicht Preis geben, lagerte zu Genabum, einer Stadt der Karnuter, und legte seine Soldaten theils in Gallische Häuser, theils in solche, welche schnell mit Stroh, wie Zelter, bedeckt und aufgeführt wurden; doch sendete er die Reiter und das Fufsvolk der Hülfstruppen nach allen Theilen, wohin der Feind sich begeben hatte. Nicht vergebens! denn meistens kehren die Unsern mit vieler Beute zurück. Die Karnuter, durch den schweren Winter, das Schrecken der Gefahr unterdrückt, zerstreuten sich mit grofsem Verlust in die benachbarten Gemeinden, da sie aus ihren Häusern getrieben nirgends länger zu weilen wagten, noch in den Wäldern Schutz gegen die rauhen Stürme finden konnten.

6. Cäsar, dem es in so schwieriger Jahreszeit genügte, die zusammen kommende Mannschaft zu zerstreuen, damit kein Krieg entstände, und der, so viel sich berechnen liefs, einsah, dafs

gegen den Sommer kein wichtiger Krieg angefangen werden konnte, legte K. Trebonius mit zwei Legionen, die er mit sich führte, zu Genabum in das Winterlager; er selbst aber, durch häufige Gesandtschaften der Remier benachrichtigt, daſs die Bellovaker, welche an Kriegsruhm die Gallier und alle Belgen übertrafen, samt ihren Grenzgemeinden, unter Anführung des Bellovakers Korrcus, und des Atrebaten Kommius, Heere aufbrächten und an Einem Orte sammelten, damit sie mit ganzer Macht in das Gebiet der Suessionen, welche den Remiern pflichtig waren, einfielen, urtheilte, es gereiche ihm nicht allein zur Ehre, sondern auch zum Heil, daſs so wohlverdiente Bundesgenossen keinen Nachtheil erlitten, berief also wieder elf Legionen aus den Winterlagern, und schrieb an K. Fabius, seine zwei Legionen zu den Suessionen zu führen; die eine Legion von den zweien des T. Labienus hatte er selbst. So legte er durch seine unablässige Bemühung, so viel es die Winterlager und die Verhältnisse des Kriegs erlaubten, den Legionen unter einander die Last der Feldzüge auf.

Mit dieser gesammelten Mannschaft zieht 7.
er zu den Bellovakern, schlägt in ihrem Gebiete sein Lager auf, sendet Reiterrotten nach allen Theilen aus, um einige aufzufangen, durch welche er des Feindes Absichten entdeckte. Die Reiter thun ihre Pflicht, und melden, man habe

nur wenig in den Gebäuden gefunden und zwar meist solche, die, das Feld zu bauen, zurückgeblieben (denn man sei überall vorsichtig ausgewandert) sondern zu kundschaften zurück gesendet wären. Diese fragte Cäsar, wo die Bellovaker ständen, und was ihre Absicht wäre, und erfuhr, daß alle waffenfähige Bellovaker an Einem Orte sich versammelt, daß ferner die Ambianer, Aulerker, Caleter, Vellokasser, Atrebaten, zum Lager einen hohen Platz im Walde, mit ungangbarem Sumpf umgeben, gewält, daß sie alles Gepäck in die fernern Wälder geschafft, daß viele Vornehmen zwar den Krieg veranlaßt, die Menge aber besonders dem Korrens gehorche, weil sie seinen tiefen Haß gegen die Römer erkannt; vor wenig Tagen habe der Atrebater Commius dies Lager verlassen, um Hülfe von den Germanen zu holen, die so nahe liegen und so volkreich seien: die Bellovaker aber haben mit aller Vornehmen Einstimmung, des Volks höchstem Verlangen gemäß, beschlossen, sich dem Cäsar, wenn er, wie man sagte, mit drei Legionen käme, zum Treffen zu stellen, damit sie nicht nachher unter einander und härtern Treffen mit dem ganzen Heere zu fechten gezwungen würden; wenn er mehr Mannschaft anführte, an dem erwälten Orte zu bleiben, den Römern aber aus dem Hinterhalte Futterung, welche nach der Jahreszeit theils gering, theils

zerstreut war, und Getreide, und übrige Zufuhr abzuschneiden.

Da Cäsar dies von mehreren Uibereinstimmenden erfuhr, und urtheilte, daſs diese Pläne so klug und den unbesonnenen Barbaren so fremd wären, so suchte er alles zu thun, um den Feinden seine geringe Mannschaft als verächtlich zu zeigen und sie schnell in die Schlacht zu locken; denn er hatte die ältesten ausgezeichnet tapfern Legionen mit sich, die siebente, achte und neunte; und die elfte hoffnungsvolle von ausgesuchten Jünglingen, welche schon acht Feldzüge gethan, aber doch in Vergleichung mit den Uibrigen noch nicht denselben Ruhm des Alters und der Tapferkeit für sich hatte. Also berief er eine Versammlung, trug alle ihm überbrachte Nachrichten vor und ermuthigte die Gemüther der Menge. Um vielleicht den Feind zum Treffen mit drei Legionen hervor zu locken, stellte er sein Heer so, daſs die siebente, achte und neunte Legion vor allem Gepäck herzogen, den Zug aber des Gepäcks (welches, wie auf seinen Feldzügen gewöhnlich, gering war) die elfte schloſs, damit die Feinde nicht mehr erblicken könnten, als sie verlangt hatten. So war seine Schlachtordnung fast ein Viereck, und er führte das Heer vor den Feind schneller, als dieser es vermuthen konnte. 8.

Als die Gallier, deren unversichtliche Unternehmungen Cäsarn hinterbracht waren, die 9.

Legionen plötzlich, wie in Schlachtordnung gestellt mit festem Schritt anziehen sahen, stellten sie sich entweder aus Scheu vor dem Kampfe, oder plötzlich überrascht, oder auch, um unsern Plan abzuwarten, ihre Truppen vor das Lager und verliefsen die Höhe nicht. Cäsar hatte zwar zu kämpfen gewünscht, doch staunte er über die grofse Feindesmenge, und schlug in einem unterbrochenen Thal, das mehr Höhen hatte, als es sich weit ausdehnte, sein Lager dem Feinde gegenüber auf. Dies liefs er mit einem zwölf Fufs langen Wall verschanzen und auf die Spitze eine kleine Brustwehr der Höhe angemessen aufbauen; er liefs einen doppelten funfzehn Fufs breiten Graben mit geraden Seiten graben, viel drei Geschofs hohe Thürme errichten, sie mit übergeschlagenen und bedeckten Brücken verbinden, deren Vorderseiten mit einer Brustwehr aus Geflecht versehen war, damit der Feind vom Doppelgraben durch Doppelreihen von Vertheidigern abgehalten würde. Von diesen sollte eine von den Brücken, je sicherer durch die Höhe, desto kühner und weiter ihe Geschofs senden, die andre, je näher dem Feinde auf dem Walle selbst, durch die Brücke vor dem einfallenden Geschofs gedeckt seyn. Auf den Thoren brachte er noch Ausgänge und höhere Thürme an.

10. Die Absicht dieser Verschanzung war doppelt; denn theils hoffte er, seine grofsen Schanzwerke und seine Furcht würde den Feinden Zu-

versicht geben, theils konnte, da nach Futterung und Getreide weit gezogen werden mufste, das Lager mit wenig Mannschaft durch die Verschanzung vertheidigt werden. Indefs brachen häufig wenige von beiden Seiten hervor, und es ward, da zwischen beiden Lagern ein Sumpf lag, gekämpft: diesen Sumpf durchwadeten zuweilen unsre Gallischen und Germanischen Hülfsvölker, und verfolgten den Feind eifriger, oder die Feinde gingen auch über und trieben die Unsern weiter. Durch die täglichen Futterungen aber begab sich, (was nothwendig war, da das Futter aus wenigen und zerstreuten Gebäuden geholt werden mufste), dafs die Futterer an schwierigen Orten zerstreut umgangen wurden. Wiewol dies unsern Soldaten ein mäfsiger Schade an Zugvieh und Sklaven war, so reizte es doch die unverständigen Feinde, um so mehr, da Ivomins, der Germanische Hülfsvölker holte, mit Reitern ankam. Dies waren zwar nur fünfhundert an der Zal, doch blähten sich die Feinde bei der Germanen Ankunft.

11. Als Cäsar merkte, dafs der Feind sich mehrere Tage im Lager, von Sumpf und Lage geschützt, halte, und dafs sein Lager weder ohne gefährlichen Kampf erstürmt, noch der Ort anders als durch ein gröfseres Heer verschanzt werden könne: schrieb er an Trebonius, so schnell, als möglich, die dreizehnte Legion, welche unter dem Legaten T. Sextius bei den Bitu-

rigern überwinterte, herbeizuholen und so mit drei Legionen in starken Märschen ihm zuzuziehen, er selbst sendete die Remischen und Lingonischen Reiter, wie die der übrigen Gemeinden, wovon er viel berufen hatte, zur Bedeckung der Futterer, um plötzliche Einfälle der Feinde zu bestehen.

12. Da dies täglich geschah, und die Sorgfalt durch Gewohnheit abnahm (was meist in die Länge geschieht), so wälen die Bellovaker eine Rotte Fufsvolks, erforschen unsrer Reiter tägliche Stellung 99), und legen an waldigen Orten einen Hinterhalt; eben dahin senden sie auch Tages darauf die Reiter, um erst die Unsrigen in den Hinterhalt zu locken, und dann sie umringt anzugreifen. Dies traurige Loos fiel auf die Remier, welche diesen Tag eben an die Reihe im Dienst kamen. Denn da sie plötzlich die feindlichen Reiter bemerkten, und an Zal überlegen die Wenigern verachteten, so verfolgten sie sie hitziger, und wurden vom Fufsvolk überall umringt. Hiedurch bestürzt, zogen sie sich schneller zurück, als in einem Reitertreffen zu geschehen pflegt und verloren Vertiskus, des Volks Edelsten, welcher die Reiter befehligte: dieser konnte, Alters wegen, kaum reiten, hatte

99) Cäsar braucht **statio** meist von Wachen vor dem Lagerthore oder Vorposten, nicht wie Hirtius von Stellung.

aber doch, nach der Gallier Gewohnheit, weder sein Alter zur Entschuldigung bei übernommenem Oberbefehl angeführt, noch vom Treffen wegbleiben gewollt. Durch das Glück des Treffens, da der Remier Vornehmster und Befehlshaber geblieben war, werden die Gemüther der Feinde aufgeblasen und angereizt, und die Unsrigen werden durch Schaden klug, dafs sie an sorgfältiger erkundeten Orten ihre Posten verlegen und den weichenden Feind mäfsiger verfolgen.

Indefs hören die täglichen Treffen, Angesichts beider Lager, in den Seichten und Übergängen der Sümpfe, nicht auf. In einem solchen Kampfe waren die Germanen (welche Cäsar deshalb über den Rhein geführt hatte, dafs sie zwischen den Reitern fechten sollten), sämmtlich standhaft über den Sumpf gegangen, und da sie die wenigen, welche widerstanden, getödtet hatten, die übrige Menge aber hartnäckig verfolgten, so flohen erschrocken nicht blofs die, welche entweder im Handgemenge erlegt, oder aus der Ferne verwundet wurden, sondern auch, die sonst länger Hülfe zu leisten gewohnt waren, auf schändliche Weise, und hörten nicht eher auf zu fliehen, oft die Anhöhen verlierend, als bis sie sich in ihr Lager zurückzogen, oder auch von bebender Furcht gezwungen noch weiter flohen. Durch ihre Gefahr wurden alle Truppen so bestürzt, dafs schwer zu beurtheilen 23.

war, ob sie in kleinem Glück übermüthiger, oder in mäfsigem Unglück verzagter wären.

14. Als nun mehrere Tage in demselben Lager verlebt waren, und sie erfuhren, dafs die Legionen, und der Legat K. Trebonius angekommen, so entliefsen die Anführer der Bellovaker, eine Belagerung, wie die Alesische, fürchtend, Nachts diejenigen, welche entweder alt, oder schwach, oder wehrlos waren, und zugleich das übrige Gepäck. Indem sie diese bestürzte und verwirrte Schaar ordnen (denn viel Wagen folgen gewöhnlich auch den leichten Galliern), stellten sie, vom Tage überrascht, ihre bewaffneten Truppen vor ihr Lager, damit die Römer sie nicht eher verfolgten, als bis der lange Zug ihres Gepäcks vorüber wäre. Aber Cäsar mochte weder die Widerstehenden angreifen, noch die Weichenden in dieser so bergan gehenden Gegend herausfordern, noch die Legionen so weit anrücken lassen, dafs die Feinde, von den Soldaten gedrängt, ohne Gefahr vom Platz weichen konnten. Da er nun bemerkte, dafs der unwegsame Sumpf Lager von Lager schied (welcher schwierige Übergang die schnelle Verfolgung hemmen möchte) und dafs das loch, welches über den Sumpf fast bis an Feindes Lager ging, durch ein mäfsiges Thal von ihrem Lager abgeschnitten wurde, so belegte er den Sumpf mit Brücken, führte die Legionen hinüber und gelangte schnell auf des loches höchste Ebene, welche

welche durch einen abhängigen Gipfel von beiden Seiten beschützt wurde. Hier ordnete er die Legionen, kam auf das leste Joch, und stellte das Heer an einen Ort, von welchem aus mit dem Gewurf auf die feindlichen Reihe konnte geschossen werden.

Die Feinde, des Orts Lage vertrauend, weigerten sich dem Kampfe nicht, wenn etwa die Römer unter den Hügel sich begeben wollten, und wollten die allmälich vertheilten Truppen nicht entlassen, damit sie nicht zerstreut und bestürzt würden, blieben also in Schlachtordnung. Da Cäsar ihre Beharrlichkeit sahe, stellte er zwanzig Kohorten an, steckte ein Lager daselbst ab und liefs es verschanzen. Als das Werk vollendet war, stellte er die Legionen vor den Wall: die Reiter mit gezähmten Pferden stellte er auf Posten aus. Da die Bellovaker sahen, dafs die Römer zu verfolgen bereit wären, und ohne Mundvorrath weder übernachten, noch länger an dem Orte verweilen konnten, so suchten sie sich auf folgende Weise zurückzuziehen. Wie sie safsen 100) (denn dafs die Gallier in Schlachtordnung zu sitzen pflegen, ist oben erwähnt worden), reichten sie die Stroh- und Ru- 15.

100) Dies scheint blos ein Misverstand zu seyn, der Hirtius zu Schulden kommt. Considere ist bei Cäsar oft überhaupt Stand fassen. Die Stelle ist darum wol nicht verdorben.

thenbündel, deren sie viel im Lager hatten, einander zu, stellten sie vor die Schlachtordnung und zündeten sie am Ende des Tages, auf ein gegebenes Zeichen, zu gleicher Zeit an. So verbarg die ununterbrochene Flamme alle Truppen plötzlich den Augen der Römer, und nun flohen die Barbaren heftiges Laufs.

16. Wiewol nun Cäsar der Feinde Weichen wegen der vorn angelegten Feuer nicht bemerken konnte, so vermuthete er doch, dafs man, um der Flucht willen, so verfahren, liefs die Legionen vorrücken, sendet Rotten nachzusetzen, er selbst aber aus Furcht vor Hinterhalt und dafs etwa der Feind an demselben Orte hielt und die Unsrigen in einen ungünstigen Ort lockte, zog langsamer nach. Da die Reiter sich fürchteten, in den Rauch und die dichte Flamme zu gehen, und, wenn einige hitzig hinein gegangen waren, kaum ihrer eignen Pferde Vordertheile sahen, so liefsen sie den Bellovakern freien Raum, sich zurückzuziehen, auch weil sie Hinterhalt fürchteten. So flohen die Feinde, gleich furchtsam, wie listig, ohne allen Nachtheil, nicht weiter, als zehntausend Schritt, und schlugen an einem wohlbefestigten Orte ihr Lager auf. Aus diesem fugten sie den Römern durch öftern Hinterhalt von Reitern und Fufsvolk bei den Futterungen viel Schaden zu.

17. Da dies öfter geschah, erfuhr Cäsar von einem Gefangenen, dafs Korreus, der Anführer der

Bellovaker, 6000 der tapfersten vom Fufsvolk und aus der ganzen Anzal tausend Reiter ausgehoben, welche er dahin in den Hinterhalt gelegt hatte, wo er vermuthete, dafs die Römer wegen des Vorraths von Getreide und Futter auf Futterung kommen würden. Cäsar führt, sobald er diesen Anschlag erfahren, mehr Legionen, als gewönlich, auf, und sendet die Reiterei, wie er dies zur Bedeckung der auf Futterung gehenden pflegte, voraus; zwischen diese stellte er leicht bewaffnete Hülfstruppen, er selbst rückte mit den Legionen, so nahe er konnte.

Die im Hinterhalt liegenden Feinde hatten 18.
zu ihrem Vorhaben ein Feld, welches nach allen Seiten nicht mehr als tausend Schritte betrug, überall mit unwegsamem Wald oder tiefem Flusse umgeben, gewält, und mit Hinterhalt, wie mit Spürhunden, umgeben. Die Unsrigen, des feindlichen Anschlags kundig, zum Streit muthig und gerüstet, keinen Kampf scheuend, da die Legionen nachfolgten, zogen rottenweis dahin. Als nun Korreus hier Gelegenheit, seinen Streich auszuführen, zu haben glaubte, zeigte er sich anfangs mit wenigen und griff die nächsten Rotten an. Unsre Soldaten halten standhaft den Angriff aus, und nicht mehrere sammeln sich auf Einer Stelle, was gewöhnlich in Reitertreffen aus Furcht geschieht und nachtheilig wird,

indem sie nun rottenweis und in geringer 19.
Anzal stritten und sich nicht in die Seiten fallen

liefsen, brachen die übrigen mit Korreus aus dem Walde hervor. Mit grofser Anstrengung wird hie und da gekämpft, lange mit gleichem Glück, bis allmälig ein geordnetes Fufsvolk aus dem Walde hervorzieht, welches unsre Reiter zu weichen zwingt; diesen springen schnell die leicht bewaffneten zu Fufs bei, welche vor den Legionen vorausgingen; sie stritten standhaft zwischen unsern Rotten. Eine Zeit lang wird mit gleicher Anstrengung gefochten, dann wurden, wie es dies Treffen mit sich bringt, die den ersten Angriff bestanden hatten, dadurch überlegen, dafs sie keinen Schaden unvorsichtig von den im Hinterhalte liegenden erlitten hatten. Indefs rücken die Legionen näher, und die Unsrigen, wie die Feinde, erhalten häufig Bothschaft, dafs der Feldhauptmann mit gerüsteter Mannschaft dasei. Nun fechten die Unsern, auf der Kohorten Schutz vertrauend, heftig, um nicht durch Fahrlässigkeit den Siegesruhm mit den Legionen zu theilen. Den Feinden fällt der Muth, sie fliehen auf verschiedenen Wegen. Umsonst! denn in den schwierigen Pässen, wo sie die Römer einschliefsen wollten, wurden sie nun eingeengt: doch überwunden und niedergeschlagen, flohen sie, mit Verlust des gröfsern Theils, bestürzt, wohin sie das Ungefähr trug, theils nach den Wäldern, theils in den Flufs; doch setzten ihnen die Unsern hitzig nach und erlegten sie. Korreus aber konnte durch keinen Verlust zum Wei-

chen oder nur Flucht in die Wälder, noch, als man ihm zurief sich zu ergeben, dahin gebracht werden, dafs er nicht tapfer kämpfend und mehrere verwundend, die erzürnten Sieger auf ihn zu schiefsen zwänge.

Nach diesem Vorfall frisch den Sieg verfol- 20.
gend, in der Meinung, dafs die Feinde durch diese Niederlage besiegt seien, erfuhr Cäsar, dafs sie den Lagerplatz, der von der Walstatt [101]) nicht weiter, als achttausend Schritte fern war, verlassen werde, und, wiewol ein Flufs den Uibergang wehrte, führte er doch sein Heer hinüber. Aber die Bellovaker und die übrigen Gemeinden hatten plötzlich wenige, und zwar Verwundete, die in den Wäldern dem Tode entgangen waren, aufgenommen; und, da alles unglücklich ging, die Niederlage bekannt ward, Korreus geblieben, die Reiterei und die Tapferaten zu Fufs verloren waren, auch die Römer erwartet wurden, so beriefen sie plötzlich durch die Tuba eine Versammlung und verlangten, man solle Gesandte und Geiseln an Cäsar schicken.

Dies von allen beliebt, flieht Kommius, der 21.
Atrebat, zu den Germanen, von welchen er zu diesem Kriege Hülfsvolk entlehnt hatte. Die Uibrigen senden sogleich an Cäsar und bitten: „er solle sich an der Strafe der Feinde genügen las-

101) caede. Walstatt oder Todtenfeld. S. Wachters gloss.

sen, welche er, vermöge seiner Gnade und Menschlichkeit ihnen gewiss nicht zugefügt hätte, wenn er sie ohne Kampf allen hätte zufügen sollen; durch die Reitertreffen sei der Bellovaker Macht geschlagen, viele Tausend auserlesenen Fußvolkes seien geblieben, kaum Rothen der Niederlage entronnen. Doch hätten die Bellovaker in diesem großen Unglück viel gewonnen, dieweil Korrens, des Krieges Urheber, der die Menge aufgewiegelt, geblieben; denn, so lange Er gelebt, habe nie der Rath der Gemeinde so viel vermocht, als der unkundige Pöbel."

22. Als die Gesandten so baten, erwähnte Cäsar, „dass im vergangenen Jahre um dieselbe Zeit die Bellovaker und übrigen Völker Galliens Krieg geführt, dass sie vor allen hartnäckig auf ihrer Meinung beharrt, und durch die Uibergabe der Uibrigen nicht sich hätten wollen rathen lassen; er wisse und begreife, dass leicht die Schuld eines Fehlers könne Todten beigemessen werden; niemand aber sei so mächtig, dass er gegen der Vornehmsten Willen, wo der Rath widerstände, alle Gute widersprächen, Krieg mit schwacher Pöbelmacht anregen und führen könne; doch wolle er sich zu der Strafe genügen lassen, die sie sich selbst zugezogen."

23. In der folgenden Nacht bringen die Gesandten diese Antwort den Ihrigen, und sammeln Geiseln. Die Gesandten der übrigen Gemeinden, welche nur abwarten wollten, wie es

den Bellovakern erginge, laufen herbei, geben Geiseln, thun, was ihnen befohlen wird, angenommen Kommius, den die Furcht hinderte, seine Rettung irgend einem auf Treu und Glauben anzuvertrauen. Denn als Cäsar im vergangenen Jahre im diesseitigen Gallien des Rechts pflegte, hatte T. Labienus erfahren, daſs Kommius die Gemeinde aufwiegle, und eine Verschwörung gegen Cäsar unternehme, und geurtheilt, seiner Untreue könne ohne alle Treulosigkeit gesteuert werden. Weil sich nun vermuthen liefs, daſs, würde er in das Lager berufen, er nicht kommen würde, so sendete er, um ihn durch Versuche nicht vorsichtiger zu machen, K. Volusenus Quadratus, daſs er unter dem Vorwande eines Gespräches ihn umbringen liefse. Dazu gab er ihm ausgesuchte Centurionen. Als man zur Unterredung kam, und, abgeredetermafsen, Volusenus des Kommius Hand ergriff, und der Centurio, wie durch ungewohnten Vorfall erregt, Kommius tödten wollte, wurde er schnell von dessen Freunden abgehalten und konnte den Menschen nicht erlegen, doch traf er mit dem ersten Schwertschlag heftig das Haupt. Als von beiden Seiten die Schwerter gezogen wurden, wollten beide, nicht sowol streiten, als vielmehr fliehen, die Unsern, weil sie Kommius tödtlich verwundet glaubten, die Gallier, weil sie, die List erkannt, mehr fürchteten, als sie sahen. Hierauf hatte Kommius, wie es hiefs,

beschlossen, nie wieder einem Römer unter die Augen zu treten.

24. Da die kriegerischsten Völkerschaften überwunden waren und Cäsar sahe, daſs nun keine Gemeinde mehr auf Krieg, ihm zu widerstehen, sinne, daſs aber einige aus den Städten wanderten, die Aecker verliefsen, um der gegenwärtigen Herrschaft zu entgehen, so beschloſs er, sein Heer nach mehreren Seiten auszusenden. Den Quästor, M. Antonius, nahm er samt der eilften Legion mit sich, den Legaten K. Fabius sendet er mit fünf und zwanzig Kohorten in Galliens entlegensten Theil, weil er hörte, daſs dort einige Gemeinden gerüstet wären, und der Legat K. Caninius Rebilus, welcher dort Statthalter war, zwei nicht hinlänglich starke Legionen zu haben schien. T. Labienus berief er zu sich, und die zwölfte Legion, welche mit ihm im Winterlager gelegen hatte, sendete er nach Gallia togata, um der Römischen Bürger Pflanzstädte zu schützen, damit nicht ein ähnlicher Schade durch der Barbaren Einfall erfolgte, wie er im vorigen Sommer die Tergestiner betroffen hatte, welche durch plötzlichen Überfall und Raub unterdrückt worden waren. Er selbst zog aus, Ambiorix Gebiete zu wüsten und zu plündern; da dieser erschrocken flohe und nicht in seine Gewalt gebracht werden zu können schien, so

dafs Ambiorix den Seinen, wenn das Glück noch wenige übrig liefse, gehässig, nicht zu der Gemeinde zurückkehren dürfte.

25. Nachdem er in alle Theile dieses Gebiets Legionen, oder auch Hülfstruppen versendet, und alles durch Mord, Feuer und Raub verwüstet, viel getödtet oder gefangen hatte, sendete er Labienus mit zwei Legionen zu den Trevirern, deren Gemeinde, wegen Germaniens Nähe, in täglichen Kriegen geübt, an Lebensweise und Wildheit nicht sehr verschieden von den Germanen war, und sie, was ihr befohlen war, anders als durch ein Heer gezwungen, that.

26. Da indessen der Legat, K. Caninius, aus Briefen und Boten des Duratius — welcher fortdauernd der Römer Freund geblieben war, als ein Theil seiner Gemeinde abfiel — erfuhr, dafs eine grofse Menge Feinde in der Piktonen Gebiete sich gesammelt, so zog er in die Stadt Lemonum. Hier erfuhr er durch Gefangene zuverlässig, dafs Duratius zu Lemonum von vielen Tausenden unter Dumnakus, des Andoers, Anführung, belagert werde, wagte nicht, seine schwachen Legionen mit den Feinden zu messen, sondern schlug an einem festen Platz sein Lager auf. Als Dumnakus erfuhr, dafs Caninius anrücke, wandte er all seine Truppen gegen die Legionen und wollte das Römische Lager stürmen. Da er aber [illegible]

Schaaren einreifsen konnte, kehrte er wieder zur Belagerung von Lemonum zurück.

37v. Chr. Um dieselbe Zeit nahm auch der Legat, K. Fabius, wieder mehrere Gemeinden in Pflicht, nahm Geisela zur Gewähr und erfuhr durch Briefe von K. Caninius, was bei den Piktonen vorgefallen. Hierauf zog er Duratius zu Hülfe, über Dumnakus, sobald er des Fabius Ankunft erfuhr, zu seinem Heil verzweifelnd, wenn er zu gleicher Zeit den äussern Feind, den Römer, brechen und die Städter berücksichtigen und fürchten mufste, verliefs plötzlich den Ort mit seinen Truppen, hielt sich nicht für sicher genug, wenn er nicht über den Flufs Liger setzte, über welchen man seiner Gröfse wegen nur vermittelst einer Brücke gelangen konnte. Fabius, wiewol er noch nicht den Feinden vor Augen gekommen war, noch sich mit Caninius verbunden, glaubte doch, von denen, welche des Orts kundig waren, belehrt, dafs die erschreckten Feinde den Ort beziehen würden, den er besetzt. Also zog er mit seinen Truppen nach derselben Brücke und liefs die Reiterei so weit dem Zug der Legionen vorausziehen, dafs sie sich ohne Ermüdung der Pferde in dasselbe Lager zurückziehen konnte. Unsre Reiter folgen, wie ihnen befohlen war, und greifen Dumnakus Heer an; da sie die Fliehenden und Erschreckten auf dem Zuge unter dem Gepäck anfielen, machten sie

viel Beute, tödteten viele und zogen sich glücklich in das Lager zurück.

In der folgenden Nacht sandte Fabius die 28.
Reiter voraus, so geordnet, daſs sie stritten und den ganzen Zug anhielten, bis er selbst folgte. Damit alles nach seinem Befehl geschähe, ermahnt Q. Aetius Varus, der Reiter Präfekt, ein Mann ansehnlich beherzt und klug, die Seinen, folgt dem Heerzug der Feinde, vertheilt die Rotten am schicklichen Orte und liefert ein Reitertreffen. Kühner steht der Feinde Reiterei, da das Fuſsvolk eintritt, welches, im ganzen Heere befindlich, seinen Reitern gegen die Unsern beisteht. Es wird scharf im Treffen gekämpft. Denn die Unsern, den gestern überwundenen Feind verachtend, eingedenk, daſs die Legionen folgen, stritten aus Scham, zu weichen, und aus Begier, das Treffen allein zu gewinnen, tapfer gegen das Fuſsvolk; und die Feinde, in dem Glauben, daſs weiter keine Truppen hinzukommen würden, wie sie gestern erfahren, wähnten, die Gelegenheit sei da, unsere Reiterei zu vertilgen.

Da eine Zeit lang mit gröſster Anstrengung 29.
gefochten wurde, ordnete Damaskus die Schlachtstellung so, daſs seine Reiter einander deckten. Dann kommen plötzlich die dichten Legionen dem Feinde zu Gesicht; durch ihren Anblick wurden die Rotten der Barbaren niedergeworfen

das Gepäcke in Unordnung gebracht und so flo[illegible] mit grosem Geschrei und aus einander [illegible]end. Unsre Reiter aber, welche kurz zuvor [illegible] dem Widerstehenden tapfer gestritten hatten, von Siegesfreude erhoben, umströmen mit grosem Geschrei die Weichenden, und so viel die Kraft der Rosse zu verfolgen, und die Rechte zu schlagen vermag, tödten sie in dieser Schlacht. So wurden mehr als zwölftausend theils Bewaffnete, theils solche, welche aus Furcht die Waffen weggeworfen, getödtet, und die ganze Menge beim Gepäck gefangen.

30. Als nach dieser Flucht sich ergab, dass der Seunone Drappes — der, sobald er von Gallien abgefallen war, mit aufgerafftem Verworfenem, freigemachten Sklaven, aufgenommenen Vertriebenen aus allen Gemeinden und mit Strassenräubern der Römer Gepäck und Zufuhr abgeschnitten hatte — mit nicht mehr als zweitausend gesammelten Flüchtlingen, nach der Provinz ziehe, und dass mit ihm Lukterius Kadurkus sich verbunden, welcher bekanntlich beim ersten Abfall Galliens in die Provinz einbrechen wollte, so zog der Legat Kominius mit zwei Legionen, sie zu verfolgen, damit nicht, durch Schaden, oder Furcht, der Provinz, wenn die Verworfenen raubten, grose Schmach erwüchse.

31. K. Fabius zog mit dem übrigen Heere zu den Karnutern und den übrigen Gemeinden, de-

ringest war; denn er zweifelte nicht, daſs sie durch das noch ganz frische Unglück unterwürfiger werden, wenn ihnen aber Zeit und Gelegenheit gelassen würde, eben durch Dumnahus wieder aufgeregt würden. Hiebei hatte Fabius, als er die Gemeinden wieder in Pflicht nahm, besonderes Glück und Schnelligkeit. Denn die Kamuter, welche oft gepocht und geplagt [102]), nie den Frieden erwählt hatten, erboten sich zur Uibergabe und stellten Geisela; die übrigen an Galliens äuſsersten Grenzen liegenden, mit dem Ocean verbundenen Gemeinden, welche Armoricae heiſsen, folgten auf der Kamuter mächtiges Beispiel, ohne Verzug den Befehlen des Fabius und der Legionen. Dumnahus, aus seinem Gebiet vertrieben, muſste irrend und verborgen allein nach Galliens äuſsersten Grenzen wandern.

32. Aber Drappes und Lukterius, als sie der Legionen und des Kaninius Einzug erfuhren, und, von dem Heere verfolgt, nicht ohne sichere Verderben in das Gebiet der Provinz ziehen zu können glaubten, noch auch ferner frei umherschweifen und rauben durften, hielten im Gebiet der Kadurker. Hier hatte Lukterius, als noch alles gut stand, bei seinen Mitbürgern viel gegolten, und sich ein groſses Ansehen bei den Auswärtigen durch immer neue Anschläge erworben; jetzt nahm er die Stadt Uxellodunum,

welche unter seinem Schutz gestanden, und von der Natur trefflich verschanzt war, mit seiner und des Dappes Mannschaft ein, und verbündete sich die Städter.

33. Als K. Caninius dahin schnell gelangte, und bemerkte, dafs alle Theile der Stadt durch die schroffesten Felsen fest waren, welche, auch ohne Widerstand, Bewaffneten schwer zu ersteigen seyn möchten, dabei aber der Städter vieles Gepäck sahe, welches, wo es heimlich geflüchtet werden sollte, nicht den Reitern, ja nicht einmal den Legionen entgehen könnte: so theilte er seine Kohorten in drei Theile, schlug auf einer Anhöhe drei Lager auf, von welchen er allmälich, so viel es seine Mannschaft gestattete, einen Wall um die Stadt zu ziehen gedachte.

34. Als dies die Städter merkten, und, durch die traurige Erinnerung an Alesia bekümmert, ähnliche Belagerung fürchteten, vor allen aber Lukterius, welcher es darauf gewagt hatte, auf Getreide bedacht zu seyn rieth, so beschlossen alle einmüthig, einen Theil der Mannschaft da zu lassen und selbst mit leichter Schaar Getreide herein zu schaffen. Diesen Rath genehmigt führten Dappes und Lukterius in der nächsten Nacht alle, bis auf zweitausend Bewaffnete heraus; diese nun brachen in wenig Tagen aus der Kadurker Gebiet, welche theils mit Getreide die unterstützen wollten, theils auch das Wegnehmen nicht hindern konnten, viel Getreide zusam-

men. Zuweilen aber griffen sie unsre Schlösser in nächtlichen Zügen an. Deshalb zögerte K. Caninius, die ganze Stadt mit Schanzen zu umziehen, weil er etwa das Werk nicht schanzen könnte, oder an viele Plätze schwache Besatzung legen müsste.

35. Als sie nun viel Getreide zusammen gebracht, hielten Dappes und Lukterius nicht weiter als zehntausend Schritte von der Stadt, um von da das Getreide allmälig in die Stadt einzubringen. Sie theilten auch das Geschäft unter einander: Dappes blieb mit einem Theile der Mannschaft dem Lager zum Schutz, Lukterius führte den Zug des Lastviehs nach der Stadt. Dort war Bedeckung hingelegt, und ungefähr um die zehnte Stunde der Nacht suchte er auf waldigen und engen Wegen das Getreide in die Stadt zu schaffen. Die Wache im Lager vernahm das Getöse, und als ausgesendete Kundschafter die Sache berichteten, so brach Caninius schnell mit gewaffneten Kohorten aus den nächsten Schlössern mit anbrechendem Tage auf die Futterer los. Diese, vom plötzlichen Unfall erschrecht, fliehen nach ihrer Bedeckung, und als die Unsrigen diese zeichtig werden, lassen sie, noch mehr gegen die Bewaffneten erhitzet, keinen lebendig fangen. Mit wenigen entflieht Lukterius und zieht sich nicht in das Lager zurück.

36. ...Nach diesem Vorfall erfuhr Caninius von Gefangenen, dafs ein Theil der Mannschaft mit Dappes im Lager nicht weiter, als zwölftausend Schritte sei. Dies, durch mehrere bestätigt, begriff er, dafs, da ein Anführer in die Flucht geschlagen, leicht die übrigen erschreckt und bewältigt werden könnten; es schien ihm daher ein grofser Glück, dafs keiner aus dem Treffen in das Lager zurück geflohen war, welcher Dappes die Nachricht von der erlittenen Niederlage überbracht hätte. Da aber das Unternehmen nicht gefährlich schien, so sendete er die ganze Reiterei und das Germanische Fufsvolk, sehr schnelle Leute, an das feindliche Lager voraus. Er selbst vertheilte Eine Legion in drei Läger, die andre leichte nahm er mit sich. Als er dem Feind näher kam, erfuhr er von den voraus gesendeten Spähern, dafs sein Lager, wie der Barbaren Gewohnheit mit sich bringt, die Anhöhen frei gelassen, nach des Flusses Ufern sich hinziehe, dafs aber die Germanen und die Reiter unvermuthet, allen unbemerkt, herbeigeeilt und ein Treffen geliefert. Hierauf führet er die bewaffnete und geordnete Legion hinan. So werden auf ein plötzlich von allen Seiten gegebenes Zeichen, die Anhöhen besetzt. Da die Germanen und Reiter der Legion Banner sahen, kämpften sie heftig. Zugleich brechen allenthalben die Kohorten ein, erlegen, oder fangen

alle

alle und machen viele Beute; selbst Drappes wird in diesem Treffen gefangen.

Caninius kehrt nach diesem glücklichen Streich fast ohne einen Verwundeten zurück, um die Städter zu belagern, und da nun der lusere Feind vernichtet war, der ihn in Furcht gesetzt und verhindert hatte, die Besatzung zu theilen und die Städter mit einer Schanze zu umziehen, so liefs er allenthalben nun an Werken arbeiten. Am folgenden Tage kam K. Fabius mit seiner Mannschaft auch an, und übernahm die Belagerung zum Theil. 37.

Indefs liefs Cäsar den Quästor, M. Antonius, mit funfzehn Kohorten zu Bellovakum, damit nicht die Belgier Anlafs zu neuen Entwürfen bekämen. Er selbst zog nach den übrigen Städten, liefs sich Geiseln geben, heilte tröstend die furchtsamen Gemüther. Als er zu den Karnutern kam, in deren Gemeinde der Krieg, wie im obigen Buche erzält wurde, anhub, und diese im Bewufstseyn ihrer That besonders sich zu fürchten schienen, so liefs er, um desto schneller dem Volk die Furcht zu benehmen, sich Gutruatus, des Verbrechens Urheber und Aufwiegler, zur Hinrichtung ausliefern. Dieser, obwol er sich nicht einmal seinen Mitbürgern anvertraute, wurde doch schnell sorgfältig aufgesucht und in das Lager gebracht. Cäsar mufs gegen seine Gemüthsart ihn hinrichten lassen, da die Soldaten 38.

Schaden des Krieges, welche sie durch ihn erlitten, vergelten, so dafs sein durch Streiche fast entseelter Körper mit dem Beil noch getödtet wurde.

39. Hier erfuhr er durch häufige Briefe des Caninius, was über Drappes und Lukterius ergangen, und auf welchem Entschlufs die Städter beharrten. Wiewol er nun die geringe Zal verachtete, so glaubte er doch ihre Hartnäckigkeit nachdrücklich bestrafen zu müssen, damit nicht ganz Gallien glaubte, es habe nur an Beharrung, nicht an Kraft gefehlt, den Römern zu widerstehen, oder nach diesem Beispiel andre Gemeinden, auf ihre Lage vertrauend, sich frei zu machen trachteten, sintemal die Gallier wufsten, dafs er die Provinz nur noch einen Sommer behalte, und, wenn sie diesen nur überständen, keine fernere Gefahr scheuen zu dürfen glaubten. Also liefs er den Legaten, Q. Kalenus, mit zwei Legionen zurück, der ihm in gehörigem Zuge folgen sollte; er aber zog so schnell als möglich mit der ganzen Reiterei zu Caninius.

40. Als er wider aller Erwartung zu Uxellodunum ankam und die Stadt eingeschlossen sahe, auch die Aufhebung der Belagerung auf keine Weise zulässig fand, von Uiberläufern aber erfuhr, dafs die Städter viel Getreidevorrath hätten, so suchte er dem Feind das Wasser zu entziehen. Der Flufs durchschnitt das unten liegende Thal, welches fast den ganzen Berg um-

gab, worauf schroff nach allen Seiten die Stadt Uxellodunum lag. Diesen abzuleiten verhinderte des Orts Lage; denn so strömte er in des Berges tiefsten Wurzeln, dafs er nirgends hin durch Gräben abgeleitet werden konnte. Aber die Städter hatten einen so schwierigen und jähen Weg dahin, dafs, wenn Unsre es hindern wollten, sie ohne Wunden und Lebensgefahr weder an den Flus kommen, noch auf dem mühsamen Wege sich zurückziehen konnten. Diese Schwierigkeit sahe Cäsar, stellte also Bogner und Schleuderer, auch Geworf an manche Orte, wo leichter herabzusteigen war, und entzog den Städtern auf diese Weise das Wasser. Diese nun kamen alle an Einen Ort zusammen, um Wasser zu holen.

Denn an der Stadtmauer selbst sprudelte ein 41.
grofser Wasserquell auf der Seite, welche fast dreihundert Fufs weit vom Flusse unbeströmt war. Alle wünschten, Cäsar allein sah, dafs man die Städter auch von diesem Quell wehren könnte, und liefs (nicht ohne grofse Gefahr) gegenüber Sturmlauben gegen den Berg führen und Dämme aufwerfen, mit grofser Arbeit und steem Kampfe. Denn die Städter stritten von ferne, von der Höhe herabkommend, ohne Gefahr, und verwundeten Viele, welche beharrlich eintraten, doch wurden unsre Soldaten nicht abgeschreckt, die Sturmlauben heranzuziehen und des Orts Schwierigkeiten durch ihr Werk zu besiegen. Zu

gleicher Zeit führen sie von den Sturmlauben bis an der Quelle Ursprung verdeckte Minen, was ohne Gefahr und Argwohn des Feindes sich thun liefs. Es ward ein Damm neun Fufs hoch aufgeworfen, darauf ein Thurm von zehn Geschofs gestellt, der zwar nicht den Mauern gleich kam — solches war unmöglich — aber doch über des Quelle Gipfel hinausging. Da von diesem herab aus Gewerf Geschofs an den Zugang des Quelle gesendet ward und die Städter nicht ohne Gefahr Wasser holen konnten, so mufste nicht allein Weid- und Zugvieh, sondern auch eine grofse Menge Menschen vor Durst verschmachten.

42. Durch diesen Unfall erschreckt füllen die Städter Tonnen mit Unschlitt, Pech und Schindeln, diese wälzen sie brennend auf die Werke herab; zugleich streiten sie heftig, um die Römer durch Kampf und Gefahr vom Löschen abzuhalten. Plötzlich bricht in den Werken die Flamme aus. Denn was vom Absturz gesendet wurde, rollte über Sturmlauben und Dämme, und ergrif selbst das, was hemmte. Unsre Soldaten aber, obwol bedrängt durch die gefährliche Art zu kriegen und den ungünstigen Ort, bestanden doch alles mit der gröfsten Bereitwilligkeit. Denn es fiel alles auf einem erhabenen Orte vor, im Angesicht unseres Heeres; von beiden Seiten erhob sich ein grofses Geschrei. So bot sich jeder, wie er konnte, auch der Ausge-

zeichnete, je bekannter und bewährter seine Tapferkeit war, dem Geschoss der Feinde und der Flamme.

Als Cäsar viele von den Seinen verwundet 43.
sah, liess er die Kohorten von allen Seiten der Stadt den Berg besteigen, und als ob sie die Mauern einnähmen, ein Geschrei allenthalben erheben. Hierdurch erschreckt, unwissend, was an den übrigen Stellen vorfiel, hielten die Städter ein mit Bestürmung des Zeugs, und stellten ihre bewaffneten auf die Mauern. So bemächtigten sich die Unsern, ohne Treffen schnell der Werke, welche die Flamme ergriffen, und löschen, oder unterbrechen sie. Da die Städter hartnäckig widerstanden, und, wiewol viele von ihnen schon verdurstet waren, doch ausharrten, so wurden endlich die Quelladern mit Minen durchzogen und abgeleitet. So vertrocknete der sonst unaufhörlich fliessende Quell plötzlich und trieb alle Städter so zur Verzweiflung an Rettung, dass sie dies nicht durch Menschenklugheit, sondern durch der Götter Willen bewirkt glaubten. Also übergaben sie sich nothgezwungen.

Cäsar wusste, dass seine Milde allen be- 44.
kannt war, und befürchtete sich nicht, aus grausamer Gemüthsart etwas Härteres verübt zu haben, sah aber auch, dass sein Zweck nicht erreicht werden möchte, wenn mehrere auf diese Weise an verschiedenen Orten sich zu empören

trachteten, beschloſs also, die Uibrigen durch das Beispiel einer Strafe abzuschrecken. Er lieſs allen, welche die Waffen getragen hatten, die Hände abschneiden; das Leben schenkte er ihnen, um die Bestrafung der Aufrührer nur kundbarer zu machen. Drappes, der von Kaninius, wie oben gemeldet, gefangen wurde, enthielt sich einige Tage der Speise, entweder aus Unwillen und Schmerz über seine Bande, oder aus Furcht vor schwererer Strafe und starb so. Zu gleicher Zeit war Lukterius, der aus dem Treffen entfloh, in die Gewalt des Arverners, Epasnaktus gekommen — denn häufig muſste er seinen Aufenthalt ändern, und vielen sich anvertrauen, weil er nirgends länger ohne Gefahr verweilen zu können glaubte, wohl ahndend 103).

---

103) Ich beobachte den Unterschied zwischen ahnen und ahnden nicht. Er ist gewiſs so willkürlich, als es seyn würde, fodern und fordern in der Bedeutung unterscheiden zu wollen. Beides sind unstreitig Dialektverschiedenheiten, und Wachter hatte Unrecht, ahnen von ἀνα, ahnden von ἀντι abzuleiten, wodurch zum Theil Herder veranlaſst wurde, auf diesen Unterschied nach langer Zeit wieder zu dringen. Nämlich, ἀντι als gemeinschaftliches Etymon angenommen, ist ahnden in aktiver Bedeutung überhaupt gegenwirken, einwirken auf etwas, als Neutrum auf sich einwirken lassen, oder sich entgegen, sich vorstellen, vorstellen. Uiberlegt man nun, daſs ursprünglich in der Bedeutung des Vorempfindens immer gesagt wurde; es ahndet mir, d. i. es stellt

wie feindselig Cäsar ihm seyn müsste — und dieser, des Römischen Volks Freund, führte ihn ohne Bedenken gebunden zu Cäsar.

Indefs thut Labienus mit seinen Reitern den 45.
Trevirern eine glückliche Schlacht; nachdem mehrere Treviter und Germanen, welche keinem gegen die Römer Hülfe versagten, getödtet wa-

---

sich mir vor, tritt vor mich, mithin ich stelle mir vor (wiewol das Neutrum eben das Unbestimmte weit zärter und passender darstellt): so ist die Verwandtschaft zweier Begriffe in Einer Idee doch nicht befremdend. Man kann sich eben so wol ein Vergangenes vorstellen — vergegnen, entgegnen, vergegenwärtigen — um es rächend zu vergelten (wie wir in diesem Sinne einem etwas gedenken) als ein Zukünftiges, woraus man üble Vorbedeutungen schöpft. Dafs es in beiden Fällen auf Widriges, Unangenehmes, Unglückliches besonders eingeschränkt wurde, ändert nichts. Eine mögliche Bedeutung ist in manchen Wörtern untergegangen, und dies in allen Sprachen. Unser Vofs verglich demnach sehr passend unser ahnden mit dem latein. animadvertere. — Die Formel and thun für leid thun, befremden, welche eben wieder das Unbestimmte sehr schön ausdrückt, spricht übrigens auch für obige Ableitung und Entwicklung. Es bliebe also höchstens, dafs ahnden und ahnen im Wohllaut verschieden wären, und demnach eines dem andern nach Maasgabe vorgezogen würde. — Denen, welche diesen willkürlichen Unterschied doch so hartnäckig behaupten, rufen wir hiemit den Grundsatz zu:

entia praeter necessitatem non multiplicanda.

ren, bekam er ihre Vornehmsten lebendig in seine Gewalt; unter diesen den Aeduer Surus, der an Tapferkeit und Herkunft adlich, und allein von allen Aeduern bis dahin unter Waffen geblieben.

46. Da nun Cäsar sahe, dafs so alles in Gallien gut stehe, und es im vorigen Sommer besiegt und unterworfen war, dafs er Aquitanien nicht selbst überzogen, sondern zum Theil durch P. Krassus besiegt; so zog er mit zwei Legionen dahin, um da den Sommer vollends hinzubringen. Auch dies beendigte er, wie das Uibrige, schnell und glücklich. Denn alle Gemeinden Aquitaniens sendeten an ihn, und stellten Geiseln. Hierauf zog er mit einer Bedekkung von Reitern nach Narbo, und führte das Heer durch Legaten in das Winterlager; vier Legionen legte er mit M. Antonius, C. Trebonius, P. Vatinius und Q. Tullius, den Legaten, nach Belgium, zwei sendete er zu den Aeduern, welche im gröfsten Ansehen unter den Galliern standen: zwei verlegte er zu den Turonen an die Grenzen der Karnuter, welche die ganze mit dem Weltmeer verbundene Gegend befafsten; die zwei übrigen in der Lemoviker Gebiet nicht weit von den Arvernern, damit kein Theil Galliens unbesetzt bliebe. Er selbst verweilte nur wenig Tage in der Provinz, durchlief schnell alle Städte, wo Gericht zu hegen war, erkannte über öffentliche Zwiste, ertheilte den Verdienten

Belohnungen — denn er hatte die Gabe zu erkennen, wie jeder gegen die Republik beim Abfall Galliens gesinnt gewesen, welchen er durch Treue und Hülfe der Provinz bestanden hatte. — Hierauf zog er sich zu den Legionen nach Belgium zurück und überwinterte in Nemetocenna.

47. Dort erfuhr er, dafs der Atrebater, Kommius, ein Treffen mit seiner Reiterei geliefert; denn als Antonius in das Winterlager gekommen war, und die Stadt der Atrebaten pflichtig blieb, so nährte Kommius, der nach jener Verwundung, die wir oben erwähnt, jederzeit beim Aufruhr seinen Mitbürgern beistand, damit ihnen im Kriege kein Rathgeber und Anführer mangelte, als nun die Stadt den Römern gehorchte, sich und seine Reiter mit Räuberei, und schnitt auf unsicher gemachten Wegen mehrere Zufuhr, welche in der Römer Winterlager zog, ab.

48. Dem Antonius war ein Präfekt der Reiter, K. Volusenus Quadratus, zugesellt, mit ihm zu überwintern. Diesen sendet Antonius, die feindliche Reiterei zu verfolgen. Volusenus aber verband mit der Tapferkeit, welche in ihm vorzüglich war, auch einen grofsen Hafs gegen Kommius; desto lieber that er, was ihm befohlen ward. Er legte also Hinterhalt, griff auch oft die Reiter an und lieferte glückliche Treffen. Zuletzt, als heftig gestritten wurde und Volusenus aus Begierde, Kommius selbst anzufangen, ihn

hartnäckig mit wenigen verfolgte, dieser aber durch schnelle Flucht Volusenus weiter gelockt hatte; so ruft er schnell der Seinen Treue und Hulfe an, dafs sie seine treulos ihm geschlagenen Wunden nicht ungerächt liefsen, wendet das Pferd und wirft sich unvorsichtig auf den Präfekt, fern von den andern. Dasselbe thun nun all seine Reiter, wenden einige von den Unsern um und verfolgen sie. Kommius drängt sein angesporntes Rofs an des Quadratus' Rofs und stöfst mit grofser Kraft ihm die Lanze mitten durch den Schenkel. Als der Präfekt verwundet ist, bedenken sich die Unsern nicht zu widerstehen und ungewendet den Feind zu jagen. So wurden mehrere, mit grofsem Anlauf der Unsern, vertrieben; verwundet, theils auf der Flucht aufgerieben, theils aufgefangen. Diesem Unglück entging durch des Pferdes Schnelligkeit der schwer fast tödtlich verwundete Präfekt, der sich nun ins Lager zurückzog. Kommius aber, ob, weil er seinen Schmerz gebüfst, oder einen grofsen Theil der Seinen verloren, sendet an Antonius und verbürgt sich durch Geiseln, da zu erscheinen, wo er ihm vorschreiben, und das zu thun, was er befehlen werde. Dies Eine bittet er seiner Furcht zu gestatten, dafs er keinem Römer ansichtig werde. Diese Forderung hielt Antonius für wohl gegründet, gestattete sie dem Bittenden und nahm die Geiseln.

Ich weiſs, daſs Cäsar für jedes Jahr ein besonderes Jahrbuch schrieb; ich hielt dies nicht für thunlich, weil das folgende Jahr unter L. Paulus und K. Marcellus Konsulat nicht viel denkwürdige Thaten in Gallien umfaſst. Doch damit nicht unbekannt bliebe, wo Cäsar und sein Heer in dieser Zeit gestanden, so hielt ich es für nöthig, einiges diesem Buche hinzu zu fügen.

---

Als Cäsar in Belgien überwinterte, war 49.
sein einziger Endzweck, die Gemeinden in Freundschaft zu erhalten, keiner aber Hoffnung oder Ursache sich zu rüsten gegeben; denn nichts wollte er weniger, als, daſs bei seinem Abgang ihm die Nothwendigkeit, Krieg zu führen, aufgelegt würde, damit nicht, wenn er sein Heer wegführen wollte, ein Krieg übrig bliebe, welchen ganz Gallien gern ohne augenscheinliche Gefahr führen würde. Also erhielt er durch ehrenvollen Aufruf an die Gemeinden, durch groſse Belohnungen der Vornehmsten, durch Verschonung mit neuen Lasten das durch so viel unglückliche Schlachten ermattete Gallien, unter bessern Bedingungen des Gehorsams, leicht friedsam.

Er selbst zog, nach beendigtem Winterle- 50.
ger, gegen seine Gewohnheit, in groſsen Märschen nach Italien, um die Municipien und Ko-

lonien aufzurufen, und ihnen seines Quästors, M. Antonius, Gesuch des Priesterthums zu empfehlen. Denn gern brauchte er seinen Einfluss für einen ihm so ergebenen Mann, den er kurz vorher zum Ansuchen voraus gesendet, und heftig gegen die Partei und Macht Weniger, welche, durch Zurückweisung des Antonius, Cäsars Einfluss beim Abgang aus der Provinz zu Schanden machen wollten. Wiewol er nun schon unterwegs, bevor er Italien erreichte, vernahm, dass dieser Augur geworden, so hielt er sich doch nicht für minder verbunden, die Municipien und Kolonien zu bereisen, um ihnen zu danken, dass sie Antonius ihre Stimmen so zalreich und pflichtergeben gegönnt, zugleich aber sich und seine Ehre beim Gesuch im folgenden Jahre empfahle, weil seine Gegner übermüthig rühmten, L. Lentulus und K. Marcellus seien Konsulen geworden, welche Cäsarn aller Ehre und Würde entkleiden würden; dem Sergius Galba sei das Konsulat entrissen worden, da dieser doch weit mehr Gunst und Stimmen genossen hatte, weil er ihm als Freund und Amtsgenosse zugethan gewesen.

51. Cäsar ward von allen Municipien und Kolonien mit unglaublicher Ehre und Liebe aufgenommen; denn damals kam er eben zuerst aus jenem Kriege mit ganz Gallien. Man unterliess nichts, was zur Ausschmückung der Thore, der

Wege,

Wege, aller Plätze, wo Cäsar hinkommen möchte, ersonnen werden konnte; alles kam ihm mit Kindern entgegen, allenthalben wurden Opfer geschlachtet, die freien Plätze und Tempel wurden mit Teppichen belegt, um die Freude des ersehnten Triumphes voraus zu genieſsen: solche Pracht war bei den Wohlhabenden, und solcher Eifer bei den Geringern.

Als Cäsar ganz Gallia togata durchzogen, 52.
ging er schleunigst zum Heer nach Nemetocenna zurück, berief alle Legionen aus den Winterlägern zu den Trevirern, reisete dahin und hielt Heerschau. T. Labienus setzte er über Gallia togata, um ihn mehr für das Konsulat zu empfehlen. Er reisete so viel, als nöthig schien, den Ort zu verändern, wegen der heilsamern Luft. Wiewol er nun häufig vernahm, daſs Labienus von seinen Feinden aufgereizt werde, und gewiſs erfuhr, daſs dies auf Anschlag Weniger geschehe, um durch Vermittelung des Senats ihm einen Theil des Heeres zu entziehen, so glaubte er doch nichts von Labienus, und konnte nicht dahin gebracht werden, etwas gegen des Senats Willen zu thun. Denn er erwog, daſs, wenn des gesammten Senats Stimmen frei wären, leicht seine Sache stehen würde. Denn K. Kurio, der Volkstribun, hatte Cäsars Angelegenheit und Würde geschützt, und oft dem Senat Verbeſserungen gethan, wenn einer

für Cäsars Waffen fürchtete, und weil Pompejus Herrschaft und Waffen das Forum nicht wenig schreckte, so sollten beide abtreten und das Heer entlassen, so werde die Stadt frei und unabhängig seyn. Nicht dies allein versprach er, sondern er hatte auch für sich den Parteien geboten, sich auszusprechen, welches die Konsuln und Freunde des Pompejus verboten hatten, um so die Sache mild zu schlichten.

53. Dies war ein grofser Beweis für den ganzen Senat und der obigen That angemessen. Denn das Jahr vorher hatte Marcellus, als er Cäsars Würde bestritt, gegen das Gesetz des Pompejus und Krassus vor der Zeit dem Senat Bericht erstattet über Cäsars Provinzen, und nachdem ein jeder seine Meinung gesagt, wobei Marcellus, der seinen Ruhm in Hafs gegen Cäsar suchte, den Parteien sich auszusprechen gebot, entschied sich der Senat in Menge ganz anders. Durch dies alles sank Cäsars Feinden der Muth nicht, sondern sie trachteten nun, sich gröfsere Verbindungen zu erwerben, um den Senat zur Genehmigung dessen zu zwingen, was sie selbst beschlossen hatten.

54. Hierauf erging ein Rathsschluss, dafs zum Parthischen Kriege eine Legion von K. Pompejus, eine von K. Cäsar gesendet würde, und diese beiden Legionen wurden gar nicht undeut-

lich Cäsarn allein entzogen; denn Kn. Pompejus stellte als seine Legion jene erste, welche er an Cäsarn gesendet hatte, aus der Provinz ausgehoben. Cäsar aber sendete dem Pompejus seine Legion zurück, da keiner zweifelte, dafs er durch seine Gegner sollte gedrücket werden, und übergab unter seinem Namen die funfzehnte, welche im diesseitigen Gallien stand, nach Rathsschlufs. Statt derselben sendete er die dreizehnte nach Italien, um die Besatzungen zu übernehmen, aus welchen die funfzehnte gezogen wurde. Er selbst bestimmte dem Heer das Winterlager. K. Trebonius legt er mit vier Legionen nach Belgium, K. Fabius mit eben so viel zu den Aeduern; denn so, glaubte er, werde Gallien am sichersten seyn, wenn die Belgen, diese so Tapfern, und die Aeduer, die so viel galten, mit Heeren besetzt wären. Er zog nach Italien. Hier erfuhr er vom Konsul K. Marcellus, dafs die zwei von ihm zurück gesendeten Legionen, welche nach Rathsschlufs gegen die Parther ausziehen sollten, dem Kn. Pompejus übergeben und in Italien zurück behalten worden. Ob nun wohl hieraus unzweifelbar erhellte, was man gegen Cäsar unternahm, so beschlofs doch Cäsar, alles zu dulden, so lange ihm noch einige Hoffnung blieb,

mehr durch Recht, als durch Krieg obzusiegen.
[illegible] ang — —

Iulius Cäsars

# Jahrbücher.

Zweiter Theil.

# Jahrbücher vom Bürgerkriege.

## Erstes Buch.

Als 104) den Konsuln K. Cäsars Brief übergeben war, wurde mit Mühe und höchst angelegentlicher Verwendung der Volkstribunen erlangt, ihn im Senat vorzulesen; aber aus dem Briefen



104) Daſs hier der Anfang fehle, wäre es auch nur der von Cäsar urkundlich den Jahrbüchern beigefügte Brief an den Senat, bemerken die Ausleger, Voſs hat es ergänzt. Pompejus nämlich war noch heimlicher, Marcellus und Lentulus aber offne Feinde Cäsars, als er um Verlängerung des Konsulats und der Statthalterschaft von Gallien bat. Kurio, Volkstribun, benachrichtigte Cäsar mündlich von allem, was gegen ihn unternommen werde, und rieth zu den Waffen. Noch aber verlangte Cäsar nur, zwei Legionen, das diesseits der Alpen gelegene Gallien und Illyrikum zu behalten. Da die Konsulen dies nicht gewährten, schrieb er an den Senat, berief sich auf seine Verdienste, wollte aber doch sein Heer entlassen, wenn Pompejus dasselbe thäte. Diesen Brief übergab Kurio in voller Rathsversammlung. — Uibrigens ist a C. Caesare zu lesen.

dem Senat den Vortrag zu machen, konnte man nicht erlangen. Die Konsulen tragen vor, was die Republik betrifft. Der Konsul L. Lentulus verspricht, dem Senat und der Republik nicht zu entstehen, wenn sie kühn und tapfer ihr Gutachten sagen; wenn sie aber auf Cäsar Rücksicht nehmen und ihm zu gefallen trachten, wie sie vormals gethan, werde er sich selbst berathen und des Senats Ansehen sich nicht fügen; auch er könne sich zu Cäsars Gunst und Freundschaft flüchten. Eben so redet Scipio: Pompejus sei gesonnen, der Republik nicht zu entstehen, wenn der Senat folge; wenn er aber zaudere und gelinder verfahre, so werde der Senat nachher vergebens seine Hülfe anflehen.

2. Diese Rede Scipio's schien, da die Senatversammlung in der Stadt gehalten wurde, und Pompejus gegenwärtig war, aus Pompejus' Munde selbst zu fliessen. Mancher hatte ein milderes Gutachten gegeben, wie zuerst M. Marcellus, der sich darauf einliess, man dürfe dies dem Senat nicht eher vortragen, als bis in ganz Italien Aushebungen gemacht, und Heere ausgeschrieben wären; unter solchem Schutz könne der Senat sicher und frei, was er wolle, beschliessen: wie M. Kalidius, welcher erachtete, dass Pompejus in seine Provinzen zöge, damit kein Grund zur Bewaffnung vorhanden wäre. Cäsar fürchte, da ihm zwei Legionen entrissen, Pompejus möchte sie zu seiner Gefahr in der

Nähe der Stadt zurück behalten; wie M. Rufus, der Kalidius Gutachten mit Veränderung weniger Worte beistimmte. Diese alle wurden von L. Lentulus mit Schmähungen überhäuft. Lentulus weigerte sich, Kalidius' Gutachten zu widerholen 105). Marcellus, durch Schmähungen geschreckt, gab seine Meinung auf. So folgten die meisten, durch des Konsuls Stimme, des gegenwärtigen Heeres Schrecken, die Drohungen der Anhänger des Pompejus getrieben, wider Willen und gezwungen Scipio's Gutachten: „daß vor einem bestimmten Tage Cäsar sein Heer entlassen solle, wo nicht, so solle er für einen Feind der Republik geachtet werden." M. Antonius, Q. Kassius, die Volkstribunen, treten dagegen auf. Sogleich wird über der Tribunen Einspruch Vortrag gemacht. Es werden sehr nachdrückliche Meinungen geäussert. Je bitterer und grausamer einer sprach, desto mehr wurde er von Cäsars Gegnern gelobt.

Gegen Abend, als der Senat entlassen war, 3. wurden alle dieses Ranges von Pompejus herausberufen. Er lobt und bestärkt sie für die Zukunft; die Lässigern schilt und fordert er auf. Viele werden aus Pompejus' alten Heeren mit

105) Wenn nämlich jeder gestimmt hatte, wiederholte der Konsul, der den Vortrag hatte (referebat) das Gutachten der Einzelnen. Dies hiess pronunciare.

Hoffnung auf Belohnung und Beförderung berufen; viele aus den von Cäsar übergebenen [illegible] Legionen herbei geholt. Die Stadt füllt sich. K. Kurio, der Volkstribun, beruft sich auf das Recht der Volksversammlungen 106). Alle Freunde der Konsulen, die Vertrauten des Pompejus und derer, welche gegen Cäsar alte Feindschaft hegten, werden zu einer Sitzung versammelt; durch ihr Geschrei und Zusammenlaufen werden die Schwachen geschreckt, die Unentschlossenen bestimmt; den meisten aber wird die Macht, frei zu entscheiden, entrissen. Der Censor, L. Piso, verspricht, zu Cäsar zu gehen, wie der Prätor, L. Roscius, und ihn davon zu benachrichtigen; sechs Tage Zeit bedingen sie sich dazu. Einige erachten auch, man müsse Gesandte an Cäsar schicken, ihm des Raths Willen vorzulegen.

4. Diesen allen wird widerstanden, allen des Konsuls, Scipio's, und Kato's Rede entgegen-

---

106) Die Stelle ist unläugbar verdorben. Das Verderbnis scheint in **euocat** zu liegen. Dafür dürfte **provocat** zu lesen seyn. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs ein nachlässiger Abschreiber, der kurz hinter einander dies Wort zweimal geschrieben hatte, und statt eines andern compositi dasselbe schrieb. Vielleicht war auch in einer Abschrift C. Cur. **prouocat** geschrieben. Diese Abkürzung übersah einer, und las **euocat**.

gesetzt. Den Kato erregt die alte Feindschaft gegen Cäsar und der Schmerz über Zurückweisung. Lentulus wird durch Schuldenmenge, durch Hoffnung auf ein Heer und Provinzen, durch die Schenkungen der zu ernennenden Könige bewogen, er rühmt sich unter den Seinen, er werde ein zweiter Sulla, dem die höchste Gewalt werden müsse. Den Scipio treibt dieselbe Hoffnung auf Provinzen und Heere; er wähnt sie, seiner Verwandtschaft wegen, mit Pompejus zu theilen; zugleich auch die Furcht vor dem Gerichte, die Schmeichelei und die Pralerei von sich und den Mächtigen, welche damals in der Republik und dem Gericht viel vermochten. Selbst Pompejus, von Cäsars Feinden gereizt und weil er keinen sich an Würde gleich kommen lassen wollte, hatte sich ganz von seinem Freunde gewendet, mit den gemeinschaftlichen Feinden versöhnt, die er gröfstentheils in jener Zeit der Verwandtschaft dem Cäsar zugezogen. Zugleich vom Schimpf der beiden Legionen bewogen, die er vom Zuge nach Asien und Syrien zu seiner Macht und Herrschaft verwendet, bemühte er sich, es zum Krieg kommen zu lassen.

5. Aus diesen Gründen wird alles eilend und stürmisch verhandelt; Cäsars Verwandten wird nicht einmal Zeit gegönnt, ihn zu benachrichtigen; den Volkstribunen nicht zugestanden, ihrer Gefahr wegen fürzubitten, noch ihr äufserstes

Recht des Einspruchs zu behaupten, welches L. Sulla unangetastet gelassen; sondern sie müssen am siebenten Tage auf ihre Rettung denken, wo doch 107) jene unruhigen Volkstribune der vergangenen Zeit immer im achten Monate (ihres Amtes) pflegten. Man kommt endlich auf den äussersten und lezten Rathsschluss, wofür nie vorher, ausser fast beim Brande der Stadt und allgemeiner Verzweiflung gestimmt worden war 108): „die Konsuln, Prätoren,

---

107) Statt quod lieset Davesius quum, worauf freilich consuessent folgen müsste. Quod aber mit Oudendorp auf das Vorige cogitare de salute zu beziehen, geht nicht an wegen suarum actionum respicere ac timere. Diese Worte aber selbst scheinen nicht in den Text zu gehören, sondern Glossem zu seyn. Octauus mensis actionum ist eben so verworren als unrömisch. Fallen diese Worte weg, so kann quod stehen bleiben. Für eine Nachlässigkeit wäre dies zu viel. Für die Möglichkeit einer Interpolation spricht dieser misshandelte Anfang.

108) Latorum audacia ist wieder ein aberwitziges Glossem, welches sich schon durch die versuchten Abänderungen verräth. Es scheint im Misverständnis discessum est zu liegen. Discessionem facere, discedere in sententiam, ire in sententiam ist, wenn sich die für dasselbe Stimmenden zusammenstellen, um nachher gezählt zu werden. S. Plin. Br. 8. 14. 19.

Volkstribunen und Prokonsulen bei der Stadt möchten Sorge tragen, dafs der Republik kein Nachtheil erwachse." Dieser Rathsbeschluss ward niedergeschrieben am 6. Januar. Also wird in den ersten fünf Tagen, wo Rathsversammlung gehalten werden konnte, seitdem Lentulus das Konsulat angetreten (die zwei der Volksversammlung ausgenommen), über Cäsars Feldhauptmannschaft, über die achtbarsten Männer, die Volkstribunen, schwer und herbe verfugt. Die Volkstribunen fliehen sogleich aus der Stadt und begeben sich zu Cäsar. Dieser war damals zu Ravenna, und erwartete auf seine gelinden Forderungen Bescheid, ob vielleicht durch Billigkeit die Sache ruhig abgethan werden könnte.

In den nächsten Tagen wird Rathsver- 6.
sammlung ausserhalb der Stadt gehalten. Pompejus handelt, wie er durch Scipio sich hatte vernehmen lassen: „er lobt des Senats Beharrung und Muth, spricht über seine Mannschaft; er habe zehn Legionen in Bereitschaft; überdies habe er erfahren, dafs die Soldaten Cäsarn abgeneigt seien und nicht ihn zu verteidigen, oder ihm zu folgen überredet werden können." Mindestens wird dem Senat wegen der übrigen Angelegenheiten Vortrag gemacht: dafs man in ganz Italien Aushebungen veranstalten, dafs Faustus Sulla, als Proprätor, nach Mauritanien gesendet, dem Pompejus Geld aus der Staatskasse gegeben

werden müsse. Auch Iuba's Angelegenheit, dafs er Freund und Bundsgenosse werde, kommt in den Vortrag. Marcellus will dies fürs erste nicht zugeben. Faustus' Sendung hintertreibt Philippus, der Volkstribun. Uiber die andern Angelegenheiten werden Rathsbeschlüsse abgefafst; die Provinzen werden Privatpersonen übertragen, zwei Konsulen, die übrigen Prätoren gehörig [109]). Scipio überhommt Syrien, L. Domitius Gallien, Philippus und Marcellinus [110]) werden nach geheimen Maasregeln übergangen, ihre Loose nicht mit eingeworfen. In die übrigen Provinzen werden Prätoren gesendet; man wartet nicht, wie dies in den vorigen Iahren geschah, bis dem Volke ihre Statthalterschaft vorgetragen war, dafs sie nun, nach abgelegtem Gelübde, in ihrem Purpurmantel [111]) ausziehen. Die Konsulen

---

109) Consulares prouinciae waren solche, in welche gewesene Konsulen, praetoriae wohin gewesene Prätoren als Statthalter gesendet wurden. Es ward durchs Loos entschieden, und obuenire, obtingere, euenire sagte man von einer Provinz, welche einem zu Theil ward.

110) nach Vossens Verbesserung, L. Kornel. Lentulus Marcellinus war im J. der Stadt 797 Konsul gewesen, und schon einmal übergangen worden.

111) Paludati. Denn paludamentum war ein purpurrother Mantel auf der Schulter mit einer Schnalle befestigt. Abbildungen haben Ferrar. R. V. 2. p. 106. Rubenius R. V. 2. 7. (Antuerp.

gehen 112) aus der Stadt, und Privatpersonen haben in der Stadt auf dem Kapitol Liktoren, gegen alles alte Herkommen. In ganz Italien werden Aushebungen veranstaltet, Waffen gefordert, aus den Municipien wird Geld eingetrieben, aus den Tempeln weggenommen, alles göttliche und menschliche Recht wird verwirrt.

Dies in Erfahrung gebracht, spricht Cäsar 7.
vor seinen Kriegern: „Er erwähnt das jederzeit von seinen Feinden ihm zugefügte Unrecht, klagt, dafs von ihnen Pompejus bestochen und verführt, blofs aus Neid und Schmähung seiner Ehre, da doch Er stets seiner Ehre und Würde günstig und förderlich gewesen. Er klagt, dafs eine Neuerung in der Republik eingeführt worden, den Einspruch der Tribunen mit Waffen zu verwerfen und abzuschaffen, welcher in vorigen Zeiten mit Waffen hergestellt worden sei. Sulla, der die Tribunen aller Macht entkleidet,

---

1665.) Cuper. de apoth. Homer. p. 158. Auch ist ein imperator paludatus bei Lips. de mil. Rom. 2. 12. abgebildet.

112) Quod ante id tempus acciderat nunquam ist von mehrern Auslegern als Glossem anerkannt worden. Auch die Versetzung kann sie nicht schützen, da quod superioribus annis acciderat vorhergeht, welches sie überflüfsig macht in jenem, wie das contra omnia vetust. ex. in diesem Satze.

habe doch ihren Einspruch frei gelassen; Pompejus, der dies verlorne Recht herzustellen gewählenen, habe auch die Vergünstigungen, welche sie vorher gehabt, entzogen. So oft beschlossen worden: der Magistrat solle Sorge tragen, dafs der Republik kein Nachtheil erwachse (durch welche Formel und Rathsbeschlufs das Römische Volk zu den Waffen berufen worden sei) sei dies geschehen bei verderblichen Gesetzen, bei Uibermacht der Tribunen, bei Entweichung des Volks, bei Einnahme der Tempel und erhabenen Oerter; und solche Beispiele der Vorzeit seien durch Saturninus' und der Gracchen Fall gesühnt. Von all' dem sei jetzt nichts geschehen, daran nicht einmal gedacht, kein Gesetz ausgestellt [113]), nichts mit dem Volke verhandelt worden, kein Entweichen habe Statt gehabt. Er ermahnt sie, ihres Feldherrn Leumund und Würde zu vertheidigen, unter dessen Anführung sie neun Jahre glücklich dem Staate gedient, viel glückliche Schlachten gefochten, ganz Gallien und Germanien gefriedigt." Die Krieger der dreizehnten Legion, welche gegenwärtig war (denn diese hatte er Anfangs der Unruhen berufen, die übrigen waren noch nicht beisammen)

113) Ein vorgeschlagenes Gesetz ward 17 Tage auf einer weifsen Tafel öffentlich ausgestellt oder angeschlagen (promulgabatur, proponebatur.)

riefen einhällig: „sie seien bereit, ihren Feldhauptmann und die Volkstribunen vor Unbill zu schützen.“

Nachdem er der Krieger Willen vernom- 8.
men zieht er mit dieser Legion nach Ariminum, und bespricht sich daselbst mit den Volkstribunen, welche zu ihm geflüchtet waren; die übrigen Legionen beruft er aus den Winterlagern, und befiehlt ihnen, sogleich zu folgen. Dahin kam der junge L. Cäsar, dessen Vater Cäsars Legat war. Dieser als, weshalb er gekommen, besprochen war, sagte, er habe von Pompejus an ihn besondere Aufträge: „Pompejus wünsche sich bei Cäsar gerechtfertigt zu sehen, damit er nicht, was er um der Republik willen gethan, als Beschimpfung seiner auslege; der Republik Vortheil habe er jederzeit Privatverbindungen vorgezogen: auch Cäsar müsse, seiner Würde gemäfs, um der Republik willen, seine Eingenommenheit und Jähzorn ablegen und den Feinden nicht so schwer zürnen, damit er nicht, in Hoffnung, ihnen zu schaden, der Republik schade.“ Noch fügte er einiges der Art hinzu, Pompejus zu entschuldigen. Fast dasselbe aus denselben Gründen verhandelt der Prätor Roscius mit Cäsar, und bemerkt, dafs es ihm Pompejus gesagt.

Wiewol dies nicht diente, die Unbill zu 9.
heben, so bat er doch beide, als tauglich, seinen Willen Pompejus bekannt zu machen, sie

möchten, da sie ihm Pompejus' Aufträge überbracht, auch unbeschwert diesem seine Forderungen zu wissen thun, ob sie vielleicht mit kleiner Mühe grofsen Zwist heben und ganz Italien von Furcht befreien könnten: „ihm sei der Republik Würde stets das Erste, und mehr als sein Leben gewesen; es habe ihn geschmerzt, dafs ihm von Feinden schimpflich des Römischen Volks Begünstigung entrissen worden, und dafs mit Verlust einer halbjährigen Feldhauptmannschaft er in die Stadt gezogen werde, da in seinem Abwesen Rücksicht auf ihn zu nehmen das Volk in der lezten Versammlung befohlen hätte. Dennoch habe er diesen Verlust seiner Ehre um der Republik willen gleichmüthig ertragen. Als er an den Senat geschrieben, dafs alle die Heere verliefsen, habe er auch dies nicht einmal erlangt. In ganz Italien mache man Aushebungen, man halte zwei Legionen zurück, welche er angeblich zum Parthischen Kriege weggeführt, die Bürgerschaft sei unter Waffen: worauf zwecke das ab, als auf sein Verderben? Doch wolle er sich zu allem herablassen, und alles dulden, um der Republik willen. Pompejus solle in seine Provinzen ziehen, sie sollen' die Heere entlassen; jeder in Italien solle die Waffen ablegen; man solle den Bürgern die Furcht benehmen, freie Versammlungen gestatten, und alle Staatsangelegenheiten dem Senat und Römischen Volke überlassen. Um dies leichter

und auf sichere Bedingungen zu bewirken und mit einem Eide zu verbürgen, möge er selbst näher kommen, oder dies ihm zu thun erlauben. Im Gespräch werden alle Streitigkeiten beigelegt werden."

Roscius kommt mit L. Cäsar und diesem 10.
Auftrag nach Kapua und findet daselbst die Konsulen und Pompejus. Er trägt Cäsars Forderungen vor. Jene erwägen, antworten, und eröffnen durch diese schriftlich ihr Verlangen, des Inhalts: „Cäsar möchte nach Gallien zurück, aus Ariminum gehen, und die Heere entlassen. Hierauf wolle Pompejus nach Hispania gehen. Indessen werden, bis verbürgt sei, dafs Cäsar, was er versprochen, thun werde, die Konsulen und Pompejus ihre Aushebungen nicht unterlassen."

Es war unbillig zu fordern, dafs Cäsar aus 11.
Ariminum in die Provinz zurückgehen, Pompejus aber fremde Provinzen und Legionen behalten möchte; dafs Cäsar sein Heer entlassen, die Aushebung fortdauern sollte; unbillig zu versprechen, dafs er in die Provinz gehen wollte, ohne den Tag zu bestimmen, dafs, wenn, nach Verlauf des Konsulats, Pompejus nicht abgereiset wäre, er doch keiner Lüge bezüchtigt werden könnte. Dafs er aber nicht einmal eine Unterredung vergönnte, noch zu Cäsar zu kommen versprach, liefs am Frieden verzweifeln. Also sendet Cäsar aus Ariminum M. Antonius mit

fünf Kohorten nach Arretium, er selbst bleibt mit zwei Kohorten [114]) zu Ariminum, und veranstaltet daselbst Aushebung. Pisaurum, Fanum, Ankona besetzt er mit einzelnen Kohorten.

12. Indefs erfahrt er, dafs der Prätor Thermus Iguvium mit fünf Kohorten besetzt habe, die Stadt befestige, dafs aber alle Iguviner gegen ihn, Cäsar, aufs Beste gesinnt seien und sendet Kurio mit drei Kohorten, die er zu Pisaurum und Ariminum hatte, ab. Thermus mistraut der Gesinnung der Iguviner, führt, als er von diesem Anzug hört, seine Kohorten aus der Stadt und flieht. Auf dem Zug verlassen ihn die Soldaten und kehren heim. Kurio nimmt Iguvium nach aller Wunsch wieder ein. Nun vertraut Cäsar der Gesinnung der Municipien, führt die Kohorten der dreizehnten Legion aus der Besatzung und zieht nach Auximum, welche Stadt Attius mit drei Kohorten behauptete, und sendete die Senatoren in ganz Picenum herum, Aushebungen zu machen.

13. Als Cäsars Anzug bekannt wurde; kamen die Dekurionen [115]) von Auximum in Menge zu

---

114) Statt legionibus erweisen der Zusammenhang und die Ausleger, dafs cohortibus zu lesen.

115) Decuriones waren in den Municipien — worüber Bellins NN. AA. 16; 13. nachzusehen — das was senatores in Rom.

zu Attius Varus, sagen: „die Sache könne nicht von ihnen entschieden werden: doch könnten weder sie, noch die übrigen des Municipium's zugeben, dafs der Feldhauptmann K. Cäsar, so wohl verdient um die Republik, nach soviel Thaten, von Stadt und Mauern gewehrt werde: er solle also die Folgen und seine Gefahr erwägen." Durch ihre Rede bewegt führt Attius Varus seine Besatzung aus der Stadt und flieht. Ihm folgen einige wenige Soldaten aus Cäsars ersten Schaaren, und zwingen ihn, Halt zu machen. Es fällt ein Treffen vor, Varus wird von den Seinen verlassen, ein Theil der Soldaten kehrt heim, die übrigen kommen zu Cäsar; zugleich mit ihnen wird der Centurio des Vortrabs, L. Pupius, ergriffen und herbeigeführt, der bei Kn. Pompejus' Heer vorher eben diese Stelle bekleidet hatte. Aber Cäsar lobt die Attianischen Soldaten, entläfst Pupius, dankt den Auximatern, und verspricht, ihrer That eingedenk zu seyn.

Als dies nach Rom berichtet ward, kommt 14.
alle plötzlich ein solcher Schrecken an, dafs Lentulus, der eben die Staatskasse geöffnet hatte, um Pompejus nach Rathsbeschlufs Zahlung zu leisten, sogleich dies Heiligthum offen liefs 116) und aus der Stadt floh. Denn es ging das falsche Gerücht, Cäsar sei im Anzuge, und schon

116) Sie ward aufgebrochen.

seien seine Reiter da. Diesem folgten Marcellus, sein Amtsgenoss und die meisten aus dem Magistrat. Ein. Pompejus, der Tages vorher aus der Stadt gezogen war, reisete zu den Legionen, welche von Cäsar übernommen nach Apulien in das Winterlager verlegt waren. Innerhalb der Stadt wird die Aushebung unterlassen; allen scheint nichts diesseits Kapua sicher zu seyn. Zu Kapua verstärken und sammeln sie sich zuerst, und machen Aushebungen unter den Kolonisten, welche kraft des Julischen Gesetzes nach Kapua abgeführt worden waren; die Fechter, welche Cäsar daselbst in einer Schule hatte, führt Lentulus auf den Marktplatz, macht sie frei, giebt ihnen Pferde, und befiehlt ihnen zu folgen: diese verlegte er nachher, auf Vorstellungen seiner Freunde, weil dies allgemein getadelt wird, als Wacht in die Haushaltungen der Kampanischen Gemeinde.

15. Von Auximum zieht Cäsar ab durch das ganze Picener Gebiet. Alle Vogteien [117]) dieser Gegenden nehmen ihn mit den willigsten Herzen auf, und unterstützen sein Heer auf alle Weise.

---

117) Praefecturae, wohin jährlich aus Rom ein Vorsteher gesendet ward, waren kleiner als ein Municipium, oder eine Pflanzstadt. Überlegt man, daß Vogt — von advocatus — überhaupt Beschützer ist, so ist allen Einmischungen ungehöriger moderner Lächerlichkeiten vorgebeugt.

Auch aus Cingulum, einer Stadt, welche Labienus errichtet, und auf seine Kosten ausgebauet hatte, kommen Gesandte zu ihm und versprechen, eifrigst, was er befehlen werde, zu thun. Er verlangt Soldaten, erhält sie. Indefs folgt die zwölfte Legion dem Cäsar. Mit diesen zwei zieht er gen Askulum in das Picenische. Diese Stadt hatte Lentulus Spinther mit zehn Kohorten besetzt: als er aber Cäsars Anzug vernahm, floh er aus der Stadt, und da er die Kohorten mit sich wegführen wollte, wurde er von einem grofsen Theile verlassen. Mit wenigen auf dem Zuge stiefs er auf Vibullius Rufus, welcher von Pompejus in das Picener Gebiet gesendet war, um die Bewohner auf seiner Seite zu halten; von ihm erfährt Vibullius, wie es in Picenum steht, übernimmt seine Soldaten, entlafst ihn. Auch aus den benachbarten Gegenden bezieht er soviel als möglich Kohorten, von den Pompejischen Aushebungen: unter diesen nimmt er auch den aus Kamerinum entflohenen Ulcilles Hirrus auf mit sechs daselbst, als Besatzung, gelegenen Kohorten; so hatte er dreizehn beisammen. Mit diesen zieht er in grofsen Reisen zu Domitius Ahenobarbus nach Korfinium, und meldet, dafs Cäsar mit zwei Legionen ankomme. Domitius hatte an sich ungefähr zwanzig Kohorten aus Alba, bei den Marsern, Peignern und den benachbarten Gegenden aufgebracht.

16. Cäsar entsetzt Askulum wieder, treibt den Lentulus fort, lafst die entwichenen Soldaten wieder aufsuchen und befehlt eine Aushebung: er selbst zieht, nachdem er des Getreides wegen einen Tag daselbst verweilt, nach Korfinium. Hier brachen funf von Domitius aus der Stadt vorausgesendete Kohorten die Brücke über den Flufs ab, welche von der Stadt ungefähr dreitausend Schritte fern war. Dort wurde mit Cäsars Vorlaufern [118]) ein Treffen geliefert, die Soldaten des Domitius' schnell von der Brücke in die Stadt zurückgetrieben. Cäsar fuhrt die Legionen uber, macht Halt vor der Stadt und schlägt sein Lager neben der Mauer auf.

17. Darauf sendet Domitius, grofse Belohnungen aussetzend, der Gegend Kundige nach Apulien mit Briefen zu Pompejus und lafst ihn um Zuzug bitten: „Cäsar könne leicht durch zwei Heere und die engen Pässe abgeschnitten und das Getreide ihm zurückgehalten werden; geschähe dies nicht, so werde Er, mehr als dreifsig Kohorten, und viele Senatoren und Römische Ritter in Gefahr gerathen." Indefs ermahnt er die Seinen, pflanzt sein Gewerf auf die Mauern, weiset jedem seinen Platz, die Stadt zu bewachen, an, verspricht in einer Versammlung

---

118) welche Quartier machten. — Cäsars Gebrauch nach sind diese **antecursores** eigentlich vom Vorzuge unterschieden. S. B. G. 5. 47.

den Soldaten Aecker von seinen Besitzungen, jedem vier Morgen [119]), den Centurionen und Berufenen soviel jeden traf.

Unterdefs erfährt Cäsar, dafs die Sulmonenser — eine Stadt siebentausend Schritte von Corfinium — was er wollte, zu thun bereit seien, aber von dem Senator Q. Lukretius und Attius Pelignus, welche die Stadt mit sieben Kohorten besetzt hatten, verhindert würden. Da sendet er M. Antonius mit fünf Kohorten der achten Legion hin. Die Sulmonenser, sobald sie unsre Banner sahen, öffneten die Thore, alle, Städter und Soldaten, ziehen dem Antonius Glück wünschend entgegen. Lukretius und Attius werfen sich von der Mauer herab. Attius bittet, als er vor Antonius gebracht wird, man solle ihn zu Cäsar senden. Antonius kehrt mit den Kohorten und Attius an demselben Tage, wo er ausgezogen war, zurück. Cäsar verbindet diese Kohorten mit seinem Heer, und entläfst Attius unverletzt. In den ersten drei Tagen beginnt Cäsar das Lager mit grofsem Gezeug zu ver- 18.

---

119) Iugerum ein Stück Landes 240 Fufs lang und 120 Fufs breit, s. Quinctil. Inst. or. 1, 10, 42. — Uibrigens machten 5 Fufs einen passus, tausend passus eine römische Meile. Nach Stadien gerechnet, deren Eins 125 Schritte, mithin 625 Fufs betrug, gehen auf eine Meile 8 Stadien. s. Colum. R. R. 5, 1, 6.

schanzen, aus den benachbarten Municipien Getreide zu beziehen und die übrigen Truppen zu erwarten. In diesen drei Tagen kam die achte Legion zu ihm, zwei und zwanzig neu ausgehobene Kohorten aus Gallien, und ungefähr dreihundert Reiter vom König Novikus. Mit ihrer Ankunft schlägt er ein zweites Lager am andern Theile der Stadt auf. Uiber dies setzte er Kurio; die übrigen Tage umgab er die Stadt mit Wall und Schlössern. Als das Werk gröfstentheils zu Stande gebracht war, kehrten fast zu gleicher Zeit die an Pompejus Gesendeten zurück.

19. Domitius überliest den Brief und spricht verstellt in der Versammlung, Pompejus werde schnell zuziehen; er ermahnt sie, nicht muthlos zu werden, und was die Stadt zu verteidigen diene, anzurichten. Er selbst unterredet sich insgeheim mit wenig Vertrauten, und beräth sich, zu fliehen. Da Domitius' Gesicht nicht mit seiner Rede übereinstimmte, er alles bebender und furchtsamer, als vorher, abmachte, und viel insgeheim, sich mit den Seinen zu berathen, gegen seine Gewohnheit, besprach, die Versammlungen und Zusammenkünfte der Menschen flohe: so konnte die Verstellung länger nicht verborgen bleiben. Denn Pompejus hatte geantwortet: „er wolle die Sache nicht aufs Aeuserste treiben; Domitius habe nicht auf seinen Rath, noch Willen, sich nach Korfinium begeben. Wäre es ihm möglich, so sollte er mit

seiner ganzen Mannschaft zu ihm kommen.“ Dies aber verwehrte die Belagerung und Umschanzung der Stadt.

Als Domitius' Absicht verlautbart wird, tre- 20.
ten die Soldaten, welche zu Korfinium waren, mit einbrechendem Abend, abseits, und besprechen sich so unter einander durch die Kriegstribunen, Centurionen, und die Vornehmsten ihres Geschlechts: „Cäsar belagere sie; Zeug und Schanzen seien fast zu Stande; ihr Anführer Domitius, auf welchen hoffend und vertrauend sie ausgeharret, werfe alles weg, und sei gesonnen zu fliehen: sie müfsten also ihr Heil bedenken.“ Ihnen stimmten zuvörderst die Marsier nicht bei und nahmen den Theil der Stadt ein, welcher am meisten befestigt schien. Der Zwist war so grofs, dafs sie handgemein wurden und die Waffen ergriffen. Kurz darauf aber vernahmen sie durch hin und hergesendete Bothschafter, was sie nicht wufsten, von L. Domitius' Flucht. Da führen alle einmüthig Domitius öffentlich vor, umstehen und bewachen ihn, und senden aus ihrer Mitte Gesandten an Cäsar: sie seien bereit, die Thore zu öffnen, und was er gebieten werde, zu thun, auch L. Domitius lebendig ihm auszuliefern.“

Cäsar sah wohl, wie wichtig es war, die 21.
Stadt sobald als möglich einzunehmen, und die Kohorten in sein Lager herüberzuführen, ehe durch Geschenke oder Zuspruch, oder falsche

Gerüchte ihr Wille sich änderte, sintemal oft im Kriege auf geringen Anlafs grofse Ereignisse einträten; doch aus Furcht, es möchte durch den Einzug der Soldaten und die von der Nacht begünstigte Ausgelassenheit die Stadt geplündert werden, lobte er die, welche gekommen waren, und entliefs sie in die Stadt; Thore und Mauern liefs er besetzen. An die angefangenen Werke stellte er Soldaten, nicht in bestimmten Zwischenräumen, wie er in den vorigen Tagen pflegte, sondern in steten Wachen und Posten, dafs sie sich unter einander berührten und die ganze Verschanzung füllten: die Kriegstribunen und Präfekte sendet er umher und warnt sie, nicht blofs vor Ausfallen sich zu hüten, sondern auch auf heimliche Ausgänge einzelner Männer Acht zu haben. Kein einziger war so lässig und schlaff, dafs er diese Nacht geruhet hätte. So sehr war alles in Erwartung, dafs eines jeden Sinn und Gemüth sich anderswohin wendete, wie es den Korfiniensern, dem Domitius, dem Lentulus, den Uibrigen ergehen, was diesem oder jenem begegnen möchte.

22. Um die vierte Nachtwache ungefähr spricht Lentulus Spinther von der Mauer mit unsrer Wache und Posten: „er möchte, wenn es ihm erlaubt würde, mit Cäsar sprechen.“ Auf erhaltene Erlaubnis wird er aus der Stadt gelassen, und nicht eher weichen die Soldaten des Domitius von ihm, als bis er vor Cäsar ge-

führt wird. Mit ihm spricht er bittend und flehend über sein Heil: „er solle seiner schonen"; er beruft sich auf „die alte Freundschaft", erwähnt „Cäsars grofse Verdienste um ihn, sintemal er durch ihn unter die Pontifices aufgenommen, die Provinz Hispanien nach der Prätur überkommen, und bei seinem Gesuch um das Konsulat von ihm unterstützt worden war." Cäsar unterbricht seine Rede: „nicht wegen Uibelthat sei er aus der Provinz gegangen, sondern sich gegen der Feinde Unglimpf zu verteidigen, die Volkstribunen, welche deshalb aus der Stadt vertrieben worden, wieder in ihre Würde einzusetzen, sich und das Römische Volk, welches durch Weniger Parteiung unterdrückt werde, wieder in Freiheit zu setzen." Durch seine Rede gestärkt bittet Lentulus um Rückkehr in die Stadt: „dafs Er gerettet sei, werde auch den Uibrigen zu Hoffnung und Trost gereichen; einige seien so erschreckt, dafs sie harte Maasregeln für ihre Rettung ergriffen." Nach erhaltener Erlaubnis geht er fort.

23. Als es Tag wird, läfst Cäsar alle Senatoren, ihre Kinder, die Kriegstribunen, und Römischen Ritter vor sich kommen. Aus dem Senatorenstande waren L. Domitius, P. Lentulus Spinther, L. Vibullius Rufus, Sex. Quintilius Varus, der Quästor, L. Rubrius; auserdem ein Sohn des Domitius und mehrere andre Jünglinge, viel Römische Ritter und Dekurionen, welche

Domitius aus den Municipien berufen hatte. Diese alle schnurzte er vor der Soldaten Unglimpf und Schmähungen. Wenig sagt er zu ihnen, „dafs sie ihm seiner Verdienste um sie nicht gelohnt.“ Alle entläst er unverletzt. Sechzigtausend Sesterzier, welche Domitius mitgebracht und öffentlich niedergelegt hatte, von zwei Korfiniensern ihm überreicht, giebt er dem Domitius zurück, um nicht enthaltsamer zu scheinen, wo es ein Menschenleben, als wo es Geld galt; obwol das Geld allerdings dem Staate gehörte und von Pompejus als Lohnung gegeben war. Die Soldaten des Domitius läst er schwören, bricht an demselben Tage auf, macht einen gehörigen Marsch, verweilt im ganzen sieben Tage zu Korfinium, und gelangt durch das Gebie' der Marruciner, Frentaner, Larinater, nach Apulien.

24. Pompejus erfuhr, was bei Korfinium vorgefallen, zog von Luceria nach Kanusium, von da nach Brundisium, und läst alle allenthalben neu ausgehobene Mannschaft zu sich versammeln; Sklaven, Hirten bewaffnet er und macht sie beritten; dreihundert Reiter mochte er ungefähr so zusammen bringen. Der Prätor L. Manlius floh von Alba mit sechs Kohorten: der Prätor Rutilius Lupus aus Tarracina mit dreien: diese erblicken von fern Cäsars reisigen Zeug, welchen Bivius Kurius befehligte, verlassen den Prätor, schlagen ihre Banner zu Kurius, und

gehen zu ihm über. So stoſsen auch auf den übrigen Zügen einige Kohorten zu Cäsars Heer, andre zu seinen Reitern. Ergriffen und zu ihm gebracht wird Cn. Magius aus Kremona, des Pompejus' Feldzeugmeister [120]), welchen Cäsar mit dem Auftrag zurücksendet: „weil bis jetzt nicht Zeit zur Unterredung gewesen und (Pompejus) zu ihm nach Brundisium kommen würde, erfordere es die Republik und das gemeinsame Heil, daſs er mit Pompejus spreche. Durch einen langen Marsch aber werde, indem von andern die Bedingungen gemacht würden, nicht dasselbe bewirkt werden, als wenn mündlich über sämmtliche Bedingungen verhandelt würde."

Nach diesem Auftrag zog er mit sechs Legionen, drei Altgedienten und den übrigen neu ausgehobenen und unterwegs ergänzten nach Brundisium. Denn die Kohorten des Domitius hatte er sogleich von Korfinium nach Sicilien gesendet. Er fand, daſs die Konsulen mit einem groſsen Theil des Heeres nach Dyrrhachium gezogen, daſs Pompejus mit zwanzig Kohorten in Brundisium bleibe. Ungewiſs blieb ihm aber, ob er, um Brundisium zu behaupten, dageblieben, damit er leichter das ganze Adriatische Meer 25.

120) So war praefectus fabrûm (Plutarch ἔπαρχος τῶν τεχνιτῶν ohne Affectation und ohne das Bild zu verwischen, übersetzbar.

an den äussersten Grenzen Italiens und Griechenlands Gebiet in seiner Gewalt hätte und von beiden Seiten Krieg führte, oder ob er aus Mangel an Schiffen daselbst verharret. Da er aber befürchtete, jener möchte Italien sich nicht entgehen lassen, so suchte er die Ausgänge und den Verkehr im Brundisischen Hafen zu sperren. Diese Werke waren so beschaffen. Wo des Hafens engste Schluchten waren, liefs er zu beiden Uferseiten einen Damm auffuhren, weil das Meer daselbst seicht war. Weiterhin, wo das tiefere Wasser nicht gedämmt werden konnte, legte er doppelte Flöfsen, dreifsig Fufs nach allen Seiten, dem Bau gegenüber. Diese hielt er mit vier Ankern an vier Seiten fest, dafs sie von den Wellen nicht bewegt würden. Mit diesen fertigen und angelegten verband er hierauf andre gleich grofse Flöfsen. Diese bedeckte er mit Erde und (Damm) Schutt, damit nicht der Zugang und Anlauf zum Verteidigen gehemmt würde; vorn und zu beiden Seiten bewehrte er sie mit Geflecht und Sturmschirmen. Je auf der vierten errichtete er einen zweigeschossigen Thurm, um bequemer sich gegen Angriff der Schiffe und Abbrennung zu verteidigen.

26. Dagegen rüstete Pompejus grofse Lastschiffe, welche er im Brundisischen Hafen vorgefunden. Daselbst errichtete er Thürme mit drei Geschossen, und trieb sie mit viel Gewerf und allerlei Geschofs angefullt an Cäsars Werke, die Flöfsen

zu durchbrechen und die Werke zu zerstören. So ward täglich von beiden Seiten aus der Ferne, mit Schleudern, Pfeilen und anderm Geschoss gestritten. Dies verwaltete Cäsar alles so, dass er die Friedensbedingungen nicht ausser Acht liess; und wiewol er sich sehr wunderte, dass Magius, den er mit Aufträgen an Pompejus gesendet, nicht zurückkam, und ob gleich jener oft wiederholte Versuch seinen Angriff und seine Absichten verzögerte: so suchte er doch auf alle Weise dabei zu verharren. Also sendet er Kaninius Rebilus, den Legaten, des Skribonius Libo Freund und Verwandten zu einer Unterredung an ihn, trägt ihm auf, Libo zum Frieden zu ermahnen und verlangt vorzüglich, dass er selbst mit Pompejus spreche. „Er vertraue", sagt er, „ganz darauf, dass, wenn dies erlaubt werde, man unter billigen Bedingungen den Krieg endigen werde: es werde grossentheils Libo'n zu Lobe und Achtung gereichen, wenn auf seine Vermittelung der Krieg beendigt würde." Libo geht nach der Unterredung mit Kaninius zu Pompejus, und bringt kurz darauf folgende Antwort: „da die Konsulen abwesend seien, könne ohne sie nicht über Beilegung der Sache verhandelt werden." So sah denn Cäsar, dass ein oftmaliger Versuch endlich aufzugeben und vom Kriege die Rede sei.

Als fast die Hälfte des Werkes von Cä- 27.
sar zu Stande gebracht war, in neun Tagen,

kehrten die von den Konsulen aus Dyrrhachium zurückgesendeten Schiffe, welche des Heeres ersten Theil dahin gebracht hatten, nach Brundisium. Pompejus, entweder durch Cäsars Werke veranlaßt, oder auch, weil er anfangs aus Italien zu gehen beschlossen hatte, machte sich, mit Ankunft der Schiffe, zur Abreise fertig, und, um Cäsars Angriff desto leichter zu verzögern, daß nicht, während der Abreise, die Soldaten in die Stadt einbrechen, verrammt er die Thore, verbaut Gassen und Straßen, zieht Queergräben über die Wege, und schlägt da spitze Pfähle und Stämme ein. Diese gleicht er mit leichtem Geflecht und Erde aus; die Zugänge aber und zwei Wege, welche auserhalb der Mauer nach dem Hafen führten, verzäunete er mit großen eingeschlagenen sehr spitzen Balken. Nach diesen Anstalten befiehlt er den Soldaten, still die Schiffe zu besteigen; die leichtern aber von den berufenen Bognern und Schleuderern stellt er vereinzelt auf die Mauer und Thurme. Diese beschließt er durch ein bestimmtes Zeichen zurückzurufen, sobald alle Soldaten die Schiffe bestiegen, und läßt ihnen an einem bequemen Ort Lastschiffe zurück.

28. Die Brundisier waren, wegen der von Pompejus' Soldaten erlittenen Unbill und des von Pompejus selbst zugefügten Unglimpfs, dem Cäsar zugethan. Als nun Pompejus' Abreise bekannt ward, und jene zusammenliefen, ganz da-

mit beschäftigt, zeigten sie dies dem Volk von den Dächern an. Da es Cäsar durch ie erfahren, so liefs er Leitern bereit halten und die Soldaten sich bewaffnen, um sich die Gelegenheit, etwas auszuführen, nicht entgehen zu lassen. Pompejus lichtet in der Nacht die Anker. Die auf der Mauer ausgestellten Wachen werden mit dem verabredeten Zeichen zurückberufen und eilen auf bekannten Wegen nach den Schiffen. Die Soldaten legen die Leitern an und besteigen die Mauern; aber von den Brundisiern vor einem verdeckten Wall und Graben gewarnt, halten sie an und auf langem Wege von ihnen herumgeführt kommen sie zum Hafen, und finden zwei Schiffe mit Soldaten, die an Cäsars Bau hangen geblieben waren, mit Kähnen und Flöfsen. Diese fangen sie auf.

Cäsar, obwol er, in Hoffnung, die Sache 29.
durchzusetzen, es für zuträglich hielt, mit gesammelten Schiffen überzusetzen und Pompejus zu folgen, ehe dieser sich mit Hulfstruppen vom jenseitigen Lande verstärkte, fürchtete doch den Aufenthalt und die Länge der Zeit, weil Pompejus alle Schiffe zusammengebracht und ihm für jezt die Gelegenheit, ihn zu verfolgen, benommen hatte. Noch blieb dies, dafs man auf Schiffe aus den fernern Gegenden Galliens und Picenum's und von der (Gaditanischen) Meerenge harrte. Dies schien, wegen der Jahrszeit, langwierig und verwickelt. Indefs wollte er in sei-

nem Abwesen das alte Heer, beide Hispanien (wovon das eine Pompejus viel zu danken hatte) nicht verstärken, noch Hülfstruppen und Reiterei anschaffen, Gallien und Italien aber versuchen lassen.

30. Mithin verfolgt er Pompejus fürs erste nicht, beschliefst, nach Hispanien zu ziehen, befiehlt den Zweimännern aller Municipien, Schiffe herbeizuschaffen und nach Brundisium abzusenden. Den Legaten Valerius sendet er mit Einer Legion nach Sardinien, den Proprätor Kurio mit dreien nach Sicilien; und eben dieser mufs, als er Sicilien entsetzt hatte, sogleich sein Heer nach Afrika überführen. Sardinien überkam M. Kotta, Sicilien M. Kato, Africa sollte Tubero durch das Loos bekommen. Die Karalitaner warfen Kotta freiwillig aus der Stadt, sobald sie hörten, dafs Valerius zu ihnen kommen würde, noch ehe er aus Italien abgereiset war. Kotta, erschreckt, weil er die ganze Provinz einstimmig sah, floh aus Sardinien nach Afrika. Kato besserte in Sicilien alte Hauptschiffe aus, und verlangte von den Städten neue. Dies betrieb er eifrig. Bei den Lukanern und Bruttiern hob er durch seine Legaten Römische Bürger aus; von den Gemeinden Siciliens foderte er eine bestimmte Anzal Reiter und Fufsvolks. Nachdem dies beinahe beendigt war, und er Kurio's Ankunft erfuhr, klagte er in einer Versammlung: „er sei von Kn. Pompejus weggeworfen und verrathen.

Dieser,

Dieser, völlig unvorbereitet, habe einen unnöthigen Krieg übernommen, und doch, von ihm und den übrigen im Senat befragt, bestättigt, alles sei zum Kriege fertig und bereit." So sich beklagend, floh er aus der Provinz.

Valerius fand Sardinien, Kurio Sicilien leer 31.
von Statthaltern und beide zogen mit ihren Heeren dahin. Tubero fand, als er nach Afrika kam, Attius Varus als Statthalter in der Provinz, der vor Auximum, wie oben gemeldet ward, seine Kohorten verloren, sogleich nach Afrika geflohen war, es eigenmächtig eingenommen, eine Aushebung veranstaltet und zwei Legionen zusammengebracht hatte; durch Kenntnis der Oerter und Menschen jener Provinz hatte er sich den Weg zu diesem Unternehmen gebahnt, weil er einige Jahre vorher diese Provinz nach der Prätur überkommen hatte. Dieser wehrte Tubero, der mit Schiffen nach Utika kam, von Stadt und Hafen, und liefs ihn nicht einmal seinen kranken Sohn an das Land setzen, sondern die Anker lichten und den Ort meiden.

Nachdem dies abgemacht war, führte Cä 32.
sar, um ihnen noch Ruhe zu gönnen, seine Soldaten in die nächsten Municipien; er selbst zog nach der Stadt (Rom). Hier beruft er den Senat, erwähnt seiner Gegner Unbill, sagt: „nie habe er nach ausserordentlichen Ehrenstellen getrachtet, sondern die gesetzlich bestimmte Zeit

des Konsulats abgewartet, und sich an dem gnügen lassen, was allen Bürgern offen stände. Es sei von zehn Volkstribunen, mit Widerspruch der Gegner, und heftigem Widerstand Kato's, der nach alter Gewohnheit den Tag mit Sprechen hingebracht, darauf angetragen worden, dafs man auf ihn, auch in seinem Abwesen, Rücksicht nähme, auch wenn Pompejus Konsul wäre. Hätte dieser es gemisbilligt, warum hätte er denn darauf antragen lassen? hätte er es gebilligt, warum hätte er ihm des Volks Begünstigung nicht genieſsen lassen? Er stellt seine Geduld vor, da er aus eignem Antrieb verlangt, die Heere sollten entlassen werden; wobei er doch seiner Würde und Ehrenstelle verlustig gegangen wäre. Der Gegner Bitterkeit erwähnt er, welche sich weigerten, zu thun, was sie von andern verlangten und lieber alles unter einander werfen möchten, als den Oberbefehl und die Heere aufgeben. Er stellt das Unrecht vor, dafs man ihm die Legionen entrissen; erinnert an die Grausamkeit und Anmafsung in Beschränkung der Volkstribunen, an die von ihm vorgeschlagenen Bedingungen, die erbetenen und abgeschlagenen Unterredungen. Um aller dieser Dinge willen bittet und fordert er, sie sollen sich der Republik annehmen, sie mit ihm verwalten. Sollten sie aus Furcht fliehen, wolle er ihnen nicht zur Last fallen, und für sich der Republik Angelegenheiten verwalten. An Pompejus

müssen Gesandte wegen Beilegung der Sache geschickt werden; er fürchte sich nicht, ob auch Pompejus vor kurzem im Senat gesagt, dafs man denen, an welche man Gesandtschaften ergehen lasse, Ansehen beilege, und seine eigne Furcht durch die Sendung verrathe. Dies sei klein und schwach: er aber wolle, wie an Thaten er vorangegangen, so an Gerechtigkeit und Billigkeit übermögen."

Der Senat beliebt die vorgeschlagene Ge- 33.
sandtschaft; aber niemand fand sich zur Sendung, und, besonders aus Furcht, schlug jeder dies Geschäft aus. Denn Pompejus hatte bei seinem Abgange im Senat gesagt, er werde alle gleich achten, welche in Rom geblieben, wie die, welche in Cäsars Lager wären. So gingen drei Tage mit Erörterungen und Entschuldigungen hin. Auch L. Metellus, der Volkstribun, wird von Cäsars Gegnern angestiftet, die Sache zu verzögern, und, was er sonst etwa vornehmen möchte, zu verhindern. Cäsar errieth seine Absicht, und reisete nach einigen vergebens hingebrachten Tagen, ohne, was er wollte, abgethan zu haben, um nicht die Zeit zu verderben, von Rom ab in das fernere Gallien.

Hier erfuhr er, dafs Pompejus den Vibul- 34.
lius Rufus nach Hispanien gesendet, den er doch vor wenig Tagen in Korfinium gefangen entlassen hatte; ferner, dafs Domitius Massilien wegzunehmen mit sieben Lastschiffen abgegan-

gen, welche er in Igilium und Kosanum von Privatpersonen zusammengebracht und mit Sklaven, Freigelassenen und seinen Pächtern angefüllt hatte: auch, dafs Massilische Gesandten vorausgeschickt worden, edelbürtige Junglinge, welche Pompejus bei seinem Abgange ermahnt, dafs sie nicht über Cäsars neue Dienste seine alten Verdienste um sie vergäfsen. Diesem gemäfs hatten die Massilier Cäsarn die Thore verschlossen, die Albiker, rohe Menschen, welche vor Alters ihnen pflichtig gewesen, und die Gebirge ob Massilien bewohnten, zu sich berufen, Getreide aus den angrenzenden Gegenden und allen Burgen in die Stadt geschafft, Waffenschmieden in der Stadt angelegt, Mauern, Flotte, und Thore wieder ausgebessert.

35. Cäsar beruft funfzehn der ersten Massilier zu sich: mit diesen verhandelt er, damit nicht der Krieg bei den Massiliern anfinge: „sie sollten lieber gana Italiens gewichtigem Beispiele folgen, als Eines Menschen Willen gehorchen.“ Was er sonst, sie zu heilen, für tauglich achtete, erwähnte er. Seine Rede verkünden die Gesandten daheim, und bringen ihm bevollmächtigt die Antwort: „sie sähen ein, dafs das Römische Volk sich in zwei Parteiungen theile; es komme ihnen weder zu, noch haben sie Kraft, zu entscheiden, welcher Theil gerechte Sache habe. Die Häupter dieser Parteien aber seien Kn. Pompejus und K. Cäsar, der Gemeinde Beschützer; der eine habe ihnen

das Gebiet der Arekomischen Volker und Helvier nach Gesetz zugesprochen, der andre das besiegte Gallien angeeignet und ihre öffentlichen Einkünfte gemehrt. Deshalb mufsten sie für gleiche Verdienste auch gleiche Gesinnungen hegen, und keinem gegen den andern beistehen, noch ihn in Stadt und Hafen aufnehmen."

36. Während dieser Verhandlungen langt Domitius mit Schiffen in Massilien an; wird von ihnen aufgenommen und zum Statthalter erwählt. Man übergiebt ihm die Führung des Kriegs. Auf seinen Befehl senden sie ihre Flotte überall hin, nehmen, wo sie nur können, die Lastschiffe weg, und führen sie in den Hafen; die nicht gehörig mit Steuerrudern, Holz, und Takelwerk versehen waren, brauchten sie, die übrigen auszurüsten und auszubessern. Was sie an Getreide vorfanden, schaffen sie zusammen, die übrigen Waaren und Lebensmittel bewahren sie auf, im Fall die Stadt belagert würde. Von dieser Unbilligkeit bewogen führt Cäsar drei Legionen vor Massilia, schafft Thürme und Sturmlauben zur Belagerung der Stadt herbei, läfst in Arelate zwölf Hauptschiffe zimmern. Diese in dreifsig Tagen, nachdem das Holz dazu gefällt, gefertigt und gerüstet, sendet er vor Massilia unter dem Befehl des D. Brutus; den Legaten, K. Trebonius, läfst er in Massilien zur Belagerung zurück.

37. Indem er dies vorbereitet und anstellt, sendet er den Legaten, K. Fabius, mit drei Legionen, welche er nach Narbon und in die umliegende Gegend in das Winterlager verlegt hatte, nach Hispanien voraus, und befiehlt ihm, schnell die Pyrenaische Waldung zu besetzen, welche damals vom Legaten L. Afranius besetzt war; die übrigen in gröfserer Ferne überwinternden Legionen läfst er folgen. Fabius wirft schnell, wie ihm befohlen war, die Besatzung aus dem Wald und stöfst in grofsen Märschen auf Afranius' Heer.

38. Mit dem Anrücken des L. Vibullius Rufus, der von Pompejus, wie erzält worden, nach Hispanien gesendet ward, theilten ihre Geschäfte unter einander Afranius, Petrejus und Varro, Pompejus' Legaten, von denen der erste mit drei Legionen das diesseitige Hispanien, der zweite mit zweien den Strich vom Kastulonischen Wald bis Ana, der dritte mit eben soviel der Vettonen Gebiet von Ana an und Lusitanien besetzte, und dies so, dafs Petrejus aus Lusitanien durch der Vettonen Gebiet mit allen Truppen zu Afranius zöge, Varro mit seinen Legionen das ganze fernere Hispanien besetzte. Nach dieser Uibereinkunft fordert Petrejus von ganz Lusitanien Reiter und Hulfsvölker, Afranius von den Celtibern, Kantabrern, und allen an das Weltmeer grenzenden Ausländern. Diese zusammengebracht langt Petrejus schnell durch der Vetto-

nen Gebiet bei Afranius an. Gemeinsames Raths beschliefsen sie den Krieg bei Ilerda, wegen des Orts Gelegenheit, zu führen.

Wie oben gezeigt, hatte Afranius drei, Pe- 39.
trejus zwei Legionen; dazu kamen aus der diesseitigen Provinz an schwerbeschildeten, aus dem fernern Hispanien an leichtbeschildeten ungefähr achtzig Kohorten, aus beiden Provinzen aber ungefähr fünftausend Reiter. Cäsar hatte die Legionen nach Hispanien vorausgesendet, bei sechstausend Hulfsvölker zu Fufs, dreitausend Reiter, welche er in allen vorigen Kriegen gehabt hatte, und eben soviel aus Gallien, die er selbst zusammengebracht, namentlich durch Aufruf an jeden Edeln und Tapfern in allen Gemeinden, daher die vorzüglichsten aus Aquitanien und von den Gebirgbewohnern, welche an die Provinz Gallien grenzen. Er hatte gehört, Pompejus ziehe durch Mauritanien mit seinen Legionen nach Hispanien, und werde bald eintreffen. Zugleich lieh er von den Kriegstribunen und Centurionen Geld, theilte es unter das Heer. Hiemit erreichte er einmal, dafs er der Centurionen Gemüther sich verpfändete, dann, dafs er der Soldaten Gunst durch Freigebigkeit gewann.

Fabius erforschte der benachbarten Gemein- 40.
den Gemüther durch Briefe und Bothen. Uiber den Flufs Sikoris hatte er zwei Brücken geschlagen, viertausend Schritte von einander. Darüber sendete er auf Futterung; denn, was dies-

seits des Flusses vorräthig gewesen, hatte er in den vergangenen Tagen aufgezehrt. Eben dies, und fast aus gleicher Ursache, thaten die Anführer des Pompejischen Heeres; und häufig fielen unter den Reitern Treffen vor. Als hier nach täglicher Gewohnheit zwei Fabische Legionen zur Bedeckung der Futterer über den Fluss gingen und Gepäck, wie die ganze Reiterei, folgte: wurde schnell durch der Stürme Gewalt und des Wassers Gröfse die Brücke abgeworfen und die übrigen Reiter abgeschnitten. Als dies Petrejus und Afranius aus dem Damme und Geflechte, welches der Fluss mit sich führte, ersahen, setzte schnell Afranius vier Legionen und die ganze Reiterei über seine Brücke, welche mit Stadt und Lager verbunden war, und ging den zwei Fabischen Legionen entgegen. Da nahm L. Plankus, der die Legionen befehligte, nothgedrungen eine Höhe ein, und stellte das Heer in zwei Theilen aus, damit es nicht von der Reiterei umgangen würde. So besteht er, mit ungleicher Zal sich messend, den starken Andrang der Legionen, und die Reiterei. Nachdem die Reiter ein Treffen geliefert, erblikken beide Theile das Banner der zwo Legionen, welche Fabius von der fernern Brücke den Unsrigen zu Hülfe gesendet hatte, weil er voraussahe, was erfolgte, dafs die feindlichen Anführer des Glücks Gunst benutzen würden, die unsrigen zu überflügeln: als diese anrückten, wurde das

Treffen aufgehoben, und jeder führte seine Legionen in das Lager zurück.

In diesen zwei Tagen kam Cäsar mit neun- 41.
hundert Reitern, die er zu seiner Bedeckung behalten, im Lager an. Die vom Sturm abgetragene Brücke war fast wieder hergestellt; er liefs sie in der Nacht vollends fertig machen. Er erforscht die Gegend, läfst sechs Kohorten zur Besatzung der Brücke und des Lagers und alles Gepäck zurück und zieht Tages darauf mit aller Mannschaft, in dreifachem Treffen vor Ilerda, und hält vor Afranius' Lager. Hier bleibt er eine Zeitlang schlagrüstig und bietet auf ebenem Boden ein Treffen an. Hierauf führt Afranius seine Schaaren aus und stellt sie mitten auf den Hügel unterhalb dem Lager. Cäsar sahe, dafs es bei Afranius stand, dafs kein Treffen geliefert wurde, und beschlofs, sein Lager an des Berges Fufse, ungefähr vierhundert Schritte davon, aufzuschlagen. Damit aber die Soldaten durch plötzlichen Feindesüberfall nicht bei der Arbeit erschreckt, oder gestört würden, liefs er es nicht mit einem Wall umziehen, welcher hervorragen und aus der Ferne erblickt werden mufste; sondern vorn, dem Feind gegenüber, liefs er einen Graben von funfzehn Fufs ziehen. Das erste und zweite Treffen blieb, wie anfangs gestellt, unter Waffen. Hinter diesen arbeitete das dritte verborgen. So wurde alles

vollendet, ehe Afranius merken konnte, dafs ein Lager verschanzt würde.

42. Gegen Abend führt Cäsar seine Legionen innerhalb des Grabens zurück, und ruhet daselbst in der nächsten Nacht gewaffnet. Am folgenden Tage hält er das ganze Heer innerhalb des Grabens, und weil der Schutt aus der Ferne mufste geholt werden, so verfuhr er furs erste auf gleiche Weise bei der Arbeit, liefs die einzelnen Seiten des Lagers von einzelnen Legionen verschanzen, und eben so grofse Graben ziehen; die übrigen Legionen fertig und gerüstet stellt er dem Feind gegenüber. Afranius und Petrejus führen, um zu schrecken und das Werk zu hindern, ihre Schaaren an des Berges Fufs, und fordern zu einem Treffen heraus. Cäsar aber läfst die Arbeit deshalb nicht unterbrechen, auf seine Bedeckung von drei Legionen, und des Grabens Schanze vertrauend. Jene halten sich nicht lange auf, rücken nicht weit vom Berge weg und führen ihre Schaaren in das Lager zurück. Am dritten Tage umwallt Cäsar das Lager; die übrigen im vorigen Lager zurückgelassenen Kohorten und das Gepäck läfst er herüberkommen.

43. Zwischen Ilerda und dem nächsten Hügel, wo Petrejus und Afranius lagerten, war ein Blachfeld von ungefähr dreihundert Schritten; mitten darauf war eine Anhöhe; nahm und ver-

schanzte Cäsar diese, so war er sicher, die Feinde von Stadt und Brücke, und allen Lebensmitteln, welche sie in die Stadt geschafft hatten, abzuschneiden. In dieser Hoffnung führt er drei Legionen aus dem Lager, stellt das Heer an gelegenem Orte, läfst die Bannerträger Einer Legion vorangehen, und den Hügel besetzen. Da wurden schnell die vor dem Lager wachhabenden Kohorten des Afranius auf kürzerm Wege, eben diesen Hügel zu besetzen, gesendet. Man ficht und, weil die Afranischen eher zum Hügel gekommen, werden die Unsern zurückgetrieben, und müssen, da noch Zuzug ankommt, fliehend sich zu den Bannern der Legionen sammeln.

Jene Soldaten pflegten so zu streiten, dafs 44.
sie erst in grofsem Andrang vorstürzten, kühn Platz faßten, ihre Reihen nicht eben genau hielten; sondern getheilt und in einzelnen Haufen stritten; wurden sie bedrängt, hielten sie es für keine Schande, vom Platze zu weichen, durch die Lusitanier und übrigen Ellender an diese Art zu streiten gewöhnt, wie es denn zu gehen pflegt, dafs, wo ein Soldat alt geworden, ihn die Gewohnheit dieser Gegenden bestimmt. Doch verwirrt dies die Unsern, welche solches Kampfs ungewohnt sind; denn sie wähnen, da einzelne hervoreilen, an offner Seite umgangen zu werden: aber sie glaubten auch Reihe halten, weder das Banner, noch, ohne wichtige Ursache, den einmal gewonnenen Platz verlassen zu

[illegible]. Also wurden die Bannerträger in Unordnung gebracht und die Legion auf diesem Flügel behauptete ihre Stellung nicht, sondern zog sich auf den nächsten Hügel.

45. Da fast das ganze Heer erschreckt war gegen alle Erwartung und Gewohnheit, ermahnt Cäsar die Seinen, und zieht mit der neunten Legion ihnen zu; er drängt den übermüthig und heftig verfolgenden Feind zurück und zwingt ihn, sich nach der Stadt Ilerda zurückzuziehen und unter der Mauer zu halten. Aber die Soldaten der neunten Legion wollen hochgemuth den erlittenen Nachtheil wieder vergüten, verfolgen unbesonnen die Fliehenden, gerathen in unebene Gegend und an den Berg, auf welchem Ilerda liegt. Da sie sich nun zurückziehen wollen, drücken jene wieder von oben auf sie herab. Es war ein rauher steiler Platz, von beiden Seiten in gerader Richtung, der sich so weit in die Breite erstreckte, dafs drei geordnete Kohorten ihn ausfüllten, und weder Zuzug von den Seiten gesendet werden, noch Reiter den Bedrängten nützlich zum Beistand kommen. Von der Seite her aber zeigte sich die Gegend in mäfsiger Abdachung abwärts ungefähr auf vierhundert Schritte. Dahin zogen sich die Unsern zurück, weil sie, von Eifer getrieben, unbedachtsam bis dahin vorgedrungen waren. Auf diesem Platz wurde gestritten, der theils wegen der Enge unbequemlich war, und weil sie unten am Fufs des Berges

hielten, so dafs kein Geschofs vergebens auf sie gesendet wurde; dennoch standen sie tapfer und beharrlich, und nahmen alle Wunden hin. Ienen wurde die Mannschaft vermehrt und aus dem Lager häufig Kohorten durch die Stadt zugesendet, dafs für die Ermatteten Frische eintraten. Dies mufste auch Cäsar thun, damit er eben dahin Kohorten aussendete, und die Ermüdeten zurückzöge.

Als so fünf Stunden enhaltend gekämpft 46.
worden, die Unsern aber schwer von der Menge genöthet wurden, und alles Geschofs verbraucht war, thun sie bergan mit gezogenen Schwertern einen Angriff auf die Kohorten, werfen wenige herab und zwingen die übrigen, sich zu wenden. Da die Kohorten unter die Mauer gedrängt und zum Theil aus Schrecken in die Stadt getrieben waren, war den Unsern der Rückzug leicht. Unsre Reiterei aber, wiewol in Niederungen und tieferer Gegend, drang doch von beiden Seiten nach dem höchsten Ioche empor, und machte zwischen beiden Treffen durchreitend den Rückzug bequemer und sicherer. So wurde in wechselndem Kampf gefochten. Beim ersten Zusammentreffen fielen von den Unsern ungefähr siebzig, unter diesen Q. Fulginius, Centurio der ersten Lanzner [121]) aus der vier-

121) Nach der Analogie von Harfner, Bogner, habe ich dies Wort für hastati gewagt, wie

[illegible]nten Legion, welcher seiner Tapferkeit wegen von unten auf zu dieser Stelle gerückt war. Mehr als vierhundert werden verwundet. Von den Afranischen fallen T. Cäcilius, Centurio des Vortrabs, auser ihm vier Centurionen, mehr als zweihundert Soldaten.

47. An diesem Tage, meinte man, haben beide geglaubt, einander überlegen gewesen zu seyn; die Afranischen, weil sie, obwol nach aller Urtheil überwunden, doch lange im Handgemenge geblieben, der Unsern Angriff bestanden, anfangs den Platz und Hügel behauptet hatten, was das Gefecht veranlaſste, und die Unsrigen beim ersten Aneinandergerathen in die Flucht geschlagen; die Unsern aber, weil sie an unkommlichem Ort, an Zal ungleich, fünf Stunden gestritten, den Berg mit gezogenen Schwertern bestiegen, die Feinde von der Anhöhe in die

---

wir auch Hellebardiner von der Hellebarde nennen. Das Fuſsvolk folgte nämlich so aufeinander. Zuerst die velites (nach Festus quasi volites a volando) leicht bewaffnet, jung, meist aus niederm Stande, nicht besonders geachtet; dann hastati, die blühendste Jugend; hierauf principes, mit Schwert und Tartsche, Männer oder der Mannheit nahe; endlich triarii im dritten Treffen, welche sich sogar auf ein Knie niederlieſsen — daher ἐφεδροι. — Sie hieſsen auch pilarii, weil sie mit Wurfspieſsen kämpften, meist in der äusersten Gefahr.

Flucht geschlagen und nach der Stadt getrieben hatten. Jene verschanzten den Hügel, um welchen gestritten ward, mit gröfsem Gezeug und legten eine Besatzung dahin.

In diesen zwei Tagen, wo dies vorfiel, er- 48.
eignete sich auch ein plötzlicher nachtheiliger Zufall. Es entstand solch ein Unwetter, dafs niemals in dieser Gegend das Wasser höher gestanden hatte. Da stürzt der Schnee geschmolzen von allen Bergen herab, überschwillt des Flusses Ufer, und reifst beide von Fabius geschlagene Brücken ab. Dies war Cäsars Heere sehr nachtheilig. Denn da, wie oben erzält wurde, das Lager zwischen den beiden Flüssen, Sikoris und Cinga, dreifsigtausend Schritte weit war, so konnte über keinen von beiden gesetzt werden, und nothwendig mufsten alle so eingeschlossen bleiben. Auch konnten weder die Cäsarn befreundete Gemeinden Getreide herbeischaffen, noch, die auf Futterung weiter vorgedrungen, von den Flüssen gehemmt, zurückkehren, noch die gröfsern Heerzüge aus Italien und Gallien in das Lager gelangen. Die Jahreszeit war sehr schwierig, kein Getreide im Winterlager, noch war es nicht völlig reif; die Gemeinden waren ausgeleert, weil Afranius vor Cäsars Anzug fast alles Getreide nach Ilerda geschafft, was aber noch übrig geblieben, Cäsar in den Tagen vorher verbraucht hatte. Das Vieh, als das zweite Rettungsmittel vor Mangel, hatten die angrenzen-

den Gemeinden, Kriegs wegen, weiter entfernt. Waren einige auf Futterung oder Getreide ausgezogen, so wurden sie verfolgt von den leicht bewaffneten Lusitaniern, und den jener Gegend kundigen leichtbeschildeten aus dem diesseitigen Hispanien, welche leicht über den Fluss schwammen, indem sie nicht ohne Schläuche zum Heere zu kommen pflegen.

49. Dagegen hatte Afranius' Heer alles in Menge. Vorher war viel Getreide angeschafft und zusammengefahren worden, viel wurde aus der ganzen Provinz zusammengebracht: Futter war in Menge da. Dies alles verschaffte die Brücke nach Ilerda ohne alle Gefahr, und die unverheerten Oerter jenseits des Flusses, wohin Cäsar nicht gelangen konnte.

50. Das Wasser blieb mehrere Tage stehen, Cäsar versuchte die Brücken wiederherzustellen, aber weder der angeschwollene Fluss erlaubte es, noch die am Ufer ausgestellten feindlichen Kohorten. Diese konnten es leicht verhindern theils wegen des Flusses Lage und des Wassers Grösse, theils, weil überall vom Ufer her Geschoss auf Einen und zwar sehr engen Platz gesendet wurde; schwer war es aber, bei dem Reissen des Flusses zugleich zu arbeiten und dem Geschoss zu entgehen.

51. Afranius erfährt, dass die grossen Heere, welche zu Cäsar zogen, am Flusse hielten,

aus

Dahin kamen die Rutenischen Bogner, die Reiter aus Gallien mit vielen Wagen und grofsem Gepäck, wie die Gallier pflegen. Auserdem waren ungefähr sechstausend Menschen aller Art mit Sklaven und Freien, aber keine Ordnung, kein bestimmter Oberbefehl, indem jeder nach eigener Einsicht handelte, und alle furchtlos einherzogen, wie sie früher ihre Züge ungebunden gethan hatten. Es waren mehrere vornehme Jünglinge, Rathsherrn- und Rittersöhne; es waren Gesandtschaften aus den Gemeinden, Cäsars Legaten. Diese alle hielten die Flüsse auf. Diese zu übermeistern zieht Afranius Nachts mit dem ganzen reisigen Zeug und drei Legionen aus, und greift sie unvermuthet mit vorausgesendeten Reitern an. Schnell aber stellen sich die Gallischen Reiter und liefern ein Treffen. So lange der Kampf gleich blieb, bestanden ihrer wenige viel Feinde; als aber die Banner der Legionen nahten, begaben sie sich, mit Verlust weniger, auf die nächsten Berge. Dieser Zeitraum beförderte gar sehr die Rettung der Unsern. Denn, da sie Zeit gewannen, zógen sie sich auf die Höhen zurück. Vermifst wurden an dem Tage ungefähr zweihundert Bogner, wenig Reiter, nicht viel vom Trofs und dem Gepäck.

Bei all dem wurde doch das Getreide 52.
theuer; dies bekümmerte sehr, theils des gegenwärtigen Mangels, theils der Zukunft wegen.

Schon war der Modius [122]) auf funfzig Denarien gestiegen, und der Getreidemangel hatte die Soldaten entkräftet. Täglich mehrten sich diese Beschwerden; in so wenig Tagen hatte sich alles so sehr geändert, und das Glück war so gesunken, dafs die Unsern mit Mangel der nöthigsten Bedürfnisse kämpften, jene Uiberfluſs an allem hatten und überlegen waren. Cäsar verlangte von den befreundeten Gemeinden, je weniger Getreide vorhanden war, Vieh; den Troſs entsendete er in die fernern Gemeinden, und suchte, wie er nur konnte, dem gegenwärtigen Mangel zu steuern.

53. Dies berichteten Afranius und Petrejus und ihre Freunde, auch noch vergröſsert und ausgeführt nach Rom an die Ihrigen. Vieles streute das Gerücht aus, so dafs fast der Krieg beendigt schien. Auf diese nach Rom gekommenen Briefe und Bothschaften eilen viele zu Afranius und wünschen Glück. Viele reisen aus Italien zu Kn. Pompejus, theils um die erste Nachricht zu bringen, theils um nicht das Ende des Krieges abzuwarten oder zuletzt anzukommen.

54. Als die Sache so schlimm stand, alle Wege von Afranischen Soldaten und Reitern besetzt waren, und keine Brücke hergestellt werden

---

122) Modius faſste 16 sextarios. Drei Modii machten eine amphora.

konnte, liefs Cäsar Schiffe bauen, wie vordem in Britannien. Kiele und Rippen wurden aus leichtem Holz gezimmert; das übrige Theil mit Weiden zusammengeflochten, und Häuten belegt. Diese fährt er, als sie fertig sind, Nachts auf verbundenen Wagen zwei und zwanzig tausend Schritte vom Lager, setzt darauf die Soldaten über und nimmt unvermuthet den Hügel am Ufer weg. Diesen verschanzt er, ehe die Feinde es bemerken. Hieher stellt er nun eine Legion und so vollendet er die Brücke von beiden Seiten in zwei Tagen. So zieht er das Heer und die auf Getreide ausgegangenen, sicher herüber, und erleichtert nun die Mittel, Getreide zu erlangen.

An demselben Tage setzt er einen grofsen 55.
Theil der Reiter über den Flufs; diese greifen die Futterer und furchtlos Zerstreuten unvermuthet an, fangen viel Saumthiere und Menschen auf; als leichtbeschildete Kohorten anziehen, theilen sie sich klüglich in zwei Theile, um die Beute zu decken, den Kommenden zu widerstehen, und sie fortzutreiben; Eine Kohorte, welche unbesonnen den übrigen auserhalb des Treffens voraneilte, trennen sie von den andern, umringen und hauen sie nieder; wohlbehalten mit vieler Beute kehren sie über dieselbe Brücke in das Lager zurück.

Während dieser Ereignisse vor Ilerda rüsten 56.
die Massilier, auf Domitius' Anschlag, Haupt-

schiffe aus, an der Zal siebzehn, worunter elf bedeckte waren. Dazu fügen sie noch viel kleinere Fahrzeuge, um durch die Menge unsre Flotte zu schrecken: diese besetzen sie mit viel Bognern und Albikern, von welchen oben gesprochen wurde, und reizen sie mit Belohnungen und Versprechen an. Domitius fordert eine bestimmte Zal Schiffe für sich und füllt sie mit Pächtern und Hirten, die er mitgebracht hatte. So die Flotte gehörig gerüstet, kommen sie zuversichtlich auf unsre Schiffe los, welche D. Brutus befehligte. Diese standen an einer Insel, Massilien gegenüber.

57. Brutus hatte weit weniger Schiffe; aber Cäsar hatte aus allen Legionen die tapfersten Bootsträger und Centurionen für diese Flotte auserlesen, welche sich dies ausgebeten hatten. Sie hatten eiserne Hände und Harpunen [123]) in Bereitschaft, hatten sich mit viel Wurfspiessen, Wiederhaken und sonstigem Geschoss versehen. So führten sie, als sie des Feindes Anzug erfuhren, die Schiffe aus dem Hafen und stritten mit den Massiliern. Beiderseits wurde sehr tapfer und scharf gefochten; die Albiker wichen den Unsern nicht an Tapferkeit, als rauhe Bergbewohner, in den Waffen geübt; und diese,

123) Manus ferreae und harpagones waren Haken, die Schiffe zu packen und anzuziehen. Corvus war eine ganze Maschine dieser Art.

eben erst von den Massiliern entlassen, hatten noch das lezte Versprechen im Sinne; die unbezähmten Hirten, von Hoffnung der Freiheit aufgereist, wollten unter den Augen ihres Herren sich zeigen.

Die Massilier selbst, auf der Schiffe Schnel- 58.
ligkeit und die geschickten Steuermänner bauend, entwichen den Unsern und hielten ihre Angriffe aus; so lange es der breitere Raum gestattete, dehnten sie ihr Treffen weiter aus, suchten die Unsern zu umgehen, oder einzelne Schiffe mit mehrern anzugreifen, oder die vorübereilenden Ruder, wo möglich, wegzureissen; als man aber nothwendig sich näher kam, verliefsen sie sich mehr auf die Tapferkeit der Bergbewohner, als auf der Steuermänner Klugheit und Kunst. Die Unsern hatten minder geübte Ruder, und minder erfahrne Steuermänner — sie waren schnell aus den Lastschiffen herübergenommen worden, und kannten nicht einmal die Namen des Getakels [124]) — auch wurden sie durch die Schwere und Langsamkeit der Schiffe gehemmt. Denn hurtig aus feuchtem Holze gezimmert, konnten sie nicht so schnell seyn. So lange also in der Nähe gestritten ward, stellten sie gleichmüthig Ein Schiff zweien entgegen, warfen die eiserne Hand ein, hielten beide Schiffe an, stritten hie und da,

---

124) Statt der Misbildung: Takelage walte ich dies, da wir ja unsre collectiva so bilden.

und stiegen in der Feinde Schiffe über. Viel Ruderer und Hirten werden getödtet, ein Theil der Schiffe wird versenkt, einige mit der Mannschaft gefangen, die übrigen in den Hafen getrieben. Neun Schiffe der Massilier gehen an dem Tage unter, die mitgerechnet, welche gefangen werden.

59. Dies wird zuerst Cäsarn vor Ilerda berichtet; zugleich, als die Brücke fertig ist, ändert sich schnell das Glück. Jene, von der Reiter Tapferkeit in Schrecken gesetzt, streiften minder kühn und frei umher; an einigen Orten futterten sie in engern Bezirken, nicht weit vom Lager, um schnell sich zurückziehen zu können, an andern in weitern: die Wachen und Posten der Reiter vermieden sie, und, erlitten sie einen Nachtheil, oder erblickten sie von fern die Reiterei, so warfen sie ihr Gepäck unterwegs weg und flohen. Zuletzt setzten sie sogar mehrere Tage aus und wollten, gegen alle Gewohnheit, Nachts futtern.

60. Indeß senden die Oscenser und Kalagurritaner, welche zu den Oscensern geschlagen waren, Gesandte an ihn, und versprechen, was er befehle, zu thun. Diesen folgen die Tarakonenser, Jesetaner und Ausetaner, wenig Tage darauf auch die Illurgavonen, welche an den Fluß Iberus grenzen. Alle bittet er um Unterstützung mit Getreide. Sie versprechen es, bringen von allen Orten her Saumthiere auf und

schaffen es in das Lager. Auch geht eine Illurgavonische Kohorte zu ihm über, als sie der Gemeinde Absicht erfährt, und trägt das Banner vom Posten herüber. Plötzlich grofse Veränderung der Lage! Die Brücke gefertigt, fünf grofse Gemeinden mit ihm verbündet, das Getreidewesen gesichert, das Gerücht von Hülfslegionen, welche mit Pompejus durch Mauritanien kommen sollten, verschollen, fallen viele entlegenere Gemeinden von Afranius ab und verbinden sich mit Cäsar.

Dies alles erschreckt die Feinde sehr; Cä- 61.
sar aber, um nicht immer die Reiterei auf grofsem Umwege über die Brücke zu senden, wählt einen schicklichen Ort, läfst mehrere dreifsig Fufs breite Graben ziehen, um einen Theil des Sikoris abzuleiten und eine Seichte im Flusse zu machen. Als dies beinahe zu Stande gebracht, fürchtet Afranius und Petrejus sehr, von Futterung und Getreide abgeschnitten zu werden, sintemal Cäsar an Reiterei sehr stark war. Also beschliefsen sie, diese Gegend zu verlassen und den Krieg nach Celtiberien zu spielen. Diesem Plane sagte auch dies zu, dafs, hierin sich entgegengesetzt, die im vorigen Kriege mit L. Sertorius verbundenen und überwundenen Gemeinden den Namen und die Statthalterschaft des Abwesenden [125]) fürchteten; die Freunde geblie-

125) Pompejus. Clarke bemerkt ganz richtig,

ben waren, hielten an Pompejus wegen vieler durch ihn erhaltenen Vortheile. Cäsars Name aber war unter diesen Elenden minder bekannt. Daher erwarteten sie viel Reiterei und Hülfsvolk und gedachten den Krieg in ihrer Gegend bis in den Winter hinein zu spielen. Dieses Anschlags einig geworden, liefsen sie auf dem ganzen Iberus Schiffe zusammenbringen und nach Oktogesa segeln. Dies war eine Stadt am Iberus, zwanzigtausend Schritte vom Lager. An dieser Stelle des Flusses liefsen sie auf zusammengebundenen Schiffen eine Brücke bauen, führten zwei Legionen über den Sikoris, und verschanzten ihr Lager mit einem Wall von zwölf Fufs.

62. Dies durch Kundschafter in Erfahrung gebracht suchte Cäsar, mit der höchsten Anstrengung seiner Soldaten bei Tag und Nacht, den Flufs abzuleiten, und schon war es so weit gediehen, dafs die Reiter, obwol mit Mühe und Schwierigkeit, doch übersetzen konnten und sich getrauten, das Fufsvolk aber nur mit Schultern und Brust hervorragte, und sowol durch des Wassers Tiefe, als die reissende Strömung übergangen verhindert [126]) wurde. Doch wurde zu derselben Zeit gemeldet, dafs die Brücke über

---

dafs keine Versetzung, wie Davisius wollte, nöthig sei.

126) Non ist, wie der ganze Zusammenhang zeigt, unecht.

den Iberus beinahe vollendet sei, und im Sikoris ward eine Seichte entdeckt.

Nun aber glaubten jene umsomehr ihre 63.
Reise beschleunigen zu müssen. Also lassen sie zwei Hülfskohorten als Besatzung in Ilerda zurück, gehen mit aller Mannschaft über den Sikoris, und verbinden mit den zwei vorher übergesetzten Legionen das Lager. Cäsarn blieb nichts übrig, als mit seinen Reitern der Feinde Zug zu schädigen und zu necken. Denn seine Brücke hatte einen grofsen Umfang, so dafs jene auf weit kürzerm Wege zum Iberus gelangen konnten. Reiter, die von ihm ausgesendet wurden, setzen über den Flufs: und als Afranius und Petrejus um die dritte Nachtwache aufbrechen, zeigen sie sich plötzlich hinter der Nachhut und suchen, sie in Menge umströmend, den Zug zu verzögern und zu hemmen.

Mit Tagesanbruch sieht man von den Hö- 64.
hen, welche mit Cäsars Lager verbunden waren, dafs durch unsrer Reiter Treffen die feindliche Nachhut stark bedrängt, zuweilen widersteht, dann wieder getrennt wird: dafs anderwärts Banner vorwärts getragen [127]) und durch sämmtlicher Kohorten Angriff die Unsern vertrieben werden, dann wieder sich wenden und verfol-

---

127) Signa inferre das Banner gegen den Feind tragen ist angreifen, wie leicht einzusehen. Warum sollte aber das Bild verwischt werden?

gen, im ganzen Lager aber die Soldaten umhergehen und klagen, dafs man den Feind sich entgehen lassen, dafs der Krieg ohne Noth verlängert werde: die Centurionen und Kriegstribunen Cäsarn angehen und beschwören, sich doch zu überzeugen, dafs sie weder Gefahr noch Mühe scheuen, dafs sie bereit seien, und da übersetzen können und wagen, wo die Reiterei übergesetzt sei. Cäsar, durch diesen Eifer und Bitten erregt, fürchtete zwar, einem so grofsen Flusse sein Heer entgegenzustellen; doch wollte er es versuchen. Also läfst er aus allen Centurien die schwächlichsten Soldaten auslesen, deren Muth, oder Kraft nicht auszudauern schien. Diese läfst er mit Einer Legion im Lager als Besatzung. Die übrigen Legionen führt er ohne Gepäck aus und setzt so das Heer über, indem er ober- und unterhalb im Flusse viel Pferde stellt. Wenige Soldaten, vom Flusse fortgerissen, werden von der Reiterei aufgefangen und unterstützt; doch kommt keiner um. Als das Heer wohlbehalten übergeführt ist, stellt er die Mannschaft in drei Treffen. Aber so eifrig waren die Soldaten, dafs sie, nach einem Umwege von sechstausend Schritten, und langem Verzug bei der Beichte, doch vor der neunten Stunde des Tages jene einholten, welche um die dritte Nachtwache ausgezogen waren.

65. Diese erblickt Afranius mit dem Petrejus in der Ferne und, erschreckt durch das Unerwar-

tete, hält er auf den Höhen und stellt sich in Schlachtordnung. Cäsar läfst sein Heer auf den Feldern rasten, um es nicht müde in ein Treffen zu senden; er verfolgt und hält die ab, welche wieder vorzurücken versuchen. Jene schlagen nothwendig früher, als sie beschlossen, ein Lager auf. Denn es waren Berge dabei und über fünftausend Schritte hinaus wurden die Wege schwierig und eng. Zwischen diese Berge zogen sie sich, um Cäsars Reiterei zu entgehen, und durch Zusätzer in den engen Pässen, des Heeres Zug zu hemmen, selbst aber ohne Gefahr und Furcht ihre Mannschaft über den Iberus zu führen. Dies mufsten sie versuchen und, wie es immer ging, möglich machen; aber von eines ganzen Tages Kampf und des Zuges Mühsal ermüdet verschoben sie es auf den nächsten Tag. Auch Cäsar schlägt sein Lager auf dem nächsten Hügel auf.

Um Mitternacht ungefähr wurden, die, Was- 66.
ser zu holen, sich zu weit vom Lager entfernt hatten, von den Reitern ergriffen, und von ihnen erfährt Cäsar, dafs der Feinde Anführer heimlich ihre Mannschaft aus dem Lager führen. Sogleich läfst er das Zeichen geben, und das Aufpacken nach Kriegsbrauch ausrufen. Jene fürchten, als sie das Geschrei hören, Nachts, vom Gepäck gehemmt, streiten zu müssen, oder von Cäsars Reiterei in engen Pässen angehalten zu werden, verschieben also ihren Abzug und

halten sich im Lager. Tages darauf zieht Petreius mit wenig Reitern heimlich aus, die Gegend zu erspähen. Dasselbe geschieht von Cäsars Seite. L. Decidius Saxa soll mit wenigen den Orte Lage erspähen. Jeder meldet den Seinen dasselbe: die nächsten fünftausend Schritte seien ebener Weg, dann folge rauhe und gebirgige Gegend; wer zuerst diese Engen besetze, könne ohne Mühe den Feind abhalten.

67. Petrejus und Afranius verhandeln in einer Versammlung und suchen die Zeit der Abreise zu bestimmen. Die meisten schlugen vor, „des Nachts abzuziehen: man könne in die engen Pässe gelangen, ehe man bemerkt werde, andre nahmen daher, dafs vorige Nacht in Cäsars Lager zum Aufbruch gerufen worden, den Beweis, dafs man nicht heimlich abziehen könne; Nachts werde Cäsars Reiterei sich rings verbreiten und alle Oerter und Wege besetzen, nächtliche Treffen seien zu meiden, weil der erschrechte Soldat in bürgerlichem Zerwürfnis mehr der Furcht, als dem Eide zu folgen pflege. Tageslicht aber trage viel dazu bei, dafs jeder sich schäme, viel auch der Kriegstribunen und Centurionen Gegenwart. Dadurch würden meist die Soldaten beschränkt und bei ihrer Pflicht erhalten. Deshalb sei auf alle Weise bei Tage durchzubrechen, wenn auch mit einigem Nachtheil; könne ja doch, wenn das Heer im Ganzen unverletzt sei, der Ort, den man besetzen wolle, weggenommen

werden.“ Diese Meinung siegte; mit des folgenden Tages Anbruch beschlossen sie abzuziehen.

68. Cäsar, mit der Gegend bekannt, rückt aus dem Lager, als der Tag grauet, führt auf ungewissen Wegen, in grossen Umschweifen sein Heer: denn den Weg nach dem Iberus und Oktogesa verwehrte das feindliche gegenüber geschlagene Lager. Grosse und schwierige Thalgründe waren zurückzulegen; an vielen Orten hemmten schroffe Felsen, so dass die Waffen von Hand zu Hand gehen, und die Soldaten wehrlos von einander gegenseitig unterstützt einen grossen Theil des Weges zurücklegen mussten. Doch weigerte sich keiner dieser Mühseligkeit, weil alles Mühsal beendigt schien, sobald man den Feind vom Iberus und Getreide abschneiden könnte.

69. Anfangs liefen die Afranischen, um zu kundschaften, froh aus dem Lager hervor, und höhnten, unter andern die Unsern [128]), dass sie aus Mangel an nöthigen Lebensmitteln fliehen, und nach Ilerda zurück müssten.“ Denn der Zug war verschieden von dem vorgeschlagenen, und man schien den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Ihre Anführer aber lobten sie, dass sie so klug sich im Lager gehalten hätten: viel begünstigte auch dies ihre Meinung, dass sie sa-

128) Morus muthmasste nostros für nec non.

ben, wie der Zug ohne Saumthiere und Gepäck unternommen war, so dafs der Mangel unerträglich schien. Als sie aber sahen, dafs das Heer allmälich sich rechts wendete, und die ersten schon über das Lager hinaus waren, war keiner so träge oder mühescheu, dafs er nicht alsbald aus dem Lager entgegengerückt wäre. Man ruft zu den Waffen, und alle Mannschaft, wenig Kohorten, die als Zusätzer zurückblieben, ausgenommen, ziehen aus und gerade auf den Iberus los.

70. Es galt hier Schnelligkeit, wer zuerst die Engen und Berge besetzte; Cäsars Heer aber hemmte der schwierige Weg, Afranius' Heer hielt Cäsars verfolgende Reiterei auf. Doch war durch die Afranischen die Sache so weit gediehen, dafs, wenn sie die Berge eher erreichten, sie der Gefahr entgingen, das Gepäck des ganzen Heeres aber und die im Lager gelassenen Kohorten nicht retten konnten, noch, durch Cäsars Heer abgeschnitten, irgendwie ihnen zu Hülfe kommen. Cäsar beendigte den Weg zuerst, gewann nach grofsen Felsen ein Blachfeld und stellte sich hier gegen den Feind. Afranius, im Rücken von der Reiterei bedrängt, vor sich den Feind, erreichte einen Hügel, auf welchem er hielt. Von dort aus sendete er vier leichtbeschildete Kohorten nach dem höchsten Berge. Diesen liefs er eiliges Laufes besetzen, um selbst mit aller Mannschaft dahin zu ziehen und auf

anderm Wege, über Berge nach Oktogesa zu gelangen. Diesem Berge gingen die leichtbeschildeten auf krummem Wege zu. Cäsars Reiter erblickten sie und griffen die Kohorten an: nicht eine kleine Weile konnten die leichtbeschildeten der Reiter Gewalt bestehen, alle wurden umringt, und, Angesichts beider Heere, getödtet.

71. Es war ein günstiger Zeitpunkt. Cäsarn entging es nicht, dafs nach solchem, unter aller Augen, erlittenen Nachtheil, das erschreckte Heer nicht ausharren könne, allenthalben zumal von Reiterei umgeben, wenn auf ebenem und freiem Platze gefochten würde; und dies verlangte man von ihm auf allen Seiten. Die Legaten, Centurionen, Kriegstribunen liefen herbei, „er solle unbedenklich ein Treffen liefern, alle Soldaten seien dazu bereit: die Afranischen hätten vielfältig ihre Furcht verrathen, sintemal sie den Ihrigen nicht zu Hülfe gekommen, nicht vom Hügel wichen, kaum der Reiter Anlauf beständen, die Banner auf Einen Platz brächten und dicht gedrängt, weder Ruhe hielten, noch den Bannern folgten. Fürchtete er den unkommlichen Ort, so werde sich doch irgendwo Gelegenheit zum Streit finden, indem Afranius gewifs von seiner Stelle weichen musse; und nicht ohne Wasser bleiben könnte."

72. Cäsar hatte gehofft, alles ohne Kampf und Wunden abzuthun, weil er die Feinde vom Getreide abgeschnitten hatte: „warum sollte er,

zum In glücklichem Treffen, einige von den Seinen verlieren? warum die um ihn hochverdienten Krieger verwunden lassen? warum endlich das Glück versuchen, da es nicht minder einem Feldherrn geziemte, durch Klugheit zu siegen, als durch das Schwert. Auch erbarmte ihn der Bürger, welche dabei umkommen würden, und diese gerettet und unverletzt, mochte er lieber, obsiegen. Diese Absicht Cäsars misfiel den meisten; die Soldaten aber sagten laut unter einander: „da solche Gelegenheit zu siegen vorbeigelassen würde, würden sie auch, wenn Cäsar wollte, nicht fechten.“ Er beharrt auf seinem Willen, rückt ein wenig aus seiner Stellung, dem Feinde die Furcht zu mindern. Petreius und Afranius ziehen sich, als sie Gelegenheit bekommen, in das Lager zurück. Cäsar legt Zusätzer auf die Berge, verrennt den Weg nach dem Iberus, und lagert dem Feinde so nahe, als möglich.

73. Tages darauf überlegen die feindlichen Heerführer, bestürzt nun alle Hoffnung auf Getreide und den Iberus aufgebend, was sonst noch zu thun sei. Ein Weg stand offen, wenn sie zurück nach Ilerda kehrten, ein andrer, wenn sie nach Tarrakon gingen. Indem sie sich so berathen, wird verkundschaftet, dafs die Wasserträger von unsrer Reiterei bedrängt werden. Hierauf stellen sie häufige Posten von Reitern und

Kohorten von den Flügeln [129]) auf, dazwischen legionarische Kohorten, und ziehen einen Wall vom Lager bis zum Wasser, um innerhalb der Schanze furchtlos und ohne Wache Wasser holen zu können. In diese Arbeit theilen sich Afranius und Petrejus, sie rücken sogar, um sie zu vollenden, weiter vor.

74. Mit ihrer Entfernung erhalten die Soldaten Gelegenheit, sich zu unterreden, gehen hervor und, wo einer im Lager einen Bekannten, oder Landsmann hat, sucht er ihn auf und ruft ihn herbei. Zuvörderst „danken sie einander, dafs sie ihrer, die so erschrecht worden, geschont; ihnen verdanken sie ihr Leben; dann fragen sie nach Treue und Glauben des Feldhauptmanns, ob sie füglich sich ihm vertrauen könnten, und klagen, dafs sie es nicht gleich Anfangs gethan, und mit Freunden und Blutsverwandten gestritten." So aufgefordert verlangen sie „Gewähr für Petrejus' und Afranius' Leben vom Feldhauptmann, damit sie nicht eines Verbrechens an ihnen, oder Verrathe an den Ihrigen bezüchtigt werden möchten. Dies bestätigt, wollten sie gleich ihr Banner übertragen"; und so senden sie die Centurionen der ersten Schaaren als Gesandte an Cäsar. Unterdessen führen Einige die Ihrigen, einladend in das Lager, andre werden von den Ihrigen ein-

129) von den Hülfstruppen, welche eben auf den Flügeln standen. S. 28. Anm.

gleichet [130]), so daß nun aus zwei Lagern Eins geworden schien. Mehrere Kriegstribunen und Centurionen kommen zu Cäsar und empfehlen sich ihm. Dies thun auch die Edelsten Hispaniens, welche jene herbeigerufen hatten, und als Geiseln im Lager bewahrten. Diese suchten ihre Bekannten und Gastfreunde auf, um durch sie Zutritt und Empfehlung bei Cäsar zu haben. Auch der junge Afranius verhandelte durch Sulpicius mit Cäsar über sein und seines Vaters Heil [131]). Alles war voller Freuden und Glückwünsche; hier, weil man so vielen Gefahren entgangen, dort, weil man ohne Wunden soviel erlangt. Cäsarn nützte seine vorige Milde bei allen viel, und alle lobten seine Klugheit.

75. Als dies Afranius erfuhr, verläßt er das angefangene Werk und zieht sich in das Lager zurück; bereit, wie es schien, was auch käme, ruhig und gleichmüthig zu tragen. Petrejus aber verläßt sich nicht; er bewaffnet seine Sklaven; mit ihnen, der prätorischen Kohorte leichtbeschildeter und wenig ausländischen Reitern, die er auszeichnend begünstigte, und als Leibwache um sich hatte, stürmt er unversehens an den Wall, unterbricht der Soldaten Gespräch, treibt die Unsern vom Lager weg, tödtet, die

130) So Luther in den Maccab.

131) Dies für salus oft gebrauchte Wort rechtfertigt sich durch seine Abstammung von ὅλος.

er erreicht. Die Uibrigen kommen zusammen, und, erschreckt von plötzlicher Gefahr, wickeln sie die Linke in ihr Kriegskleid, ziehen die Schwerter und verteidigen sich so, auf des Lagers Nähe bauend, gegen die leichtbeschildeten und Reiter. Sie ziehen sich in das Lager zurück, und werden von den Kohorten, die an den Thoren die Wache hatten, verteidigt.

Hierauf geht Petrejus weinend unter den 76. — Manipeln umher, ruft die Soldaten auf, beschwört sie, „nicht ihn, noch den abwesenden Pompejus, ihren Feldhauptmann, den Feinden zu übergeben.“ Es entsteht schnell ein Zusammenlaufen nach dem prätorischen Zelt. Er verlangt, alle sollen schwören, das Heer und die Führer nicht zu verlassen, noch zu verrathen, noch für sich ohne die andern einen Entschluss zu fassen. Er selbst schwört zuerst darauf; treibt auch Afranius zu demselben Schwur. Es folgen die Kriegstribunen und Centurionen; dasselbe schwören centurienweise vorgeführt die Soldaten. Es wird ausgerufen, wo ein Soldat Cäsars befindlich sei, den solle man vorführen; diese vorgeführt, werden vor dem prätorischen Zelte getödtet. Aber meistens wurden sie von denen, die sie aufgenommen hatten, verhehlt und Nachts über den Wall gelassen. So benahm der Schrecken von den Anführern verbreitet, die Grausamkeit der Todesstrafe, des neuen Eides Heiligkeit, ihnen die Hoffnung, sich jetzt zu er-

gehen, und wendete der Soldaten Gemüther so, dafs es wieder, wie vorher, kriegerisch wurde.

77. Cäsar liefs sorgfältig alle feindliche zur Unterredung in das Lager gekommene Soldaten aufsuchen und zurücksenden. Von den Kriegstribunen aber und Centurionen blieben einige freiwillig bei ihm, die er auch in der Folge sehr in Ehren hielt: die Centurionen beförderte er zu den höhern Schaaren, die Römischen Ritter machte er wieder zu Tribunen.

78. Die Afranischen waren zu Futterung bedrängt, konnten mühlich [132]) Wasser holen. Die Legionarischen hatten einigen Getreidevorrath, weil sie aus Ilerda Getreide auf zwei und zwanzig Tage hatten mitnehmen müssen: die leichtbeschildeten und Hülfsvölker gar keinen; denn sie hatten wenig Gelegenheit, sich es zu verschaffen, und ihre Körper waren des Lastragens ungewohnt. Also floh täglich ein grofser Theil zu Cäsar herüber. So mifslich stand die Sache; doch von zwei vorgeschlagenen Massregeln schien die leichteste, nach Ilerda zu kehren, weil sie da einiges Getreide zurückgelassen. Dort hofften sie das Weitere zu bestimmen. Tarrako lag ferner; man sah ein, dafs auf diesem Wege manches sich ereignen könnte. Den Vorschlag beliebt, ziehen sie aus dem Lager,

---

132) Aegre. So das Nibelungenlied.

Cäsar sendet die Reiterei voraus, um die Hinterhut zu necken und zu hemmen, er selbst folgt mit den Legionen. Unaufhörlich fochten die Hutknechte mit den Reitern.

Die Art zu streiten war diese: Leichte 79.
Kohorten schlossen die Hinterhut, und hielten öfter in ebener Gegend. War ein Berg zu ersteigen, so sicherte leicht des Orts Lage selbst vor Gefahr, weil die voran Ziehenden von der Höhe die Heraufsteigenden beschützten. War unten ein Thal, oder ein abhängiger Ort, und konnten die voran Ziehenden den Säumenden nicht helfen, warfen aber die Reiter von einer Höhe ihr Geschofs ihnen in den Rücken: dann war es gefährlich. Dann blieb dies, dafs, wenn man solchen Orten nahte, die Banner der Legionen halten, und die Reiterei durch starken Andrang zurückgeworfen werden mufste. Diese abgewendet, stürmten alle, eiliges Laufs, in die Thäler herab, und hielten, diese zurückgelegt, wiederum auf den Höhen. Denn von ihrer Reiter Hülfe, deren sie beträchtlich viel hatten, waren sie so fern, dafs sie dieselben, in den vorigen Treffen erschreckt, mitten in das Treffen aufnahmen, und freiwillig beschützten: keiner durfte aus dem Wege fallen, der nicht sogleich von Cäsars Reiterei aufgefangen wurde.

Indem so gestritten wird, rückt man lang 80.
sam und allmälich vor, und häufig machten sie, den Ihrigen hülfreich zu seyn, Halt; wie auch

[illegible] geschah. Denn viertausend Schritte vorgerückt, von der Reiterei sehr beunruhigt, nehmen sie einen hohen Berg ein, und verschanzen ihr Lager (nur) auf Einer Seite gegen den Feind, nehmen auch den Saumthieren die Last nicht ab. Als sie bemerkten, daſs Cäsars Lager aufgeschlagen, die Zelte fertig, und die Reiter auf Futterung ausgesendet waren, stürzen sie plötzlich um die sechste Stunde desselben Tages hervor, und suchen abzuziehen, in Hoffnung, durch unsrer Reiter Abwesen Zeit zu gewinnen. Cäsar aber bemerkt dies, läſst die Legionen, folgt, und läſst wenig Kohorten zur Hut des Gepäcks zurück; um die zehnte Stunde läſst er die Futterer nachkommen und die Reiter zurückberufen. Schnell kehrt die Reiterei zum täglichen Dienst des Zuges; in der Hinterhut wird scharf gestritten, so daſs sie fast fliehen; mehrere Soldaten, auch einige Centurionen fallen. Cäsars Heer war auf dem Nacken und drohte in seiner ganzen Kraft.

81. Nun aber war weder Gelegenheit, einen schicklichen Lagerplatz auszuspähen, noch auch weiter vorzurücken; nothwendig halten sie also an, und lagern fern vom Wasser an unkommlichem Platze. Aber aus den oben angeführten Gründen fodert sie Cäsar nicht in das Treffen, und läſst an dem Tage keine Zelte errichten, damit alle zum Nachsetzen bereit wären, möchte man Nachts oder bei Tage aufbrechen. Denn

jene, des Lagers Schwäche gewahrend, dehnen die ganze Nacht hindurch ihre Schanzen aus, und tauschen Lager um Lager. Dasselbe thun sie auch folgendes Tages in aller Frühe und bringen den ganzen Tag damit zu. Je weiter sie aber im Werke vorrückten, und das Lager vorwärts schlugen, desto ferner waren sie vom Wasser und dem gegenwärtigen Uibel wurde durch andre gesteuert. In der ersten Nacht geht niemand nach Wasser aus dem Lager, am nächsten Tage lassen sie Bedeckung im Lager und führen alle Mannschaft zum Wasser. Auf Fütterung wird niemand ausgesendet. Durch solche Strafe wollte sie Cäsar lieber zingsten [133]) und zur Uibergabe zwingen, als durch ein Treffen entscheiden. Doch versucht er, sie mit Wall

---

133) Nach der Lesart: suppliciis male haberi. Denn, wenn auch supplices einen Sinn giebt, der aber doch immer hier höchst affectirt ausgedrückt wäre — obwol ich die griechische Wendung kenne — so paßt doch zu diesem wieder das male nicht. Eben so gut konnte aus supplicis das supplices entstehen, als umgekehrt. Man hat sich hauptsächlich wol an die Bedeutung von supplicium gestoßen, welche man zu hart gefunden. Indessen ist Aushungern und Verdursten doch auch ein supplicium. Dazu vergleiche man unten 84. satis suppliciis tulisse, perpessos omnium rerum inopiam, und man wird sich sogleich entscheiden.

und Gruben zu umziehen, damit er besonders ihre plötzlichen Ausfalle verhinderte, wozu sie, seiner Meinung nach, sich entschliefsen mufsten. Jene theils aus Mangel an Futter, theils um den Zug leichter zu machen, liefsen alle Saumthiere, welche die Bündel trugen, umbringen.

32. Unter diesen Arbeiten und Anschlägen gingen zwei Tage hin; am dritten war Cäsars Antwerch schon weit vorgerückt. Jene um es zu hindern, führen auf ein gegebenes Zeichen um die achte Stunde ungefähr die Legionen heraus und stellen sich unterhalb dem Lager in Ordnung. Cäsar ruft die Legionen von den Werken ab, läfst den ganzen reisigen Zeug zusammenkommen, stellt sich in Schlachtordnung. Denn gegen die Meinung der Soldaten und die Sage Aller ein Treffen meiden wollen, war sehr nachtheilig. Aber eben die schon bekannten Gründe bestimmten ihn, nicht zu kämpfen; und dies um so mehr, weil der geringe Raum, wenn auch die Feinde in die Flucht getrieben würden, doch zur endlichen Entscheidung des Sieges nicht viel beitragen konnte; denn die Läger waren nicht mehr als zweitausend Schritte aus einander. Daher nahmen die Treffen zwei Theile ein, der dritte war leer gelassen zum Anlauf und Angriff der Soldaten. Wurde ein Treffen geliefert, so gewährte des Lagers Nähe einen schnellen Rückzug von der Flucht. Deshalb hatte er beschlossen, den Andringenden zu wi-

derstehen, sie aber nicht zuerst in ein Treffen zu fordern.

Die Afranische Stellung war eine zweifache 83.
von fünf Legionen; den dritten Platz nahmen die Kohorten von den Flügeln als Vorbehalt [134]) ein. Cäsars Stellung war dreifach: aber den Vorzug machten vier Kohorten aus fünf Legionen. Hierauf standen drei vorbehaltlich, und hinter ihnen eben soviel andre jeder aus seiner Legion. Im Mittelpunkte waren die Bogner und Schleuderer; die Reiterei deckte die Seiten. So gestellt schien jeder seinen Zweck zu verfolgen, Cäsar den, nur gezwungen zu fechten, Afranius, Cäsars Werke zu hindern. Doch zieht sich die Sache in die Länge, und man behauptet die Stellungen bis Sonnenuntergang. Darauf gehen beide Theile wieder in ihr Lager zurück. Am folgenden Tage sucht Cäsar die angefangenen Schanzen zu beendigen, jene versuchen im Sikoris eine Seichte, ob sie übergehen können. Als Cäsar dies merkt, sendet er die leicht bewaffneten Germanen und einen Theil seiner Reiter über den Fluss und stellt an den Ufern häufige Wachen aus.

---

134) **in subsidiis.** So können wir dies auch in unsre Sprache herübergenommen, wie das französische **reserve** ohne Misverstand und Zweideutigkeit wiedergeben.

84. Endlich, allenthalben umringt, schon den vierten Tag ohne Futter für ihre aufbehaltenen Thiere, ohne Wasser, Holz, Getreide, bitten sie um eine Unterredung, und zwar, wenn es geschehen könnte, an einem von den Soldaten entfernten Platze. Da dies Cäsar abschlägt, und, wofern sie öffentlich sprechen wollen, erlaubt, wird Cäsarn Afranius' Sohn als Geisel gegeben. Man findet sich an dem von Cäsar bestimmten Orte ein. Vor beiden Heeren spricht Afranius: „nicht ihnen, noch den Soldaten dürfe man zürnen, daß sie ihrem Feldhauptmann, Kn. Pompejus, treu verbleiben gewollt; doch nun haben sie ihrer Pflicht Genüge gethan, Ungemache genug ertragen, Mangel an allem erlitten; jetzt, fast wie Wild, umstellt, werden sie von Tränkung gewehrt, gewehrt vom Ausgange, und können weder körperlich den Schmerz, noch den Schimpf in der Seele ertragen; sie geben sich also überwunden, bitten und beschwören, wo noch Erbarmen Statt finde, sie nicht auf das Aeußerste zu treiben." Dies sagt er so demüthig und unterwürfig, als er nur vermag.

85. Hierauf antwortet Cäsar: „Keinem von allen komme diese Rolle, zu klagen, oder zu bedauern, weniger zu: die übrigen alle hätten ihre Pflicht gethan; Er, sintemal er unter vortheilhafter Bedingung, von Ort und Zeit begün-

stigt, nicht habe streiten mögen, um alles für den Frieden sich eignen zu lassen: sein Heer, indem es, auch durch die Ermordung der Seinigen beleidigt, doch die, welche es in seiner Gewalt gehabt, bewahrt und geschützt habe; endlich die Soldaten jenes Heers, sintemal sie für sich über den Frieden verhandelt, wodurch sie ihrer aller Leben zu berathen geglaubt. So wären alle Theile von Mitleid gerührt, nur die Anführer dem Frieden abhold gewesen; sie hätten weder des Gesprächs, noch des Waffenstillstandes Rechte geehrt, und unerfahrne, durch ein Gespräch bethörte Menschen grausamlichst getödtet. Ihnen sei also begegnet, was meist zu hartnäckigen und anmafsenden Menschen begegne, dafs sie zu dem sich flüchten und das begierigst suchen, was sie kurz zuvor verschmähten. Auch jetzt bestimme ihn weder ihre Demüthigung, noch sonst eine Gunst der Zeit, etwas zu fordern, wodurch seine Macht vergröfsert werde, sondern nur, dafs sie die, bereits viele Jahre gegen ihn gehaltenen Heere entlassen. Denn aus keiner andern Ursach seien sechs Legionen nach Hispania gesendet, eine siebente dort aufgebracht, noch so viel und so grofse Flotten ausgerüstet, noch kriegsverständige Anführer nachgesendet worden. Nichts von dem allen sei geschehen, Hispanien zu friedigen, nichts zum Vortheil der Provinz veranstaltet, welche, langes Friedens wegen, keine

Hülfe verlangt. Dies alles werde schon lange gegen ihn vorgenommen; zu seinem Nachtheil sei die neue Art von Statthalterschaft eingeführt, dafs Einer vor den Thoren den Vorsitz in Angelegenheiten der Stadt, und, soviele Jahre abwesend, zwei kriegerische Provinzen überkommen; zu seinem Nachtheil ändere man an den Rechten des Magistrats, dafs nicht abgehende Prätoren und Konsulen, wie sonst, sondern von Wenigen Beliebte und Erwälte in die Provinzen gesendet werden; zu seinem Nachtheil gelte die Entschuldigung des Alters nicht, indem in vorhergegangenen Kriegen Erprüfte zu Heerführern berufen worden; zu seinem Nachtheil allein halte man nicht, was stets allen Feldhauptmännern gestattet worden, dafs sie, nach glücklich beendigtem Kriege, entweder mit ehrenvoller Auszeichnung, oder mindestens ohne Schimpf heimkehren und das Heer entlassen. Dies alles habe er jedoch geduldig ertragen und werde es ertragen; auch jezt denke er nicht daran, das von ihnen weggefürte Heer selbst zu übernehmen, was doch nicht schwer sei, sondern blofs, dafs sie nichts gegen ihn in Händen hätten. Demnach sollen sie, wie gesagt, aus den Provinzen gehen, und das Heer entlassen: geschehe dies, so werde er keinen schädigen. Dies sei die einzige und lezte Friedensbedingung."

86. Dies nun war den Soldaten sehr angenehm und erfreulich, wie aus ihrem Benehmen konnte

ermessen werden, dafs sie mit Entlassung belohnt wurden, anstatt bestigt Nachtheil zu erleiden. Denn als man über Zeit und Ort in dieser Sache zu hadern begann, deuteten alle von dem Wall, worauf sie standen, mit Hand und Mund an, sogleich entlassen zu werden; es könne, auch auf alle Versicherung von Treu und Glauben, nicht gewifs seyn, wenn es auf andre Zeit verschoben würde. Als mit wenig Worten für und wider gestritten worden war, wurde ausgemacht, dafs die, so Wohnung oder Besitzung in Hispanien hätten, sogleich, die übrigen an dem Flufs Varus entlassen würden, dafs ihnen kein Schaden zugefügt, noch einer wider Willen von Cäsar zum Schwure gezwungen würde.

Cäsar verspricht von der Zeit an, bis man 87.
zum Flufs Varus gelange, Getreide zu geben: setzt auch hinzu, dafs, was einer von ihnen im Kriege verloren, wofern es noch bei seinen Soldaten befindlich, wieder herbeigeschafft werden solle. Den Soldaten zalt er, nach billiger Schätzung, Geld dafür. Was auch die Soldaten nachher unter einander für Span haben mochten, sie begaben sich freiwillig seines Ausspruchs. Von Petrejus und Afranius verlangten die Legionen fast aufrührerisch ihre Löhnung; diese sagten, es sei noch nicht Zeit, und forderten, Cäsar solle untersuchen; beide Theile fügten sich dem, was Cäsar erkannte. Da in zwei Tagen

ungefähr der dritte Theil des Heeres entlassen wurde, liefs er seine zwei Legionen vorausziehen, die übrigen folgen, dafs sie nicht weit von einander lagerten; und dies Geschäft übertrug er dem Legaten Q. Fusius Kalenus. Nach dieser seiner Vorschrift zog man an den Flufs Varus, und entliefs daselbst des Heeres übrigen Theil.

# Zweites Buch.

Während dieser Ereignisse in Hispanien führt der Legat, K. Trebonius, welcher zu Massiliens Belagerung zurückgelassen war, von zwei Seiten Damm, Sturmlauben, und Thürme an der Stadt auf. Die eine Seite war dem Hafen und Schiffswerften nahe, die andre da, wo man aus Gallien und Hispanien zu dem Meere gelangt, welches an des Rhodanus Mündung grenzt. Denn Massilia wird fast von drei Seiten vom Meere bespült; die vierte ist vom Lande her zugänglich. Auch dieser Theil, der zur Burg gehört, durch seine Lage und ein tiefes Thal verschanzt, kann nur langsam und schwer eingenommen werden. Dies Antwerch zu Stande zu bringen, berief K. Trebonius eine grofse Menge Menschen mit Saumthieren aus der ganzen Provinz, liefs Reisig und Bauholz herbeischaffen. Hierauf führt er einen achtzig Fufs hohen Damm auf.

Aber von Alters her war in der Stadt so viel von allerlei Kriegswehr vorhanden, und so viel Gewerf, dafs keine aus Reisig geflochtenen Sturmlauben ihre Gewalt aushalten konnten. Denn starke Stangen von zwölf Fufs, vorn mit

Spitzen versehen, und diese aus grofsen Blyden [135]) geworfen, hafteten durch vier Schichten von Schanzkörben noch in der Erde. Also wurden die Sturmlauben [136]) mit Fufs langen unter einander verbundenen Hölzern bedeckt; und so der Damm unter den Händen fortgeführt. Voraus ging eine Schildkröte von sechzig Fufs; den Ort (ausfüllend) zu ebnen, ebenfalls aus dem stärksten Holz, mit allerlei umwickelt, was gegen geworfenes Feuer, oder Steine schützen konnte. Aber die Gröfse des Antwerchs, die Mauer und Thurmhöhe, das viele Gewerf verzögerte die ganze Arbeit. Da wagten die Albiker häufig Ausfälle aus der Stadt; es wurde Feuer auf den Damm und die Thürme geworfen; welches alles unsre Soldaten leicht zurückwiesen, so dafs sie die, welche den Ausfall gewagt hatten, mit grofsem Nachtheil in die Stadt zurücktrieben.

3. Indefs rückt L. Nasidius, den Kn. Pompejus mit einer Flotte von sechzehn Schiffen, worunter wenig mit Erz beschlagene waren, dem

---

135) Ein aus dem lateinischen ballista gemachtes deutsches altes Wort. βαλλειν und πελλειν, pellere, wovon catapulta, sind verwandt.

136) Nach unsrer Fortificationswissenschaft bedeckte Gänge.

dem L. Domitius und den Massiliern zu Hülfe gesendet hatte, in der Meerenge Siciliens gegen Wissen und Vermuthen Kurio's weiter vor, landet bei Messana; die Vornehmsten und der Rath fliehen plötzlich erschreckt, und so nahm er ein Schiff aus ihrem Werft weg. Dieses an die übrigen angeschlossen, steuert er auf Massilien los; benachrichtet Domitius und die Massilienser durch ein kleines vorausgesendetes Fahrzeug von seiner Ankunft, und ermahnt sie sehr, wieder mit Brutus' Flotte, durch seine Hülfe verstärkt, zu streiten.

4. Die Massilier hatten, nach dem vorher erlittenen Nachtheile, die alten vom Werft vorgeführten Schiffe wieder ausgebessert, an der Zal gleich, und sehr emsig gerüstet (Ruderer und Steuerleute waren in Menge vorhanden); auch hatten sie Fischernachen dazu genommen und verbunden, damit die Ruderer vor dem Geschoss sicher wären. Diese füllten sie mit Bognern und Gewerf. Als die Flotte so ausgerüstet war, bestiegen sie, von aller Greise, Hausmütter, Jungfrauen Bitten und Thränen erregt, dass sie in der äussersten Noth der Stadt beispringen möchten, eben so muthig und zuversichtlich, wie sie vorher gestritten hatten, die Schiffe. Denn es ist eine gemeinsame Schwäche der Natur, dass wir auf ungesehene, verborgene und unbekannte Dinge mehr bauen, und dadurch heftiger erschreckt werden. So erging es auch jetzt. Dann

L. Nasidius Ankunft hatte die Stadt mit Hoffnung und Lust erfüllt. Mit günstigem Winde segeln sie aus, kommen zu Taurois, einem Schloss der Massilier, bei Nasidius an, bringen ihre Schiffe in Ordnung, ermuthigen sich wieder zum Kampfe und berathen sich. Der rechte Flügel wird den Massiliern, der linke dem Nasidius übertragen.

5. Eben dahin steuerte auch Brutus, durch Schiffe verstärkt. Denn zu den in Arelate von Cäsar gefertigten, kamen noch sechs weggenommene Massilische. Diese hatte er in den vorigen Tagen ausgebessert und mit allem Nöthigen versehen. Also ermahnte er die Seinen, die Uiberwundenen, welche sie noch vollzälig und frisch überwocht, zu verachten, und zieht voll Hoffnung und Muths gegen sie aus. Leicht war es, aus Trebonius' Lager und allen Höhen in die Stadt zu schauen, wie da die gesammte zurückgebliebene Jugend, alle Betagte, mit Weib und Kind und der Stadtwacht, entweder von der Mauer die Hände zum Himmel erhoben, oder in die Tempel der unsterblichen Götter sogen, und vor den Bildnissen niedergeworfen von den Göttern Sieg flehten. Jeder glaubte, auf dieses Tages Entscheidung beruhe sein ganzes Geschick. Denn auch die Ehrsamen aus der Jugend, und die Angesehensten von jeglichem Alter, namentlich aufgerufen und beschworen, hatten die Schiffe mit bestiegen, auf dass, wenn

es unglücklich ginge, sie nicht einmal etwas unternehmen könnten, wenn sie aber siegten, durch Privatvermögen, oder äussere Hülfe, das Heils der Stadt sicher wären.

Als es zum Treffen kam, fehlte es den 6.
Massiliern an nichts, was den Tapfern ausmacht, sondern eingedenk der vorher ertheilten Vorschriften, kämpften sie so, dafs es schien, als bliebe ihnen zu weitern Unternehmungen keine andre Zeit übrig, und sie glaubten, jeder, der im Kampfe in Lebensgefahr geriethe, erleide nicht lange vorher das Schicksal der übrigen Bürger, welche nach Einnahme der Stadt dasselbe Loos des Krieges erdulden müfsten. Da nun unsre Schiffe allmälich sich ausbreiteten, und durch die Kunst der Steuerleute sich leicht bewegen konnten, und die Unsern, wo es nur thunlich war, mit eisernen Haken ein Schiff anfafsten, so sprangen jene überall, wo Noth war, bei. Auch mit den Albikern verbunden, im Handgemeng, entstanden sie nicht: sie gaben den Unsern an Muthe wenig nach. Zugleich wurden die Unsern, unvermuthet und gehemmt, durch vieles, aus kleinern Schiffen fernher gesendetes, Geschofs vielfach verwundet. Zwei Dreiruderer, welche des D. Brutus, an dem Zeichen [137]) leicht kenntlicher, Schiff erblickt hatten, warfen sich von zwei



137) Eben weil dies eben so gut eine Flagge, als

Seiten darauf. Aber Brutus sah es voraus und war so schnell, dafs er ihnen um einige Augenblicke zuvorkam. Diese liefen so heftig gegen einander, dafs beide durch das Zusammentreffen sehr beschädigt wurden, das eine aber, da der Schnabel wegbrach, ganz versank. Dies bemerkt, greifen die nahgelegenen Schiffe aus Brutus Flotte diese bedrängten an und bohren sie schnell in den Grund.

7. Die Nasidischen Schiffe aber nutzten nichts und sogen sich schnell aus dem Gefecht. Denn diese zwang weder der Blick auf das Vaterland, noch der Verwandten Ermahnung, das Aeusserste zu bestehen. Also ward von den Schiffen keines vermifst, von der Massilischen Flotte wurden fünf in den Grund gebohrt, vier [138]) weggenommen, eines floh mit den Nasidischen; diese alle steuerten nach dem diesseitigen Hispanien. Von den übrigen aber wurde eines nach Massilien, diese Nachricht zu überbringen, vorausgesendet, und als es schon der Stadt näher kam, strömte die Menge, um sich zu erkundigen, herbei. Da sie den Vorfall vernommen, befiel solche Trauer die Stadt, dafs sie mit Einem Schlage von den Feinden erobert schien. Doch

---

ein andres vielleicht in Bildwerk bestehendes seyn konnte, ward das Allgemeine beibehalten.

138) Die Zweibrücker Ausgabe hat durch Druckfehler VI.

schickten sich die Massilier nicht häufiger zur Vertheidigung der Stadt an.

Die Soldaten aus der Legion, welche auf 8.
der rechten Seite das Antwerch förderten, schlossen aus den häufigen Ausfällen der Feinde, es würde sehr vortheilhaft seyn, wenn sie als Schloss und Schanze einen Thurm aus Ziegelsteinen unter der Mauer errichteten, den sie anfangs gegen plötzliche Einfälle klein und niedrig gemacht hatten. Dahin begaben sie sich; von da aus vertheidigten sie sich, wenn eine gröfsere Macht sie bedrängte, von da stürzten sie hervor, den Feind zurückzutreiben und zu verfolgen. Dieser Thurm war nach allen Seiten hin dreifsig Fufs; aber die Mauern waren fünf Fufs dick. Nachher aber, wie die Erfahrung überall Lehrerin ist, fand man durch Nachdenken, dafs es von grofsem Nutzen seyn müsse, wenn er die gehörige Thurmhöhe erreichte. Dies ward folgendermafsen zu Stande gebracht.

Wie die Thurmhöhe bis zum Geschofs [139]) 9.
geführt war, fügte man es so in die Wände,

---

139) Wiewol Lipsius (Poliorc. 2. 4.. wo auch eine Abbildung befindlich ist.) diese Stelle für nicht schwierig hielt, so ist sie doch der technischen Ausdrücke wegen nicht leicht. Für contabulatio und contignatio, welches Cäsar abwechselnd braucht in gleichem Sinne, wähle ich Geschofs, und das im Sinne nahe kommende, obwol provinzielle,

dafs die äussersten Balkenenden durch der Wände Bau verdeckt wurden, damit nichts vorragte, woran das Feuer der Feinde haftete. Diesem Gestöck mauerten sie, so weit es das Dach des Sturmschirmes und der Sturmlauben gestattete, noch Ziegel an, darüber warfen sie zwei Queerbohlen nicht weit von den äussersten Wänden, worin sie das Gestöck befestigten, welches dem Thurm zum Gedeck dienen sollte; über diese Bohlen legten sie in gerader Richtung Queerbalken, und verbanden sie mit Ankern. Diese Balken machten sie etwas länger und über die Wände hinauslaufend, um Gedeck vorhängen zu können zu Wehr und Abhalt des Geschosses, während in diesem Gestöck die Wände aufgeführt wurden. Dies Geschofs belegten sie oben mit Ziegeln und Lehm, damit das feindliche Feuer nichts schaden könnte; auch werfen sie zottige Decken darauf, dafs weder das Geschofs aus dem Gewerf die Täfelung durchschlüge, noch die Steine aus

---

Gestöck, wofür ich gern ein collectivum Gebohle nachgebildet hätte, wenn ich nicht das Neue und Ungebräuchliche hätte umgehen mögen. Doch gab ich tigna durch Bohlen, richtig wie mich dünkt, Gedeck für Dach, wie tegimentum für tectum ist nicht neu. Abhalt, analog dem Anhalt, für Abhaltung, welches eigentlich mehr die Handlung, als den Gegenstand, vermittelst welches gehandelt wird, bezeichnet, lag sehr nahe.

den Katapulten den Ziegelboden zerstörten. Dann fertigten sie aus Ankertauen drei Matten so lang als die Thurmwände, vier Fuſs breit, und henkten sie auf den drei Seiten, welche nach dem Feinde hingiengen, an die um den Thurm herum vorragenden Balken, woran sie sie befestigten; die einzige Art von Decken, welche nach anderweitiger Erfahrung von keinem Geschoſs noch Gewerf durchdrungen werden konnte! Als aber der Theil des Thurms, der vollendet war, gegen alle feindliche Angriffe geschützt und gedeckt war, führten sie die Sturmschirme zu andern Werken. Das Dach des Thurmes erhoben und trieben sie hinauf mit Unterlagen [140]) aus dem ersten Gestöck; wo sie es so hoch führten; als die herabhängenden Matten erlaubten. Unter diesen Gedecken verborgen und verschanzt, bauten sie Mauern aus Ziegeln, und bereiteten sich durch eine andere Unterlage wieder einen Ort zum Bauen. Als es zum zweiten Geschoſs kam, zogen sie die Bohlen wieder, wie vorher, so ein, daſs sie von den Ziegeln bedeckt wurden, und von diesem Gestöck führten sie wieder das höchste Geschoſs auf und bekleideten es mit Matten. So erbauten sie sicher ohne alle Le-

---

140) Nach der unstreitig richtigern Lesart pressionibus. hypomochliis. S. Lips. a. a. O. und die Ausleger zu dieser Stelle.

ungefähr sechs Geschoſs, liefsen auch, wo es thunlich schien, Oeffnungen für das Gewerf.

10. Als sie nun von diesem Thurme das umgebende Antwerch zu behaupten sich getraueten, führten sie eine Maus [141]) sechzig Fuſs lang auf aus zwei Fuſs starkem Holz vom Ziegelthurme bis zum Thurme und der Mauer der Feinde. Diese Maus war so gestaltet. Erstlich wurden zwei gleich lange Balken, vier Fuſs von einander auf den Boden gelegt, darauf fünf Fuſs hohe Säulen befestigt. Diese wurden unter einander mit Kreuzbändern leicht verbunden, worauf die zur Bedeckung der Maus gehörigen Bohlen ruhen sollten. Darüber warfen sie Bohlen von zwei Fuſs und verbanden sie mit Platten und Nägeln. Am äuſsersten Dache der Maus und den äuſsersten Balken befestigten sie vier Zoll hervorstehende Latten, um die über die Maus zu legenden Ziegeln zu halten. So wird die Maus mit einem Giebel und Lattenreihen, wie die Bal-

141) Maus wurde, um ein Bild zu behalten, übersetzt. Was die Griechen überhaupt unter dem allgemeinen Ausdruck Schildkröte begriffen, und als Schirmmaschine ansahen, unter welcher gearbeitet ward, hatte verschiedene Formen, je nachdem Ort und Umstände es erheischten. Im Mittelalter war die Katze ein ähnliches. Übrigens hat Lips. auch diese Stelle in Poliorc. 1, 9. erläutert, und die Maus abgebildet.

ken auf den Kreuzbändern lagen, mit Ziegeln und Lehm bedeckt, um gegen das von der Mauer geworfene Feuer sicher zu seyn. Uiber die Ziegel wurden noch Häute gezogen, damit nicht das in Rinnen hingeleitete Wasser die Ziegel wegschwemmte. Die Häute aber wurden wieder gegen Feuer und Steine mit wolligen Matten bedeckt. Dies ganze Werk fertigten sie unter Sturmlauben am Thurme, und führten es schnell, den Feinden unvermuthet, auf untergelegten Rollen, wie Schiffe, an der Feinde Thurm, um es mit dem Gebäude zu verbinden.

Die hierdurch erschreckten Städter schaffen 11.
schnell so grofse Steine, als sie können, mit Hebebäumen herbei und wälzen sie von der Mauer auf die Maus herab. Dies starke Bauholz hält den Sturz aus, und was darauf fällt, gleitet vom Giebel herab. Da sie das sehen, fassen sie einen andern Entschluss: sie wälzen mit Kien und Pech gefüllte Tonnen, angezündet [142]) von der Mauer auf die Maus; sie rollen herab, und werden unten von den Ziegeln mit Stangen und Gabeln vom Antwerch weggeschafft. Unterdessen reisten die Soldaten unter der Maus mit Hebebäumen die untersten Grundsteine vom Thurm der Feinde weg. Die Maus wird von den Unsern vom Thurme aus mit Geschofs und Gewerf

142) Wie im Mittelalter — auch bei den Chinesen.

vertheidigt, der Feind von Thürmen und Mauer getrieben, man läfst ihn die Mauer nicht frei verteidigen. Als schon mehrere Steine unter dem Thurme weggerissen waren, stürzt plötzlich ein Theil des Thurmes zusammen, der übrige fiel nach.

12. Nun stürzen alle Feinde, durch des Thurmes plötzlichen Einsturz bewegt, vom unvermutheten Unglück verwirrt, von der Götter Zorn getroffen, erschreckt durch der Stadt Plünderung, ohne Waffen, mit Binden aus dem Thore heraus, und strecken flehend die Hände zu den Legaten und dem Heere. Dies neue Schauspiel hemmte das ganze Kriegsverfahren, die Soldaten wendeten sich vom Kampfe ab, um zu hören und Kunde einzuziehen. Als die Feinde zu den Legaten und dem Heere kommen, werfen sie sich alle nieder, bitten, „bis zu Cäsars Ankunft zu warten; sie sehen, dafs ihre Stadt erobert, ihr Antwerch fertig, der Thurm gestürzt, sie enthalten sich also der Verteidigung: es könne kein Verzug entstehen, so dafs sie nicht, wenn er käme und sie seinem Befehl nicht gehorchten, sogleich auf einen Wink geschleift würden. Sie bemerken, wenn der Thurm eingestürzt wäre, so könnten ja die Soldaten nicht abgehalten werden, beutelustig in die Stadt zu brechen und sie zu verheeren.“ Dies und mehreres der Art wurde von sachkundigen Männern mit vielen Klagen und Thränen ausgesprochen.

Hierdurch gerührt führen die Legaten die 13.
Soldaten aus dem Antwerch, hemmen die Belagerung, und lassen Wache an dem Gezeug. Aus Erbarmen wird eine Art Waffenstillstand geschlossen bis zu Cäsars Ankunft; kein Geschoss wird von der Mauer, noch von den Unsern gesendet; als sei alles vorüber, setzt man sorgliche Genauigkeit bei Seite. Denn Cäsar hatte dem Trebonius schriftlich empfohlen, die Stadt nicht mit Gewalt zu erstürmen, damit nicht die Soldaten, durch Hass gegen Abfall, Verachtung, die ihnen widerfahren, und lange Arbeit heftig gereizt, alle Mannbaren tödten, wie sie gedroht hatten, und nur mit Mühe konnte man sie abhalten, in die Stadt zu dringen. Sie waren unwillig darüber: denn am Trebonius, glaubten sie, läge es, dass sie sich der Stadt nicht bemächtigten.

Aber die treulosen Feinde warten nur auf 14.
Zeit und Gelegenheit zu Trug und Hinterlist, und nach einigen Tagen, als die Unsern matt und erschöpft waren, brechen sie schnell um Mittag, da andre weggegangen, andre von langer Arbeit beim Antwerch selbst ausruhten, alle Waffen aber beiseite gelegt, und bedeckt waren, heraus aus den Thoren, und legen bei grossem, günstigem Sturme Feuer in das Gezeug. Der Wind verbreitete es so, dass zu gleicher Zeit Damm, Sturmschirme, Schildkröte, Thurm, Gewerf Feuer fassten, und alles, ehe man nur,

wie es zugegangen, bemerken konnte, abgebrannt war. Die Unsern, durch den plötzlichen Unfall bestürzt, ergreifen, was sie können, von Waffen, Andre stürzen aus dem Lager; man bricht in den Feind ein, aber Mauer, Pfeile, Gewerf hindern, die Flüchtigen zu verfolgen. Jene ziehen sich unter die Mauer zurück und zünden frei die Maus und den Ziegelthurm an. So ging in Einem Augenblick durch der Feinde Treulosigkeit und die Wuth des Sturmes die Arbeit vieler Monate zu Grunde. Dasselbe versuchten Tages darauf die Massilier: bei gleichem Sturme stritten sie durch einen Ausfall nur zuversichtlicher am andern Thurme und Damme, und warfen viel Feuer hinein. Hatten aber vorher die Unsern sich lässiger bezeigt, so hatten sie nun, gewarnt von des vorigen Tages Unfall, alles zur Verteidigung vorgerichtet. So tödteten sie viele und trieben die Uibrigen, unverrichteter Sache, in die Stadt zurück.

— 13. Trebonius suchte das Verlorene durch nur gröfsern Eifer der Soldaten wieder herzustellen und zu besorgen; denn als sie so viele mühselige Zurüstungen eingesenket, und mit Krümmung ihre ausharrende Bemühung blofs durch treulos gebrochenen Waffenstillstand zum Gelächter werden sahen, indem nichts übrig blieb, wovon ein Damm aufgeführt werden konnte: so fällten sie weit und breit in dem Massilischen Gebiete alle Bäume, und führten einen neuen

und unerhörten Damm aus zwei Ziegelmauern, sechs Fuſs dick, und ein Gestöck, fast eben so breit, wie jener aus Bauholz errichtete Damm, auf. Wo es der Zwischenraum der Mauern, oder das schwache Gebälk forderte, wurden Pfeiler errichtet, Querbohlen eingezogen, welche zum Grunde dienten: was zusammengefügt war, wurde mit Flechten bedeckt, und die Flechten mit Lehm. Der Soldat unter dem Dach, durch eine Mauer rechts und links gedeckt, vorn durch die Sturmschirme, trägt ohne Gefahr das zum Gezeug Nöthige herbei. Schnell wird alles betrieben; der Nachtheil einer langwierigen Arbeit wird bald durch die Gewandtheit und Ausdauer der Soldaten ersetzt; wo es nöthig war, läſst man zu Ausfällen Thore in der Mauer.

Da die Feinde sahen, daſs, was sie in lan- 16.
ger Zeit nicht wiederherstellbar glaubten, durch Mühe und Arbeit von wenig Tagen wieder zu Stande gebracht war, so daſs weder Treulosigkeit, noch Ausfall möglich, noch irgend etwas übrig war, wodurch den Soldaten mit Gewalt, dem Antwerch mit Feuer Schaden zugefügt werden konnte, und nun wieder fühlten, daſs die ganze Stadt von der Landseite mit Thürmen und Mauern umgeben werden könnte, so daſs sie nicht in ihren Verschanzungen beharren möchten, indem fast auf den Mauern die Bollwerke von unserm Heere erbauet waren, und das Geschoſs aus der Hand geworfen wurde, ihres Gewei-

Vortheil aber, wovon sie sich viel versprochen, durch die Nähe, wegfiel, da sie endlich erfahren, dafs, bei gleichen Bedingungen, von Mauer und Thürmen zu streiten, sie an Tapferkeit mit den Unsrigen sich nicht messen könnten: so nahmen sie wieder ihre Zuflucht zu den Bedingungen der Uibergabe.

17. M. Varro sprach Anfangs in dem fernern Hispanien, als er die Vorfälle in Italien vernommen hatte, aus Mistrauen in Pompejus' Angelegenheiten, sehr freundschaftlich über Cäsar: „er sei durch eine Legatenstelle von Pompejus schon vorher in Beschlag genommen und ihm pflichtig; zwar sei er dem Cäsar nicht minder verbunden, und wisse gar wohl, was eines Legaten, dem man ein Geschäft anvertrauet, Pflicht sei, was seine Kräfte gestatten, und wie die ganze Provinz für Cäsar gestimmt sei.“ So sprach er überall und schlug sich auf keine Seite. Nachher aber, als er erfuhr, dafs Cäsar vor Massilien aufgehalten werde, dafs Petrejus' Mannschaft sich mit Afranius' Heere verbunden, dafs viel Hülfstruppen angekommen, viele erwartet werden, dafs die ganze diesseitige Provinz einmüthig sei, auch, was nachher sich ereignet, den Getreidemangel vor Ilerda, welches alles Afranius ihm weitläuftiger und aufgeblasener schrieb: so neigte er auch sich dahin, wohin das Glück sich neigte.

Er that ein Aufgebot in der ganzen Pro- 18.
vinz; zu zwei vollständigen Legionen fügte er ungefähr dreifsig Kohorten für die Flügel; er brachte viel Getreide auf, welches er den Massiliern, dem Afranius und Petrejus sendete; von den Gaditanern forderte er zehn Hauptschiffe, mehrere liefs er noch in Hispalis bauen, alles Geld und alle Zierden aus des Herkules Tempel schaffte er nach Gades. Dahin sendete er zur Besatzung sechs Kohorten aus der Provinz; K. Gallonius, einen Römischen Ritter, Domitius' Freund, der in Erbangelegenheiten dahin gesendet war, machte er zum Statthalter von Gades; alle Gewehre der Stadt und der Einzelnen schaffte er in Gallonius' Haus; er selbst sprach nachdrücklich gegen Cäsar. Oft rief er von der Richterbühne herab: „Cäsar habe sehr unglücklich gestritten, es seien viele seiner Soldaten zu Afranius übergegangen; dies wisse er durch sichere Kunde, sichere Männer.“ So schreckte er die Römischen Bürger jener Provinz und zwang sie, ihm 100 Sesterzien, und 20,000 Pf. Silber, 130,000 Modien Weizen im Namen der Republik zu versprechen. Den Gemeinden, welche er Cäsarn zugethan wähnte, legte er schwerere Lasten auf und führte Besatzungen hin: über Einzelne, welche gegen die Republik gesprochen, oder Reden gehalten haben sollten, hielt er Gericht und zog ihre Güter ein; die ganze Provinz nahm er für sich und Pompejus in Eid. Als er

die Ereignisse im diesseitigen Hispanien erfuhr, bereitete er sich zum Kriege. Dies bestand darin, dafs er sich mit zwei Legionen nach Gades begab, Schiffe und alles Getreide daselbst zusammenhielt. Denn die ganze Provinz fand er für Cäsar gestimmt; auf einer Insel, glaubte er, sei nicht schwer, den Krieg zu verlängern, wenn Getreide und Schiffe vorhanden wären. Cäsar, wiewol viele und dringende Geschäfte ihn nach Italien riefen, wollte doch in ganz Hispanien keinen Krieg dulden, weil er wohl wufste, dafs Pompejus in der diesseitigen Provinz viel Verdienste und viel Schützlinge hatte.

19. Also sendet er zwei Legionen in das fernere Hispanien mit dem Volkstribun, Q. Cassius; er selbst rückt mit 600 Reitern in starken Märschen vor, und sendet einen Befehl voraus, an welchem Tage die Magistrate und Vornehmsten aller Gemeinden sich zu Korduba bei ihm stellen sollten. Als dieser Befehl in der ganzen Provinz bekannt worden war, war keine Gemeinde, die nicht zur gehörigen Zeit einen Theil des Senats nach Korduba sendete, und kein nur etwas bekannter Römischer Bürger, der nicht auf den Tag eingetroffen wäre. Zugleich verschlossen die zu Korduba wohnenden Römer von freien Stücken dem Varro die Thore, stellten Posten und Wachen auf die Mauer und Thürme; zwei Kohorten, welche Koloniekohorten hiefsen, und zufällig dahin gekom-

kommen waren, behielten sie zum Schutz der Stadt bei sich. In diesen Tagen warfen auch die Karmonenser, die festeste Stadt der ganzen Provinz, von selbst drei von Varro zur Besatzung auf die Burg der Stadt verlegte Kohorten heraus und sperrten die Thore.

Desto mehr aber eilte Varro, so bald als 20.
möglich mit den Legionen nach Gades zu gelangen, damit ihm nicht der Zug, oder die Uiberfahrt gewehrt würde. So sehr war die ganze Provinz Cäsarn ergeben. Als er etwas weiter gezogen war, erhielt er Briefe aus Gades: sobald man Cäsars Befehl vernommen, hatten die vornehmsten Gaditaner mit den Tribunen der Kohorten, die dort zur Besatzung lagen, einmüthig Gallonius aus der Stadt zu jagen, Cäsarn Stadt und Insel zu bewahren beschlossen, nach diesem Entschluss dem Gallonius angekündigt, er möge von selbst, so lange er es ohne Gefahr noch könnte, Gades räumen, wo nicht, so würden sie sich rathen. So sei Gallonius vor Furcht aus Gades geflohen. Auf diese Nachricht nahm die eine von beiden Legionen, die einheimische genannt, aus Varro's Lager, in seinem Beiseyn und vor seinen Augen, die Banner auf[143]), zog sich nach Hispalis zurück, und hielt auf dem

143) Nämlich um weiter zu ziehen, wie die Folge zeigt.

Markte und in den Hallen, ohne Schaden zuzufügen. Dies gefiel den versammelten Römischen Einwohnern so, dafs jeder sie sehr gern gastlich in sein Haus aufnahm. Hierdurch erschreckt wendete sich Varro und versprach, nach Italika zu kommen, erfuhr aber von den Seinen, dafs die Thore gesperrt wären. So überall abgeschnitten, sendet er an Cäsar: er sei bereit, die Legion, wenn er befehle, zu übergeben. Dieser sendet Sex. Cäsar an ihn, und befiehlt, sie diesem zu übergeben. Als dies geschehen, kommt Varro nach Korduba zu Cäsar, legt treulich Rechenschaft von den Staatsgeldern ab, übergiebt, was er bei sich hat und zeigt, wie er überall Getreide und Schiffe habe.

21. Cäsar hält eine Rede in Korduba, und dankt allen überhaupt: den Römischen Bürgern, dafs sie die Stadt zu behaupten sich beeifert; den Hispaniern, dafs sie die Besatzungen vertrieben; den Gaditanern, dafs sie der Feinde Unternehmen zu nichte gemacht und sich in Freiheit gesetzt; den Kriegstribunen und Centurionen, die als Zusätzer dahin gekommen waren, dafs sie die Absicht jener durch ihr wackeres Benehmen unterstützt hätten; das Geld, welches die Römischen Bürger Varro'n im Namen der Republik versprochen, sendet er zurück; denen, welche freier gesprochen und deshalb bestraft worden waren, gab er ihre Güter wieder; er vertheilte an einige im Namen der Republik, wie für sich, Belohnun-

gen, den übrigen machte er Hoffnung für die Zukunft. Nach zweitägigem Aufenthalt in Korduba geht er nach Gades, läfst das Geld und die aus Herkules Tempel in ein Privathaus geschafften Denkmäler wieder in den Tempel schaffen, ernennt Q. Kassius zum Statthalter der Provinz, giebt ihm vier Legionen, er selbst aber kommt mit den von Varro, und auf seinen Befehl von den Gaditanern gefertigten Schiffen, nach wenig Tagen in Tarrako an. Hier erwarteten ihn Gesandtschaften fast aus der ganzen diesseitigen Provinz. Oeffentlich und besonders zeichnete er einige Gemeinden ehrenvoll aus, verliefs Tarrako, und zog zu Lande nach Narbo, von da nach Massilien. Hier erfuhr er, dafs man wegen der Diktatur auf ein Gesetz angetragen, und dafs M. Lepidus, der Prätor, ihn zum Diktator ernannt.

22. Die Massilier, erschöpft durch allerlei Unglück, im höchsten Mangel alles Getreides, zweimal im Seegefecht überwunden, durch häufige Ausfälle zerstreut, auch von einer schweren Seuche wegen unaufhörlich entzogener und veränderter Lebensmittel geplagt — denn alle nährten sich mit altem Fenchel und verdorbener Gerste, welches ehedem auf solche Fälle aufgespart und nun zu öffentlichem Gebrauch überlassen worden war — wollten sich nun, da der Thurm eingestürzt, die Mauern gröfstentheils wankelbar worden, auf keine Hülfe aus den Provinzen

und Heeren zu hoffen war, als welche in Cäsars Gewalt waren, ohne Betrug ergeben. Aber wenig Tage zuvor hatte L. Domitius, als er der Massilier Entschluss erfahren, drei Schiffe aufgebracht, zwei seinen Freunden gegeben, eines selbst bestiegen, und reisete bei stürmischem Wetter ab. Diesen erblickten Schiffe, welche auf Brutus' Befehl nach täglicher Gewohnheit am Hafen wachten, lichteten die Anker und folgten. Von diesen Schiffen floh das seinige allein unausgesetzt, und kam mit Hülfe des Sturms aus den Augen; zwei, durch das Zusammentreffen unserer Schiffe erschreckt, zogen sich in den Hafen zurück. Die Massilier schaffen, wie ihnen befohlen wird, Waffen und Gewerf aus der Stadt, ziehen die Schiffe aus Hafen und Werften, übergeben die öffentliche Kasse. Hierauf begnadigt sie Cäsar mehr nach ihrem Ansehen und Alter, als nach ihren Verdiensten, lässt zwei Legionen zur Besatzung daselbst, sendet die übrigen nach Italien, geht selbst nach der Hauptstadt 444).

23. In derselben Zeit zog K. Kurio aus Sicilien nach Afrika, und, schon Anfangs des P. Attius Varus Mannschaft verachtend, setzte er zwei Legionen von den vier, welche er von Cäsar erhalten hatte, und fünfhundert Ritter über; zwei Tage und drei Nachte brachte er mit der Fahrt zu und landete an dem Ort, der Aquilaria

444) Rom.

heifst. Dieser ist von Klupea zweiundzwanzigtausend Schritte, hat im Sommer keinen ungelegenen Standort, und liegt zwischen zwei hochragenden Vorgebirgen. Dieses Kurio Ankunft erharrte L. Cäsar der Sohn vor Klupea mit zehn Hauptschiffen, welche P. Attius aus dem Kriege mit den Kapern zu Utika weggeführt und zu diesem Kriege hatte ausbessern lassen; der Schiffe Menge fürchtend hatte er das hohe Meer verlassen, war mit einem gedeckten Dreiruderer am nächsten Ufer gelandet, und, ihn daselbst zurückgelassen, zu Lande nach Adrumetum geflohen. Diese Stadt besetzte K. Konsidius Longus mit Einer Legion. Mit Cäsars Flucht zogen sich auch die übrigen Schiffe nach Adrumetum. Ihm folgte M. Rufus, der Quästor, mit zwölf Schiffen, welche Kurio den Lastschiffen zur Bedekkung aus Sicilien mitgebracht hatte; dieser das am Ufer gelassene Schiff erblickend zog es mit Tauen fort, und kam wieder mit der Flotte zu Kurio.

24. Kurio sendete Markus mit Schiffen nach Utika voraus, zog selbst mit dem Heere dahin; nach zweitägigem Marsch gelangte er an den Fluss Bagrada; dort liefs er den Legaten K. Kanninius Rebilus mit den Legionen; er aber zog mit der Reiterei voraus, um den Ort für das Kornelische Lager [145]) zu erspähen, weil hier

145) Das Kornelische Lager hies eine Stelle,

sehr schicklicher Lagerplatz war. Es ist nämlich ein gerades in das Meer ragendes Joch, zu beiden Seiten jäh und rauh, etwas sanfter jedoch lehnig von der Seite, welche nach Utika sich neigt. Von Utika ist es gerades Weges etwas über tausend Schritte, aber unterweges ist ein Quell, wodurch das Meer weiter vordringt und weit und breit steht der ganze Ort unter Wasser; wer diesen umgehen will, macht einen Umweg von sechstausend Schritt, ehe er zur Stadt kommt.

23. Diesen Ort erspähet sah Kurio des Varus Leger, mit Mauer und Stadt verbänden, am Thor, welches das Kriegsthor heifst, durch seine Lage sehr verschanzt; auf einer Seite durch das Städtchen Utika selbst, auf der andern durch das Theater, welches vor der Stadt liegt, durch welches Werkes grofsen Unterbau der Zugang zum Lager schwierig und eng ist. Zugleich bemerkt er, dafs die Strafsen voll sind, viel allenthalben getragen und gefahren wird, was aus Furcht plötzliches Aufbruchs vom Lande in die Stadt geschafft wurde. Hieher sendet er seine Reiterei, zu plündern und Beute zu machen; zu gleicher Zeit erscheinen, dies Vorhaben zu unterstützen, von Varus gesendet, 600 Numidische Reiter aus der Stadt und 400 Fufsvölker,

---

wo im Punischen Kriege einst Scipio gestanden hatte, wie 30, 37.

welche König Juba wenig Tage zuvor zu Hülfe nach Utika gesendet hatte. Dieser war vom Vater her Gastfreund des Pompejus, und grollte auf Kurio, weil er als Volkstribun ein Gesetz ausgebracht hatte, wodurch Juba's Reich an die Römer fallen sollte. Die Reiter geriethen an einander, aber die Numidier können der Unsrigen ersten Andrang nicht bestehen; bei hundert und zwanzig werden getödtet, die Uibrigen ziehen sich in das Lager bei der Stadt zurück. Unterdessen läfst Kurio, als die Hauptschiffe ankommen, den Lastschiffen, deren ungefähr zweihundert vor Utika lagen, ansagen: er werde den für Feind halten, der nicht alsobald nach dem Kornelischen Lager steuerte. Auf diese Ansage lichten alle Augenblicks die Anker, verlassen Utika und segeln, wohin ihnen befohlen war. Dadurch erhielt das Heer alles in Menge.

Hierauf zog sich Kurio in das Lager bei 26.
Bagrada zurück, und ward durch des ganzen Heeres Zuruf zum Feldhauptmann ernannt. Am folgenden Tage führt er das Heer nach Utika, und lagert nahe an der Stadt. Noch war das Lager nicht völlig aufgeschlagen, als Reiter von ihrem Posten verkündeten, dafs viel vom König gesendete Hülfstruppen, wie Reiterei, so Fufsvolk, nach Utika kommen; zu gleicher Zeit erblickte man viel Staub, und alsobald zeigte sich der Vortrab. Von der Sache Neuheit bewegt sendet Kurio Reisige voraus, den ersten Anfall

zu bestehen und zu hemmen, er selbst, schnell die Legionen von dem Werk weggeführt, ordnet die Schlacht. Die Reiter liefern ein Treffen, und ehe noch die Legionen sich völlig ausbreiten und Fuß fassen konnten, warfen sich des Königs sämmtliche Hülfsvölker gehemmt und bestürzt, in die Flucht, weil sie ohne Ordnung und Furcht ausgezogen waren; fast die ganze Reiterei blieb unverletzt, weil sie sich am Ufer in die Stadt zog, und tödtete viele von dem Fußvolk.

27. In der nächsten Nacht flohen zwei Marsische Centurionen aus Kurio's Lager mit zwei und dreißig Soldaten aus ihren Manipeln zu Attius Varus. Diese überbrachten, was sie wirklich meinten, oder schmeichelten auch des Varus Ohr: — denn was man will, glaubt man gern, was man selbst fühlt, hofft man, fühlen auch die Andern — sie sagen mindestens für gewiß, „des ganzen Heeres Gemüther seien Kurio entfremdet, es sei besonders nöthig, daß das Heer sich zeige und man die Erlaubniß zu einer Unterredung gebe.“ Dadurch verleitet führt Varus am folgenden Tage früh die Legionen aus dem Lager. Dasselbe thut Kurio; beide ordnen ihre Mannschaft, zwischen ihnen liegt ein eben nicht großes Thal.

28. Bei des Varus Heere war Sex. Quintilius Varus, der, wie oben erwähnt wurde, zu Korfinium gewesen war. Dieser, von Cäsar entlas-

em, war nach Afrika gekommen, und Kurio hatte die Legionen übergeführt, welche ehedem Cäsar in Korfinium übernommen hatte, so daſs, mit Veränderung weniger Centurionen, noch dieselben Schaaren und Manipeln geblieben waren. Dies nahm Quintilius zum Anlaſs eines Zurufs, umging Kurio's Schlachtordnung und beschwur die Soldaten, „ihres ersten vor Domitius und ihm, als Quästor, geleisteten Eides nicht zu vergessen, noch gegen diejenigen die Waffen zu ergreifen, welche dasselbe Schicksal gehabt, dasselbe bei der Belagerung erlitten hätten, noch für jene zu streiten, von welchen sie schimpflich Uiberläufer genannt würden. Auch fügte er mit wenigem hinzu, was sie von seiner Milde zu erwarten hätten, wofern sie ihm und Attius folgten."

Auf diese Rede läſst das Heer Kurio's 29.
sich nirgends vernehmen, und so führt jeder seine Mannschaft zurück; in Kurio's Lager kommt alle eine groſse Furcht an; denn diese wächst schnell durch das Gerede. Jeder hegte seine Meinung und vermehrte, was er vom andern gehört hatte, durch eigne Furcht. Durch Einen hatte sich dies zu mehrern fortgepflanzt, einer hatte es dem andern überliefert, und so schienen mehrere Urheber zu seyn. [Es sei ein Bürgerkrieg; was ihnen gelüstete, pflegten die Menschen zu thun, was sie wollten, zu verfolgen; die Legionen seien kurz vorher bei den

Soldaten gewesen (denn auch Cäsars Verdienst hatte die Gewöhnung anders gestaltet); die dargebotenen Municipien seien aus verschiedenen Theilen zusammen verbunden; denn sie kamen jetzt vor den Marsern und Peignern, als welche in voriger Nacht in den Zelten gelegen; jetzige Soldaten nehmen nachdrücklichere Reden [illegible] auf. Manches ward auch von denen, welche sorglicher scheinen wollten, erdichtet 146).]

30. Aus diesen Gründen berief er einen Kriegsrath und besprach sich über das Ganze. Es fielen Stimmen dahin, dafs man auf alle Weise wagen und Varus Lager stürmen müsse; denn solchen Kriegsberathungen, meinten sie, sage die Ruhe nicht zu. Zuletzt hielten sie es für leichtlicher, „tapfer im Streit das Kriegsglück zu versuchen, als, von den Ihrigen verlassen und umgangen, schwer zu büfsen.“ Andre meinten, „man müsse nach der dritten Nachtwache in das Nemetische Lager zurückgehen, damit durch eine längere Zwischenzeit der Soldaten Gemüther geheilt würden, zugleich aber, wenn etwas Schweres sich ereignete, mittelst vieler Schiffe man sich sicherer und leichter nach Sicilien zurückziehen könnte.“

---

146) Die Unordnung, und das Eingeschaltete, welche sich in dieser eingeschlossenen Stelle wechselseitig umfangen, verrathen ein fremdes Einschiebsel.

Kurio sagte, beides verwerfend, „was an 31.
Muth die eine Meinung zu wenig habe, habe die andre zu viel; diese nähmen Rücksicht auf die schimpflichste Flucht, jene möchten auch an ungelegnem Platze kämpfen. Denn", sprach er, „wie dürfen wir uns nur getrauen, ein von Kunst und Natur so wohl verschanztes Lager zu erstürmen? oder, was schaffen wir, wenn wir mit grofsem Schaden endlich den Lagersturm aufheben? als ob nicht das Glück dem Feldherrn des Heeres Wohlwollen, Unglück aber Hafs zuzöge! Was kann aber veränderter Lagerplatz mit sich führen, als schmähliche Flucht, allgemeine Verzweiflung, und des Heeres Abfall? Denn weder die, so sich schämen, dürfen vermuthen, dafs man ihnen wenig glaube, noch die Uibelgesinnten wissen, dafs man sie fürchte; jenen wächst mit unsrer Furcht die Frechheit, diesen aber sinkt der Eifer. Ist uns nun ausgemacht, was von des Heeres Abtrünnigkeit verlautet, welches alles ich entweder für ganz falsch, oder doch mindestens für unwichtiger halte, als man glaubt: wie viel besser ist es, dies zu übergehen und zu verbergen, als selbst zu bestättigen? Müssen wir nicht, wie des Leibes Wunden, so des Heeres Ungemach verdecken, damit wir den Feinden nicht die Hoffnung nähren? Aber, setzen sie auch hinzu, mitten in der Nacht müssen wir ausziehen: damit, meine ich, die, so da freveln möchten,

mehr Zügellosigkeit für sich haben: denn dergleichen hemmt Schaam oder Furcht, welchen die Nacht ungünstig ist. Darum habe ich weder soviel Muth, dafs ich ohne Hoffnung gedächte, das Lager zu erstürmen, noch Furcht genug, um selbst zu entstehen, und urtheile, man müsse eher alles versuchen, und hoffe, ich werde gröfstentheils mit euch gemeinsam die Sache entscheiden."

32. Er entläfst den Kriegsrath und beruft die Soldaten zusammen, erinnert, „wie Cäsar ihres Eifers vor Korfinium sich erfreut, wie er durch ihr Verdienst und Ansehen einen grofsen Theil Italiens sich unterworfen habe. Denn euch, sprach er, und eurer That folgten alle Municipien nach einander, und nicht ohne Ursach urtheilte Cäsar so freundschaftlich, jene so feindselig über euch. Denn Pompejus, in keinem Treffen geschlagen, verliefs, blofs auf eurer That vergängige Veranlassung, Italien; mich, seinen Themersten, und die Provinz Sicilien und Afrika, ohne welche er die Hauptstadt und Italien nicht behaupten kann, hat Cäsar eurer Treue anvertraut. Einige rathen euch, von uns abzufallen. Was ist diesen auch wol erwünschter, als zu gleicher Zeit uns zu hintergehen, euch aber in eine Frevelthat zu verflechten? oder was können, die euch zürnen, Nachtheiligeres von euch denken, als dafs ihr die verrathet, welche euch alles zu danken glauben, und in deren

Gewalt gerathet, welche durch euch untergegangen zu seyn urtheilen? Habt ihr aber nicht von Cäsars Thaten in Hispanien gehört, wie zwei Heere geschlagen, zwei Heerführer besiegt, zwei Provinzen übernommen worden? wie dies in vierzig Tagen, wo Cäsar den Feind ansichtig ward, vollendet? Oder werden, die unverletzt nicht widerstehen konnten, nun, da sie zu Grunde gerichtet sind, widerstehen? Möchtet ihr, die Cäsarn folgten, als der Sieg ungewiß war, nun, da das Kriegsglück bereits entschieden, dem Uiberwundenen folgen, da ihr eurer Dienste Belohnung erhalten sollt? Freilich sagen sie, ihr habet sie verlassen und verrathen, und erwähnen des ersten Schwurs. Habt aber ihr den L. Domitius, oder hat L. Domitius euch verlassen? hat nicht er euch aufgegeben, als ihr bereit waret, das Aeuserste zu erdulden? hat er nicht, euch unbemerkt, die Rettung in der Flucht gesucht? Seid ihr nicht, von ihm verrathen, durch Cäsars Güte erhalten worden? wie konnte euch doch der beim Schwur halten, welcher, die Steckenbündel weggeworfen, seine Feldhauptmannschaft niedergelegt, nun als Privatmann, gefangen, selbst in fremde Gewalt gerathen war? Noch ist eine neue Bedenklichkeit übrig, nämlich mit Vernachlässigung eures jetzigen Eides jenen zu berücksichtigen, welcher durch Ergebung und Verurtheilung des Anführers aufgehoben ist. Aber, wenn ihr Cäsarn

beifallet, nehmt ihr, meine ich, an mir Anstofs, der nicht von seinen Verdiensten um euch reden wird, welche bis jetzt unter meinem Willen und eurer Erwartung sind. Doch haben jederzeit die Krieger ihrer Mühseligkeiten Lohn aus des Krieges Ausgang gezogen: welches aber dieser seyn werde, zweifelt ihr ja selbst nicht. Warum soll ich aber unsre Sorgfalt, oder, wie weit bereits die Sache gediehen, und unser Glück, übergehen? Reut es euch, dafs ich das Heer wohlerhalten und unverletzt, ohne eines Schiffes Verlust, übergesetzt? dafs ich beim ersten Angriff die feindliche Flotte zurückgeschlagen? dafs ich zwier in zwei Tagen in einem Reitertreffen Meister geworden? dafs ich aus der Feinde Hafen und Bucht zweihundert Lastschiffe herbeigeführt, und jene dahin gebracht habe, dafs sie weder zu Lande noch zu Wasser mit Zufuhr unterstützt werden können? Wollt ihr nun dies Glück, diese Anführer verwerfen, und der Korfinienser Schimpf, oder die Flucht aus Italien, oder die Übergabe der beiden Hispanien, oder des Afrischen Krieges vorläufige Entscheidung vorziehen? Ich wollte Cäsars Krieger heifsen: ihr nanntet mich Feldhauptmann. Bereut ihr dies, so gebe ich euch euer Geschenk zurück; gebt ihr mir meinen Namen wieder, damit ihr mir nicht zum Schimpf einen Ehrennamen gegeben haben möget!"

Von dieser Rede gerührt unterbrachen die 33.
Soldaten den Sprechenden häufig, zum Beweis, wie sehr sie der Verdacht der Untreue schmerze. Als er abtrat aus der Versammlung, ermahnen ihn alle, Muth zu fassen, ohne Bedenken ein Treffen zu liefern, und ihre Treue und Tapferkeit zu prüfen. So war Aller Wille und Meinung umgestimmt und Kurio stimmte ihnen bei, beim ersten Anlafs es auf ein Treffen ankommen zu lassen. Tages darauf führte er sie an eben dem Orte, wo er vorher gehalten hatte, schlachtrüstig auf. Selbst Varus Attius bedachte sich nicht, seine Mannschaft vorrücken zu lassen, möchte sich nun Gelegenheit finden, die Soldaten aufzuregen, oder an gelegenem Orte zu fechten, um nur nichts zu verabsäumen.

Zwischen beiden Heeren war, wie oben 34.
gedacht [147]), ein nicht eben grofses, aber schwer und mühsam zugängliches Thal. Jeder wartete, ob der andre etwa durchzugehen versuchte, um an gelegenem Orte ein Treffen zu liefern. Zugleich sah man auf dem linken Flügel des P. Attius ganze Reiterei und mehrere leicht bewaffnete dazwischen gestellte Soldaten, als sie in das Thal herabzogen. Dahin sendete Kurio die Reiterei und zwei Kohorten der Marruciner; die feindlichen Reiter bestanden ihren ersten Angriff nicht, sondern flohen mit angetriebenen

147) Kap. 27.

Pferden so den ihrigen zurück: von diesen verfolgt, wurden die Leichtbewaffneten, welche mit vorgesprengt waren, von den Unsrigen umringt und niedergehauen. Hieher gewendet sah des Varus ganzes Heer die Seinen fliehen und zusammengehauen. Da sprach Rebilus, Cäsars Legat, den Kurio aus Sicilien mitgebracht hatte, weil er sehr kriegserfahren war: „Du siehst, Kurio, dafs der Feind erschrocken ist: was säumst du, den Zeitpunkt zu benutzen?“ Kurio sagte nur dies, „dafs die Soldaten dessen eingedenk seyn möchten, was sie Tages vorher ihm bestätigt“, befiehlt zu folgen, stürzt allen voraus. So unwegsam war das Thal, dafs die ersten nicht leicht, wenn nicht unterstützt von den ihrigen, aufwärts konnten gelangen; aber die Attianischen Soldaten, von Furcht, Flucht und Niederlage der ihrigen befangen, dachten nicht an Widerstand und meinten schon, alle von den Reitern umringt zu werden. Also, noch ehe ein Geschofs gesendet werden konnte, oder die Unsern näher rückten, schwenkte sich des Varus ganzes Heer und zog sich in das Lager zurück.

35. Bei dieser Flucht forderte ein gewisser Fabius, ein Peligner, von den untersten Schaaren Kurio's, welcher den Vorzug der Fliehenden verfolgte, laut und namentlich den Varus auf, als wäre er einer aus seinem Heere und hätte etwas zu erinnern und zu sagen. Als nun Varus oft an-

angerufen sich umsah und anhielt, zu fragen, wer er sei, oder was er wolle, so hieb er mit dem Schwert nach der unbedeckten (rechten) Schulter, und hätte Varus beinahe getödtet; nur durch die aufgehobene Tartsche entging dieser der Gefahr. Fabius, von den nächsten Soldaten umringt, wird getödtet. Durch diese stürmende Menge der Fliehenden werden die Thore des Lagers besetzt, und der Zug selbst gehemmt; dort fallen mehrere ohne Wunden, als im Treffen, oder auf der Flucht, und fast wären sie auch aus dem Lager vertrieben worden; auch jagten einige alsobald in Einem Laufe nach der Stadt. Aber theils wehrte des Orts Lage und die Lagerschanze den Zugang, theils hatten die Soldaten Kurio's beim Auszug zurückgelassen, was zur Erstürmung des Lagers nöthig war. Also führte Kurio sein Heer in das Lager zurück, alle unverletzt, den Fabius ausgenommen; auf des Feindes Seite waren ungefähr sechshundert Todte und tausend Verwundete; diese alle, und noch andre, die sich für verwundet ausgaben, zogen sich, als Kurio abzog, vor Furcht aus dem Lager in die Stadt zurück. Varus bemerkte dies, kannte das Schrecken des Heeres, liefs zum Schein einen Trompeter [148]) und we-

148) Buccinator. Die buccina war freilich etwas anders. S. Lips. M. R. 4. 10. p. 127. f.

eigs Zelte im Lager zurück und führte das Heer um die dritte Nachtwache still wieder in die Stadt.

36. Tages darauf fing Kurio an, Utika zu belagern und zu umwallen. In der Stadt war eine, wegen langes Friedens, des Krieges ungewohnte Menge, die Uticenser Cäsarn, wegen mancher Verdienste um sie, sehr hold, der Nichteinheimischen mancherlei, der Schrecken vom vorigen Treffen her grofs. Also sprachen alle laut von Uibergabe und redeten dem P. Attius zu, nicht durch seine Hartnäckigkeit das Unglück herbeizuführen. Unterdessen waren vom König Iuba vorausgesendete Boten gekommen, welche seine Ankunft mit einem grofsen Heere verkündeten und zur Bewachung und Verteidigung der Stadt aufriefen. Dies hielt die erschreckten Gemüther aufrecht.

37. Auch Kurio erfuhr es, wollte es aber eine Zeit lang nicht glauben; so zuversichtlich baute er auf sein Glück, und schon kamen Boten und schriftliche Nachrichten von Cäsars Glück in Hispanien nach Afrika. Durch dies alles erhoben urtheilte er, der König werde nichts gegen ihn unternehmen; als er aber sichere Kunde erhielt, dafs seine Mannschaft weniger als fünf und zwanzig tausend Schritte von Utika sei, verliefs er die Schanzen und zog sich in das Cornelische Lager zurück. Hieher liefs er Getreide schaffen, hier das Lager verschanzen, Bauholz

anfahren, und sendete sogleich nach Sicilien, um zwei Legionen und die übrige Reiterei herbeizuziehen. Das Lager war sehr geeignet, den Krieg zu verlängern, durch des Orts Lage und Verschanzung, die Nähe des Meeres, den Vorrath an Wasser und Salz, wovon viel aus den benachbarten Salzwerken dahin geschafft worden war. An Bauholz konnte es der vielen Bäume wegen, an Getreide nicht fehlen, weil die Ländereien voll waren. Also schickte sich Kurio mit Einstimmung aller an, die übrige Mannschaft zu erwarten und den Krieg in die Länge zu ziehen.

Nach diesen Anstalten, alles gemeinschaft- 38.
lich beliebt, hörte er von einigen Uiberläufern aus der Stadt, dafs Juba, durch den benachbarten Krieg und das Zerwürfnis der Leptitaner zurückberufen, in seinem Reiche geblieben, dafs Sabura, sein Präfekt, mit geringer Mannschaft sich Utika nähere. Dieser Nachricht unbesonnen trauend ändert er seinen Plan und beschliefst ein Treffen. Darin bestärkt ihn sehr seine Jugend, seine Hochherzigkeit, das Fördernis in vorigen Zeiten, die Zuversicht auf ein glückliches Wagnis. Durch alles dies angetrieben sendet er mit Anbruch der Nacht die ganze Reiterei nach dem feindlichen Lager, an den Flufs Bagrada, wo Sabura, von welchem er zuvor gehört hatte, Befehlhaber war. Aber der König folgte mit aller Mannschaft und stand sechstausend Schritte

von Sabura. Die Nachts ausgesendeten Reiter legen ihren Weg zurück und greifen die Feinde unvermuthet und nichts sich versehend an. Denn die Numidier lagerten, nach Landesart, hier und da ausser Reihe und Glied. Diese vom Schlaf bemeisterten und zerstreuten griffen sie an, und tödteten ihrer viele; viele flohen erschrocken. Hierauf kehren die Reiter zu Kurio zurück und bringen die Gefangenen mit sich.

39. Kurio war um die vierte Nachtwache mit allen Truppen ausgezogen, und hatte fünf Kohorten als Lagerbesatzung zurückgelassen. Sechstausend Schritte vorgerückt stiefs er auf die Reiter und erfuhr den Vorfall. Er fragt die Gefangenen, wer an dem Bagrada stehe? Sabura, erwarten sie. Mehr zu fragen vergifst er in der Eile, und die Banner in der Nähe erblickend ruft er: „Seht ihr wohl, Soldaten, dafs der Gefangenen mit der Uiberläufer Aussage stimmt? dafs der König abwesend, geringe Mannschaft vorhanden ist, welche wenigen Reitern nicht stehen konnte? Auf! eilet dann zur Beute, zum Ruhme, damit wir auf Belohnung und Dank für euch sinnen mögen!" Bedeutend war an sich, was die Reiter gethan hatten, besonders da eine kleine Anzal mit soviel Numidiern zu thun hatte; doch vergröfserten sie es auch durch ihre Aufgeblasenheit, wie denn die Menschen gerne sich loben. Dazu wurde viel Erbeutetes vorausgetragen, Gefangene zu Fufs

und zu Pferde abgeführt, so daſs jede Zögerung ein Aufschub des Sieges schien. So entstand der Soldaten Eifer des Kurio's Hoffnungen nicht. Er befiehlt, daſs die Reiter ihm folgen, beschleunigt den Zug, um die durch Flucht Erschreckten anzugreifen. Aber jene konnten, von dem Zug die ganze Nacht hindurch ermüdet, nicht folgen, und blieben so hier und da zurück. Auch dies benahm Kurio'n seine Hoffnung nicht.

Juba, durch Sabura von dem nächtigen [149]) 40.
Treffen benachrichtigt, sendet ihm zweitausend Hispanische und Gallische Reiter, die er als Leibwache um sich hatte, und vom Fuſsvolk diejenigen, auf welche er am meisten hielt, zu Hülfe. Er selbst folgt mit der übrigen Mannschaft und sechzig Elephanten langsam nach, in der Vermuthung, daſs, da die Reiter vorausgesendet, Kurio nachkommen werde. Sabura ordnet Reiter und Fuſsvolk, und befiehlt, mit verstellter Furcht allmälich zu weichen und sich zurückzuziehen; wenn es nöthig sei, wolle er das Zeichen zum Treffen geben, und, was die Umstände heischten, befehlen. Kurio bei seiner Hoffnung nun auch noch in der Meinung,

---

149) Nächtlich zeigt die Wiederkehr, mithin Unterbrechung, nächtig aber die Fortdauer und Ausfüllung der Handlung an, nach gründlicher Sprachforscher Bemerkung.

dafs die Feinde fliehen, führt seine Mannschaft von den Höhen auf das Blachfeld.

41. Von hier aus weiter vorgerückt hält er sechszehntausend Schritte weit mit seinem von der Anstrengung ermatteten Heere. Sabura giebt den Seinen das Zeichen, ordnet die Schlacht, umgeht die Scharen und ermahnt sie, braucht aber das Fufsvolk blofs in der Ferne zum Schein, die Reiter sendet er in die Mitte. Kurio ist geschäftig, ermahnt, alle Hoffnung auf Tapferkeit zu gründen; nicht einmal dem Fufsvolk, obwol sie ermüdet, noch den Reitern, obwol wenigen und durch Mühsal abgematteten, fehlte Streitlust und Tapferkeit. Aber ihrer waren zweihundert, die übrigen waren unterwegs zurückgeblieben. Wo diese den Angriff wagten, zwangen sie die Feinde zu weichen; aber sie konnten die Flüchtigen nicht verfolgen, noch ihre Pferde stärker antreiben. Die feindliche Reiterei dagegen umging unser Treffen auf beiden Flügeln, und griff sie von hinten an. Als die Kohorten, ihr Treffen verlassend, vorrückten, flohen alle Numidier schnell vor der Unsern Angriff, zogen sich in ihre Reihen zurück, gingen herum und schlossen sie vom Treffen aus. So schien es denn nicht sicher, weder den Platz zu behaupten und Reihe zu halten, noch vorzurücken und dem Zufall sich zu überlassen. Der Feinde Mannschaft mehrte sich durch des Königs Zuzug noch immer; die Unsrigen wur-

den von Müdigkeit entkräftet, die Verwundeten konnten weder aus dem Treffen weichen, noch an einen sichern Ort gebracht werden, weil das ganze Treffen mit feindlicher Reiterei umgeben war. Diese, ihrer Rettung verzweifelnd, wie die Menschen in den letzten Augenblicken pflegen, bejammerten ihren Tod, oder empfahlen ihre Verwandten, wenn das Glück sie der Gefahr etwa entrisse. Alles war voll Furcht und Trauer.

Kurio, da alle erschrecht waren, und kei- 42.
ner seine Ermahnungen und Bitten hören wollte, hatte noch bei diesem Unfall die einzige Hoffnung, die nächsten Hügel zu erreichen und läßt dahin vordringen. Aber auch diese nimmt von Sabura gesendete Reiterei vorher weg. Nun steigt der Unsern Verzweiflung aufs höchste, sie werden theils fliehend von den Reitern getödtet, theils stürzen sie unversucht nieder. Kn. Domitius, Präfekt der Reiter, der mit wenig Reitern umher stand, warnt Kurio, er solle sich durch Flucht retten, und nach dem Lager ziehen, verspricht auch, er wolle nicht von ihm weichen. Aber Kurio war fest entschlossen, nie ohne das ihm von Cäsar anvertraute Heer vor Cäsar zu erscheinen, und fällt so im Gefecht. Wenig Reiter ziehen sich aus dem Treffen zurück; nur die, welche in der Hinterhut hielten, um, wie oben bemerkt, die Pferde ausruhen zu lassen, begeben sich, als sie von fern die allgemeine Flucht bemerkten, unverletzt in das La-

ger. Alle Soldaten bleiben bis auf den letzten Mann.

43. Nun ermahnt M. Rufus, der Quästor, den Karlo im Lager zurückgelassen, die Seinen, dafs sie den Muth nicht sinken lassen. Diese bitten und beschwören ihn, sie wieder nach Sicilien segeln zu lassen. Er verspricht es, und befiehlt den Schiffmeistern [150]), mit einbrechendem Abend alle Fahrzeuge an das Ufer zu bringen; aber so grofs war Aller Schrecken, dafs einige sagten, Iuba's Heer sei da, andre, Varus dringe mit den Legionen vor, und sie sehen schon den Staub der Kommenden, was alles nicht zutraf; andre vermutheten, die feindliche Flotte werde schnell herbeieilen. So waren alle erschrocken und jeder suchte sich zu retten. Die auf der Flotte waren, reiseten eilig ab. Ihre Flucht reizte die Steuerleute der Lastschiffe. Wenig Boote kamen auf Befehl, ihrer Pflicht gemäfs, zusammen. Aber, da die Ufer so angefüllt waren, so war der Gedrang besonders der Einsteigenden so grofs, dafs einige durch die Menge und Last versanken, die übrigen sich nicht näher wagten.

44. So geschah es denn, dafs wenige Soldaten und Hausväter, welche entweder beliebt waren, oder Mitleid erregten, oder an die Schiffe schwim-

150) Dies im Nibelungenlied vorkommende Wort passte für magistri navium.

men konnten, aufgenommen, wohlerhalten nach Sicilien kehrten. Die übrige Mannschaft sendete in der Nacht ihre Centurionen als Gesandten an Varus und ergab sich ihm. Ihre Kohorten sah Tages darauf Iuba vor der Stadt, hielt sie für seine Beute, und liefs viele davon umbringen, wenig Auserlesene sendete er in das Reich zurück. Als Varus deshalb über Treubruch klagte, und nicht zu widerstehen getraute: ritt er selbst in die Stadt, und befahl, im Gefolge mehrerer Rathsherrn, worunter Ser. Sulpicius und Licinius Damasippus waren, in wenig Tagen bestimmt, was er mit Utika wolle; wenig Tage darauf zog er sich mit aller Mannschaft in das Reich zurück.

# Drittes Buch.

In den Versammlungen unter Cäsars Diktatur werden Julius Cäsar und P. Servilius zu Konsuln erwält; dies nämlich war das Jahr, wo ihm nach den Gesetzen gestattet war, Konsul zu werden [151]). Hierauf, da der Kredit in ganz Italien gesunken war, und Niemand wiederzalen mochte, bestimmte er Schiedsrichter; durch diese sollten Besitzungen und Geräthe nach ihrem Werthe vor dem Kriege geschätzt und den Gläubigern überlassen werden. Dies hielt er für das Schicklichste, sowol um die Furcht vor Schuldnachlass [152]) zu benehmen oder zu mindern,

151) Nämlich nach zehen Jahren konnte einer wieder Konsul werden. s. Cic. legg. 3, 3.

152) Tabulae nouae hiessen Rechnungsbücher, worin die Namen der Gläubiger gestrichen, oder ihre Posten vermindert wurden. Jenes war Bankrott, dies Accord. Aus dem Zusatz im Texte und dem ganzen Zusammenhange ergiebt sich, dass dieser timor tab. nou. auf die Gläubiger ging, welche durch Bankrotte ruinirt zu werden fürchten mussten. Die Gr. nennen tab. nou. χρεωκοπιας.

welche gewöhnlich auf Kriege und Bürgerzwiste folgt, als auch, um der Schuldner Kredit zu sichern. Ferner setzte er auf Vortrag der Prätoren und Volkstribunen an das Volk, einige wieder in ihre Rechte, die nach dem Pompejischen Gesetz damals, als Pompejische Legionen die Stadt besetzt hatten, wegen Ehrgrembeens 153) verurtheilt worden waren (solche Rechtssprüche waren täglich ausgefertigt worden, indem andre

153) Ehrgrembeen, Ehrengrempeln hat Aventinus für ambitus gebraucht und ausdrücklich erklärt: so einer über die mafs mit unrechter weifs nach Ehren trachtet und die kauft. S. Lessings Nachlafs zur deutschen Sprache, alten Liter., Gelehrten- und Kunstgeschichte geordnet von Fulleborn (3. Th. der von seinem Bruder herausgegebenen Lebensbeschreib. Lessings) S. 150. Uiber den Ursprung des Worts ist dort nichts gesagt. Er scheint in grimmen zu liegen, welches, jetzt nur noch provinzial, mit den Nägeln, Klauen, kratzen oder eingreifen heifst, und wovon noch Bauchgrimmen, es grimmt mich, in der Schriftsprache übrig sind. Dies Wort selbst aber, wie das in der Erklärung gebrauchte kratzen, gehört zu dem Stammwort γραω, von dessen herrlichen und weiten Verzweigungen l. Arn. Kanne über die Verwandtsch. der griech. und deutschen Sprache S. 86. ff. einige angeführt hat. Näher dem hier gebrauchten Wort verwandt ist das aus χραω entstandene χραμπτω, welches in den zusammengesetzten Formen ἐγχραω,

Richter verhörten, andre entschieden,); die sich ihm beim Anfange des Bürgerkriegs zu Kriegsdiensten angeboten hatten, behandelte er als Gediente, weil sie sich ihm überlassen hatten; denn diese glaubte er vielmehr durch Volksurtheil wieder einsetzen, als durch seine Begünstigung aufnehmen zu müssen, damit er weder undankbar beim Abstatten des Dankes, noch anmafsend im Entreifsen der Volksbegünstigung schiene.

---

ἐγχίπτω, ἐγχρίμπτω, ebenfalls die Bedeutung des Angreifens, Berührens, des Kratzens und Verwundens beibehalten hat. Dafs grembsen und grempeln dasselbe sind, erkennt auch, wem wenig Witz verliehen. — Beiläufig ein Wort! Die Gleichgültigkeit, womit die Deutschen das angeführte Werk ihres wahrhaft genialen und tiefgelehrten Landsmannes, welcher die Philologie gewifs wieder zu Ehren bringen wird, aufgenommen haben, beweiset, flüchtig betrachtet, wie doch das Echte und Gründliche durch einwohnende Kraft den unnützen Haufen abwehrt, und mülich die Bessern anzieht. Tiefer aber angesehen beweiset eben diese Gleichgültigkeit den Reichthum und die Kraftfülle unsrer Nation, den seichten Schwätzern zum Trutz, welche kleinmüthig den jüngsten Tag unsrer Sprache und Literatur prophezeiten. Aber wir sind und bleiben Deutsche, und die Wurzeln dieses herrlichen Stammes liegen zu tief in dem Boden der Weltgeschichte, als dafs wir jetzt schon ihre Ausrottung fürchten dürften!

Dazu, wie zur Feier der Latinischen Bun- 2.
desfeste [154]) und allen Volksversammlungen braucht er elf Tage. Dann legt er seine Diktatur nieder, reiset ab aus der Hauptstadt und kommt nach Brundisium. Dahin waren zwölf Legionen und die ganze Reiterei befehligt; aber er fand so (wenig) Schiffe vor, dafs kaum funfzehntausend legionarische Soldaten und fünfhundert Reiter übersetzen konnten. Dies Einzige, der Mangel an Schiffen, hinderte Cäsar, den Krieg schnell zu beendigen. In die Mannschaft selbst wird in so geringerer Anzal eingeschifft, weil viele nach soviel gallischen Kriegen fehlten, der lange Zug aus Hispanien viele aufgerieben, und der rauhe Herbst in Apulien und um Brundisium, gegen Galliens und Hispaniens milde gesunde Gegend, das ganze Heer mit Krankheit heimgesucht hatte.

Pompejus hatte Jahresfrist zur Errichtung 3.
von Mannschaft gewonnen, weil in dieser Zeit kein Krieg, und Ruhe vor dem Feinde gewesen war, und aus Asien, den Cykladischen Inseln, Korcyra, Athen, Pontus, Bithynien, Syrien, Cilicien, Phönicien und Aegypten eine grofse Flotte zusammengebracht, eine grofse allenthalben errichten lassen, viel Geld von Asien, Syrien,

---

154) Dies Fest wurde auf dem Albanischen Berge gefeiert, ehe ein Konsul in den Krieg ziehen durfte. Livius 21, 63. 22, 4.

allen Königen, Dynasten, Vierfürsten und freien Völkern Achaiens eingetrieben; viel hatten ihm auch die Pächter 155) der Provinzen, welche er übernommen, zalen müssen.

4. Von Römischen Bürgern hatte er neun Legionen gebildet, fünf aus Italien übergeführt, eine von Altgedienten aus Sicilien, welche er, weil aus zwoen gemacht, die Zwillingslegion nannte; eine aus Kreta und Macedonien, von altgedienten Soldaten, welche, von den vorigen Feldhauptmännern entlassen, sich in jenen Provinzen angesiedelt hatten; zwo aus Asien, vom Konsul Lentulus entboten. Uiberdies hatte er viel aus Thessalien, Böotien, Achaja, Epirus, als Ergänzung, unter die Legionen vertheilt. Diesen hatte er des Antonius Soldaten beigemischt. Auser diesen erwartete er aus Syrien zwo Legionen unter Scipio. Bogner hatte er aus Kreta, Lacedämon, Pontus, Syrien, und den übrigen Städten, dreitausend: zwo Kohorten Schleuderer, jede zu sechshundert Mann, siebentausend Reiter, wozu Dejotarus sechshundert Gallier, Ariobarzanes aus Kappadocien fünfhundert, eben soviel Kotys aus Thracien gestellt, und mit seinem Sohn Sadala gesendet hatte. Aus Macedonien waren unter Rhescypolis zweihundert treffliche

155) Socii und societas nämlich hiefsen die Römischen Ritter, welche zusammentraten und die Provinzen pachteten.

Männer; fünfhundert von den Gabinischen in Alexandria, Gallier und Germanen, welche A. Gabinius daselbst beim König Ptolomäus als Besatzung zurückgelassen hatte, führte Pompejus, der Sohn, mit einer Flotte hinzu: achthundert hatte er aus seinen Sklaven und Hirten aufgebracht; dreihundert gaben Tarkondarius Kastor und Donilaus aus Gallogräcien; einer von ihnen war selbst mitgekommen, der andre hatte seinen Sohn gesendet. Zweihundert sendete aus Syrien Komagenus Antiochus, welchem Pompejus viel geboten hatte; darunter die meisten reitende Bogner. Dazu hatte er Dardaner, Besser, theils um Sold, theils durch Feldherrn Befehl, oder Gefälligkeit, auch Macedonier, Thessaler und noch andere Völkerschaften und Gemeinden geschlagen und die oben angegebene Zal herausgebracht.

Sehr viel Getreide hatte er aus Thessalien, 5.
Asien, Aegypten, Kreta, Cyrene, und den übrigen Gegenden angeschafft; überwintern wollte er in Dyrrhachium, Apollonia, und allen Seestädten, um Cäsarn die Uiberfahrt zu wehren; deshalb hatte er auch an der ganzen Küste seine Flotte ausgestellt. Die ägyptischen Schiffe befehligte sein Sohn Pompejus, die asiatischen D. Lälius und K. Triarius, die syrischen K. Kassius, die rhodischen K. Marcellus mit K. Koponius, die liburnische und achaische Flotte Skribonius Libo und M. Oktavius; das ganze Seewesen aber ver-

weltete als Vorgesetzter M. Bibulus; dieser hatte den Oberbefehl.

6. Als Cäsar nach Brundisium kam, redete er an seinen Soldaten: „sintemal man nun fast zum Ende des Mühsals und der Gefahren gekommen, sollten sie gleichmüthig Sklaven und Gepäck in Italien lassen, selbst aber leicht gerüstet die Schiffe besteigen, damit desto mehr könnten eingeschifft werden, und alles vom Siege und seiner Freimildigkeit hoffen." Da riefen alle einmüthig, „er solle nach Gutdünken befehlen, was er befehle, würden sie willig thun. Am vierten Januar segelte er ab mit sieben Legionen, wie oben angegeben wurde. Tages darauf erreichte er das Gebiet der Ceraunier. Zwischen Klippen und andern gefährlichen Orten ruhigen Ankerplatz erreicht und alle Häfen fürchtend, welche er von Feinden besetzt glaubte, setzte er die Soldaten an dem Orte, der Palaeste [156]) heißt, aus; die Schiffe waren sämmtlich unversehrt.

7. Zu Orikum waren Lukretius Vespillo und Minucius Rufus mit achtzehn asiatischen Schiffen, welchen sie auf D. Laelius Befehl verstanden; M. Bibulus mit hundert und sieben Schiffen bei Korcyra. Aber weder jene getrauten sich den Hafen zu verlassen, da Cäsar überhaupt zwölf

156) nach Paulus Marsus zu Ovids Fast. 4. 286. s. Morus zu dieser Stelle.

zwölf Hauptschiffe zum Schutz herbeiführte, worunter vier bedeckte waren, noch kam Bibulus früh genug zuvor, da seine Schiffe unbehol fen und die Ruderer zerstreut waren, weil Cäsar eher zu Lande gesehen wurde, als das Gerücht von seinem Anzuge überhaupt in jene Gegenden drang.

8. Nachdem die Soldaten ausgesetzt waren, sendete Cäsar in derselben Nacht die Schiffe nach Brundisium zurück, um die übrigen Legionen und die Reiterei überzusetzen. Diesem Geschäft stand der Legat Fusius Kalenus vor, damit er Geschwindigkeit bei der Uiberfuhr anwendete; aber die Schiffe stiefsen spät vom Lande und mufsten, da sie die begünstigende Nacht vorüber gelassen hatten, anhalten. Bibulus nämlich, der zu Korcyra Cäsars Ankunft erfahren hatte, hoffte einigen beladenen Schiffen zu begegnen, stiefs aber auf leere, ungefähr dreifsig, warf sich auf sie mit dem ganzen Zorn über seine Fahrlässigkeit und seinen Schmerz und zündete alle an; in demselben Brande tödtete er das Schiffsvolk und die Herren der Schiffe, in Hoffnung, die übrigen durch die Gröfse der Strafe abzuschrecken. Hierauf besetzte er von Salonne bis an den Hafen zu Orikum alle Stapelplätze weit und breit mit Schiffen; stellte sorgfältig Wachen aus, wachte selbst Nachts im schwersten Winter auf den Schiffen, scheuete keine Mühe, kein Geschäft,

noch wartete er auf Verstärkung, ob er etwa auf Cäsar treffen möchte.

9. Mit dem Abgang der liburnischen Schiffe aus Illyrikum kam M. Oktavius mit den seinen in Salonä an; daselbst wiegelte er die Dalmatier und übrigen Ellendigen auf und machte Cäsarn Issa abwendig: da er aber die Römischen Einsassen zu Salonä weder durch Versprechungen, noch durch Androhung von Gefahr bewegen konnte, fing er die Stadt zu belagern an. Die Stadt aber ist durch ihre Lage und einen Hügel verschanzt. Aber die Römischen Bürger verschanzten sich schnell durch hölzerne Thürme; und da sie zu schwach und ihrer zu wenig waren zu widerstehen, ergriffen sie, von vielen Wunden erschöpft, die lezte Hulfe, machten alle mannbare Knechte frei, schnitten allen Frauen das Haar ab und brauchten es zum Geschoss [157]). Da Oktavius sie so entschlossen sahe, umgab er die Stadt mit fünf Lagern und fing an sie durch Belagerung und Sturm zugleich zu ängsten. Jene, alles zu erdulden bereit, litten besonders an Getreidemangel; deshalb sendeten sie an Cäsar und baten um Hülfe; das übrige Ungemach ertrugen sie für sich, wie sie konnten; und nach langer Zwischenzeit, als die langwierige Belagerung der Oktavianer nachlässiger gemacht, fan-

157) zu Sehnen. vergl. Veget. 4, 9. Flor. 2, 13.

den sie um Mittag Gelegenheit, stellten, da jene sich entfernten, Kinder und Weiber auf die Mauern, auf dafs nicht unterlassen würde, was täglich geschah, machten sich mit den neulich Freigelassenen auf und brachen in des Oktavius nahes Lager. Dieses erstürmt, griffen sie gleich wüthig das zweite, dann das dritte und vierte, und so alle an, schlugen alle daraus, tödteten viele, die übrigen und Oktavius selbst zwangen sie auf die Schiffe zu fliehen. Dies war der Belagerung Ausgang. Schon nahte der Winter, und nach so vielem erlittenen Nachtheil, an der Erstürmung der Stadt verzweifelnd, zog sich Oktavius nach Dyrrhachium zu Pompejus zurück.

10. Wir haben gezeigt, dafs L. Vibullius Rufus, des Pompejus Präfekt, zweimal in Cäsars Gewalt gekommen, und von ihm entlassen worden, einmal vor Korfinium, wiederum in Hispanien. Diesen hielt Cäsar nach solcher Begünstigung für tauglich, mit Aufträgen an Kn. Pompejus zu senden; auch wufste er, dafs eben dieser bei Kn. Pompejus sehr in Ansehen stand. Die Aufträge waren des Inhalts: „beide sollten der Hartnäckigkeit ein Ende machen, die Waffen niederlegen, und ihr Glück nicht weiter versuchen: Nachtheils genug sei beiderseits erlitten worden, welchen sie für Zucht und Warnung ansehen können, anderweitige Unfälle zu fürch-

Jener sei aus Italien vertrieben mit Verlust von Sicilien und Sardinien, beiden Hispanien und hundert und dreifsig Römischer Bürger Kohorten in Italien und Hispanien; Er, Cäsar, durch Kurio's Tod, den so grofsen Verlust des Afrikanischen Heeres, und die Uibergabe der Soldaten bei Korcyra. So möchten sie denn beide sich und die Republik schonen. Wieviel im Kriege das Glück vermöchte, bewiesen sie hinlänglich durch ihren erlittenen Nachtheil. Jetzt allein sei der Zeitpunkt, über Frieden zu verhandeln, da beide sich noch selbst vertrauten, und beide gleich schienen: wenn aber einen das Glück nur etwas begünstigt hätte, so würde, welcher der Uiberlegnere sich dünkte, die Friedensbedingungen nicht annehmen, noch mit gleichem Theile sich begnügen, der alles zu erhalten sich getraute. Die Friedensbedingungen sollten, da sie vorher nicht sich darüber besprechen hätten können, zu Rom vom Senat und Volk gemacht werden; unterdessen müsse es der Republik und ihnen genehm seyn, wenn beide sogleich in einer Versammlung schwören, in den nächsten drei Tagen das Heer zu entlassen. Wenn Waffen und Hülfsvölker, worauf sie jetzt baueten, wegfielen, würden nothwendig beide des Volks und Senats Aussprüche sich fügen. Um dies dem Pompejus annehmlicher zu machen, wolle er alle seine Feldtruppen und in den Städten entlassen."

Vibullius hielt nach dieser Erklärung Cä- 11.
sars, nicht für minder nöthig, Pompejus von Cäsars plötzlicher Ankunft zu benachrichtigen, damit er auf diesen Fall seine Massregeln nehmen könnte, bevor er über seinen Auftrag verhandelte: deshalb Tag und Nacht die Reise fortgesetzt und der Schnelligkeit halber die Säumer gewechselt, zog er zu Pompejus, um Cäsars Ankunft mit der ganzen Heeresmacht zu verkünden. Pompejus war damals in Kandavia, und wollte aus Macedonien nach Apollonia und Dyrrhachium in die Winterlager ziehen; aber durch das Unerwartete bestürzt, zog er in gröfsern Reisen nach Apollonia, damit Cäsar ihm nicht die Städte an den Küsten vorher wegnähme. Aber jener setzte seine Soldaten aus und reisete an demselben Tage nach Orikum. Als er dort angelangt war, versuchte L. Torquatus, der auf Pompejus' Befehl Statthalter war und eine Besatzung von Parthinern daselbst hatte, die Stadt durch Sperrung der Thore zu vertheidigen. Als er die Griechen die Mauern ersteigen und zu den Waffen greifen hiefs, jene aber sich weigerten, gegen des Römischen Volks Herrschaft zu streiten, die Städter sogar freiwillig Cäsarn aufzunehmen, wagten, da verzweifelte er an allem, öffnete die Thore, übergab sich und die Stadt Cäsarn, und wurde unverletzt erhalten.

12. Nach der Uibergabe zog Cäsar ohne Säumnis nach Apollonia ab. Auf Nachricht seines Anzugs liefs L. Staberius, Statthalter, Wasser in die Burg bringen, sie verschanzen, und verlangte Geiseln von den Apolloniaten. Sie aber weigerten sich dessen, erklärten, „sie würden dem Konsul nicht die Thore verschliefsen, noch sich ein Urtheil herausnehmen gegen ganz Italiens und des Römischen Volks Urtheil.“ Diese Gesinnung erkannt, floh Staberius heimlich aus Apollonia. Jene senden an Cäsar und nehmen ihn in die Stadt auf. Ihnen folgen die Bullidenser, Amantiner, und die übrigen benachbarten Gemeinden, und ganz Epirus; alle schickten Gesandte an Cäsar und versprachen, allem, was er befehle, nachzukommen.

13. Aber Pompejus, als er, was zu Orikum und Apollonia vorgefallen, vernommen, fürchtete für Dyrrhachium und zog Tag und Nacht verwendend dahin. Sobald Cäsars Anzug verlautete, befiel sein Heer ein solcher Schrecken, weil er eilend Tag und Nacht unablässig gezogen war, dafs fast alle in Epirus und den angrenzenden Gegenden die Banner verliefsen, mehrere die Waffen wegwarfen und der Zug einer Flucht ähnlich schien. Aber, als Pompejus nahe bei Dyrrhachium sich gesetzt, und ein Lager zu schlagen befohlen hatte, das Heer auch jetzt noch erschrocken war, da trat Labienus zuerst hervor, schwur, ihn nicht zu verlassen, und glei-

ches Schicksal mit ihm zu theilen, was auch das Glück über ihn verhängen möchte. Dies schwören auch die übrigen Legaten; ihnen folgen die Kriegstribunen und Centurionen; dasselbe schwört das ganze Heer. Cäsar, da nun der Weg nach Dyrrhachium gesperrt war, eilte nicht weiter, schlug bei dem Flufs Apsus, im Gebiet der Apolloniaten, ein Lager auf, damit wohlverdiente Gemeinden durch Schlösser und Wacht sicher wären; daselbst beschlofs er der übrigen Legionen Ankunft aus Italien zu erwarten und unter Fellen [158]) zu überwintern. Dasselbe that Pompejus, und führte, jenseits des Flusses gelagert, sein ganzes Heer und die Hülfsvölker herüber.

Kalenus schiffte die Legionen und Rei- 14.
ter zu Brundisium ein, wie ihm vom Cäsar befohlen war, mit soviel Schiffen, als ihm zu Gebote standen, stiefs in die See, und etwas fern vom Hafen, erhielt er schriftliche Nachricht von Cäsar, dafs alle Häfen und Ufer mit feindlichen Schiffen besetzt seien. Auf diese Nachricht zog er sich in den Hafen und berief alle Schiffe zurück. Eines davon, welches fortsteuerte, und Kalenus Befehl nicht achtete, weil es ohne Soldaten war, und durch Privatmänner befehligt ward, kam nach Orikum, und wurde von Bibulus weggenommen; dieser nahm Rache an

158) Zelten.

Knechten und Freien bis auf die Unmannbaren herab, und liefs sie sämmtlich umbringen. So beruhte des ganzen Heeres Heil auf einem kurzen Zeitpunkt, und grofsen Zufall.

5. Bibulus war, wie oben berichtet wurde, mit seiner Flotte vor Orikum, und wie er Cäsar vom Meere und den Häfen wehrte, so wurde dagegen er von dem ganzen festen Lande dieser Gegenden abgewehrt. Denn alle Ufer hatte Cäsar besetzt und weggenommen und gestattete weder zu holzen, noch Wasser zu holen, noch zu landen. Die Sache stand mifslich; sie wurden vom äufsersten Mangel an Bedürfnissen geängstet, so dafs sie gezwungen wurden, wie die übrige Zufuhr, so Holz und Wasser aus Korcyra auf Lastschiffen herbeizuführen; und dann begab es sich zu gleicher Zeit, dafs sie, bei schwierigem Wetter, von den Fellen, womit die Schiffe bedeckt waren, den nächtlichen Thau auffangen mufsten. Doch trugen sie all' diese Beschwerden geduldig und gleichmuthig, und mochten weder die Ufer entblöfsen, noch die Häfen verlassen. Da sie nun aber, wie gesagt, in solcher Noth waren, und Libo sich mit Bibulus verbunden hatte, reden beide aus den Schiffen mit M. Acilius und Statius Murkus, den Legaten, deren erster die Stadtmauern, letzterer die Besatzung zu Lande befehligte: „sie wollen über wichtige Dinge mit Cäsarn sprechen, wenn es ihnen vergönnt würde." Hiezu fügen sie

wenig, um zu bestätigen, als wollten sie über Beilegung des Ganzen verhandeln. Indefs verlangen sie Waffenstillstand und erhalten ihn. Denn wichtig schien, was sie anbrachten, und wünschten sehr, dafs Cäsar es erfuhre; auch glaubte man, es sei dies vielleicht Folge von Vibullius' Aufträgen.

Cäsar war damals mit Einer Legion ausgezogen, die entferntern Gemeinden zu entsetzen, und das Getreidewesen, welches sehr beschränkt war, in Ordnung zu bringen, und war eben vor Buthrotum, Korcyra gegenüber. Daselbst von Acilius und Markus schriftlich über Libo's und Bibulus' Gesuch benachrichtigt, verläfst er die Legion, kehrt selbst nach Orikum zurück. Hier werden diese zu einer Unterredung vorgeladen. Libo tritt vor und entschuldigt Bibulus, „weil dieser sehr jähzornig, auch besonders mit Cäsar in Feindschaft gerathen war wegen der Aedilen- und Prätorwürde; deshalb habe er die Unterredung gemieden, auf dafs nicht Angelegenheiten, welche so viel hoffen liefsen und so nützlich werden könnten, durch seinen Jähzorn hintertrieben würden. Pompejus sei stets sehr geneigt gewesen, und sei es noch, dafs man sich vergliche und die Waffen niederlegte; er aber habe dafs nicht Macht, weil, nach der Versammlung Urtheil, dem Pompejus der Oberbefehl übertragen worden; wüfsten sie aber um Cäsars Forderungen, wollen sie an Pompejus senden, und er werde, auf ihre Vorstellun- 16.

[illegible] Uibrige verhandeln: indefs solle so lan[illegible] Waffenstillstand bleiben, bis man hin und [illegible] könnte, und keiner dem andern schaden." Noch setzt er nur wenig hinzu über den Grund, über seine Mannschaft und Hülfsmittel. Hierauf fand Cäsar auch damals schon für gut nicht zu antworten, noch glauben wir jezt Grund zu haben, dies aufzuzeichnen.

17. Cäsar verlangte, „man möchte ihm gestatten, ohne Gefahr Gesandte an Pompejus zu schicken; dafs dies geschehe, möchten sie verbürgen, oder sie von ihm übernehmen und selbst geleiten. Den Waffenstillstand anlangend, liege der Krieg so, dafs jene mit ihrer Flotte seine Schiffe und Hülfstruppen hemmten, Er dagegen sie von Wasser und Land wehrte: wollten sie dies sich eingeräumt wissen, möchten sie die Posten zur See räumen, behielten sie diese, so werde er jene behalten. Defsungeachtet könne über Beilegung verhandelt werden, auch wenn man nicht von jenen wiche, und dies hindere gar nicht." Jene verbürgten sich weder für Cäsars Gesandte, noch ihre Gefahr, sondern verwiesen in allem auf Pompejus: allein auf den Waffenstillstand drangen und bestanden sie heftig. Da nun Cäsar sahe, dafs sie, die gegenwärtige Gefahr und den Mangel zu meiden, die ganze Unterredung angestellt, aber keine Hoffnung oder Bedingung zum Frieden machten, zog er sich zurück, weiter über den Krieg nachzudenken.

Bibulus, viele Tage vom festen Lande ab- 18.
geschnitten, in schwere Krankheit durch Kälte und Anstrengung verfallen, hielt, da er weder geheilt werden konnte, noch seine übernommene Schuldigkeit hintansetzen mochte, die Krankheit nicht aus. Nach seinem Tode hatte Niemand allein den Oberbefehl, sondern jeder befehligte nach eigner Willkür seine Flotte insbesondre. Vibullius, nachdem das Getümmel gestillt war, welches Cäsars plötzliche Ankunft erregt hatte, sobald er, mit Zuziehung des Libo, L. Lucceius und Theophanes, denen Pompejus das Wichtigste mitzutheilen pflegte, über Cäsars Auftrag zu sprechen anfing, ward sogleich Eingangs der Rede von Pompejus unterbrochen und still zu seyn bedeutet. „Was, sprach er, ist mir ein Leben, oder eine Stadt Noth, welche ich durch Cäsars Wohlthat zu besitzen scheinen werde. Diese Ansicht kann nicht getilgt werden, wenn ich nach Italien, das ich verlassen, zurückgeführt werde." Nach geendigtem Kriege erfuhr dies Cäsar von denen, welche bei dem Gespräch gegenwärtig waren; dennoch versuchte er, auf andre Weise, über den Frieden zu unterhandeln.

Zwischen beiden Lagern Cäsars und Pom- 19.
pejus' lag nur der Fluss Apsus, und die Soldaten besprachen sich häufig unter einander: unterdessen ward, laut eines Vertrags, kein Geschoss gesendet. Er schickt den Legaten P. Vatinius

an des Flusses Ufer, um, was zum Frieden dienen könnte, zu verhandeln, und häufig laut genannt, „ob es Bürgern erlaubt sei, an Bürger, Friedens wegen, Gesandte zu schicken, was nach den Flüchtlingen vom Pyrenäischen Wald und den Strafsenräubern erlaubt gewesen sei? besonders um zu verhüten, dafs nicht Bürger mit Bürgern kämpften?" Er sprach viel bittweise, wie er um seines und Aller Heils willen mufste, und wurde still von beiden Seiten angehört. Von der andern Seite ward erwiedert, „A. Varro verspreche, am folgenden Tage zu einer Unterredung zu kommen, zugleich möchten beiderseits Gesandte sicher kommen und, was sie wollten, vortragen." Dann wird eine Zeit bestimmt. Tages darauf kamen viele beiderseits eine grofse Menge zusammen; man erwartete viel davon und alle Gemüther schienen auf den Frieden gerichtet. Aus dieser zalreichen Menge tritt T. Labienus auf, spricht unterwürfig vom Frieden, und fängt an mit Vatinius zu hadern. Ihre Rede unterbricht plötzlich allenthalben gesendetes Geschofs, welches jener von der Soldaten Wehr bedeckt vermied. Doch werden Mehrere verwundet, unter ihnen Kornelius Balbus, M. Plotius, L. Tiburtius, einige Centurionen und Soldaten. Hierauf Labienus: „hört dann auf von Vertrag zu sprechen! Denn uns kann nur durch Cäsars Haupt Friede seyn.

Zu derselben Zeit schlug zu Rom der Prä- 20.
tor M. Coelius Rufus, der Schuldner Sache vornehmend, im Anfang seines Amts, seine Richtbühne [159]) neben des Stadtprätors [160]), K. Trebonius, Stuhl auf, und versprach beizustehen, wenn jemand gegen Schätzung und Zahlung durch einen Schiedsrichter, wie Cäsar bei seinem Anwesen bestimmt hatte, einzusprechen hätte. Aber dem Dekrete gemäfs und der Milde des Trebonius, welcher in solchen Zeiten für gnädige und mäfsige Rechtspflege stimmte, geschah, dafs niemand sich vorfand, der den Anfang machen mochte, einzusprechen. Denn etwa sich mit Durftigkeit entschuldigen, und eigenes, oder auch der Zeiten Unglück beklagen, und Schwierigkeiten des Versteigerns vorlegen, ist auch klein gedacht: aber, wenn man schuldig zu seyn gestehet, seine Besitzungen ganz behalten wollen, wer hätte diese Dreistigkeit, diese Unverschämt-

---

159) Tribunal eine Bühne, viereckig nach den Münzen, halbrund nach Vitruvius, worauf ein Stuhl stand. s. Ernesti Cl. Cicer. Hommel de forma tribunalis. Lips. 1762. auch am Nieuport, Berl. 1767. 8.

160) Prätor urbanus, der in Sachen der Bürger entschied; wie prätor peregrinus zwischen Fremden und Bürgern Recht sprach. s. Hillius de praetore peregrino. Lips. 1738. 4.

heit. Also fand sich niemand, der dies forderte. Ja selbst diejenigen, welchen es vortheilhaft war, fanden Coelius härter: und einmal davon ausgegangen, machte er ein Gesetz bekannt, um nicht vergebens sich in eine so schimpfliche Sache eingelassen zu haben, dafs binnen sechs mal sechs Tagen das geliehene Geld ohne Zinsen bezahlt würde.

21. Da der Konsul Servilius und die übrigen des Magistrats entgegen waren, und er nichts ausrichtete, schlug er, um die Menschen aufzureizen, nach aufgehobenem ersten Gesetz, zweie an, eines, wodurch er den Abmiethern den jährlichen Miethzins erliefs, ein andres, neue Rechnungsbücher zu fertigen; und da die Menge auf K. Trebonius einstürmte, und einige verwundet wurden, stiefs er ihn vom Richtstuhle. Darüber machte Servilius einen Vortrag an den Senat, und dieser entsetzte Coelius. Laut dieses Schlusses, untersagte ihm der Konsul die Senatsversammlung, und führte ihn, als er öffentlich reden wollte, von der Rednerbühne unter den Schiffsschnäbeln herunter. Jener, von Schaam und Schmerz gereizt, gab öffentlich vor, er reise zu Cäsar; heimlich sendete er Boten an Milo (der wegen Klodius' Mord verdammt worden war), berief ihn nach Italien, weil er durch viel Geschenke noch Uiberbleibsel einer Fechterschule hatte, verband sich mit ihm, und sendete

ihn nach Thurin, die Hirten aufzuwiegeln, voraus. Als er selbst nach Kasilinum kam, und zu gleicher Zeit seine kriegerischen Zeichen und Waffen in Kapua ergriffen, seine Rotte in Neapel erblickt, und der Verrath der Stadt sichtbar, sein Anschlag entdeckt wurde, ward er aus Kapua verwiesen, und sich der Gefahr befurchtend, weil die Römischen Einsassen die Waffen ergriffen und ihn feindlich behandeln wollten, liefs er ab von seinem Vorhaben, und setzte seinen eingeschlagenen Weg nicht fort.

Inzwischen sendete Milo an die Municipien 22.
umher, dafs er auf Geheifs und Befehl Pompejus' thue, was er thue, dafs er seinen Auftrag durch Bibulus erhalten, und wiegelte so alle auf, welche von Schulden gedrückt wurden. Da er bei diesen nichts erreichte, öffnete er einige Arbeitshäuser, und fing an, Kosa im Thurischen Gebiet zu belagern. Als er daselbst vom Prätor Q. Pädius mit der Legion — — — ward er von der Mauer herab von einem Steine getroffen und blieb. Coelius, zu Cäsar ziehend, wie er sagte, kam zu den Thuriern; hier bot er einige aus diesem Municipium auf, versprach den Gallischen und Hispanischen Reitern Cäsars, welche zur Besatzung dahin gesendet waren, Geld und ward von ihnen umgebracht. So nahm, was so wichtig begann, und Italien durch Anmafsung der Magistratspersonen und der

Leben (Schwere 161) bekümmerte, einen schnellen und leichten Ausgang.

23. Libo kam mit einer Flotte von funfzig Schiffen, die er befehligte, von Orikum nach Brundisium, und nahm die Insel, welche dem Brundisischen Hafen gegenüber liegt, ein; denn er hielt für besser, einen Platz, wo die Unsrigen nothwendig auslaufen mufsten, als alle Ufer und Häfen einzuschliefsen und zu schützen. Dieser traf, da er so plötzlich ankam, einige Lastschiffe, brennte sie ab, nahm ein mit Getreide beladenes weg, jagte den Unsrigen grofses Schrecken ein, warf Nachts mit an das Land gesetzten Soldaten und Bogenern unsrer Reiterei Besatzung, und gewann durch des Orts Begünstigung so viel, dafs er an Pompejus schrieb: er möge nur die übrigen Schiffe an Bord ziehen und ausbessern lassen; mit seiner Flotte wolle er schon Cäsars Hülfsvölker abwehren.

24. Damals befand sich Antonius zu Brundisium, welcher, der Soldaten Tapferkeit vertrauend, ungefähr sechzig grofsen Schiffe Boote mit Flechten und Sturmschirmen bedachte, auserlesene Soldaten darauf warf, sie am Ufer an mehrern Orten einzeln vertheilte, und zwei Drei-

161) Alle Ausleger vermuthen hier eine Lücke. Calamitate würde etwa passend seyn.

Dreiruderer, welche er in Brundisium hatte bauen lassen, unter dem Vorwande, die Ruderer zu üben, in des Hafens Mündung rücken liefs. Da Libo diese so kühn vorrücken sah, sendete er, in Hoffnung, sie wegzunehmen, fünf Vierruderer auf sie. Als diese unsern Schiffen nahten, flohen unsre Altgedienten in den Hafen zurück; jene folgten von Eifer getrieben unbedächtiger. Nun warfen sich von allen Seiten her plötzlich Antonius' Boote nach gegebenem Zeichen auf den Feind, nahmen beim ersten Andrang Einen Vierruderer mit Ruderern und Vertheidigern weg, die übrigen zwangen sie zu schimpflicher Flucht. Zu diesem Verlust kam auch dies, dafs sie durch längs der Küste von Antonius vertheilte Reiter vom Wasserholen abgehalten wurden. Durch diese Noth und Schimpf bewogen verliefs Libo Brundisium, und hob die Belagerung auf.

Schon waren viel Monate vorüber, der 85.
Winter rasch vergangen und noch kamen keine Schiffe und Legionen von Brundisium zu Cäsar; ihn dünkte, man hätte einige Gelegenheiten dazu vorübergelassen, weil mindestens oft Winde gewehet hatten, denen man nothwendig sich hätte vertrauen müssen. Jemehr Zeit darüber verstrich, desto frischer und wachsamer waren die Befehlhaber der Flotten, desto zuversichtlicher glaubten sie der Schiffe-Ankunft zu wehren; ja Pompejus drängte sie häufig mit schriftlichen

Vorwürfen, da sie Cäsars erstes Anrücken nicht verhindert hätten, seine übrigen Heere doch abzuwehren. Uiber die Hoffnung auf mildern Wind zur Uiberfahrt hatte man immer stürmischeres Wetter abgewartet [162]). Hiedurch bewogen schrieb Cäsar nachdrücklicher den Seinen nach Brundisium, sie möchten bei günstigem Winde ja die Abfahrt nicht versäumen, wenigstens nach dem Ufer von Apollonia steuern und da an das Land zu setzen suchen. Dieser Platz war vorzüglich von der Flotte unbesetzt, weil man sich nicht zu weit von den Häfen wagte.

26. Jene gehen so kühn, als tapfer, unter M. Antonius' und Fufius' Kalenus' Befehl, vielem Zureden der Soldaten selbst, die für Cäsars Rettung keine Gefahr scheuten, mit Südwind unter Segel, und steuern am andern Tage bei Apollonia und Dyrrhachium vorüber. Als man sie von der Veste erblickte, führt K. Koponius, der zu Dyrrhachium die Rhodische Flotte befehligte, die Schiffe aus

---

162) Dies ist unstreitig der Sinn von durius-que quotidie tempus ad transportandum lenioribus ventis exspectabant, wie schon Clarke und Oudendorp sahen. Durius tempus den lenioribus ventis entgegengesetzt kann nur stürmischeres und die Uiberfahrt erschwerendes Wetter seyn. Die ganze Schwierigkeit liegt in exspectabant, aus dessen Begriff man nur das Unwillkurliche nicht auszuschliessen braucht.

dem Hafen, und als sie schon mit schwächerm Winde den Unsern naheten, erhub sich plötzlich wieder der Südwind und schützte so die Unsern. Doch stand er deshalb von seinem Unternehmen nicht ab, sondern hoffte, durch Arbeit und Beharrung der Schiffer des Sturmes Gewalt zu besiegen und folgte doch, obwol man schon Dyrrhachium mit starkem Sturme vorübergesegelt war. Die Unsern benützten zwar des Glücks Vergünstigung, fürchteten aber doch einen Angriff der Flotte, wenn etwa der Wind sich legte. Als sie den Hafen erreicht hatten, welcher Nymphäum heißt, dreitausend Schritte unter Lissus, zogen sie die Schiffe hinein — der Hafen war gegen Südwestwind gedeckt, aber gegen den Südwind nicht sicher — und achteten des Sturms weniger, als der Flotte Gefahr. Sobald sie hinein waren, sprang durch unglaubliches Glück der Südwind, welcher zwei Tage angehalten hatte, in Südwest um.

Hier ließ sich des Glücks plötzlicher Wech- 27.
sel bemerken. Die noch eben für sich gefürchtet hatten, nahm der sicherste Hafen auf: die unsern Schiffen Gefahr drohten, mußten selbst Gefahr fürchten. Da sich so der Wind drehte, deckte er die Unsern und schädigte die Rhodischen Schiffe, so daß alle mit Verdeck, sechzehn an der Zal, strandeten und unterginge, und von vielen Ruderern und Verteidigern ein Theil an Klippen geworfen umkam, ein andrer

von den Unsern aufgefangen wurde 163). Diese alle schonte Cäsar, und sendete sie nach Hause.

28. Als zwei von unsern Schiffen, durch verspätete Fahrt von der Nacht überfallen, ungewiss waren, wo die übrigen standen, legten sie Lissus gegenüber vor Anker. Diese suchte Otacilius Crassus, Statthalter von Lissus, mit mehrern abgesendeten Booten und kleinern Fahrzeugen wegzunehmen: zugleich verhandelte er mit ihnen über Ergebung und versprach den Ergebenen Unverletztheit. Eines dieser Schiffe enthielt zweihundert und zwanzig von einer neu errichteten Legion, das andre etwas weniger als zweihundert von einer altgedienten. Hier liefs sich erkennen, welch ein Hort 164) den Menschen Standhaftigkeit des Gemüths ist. Denn diese neu Geworbenen, durch der Schiffe Menge erschreckt, durch Fahrt und Ekel erschöpft, ergaben sich auf eidliche Versicherung, dafs der Feind ihnen nicht schaden wolle, dem Otacilius. Alle werden vor ihn geführt und gegen Eides Heiligkeit vor seinen Augen grausamlichst getödtet. Aber der altgedienten Legion Soldaten, welche ebenfalls mit Steinen und Schiffsgeräthe

163) Distraheretur, wofür andre extraheretur lesen, kann bleiben, da es die Zerstreuung und Trennung zugleich andeutet.

164) So braucht Luther dies Wort oft für praesidium.

zu kämpfen gehabt hatten, liefsen doch nicht von ihrer sonstigen Wachsamkeit, sondern durch Verhandlung der Bedingung und Schein der Ergebung den ersten Theil der Nacht hinzögernd zwangen sie den Steuermann zu landen; sie selbst brachten an gelegenem Orte den übrigen Theil der Nacht daselbst zu; mit Anbruch des Tages, als von Otacilius Reisige an sie kamen, welche diesen Theil der Seeküste besetzten, ungefähr vierhundert, und, die bewehrt ihnen von der Besatzung gefolgt waren, verteidigten sie sich, tödteten einige davon, und zogen sich unverletzt zu den Unsern zurück.

Hierauf nahmen die Römischen Einsas- 29.
sen [165]), welche Lissus inne hatten, welche Stadt ihnen Cäsar vorher zugestanden und verfestigen hatte lassen, den Antonius auf und unterstützten ihn in allem. Otacilius floh für sich besorgt aus der Stadt und kam zu Pompejus. Die Truppen zusammengesetzt, welche überhaupt bestanden aus drei altgedienten Legionen, Einer neu errichteten, und achthundert Reitern, sendet Antonius die meisten Schiffe nach Italien zurück, um die übrigen Soldaten und Reisige zu holen; die Pontonen, eine Art Gallischer Schiffe, liefs er in Lissus, damit, wenn etwa Pompejus, Ita-

---

165) Conuentus Römische Bürger in andern Städten. 2, 36. G. K. 8. 46. 2. zu 32. die Anmerk.

lien leer wähnend, sein Heer übersetzte, wie sich dies Gerücht verbreitet hatte, Cäsar ihn zu verfolgen einigermafsen im Stande wäre; und sendet schnell Nachricht, in welcher Gegend er das Heer angesetzt, und was von Soldaten herübergekommen.

— 30. Dies erfuhren Cäsar und Pompejus fast zu derselben Zeit; denn sie hatten die Schiffe bei Apollonia und Dyrrhachium vorübersegeln sehen, und selbst zu Lande ihren Zug darnach gerichtet; wo sie aber eingelaufen, wufsten sie in den ersten Tagen nicht. Und als sie es erfuhren, fafsten beide verschiedenen Entschlufs, Cäsar, sich so bald, als möglich, mit Antonius zu vereinen, Pompejus, sich den Ankömmenden auf dem Zuge zu widersetzen, und ob er vielleicht sie unvermuthet aus dem Hinterhalte angreifen könnte. An demselben Tage führen beide ihr Heer aus dem stehenden Lager beim Flufs Apsus, Pompejus heimlich und in der Nacht, Cäsar öffentlich und bei Tage. Aber Cäsars Reise war wegen gröfseres Umweges, dem Flufs entgegen, weiter, wenn er eine Seichte finden wollte. Pompejus, weil er, schnelles Zuges, über keinen Flufs zu gehen brauchte, wandte sich in grofsen Reisen gegen Antonius, und, als er seine Annäherung erfuhr, stellte er seine Truppen an schicklichem Orte, und hielt alle im Lager, verbot auch, Feuer anzuzünden, damit seine Ankunft verborgner wäre. Dies

ward dem Antonius sogleich durch Griechen hinterbracht. Dieser sendete Bothen an Cäsar und hielt sich Einen Tag im Lager; am andern kam Cäsar zu ihm. Auf diese Nachricht zog sich Pompejus, um nicht von zwei Heeren eingeschlossen zu werden, aus dieser Stellung, und kam mit allen Truppen nach dem Dyrrhachischen Asparagium, und dort lagerte er an schicklichem Orte.

In diesen Zeiten hatte Scipio, als er am 31.
Berg Amanus etwas gelitten, sich Feldhauptmann genannt. Hierauf hatte er den Gemeinden und Herrschern viel Geld abgefordert, auch von den Pächtern seiner Provinz zwei Jahre schuldigen Pacht eingetrieben und den des folgenden Jahres sich vorschiefsen lassen, und aus der ganzen Provinz Reiter entboten. Diese zusammengebracht, die Grenzfeinde, die Parther, hinter sich, welche kurz zuvor den Feldhauptmann M. Krassus getödtet, und M. Bibulus belagert hatten [166]), hatte er Legionen und Reiter aus Syrien geführt; und als er in höchster Bekümmernis und Furcht wegen des Parthischen Krieges in die Provinz gekommen war, und einige Soldaten verlauten liefsen, „gegen den Feind würden sie ziehen, gegen Bürger und Konsul keine Waffen führen", da führte er die Legio-

166) Nach unserm Ausdruck: im Schach halten.

nen nach Pergamus und in die wohlhabendsten Städte in das Winterlager, machte viel Geschenke und liefs sie, um sie fest zu halten, die Gemeinden plündern.

12. Indefs wurde das verlangte Geld in der ganzen Provinz aufs schärfste eingetrieben; überdies vieles für die Habsucht ausgesonnen. Auf Knechte und Freie wurde Kopfsteuer gelegt. Stuhl- Thürsteuern, Getreide, Soldaten, Ruderer, Waffen, Gewerf, Wegegeld ward gefordert; wofür nur ein Name gefunden werden konnte, dies schien hinlänglich Geld einzutreiben. Nicht blofs Städten, sondern fast jedem Flecken und Schlosse ward ein Statthalter gegeben; wer von diesen recht rauh und grausam handelte, galt für den besten Mann und Bürger. Die Provinz war voll von Liktoren und Statthaltern, wimmelte von Präfekten und Waibeln, welche auser dem geforderten Gelde, auch ihren eignen Vortheil betrieben. Denn sie sagten, es fehle ihnen, da sie von Haus und Vaterland vertrieben seien, an allem Nothwendigen, damit sie so mit anständigem Vorwand die Schändlichkeit bedeckten. Dann kamen die schweren Zinsen, wie meist im Kriege zu geschehen pflegt, von alten aufgelegten Geldanlagen: wobei sie Aufschub des Zahlens für Schenkung ausgaben. Also vervielfältigten sich in diesen zwei Jahren die Schulden der Provinz. Nicht weniger wurden deshalb den Römischen Bürgern dieser Provinz, (son-

dern) den einzelnen Gaudingen [167]) und Gemeinden bestimmte Summen abgefordert, und jene Anleihen nach Senatsschluſs angeblich eingetrieben; die Pächter muſsten, wie sie mit ihrem Kapital gethan [168]), auch des folgenden Jahres Abgaben vorstrecken.

Auserdem befahl Scipio aus dem Tempel 33.
der Diana zu Ephesus den von Alters her dort niedergelegten Schatz wegzunehmen, und als man an dem angesetzten Tage in den Tempel kam, mit mehrern aus dem Senat, welche Scipio berufen hatte, wurden ihm Briefe von Pompejus übergeben: „Cäsar sei mit den Legionen über das Meer gegangen; er solle eilig mit dem Heere zu ihm, Pompejus, stoſsen, und alles hintansetzen.“ Auf diese Nachricht entlieſs er

---

167) Conventus ist 1) eine Stadt, worin der Prokonsul oder Propretor Gericht hält. 2) Gerichtstag, Dingtag. 3) Römische Bürger, die in einer solchen Stadt wohnen, besonders Wechsler. So haben wir sie Einsassen genannt. 4. Morus Register. Die Uibersetzung rechtfertigt sich jedem leicht. vergl. Anmerk. 14.

168) Vel in sorte fecerant. Andre lesen in Syria. Das erstere mag durch nachlässige Kürze dunkler seyn; aber ist unstreitig recht. Sors ist wahrscheinlich die Summe, welche die Pächter als Kopfsteuer theils, und als Pachtgeld geben muſsten. Sie verloren also Kapital und Zinsen.

alle, die er berufen, rüstete sich, nach Macedonien abzugehen, und zog wenig Tage darauf ab. Dieß rettete den Ephesischen Schatz.

34. Cäsar verstärkt mit Antonius' Heere, mit der aus Oricum geführten Legion, mit welcher er die Küste besetzt hatte, gedachte nun die Provinzen zu versuchen und weiter vorzudringen; und als aus Thessalien und Aetolien Gesandte an ihn kamen, welche für zugelegte Besatzung versprachen, daß alle dasige Gemeinden seine Befehle vollziehen würden, sendete er L. Cassius Longinus mit der neuerrichteten Legion, welche die siebenundzwanzigste hieß, und zweihundert Reitern nach Thessalien, den K. Calvisius Sabinus mit fünf Kohorten und wenig Reitern nach Aetolien; diesen schärfte er ein, besonders, da diese Gegenden nahe lagen, für Getreide zu sorgen. Kn. Domitius Calvinus befehligte er mit zwei Legionen, der elften und zwölften, und fünfhundert Reitern nach Macedonien. Aus dem Theile dieser Provinz, welcher die freie Provinz hieß, versicherte Menedemus, jener Gegenden Vornehmster, als Abgesandter, der Seinen auszeichnende Dienstwilligkeit.

35. Calvisius gleich bei seiner Ankunft höchst dienstwillig von allen Aetoliern empfangen warf die feindlichen Besatzungen aus Kalydon und Naupaktus, und bemächtigte sich ganz Aetoliens. Cassius kam mit seiner Legion nach Thessalien. Da hier zwei Parteien waren, war die Gesin-

mung der Gemeinden gegen ihn getheilt. Hegesaretas, ein Mann von altherkömmlicher Macht, hielt es mit Pompejus; Petrejus, ein Jüngling vom höchsten Adel, unterstützte Cäsar angestrengt mit seiner und der Seinen Macht.

Zu derselben Zeit kam auch Domitius nach 36.
Macedonien, und da häufig Gesandte der Gemeinden zu ihm kamen, ward ihm gemeldet, Scipio komme mit Legionen, unter grosser Erwartung und Leumund aller; denn meist geht dem Neuen der Ruf voraus. Dieser an keinem Orte Macedoniens verweilend, zog hastig dem Domitius zu, und als er zwanzigtausend Schritte von ihm fern war, wendete er sich schnell zu Kassius Longinus nach Thessalien. Dies that er so schnell, dafs sein Daseyn und Kommen zugleich gemeldet wurde. Und damit der Zug leichter würde, liefs er M. Favonius am Flufs Haliakmon, der Macedonien von Thessalien scheidet, mit acht Kohorten Besatzung für das Gepäck der Legionen, und befahl ihm, dort sich zu verschanzen. Zu derselben Zeit eilte des Königs Kotys' Reiterei, die sich um Thessalien aufzuhalten pflegte, auf Kassius' Lager los. Da wendete sich Kassius, als er Scipio's Ankunft erfahren und seine Reiter erblickte, von Furcht erschreckt nach den Bergen, welche Thessalien umgeben, und zog von hier aus gen Ambracien. Den Scipio aber, welcher ihm zu folgen eilte, trafen Briefe von M. Favonius, des Inhalts

dafs Domitius mit Legionen da sei, und dafs er ohne Scipio's Hülfe seinen Platz nicht behaupten könne. Auf diese Briefe ändert Scipio Entschlufs und Zug; steht ab Kassius zu verfolgen, eilt Favonius zu Hulfe. So Tag und Nacht fortziehend, kommt er zu ihm, so zur rechten Zeit, dafs mit dem Staube des Domitiischen Heeres auch Scipio's erste Vorläufer erblickt wurden. So rettete den Kassius des Domitius Aemsigkeit, den Favonius Scipio's Schnelligkeit.

37. Scipio rastete zwei Tage am Flufs Haliakmon, der zwischen ihm und des Domitius Heere lag, am dritten fuhrt er mit Tagesanbruch das Heer über eine Seichte, und, ein Lager geschlagen, stellt er Tages darauf früh die Truppen vor das Lager. Domitius stand nun auch nicht an, seine Legionen vorzuführen und ein Treffen zu versuchen. Da aber zwischen beiden Lagern ein Feld von ungefähr sechstausend Schritten war, dehnte Domitius sein Treffen bis an Scipio's Lager. Jener beharrte auf dem Walle. Doch mit Mühe wurden die Soldaten des Domitius abgehalten, und so geschah, dafs es zu keinem Treffen kam, besonders weil ein Bach mit steilen Ufern an Scipio's Lager das Vorrükken der Unsern hemmte. Da nun Scipio ihren Eifer und Streitlust sahe und fürchtete, er möchte am folgenden Tage wider Willen zum Kampfe gezwungen werden, oder müfste sich mit grofsem Schimpf im Lager halten, so hielt er, der

unter grofsen Erwartungen gekommen und unbesonnen vorgerückt war, einen sehr schmählichen Auszug, setzte Nachts, nicht einmal zum Aufbruch rufend, über den Flufs und ging eben dahin zurück, wo er hergekommen war, und dort lagerte er am Flusse, an einem von Natur erhabenen Orte. Nach einigen Tagen legte er Nachts Reisige in Hinterhalt, wo in den vorigen Tagen die Unsern zu futtern pflegten, und als nach täglicher Gewohnheit Q. Varus, der Präfekt der Domitiischen Reiter, dahin kam, warfen sich jene plötzlich aus dem Hinterhalte. Aber die Unsern bestanden ihren Angriff tapfer, und jeder zog sich schnell in seine Reihen zurück, und alle griffen freiwillig den Feind an. Von diesen wurden ungefähr achtzig getödtet, die übrigen in die Flucht gesprengt, und die Unsrigen zogen sich mit Verlust zweier in ihr Lager zurück.

38. Hierauf stellte sich Domitius, in Hoffnung, Scipio zum Kampfe hervor zu locken, als müsse er wegen Getreidenoth ausrücken, liefs nach Soldatensitte zum Aufbruch rufen, rückte dreitausend Schritte vor und stellte das ganze Heer und den reisigen Zeug an gelegenem und verborgnem Platze. Scipio, zu folgen bereit, sendete die Reiterei und einen grofsen Theil Leichtbewaffneter voraus, des Domitius Zug zu erforschen und zu beobachten. Als diese vorrückten und die ersten Geschwader auf den Hinterhalt stiefsen,

schöpften sie aus der Pferde Wiehern Verdacht, und zogen sich zu den Ihrigen zurück: die ihnen folgten, sahen ihren schnellen Rückzug und hielten. Die Unsern hoben nun, da der Hinterhalt dem Feinde bekannt war, um die Uibrigen nicht vergebens zu erwarten, zwei Geschwader auf (unter diesen war M. Opinius, der Reiter Präfekt), die übrigen alle aus jenen Geschwadern tödteten sie, oder führten sie gefangen zu Domitius.

39. Cäsar führte, wie eben gesagt wurde, die Küstenbesatzung weg und liefs zum Schutz der Stadt Orikum drei Kohorten zurück; eben diesen übergab er die Aufsicht über die Hauptschiffe, welche er aus Italien mitgebracht hatte. Diesem Geschäft stand Acilius, der Legat, vor. Dieser zog unsre Schiffe tiefer hinein [169]), hinter die Stadt, band sie an das Land, und warf vor die Schlucht des Hafens ein versenktes Lastschiff; mit diesem verband er ein andres, worauf er an den Eingang des Hafens selbst einen Thurm entgegenstellte und mit Soldaten füllte, und auf alle plötzliche Vorfälle zu schützen übergab.

40. Dies erkundet kam Cn. Pompejus' Sohn, der die ägyptische Flotte befehligte, nach Ori-

169) Portum scheint doch fast Glosse von partem zu seyn, welches die Folge hinlänglich erklärt.

hum, und zog das versenkte Schiff mit Winden und vielen Tauen angestrengt hervor, das andre Schiff, welches von Acilius zur Bedeckung hinverlegt war, griff er mit mehrern Schiffen an, worauf er Thürme nach dem Senkloth angebracht hatte, damit er, von oben herab streitend, stets Frische für die Ermüdeten einschiebend, und von den übrigen Seiten her zu Lande mit Leitern, wie mit der Flotte die Stadtmauern angreifend, der Feinde Mannschaft trennte. So überwand er mit Mühe und durch des Geschosses Menge die Unsern; auch eroberte er das Schiff, da die Verteidiger entsetzt waren, welche alle, von Nachen aufgenommen, flohen. Zu gleicher Zeit besetzte er auf der andern Seite einen von Natur entgegengestellten Damm, der fast eine Insel gegen die Stadt bildete: vier Zweiruderer zog er auf untergelegten Rollen mit Hebebäumen angetrieben in den innern Theil. So griff er von beiden Seiten die Hauptschiffe an, welche an das Land gebunden und leer waren, nahm vier davon weg, und zündete die übrigen an. Hierauf liefs er D. Lälius, den er von der asiatischen Flotte weggenommen, zurück, welcher die Zufuhr von Bullis und Amantia der Stadt abschnitt; er selbst zog nach Lissus, griff da dreifsig vom Antonius zurückgelassene Lastschiffe im Hafen an und verbrannte sie. Lissus versuchte er zu erobern: als aber Römische Bürger, welche dort Einsassen waren,

und von Cäsarn hinverlegte Zusätzer es vertheidigten, zog er nach drei Tagen mit geringem Verlust, unverrichteter Sache, ab.

41. Da Cäsar erfuhr, dafs Pompejus vor Asparagium sei, zog er mit seinem Heere auch dahin, eroberte unterwegs die Stadt der Parthiner, wo Pompejus Besatzung hatte, kam am dritten Tage nach Macedonien zu Pompejus, und schlug neben ihm sein Lager; Tages darauf führte er all seine Mannschaft vor, ordnete das Treffen und liefs Pompejus entscheiden. Als er merkte, dafs dieser sich in seiner Stellung hielt, zog er das Heer in das Lager zurück und fafste einen andern Entschluss. Also zog er Tages darauf mit aller Mannschaft auf grofsem Umwege, in schwierigem und engem Zuge nach Dyrrhachium, in der Hoffnung, Pompejus entweder nach Dyrrhachium zu drängen, oder abzuschneiden, weil er alle Zufuhr und Kriegsgeräth dahin geschafft hatte, wie auch geschah. Denn Pompejus wufste anfangs nicht um seine Absicht, weil er ihn auf entlegenem Wege ziehen sah und glaubte, er sei aus Getreidemangel abgezogen; dann, von Spähern benachrichtigt, brach er Tages darauf sein Lager ab, und hoffte ihm auf kürzerm Wege zu begegnen. Dies hatte Cäsar vermuthet, ermahnte die Soldaten, die Mühseligkeit gleichmüthig zu ertragen, kam nach einer kurzen nächtigen Rast, früh nach Dyrrhachium, als

man

man Pompejus' Heer von ferne sah, und lagerte daselbst.

Pompejus, von Dyrrhachium abgeschnitten, 42.
faßte nun, als er seinen Zweck nicht erreichen konnte, einen zweiten Plan, und verschanzte sich an einem erhabenen Orte, der der Fels hieß, Schiffen allenfalls zugänglich ist und sie gegen einige Winde schützt. Dahin beschied er einen Theil der Hauptschiffe, ließ Getreide und Zufuhr aus Asien und allen Gegenden, welche er im Besitz hatte, herbeischaffen. Cäsar glaubte, es könne ein langwieriger Krieg werden, und an Italischer Zufuhr verzweifelnd, weil alle Ufer so sorgfältig von den Pompejanern besetzt waren, auch seine den Winter über in Sicilien, Gallien, Italien errichteten Flotten säumten, sendete er Q. Tullius und L. Kanulejus, den Legaten, wegen Getreides nach Epirus; und weil diese Gegenden etwas fern waren, errichtete er an sichern Orten Kornhäuser und bestimmte den Grenzgemeinden die Getreidefuhren; auch ließ er in Lissus, bei den Parthinern und in allen Schlössern, was an Getreide vorhanden war, aufnehmen. Es war sehr wenig, theils wegen des Bodens Beschaffenheit, sintemal es rauhe und bergige Gegend ist, und meist eingebrachtes Getreide braucht, theils weil Pompejus dies vorhergesehen; und in den vorigen Tagen die Parthiner ausgeplündert, ihre Häuser beraubt und

aufgebrochen, und alles gesammelte Getreide durch Reiter weggebracht hatte.

43. Dies bemerkt, nimmt Cäsar nach des Orts Beschaffenheit Maasregeln. Denn um Pompejus' Lager waren viele hohe und rauhe Hügel: dieser bemächtigte er sich mit Zusätzern, und verfestigte sie mit Schlössern; von hier aus fuhrte er, wie es jedes Platzes Lage vertrug, von Schlofs zu Schlofs die Verschanzung fort und wollte den Pompejus umwallen: dies beabsichtigend, weil es ihm am Getreide mangelte, Pompejus aber an Reitern sehr stark war, dafs er nie desto weniger Gefahr dem Heer allenthalben Getreide und Zufuhr verschaffen möchte, zugleich, dafs er Pompejus vom Futtern abhielte, und seine Reiterei zu Unternehmungen untauglich machte; drittens, dafs er sein Ansehen, worauf dieser besonders bei auswärtigen Völkern sich zu stützen schien, minderte, wenn das Gerücht durch den Erdkreis erschölle 170), er werde von Cäsar belagert und wage kein Treffen.

44. Pompejus wollte weder vom Meere und von Dyrrhachium abziehen, weil er alles Kriegsgeräth, Geschofs, Waffen, Gewerf dahin gelegt hatte und von da aus das Heer und die Schiffe mit Getreide versah, noch konnte er Cäsars Verschanzung verhindern, wenn er kein Treffen lie-

170) So nannte der romische Stolz sein Reich.

fern wollte, worauf er sich damals nicht einlassen mochte. Es blieb die äuserste Kriegsmaa-regel übrig, die meisten Hügel wegzunehmen, die Gegenden weit umher möglichst zu besetzen, und Cäsars Mannschaft, so viel er konnte, zu trennen, welches gelang. Denn mit vier und zwanzig Schlössern funfzehntausend Schritte im Umkreis umfassend, futterte er in diesem Bezirk; innerhalb dieses Platzes waren viele Saatfelder, wo er seine Saumthiere indessen weidete; und wie die Unsern, welche fortgesetzte von Schloss zu Schloss geführte Verschanzungen hatten, fürchteten, die Pompejaner möchten irgendwo hervorbrechen und uns in den Rücken fallen: so legten auch jene innerhalb ihres Raumes fortlaufende Verschanzungen an, damit nicht die Unsern irgendwo eindringen und sie von hinten umgehen möchten. Aber jene waren an Antwerch überlegen, weil sie mehr Soldaten und nach innen einen kleinern Umkreis hatten. Da Cäsar diese Plätze wegnehmen mußte, sendete Pompejus, wiewol er es mit allen Truppen zu hindern und zu kämpfen nicht beschlossen hatte, doch an die gehörigen Orte Bogner und Schleuderer, deren er eine grosse Anzal hatte; viele von den Unsern wurden verwundet, es ergriff alle eine grosse Furcht vor den Pfeilen, und fast alle Soldaten hatten sich aus Haarmatten, Zotten, oder Häuten Leibröcke oder Bedeckungen gemacht, um dem Geschoss zu entgehen.

45. Beide strebten mit grofser Kraft, Stand zu fassen, Cäsar, um Pompejus aufs engste einzuschränken, Pompejus, um die meisten Hügel im gröfstmöglichen Umkreis zu besetzen; und es fielen diesfalls häufige Treffen vor. Als nun die neunte Legion Cäsars einen gewissen Stand gefafst und sich zu verschanzen anfing, besetzte Pompejus einen nahen entgegengesetzten Hügel und fing an, die Unsern von der Arbeit abzuhalten, und da er von einer Seite fast ebnen Zugang hatte, hinderte er erst durch untergestellte Bogner und Schleuderer, dann durch eine grofse Menge Leichtbewaffneter und aufgepflanztes Gewerf die Verschanzung, und nicht leicht war es für die Unsern, zu gleicher Zeit sich zu wehren und zu verschanzen. Da Cäsar die Seinen von allen Seiten verwundet sahe, liefs er sie sich zurückziehen und den Ort verlassen. Der Rückzug ging zu Thal [171]). Jene aber druckten desto heftiger nach [172]) und liefsen die Unsern nicht zurück, weil sie den Ort aus Furcht zu verlassen schienen. Damals soll Pompejus pralend unter den Seinen gesagt haben: „er wollte sich für ein nichtsnützliges Heerhaupt [173])

171) Zu Thal, thalwarts, ist herab. Auch ägüslich ist im Heldenbuche: über die Hüft zu Thal.

172) So Luther 2 Macc. 12, 23.

173) Dies brauchen neue Historiker für imperator.

halten lassen, wenn Cäsars Legionen ohne den gröfsten Nachtheil sich von dem Orte zurückzögen, auf welchen sie unbesonnen vorgerückt wären."

Cäsar, besorgt für den Rückzug der Seinen, 46.
liefs an den äussersten Hügel gegen den Feind Geflecht herbei schaffen und ihm entgegen stellen; innerhalb desselben einen Graben von mäfsiger Breite, durch verdeckte Soldaten, führen und den Platz nach allen Seiten möglichst unzugänglich machen. Er selbst stellte die Schleuderer an gehörige Plätze, damit sie den Rückzug deckten. Dies verfügt, befahl er den Legionen, sich zurückzuziehen. Die Pompejischen drückten und drängten die Unsern desto übermüthiger und kühner, rissen das als Schanze entgegengestellte Geflecht durch, um über die Gräben zu setzen. Als dies Cäsar bemerkte und fürchtete, die Unsern möchten nicht zurückgeführt, sondern zurückgeworfen scheinen, und gröfsern Nachtheil erleiden, ermunterte er sie fast auf des Weges Hälfte durch Antonius, welcher diese Legion befehligte, liefs das Zeichen mit der Kriegstrommete geben und in den Feind einbrechen. Die Soldaten der neunten Legion plötzlich zusammengerottet [174]) sendeten ihre Wurfspiefse, und aus der tiefern Gegend gegen

174) Conspirati, wovon constipati Glossem ist, ist eben in Manipeln zusammengedrängt.

den Hügel anrennend, trieben sie die Pompejaner auswärts und zwangen sie, zu fliehen. Diese wurden von dem geradliegenden Geflecht, den entgegengestellten Pfählen und angefangenen Gräben sehr gehemmt. Die Unsern aber, denen es genügte, ohne Nachtheil abzuziehen, tödteten mehrere, zogen sich mit einem Verlust von fünf Mann ruhig zurück, und verschanzten sich etwas mehr diesseits [175]), andre Hügel besetzt, vollkommen.

47. Neu und ungewöhnlich war diese Art, Krieg zu führen, theils wegen der vielen Schlösser, des grosen Raums, der vielen Verschanzungen, und der ganzen Belagerungsweise, theils auch in anderer Hinsicht. Denn wer den andern zu belagern sucht, greift die erschrechten und schwachen Feinde an und engt [176]) sie, entweder in einem Treffen übermögend, oder durch irgend eine Schädigung ein, wenn er an Soldaten und Reitern überlegen ist; meistens aber ist der Zweck der Belagerung, die Feinde vom Getreide abzuschneiden. Cäsar hingegen engte vollständige und ungeschwächte Mannschaft mit geringerer Anzal ein. Jene waren hinlänglich mit allem versehen; denn täglich langten

---

175) Citra. Morus hat circa.

176) Die perfecta stehen hier, wie der griechische aoristus, für pflegen, und unser praesens ist hier am Platze.

von allen Orten her viele Schiffe zu, welche Zufuhr brachten, und kein Wind konnte eintreten, der nicht einigermafsen ihre Fahrt begünstigte. Cäsar aber, weit und breit alles Getreide aufgezehrt, war im drückendsten Mangel 177); doch ertrugen dies die Soldaten mit besonderer Geduld. Denn sie erinnerten sich, dafs sie im vorigen Jahre dasselbe in Hispanien erduldet, und durch Mühsal und Geduld einen grofsen Krieg beendigt; gedachten, wie sie vor Alesia grofsen Mangel erduldet, noch gröfsern vor Avarikum, und doch die gröfsten Völkerschaften besiegt. Nicht Gerste, wenn sie ihnen gereicht wurde, nicht Hülsenfrüchte verschmähten sie; Schaafe aber, welche sie in Menge aus Epirus bekamen, hielten sie besonders hoch.

48. Auch entdeckten die, welche unter Valerius gedient hatten, eine Wurzelart, Chara genannt, welche, mit Milch angemischt, den Mangel sehr erleichterte. Daraus machten sie etwas dem Brot ähnliches; es war in Menge vorhanden. Die daraus gefertigten Brote warfen die Unsern gewöhnlich nach den Pompejischen, wenn diese ihnen im Gespräch den Hunger vorwarfen, um so jenen die Hoffnung zu benehmen.

---

177) **Angustiae** wäre wol mit Rücksicht auf den Sinn durch Aengsten übersetzbar gewesen, wenn man des Nachdenkens und der Umsicht der Leser sicher seyn könnte.

49. Und schon fing das Getreide zu reifen an, die Hoffnung selbst erleichterte den Mangel, weil man sicher war, schnell Vorrath zu erhalten. Häufig hörte man auch auf der Wacht und in Gesprächen die Soldaten sagen: „eher wollten sie von Baumrinden leben, als sich Pompejus entgehen lassen.“ Mit Behagen vernahmen sie auch von Uiberläufern, dafs ihre Pferde kaum erhalten würden, die übrigen Saumthiere aber schon gefallen; dafs sie nicht gesund wären, theils in so engem Raume, unter abscheulichem Geruch von vielen Leichnamen, durch tägliches Mühsal, der Arbeit ungewohnt, theils vom höchsten Wassermangel niedergedrückt; denn alle Flüsse und alle Bäche, so in das Meer liefen, hatte Cäsar entweder abgeleitet, oder mit grofsem Gezeug verbauet; und wo die Plätze bergig waren, die Thäler aber eng, wie Höhlen, hatte er sie mit in die Erde gerammten Pfählen verzäunt, und Erde hingeführt, damit sie Wasser abhielten. Nothwendig also mufsten sie sich in tiefe und sumpfige Gegenden ziehen und Brunnen graben, und diese Arbeit hatten sie noch ausser der gewöhnlichen Schanzarbeit. Doch waren diese Quellen von einigen Posten entlegener und versiegten schnell durch die Hitze. Cäsars Heer aber war sehr gesund und hatte Wasser in Menge; überflufsige Zufuhr aller Art ausser dem Getreide; täglich erwartete man bessere Zeit und hoffte mehr mit dem reifenden Getreide.

Bei dieser neuen Kriegesart wurden auch 50.
beiderseits neue Kriegesweisen erfunden. Jene bemerkten an den Feuern, dafs Nachts unsre Kohorten an den Schanzen wachten, fielen alle still an, warfen Pfeile unter die Menge und zogen sich schnell zu den Ihrigen zurück. Dagegen erfanden die Unsern, durch Erfahrung gewitzigt, dies, anderwärts Feuer zu machen. — — [178])

Mittlerzeit kommt davon benachrichtet P. 51.
Sulla, welchen Cäsar bei seiner Abreise über das Lager gesetzt hatte, der Kohorte mit zwei Legionen zu Hülfe, und leicht werden mit seiner Ankunft die Pompejaner zurück geschlagen. Nicht den Anblick, noch den Andrang der Unsern ertrugen sie, und, die Ersten geworfen, wendeten sich die Uibrigen und wichen vom Platz. Aber Sulla hielt die Unsern vom weitern Nachsetzen ab. Doch urtheilen die Meisten, hätte er schärfer nachsetzen wollen, hätte der Krieg an dem Tage geendigt werden können. Seine Maasregel ist nicht zu verwerfen; denn andres liegt dem Legaten, andres dem Feldhauptmann ob; jener mufs ganz nach Vorschrift handeln, dieser frei das Ganze berathen. Sulla, von Cäsar im Lager zurückgelassen, begnügte

178) Da hier offenbar mehreres fehlt, so bedurfte es auch des Zusatzes: alio excubarent nicht, welcher in keiner Handschrift zu finden war.

sich, die Seinen in Freiheit gesetzt zu haben, und wollte sich zu kein Treffen einlassen — was doch vielleicht dem Zufall Raum gegeben hätte — damit er nicht des Feldhauptmanns Rolle sich angemaßt zu haben schiene. Den Pompejischen ward der Rückzug sehr erschwert; denn, von unkommlichem Platze vorgerückt, hielten sie auf der Höhe: zogen sie sich thalwärts zurück, so fürchteten sie, die Unsern möchten sie von der Höhe verfolgen. Auch war es nicht weit mehr von Sonnenuntergange; denn in Hoffnung, die Sache völlig abzuthun, hatten sie alles fast bis in die Nacht verzögert. So nahm Pompejus, nach einem nothwendigen und der Zeit angemessenen Plane, einen Hügel weg, welcher von unserm Schlosse so entfernt war, daſs kein Geschoſs, noch Gewerf ihn erreichen konnte. Hier hielt er, hier verschanzte er sich und hielt seine ganze Mannschaft zusammen.

51. Auserdem ward zu derselben Zeit an zwei Orten gestritten. Denn um die Macht auseinander zu halten, hatte Pompejus mehrere Schlösser zugleich versucht, damit nicht aus den nächsten Schanzen beigesprungen werden könnte. An Einer Stelle bestand Volkatius Tullus den Andrang der Legion mit drei Kohorten, und trieb sie vom Platze; an der andern zogen sich die Germanen, unsre Schanzen überschritten, mehrere getödtet, unverletzt zu den Ihrigen zurück.

So fanden wir, dafs an Einem Tage in 53.
sechs Treffen, dreien vor Dyrrhachium, dreien an den Schanzen, als wir alles zusammen rechneten, bei zweitausend Pompejischer gefallen waren, mehrere Berufene und Centurionen. Darunter war Valerius Flakkus, Sohn des Lucius, dessen, der als Prätor Asien überkommen hatte. Sechs Banner wurden erobert. Von den Unsern wurden in allen Treffen nicht mehr, als zwanzig, vermifst. Aber im Schlofs war kein Soldat, der nicht verwundet worden wäre: von Einer Kohorte hatten vier Centurionen die Augen verloren. Um Beweise ihrer Drangsal und Gefahr anzuführen, zälten sie Cäsarn ungefähr dreifsigtausend in das Schlofs gesendete Pfeile vor. In der ihm vorgezeigten Tartsche des Centurionen Scäva, fanden sich zweihundert und dreifsig Löcher. Cäsar beschenkte ihn, da er sich um ihn und die Republik so verdient gemacht, mit zweimalhunderttausend Sesterzien und beförderte ihn aus der achten Schaar in die erste; denn durch seine Hülfe war bekanntlich das Schlofs gröfstentheils gerettet worden. Die Kohorte belohnte er darauf mit doppeltem Sold, Getreide, Geschmuck und soldatischen Geschenken reichlichst 179).

179) Bekannt ist mir die Vossische Aenderung: frumento, veste et aliis militaribus

54. Pompejus, Nachts noch mehr grofse Verschanzungen angelegt, führte in den übrigen Tagen Thurme auf, trieb seine Werke funfzehn Fufs hoch, und bedeckte diesen Theil des Lagers mit Sturmlauben. Nach fünf Tagen in einer zweiten nebelichten Nacht alle Lagerthore verrammt, zur Abwehr Geflecht hingeworfen 180), führt er Anfangs der dritten Nachtwache still

---

donis. Sie ist sinnreich und leicht, aber doch den Handschriften zum Trutz. Speciariis, wenn es nicht, um den Uibellaut zu vermeiden wegen militaribus, für specialibus steht, und besondere Geschenke bedeutet, könnte auch ansehnliche, zum Schmuck dienende bezeichnen. Wer würde Cäsars historischer Ellipse und Gedrungenheit diesen, wenn auch beispiellosen, doch der Idee des Worts species nicht fremden Gebrauch verargen? In beiden Fällen aber an Halsketten, Pferdeschmuck etc. zu denken, erlaubt die Gewohnheit Römischer Feldherrn, über welche die Schriftsteller de re militari nachzusehen sind. Militaria dona könnten dann Lanzen und überhaupt Waffen seyn. Dieser Erklärung folgt die Uibersetzung, bis eine bessere sich bewährt.

180) Die gelehrtesten Ausleger lesen obstructis für exstructis, und ergänzen obiectis durch cratibus. Diesen folgt die Uibersetzung. Oudendorp verbessert destructis und dann ohne Ergänzung, welches fast noch leichter ist.

das Heer heraus und zieht sich in die alten Verschanzungen zurück.

55. Nachdem Aetolien, Akarnanien, Amphilochi, wie gesagt, durch Kassius Longinus und Kalvisius Sabinus gefallen waren, glaubte Cäsar, einen Versuch auf Achaja machen und etwas weiter vorrücken zu müssen. Also sendete er Fufius Kalenus dahin und verbindet mit ihm Q. Sabinus und Kassius mit ihren Kohorten. Auf die Kunde ihrer Ankunft verschanzt Rutilius Lupus, welcher, von Pompejus gesandt, Achaja besetzte, die (Korinthische) Landenge, um Fufius von Achaja zu wehren. Kalenus nahm Delphi, Theben, Orchomenus mit der eigenen Gemeinden Bewilligung ein; eroberte einige Städte mit Gewalt, die übrigen Gemeinden suchte er durch Gesandtschaften für Cäsar zu gewinnen. Damit war ungefähr Fufius beschäftigt.

56. Alle Tage nachher führte Cäsar sein Heer in Schlachtordnung auf die Ebene, ob Pompejus etwa ein Treffen liefern möchte, so dafs er die Legionen fast unter Pompejus' Lager stellte, und so fern war von seinem Walle das erste Treffen, dafs kein Geschofs noch Gewerf es erreichen konnte [181]). Pompejus aber stellte, seines Ruhms und Leumunds zu wahren, das Heer so vor das

---

181) Wenn man weifs, dafs telum und tormentum vermischt gebraucht werden, so bedarf es keiner veränderten Lesart.

Lager, dafs das dritte Treffen den Wall bestreifte, und das ganze schlachtfertige Heer mit Geschofs vom Walle aus beschützt werden konnte.

57. Als dieses in Achaja und vor Dyrrhachium sich zutrug und Scipio's Ankunft in Macedonien verlautete, sendet Cäsar, seines alten Vorhabens nicht uneingedenk, Klodius zu ihm, den gemeinsamen Freund, welchen er anfangs von jenem überkommen und empfohlen unter seine Vertrautesten zälte. Diesen gab er Briefe und Aufträge an ihn, des Inhalts: „er habe alles um des Friedens willen versucht; noch, glaube er, sei bisher nichts durch deren Schuld versehen worden, welche er als Unterhändler gebraucht, indem sie gefürchtet, ihrer Aufträge an Pompejus nicht zu gelegener Zeit sich zu entledigen. Scipio stehe in solchem Ansehen, dafs er nicht allein frei, was er beliebt, darlegen, sondern auch grofsentheils antreiben, und den Irrenden lenken könne; er befehlige in seinem Namen das Heer, damit er, ausser dem Ansehen, auch die Kraft habe zu beschränken. Thue er dies, werden alle ihm allein die Ruhe Italiens, den Frieden der Provinzen, das Heil des Reichs danken."

58. Diese Aufträge überbringt ihm Klodius. In den ersten Tagen, wie es schien, gern angehört, wird er doch in den übrigen nicht zur Unterredung gelassen, weil Scipio von Favonius Verweise erhielt, wie wir nach geendigtem Kriege

erfuhren; und so kehrt er, unverrichteter Sache, zu Cäsar zurück. Cäsar, um leichter die Pompejische Reiterei vor Dyrrhachium aufzuhalten, und vom Futtern zu wehren, verschanzte zwei, wie bemerkt, enge Zugänge mit grofsem Gezeug und legte daselbst Schlösser an. Pompejus sah, dafs er mit Reiterei nichts schaffe, und zog sie nach wenig Tagen auf Schiffen zu sich in die Schanzen zurück. Es war der höchste Mangel an Futter, so dafs man die Pferde mit abgestreiften Baumblättern und gestofsenen zarten Schilfwurzeln fütterte. Denn das innerhalb der Schanzen gesäete Getreide war aufgezehrt, und man mufste auf langer Schiffahrt Futter von Korcyra und Akarnanien beziehen, und, je weniger davon vorräthig war, es mit Gerste mengen, und so den reisigen Zeug erhalten. Nachdem aber nicht allein Gerste und Futter und Gras allenthalben abgemähet war, sondern auch das Laub von den Bäumen fehlte, die Pferde aber abmagerten, glaubte Pompejus einen Ausfall wagen zu müssen.

59. Unter Cäsars Reiterei waren zwei Brüder, Roscillus und Aegus, aus dem Allobrogischen, Söhne des Abducillus, welcher in der Gemeinde vieljährig die Herrschaft geführt hatte, Männer von besondrer Wackerheit, welche Cäsarn in allen gallischen Kriegen aufs beste und tapferlichste gedient hatten. Diesen hatte er deshalb daheim die ansehnlichsten Staatsämter übergeben,

sie ausser der Reihe in den Senat aufnehmen lassen, ihnen in Gallien vom Feind erbeutete Aecker, und viel an Gelde geschenkt, sie aus Dürftigkeit in Wohlhabenheit versetzt. Diese waren ihrer Wackerheit wegen nicht blofs bei Cäsar in Ehren, sondern auch bei dem Heere beliebt. Aber auf Cäsars Freundschaft trotzend, in thörichter und roher Anmafsung sich überhebend, verachteten sie die Ihrigen, schlugen den Sold der Reiter unter und sendeten alle Beute nach Hause. Dadurch bewogen gingen Alle Cäsarn an, und beklagten sich über Unrecht; zu dem übrigen setzten sie noch dies, sie gäben die Zal der Reiter falsch an, um ihren Sold unterzuschlagen.

60. Cäsar, theils, weil jetzt nicht Zeit schien zu ahnden, theils aus Nachsicht gegen ihre Wackerheit, verschob die Untersuchung; insgeheim aber stellte er sie zu Rede, dafs sie Wucher mit den Reitern trieben, und ermahnte sie, alles von seiner Freundschaft zu erwarten, und von seinen bereits erwiesenen Diensten das Übrige zu hoffen. Doch gereichte ihnen dies nur Beleidigung und Verachtung bei Allen; und dafs dem so sei, erfuhren sie theils durch die Vorwürfe der Andern, theils durch das innere Gericht ihres eignen Gewissens. So beschlossen sie aus Schaam, und in der Meinung, dafs sie vielleicht nicht freigesprochen, sondern nur für andre Zeit aufgespart seyn möchten, uns zu verlassen,

auf

auf andre Weise das Glück zu versuchen und neue Freundschaften zu schliefsen. Nach einer Unterredung mit wenigen von ihren Schützlingen, denen sie solch eine Unthat anzuvertrauen wagten, suchten sie zuvörderst den Präfekt der Reiterei, K. Volusenus, zu ermorden, wie nach beendigtem Kriege ruchbar wurde, auf dafs sie mit einem geleisteten Dienste zu Pompejus überträten. Da dies aber schwierig schien, auch keine Gelegenheit es zu vollziehen sich bot, entlehnten sie Geld, soviel sie konnten, als wollten sie die Ihrigen befriedigen und den Unterschleif ersetzen, kauften viele Maren [182]) auf und gingen mit denen, welche um ihr Vorhaben wufsten, zu Pompejus über.

61. Weil sie nun von ansehnlicher Abkunft und freiem Anstande waren, mit grofsem Gefolg und vielen Säumern kamen, für tapfere Männer galten und bei Cäsar in Ehren gestanden, und weil es auch neu und ungewöhnlich war, so führte sie Pompejus in seinem ganzen Lager herum und stellte sie zur Schau. Denn vor dieser Zeit war kein Soldat, noch Reiter von Cäsar zu Pompejus übergegangen, da hingegen fast täglich vom Pompejus Uiberläufer zu Cäsar kamen, insgemein aber alle in Epirus und Aetolien, wie allen Gegenden, welche Cäsar besetzt hatte, aus-

182) Mar ist im guten alten Sinne hier für Streitrofs gebraucht.

geschriebene Soldaten. Diese aber hatten alles erforscht, wo entweder an den Schanzen etwas noch nicht vollendet war, oder von Kriegskundigern vermifst wurde, hatten die für jegliches bestimmte Zeit, die Entfernung der Oerter und der Wachen verschiedene Sorgfalt beobachtet, je nachdem jeden bei seinem Geschäft natürliche Anlage, oder Dienseifer leitete, und hinterbrachten dies alles dem Pompejus.

62. Dieser liefs auf diese Kunde, schon vorher, wie bemerkt worden, zu einem Ausfall entschlossen, aus Weidengeflecht Decken für die Helme machen und Schutt herbeiführen. Hierauf warf er viel Leichtbewaffnete und Bogner, und allen Schutt Nachts auf Nachen und Lastschiffe, und führte mitten in der Nacht sechzig Koborten aus dem Hauptlager und den Posten an den Theil der Schanzen, welche nach dem Meere hin, weit von Cäsars Hauptlager entfernt waren. Eben dahin sendet er auch die mit Schutt und Leichtbewaffneten beladenen, wie die vor Dyrrhachium gelegenen Hauptschiffe, und gab jedem Verhaltungsbefehle. An diese Schanzen hatte Cäsar den Quästor Lentulus Marcellinus mit der neunten Legion gestellt. Da dieser kränklich war, hatte er ihm Fulvius Postumus als Gehülfen angesendet.

63. Daselbst war ein Graben von funfzehn Fufs, ein Wall gegen den Feind zehn Fufs hoch, eben so breit war auch der Damm dieses Walles.

Von diesem sechshundert Fuſs entfernt war ein andrer nach der entgegengesetzten Seite geführter Wall mit etwas niedrigerer Verschanzung. Denn in den vorigen Tagen hatte Cäsar, aus Besorgnis, die Unsern möchten mit Schiffen umgangen werden, dort einen doppelten Wall geführt, damit im Doppeltreffen Widerstand geleistet werden könnte. Aber die Gröſse des Zeugs und die alle Tage fortgesetzte Anstrengung erlaubte nicht ein Schanzwerk zu vollenden, welches siebzehntausend Schritt im Umkreis befaſste. Mithin war der Queerwall gegen das Meer hin, der beide Verschanzungen verbinden sollte, noch nicht fertig. Dies war dem Pompejus bekannt, weil von den Allobrogischen Uiberläufern hinterbracht, und brachte den Unsern groſsen Nachtheil. Denn als unsre Kohorten aus der neunten Legion am Meere wachten, kamen plötzlich mit Tagesgrauen die Pompejischen Heere [183]), zugleich sendeten Soldaten aus herumkreuzenden Schiffen Geschoſs in den äusern Wall, und die Gräben wurden mit Schutt ausgefüllt: die Legionarier schreckten die Verteidiger der innern Schanze mit angelegten Leitern, Gewerf und Geschoſs aller Art; von beiden Seiten umströmte



183) Die ungelenken Worte: nouusque eorum aduentus extitit fehlen in mehrern Handschriften.

sie eine grofse Menge Bogner. Vor Steinen, welche der Unsern einzige Waffe war, sicherten die geflochtenen Weidendecken um die Helme. Da nun die Unsern auf alle Weise genöthet wurden und mit Mühe widerstanden, wurde der oben angezeigte Fehler der Verschanzung bemerkt; zwischen beiden Wällen, wo das Werk unvollendet war, setzten die Feinde an das Land, fielen den Unsern in den Rücken, und trieben sie, aus beiden Schanzen geworfen, in die Flucht.

64. Auf die Kunde vom diesem Getümmel sendet Marcellinus unsern Bedrängten Kohorten zu Hülfe; diese erblickten die Fliehenden aus dem Lager und konnten weder jene durch ihr Anziehen ermuthigen, noch selbst der Feinde Andrang bestehen. Was also auch als Zuzug kam, mehrte, von der Furcht der Flüchtigen angesteckt, Schrecken und Gefahr. Denn durch die Menschenmenge ward der Rückzug gehemmt. In diesem Treffen schwer verwundet und von Kraft verlassen sprach der Adlerträger, als er unsre Reisige erblickte: „diesen habe ich lebend viele Jahre mit grofser Sorgfalt geschirmt, auch jetzt stelle ich ihn Cäsarn mit gleicher Treue wieder zu. Duldet nicht, ich beschwöre euch, dafs, was noch nie bei Cäsars Heer geschehen, Schmach seine Waffen treffe! tragt ihn unverletzt zu Cäsar zurück!“ Durch diesen Zufall wird der Adler gerettet, es fallen alle Centurio-

nen der ersten Kohorte, den ersten ausgenommen.

Und schon nahten die Pompejaner, viel 65.
der Unsern niedermetzelnd [184]), dem Lager des Marcellinus, zu nicht geringem Schrecken der übrigen Kohorten; auch M. Antonius, der auf dem nächsten Posten stand, sah man, auf diese Kundschaft, mit zwölf Kohorten von einer Höhe herabziehen. Sein Anzug beschränkte die Pompejaner, und ermuthigte die Unsern, dafs sie sich von der höchsten Furcht sammelten. Nicht lange darauf kam auch Cäsar, dem es durch Rauch in den Schlössern, nach damaligem Brauch, angedeutet war, mit einigen Kohorten aus den Schanzen dahin. Sobald er, von dem Verlust überzeugt, bemerkte, dafs Pompejus aus den Schanzen gegangen, liefs er sein Lager längs dem Meere, um frei futtern und schiffen zu können, neben Pompejus verschanzen, da sich die Verhältnisse geändert hatten, weil er seinem Vorsatze nicht treu geblieben war.

Diese Verschanzung beendigt, ward von 66.
Cäsars Spähern bemerkt, dafs einige Kohorten, dem Anschein nach wie eine Legion, hinter dem Walde ständen und in das alte Lager geführt würden. Das Lager war so gelegen, in den

---

184) Dies aus μιαφυλλειν, μιζυλλειν gemachte Wort sollte man auch im würdigen Styl weniger scheuen.

wenigen Tagen, als Cäsars neunte Legion den Pompejischen Truppen sich gegenüber stellte und, wie wir bemerkten, ihre Werke umschanzte, hatte sie hier ihr Lager geschlagen. Dies bestrich einen Wald, und war vom Meere nur vierhundert Schritte fern. Nachher änderte Cäsar, gewisser Ursachen wegen, seine Maasregeln, und verlegte das Lager etwas unter diesen Ort: nach wenig Tagen hatte Pompejus eben diesen Lagerplatz eingenommen, und, weil er mehrere Legionen dahin ziehen wollte, den innern Wall gelassen und eine gröfsere Schanze angebaut. So war das kleine in das Hauptlager eingeschlossen und diente statt Schlosses und Burg. Auch hatte er von dem linken Winkel des Lagers aus eine Schanze nach dem Flusse geführt, ungefähr vierhundert Schritt, damit die Soldaten freier und ohne Gefahr Wasser holen könnten. Aber auch dieser hatte, gewisser Ursachen wegen, welche zu erwähnen nicht nöthig ist, seinen Plan aufgegeben und den Platz verlassen. So blieb das Lager mehrere Tage; alle Verschanzungen waren unverletzt.

67. Dahin der Legion Banner getragen, verkundschafteten es Cäsarn die Späher; eben dies bestätigte man aus einigen höhern Schlössern gesehen zu haben. Dieser Ort war von Pompejus' neuem Lager ungefähr fünfhundert Schritte. In der Hoffnung, diese Legion zu übermannen und dieses Tages Nachtheil zu vergüten, liefs

Cäsar zwei Kohorten in dem Gezeug, zum Schein in den Schanzen zu arbeiten: er aber führte auf ganz verschiedenem Wege, so heimlich als möglich, die übrigen Kohorten, dreiunddreifsig an der Zal, worunter die neunte Legion war, welche viel Centurionen verloren, und an Soldaten geschwächt war, in Doppeltreffen nach dem kleinen Lager zu Pompejus' Legion. Seine erste Vermuthung trog ihn auch nicht. Denn er kam erstlich schneller an, als Pompejus merken konnte: dann, obwol das Lager stark verschanzt war, warf er doch auf dem linken Flügel, wo er selbst war, schnell angreifend die Pompejischen vom Walle. Vor die Thore war ein Igel [185]) gelegt. Hier ward einige Zeit gestritten, indem die Unsern einzudringen versuchten, jene das Lager verteidigten, T. Pulcio, der K. Antonius' Heer, wie wir bemerkt, verrathen hatte, tapferlich Widerstand leistete. Doch siegten die Unsern durch Tapferkeit; den Igel abgehauen, brachen sie erst in das Hauptlager, dann

185) d. i. ein rings mit eisernen Zacken beschlagener Balken. Ich weifs, dafs unsre Belagerungskunst etwas ähnliches spanische Reiter nennt; aber ich weifs auch, dafs dies an sich gleich verständlich, oder unverständlich ist, dafs es die nicht einmal völlig gleiche, nur ähnliche, Sache mit einem verschiedenen Bilde bezeichnet, dafs Igel, als Gezeug, so wenig befremden darf, als andre hieher ähnliche Thiernamen, wie

in das darin befafste Schlofs, und tödteten einige, die dort widerstanden, weil die geschlagene Legion sich dahin gezogen hatte.

68. Aber das Glück, welches, wie überall, so besonders im Kriege, das meiste vermag, bringt in wenig Augenblicken eine grofse Veränderung der Dinge hervor; so ging es auch hier. Die Kohorten auf Cäsars rechtem Flügel zogen, des Orts unkundig, nach der Schanze, welche, wie oben gezeigt wurde, vom Lager nach dem Flusse lief, indem sie das Thor suchten, und dies für Lagerschanzen hielten. Als man nun bemerkte, dafs sie mit dem Flusse verbunden war, überstiegen sie alsbald diese Schanzen, weil niemand wehrte, und unsre ganze Reiterei folgte diesen Kohorten.

69. Mittlerzeit führte Pompejus, da dies lange genug aufhielt, und die Sache verkundschaftet ward, die fünfte Legion aus den Werken, den

---

Widder, Maus, Katze, Skorpion, selbst Kaninchen (der Name), welche die Alten hierin der Kürze und Anschaulichkeit wegen liebten. Endlich, wie ericius mit ἐρέ, und andern in der Idee verbunden ist (vergl. Kanne's Verwandtsch. d. gr. u. d. S. 72. ff.), so möchte auch wol ἰχνος, acies, acus, edge, Egge, Haken, Hechel, vielleicht auch Zacke, gewifs aber auch Igel und diese ganze Wortfamilie durch die Idee des Spitzigen, Starrenden, Borstigen, nicht von dem hier nöthigen Bilde ableiten.

Seinen zu Hülfe; und zu derselben Zeit naheto seine Reiterei unsern Reisigen, die Unsern, welche das Lager erobert hatten, sahen seine Schlachtordnung und plötzlich änderte sich alles. Denn die Pompejische Legion, durch schnelles Zuzugs Hoffnung erstarkt, suchte aus dem Hauptthore zu widerstehen, und griff die Unsern von freien Stücken an. Cäsars Reiterei, besorgt für ihren Rückzug, sintemal sie auf engem Wege über die Dämme heraufzog, fing an zu fliehen. Der rechte Flügel, welcher vom linken getrennt war, zog sich, als er der Reiter Schrecken bemerkte, um nicht innerhalb der Schanze übermannt zu werden, auf der Seite, wo er vordrang, zurück, und die meisten, um nicht in die Enge zu gerathen, stürzten sich in die zehn Fuß breiten Graben der Verschanzung; die ersten niedergetreten, suchten die Uibrigen über ihre Leichen hinweg Heil und Ausgang. Auf dem linken Flügel retteten sich die Soldaten, als sie vom Walle Pompejus ankommen und die Ihrigen fliehen sahen, besorgt, sie möchten durch die Engen abgeschnitten werden, da sie aussen und innen den Feind hatten, durch Rückzug auf demselben Wege, wo sie hergekommen waren; alles war voll Getümmel, Furcht, Flucht, so daß, als Cäsar die Banner der Flüchtigen ergriff und zu stehen gebot, einige die Pferde abhanden liefsen und entliefen, andre aus Furcht auch die Banner liefsen und kein einziger stand.

70. In diesem so grofsen Unfall rettete das ganze Heer vom Untergange, dafs Pompejus aus Furcht vor Hinterhalt (ich meine weil dies gegen seine Erwartung sich ereignete, da er die Seinen kurz vorher aus dem Lager hatte fliehen sehen) den Schanzen zu nahen einige Zeit nicht wagte und seine Reisige, da Engen und Thore von Cäsars Soldaten besetzt waren, im Nachsetzen gehemmt wurden. So wurden kleine Vorfälle für beide Theile wichtig. Denn die vom Lager nach dem Flusse geführten Schanzen unterbrachen, da schon das Pompejische Lager erobert war, Cäsars fast schon entschiedenen Sieg [186]). Dasselbe rettete, die Schnelligkeit der Nachsetzenden hemmend, die Unsern.

71. In diesen zwei Treffen an Einem Tage vermifste Cäsar neunhundert und sechzig Mann, und die bekannten Römischen Ritter, Felginas Tutikanus Gallus, des Senators Sohn, K. Felginas aus Placentia, A. Granius aus Puteoli, M. Skarativirus aus Kapua, zwei und dreifsig Kriegstribune und Centurionen. Aber ein grofser Theil von diesen allen kam in den Gräben, Schanzen, an des Flusses Ufern ohne eine Wunde um, durch Schrecken und Flucht der Streitgenossen

186) Nach der von den Auslegern vorgezogenen Lesart: prope iam expeditum victoriam. Propriam giebt einen höchst mühselig auszumittelnden Sinn.

zertreten, und zwei und dreifsig Banner wurden verloren. Pompejus ward in diesem Treffen zum Feldhauptmann ernannt. Diesen Namen nahm er an und liefs sich nachher so begrüfsen; doch weder in Briefen, die er zu schreiben pflegte (brauchte er ihn), noch in den Steckenbundeln liefs er das Abzeichen des Lorbeers vortragen [187]). Labienus aber erhielt von ihm, dafs ihm die Gefangenen übergeben wurden, führt sie vor, zur Schaustellung, wie es schien, um dem Uiberläufer mehr Zutrauen zu erwerben, nennt sie Mitstreiter, und haut sie, höchst schimpflich fragend, ob altgediente Krieger zu fliehen pflegten, vor aller Angesicht nieder.

Dies mehrte die Zuversicht und den Uiber- 72.
muth der Pompejischen so, dafs sie nicht an die Verhältnisse des Krieges dachten, sondern schon gesiegt zu haben meinten. Nicht die wenige Mannschaft auf unsrer Seite hielten sie für die Ursache, nicht das Unkommliche und die Enge des Platzes, da das Lager schon weggenommen, und das doppelte Schrecken inner [188]) und auser den Schranken, nicht das in zwei

---

187) Will man insignia laureae nicht auf das Siegel beziehen, welches wol möglich wäre, so ist dies eine von den kleinen Nachlässigkeiten Cäsars, die ich durch die Parenthese nur andeute, nicht aufhebe.

188) Inner braucht Opiz für innerhalb.

Theile zerschnittene Heer, wo keiner dem andern helfen konnte. Nicht dies erwogen sie dabei, dafs nicht nach heftigem Anlauf, nicht in Treffen gestritten worden, dafs man sich durch Menge und Enge mehr Nachtheil zugezogen, als der Feind zugefügt. Nicht endlich der gewöhnlichen Kriegszufälle gedachten sie, wie oft geringfügiger Anlafs entweder durch falsche Vermuthung, oder plötzlichen Schreck, oder eingetretene Vorbedeutungen, grofsen Nachtheil gebracht, wie oft durch des Anführers Schuld, oder des Tribuns Fehler, das Heer gelitten; sondern, als hätten sie durch Tapferkeit gesiegt, und könne keine Veränderung der Dinge eintreten, priesen sie feiernd mündlich und schriftlich dieses Tages Sieg durch den Erdkreis.

73. Cäsar, von seinen vorigen Maasregeln abgebracht, glaubte die ganze Art, diesen Krieg zu führen, ändern zu müssen. Demnach, zu Einer Zeit alle Posten weggeführt, die Belagerung aufgehoben, das Heer an Einem Orte versammelt, hielt er eine Rede an die Soldaten und ermahnte sie: „das Vorgefallene nicht so schwer zu nehmen, noch ob dieser Dinge zu erschrekken, und vielen glücklichen Treffen ein unglückliches, und zwar mäfsig unglückliches, entgegen zu setzen. Dem Glücke sei zu danken, dafs sie Italien ohne eine Wunde eingenommen, dafs sie beide Hispanien unter den geübtesten und erfahrensten Anführern der kriegerischsten Mannen

erobert, dafs sie die angrenzenden fruchtbaren Provinzen in ihre Gewalt gebracht. Erinnern müssen sie sich endlich, wie glücklich sie mitten durch der Feinde Flotten, da nicht allein Häfen, sondern auch Ufer angefüllt gewesen, alle unverletzt übergesetzt worden; wenn nicht alles glücklich ausfiele, sei Glück durch Aemsigkeit zu ergänzen; was sie Nachtheiliges erlitten, müsse vielmehr seinem Rechte, als ihrer Schuld, angeschrieben werden. Er habe kommlichen Ort zum Streiten gegeben, das feindliche Lager weggenommen, die Streitenden vertrieben und übermannt. Aber, ob ihre Bestürzung, oder ein Irthum, oder auch das Geschick den schon errungenen und gewissen Sieg unterbrochen habe, alle müssen sich Mühe geben, den erlittenen Schaden durch Tapferkeit zu vergüten; geschehe dies, so werde, wie sich dies bei Gergovia zugetragen, der Nachtheil zum Glück sich wenden, und, die vorher zu kämpfen gefürchtet, werden nun freiwillig in das Treffen gehen."

Nach dieser Rede erklärte er einige Banner- 74.
träger für ehrlos und entsetzte sie. Das ganze Heer kam solch ein Schmerz über den Verlust und solch ein Eifer an, die Schmach zu tilgen, dafs niemand Tribun oder Centurio zu werden wünschte, und jeder gleichsam als Strafe sich härtere Arbeiten auflegte, und alle von Streitgier brannten; einige aus der ersten Schaar, von Cäsars Rede bewogen, wollten sogar auf dem Po-

sen bleiben und es auf ein Treffen ankommen lassen. Dagegen traute Cäsar den erschrockenen Soldaten nicht genug, mochte ihnen Zeit gönnen, sich zu erholen, und fürchtete, da die Schanzen verlassen waren, sehr für das Getreidewesen.

75. Also sendete er ohne Aufschub, nur nach vorhergenommener Rücksicht auf Verwundete und Kranke, alles Gepäck heimlich mit einbrechender Nacht aus dem Lager nach Apollonia, und verbot vor beendigtem Zuge zu rasten. Diesen wurde Eine Legion zur Bedeckung gegeben. Dies angeordnet, behielt er zwei Legionen im Lager, die übrigen sendete er um die vierte Nachtwache aus mehrern Thoren auf demselben Wege voraus; kurze Zeit darauf liefs er, auf dafs der Soldatenbrauch beobachtet, und sein Abzug so spät als möglich bekannt würde, zum Aufbruch blasen; und alsbald heraus, dem Nachtrabe folgend, zog er schnell aus dem Lager ab. Aber auch Pompejus, der seinen Anschlag durchsah, säumte nicht, ihn zu verfolgen, sondern führte, eben auch in der Absicht, die auf dem Zuge Gehemmten und Erschreckten zu überfallen, das Heer aus dem Lager und sendete die Reiterei voraus, die Nachhut aufzuhalten, konnte sie aber nicht einholen, weil Cäsar leichten Zuges weit voraus war. Als man aber an den Flufs Genusus kam, welcher sehr unwegsame Ufer hatte, hielt die Reiterei den Nachzug ein

und hielt ihn durch ein Treffen auf. Ihr stellte Cäsar seine Reiter entgegen, dazu vierhundert Leichtbewaffnete aus der Vorhut, welche so glücklich waren, in einem Reitertreffen alle zu werfen, mehrere zu tödten, sich aber unverletzt in das Treffen zurückzuziehen.

Nach beendigter gehöriger Tagreise, wie 76.
Cäsar sie sich vorgesetzt, und das Heer über den Fluss Genusus geführt, setzte er sich wieder in seinem alten Lager, Asparagium gegenüber, behielt alle Soldaten inner dem Walle des Lagers und befahl der auf Futterung geendeten Reiterei, alsbald sich durch das Hauptthor in das Lager zurückzuziehen. So hielt ebenfalls Pompejus, nachdem er diese Tagreise zurückgelegt, in seinem alten Lager vor Asparagium, und seine Soldaten, weil sie in den unversehrten Schanzen nichts zu thun hatten, zogen theils auf Holzung und Futterung aus, theils verliessen sie, die Waffen in den Zelten niedergelegt, den Wall, durch des vorigen Lagers Nähe angelockt, ihre beim schleunigen Aufbruch zurückgelassenen Bündel und Gepäck wieder zu holen. Da diese, wie Cäsar vorausgesehen, ihn nicht verfolgen konnten, führte er um Mittagszeit, das Zeichen zum Aufbruch gegeben, sein Heer aus, und ging, zwei Tagereisen an Einem Tage zurückgelegt, achttausend Schritte von jenem Platze weg; was Pompejus bei seines Heeres Zerstreuung nicht konnte.

77. Tages darauf zieht Cäsar, das Gepäck ebenfalls mit einbrechender Nacht vorausgesendet, um die vierte Nachtwache selbst aus, damit, wenn er nothwendig streiten müfste, er mit leichtem Heere den Vorfall bestände. Eben dies that er die übrigen Tage. So geschah, dafs er in den tiefsten Flüssen, auf den ungangbarsten Wegen keinen Schaden litt. Denn Pompejus hörte am vierten Tage auf, ihn zu verfolgen, da er den ersten Tag versäumt, die übrigen sich vergebens angestrengt, in grofsen Zügen ausgedehnt und ihn einzuholen getrachtet hatte, dachte also auf einen andern Plan.

78. Cäsar mufste, die Verwundeten unterzubringen, dem Heere Sold zu zalen, die Verbundeten zu bewahren, und Besatzung in den Städten zu lassen, nach Apollonia gehen. Aber darauf wendete er soviel Zeit, als die Eil erforderte; und besorgt, Domitius möchte von Pompejus überrascht werden, zog er eiligst und schleunigst zu ihm. Seinen ganzen Anschlag aber setzte er ihm so auseinander, dafs, wenn Pompejus eben dahin zöge, er ihn vom Meere und dem in Dyrrhachium gesammelten Vorrath wegleitete, von Getreide und Zufuhr abschnitte, und unter gleichen Verhältnissen zu kämpfen zwänge; wenn er nach Italien ginge, mit Domitius vereinigt, Italien über Illyrikum zu Hülfe käme; wollte er aber Apollonia und Orikum belagern und ihn ganz von der Küste ausschliefsen,

ihn,

ihn, da doch Scipio belagert sei, zwänge, den Seinen zu Hülfe zu ziehen. Also sendete Cäsar Bothen an Kn. Domitius voraus, schrieb ihm und machte ihn mit seiner Absicht bekannt; nun liefs er in Apollonia vier, in Lissus Eine, drei Kohorten in Orikum zur Besatzung, brachte die Verwundeten unter und zog durch Epirus und Akarnanien. Auch Pompejus, Cäsars Absicht muthmafsend, eilte zu Scipio, um, wenn Cäsar dahin zöge, Scipio zu Hülfe zu kommen, wenn er die Küste und Korcyra nicht lassen wollte, weil er Legionen und Reiterei aus Italien erwartete, mit aller Mannschaft Domitius anzugreifen.

Deshalb eilten beide, jeder um den Seinen 79.
zu helfen, und die Gelegenheit, den Feind zu überraschen, nicht zu versäumen. Cäsarn aber leitete Apollonia vom geraden Wege ab, Pompejus hatte leichten Weg über Kandavia nach Macedonien. Unvermuthet trat auch ein andrer Unfall ein, dafs Domitius, der mehrere Tage sein Lager bei Scipio's Lager gehabt hatte, Futterns wegen ihn verlassen und nach Heraklea, unter Kandävia gezogen war, so dafs das Geschick ihn dem Pompejus entgegen zu führen schien. Dies wufste Cäsar bis dahin nicht. Zugleich hatte sich durch Briefe des Pompejus an alle Provinzen und Gemeinden über das Treffen bei Dyrrhachium, weiter und grofsprecherischer, als die Sache an sich war, das Ge-

nicht verbreitet: Cäsar sei geschlagen, fliehe und habe fast alle Mannschaft verloren. Dies hatte den Zug unsicher, dies einige Gemeinden ihm abwendig gemacht. So begab sich, dafs auf verschiedenen Wegen von Cäsar an Domitius und von Domitius an Cäsar entlassene (Bothen) auf keine Weise ihren Weg zurücklegen konnten. Aber die Allobroger, des Roscillus und Aegus Gesinde, welche, wie gezeigt, zu Pompejus übergegangen waren, erblickten unterwegs Domitius' Kundschafter und erzälten, entweder aus alter Gewohnheit, weil sie in Gallien mit ihnen im Kriege gewesen, oder auch vom Ruhme aufgebläht, alles was vorgefallen, berichteten auch Cäsars Abreise und Pompejus' Ankunft. Von diesen benachrichtet entging Domitius kaum vier Stunden vorher, durch der Feinde Gunst der Gefahr, und stiefs vor Aeginium, welches Thessalien gegenüber liegt, an Cäsar, der eben kam.

80. Das Heer vereint, kam Cäsar nach Gomphi, der ersten Stadt Thessaliens, wenn man von Epirus her kommt; welches Volk wenig Monate vorher freiwillig an Cäsar gesendet, dafs er alles gebrauchte, was sie vermöchten, und von ihm auch eine Besatzung verlangt hatte. Dahin aber war schon das oben erwähnte Gerücht vom Dyrrhachischen Treffen vorausgeeilt, welches von vielen Seiten vergröfsert worden war. Also nicht Androsthenes, Thessaliens Prä-

tor, sintemal er lieber Pompejus' Sfegegefährte, als Cäsars Nothgestall 189) seyn mochte, die ganze Menge von Knechten und Freien vom Lande in die Stadt, sperrt die Thore und sendet an Scipio und Pompejus, dafs sie ihm zu Hülfe kommen; er vertraue der Festigkeit der Stadt, wenn schnell beigesprungen werde, eine langwierige Belagerung könne er nicht aushalten. Scipio hatte, auf die Kunde vom Abzug des Heers von Dyrrhachium, die Legionen nach Larissa geführt. Pompejus nahte noch nicht Thessalien. Cäsar verschanzte das Lager, liefs Leitern und Mäuse zur plötzlichen Belagerung fertigen, und Geflecht bereiten. Hierauf ermahnt und belehrt er die Soldaten: „wie nützlich es zur Erleichterung gemeinsames Mangels sei, sich einer vollen und wohlhabenden Stadt zu bemächtigen, zugleich den übrigen Gemeinden durch dieser Stadt Beispiel Schrecken einzujagen, und dafs dies eher geschehen müsse, als die Hülfstruppen zusammen kämen." Also durch der Soldaten besondern Eifer unterstützt griff er an demselben Tage, wo er gekommen, nach der neunten Stunde die Stadt, die sehr hohe Mauern hatte, an, eroberte sie vor Sonnenuntergang und



189) Ein gutes wieder aufzunehmendes altdeutsches Wort, welches oft vorkommt, für Gefährte in der Noth.

liefs die Soldaten sie ausplündern; sogleich brach er von der Stadt auf und kam nach Metropolis, so dafs er den Bothen und dem Gerücht von der eroberten Stadt zuvorkam.

81. Die Metropoliten, erst dieselben Maasregeln gefafst, von denselben Gerüchten bewogen, verschlossen die Thore und füllten die Mauern mit Bewaffneten; nachher aber, als sie von Gefangenen, welche Cäsar an die Mauer führen liefs, der Gomphischen Gemeinde Unfall erfahren, öffneten sie die Thore. Diese sorgfältig geschont, und der Metropoliten Glück mit dem Unfall der Gomphier verglichen, war keine Gemeinde in Thessalien, Larissa ausgenommen, welches Scipio mit grofsen Heeren besetzte, die nicht Cäsarn sich unterwarf und seine Befehle vollzog. Dieser fand einen gelegenen Ort an den Saatfeldern, welche schon fast in der Reife standen, und beschlofs, da Pompejus' Ankunft zu erwarten, und den ganzen Krieg dahin zu spielen.

82. Pompejus kam einige Tage darauf in Thessalien an, sprach zu seinem ganzen Heere, und dankte den Seinen. Scipio's Soldaten ermahnt er, „nach schon errungenem Siege Theil an Beute und Belohnung zu nehmen", und, alle Legionen in Ein Lager gezogen, theilt er seine Ehre mit Scipio, läfst bei ihm zum Aufbruch blasen, und für ihn ein andres Hauptzelt schlagen. Da Pompejus' Mannschaft nun vermehrt und zwei grofse Heere verbunden waren, so

bestätigt sich die alte Meinung aller, und die Siegeshoffnung wächst so, dafs jede Zwischenzeit die Rückkehr nach Italien aufzuschieben schien, und, wenn irgend Pompejus etwas langsamer, oder besonnener vollzog, man sagte: „es sei das Werk Eines Tages, er aber ergötze sich am Oberbefehl und achte die gewesenen Konsuln und Prätoren gleich Knechten.“ Und schon stritten sie laut über Belohnung und Priesterstellen, und bestimmten das Konsulat auf Jahre; andre nahmen (schon) die Häuser und Güter derer, die in Cäsar's Lager waren; und es war in ihrer Versammlung ein grofser Streit, ob man in den nächsten prätorischen Volksversammlungen auf den abwesenden L. Hirrius Rücksicht nehmen müsse, der von Pompejus nach Parthien gesendet war, sintemal seine Freunde, Pompejus an sein gegebenes Wort erinnernd, flehten, er solle, was er dem Abreisenden versprochen, halten, damit er nicht durch sein Ansehen betrogen würde, die andern aber, in gleicher Mühsal und Gefahr, nicht Einen dem Andern vorgezogen wissen wollten.

Schon kam es zwischen Domitius, Scipio, 83.
und Spinther Lentulus in täglichem Zwist über Cäsars Priesterthum zu herben Schmähungen, indem Lentulus mit des Alters Ehre prahlte, Domitius Gunst und Ansehen in der Stadt pries, Scipio auf Pompejus' Verwandtschaft bauete. Auch belangte Attius Rufus den L. Afranius des

Räthe am Heere [190]) und L. Domitius sagte in der Versammlung, er beliebe, dafs man, nach beendigtem Kriege, denen vom Senatorange, welche mit ihnen im Kriege gewesen wären, drei Täfelchen gäbe; auf dafs sie über diejenigen richteten und urteilten, welche zu Rom geblieben, oder unter Pompejus' Zug gewesen und keine Kriegsdienste gethan hätten: ein Täfelchen für die, welche von aller Strafe lossprächen, ein andres für die, welche zum Tode verurtheilten, das dritte für die, welche um Geld straften. Kurz, Alle sprachen von ihren Ehrenstellen, oder Belohnungen, oder Genugthuung an ihren Feinden, und dachten nicht darauf, wie sie überwinden, sondern wie sie den Sieg nützen wollten.

84. Das Getreidewesen besorgt, die Soldaten ermuthigt, wollte Cäsar, da nun seit dem Dyrrhachischen Treffen Zeit genug vergangen war, und er der Soldaten Gesinnung hinlänglich zu kennen glaubte, erfahren, welchen Vorsatz oder Entschluss Pompejus in Bezug auf eine Schlacht hätte. Also führte er sein Heer aus dem Lager, ordnete die Schlacht, anfangs an gehöriger Stelle, etwas ferner von Pompejus' Lager, an den

190) Die Worte **quod gestum in Hispania diceret** (nach andern **videretur**) haben alle Ausleger als Einschiebsel verworfen. Es sollte sich auf das Ende des ersten Buchs beziehen.

folgenden Tagen aber so, dafs er vom Lager vorrückte, und das Treffen an die Hügel des Pompejus führte. Dies machte sein Heer täglich standhafter. Doch behielt er die vorige Einrichtung bei den Reitern bei, wovon oben gesprochen ward, dafs, weil er an Zal viel schwächer war, Jünglinge und auserlesene leichte Soldaten von dem Vortrab, der Schnelligkeit wegen, zwischen den Reitern kämpften, damit sie durch tägliche Uibung auch in dieser Art von Treffen sich übten. So begab sich, dafs tausend Reiter auch auf freien Plätzen den Andrang von sieben tausend Pompejischen, wo es nöthig war, zu bestehen wagten, und nicht sehr vor ihrer Menge erschracken. Denn auch in diesen Tagen lieferte Cäsar glücklich ein Reitertreffen und tödtete einen von den beiden oberwähnten Allobrogern, welche zu Pompejus übergegangen wären, mit einigen andern.

Pompejus ordnete, weil er sein Lager auf 85.
dem Hügel hatte, seine Schlacht tief an der Wurzel des Berges, immer, wie es schien, abwartend, ob Cäsar auf unkommlichen Platz rückte. Cäsar sahe, dafs Pompejus auf keine Weise sich in das Treffen locken liefs, und hielt es für die bequemste Maasregel, von dort aufzubrechen, und immer auf dem Zuge zu seyn: in der Hoffnung, durch Lagerabbruch und mehrerer Oerter Beschreitung, leichter sich Getreide zu schaffen, zugleich auch, um, währendes Zu-

ges, eine Gelegenheit zum Schlagen zu finden, und das des Muhsals ungewohnte Pompejische Heer durch tägliche Züge zu ermüden. Dies bestimmt, und schon das Zeichen zum Aufbruch gegeben, die Zelter abgebrochen, ward bemerkt, dafs kurz zuvor, gegen tägliche Gewohnheit, Pompejus' Treffen weiter vom Walle vorgerückt sei, so dafs man an nicht unkommlichem Orte schlagen zu können schien. Da sprach Cäsar, als schon das Heer unter den Thoren war, zu den Seinen: „für jezt müssen wir den Abzug verschieben, und an ein Treffen denken, wie wir es immer verlangt. Lafst uns Muth zum Kampfe fassen! Nicht leicht finden wir wieder Gelegenheit"; und schnell führt er die schlachtrüstige Mannschaft auf.

86. Auch Pompejus hatte, wie nachher erfahren ward, auf Anrathen all der Seinen, ein Treffen beschlossen. Denn auch in dem Kriegsrathe hatte er die vorigen Tage gesagt: „ehe noch die Treffen an einander geriethen, werde Cäsars Heer geschlagen seyn." Da sich Einige darüber verwunderten, sprach er: „ich weifs, dafs ich etwas fast Unglaubliches verspreche: aber vernehmt meines Anschlags Gründe, damit ihr desto festeres Muths in das Treffen geht! Ich habe unsre Reisige vermocht, und sie haben mir dies zu thun versprochen, dafs, wenn man nun sich näher gekommen, sie Cäsars rechten Flügel von der offnen Seite angreifen, dafs sie,

das Treffen von hinten umgangen, das erschreckte Heer schlagen, noch ehe ein Geschoss von uns auf den Feind gesendet wird. So werden wir ohne Gefahr der Legionen und fast ohne Wunde den Krieg enden. Dies aber ist nicht schwer, da unser reisiger Zeug stark ist." Zugleich sagte er: „sie sollten auf die Zukunft gefasst seyn, und, weil ihnen Gelegenheit zum Kampfe würde, wie sie oft gedacht hätten, die Erwartung der übrigen von ihrer Gewandtheit und Faust nicht täuschen."

87. Nach ihm sprach Labienus, und Cäsars Mannschaft verachtend, Pompejus' Anschlag hoch erhebend, sagte er: „Glaube ja nicht, Pompejus, dass dies das Heer sei, welches Gallien und Germanien besiegt hat. Ich war in allen Treffen, und spreche nicht unbesonnen Unbekanntes aus. Ein kleiner Theil jenes Heeres ist übrig, viele sind geblieben, was in soviel Schlachten nothwendig sich ereignen musste. Viele hat des Herbstes Pest in Italien hingerafft, viele sind in die Heimat gegangen, viele auf dem festen Lande zurückgeblieben. Habt ihr nicht gehört, dass man von den Krankheits wegen Zurückgebliebenen zu Brundisium Kohorten errichtet? Diese Mannschaft, die ihr sehet, ist aus den Aushebungen im diesseitigen Gallien in diesen Jahren wieder aufgebracht, und die meisten sind aus den Transpadanischen Pflanzstädten. Dennoch blieb, was Kern war, in den zwei Dyrrhachi-

schen Schlachten.“ Dies gesagt, schwur er „nur als Sieger in das Lager zurückzukehren“ und ermahnte die Uibrigen, gleiches zu thun. Dies lobend schwur Pompejus dasselbe, und keiner war von den Uibrigen, der zu schwören anstand. Als dies in der Versammlung geschehen, gingen alle mit grofser Hoffnung und Freude auseinander; und schon voraus genossen sie im Geiste den Sieg, weil in so wichtiger Sache, von so erfahrnem Feldherrn nichts vergebens betheuert zu werden schien.

88. Als Cäsar Pompejus' Lager nahete, bemerkte er, dafs seine Schlacht so geordnet war. Auf dem rechten Flügel waren zwei Legionen, im Anfange des Zerwürfnisses von Cäsar nach Senatsschlufs übergeben, deren eine die erste, die andere die dritte hiefs. Dort war Pompejus selbst. Die Mitte des Treffens machte Scipio mit Syrischen Legionen. Die Cilicische Legion, mit den Hispanischen Kohorten verbunden, die, wie erzält worden, von Afranius übergeführt waren, standen auf dem rechten Flügel. Diese hielt Pompejus für seine stärksten. Die übrigen hatte er zwischen die Mitte und die Flügel gestellt und hundert und zehen Kohorten zu der Zal voll gemacht; dies waren fünf und vierzig tausend: ungefähr zweitausend Berufener, welche von den Dienstfreien der vorigen Heere zu ihm gekommen waren; diese hatte er in der ganzen Schlachtstellung zerstreut. Die übrigen

sieben Kohorten hatte er zur Besatzung des Lagers und der Schlösser vertheilt. Seinen rechten Flügel deckte ein Bach mit ungangbaren Ufern; deshalb hatte er den ganzen reisigen Zeug, alle Bogner und Schleuderer auf dem linken Flügel entgegengestellt.

Cäsar beobachtete das obige Verfahren, hat- 89.
te die zehnte Legion auf den rechten, die neunte auf den linken Flügel gestellt, wiewol sie in den Dyrrhachischen Schlachten sehr verringert worden war. Mit dieser verband er die achte so, dafs er aus zweien fast Eine machte und eine der andern zur Bedeckung dienen liefs. Achtzig Kohorten hatte er in Schlachtordnung gestellt, welche zwei und zwanzig tausend Mann machten. Zwei Kohorten blieben als Besatzung im Lager zurück. Den linken Flügel befehligte Antonius, den rechten P. Sulla, die Mitte Kn. Domitius; er selbst stand Pompejus entgegen. Zugleich zog er, als er, was wir erwähnt, bemerkt, aus Furcht, sein rechter Flügel möchte von der Reisigen Menge umgangen werden, schnell vom dritten Treffen einzelne Kohorten ab, und machte daraus das vierte, setzte es der Reiterei entgegen und gab die Befehle; er erinnerte, dafs dieses Tages Sieg von dieser Kohorten Tapferkeit abhänge. Auch befahl er dem dritten Treffen und dem ganzen Heere, nicht ohne seinen Befehl (mit dem Feinde) sich einzulassen; er werde, wenn er dies

wolle, mit einem Speerzeichen 191) das Zeichen geben.

90. Als er nach Kriegesgebrauch das Heer zum Kampfe ermunterte, und die stets ihm geleisteten Dienste pries, erwähnte er vorzüglich: „die Soldaten selbst müfsten ihm bezeugen, wie eifrig er den Frieden gesucht, was er durch Vatinius im Gespräch, was er durch A. Klodius mit Scipio verhandelt, wie er vor Orikum mit Libo Gesandte zu schicken bemüht gewesen; und dafs er nie Kriegerblut misbrauche, noch die Republik um ein Heer habe bringen wollen." Nach dieser Rede, da die Soldaten es forderten und rachbrünstig waren, gab er das Zeichen mit der Trommete.

91. Bei Cäsars Heere war ein Berufener, Krastinus, der im vorigen Jahre die erste Schaar der zehnten Legion geführt hatte, ein Mann von besonderer Tapferkeit. „Folgt mir", sprach dieser, als das Zeichen gegeben war, „die ihr unter meinen Manipeln waret, und erweiset nun eurem Feldhauptmann, was ihr beschlossen! Dies Treffen allein ist noch übrig; dies bestanden, erlangt er seine Würde, wie unsre Freiheit wieder." Zugleich auf Cäsar blickend sprach er: „heute, mein Feldherr, sollst du mir, ob todt oder lebendig, danken." Dies gesagt stürzt er der erste aus dem rechten Flügel, ihm nach

191) So das Heldenbuch für vexillum.

ungefähr hundert und zwanzig auserlesene freiwillige aus derselben Centurie.

Zwischen beiden Schlachtordnungen war so 92.
viel Raum, dafs beide Heere an einander gerathen konnten; Pompejus aber hatte den Seinen gesagt, sie sollten Cäsars Andrang abwarten, nicht von der Stelle rücken und seine Schlachtordnung sich zerführen [192]) lassen; dies soll er auf K. Triarius Rath gethan haben, damit der erste Anlauf und die Kraft der Soldaten gebrochen, die Schlachtordnung aus einander gerückt würde, und sie in geschlossenen Gliedern die Zerstreuten ahremten; leichter auch, meinte er, mufsten die Wurfspiefse fallen, wenn die Soldaten an ihrem Platze blieben, als wenn sie dem gesendeten Geschofs entgegen gingen, zugleich auch, Cäsars Soldaten mufsten durch den Doppelschritt athemlos und abgemattet werden. Dies scheint, uns mindestens, Pompejus ohne Grund gethan zu haben; denn allen ist von Natur ein gewisser Drang und eine Munterheit angebohren, welche an dem Treffen selbst sich entzündet. Diese

192) Dies alte, z. B. im Nibelungenlied gebrauchte Wort, für in Unordnung gerathen, schien mir das distrahere (kurz darauf distendere) des Textes passend wiederzugeben. Sich verwenden wäre auch brauchbar gewesen. Jeder sieht, dafs überhaupt das Vorrücken der Schlachtordnung darunter verstanden wird.

reizen die Feldherrn nicht unterdrücken, sondern mehren; und nicht vergebens war vordem gebräuchlich, dafs allenthalben die Angriffszeichen erklangen, und alle den Schlachtruf erhoben; dadurch glaubten sie den Feind zu schrecken, die Ihrigen aber anzuregen.

93. Als aber unsre Soldaten auf das gegebene Zeichen mit vorgehaltenen Wurfspiefsen vorrannten, und gewahrten, dafs die Pompejischen nicht anliefen, hemmten sie, als durch Uibung erfahren und in den vorigen Schlachten geübt, von selbst den Lauf und hielten fast inmitten des Raums, damit sie nicht kraftlos naheten; nach kurzer Zeit, den Anlauf erneuet, sendeten sie die Wurfspiefse, und zogen schnell, wie ihnen Cäsar befohlen, die Schwerter. Doch dem entstanden nicht die Pompejischen. Denn sie hielten das gesendete Geschofs aus, bestanden den Andrang der Legionen, blieben in Reihe, und griffen, als sie die Wurfspiefse versendet, zu den Schwertern. Zu derselben Zeit sprengten alle Reisige von Pompejus' linkem Flügel, wie befohlen, an, und der Bogner ganze Menge ergofs sich: ihren Andrang bestand unsre Reiterei nicht, sondern wich etwas vom Platze: desto eifriger drücken die Pompejischen nach, breiten sich geschwaderweis aus und suchen unser Treffen von der offnen Seite zu umgehen. Als dies Cäsar gewahrt, gab er dem vierten Treffen, welches er aus sechs Kohorten gebildet hatte, das Zei-

chen. Diese schnell vor, drangen feindliches Banner, so gewaltig auf Pompejus' Reiter ein, dafs keiner stand und alle gewendet nicht blofs vom Platze wichen, sondern alsbald in schleuniger Flucht die höchsten Berge suchten. Diese geworfen, wurden alle Bogner und Schleuderer, entsetzt, wehrlos, ohne Bedeckung, niedergemacht. Mit demselben Ungestüm umgingen die Kohorten den linken Flügel, obwol auch dann noch die Pompejischen kämpften und in Ordnung widerstanden, und griffen sie im Rücken an.

Zu gleicher Zeit liefs Cäsar das dritte Tref- 94.
fen, welches ruhig und bis dahin auf seinem Platze geblieben war, anrücken. Als nun so Frische und Ungefochtene für die Ermideten eintraten, andere aber im Rücken angrillen, konnten die Pompejischen nicht ausharren, und wendeten alle den Rücken. Cäsar aber täuschte sich nicht, dafs von den Kohorten, welche der Reiterei im vierten Treffen entgegenstanden, der Sieg beginnen würde, wie er selbst in der Rede an die Soldaten ausgesprochen hatte. Denn von diesen ward zuerst die Reiterei geschlagen, von ihnen wurden die Bogner und Schleuderer niedergemetzelt, von ihnen ward Pompejus' Schlachtordnung auf dem linken Flügel umgangen, und zuerst in die Flucht getrieben. Pompejus aber, als er seine Reiterei geschlagen, und den Theil, worauf er am meisten gebauet, erschreckt sah, ging, den andern mistrauend, aus der Schlacht,

begab sich alsbald zu Pferde in das Lager und rief den am prätorischen Thore wachthabenden Centurionen laut, so dafs es die Soldaten hörten, zu: „Schützt das Lager und verteidigt es sorgfältig, wenn etwas Schweres sich ereignen sollte; ich umgehe die übrigen Thore und ermuthige des Lagers Besatzung.“ Dies gesagt, begab er sich in das Prätorzelt, im Ganzen mistrauend, und doch den Ausgang erwartend.

95. Cäsar glaubte nun den erschreckten in den Wall getriebenen Pompejischen nicht Zeit gönnen zu dürfen, ermahnte die Soldaten, des Glückes Gunst zu nutzen und das Lager zu erstürmen. Diese, obwol von der grofsen Hitze ermattet — denn es dauerte bis Mittag — gehorchten doch, zu aller Anstrengung willig und bereit, dem Befehl. Das Lager ward von den zur Besatzung daselbst gelassenen Kohorten emsig verteidigt, noch weit schärfer aber von den Thraciern und fremden Hülfsvölkern. Denn die aus der Schlacht entflohenen Soldaten dachten, erschreckt und abgemattet, Wehr und Ehrenzeichen meist weggeworfen, mehr auf weitere Flucht, als Verteidigung des Lagers. Aber längere konnten auch die im Walle standen, des Geschosses Menge nicht aushalten, sondern verliefsen wundmüde [193]) den Platz, und flohen alsdann

193) vulneribus confecti. Auch ein altes deutsches Wort. Nibel.

alsbald alle, die Centurionen und Kriegstribune an der Spitze, nach den höchsten zum Lager gehörigen Bergen.

In Pompejus' Lager waren zu sehen errich- 96.
tete Lauben [194]), viel ausgestelltes Silber, mit frischem Rasen belegte Zelte, auch des L. Lentulus und Anderer Zelte mit Epheu behangen, und ausserdem vieles, was zu grofse Uippigkeit und Zuversicht auf den Sieg verrieth, so dafs leicht geurtheilt werden konnte, dafs diese nichts von jenes Tages Ausgang gefürchtet, die so unnöthigen Ergötzlichkeiten nachhingen. Doch warfen diese dem elenden und duldsamen Heere Cäsars Uippigkeit vor, dem doch stets alles nöthige Bedürfnis gefehlt hatte. Pompejus ergriff, als schon die Unsern inner dem Walle waren, ein Rofs, und, des Feldhauptmanns Ehrenzeichen weggeworfen, floh er durch das Hauptthor aus dem Lager und sprengte alsbald gen Larissa. Auch dort aber blieb er nicht, sondern kam eben so schnell mit einigen Wenigen auf der Flucht getroffenen und einem Geleite von dreifsig Reitern, selbst Nachts nicht rastend, am Meere an und bestieg ein Proviantschiff, oft, wie man sagte, klagend, sich so sehr betrogen zu haben, dafs die, von welchen er Sieg ge-

194) trichilas. Morus hat zu dieser Stelle die Erklärung des Ovid Fast. 3, 528. und Heyne's zu Virgil's Kap. 8. angeführt.

hofft, ihn gerade durch Beginn der Flucht fast verrathen hätten.

97. Das Lager erobert warnte Cäsar die Soldaten, über die Beute nicht die Gelegenheit das Uibrige zu vollbringen zu versäumen. Nachdem er dies erreicht, fing er an den Berg mit Gezeug zu umziehen. Alle Pompejischen 195) verliefen, dem Orte mistrauend, sintemal der Berg kein Wasser hatte, den Berg und suchten sich nach Larissa zu ziehen. Dies bemerkt theilte Cäsar sein Heer, liefs einen Theil der Legionen in Pompejus' Lager bleiben, einen Theil sendete er in sein Lager zurück. Vier Legionen führte er selbst und suchte auf gemächlicherem Wege den Pompejischen zu begegnen: sechstausend Schritte vorgerückt, machte er Ordnung 196). Die Pompejaner merkten dies und hielten auf einem Berge. Diesen Berg bespülte ein Flufs. Cäsar ermahnte die Soldaten, und, wiewol sie durch stete Arbeit den Tag über erschöpft waren und die Nacht schon eintrat, trennte er doch den Berg durch eine Schanze vom Flusse, damit die Pompejischen Nachts nicht Wasser holten. Schon

---

195) Es ist wahrscheinlicher, dafs die hier sinnlosen Worte **inris eius**, die auch in mehreren Handschriften fehlen, unecht seien, als dafs etwa mit Blanke **iugis eius** dafür zu lesen. Sonst konnte man auch **iussis eius** vorschlagen.

196) So Luther oft für **aciem instruere**.

war das Werk vollendet, als jene durch Gesandte über Ergebung zu unterhandeln anfingen. Wenige von Senatorrange, die sich mit ihnen verbunden, retteten sich Nachts durch die Flucht.

Mit Tagesanbruch hiefs Cäsar alle, so auf 98.
dem Berge hielten, von der Höhe auf die Ebene herabkommen und die Waffen strecken. Als sie dies ohne Weigerung thaten und mit ausgestreckten Händen, zur Erde geworfen, weinend um Gnade baten, hiefs er tröstend sie aufstehen und, wenig über seine Langmuth gesagt, damit sie minder fürchteten, schonte er alle, und empfahl seinen Soldaten, dafs keiner verletzt würde, noch von dem Seinigen etwas vermisse. Nach dieser Vorsicht beschied er andre Legionen aus dem Lager zu sich, liefs die, welche er mit sich geführt, ausruhen und in das Lager zurückkehren. An demselben Tage kam er nach Larissa.

In diesem Treffen vermifste er nicht mehr 99.
als zweihundert Mann; aber von den Centurionen verloren an dreifsig, tapfre Männer. Blieb auch tapferlichst streitend Krastinus, dessen wir oben gedacht, durch einen Hieb über das Gesicht. Nicht falsch war, was er, als er in die Schlacht ging, gesagt hatte; denn Cäsar urtheilte, dafs Krastinus' Tapferkeit in diesem Treffen ausnehmend gewesen, und dafs er höchlichst sich verdient gemacht. Von dem Pompejischen Heere schienen ungefähr funfzehn tausend gefallen zu

seyn: ergeben aber hatten sich mehr als vier und zwanzig tausend — denn auch die in den Schlössern, als Zusätzer, gelegenen Kohorten ergaben sich Sulla —; auserdem flohen viele zu den Grenzgemeinden. Kriegsbanner wurden hundert und achtzig aus dem Treffen zu Cäsar gebracht, und neun Adler. L. Domitius wurde auf der Flucht aus dem Lager auf den Berg, als ihn vor Mattigkeit die Kräfte verliefsen, von den Reisigen niedergehauen.

100. Zu derselben Zeit kam D. Lälius mit einer Flotte nach Brundisium, und nahm so, wie wir oben von Libo es erzälten, die dem Brundisischen Hafen gegenüber liegende Insel ein. Gleicherweise lockte Vatinius, der Statthalter von Brundisium, die Lälischen Schiffe mit bedeckten und ausgerüsteten Booten hervor; und einen Fünfruderer, der weiter vorgesegelt war, und zwei kleinere nahm er in des Hafens Mündung weg. Auch schnitt er durch ausgestellte Reiter die von der Flotte vom Wasser ab. Lälius aber fuhrte, da die Jahreszeit der Schiffahrt günstiger war, den Seinen von Korcyra und Dyrrhachium Wasser auf Lastschiffen zu, und liefs sich weder von seinem Vorsatz abschrecken, noch, vor erhaltener Kunde von dem Treffen in Thessalien, durch schimpflichen Verlust der Schiffe, oder Mangel an Lebensmitteln, aus Hafen und Insel vertreiben.

Fast um dieselbe Zeit kam Kassius mit der 101.
Flotte von Syrien, Phöniciern und Ciliciern nach Sicilien; und da Cäsars Flotte in zwei Theile getheilt war, und der Prätor P. Sulpicius die Hälfte zu Vibon bei der Meerenge befehligte, die andre Hälfte M. Pomponius bei Messana, so eilte Kassius mit seinen Schiffen nach Messana, bevor Pomponius seine Ankunft erfuhr; und da er ihn bestürzt fand, ohne Wacht und sichere Vorkehr, sendete er bei starkem günstigen Winde Lastschiffe mit Harz, Pech, Werch und anderm brennbaren Zeug gegen die Pomponische Flotte, und verbrannte alle fünf und dreißig Schiffe, worunter zwanzig verdeckte waren. Dadurch kam alle solch eine Furcht an, daß Messana, wo eine Legion als Besatzung lag, kaum verteidigt wurde, und, wäre nicht eben zu der Zeit durch ausgestellte Reiter Kundschaft von Cäsars Siege gekommen, so wäre es, urtheilten die Meisten, verloren gewesen. Da aber die Kundschaft so gelegen anham, wurde die Stadt verteidigt, und Kassius reisete darauf nach Vibon zur Sulpicischen Flotte, und da unsre Schiffe hier am Ufer lagen, verfuhr er um derselben Furcht willen auf dieselbe Weise. Mit günstigem Winde sendete er ungefähr vierzig zum Anstecken gerüstete Schiffe ab, und, da die Flamme von beiden Seiten um sich griff, brannten fünf Schiffe ab. Da nun durch des Windes Gewalt das Feuer immer weiter sich

verbreitete, trugen die Soldaten, welche den alten Legionen zur Bedeckung der Schiffe, als Kranke, zurückgeblieben waren, die Schmach nicht, sondern bestiegen freiwillig die Schiffe, stiefsen vom Lande, griffen die Kassische Flotte an, und nahmen zwei Fünfruderer, auf deren einem Kassius sich befand, weg. Aber Kassius, von einem Nachen aufgenommen, floh. Ausserdem wurden auch zwei Dreiruderer ergriffen. Nicht lange darauf ward das Treffen in Thessalien verkundschaftet, so dafs die Pompejischen selbst es glaubten; denn vorher hielt man es für Erdichtung von Cäsars Freunden und Legaten. Auf diese Nachricht verliefs Kassius diese Gegend mit seiner Flotte.

102. Cäsar glaubte, alles hintangesetzt, Pompejus verfolgen zu müssen, wohin er immer sich geflüchtet; damit er nicht wieder Mannschaft sammeln und den Krieg erneuern könnte. Täglich machte er so weit vor, als er mit der Reiterei konnte; eine Legion liefs er in kleinern Märschen nachfolgen. Zu Amphipolis war in Pompejus' Namen ein Befehl ergangen, dafs alle jungen Leute dieser Provinz, Griechen und Römische Bürger sich zum Schwur stellen sollten; ob aber Pompejus, um Verdacht abzuwenden, dies erlassen, damit er so lange als möglich die Absicht, weiter zu fliehen, verbärge, oder ob er mit neuen Aushebungen, wenn niemand ihn hinderte, Macedonien zu besetzen gedachte, kann

nicht enschieden werden. Er selbst lag Eine Nacht vor Anker, berief seine Gastfreunde aus Amphipolis zu sich, verliefs, nachdem er Geld zum nöthigen Aufwand eingetrieben, und Cäsars Ankunft erfahren hatte, diesen Ort, und kam in wenig Tagen nach Mytilene. Zwei Tage vom Sturme aufgehalten, kam er mit andern Lastschiffen nach Cilicien, und von da nach Cypros. Dort erfährt er, dafs mit Einhälligkeit aller Antiochier und Römischer Bürger, welche daselbst verkehrten, die Burg weggenommen, um ihn auszuschliefsen und Bothen an diejenigen gesendet worden, welche sich in die benachbarten Gemeinden geflüchtet haben sollten, dafs sie ja nicht nach Antiochia kämen; thäten sie es, so stehe der Verlust des Kopfes darauf. Dasselbe war L. Lentulus, der im vorigen Jahre Konsul gewesen war, und P. Lentulus dem Konsular, und einigen andern auf Rhodus begegnet; diese waren, als sie Pompejus auf der Flucht gefolgt und an die Insel gekommen, in Stadt und Hafen nicht aufgenommen worden; auf ergangene Bothschaft, diese Gegend zu meiden, segelten sie gegen ihren Willen ab. Und schon kam das Gerücht von Cäsars Anzug zu den Gemeinden.

Als dies Pompejus erfuhr, gab er den An- 703.
schlag, nach Syrien zu gehen, auf, erhob Geld von den Pächtern, und einigen Privatmännern, und kam, eine grofse Last von Erz zum Kriegsgebrauch aufgeladen, und zweitausend Bewaffne-

ten, die er theils aus der Dienerschaft der Pächter ausgehoben, theils von den Wechslern aufgebracht, und die jeder von den Seinen dazu tauglich hielt, nach Pelusium. Dort war zufällig der König Ptolemäus, an Jahren ein Knabe, mit vieler Mannschaft, der gegen seine Schwester Kleopatra Krieg führte, die er wenig Monate zuvor durch seine Verwandten und Freunde vom Reiche vertrieben hatte, und der Kleopatra Lager war nicht weit von seinem Lager entfernt. An diesen sendete Pompejus, ob er kraft der Gastlichkeit und Freundschaft mit dem Vater in Alexandria aufgenommen, und in der Noth von seiner Macht behütet würde. Die aber von ihm gesendet waren, sprachen, nachdem sie ihr Geschäft vollbracht, freier mit des Königs Soldaten, und ermahnten sie, Pompejus Dienste zu leisten, und sein Unglück nicht zu verachten. Darunter waren mehrere Pompejische Soldaten, welche, aus seinem Heere in Syrien übernommen, Gabinius nach Alexandria übergeführt und nach geendigtem Kriege bei Ptolemäus, des Knaben Vater, zurückgelassen hatte.

104. Dies in Erfahrung gebracht, antworteten des Königs Freunde, welche seiner Minderjährigkeit wegen das Reich verwalteten, entweder aus Furcht, wie sie nachher aussagten, Pompejus möchte mit dem aufgewiegelten königlichen Heere Alexandria und Aegypten erobern, oder aus Verachtung seines Unglücks — wie meist

im Unglück aus Freunden Feinde entstehen — den Gesendeten frei und mild, und beschieden ihn zum König. Aber heimlich Raths geworden, sendeten sie Achillas, den königlichen Präfekt, einen Mann von besondrer Kühnheit, und den Kriegstribun L. Septimius ab, Pompejus umzubringen. Von diesen mild angeredet, und durch einige Bekanntschaft mit Septimius, der im Seeräuberkriege eine Schaar unter ihm angeführt hatte, verleitet, besteigt er mit Wenigen von den Seinen ein kleines Schifflein, und wird dort von Achillas und Septimius umgebracht. Eben so wird L. Lentulus vom König ergriffen und im Gefängnis gemordet.

Cäsar fand, als er nach Asien kam, dafs 103.
T. Ampius zu Ephesus aus dem Dianentempel Geld zu nehmen versucht und deshalb alle Senatoren aus der Provinz berufen habe, damit sie die gefundene Summe bezeugten, dafs er aber von Cäsars Ankunft unterbrochen entflohen sei. So rettete Cäsar zwier den Ephesischen Schatz. Auch war bekannt, dafs zu Elis im Tempel der Minerva, die Tage nachgezält und nachgerechnet, an Cäsars Siegestage, das Bild der Siegesgöttin, welches vor Minerva selbst stand und zuvor nach Minervens Bilde schaute, sich nach den Flügelthüren des Tempels und der Schwelle gewendet habe. Und zu eben dem Tage vernahm man zu Antiochia in Syrien zweimal solch Heergeschrei und Trommetenklang, dafs die

Bürger bewaffnet auf den Mauern umherliefen. Dies begab sich auch zu Ptolemais. Zu Pergamus ertönten in den verborgenen und geheimen Oertern des Tempels, wo ausser Priestern Niemand hin darf [welche die Griechen Adyta (unzugänglich) nennen 197)] die Pauken. Zu Tralles wand im Tempel der Siegesgöttin, wo man Cäsars Standbild geweihet hatte, eine Palme gezeigt, welche an diesen Tagen ganz 198) zwischen den Steinfugen aus dem Fußboden hervorgewachsen war.

106. Cäsar verweilte wenig Tage in Asien, und als er hörte, daß man Pompejus auf Cyprus gesehen, muthmaßte er, er werde nach Aegypten ziehen wegen der Verbindungen mit diesem Reiche, und sonstiger Vortheile dieses Orts, kam also mit den Legionen, einer, die er aus Thessalien mitgebracht, der andern, die er aus Achaja vom Legaten Q. Fufius berufen und mit achthundert Reitern, zehn Rhodischen Hauptschiffen und wenigen Asiatischen nach Alexandria. Diese Legionen hatten nur dreitausend zweihundert

197) Die eingeschlossenen Worte sind unstreitig eingeschoben.

198) Für ex texto, welches dem ex pauimento, wie man sich auch künstlich wende, widerspricht, schlug Oudendorp das bessere integra vor. Allerdings konnte ex tecto leicht aus extitisse in der folgenden Zeile entstehen.

Mann; die übrigen von Wunden in den Schlachten und von dem Mühsal und der Gröſse der Reise erschöpft, konnten nicht folgen. Cäsar aber, auf den Ruf von seinen Thaten bauend, hatte nicht angestanden, mit schwachen Hilfstruppen abzureisen und hielt jeden Ort für sicher. Zu Alexandria erfährt er des Pompejus' Ermordung: und dort hört er zuerst, als er aus dem Schiffe steigt, ein Geschrei der Soldaten, welche der König als Zusätzer in der Stadt gelassen hatte, und sieht einen Auflauf nach sich zu, weil ihm die Steckenbündel vorgetragen wurden. Dadurch, meinte die ganze Menge, werde die königliche Majestät verletzt. Diesen Aufruhr gestillt, entstanden doch mehrere Tage nach einander durch Auflauf der Menge häufige Unruhen und mehrere Soldaten dieser Stadt wurden allenthalben ermordet.

Cäsar merkte dies und liefs noch andre Le- 107.
gionen aus Asien kommen, welche er aus Pompejischen Soldaten errichtet hatte; denn Er ward vom Nordwind 199) aufgehalten, welcher den von Alexandria Absegelnden höchst widrig ist. Da er indefs der Könige Zwist für Sache des Römischen Volks und, da er Konsul war, für

199) Etesiae (aurae) die Jahreswinde, welche in den Hundstagen vierzig Tage lang wehen. s. Gell. N. A. 2, 22. Nach Aristoteles ist es der Nordwind.

seine Sache hielt, ja um so mehr für Amtsangelegenheit, da im vorigen Konsulat ein Bündnis mit dem Vater Ptolemäus, nach Gesetz und Senatschluss, gemacht worden war: so erklärte er, er beliebe, dass der König Ptolemäus und seine Schwester Kleopatra, die Heere, welche sie aufgebracht, entlassen und über ihren Zwist vor ihm vielmehr das Recht, als die Waffen entscheiden liessen.

108. Unter den wegen Minderjährigkeit des Prinzen eingesetzten Reichsverwesern war sein Pflegevater, und Kämmerer [200]), Pothinus. Dieser klagte und ereiferte sich zuvörderst unter seinen Anhängern, dass der König vor Gericht geladen werde; dann berief er mit einigen Mitwissern und Vertrauten aus des Königs Gefolge, das Heer von Pelusium heimlich nach Alexandria und machte den oberwähnten Achillas zum Befehlhaber aller Truppen. Ihn reizte er auf durch eigene, machte er übermüthig durch königliche Versprechungen und ertheilte ihm durch Briefe und Bothen Befehle. In des Vaters Ptolemäus Testament war von zwei Söhnen der älteste, und von zwei Töchtern die Erstgebohrene zu Erben eingesetzt. Dies zu vollstrecken hatte in eben diesem Testament Ptolemäus das Römische

200) Eunuchus. Bekanntlich galten die Verschnittenen viel und bekleideten die nächsten Stellen um die Fürsten.

Volk bei allen Göttern und den zu Rom geschlossenen Bündnissen beschworen. Eine Abschrift des Testaments war von Gesandten nach Rom gebracht worden, um in der Kämmerei niedergelegt zu werden — da es wegen der Staatsgeschäfte dort nicht niedergelegt werden konnte, wurde es bei Pompejus niedergelegt — eine andre gleichlautende blieb zur Vorzeigung besiegelt in Alexandria.

Da nun darüber bei Cäsar verhandelt ward, 109.
und dieser als gemeinschaftlicher Freund und Schiedsrichter den Zwist der Könige beilegen wollte, wird plötzlich gemeldet, dafs des Königs Heer und ganzer reisiger Zeug nach Alexandria komme. Cäsars Mannschaft war nicht so stark, dafs er ausser der Stadt, wenn zu kämpfen wäre, auf sie bauen konnte. Blieb also dies, dafs er sich an seiner Stelle und in der Stadt hielt und Achillas' Absicht erforschte. Doch hiefs er alle Soldaten unter Waffen seyn, und ersuchte den König, aus seinen angesehensten Vertrauten Gesandte an Achillas zu erlassen und seinen Willen zu verkundschaften. Dioskorides und Serapion, welche beide Gesandte in Rom gewesen waren und bei Ptolemäus dem Vater in grofsem Ansehen gestanden, kamen zu Achillas. Als er diese ansichtig ward, liefs er sie, bevor er hörte oder, weshalb sie gesendet seien, vernahm, ergreifen und ermorden. Der Eine ward nach einer erhaltenen Wunde ergriffen

und von den Seinen für todt weggetragen, der andre war ermordet. Hierauf suchte Cäsar den König in seiner Gewalt zu behalten, weil er glaubte, der königliche Name stehe in grosem Ansehen bei dem Volke, den Krieg aber mehr als ein Privatunternehmen weniger Räuber, denn als ein königliches erscheinen zu lassen.

110. Achillas hatte eine Mannschaft, die weder an Zal, noch Menschenschlag, noch Erfahrung im Kriegswesen zu verachten schien; denn zwanzig tausend waren unter Waffen. Sie bestanden aus Gabinischen Soldaten, welche schon an Lebensart und Ausgelassenheit der Alexandriner gewöhnt waren, Römernamen und Römerzucht verlernt, sich verheurathet und meist Kinder hatten. Dazu kamen noch andre aus Seeräubern und Schächern der Provinzen Syrien und Cilicien, und der benachbarten Gegenden Aufgelesene. Ausserdem sammelten sich auch viele Verurtheilte und Verwiesene; alle unsre Flüchtlinge fanden sichere Aufnahme in Alexandria und sicbern Unterhalt, damit sie sich angäben und Soldaten würden: ward einer vom Heere ergriffen, so ward er durch Auflauf der Soldaten entrissen, die, weil gleich schuldig, Gewalt von den Ihrigen, wie eigene Gefahr abwehrten. Diese pflegten, nach einem alten Brauch des Alexandrinischen Heeres, den Tod der Freunde des Königs zu verlangen, die Güter der Reichen zu Mehrung des Soldes zu plündern, des Kö-

nigs Palast zu besetzen, andre aus dem Reiche zu verstossen, andre einzusetzen. Auserdem waren zweitausend Reisige. Diese alle waren in mehrern Kriegen Alexandria's alt geworden, hatten Ptolemäus den Vater wieder in die Regierung eingesetzt, zwei Söhne des Bibulus umgebracht, und Kriege mit den Aegyptiern geführt. Dies war ihre Kriegserfahrenheit.

Dieser Mannschaft vertrauend, Cäsars weni- 111.
ge Soldaten verachtend, nahm Achillas Alexandria ein, den Theil der Stadt ausgenommen, welchen Cäsar mit Soldaten besetzte; in der ersten Wuth suchte er in sein Haus einzubrechen, aber Cäsar hatte die Wege mit Kohorten besetzt und bestand seinen Anfall. Zu derselben Zeit ward auch am Hafen gestritten, und dies veranlasste einen sehr grossen Kampf. Denn die Mannschaft getheilt, stritt man zugleich in mehrern Strassen und mit grosser Menge suchten die Feinde die Hauptschiffe wegzunehmen, deren funfzig Pompejus zu Hülfe gesendet worden und nach dem Thessalischen Treffen heimgekehrt waren; dies alles Dreiruderer und Fünfruderer mit allem Schiffsbedör versehen und ausgerüstet. Auser diesen, zwei und zwanzig, welche als Besatzung in Alexandria waren, alle verdeckt; nahmen sie diese weg, entrissen sie Cäsar die Flotte, so hatten sie den Hafen und das ganze Meer in ihrer Gewalt und schnitten Cäsar von Zufuhr und Hülfevölkern ab. Also ward mit der Anstrengung ge-

stützten, welche nöthig war, da jener schnellen Sieg, diese ihr Heil darauf beruhen sahen. Cäsar aber siegte, steckte alle diese Schiffe und die übrigen auf den Werften an, weil er mit so geringer Mannschaft sie in dieser Weite nicht behaupten konnte, und setzte alsbald seine Soldaten zu Pharus an das Land.

112. Pharus ist ein Thurm auf der Insel, sehr hoch, bewundernswürdig verschanzt, der den Namen von der Insel erhalten hat. Diese Alexandria gegenüber liegende Insel macht den Hafen, ist aber von der Oberstadt her auf neunhundert Schritte durch Dämme im Meer, durch engen Weg und eine Brücke mit der Stadt verbunden. Auf dieser Insel sind Wohnungen der Aegypter, und ein Weichbild [201]), grofs wie eine Stadt; und wenn Schiffe aus Unvorsichtigkeit oder durch Sturm irgendwo von ihrem Laufe verschlagen werden, so pflegt man sie nach Seeräubergebrauch zu plündern. Wider Willen aber der Bewohner von Pharus kann der Enge wegen kein Schiff in den Hafen gelangen.

Dies

---

201) Was ist vicus anders, als ein zu dem gröfsern Menschenverein einer Stadt gehöriger, derselben Form (Bild) von Gebräuchen und Gesetzen unterworfener kleinerer Bezirk? Wie, wich, weich ist eben vicus. Weichhaus für Rathhaus gehört eben dahin.

Dies fürchtete Cäsar damals, und als die Feinde im Kampfe beschäftigt waren, setzte er seine Soldaten aus, nahm Pharus weg und legte eine Besatzung hinein. So ward bewirkt, dafs Getreide und Hülfsvölker sicher ihm auf Schiffen zugeführt werden konnten, denn in alle nahe Gegenden sendete er umher und entbot Hülfsvölker. In den übrigen Theilen der Stadt ward so gekämpft, dafs man das Treffen unentschieden verliefs und keiner geschlagen ward — dies machte die Enge des Orts — beiderseits blieben wenige und Cäsar verschanzte Nachts die nothwendigsten Plätze. In diesem Striche der Stadt war das Königshaus, welches ihm selbst Anfangs zur Wohnung angewiesen worden war, ein kleiner Theil, dann das mit dem Hause verbundene Theater, welches statt der Burg diente und Zugänge zum Hafen und zu den übrigen Werften hatte. Diese Verschanzungen vermehrte er an den folgenden Tagen, dafs er sie wie Mauern entgegenstellte und nicht wider Willen streiten mufste. Mittlerweil ging die jüngste Tochter des Königs Ptolemäus, in Hoffnung auf Erledigung des Reichs, aus dem Königshause zu Achillas über und nahm sich mit ihm des Krieges an. Aber schnell entstand unter ihnen ein Zwist über den Vortritt; dies mehrte die Schenkungen unter die Soldaten, denn jeder suchte sie durch grofse Geschenke zu gewinnen. Während dieser Vorfälle bei den Feinden ward

Pothinus, des Knaben Pflegevater und Verweser des Reichs, da wo Cäsar wohnte, als er an Achillas Bothen sendete und ihn ermahnte, der Angelegenheit nicht zu entstehen, noch muthlos zu werden, nachdem die Bothen angezeigt und aufgefangen waren, von Cäsar umgebracht. Dies war der Anfang des Alexandriner Krieges.

Vom

# Alexandriner Kriege.

---

## Ein Buch.

Vom

# Alexandriner Kriege.

Als der Alexandriner Krieg ausbrach, beschied Cäsar aus Rhodus, Syrien und Cilicien seine ganze Flotte, aus Kreta berief er Bogner, von Malchus, dem Könige der Nabataeer, Reiter; allenthalben liefs er Gewerf aufsuchen, Getreide senden und Hülfsvölker herbeiführen. Mittlerweil werden auch die Schanzen täglich mit neuen Werken vermehrt, und alle Theile der Stadt, so minder fest schienen, zu Schildkröten und Mäusen eingerichtet; aus den Gebäuden läfst man durch Oeffnungen in die nächsten Gebäude Widder los, und so viel Platz durch Zertrümmerung oder mit Gewalt eingenommen wird, so weit werden die Verschanzungen fortgeführt. Denn vor Feuersbrunst ist Alexandria fast sicher, weil die Gebäude ohne Gebälk und Bauholz sind und aus errichteten Schwibbogen bestehen und mit Estrich oder Böden belegt sind. Cäsar bemühte sich vornehmlich, den engen Theil der Stadt, welchen der von der Mittagseite her gelegene

See bildete, durch angebrachte Werke und Sturmlauben von dem übrigen Theile der Stadt abzusondern; in der Absicht erstlich, dafs, da die Stadt in zwei Theile getrennt war, sein Treffen nach Einem Plane und Oberbefehl geleitet wurde, dann, damit den Bedrängten beigesprungen und von der andern Seite der Stadt Hülfe geleistet werden könnte; vorzüglich aber, dafs er Wasser und Futter im Uiberflufs hätte, da er jezt von dem einen wenig, von dem andern gar nichts hatte; welches beides der See hinlänglich verschaffen konnte.

9. Aber auch die Alexandriner zeigten in ihrem Geschäft kein Zaudern, noch Säumnis. Denn nach allen Seiten, wohin sich Aegypten und ihr Reich erstreckt, hatten sie Gesandte und Werber zum Aufgebot gesendet, viel Geschofs und Gewerf in die Stadt gefahren, und eine unzählbare Menge herbeigeführt. Nicht weniger waren in der Hauptstadt grofse Waffenschmieden angelegt. Uiberdies hatten sie mannbare Sklaven bewaffnet, welchen reichere Herren täglichen Unterhalt und Löhnung reichten. Diese Menge vertheilt, besetzten sie die Verschanzungen der entlegenen Theile; ausgediente Kohorten hatten sie müfsig an den vollkreichsten Plätzen der Stadt, dafs, in welcher Gegend auch gestritten würde, sie mit frischen Kräften Hülfe zu leisten bereit wären. Alle Strafsen und Gäfschen hatten sie mit einem dreifachen Wall verbaut; er war von

Quadersteinen aufgeführt und hatte nicht weniger als vierzig Fuſs Höhe; was tiefer liegende Theile der Stadt waren, hatten sie mit zehen Geschoſs hohen Thürmen verschanzt. Auserdem hatten sie andere wandelnde Thürme von eben soviel Geschossen gefertigt; diese bewegten sie mit untergelegten Rollen, Seilen und vorgespannten Pferden auf geraden Straſsen, wohin es ihnen schien.

Die fruchtbare und ergiebige Mark bot alles 3.
Nöthige dar. Die Menschen selbst, witzig und scharfsinnig, machten alles, was sie von uns sahen, so geschickt, daſs die Unsern ihr Antwerch nachgemacht zu haben schienen; auch erfanden sie vieles selbst, und fielen zu Einer Zeit unsre Verschanzungen an, und vertheidigten die ihrigen. Dies erhärteten in den Berathungen und Versammlungen die Vornehmsten, „das Römische Volk gewöhne sich allmälich an die Einnahme dieses Reichs: wenig Jahre vorher sei Gabinius mit einem Heer in Aegypten gewesen, Pompejus habe sich eben dahin geflüchtet, Cäsar sei mit Mannschaft eingerückt. Pompejus' Ermordung habe nicht geschafft, daſs Cäsar nicht bei ihnen verweilte; vertrieben sie diesen nicht, so werde eine Provinz aus dem Reiche, und dies müsse bei Zeiten geschehen; denn von Stürmen wegen der Jahreszeit abgeschnitten könne er nicht Hülfsvölker über das Meer erhalten."

4. Da indessen zwischen Achillas, welcher das Heer der Altgedienten befehligte, und Arsinoë, der jüngern Tochter Königs Ptolemäus', ein Zwist entstand, wie oben gezeigt worden, und beide einander nachstellten, um den Oberbefehl zu erhalten, so kam Arsinoë durch den Kämmerer Ganymedes, ihren Pflegevater zuvor, und mordete Achillas. Diesen erschlagen, hatte sie ohne Genossen und Aufseher den ganzen Oberbefehl. Das Heer wird dem Ganymedes übergeben; dieser übernimmt die Stelle, theilt mehrere Spenden unter die Soldaten, versieht das Uibrige mit gleicher kluger Vorsicht.

5. Alexandria ist fast ganz untergraben und hat unterirdische Kanäle bis zum Nil, durch welche das Wasser in die einzelnen Häuser geleitet wird, welches allmälich mit der Zeit sich klärt und setzt. Dies brauchen die Hausbesitzer und ihre Familien. Denn das Wasser, welches der Nilfluss führt, ist so lehmig und trübe, dass es viele und mannigfaltige Krankheiten hervorbringt; aber der Pöbel und die Menge begnügt sich damit aus Noth, weil in der ganzen Stadt kein Brunne ist. Doch war dieser Fluss in dem Theile der Stadt, den die Alexandriner inne hatten. Dieses brachte Ganymedes darauf, dass den Unsern das Wasser entzogen werden könne; diese zum Schutz der Schanzen vertheilt zogen ihr Wasser gassenweis aus Privatgebäuden, aus Kanälen und Wasserbehältern.

Diesen Anschlag beliebt geht er zu das gro- 6.
fse und schwierige Werk. Er versetzt die Kanäle, alle Theile der Stadt ausgenommen, welche er inne hatte, und suchte durch Räder und Getriebe eine grofse Menge Wasser aus dem Meere zu pumpen. Dies gofs er ohne Unterlafs von der Oberstadt her in Cäsars Theil; deshalb wurde das Wasser aus den nächsten Gebäuden ungewöhnlich salzig, und man wunderte sich sehr, wie dies zugegangen; man traute sich selbst nicht, da die in der Niederstadt sagten, ihr Wasser sei von eben der Art und dem Geschmack, wie gewöhnlich; man verglich es auch mit einander und fand durch Kosten, wie verschieden das Wasser war. In kurzer Zeit aber war das in der Oberstadt gar nicht mehr trinkbar; das in der Niederstadt war schon verdorbener und salziger.

Hiemit war der Zweifel gehoben und es 7.
verbreitete sich solch ein Schrecken, dafs alle auf das Aeusserste gebracht schienen und einige sagten, „Cäsar thäte, die Schiffe besteigen zu lassen“, andere noch schwereres Unglück fürchteten, „sintemal sie den Alexandrinern die Anstalt zur Flucht nicht verhehlen könnten, da sie so wenig von ihnen entfernt wären, noch, wenn jene vordrängen und verfolgten, ein Rückzug auf die Schiffe vergönnt wäre.“ Es war aber eine grofse Menge Städter in dem Theile, wo Cäsar wohnte, die er nicht aus ihren Woh-

mungen vertrieben hatte, weil sie öffentlich sich treu gegen die Unsern stellten, und von den Ihrigen abtrünnig schienen, so dafs, wenn ich die Alexandriner verteidigen sollte, dafs sie weder betrügerisch noch unbesonnen, viel Worte vergebens verschwendet werden müfsten. Da man aber zugleich die Nation und den Charakter kennen lernt, so kann niemand zweifeln, dafs dies Geschlecht zum Verrath sehr geeignet sei.

8. Cäsar minderte die Furcht der Seinen durch Trost und vernünftige Vorstellungen; denn er versicherte, „wenn man nachgrabe, könne man süfses Wasser finden; denn alles Küstenland habe an sich Quelladern süfses Wassers. Wäre aber auch Aegyptens Uferland anders, als alle übrige, beschaffen, so könnten sie doch, weil sie das Meer frei beherrschten und die Feinde keine Flotte hätten, nicht verhindert werden, täglich ihr Wasser zu Schiffe zu holen, entweder links aus Paratonium, oder rechts vor der Insel; welche Fahrten, als verschiedene, nie zu Einer Zeit durch widrige Winde könnten gehemmt werden. Flucht aber sei gar nicht zu rathen, nicht denen, welche das Würdige überlegen, nicht einmal denen, welche nur ihr Leben bedächten: mit vieler Mühe bestehe man aus den Verschanzungen der Feinde Angriff; jene verlassen, könne man weder an Standort, noch Zal sich messen. Die Besteigung der Schiffe habe viel Aufhalt und Schwierigkeit, be-

sondern auf Booten; dagegen seien die Alexandriner äusserst behende, der Plätze und Gebäude kundig. Diese, im Siege besonders übermüthig, werden vorlaufen und die höhern Plätze und Gebäude wegnehmen, mithin die Unsern von Flucht und Schiffen abhalten. So mögen sie dann dieses Vorhaben vergessen, und in alle Wege auf Sieg denken!"

So zu den Seinen gesprochen und Aller. 9. Gemüther erhoben, theilt er den Centurionen das Geschäft zu, auf Brunnengraben, alles andre beseitigt, den Sinn zu richten und keinen Theil der Nacht darin nachzulassen. Dies Geschäft übernommen und alle zur Arbeit angehalten, ward in Einer Nacht viel süsses Wassers gefunden. So wurde den mühsamen Unternehmungen und grossen Versuchen durch Arbeiten von nicht gar langer Zeit begegnet. In diesen zwei Tagen kam auch die sieben und dreissigste Legion von Pompejischen, die sich ergeben hatten, mit Getreide, Waffen, Geschoss, Gewerf, von Domitius Kalvinus eingeschifft, an Afrika's Ufer, etwas oberhalb Alexandria. Diese Schiffe konnten vor dem Ostwinde, der viele Tage nach einander anhielt, nicht in den Hafen einlaufen. Aber in der ganzen Gegend sind herrliche Stellen, vor Anker zu liegen. Da sie nun lange zurückgehalten worden und Mangel an Wasser litten, verkundschafften sie dies Cäsarn durch ein Lachtschiff,

10. Cäsar, um selbst das Nöthige zu berathen, bestieg ein Schiff, befahl der ganzen Flotte, ihm zu folgen, unbemannt mit unsern Soldaten; weil er etwas weit schiffen und die Verschanzungen nicht entblößen wollte. Als er nun an den Ort kam, der Chersonesus heißt, und Ruderer, um Wasser zu holen, an das Land gesetzt, wurden einige davon, die sich um Plunderns willen zu weit von den Schiffen entfernt hatten, von den feindlichen Reitern aufgefangen; von diesen erfuhren sie, daß Cäsar selbst auf der Flotte sei, und keine Soldaten auf den Schiffen habe. Dies erfahren, glaubten sie, das Glück biete ihnen eine treffliche Gelegenheit, etwas Großes auszuführen. Also bewehrten sie alle bereit liegende Schiffe, und steuerten Cäsarn, als er mit der Flotte zurückkehrte, entgegen. Cäsar wollte an dem Tage aus zwei Gründen nicht fechten, theils, weil er keine Soldaten auf den Schiffen hatte, theils weil es nach der zehnten Stunde vorfiel, die Nacht aber jene nur dreuster machen möchte, welche auf der Oerter Kunde sich verließen: auch würde ihm nicht frommen, die Seinen zu ermahnen; denn unangemessen wäre jede Ermahnung, die weder Tapferkeit, noch Feigheit auszeichnen könnte. Deshalb zieht Cäsar die Schiffe, wie er konnte, an das Land, wohin jene, urtheilte er, ihm nicht folgen möchten.

Auf Cäsars rechtem Flügel stand ein Rho- 11.
disches Schiff fern von den übrigen. Dies erblickt hielten sich die Feinde nicht, und vier bedeckte und mehrere unbedeckte Schiffe steuerten mit grofsem Ungestüm darauf los. Diesem mufste Cäsar zu Hülfe kommen, damit er nicht sichtbar schnöde beschimpft würde; obwol, wenn jene etwas Hartes betreffen sollte, er dies für billig hielt. Es ward ein Treffen geliefert; wobei die Rhodier sich sehr angriffen; sie, die in allen Gefechten durch Klugheit und Tapferkeit sich hervorgethan hatten, weigerten sich damal besonders nicht, alles zu bestehen, damit nicht durch ihr Verschulden ein Nachtheil erwüchse. So war denn das Treffen glücklich. Ein feindlicher Vierruderer ward genommen, ein andrer in den Grund gebohrt: dann von aller Mannschaft entblöfst; ansendem wurden auf den übrigen Schiffen viel Verteidiger getödtet, und, hätte die Nacht das Treffen nicht abgebrochen, hätte Cäsar die ganze feindliche Flotte übermeistert. Durch diesen Unfall waren die Feinde erschreckt, und da der widrige Wind nur mäfsig war, führte Cäsar die Lastschiffe an Zugtauen mit den sieghaften Schiffen nach Alexandria zurück.

Durch diesen Verlust waren die Alexan- 12.
driner so niedergeschlagen, da sie nun sahen, dafs sie nicht durch die Tapferkeit der Verteidiger, sondern die Kunde der Seeleute besiegt

waren [202]) — — — wodurch sie auch in den höher liegenden Gegenden unterstützt wurden, so dafs sie aus den Gebäuden sich verteidigen konnten, und alles Bauholz entgegen stellten, weil sie auch zu Lande unsrer Flotte Sturm befurchteten. Eben diese besserten, nachdem Ganymedes in einer Versammlung versichert hatte, dafs er sowol die verlorenen wiederherstellen, als auch die Zal noch mehren wolle, mit grofser Hoffnung und Zuversicht die Schiffe aus und befleifsigten sich dessen genauer und angelegentlicher; und wiewol sie mehr als hundert und zehen Hauptschiffe im Hafen und in den Werften eingebüfst hatten, gaben sie es doch nicht auf, die Flotte wiederherzustellen; denn sie sahen, dafs Cäsar keine Hülfsvölker, noch Zufuhr erhalten konnte, wenn ihre Flotte mächtig war. Dazu mochten sie als einer am Meere gelegenen Stadt und Gegend von Kindheit auf täglich geübte Seeleute gern die natürlichen und heimischen Vortheile gebrauchen und fühlten, was sie mit kleinen Fahrzeugen geschafft. Also legten sie sich mit allem Eifer auf die Rustung einer Flotte.

13. An allen Mündungen des Nils waren Wachtschiffe ausgestellt, den Schiffszoll zu he-

202) Lucke!

ben. In der Königswohnung [203]) geheimen Werften waren alle seit vielen Jahren nicht gebrauchte Schiffe. Diese besserten sie aus; jene beriefen sie nach Alexandria zurück. Es fehlten Ruder; da deckten sie Hallen, Gymnasien, öffentliche Gebäude ab, Bretter dienten statt Ruder; manches verschaffte ihnen ihr natürlicher Witz, manches wiederum der Stadt Reichthum. Endlich rüsteten sie sich nicht auf lange Fahrt, sondern fügten sich der Zeiten Noth und sahen, dafs man im Hafen selbst streiten müsse. Also fertigten sie in wenig Tagen gegen alle Erwartung zwei und zwanzig Vierruderer, fünf Fünfruderer. Dazu fügten sie mehrere kleinere und offne, versuchten durch Rudern im Hafen, was jedes vermöchte, bemannten sie gehörig und rüsteten sich auf alle Weise zur Schlacht. Cäsar hatte neun Rhodische Schiffe — denn von zehen ausgesendeten war Eins auf der Fahrt am Aegyptischen Ufer untergegangen — acht Pontische, fünf Lycische, aus Asien zwölf. Davon waren fünf Fünfruderer, zehen Vierruderer; die übrigen kleiner und meist offen. Doch bereitete er sich zum Treffen, auf der Soldaten Tapferkeit bauend, e und bekannt mit der Feinde Macht.

Als es so weit gekommen war, dafs beide 14
sich getrauten, umschifft Cäsar Pharus mit der

203) s. Bürgerk. 3, 112.

Flotte und stellt seine Schiffe dem Feinde entgegen; auf den rechten Flügel die Rhodischen, auf den linken die Pontischen. Zwischen diesen liefs er viehundert Schritte Raum, welches hinlänglich schien die Schiffe sich ausbreiten zu lassen. Hinter diese Reihe vertheilte er die übrigen auf Zuzug; welches dem andern folgen, und welchem es zu Hulfe kommen solle, bestimmt und befiehlt er. Unbedenklich fuhren die Alexandriner ihre Flotte in Schlachtordnung auf: an die Spitze stellen sie zwei und zwanzig; die übrigen Hulfeschiffe in die zweite Reihe. Ausserdem fuhren sie viel kleinere Fahrzeuge und Boote auf mit Brandpfeilen und brennbarem Zeug, ob die Menge selbst, das Geschrei und die Flamme die Unsern in Schrecken setzen könnte. Zwischen beiden Flotten waren Seichten von enger Durchfahrt, welche bis zu dem Afrikanischen Gebiet gehen — so sagen sie nämlich, Ein Theil von Alexandria sei die Hälfte von Afrika — und lange genug wurde beiderseits gewartet, wer zuerst durchschiffen möchte; weil die, so sich hinein begaben, sowol an Ausbreitung ihrer Flotte, als am Rückzuge, wofern ihnen ein Unfall zustiefs, gehindert zu werden schienen.

15. Die Rhodischen Schiffe befehligte Euphranor, an Seelengröfse und Tapferkeit eher unsern Landsleuten, als den Griechen, vergleichbar. Dieser ward wegen allbekannter Kenntnis und Seelen-

Seelengröfse von den Rhodiern zum Oberbefehlhaber der Flotte erwält. Als dieser Cäsars Gesinnung errieth, sprach er: „du scheinst mir, o Cäsar, zu befürchten, wenn du zuerst dich in diese Seichten begäbest, dafs du eher fechten müssest, als du deine übrige Flotte sich entwikkeln lassen könnest. Uiberlafs uns die Sache! wir wollen das Treffen bestehen — und deine Erwartung nicht tauschen — bis die übrigen nachfolgen. Dafs diese länger uns in das Antlitz pralen, gereicht uns zu grofsem Schimpf und Schmerz.“ Cäsar ermahnt ihn, ertheilt ihm alles Lob und giebt das Zeichen zum Kampfe. Die Alexandriner umstellen vier über die Seichte gegangene Rhodische Schiffe, und thun einen Angriff auf sie. Iene bestehen ihn und breiten sich mit Kunst und Geschicklichkeit aus, und soviel vermochte die Wissenschaft, dafs, bei ungleicher Zal, keines dem Feinde von der Seite sich bot, keinem die Ruder weggeschlagen wurden, sondern sie immer in gerader Richtung entgegen steuerten. Mittlerzeit folgten die übrigen. Da begab man sich nothwendig der Kunst, wegen Enge des Raums, und der ganze Kampf beruhte auf Tapferkeit. Aber in Alexandria war keiner der Unsern, noch der Städter, der auf Arbeit oder Sturm den Sinn richtete, und nicht auf die höchsten Dächer stieg, von irgendwo aus das Ganze zu überschauen suchte,

und mit Gebet und Gelübde Sieg für die Seinen von den unsterblichen Göttern erflehte.

16. Mit nichten aber war der Kampf im Treffen gleich; wurden die Unsern besiegt, so hatten sie gar keine Ausflucht weder zu Wasser, noch zu Lande; siegten sie, so war die ganze Zukunft noch ungewifs; waren jene zur See überlegen, so besetzten sie alles, unterlagen sie, so konnten sie sich doch wieder versuchen. Zugleich schien dies sehr hart und betrübt, dafs Wenige um das Ganze und das Heil Aller kämpften: denn, wenn nur Einige Muth oder Tapferkeit verloren, so war auch auf die Uibrigen zu denken, welche für sich zu streiten nicht Gelegenheit gefunden. Dies hatte Cäsar in den vorigen Tagen den Seinen oft vorgestellt, dafs sie um so muthiger etritten, da ihnen das Heil Aller empfohlen wäre. So hatte auch jeder seinen Zeitgenossen, Freund und Bekannten beschworen, seine und der Uibrigen Erwartung nicht zu täuschen, auf deren Wohl und Urtheil er in den Kampf gezogen. Also ward so muthig gefochten, dafs weder Kunst und Geschicklichkeit dem Küsten- und Seevolke Schutz verlieh, noch die Menge den an Schiffen Uiberlegenen half, noch aus solcher Menge so auserwählte [204]) tapfere Männer den Unsern an Ta-

---

204) Es ist sehr wahrscheinlich, was Davis zuerst bemerkte, dafs die gewöhnliche Lesart flexis

pferkeit gleich kamen. In diesem Treffen wurden Ein Fünfruderer und Zweiruderer mit Verteidigern und Ruderern weggenommen, drei versenkt, die unsrigen alle blieben unverletzt: die übrigen flohen in die nahe Stadt, wurden von den Dämmen und vorstehenden Gebäuden beschützt, die Unsrigen aber abgewehrt.

Damit dies nicht öfter vorfiele, bemühte 17.
sich Cäsar auf alle Weise, die Insel und den zur Insel gehörigen Damm in seine Gewalt zu bekommen. Denn da die Schanzen in der Stadt grosentheils vollendet waren, getraute er sich, jene und die Stadt mit Eins angreifen zu können. Dazu entschlossen, setzt er zehen Kohorten und auserlesene Leichtbewaffnete, die er unter den Gallischen Reitern dazu für tüchtig hielt, auf kleinere Fahrzeuge und Boote: dann greift er, um die Macht aus einander zu halten, den andern Theil der Insel mit bedeckten Schiffen an, mit ausgesetzter grosser Belohnung für den, der zuerst die Insel beträte. Und anfangs



---

aus der wahren **electis** entstanden, besonders da einige HSchr. auch **flecti** haben. Demnach gäbe auch **flexi** wol den Sinn: zur Tapferkeit erregt, aufgefordert durch so viele — welches dem Vorigen auch nicht widerspricht. Nur das erwähnte **flecti** und **ex t. m.** konnten den Ausschlag geben.

bestanden sie beiderseits der Unsern Angriff; denn zu Einer Zeit wehrten sie sich von den Dächern der Gebäude, und vertheidigten bewaffnet das Ufer, wohin die Unsern wegen des rauhen Bodens nicht leicht gelangen konnten; auch mit Nachen und fünf Hauptschiffen beherrschten sie beweglich und geschickt des Ortes Enge. Als aber, einmal erst mit Stellen bekannt und die Seichten ergründet, wenige von den Unsern das Ufer betraten, und diesen andere nachfolgten, und standhaft auf die, welche auf ebenem Ufer standen, eindrangen, da wendeten sich alle Phariter zur Flucht. Diese geschlagen, den Hafen unbewacht gelassen, steuerten sie nach dem Ufer und Weichbild, und stürzten aus den Schiffen, die Wohnungen zu schützen.

18. Aber länger konnten sie sich auch nicht in der Verschanzung halten, obwol die Gebäude denen zu Alexandria nicht unähnlich waren — um Kleines mit Grösserm zu vergleichen — und hohe unter einander verbundene Thürme der Mauer Stelle vertraten. Auch waren die Unsern ohne Leitern, Gebecht, und sonstiges Zeug zum Sturme gekommen. Aber das Schrecken benimmt den Menschen Verstand und Überlegung, und lähmt die Glieder. So ging es damals. Die auf geradem, ebenem Boden sich messen zu können getrauten, eben diese wagten nicht, erschreckt durch die Flucht der Ihrigen und keinen Verlust, auf dreissig Fuss hohem Bau

zu stehen, stürzten sich über den Damm in das Meer, und schwammen achthundert Schritte weit nach der Stadt. Doch wurden viele von diesen gefangen und getödtet; die Zal der Gefangenen aber war überhaupt sechshundert.

Cäsar liefs die Häuser plündern, und 19.
schenkte den Soldaten die Beute, verschanzte an der Brücke, welche Pharus näher war, ein Schlofs, und legte Besatzung dahin. Diese (Brücke) hatten die Phariter bei der Flucht verlassen; die stärkere und der Stadt nähere besetzten die Alexandriner. Aber auch diese greift er am folgenden Tage gleicherweise an, weil, diese beiden weggenommen, alles Auslaufen der Fahrzeuge und die plötzlichen Räubereien aufhören mufsten. Und schon hatte er die Zusätzer daselbst mit Gewerf und Pfeilen von den Schiffen aus vertrieben und in die Stadt gejagt, und bei drei Kohorten an das Land gesetzt; denn mehrere gestattete die Enge nicht. Die übrige Mannschaft behielt ihren Stand auf den Schiffen. Hierauf befiehlt er, die Brücke gegen den Feind zu umwallen und, wo die Schiffe ausliefen, einen Schwibbogen, worauf die Brücke ruhete, mit Steinen auszufüllen und zu verrammen. Da das eine Werk fertig war, so dafs kein Nachen auslaufen konnte, das andere aber angefangen, stürzte alle Mannschaft der Alexandriner aus der Stadt und stellte sich auf einem weiten Platze der Brückenschanze

gegenüber; zu derselben Zeit stellten sie die Schiffe an den Damm, welche sie sonst durch die Brucken, um Lastschiffe anzustechen, aussendeten. Die Unsrigen stritten von der Brükke, vom Damme; jene auf dem freien Platze vor der Brücke und aus den Schiffen gegen den Damm.

20. Als Cäsar damit beschäftigt war und die Soldaten ermahnte, stürzte ein Haufen Ruderer und Schiffsvolkes aus unsern Hauptschiffen. Zum Theil waren sie schaulustig, zum Theil streitbegierig. Diese warfen anfangs die Fahrzeuge der Feinde mit Steinen und Schleudern vom Damme, und schienen durch vieles Geschoss viel zu erlangen. Aber als unterhalb dem Orte, an ihrer offenen Seite, wenige Alexandriner aus den Schiffen sich wagten, da flohen sie, wie sie ohne Banner und ausser Reihe, planlos vorgerückt waren, eben so unbesonnen auf die Schiffe zurück. Von ihrer Flucht angereizt kamen mehrere Alexandriner aus den Schiffen, und verfolgten die Geschreckten heftiger. Zugleich eilten, die auf den Hauptschiffen geblieben waren, die Leitern wegzureissen und die Schiffe vom Lande zu treiben, damit die Feinde nicht der Schiffe sich bemächtigten. Durch dies alles erschreckt, im Rücken das Geschrei, die Fliehenden vor Augen, viel Geschoss gegen sich, fürchteten unsre drei Kohorten, die auf der Brücke und dem vordersten Damme standen,

von hinten umgangen und bei Abgang der Schiffe völlig vom Rückzuge abgeschnitten zu werden, verliefsen also die an der Brücke angefangene Schanze und stürzten eiliges Laufs nach den Schiffen. Einige erreichten die nächsten, welche durch Menschenmenge und Last versanken; ein Theil, welcher widerstand und unschlüssig war, ward von den Alexandrinern getödtet. Einige erreichten glücklicher die vor Anker liegenden leichten Schiffe, und entkamen unverletzt; wenige schwammen von Tartschen gehoben, des Wagnisses sich vermessend, zu den nächsten Fahrzeugen.

Cäsar ermahnte die Seinen, so lange er 21.
konnte, nach der Brücke und den Schanzen zu ziehen und befand sich in gleicher Gefahr. Als er alle weichen sah, warf er sich auf sein Schiff. Da brach eine Menge, die ihm folgte, ein, man konnte weder das Schiff lenken, noch vom Lande abstofsen; dies hatte Cäsar vermuthet, warf sich also aus dem Fahrzeuge, und schwamm zu den in der Ferne haltenden Schiffen. Von dort aus sendete er seinen Bedrängten Nachen zu Hülfe und rettete einige. Sein Schiff, von der Soldaten Menge niedergedrückt, versank mit den Mannen. In diesem Treffen wurden von den legionarischen Soldaten ungefähr vierhundert Mann vermifst, und etwas darüber an Seeleuten und Ruderern. Die Alexandriner verstärkten daselbst das Schlofs mit grofsen Schan-

zeu und vielem Gewerf, und machten, die Steine wieder weggeschafft, die Fahrt wieder frei.

22. So viel fehlte, dafs die Soldaten durch diesen Verlust bestürzt wurden, dafs sie vielmehr entzündet und aufgereizt gröfsere Fortschritte machten durch Erstürmung feindlicher Werke. In täglichen Treffen, wenn der Zufall sie darbot, brachen die Alexandriner schnell hervor 205) — — — die Mannschaft mit Werken ehr einzuschliefsen — — und bei der Soldaten brennendem Eifer: und Cäsars bekannt gemachte Ermahnung konnte weder der Anstrengung der Legionen, noch ihrer Streitlust gleich kommen 206), so dafs sie eher von den gefährlichsten Gefechten abgeschreckt und zurückgehalten, als zum Kampfe angereizt werden mufsten.

23. Da die Alexandriner sahen, dafs die Römer durch Glück nur standhafter, durch Unglück mehr aufgereizt wurden, und kein Drit-

---

205) Eine unausfüllbare Lücke! Selbst nach **operibus** scheint etwas zu fehlen. Alles Muthmafsen ist hier unbelohnend.

206) Der Sinn kann höchstens gefunden werden: denn das **subsequi** verstand noch kein Ausleger. Es scheint, als wolle der Verfasser sagen: wie sehr auch Cäsar sonst zu Ausdauer und Tapferkeit auffordern konnte, hier waren beide gröfser.

tes im Kriege kannten, was sie beharrlicher machte, so sendeten sie, wie wir muthmafsen möchten, entweder auf Anrathen der Freunde des Königs, welche in Cäsars Gewahrsam waren, oder nach ihrem eigenen 207) Entschlufs, den der König durch heimliche Bothen belieht hatte, an Cäsar: „er möchte den König frei und zu den Seinen lassen; denn alles Volk, überdrüfsig der Arsinoe, der einstweilen anvertrauten Reichsverwesung, der grausamen Herrschaft Ganymedes', sei nun bereit, zu thun, was der König befehle; könnten sie durch ihn Cäsarn pflichtig und befreundet werden, so würde keine Gefahr das Volk hindern, sich zu ergeben."

Wiewol Cäsar dies Volk als trügerisch, im- 24.
mer anderes denkend, anderes vorgebend, kannte, hielt er doch für nützlich, ihre Bitte zu gewähren; denn, fühlten sie nur einigermafsen, was sie forderten, so glaubte er, würde der entlassene König pflichtig bleiben; wollten sie aber, was ihrem Sinne angemessener war, den König zum Heerführer im Kriege haben, so wäre es doch glanzvoller und ruhmlicher, mit einem König, als mit einem Haufen Zusammengelaufener und Flüchtiger Krieg zu führen. Also ermahnte er den König, „sein väterliches Reich

207) Für suo priore lesen bessere Handschriften suopte, welches allerdings dem: admoniti a regis amicis besser entgegensteht.

(wohl) zu berathen, des trefflichen Vaterlandes zu schonen, das durch schmählichen Brand und Trümmer entschönet [208]) sei; sein Volk erst wieder der Genesung entgegen zu führen, dann es darin zu erhalten, ihm und dem Römischen Volke pflichtig zu bleiben, da er ihm so viel vertraute, dafs er ihn zu bewaffneten Feinden sendete." So ergriff er seine Rechte und wollte den schon erwachsenen Knaben entlassen. Aber dies königliche Gemüth, in den trüglichsten Künsten unterrichtet, um nicht von seines Volkes Sitten auszuarten, bat weinend Cäsarn, ihn nicht zu entlassen, denn sein Reich selbst sei ihm kein erfreulicherer Anblick, als Cäsars. Cäsar selbst gerührt trocknete des Knaben Thränen, versicherte, er könne ja, wenn er dies fühlte, schnell bei ihm seyn, und entliefs ihn zu den Seinen. Sobald dieser dem Gefängnis entrückt sich frei fühlte, führte er den Krieg gegen Cäsar so heftig, dafs die bei der Unterredung vergossenen Thränen vor Freuden geflossen zu seyn schienen. Mehrere Legaten, Freunde, Centurionen und Soldaten Cäsars freuten sich darüber, dafs seine zu grofse Güte durch des Knaben Trug hintergangen worden; als ob Cäsar blofs aus Güte, nicht mit der gröfsten Klugheit gehandelt hätte!

---

208) So ist in Halms Gloss. für **deformare**.

Als die Alexandriner durch ihren angenom- 25.
menen Führer sich um nichts stärker, noch die Römer erschlaffter sahen, durch den Spott der Soldaten über des Königs Jugend und Schwäche sich sehr gekränkt fühlten, und nichts gewannen; als ferner das Gerücht ging, dafs Cäsarn zu Lande aus Syrien und Cilicien grofse Macht zuziehe — was Cäsar noch nicht gehört hatte —: so beschlossen sie, den Unsern die Zufuhr auf dem Meere abzuschneiden. Darum Fahrzeuge ausgerüstet, an den gehörigen Orten bei Kanopus Wachtschiffe ausgestellt, lauerten sie auf unsre Zufuhr. Als dies Cäsarn verkundschaftet ward, liefs er seine Flotte rüsten und segelfertig machen. Darüber setzt er Tib. Nero. Mit dieser Flotte gehen die Rhodischen Schiffe ab, mit diesen Euphranor, ohne welchen kein Seetreffen, keines minder glücklich beendet worden war. Aber das Geschick, welches meist, die es vorzüglich begünstigt, für härtern Unfall aufspart, verfolgte nun, den vorigen Zeiten ganz unähnlich, Euphranor. Denn als man vor Kanopus kam, und beiderseits die aufgeführten Flotten stritten, Euphranor aber nach seiner Gewohnheit das Treffen eröffnete, und dabei einen feindlichen Dreiruderer in den Grund bohrte und versenkte, ward er, da er das nächste Schiff weiter verfolgte, die übrigen aber nur langsam nachkamen, von den Alexandrinern umgangen. Ihm kam niemand zu Hülfe, entweder

weil man glaubte, seine Tapferkeit und sein Gluck sei ihm Schutzes genug, oder weil man für sich selbst furchtete. Also kämpfte er allein tapfer in diesem Treffen und blieb allein mit seinem sieghaften Vierruderer.

26. Um eben diese Zeit führte Mithridates von Pergamus, daheim von grofsem Ansehen, kriegskundig und tapfer, zuverlässig und edel in seiner Freundschaft für Cäsar, im Anfange des Alexandriner Krieges nach Syrien und Cilicien geendet, um Hulfsvölker zu holen, viele Mannschaft *), die er schnell durch der Gemeinden besondre Geneigtheit, und seine Bemuhung zusammengebracht, zu Lande, dort wo Aegypten sich mit Syrien verbindet, nach Pelusium; diese Stadt, von Achillas stark besetzt, weil sie so gelegen war — denn ganz Aegypten ist vom Meere her durch Pharus, zu Lande durch Pelusium, wie mit Schlössern verschanzt — umringte er schnell mit vieler Mannschaft, unter hartnäckiger Gegenwehr der vielfachen Besatzung, brachte sie durch die grofse Mannschaft, welche er immer für die Verwundeten und Ermatteten frisch eintreten liefs, und durch die beharrliche und standhafte Bestürmung, an dem Tage, wo er sie angriff, in seine Gewalt und legte seine Besatzung dahin. Hierauf, nachdem es ihm ge-

*) Es ist kein Zweifel, dafs mit Klotz magnas copias gelesen werden müsse.

glückt, zieht er zu Cäsar nach Alexandria, und alle Gegenden, durch welche er zog, hatte er durch das Ansehen, welches meist dem Sieger beiwohnet, gefriedigt und auf Cäsars Seite gebracht.

In jenen Gegenden ist ein sehr berühmter 27.
Ort, nicht eben weit von Alexandria, der Delta heifst; ein Name, von der Aehnlichkeit mit diesem Buchstaben hergenommen! Denn ein Theil des Nilflusses, wunderbar in sich selbst getheilt, läfst auf zwei Wegen allmälich zwischen sich in der Mitte einen Raum, und verbindet sich in den verschiedensten Abweichungen an dem Uferlande mit dem Meere. Da nun der König erfuhr, dafs Mithridates diesem Orte nahe, und wufste, dafs er über den Flufs setzen mufste, sendete er viele Mannschaft gegen ihn, um durch sie Mithridates zu übermannen und zu vernichten, oder doch unbezweifelt zurückzuhalten. Wie er aber ihn zu besiegen wünschte, so genügte es ihm doch ihn von Cäsar abzuschneiden. Die ersten Truppen, welche von Delta über den Flufs setzen und Mithridates begegnen konnten, lieferten ein Treffen, eiligst den Folgenden des Sieges Genossam [210]) zu entreissen. Ihren Angriff bestand Mithridates mit grofser Klugheit, nach unserm Brauch das Lager um-

210) Eine gute alte Form für die spätere Genossenschaft.

pfahlend. Als er sie aber unbehutsam und übermuthig an die Schanzen kommen sah, that er allenthalben einen Ausfall, und tödtete ihrer viele. Hatten sich die übrigen nicht durch Kunde des Orts geschutzt, und sich zum Theil in die Schiffe, auf welchen sie übergesetzt waren, zurückgezogen, wären sie vom Grund aus vernichtet worden. Sobald sie sich etwas von der Furcht erholt hatten, griffen sie Mithridates wieder mit denen, welche nachfolgten, an.

28. Mithridates benachrichtigt Cäsar durch einen Bothen von dem Vorfalle. Von den Seinen dasselbe erfahrt der König. So zieht fast zu gleicher Zeit der König, Mithridates zu übermannen, Cäsar ihn zu retten, aus. Der König hatte eine schnellere Fahrt auf dem Nil, wo er eine grofse und segelfertige Flotte hatte. Cäsar wollte diesen Weg nicht nehmen, um nicht auf dem Flusse kämpfen zu mussen; sondern umschiffte das Meer; welches zu Afrika gehört, wie wir oben zeigten, und kam doch des Königs Mannschaft entgegen, bevor dieser Mithridates angreifen konnte, und rettete ihn als Sieger mit unverletztem Heere. Der König stand mit seinem Heere auf einem von Natur festen Platze, auf einer Höhe, von allen Seiten Blachfeld unter sich, von drei Seiten aber durch viele Verschanzungen gedeckt. Eine Seite stiefs an den Nilfluss, die andre von einer grofsen Anhöhe

herab einen Theil des Lagers beherrschend, die dritte mit einem Sumpfe umgeben.

Zwischen des Königs Lager und Cäsars Zu- 29
ge war ein enger Fluſs, mit hohen Ufern, der in den Nil floſs; er war aber von des Königs Lager etwa siebentausend Schritte. Da der König erfuhr, daſs Cäsar diesen Weg komme, sendete er den ganzen reisigen Zeug und leichtes auserlesenes Fuſsvolk an diesen Fluſs, Cäsarn den Übergang zu wehren und in der Ferne von den Ufern aus sich in ein ungleiches Treffen einzulassen; denn Tapferkeit frommte hier nicht, noch war Feigheit gefährdet. Dies schmerzte unsre Soldaten und Reisige sehr, da man so lange in gleichem (unentschiedenen) Treffen mit den Alexandrinern stritt. Also schwammen zu derselben Zeit die germanischen Reiter, zerstreut Seichten suchend, zum Theil an niedrigen Ufern über den Fluſs, und die Legionarien warfen groſse umgehauene Bäume, welche von einem Ufer zum andern reichten, hinüber, darauf schnell Schutt und gingen über den Fluſs. Ihren Anfall fürchteten die Feinde so, daſs sie in der Flucht ihr Heil suchten: aber vergebens! denn wenig gelangten auf der Flucht bis zum König, fast die ganze übrige Menge ward getödtet.

Cäsar urtheilte, nach so herrlichem Aus- 30
gange müsse seine plötzliche Ankunft den Alexandrinern groſsen Schrecknis einjagen, und zog alsbald als Sieger nach des Königs Lager. Da

dies mit starkem Zeug umflicht, und im Walle dicht gestellte Haufen Gewaffneter sahe, liefs er die heer- und kampfmüden Soldaten das Lager nicht angreifen. Also lagerte er nicht weit vom Feinde. Tages darauf griff Cäsar mit aller Mannschaft ein Schlofs an, welches der König in einem nahen Dorfe nicht weit vom Lager verschanzt, und durch Aerme 211) mit den Lagerschanzen verbunden hatte, um das wegzunehmen, und eroberte es, nicht weil er für schwieriger hielt, es mit geringerer Anzal zu bewirken, sondern um gleich nach dem Siege, wenn die Alexandriner erschrecht wären, des Königs Lager alsbald zu stürmen. Also rückten die Soldaten auf demselben Wege, wo sie die aus dem Schlofs nach dem Lager fliehenden Alexandriner verfolgten, an die Schanzen und fingen an aus der Ferne sehr scharf zu streiten. Von zwei Seiten hatten die Unsern Zugänge zum (Lager) Sturme; auf der einen, wo nach dem Obigen freier Zugang, auf der andern, wo ein mäfsiger Zwischenraum zwischen dem Lager und

---

211. d. i. wie Aerme gestaltete und gebogene Walle. vergl. die Ausleger zu dieser Stelle. Ich behielt das Wort bei, welches wol nicht misbilligen wird, wer überlegt, dafs es auch bei uns mehrmals metaphorisch gebraucht wird, wie von Flüssen etc. Brauchen wir ja doch auch Knie so z. B. von Ofenröhren.

und Nilfluſs war. Die gröſste und auserlesenste Menge der Alexandriner verteidigte den Theil, welcher leicht zugänglich war. Viel schafften auch durch Zurücktreiben und Verwunden der Unsern die, so von der Nilgegend her stritten; denn von verschiedenem Geschoſs wurden die Unsern getroffen, vorn vom Lagerwalle her, rücklings vom Flusse, auf welchem viele mit Schleuderern und Bognern bemannte Schiffe die Unsern bekämpften.

Cäsar, als er sah, daſs die Soldaten nicht 31.
schärfer streiten konnten und doch wegen Unkommlichkeit der Gegend nicht viel geschafft werde, und da er bemerkte, daſs der höchste Lagerplatz von den Alexandrinern verlassen worden, weil er schon an sich fest war, und sie theils aus Kampfgier, theils aus Schaulust nach dem Ort herabgelaufen waren, wo gekämpft wurde, lieſs von dort die Kohorten das Lager umgehen, und die Höhe angreifen; über diese Kohorten setzte er Karsulénus, einen trefflichen Mann an Seelengröſse und Kriegswissenschaft. Als man dahin kam, wenige die Schanze verteidigten, unsre Soldaten dagegen scharf stritten, liefen die von vielfachem Geschrei und Kampf erschrechten Alexandriner zitternd im ganzen Lager umher. Ihre Bestürzung reizte die Gemüther der Unsern so, daſs sie fast zu derselben Zeit von allen Seiten, doch zuerst die höchste Lagerstelle wegnahmen: von dort aus herabstür-

sond tödteten sie eine Menge Feinde im Lager. Die meisten Alexandriner, diese Gefahr meidend, stürzten sich haufenweis vom Walle nach der Seite, welche an den Flufs grenzte. Die ersten darunter wurden im Graben selbst durch der Schanze grofse Trümmer verschüttet, die übrigen hatten leichtere Flucht. Bekannt ist, dafs der König selbst aus dem Lager flohe, und in ein Schiff aufgenommen, durch die Menge derer, welche zu den nächsten Schiffen schwammen, versenkt worden und umgekommen.

32. So glücklich und schleunigst die Sache abgethan, drang Cäsar in Zuversicht auf den grofsen Sieg, nächstes Landwegs mit seinen Reitern nach Alexandria, und zog als Sieger auf der Seite der Stadt ein, welche die Feinde besetzt hatten. Sein Plan, dafs die Feinde, hörten sie von diesem Treffen, nicht fürder an Krieg denken würden, trog ihn nicht. Bei seiner Ankunft trug er den würdigen Lohn seiner Tapferkeit und Seelengröfse davon; denn die ganze Menge der Städter warf die Waffen weg, verliefs ihre Schanzen, leg[t]e das Kleid an, in welchem Flehende Fürbitte bei den Herrschern thun [212]), trug alle Heiligthümer vor [213]), durch deren Ehrwürdigkeit sie der Könige beleidigte und erzürnte Gemüther zu erbitten pflegten, ging Cäsar entgegen

212) Nämlich ein schmutziges.

213) Nach der Lesart praelatis.

und ergab sich ihm. Cäsar nahm sie tröstend in Pflicht, und zog durch der Feinde Schanzen, unter vielen Glückwünschungen der Seinen, in seinen Bereich ein. Diese freuten sich nicht nur, daſs der Krieg selbst und die Schlacht, sondern auch sein Einzug so glücklich gewesen.

Nachdem Cäsar Aegypten und Alexandria 33.
eingenommen, setzte er die zu Königen, welche Ptolemäus in seinem Testamente vorgeschrieben und das Römische Volk, nicht abändern zu lassen, beschworen hatte. Denn, da der älteste von den beiden Königssöhnen geblieben war, übergab er das Reich dem jüngern und der ältern von beiden Töchtern, Kleopatra, welche in seinem Schutz und Gewahrsam verblieben; die jüngere, Arsinoe, in deren Namen Ganymedes lange, wie bemerkt, übermächtig regiert hatte, beschloſs er aus dem Reiche wegzuführen, damit nicht wieder neuer Zwist durch Aufrührer entstände, bevor des Königs Gewalt in der Zeit sich begründet hätte. Die sechste altgediente Legion nahm er mit sich, die übrigen liefs er dort zurück, damit die Gewalt der Könige fester wäre, welche weder die Liebe ihres Volkes haben konnten, weil sie Cäsarn treu geblieben waren, noch das Ansehen altherkömmlicher Herrschaft, da sie in wenig Tagen Könige geworden. Zugleich erachtete er es unseres Reiches Würde und dem gemeinen Nutzen förder-

dass die Könige, wenn sie pflichtig blieben, durch unsern Schutz sicher wären, und, wären sie undankbar, durch eben diese Macht beschränkt werden könnten. So alles abgethan und verfügt, reisete er zu Lande nach Syrien ab.

34. Während dieser Vorfälle in Aegypten, kam König Dejotarus zu Domitius Kalvinus, dem Cäsar die Verwaltung Asiens und der angrenzenden Provinzen übertragen hatte, und bat, er möchte nicht dulden, dass Kleinarmenien, sein Reich, noch Kappadocien, Ariobarzanes' Reich, von Pharnaces in Besitz genommen und verwüstet werde: würden sie von diesem Uibel nicht befreit, könnten sie die Befehle nicht vollziehen, und das Cäsarn versprochene Geld abzahlen. Da Domitius urtheilte, dass nicht nur zur Bestreitung der Kriegskosten Geld nöthig wäre, sondern auch es schmählich für das Römische Volk, und Cäsarn den Sieger, und schimpflich für sich selbst hielt, dass ein auswärtiger König die Reiche der Bundesgenossen und Freunde wegnehme; sendete er stracks Bothen an Pharnaces, er möchte aus Armenien und Kappadocien weichen, und nicht, während des Bürgerkriegs, des Römischen Volks Recht und Hoheit versuchen. Da er erwog, dass diese Sendung nachdrücklicher seyn möchte, wenn er mit seinem Heere der Gegend näher rückte, reisete er zu den Legionen, nahm eine von dreien, die sechs und

dreifsigste, mit sich, zwei sendete er nach Aegypten zu Cäsar, welche schriftlich berufen waren; von diesen kommt eine im Alexandriner Kriege nicht vor, weil sie zu Lande durch Syrien gesendet ward. Zu der sechs und dreifsigsten Legion nahm K. Domitius zwei von Dejotarus, welche dieser mehrere Jahre nach unsrer Weise geübt und gerüstet hatte, und hundert Reiter; eben so viel nimmt er von Ariobarzanes. Er sendet P. Sextius an K. Plätorius, den Quästor, dafs er die Legion herbeiführte, welche aus menterischen Soldaten in Pontus errichtet war, und Q. Patisius nach Cilicien, Hülfsvölker zu holen. Schnell kam alle diese Mannschaft auf Domitius' Befehl zu Komana zusammen.

Mittlerzeit bringen Gesandte von Pharnaces 35.
die Antwort: „aus Kappadocien sei er gegangen, Kleinarmenien, welches ihm vom Vater her mit Recht gebühre, habe er übernommen; endlich solle Cäsarn des Reiches unverletzte Angelegenheit überlassen werden; denn er sei bereit zu thun, was jener beschlossen." Kn. Domitius merkte, dafs er nicht freiwillig, sondern nothgedrungen aus Kappadocien gegangen, sintemal er leichter Armenien verteidigen konnte, welches an sein Reich grenzte, als das weiter entfernte Kappadocien, und geglaubt hatte, Domitius möchte alle drei Legionen herbeiführen — da er nun auf die Kunde, dafs zwei zu Cäsar gesendet worden, kühner in Armenien sich festge-

reist — so forderte er unablässig, „dass er auch das Reich räumte; denn auf Kappadocien habe er kein andres Recht, als auf Armenien: auch fordere er ungerecht, dass die Sache bis zu Cäsars Ankunft unentschieden bliebe; denn dasjenige sei unentschieden, was so wäre, wie es gewesen." Nach dieser Antwort reisete er mit der angemeldeten Mannschaft nach Armenien, und hielt seine Heerfahrt über die Höhen. Denn von Pontus aus ist von dem Komanischen an ein hohes waldiges Bergjoch, das nach Kleinarmenien geht, wo Kappadocien von Armenien begrenzt wird. Dieser Weg hatte den sichern Vortheil, dass auf den Höhen kein plötzlicher Feindesüberfall statt finden und Kappadocien, welches zu diesem Joche lag, viel Zufuhr herbeischaffen konnte.

36. Indessen kommen mehrere Gesandte von Pharnaces an Domitius, welche vom Frieden handeln, und ihm königliche Geschenke bringen. Diese alle schlug er standhaft aus: „nichts sei ihm ehrwürdiger, als des Römischen Volks Würde und der Bundesgenossen Reiche wieder zu erhalten", antwortete er den Gesandten. Nach grossen und steten Zügen kam er nach Nikopolis, welche Stadt in Kleinarmenien liegt, selbst auf ebenem Platze, doch an beiden Seiten mit hohen, hinlänglich von der Stadt entfernten Bergen umgeben — hier lagerte er ungefähr siebentausend Schritte von Nikopolis,

Da man von diesem Lager aus durch einen engen und unwegsamen Platz mußte, so legte Pharnaces auserlesenes Fußvolk und fast alle Reiter in Hinterhalt. Auch ließ er viel Vieh innerhalb dieser Schluchten sich zerstreuen, und Landleute, wie Städter, daselbst verkehren, damit Domitius, wenn er als Freund den engen Paß durchzöge, nichts vom Hinterhalte argwöhnte, da Menschen und Vieh, wie bei Freundes Ankunft, auf dem Felde weilten; wenn er aber wie in Feindes Gebiet käme, die Soldaten durch das Beutemachen zerstreut und zerstreut getödtet würden.

Trotz diesen Vorkehrungen unterließ er 37.
doch nimmer, um Frieden und Freundschaft an Domitius zu senden, weil er eben dadurch ihn leichter zu hintergehen glaubte. Dagegen aber war die Hoffnung des Friedens für Domitius eben ein Grund, in demselben Lager zu verharren. So ging die nächste Gelegenheit verloren; Pharnaces fürchtete, sein Hinterhalt möchte entdeckt werden, und berief die Seinen zurück in das Lager. Domitius rückte am folgenden Tage Nikopolis näher, und nahm sein Lager bei der Stadt. Indem die Unsern es verschanzen, stellt Pharnaces sein Heer nach seiner Sitte und Brauch: denn an der Spitze war das Treffen Eine gerade Reihe, die Flügel waren je mit drei Verstärkungshaufen besetzt. Eben so wurden diese auch in das mittelste Treffen gestellt, zur rechten und linken zwei Zwischenräume in ein-

fachen Reihen. Domitius vollendete das angefangene Lagerzeug, und stellte einen Theil der Mannschaft vor den Wall.

38. In der nächsten Nacht fängt Pharnaces die Bothen auf, welche Briefe über die Alexandriner Angelegenheiten an Domitius brachten, und erfährt, daſs Cäsar in grofser Gefahr schwebe und Domitius dringend ersuche, so bald als möglich ihm Zuzug zu senden, auch selbst durch Syrien Alexandria näher zu kommen. Auf diese Kunde hielt Pharnaces es für Sieg, wenn er alles in die Länge ziehen könnte, da er meinte, Domitius müsse schnell abreisen. Also führte er von der Stadt aus, wo die Unsern den leichtesten und ebensten Zugang im Kampfe hatten, zwei gerade vier Fuſs hohe Gräben, nicht so gar fern von einander bis zu dem Ort, worüber hinaus er sein Heer nicht führen wollte. Zwischen diesen Gräben ordnete er immer die Schlacht. Den ganzen reisigen Zeug aber stellte er ausserhalb des Grabens an die Seiten; denn anders konnte er ihm nicht nützen, und an Zal war er dem unsern sehr überlegen.

39. Domitius aber, welcher mehr um Cäsar, als sich bekümmert war, und nicht sicher abzuziehen glaubte, wenn er sich weder auf die verworfenen Bedingungen einliefse, oder ohne Ursach abzöge, führte sein Heer aus dem nahen Lager in Schlachtordnung auf. Die sechs und dreifsigste Legion stellte er auf den rechten Flü-

gel, die Pontische auf den linken; Dejotarus' Legionen warf er in die Mitte, doch liefs er ihnen nur einen sehr engen Raum an der Spitze, die übrigen Kohorten waren zur Verstärkung. So beiderseits Ordnung gemacht schritt man zum Kampfe.

Auf das von Beiden zu gleicher Zeit gege- 40.
bene Zeichen bricht man ein; scharf und abwechselnd wird gestritten. Denn da die sechs und dreifsigste Legion ausserhalb des Grabens die Reiterei des Königs angriff, war das Treffen so glücklich, dafs sie an die Stadtmauern rückte, über den Graben setzte, und die Feinde im Rücken angriff. Auf der andern Seite aber ward die Pontische Legion, nachdem sie dem Feinde etwas gewichen, den Graben aber zum zweitenmale umgehen wollte, um den Feind an der offenen Seite anzugreifen, beim Uibergang über den Graben mit Geschofs erreicht und überwältigt; 'Dejotarus' 'Legionen aber hielten kaum den Angriff aus. So wendeten sich die sieghaften Truppen des Königs vom rechten Flügel und der Mitte zur sechs und dreifsigsten Legion, welche jedoch tapfer der Siegenden Angriff bestand, und von Feindesmenge umgeben, mit Geistesgegenwart im Kreise rings streitend sich an der Berge Fufs zurückzog, wohin Pharnaces, wegen Unkommlichkeit des Bodens, nicht folgen mochte. So begab sich die sechs und dreifsigste Legion, als die Pontische fast ganz ver-

kamen, von Dejotarus' Soldaten ein grofser Theil getödtet war, auf die Höhe, mit einem Verlust von nicht mehr als zweihundert und funfzig Mann. In diesem Treffen fielen einige angesehene und berühmte Römische Ritter. Domitius sammelte auch nach diesem Verlust doch die Überbleibsel seines zerstreuten Heeres und zog sich auf sichern Wegen durch Kappadocien nach Asien.

41. Pharnaces, seines Glücks sich überhebend, hoffte von Cäsar, was er wünschte und nahm Pontus mit aller Mannschaft ein; daselbst eroberte er, als Sieger und grausamer König, eines glücklichen Ausganges, als sein Vater, gewärtig, viele Städte, plünderte die Güter Römischer und Pontischer Bürger, belegte, die sich nur einigermafsen durch Gestalt und Tugend empfahlen, mit Strafen, welche trauriger waren, als der Tod, und behauptete Pontus, welches Niemand vertheidigte, sich rühmend, dafs er sein väterliches Reich wieder erworben.

42. Um dieselbe Zeit litt man auch in Illyricum, welche Provinz in den vorigen Monaten nicht nur ohne Schimpf, sondern auch mit Ruhm behauptet worden war. Denn wiewol die Provinz eben nicht, Heere zu erhalten, ergiebig genug, und durch nahen Krieg und Zwiespalt verwüstet und erschöpft war, so nahm sie doch Q. Kornificius, Cäsars Quästor, der im Sommer als Statthalter dahin gesendet ward,

durch seine Klugheit und Sorgfalt, weil er sich wohl hütete, unbesonnen vorzurücken, wieder ein und verteidigte sie. Denn er eroberte mehrere hochliegende Schlösser, deren Lage die Besatzung zu Streifereien und Kriegen einlud, und schenkte den Soldaten diese Beute, welche, obwol gering, doch in dieser verzweifelten Lage der Provinz angenehm war, weil besonders durch Tapferkeit erworben; und als Oktavius auf der Flucht nach der Pharsalischen Schlacht mit einer grofsen Flotte in jenen Busen eingelaufen war, hatte er mit wenig Schiffen der Iadertiner, welche sich stets um die Republik besonders verdient gemacht, sich der zerstreuten Schiffe des Oktavius bemächtigt, so dafs er, die Schiffe der Bundesgenossen dazu genommen, mit einer Flotte streiten konnte. Da Cäsar den Kn. Pompejus siegreich in dem entferntesten Theile des Weltkreises verfolgte, und erfuhr, dafs mehrere Feinde, wegen Macedoniens Nähe, mit den auf der Flucht gesammelten Uiberbleibseln, sich nach Illyrikum begäben, so schrieb er an Gabinius, er möchte mit den neu ausgeschriebenen und errichteten Legionen nach Illyrikum reisen, und, mit Q. Hortensius verbunden, wenn irgend der Provinz Gefahr drohte, sie abwenden; könnte sie aber mit weniger Mannschaft gedeckt werden, so solle er die Legionen nach Macedonien führen; denn, so lange

Kn. Pompejus lebte, würde diese ganze Gegend, glaubte er, immer wieder auf Krieg denken.

43. Als Gabinius nach Illyrikum kam, in schwerer Winterszeit, und entweder die Provinz für ergiebiger hielt, oder viel auf des sieghaften Cäsars Glück sich verliefs, oder auf seine Tapferkeit und Wissenschaft traute, die er oft in Kriegen versucht mit so viel Glück als Kühnheit, unterstü'zte ihn die Provinz doch nicht, weil sie theils erschöpft, theils untreu war; auch zu Schiffe konnte er, da die Schiffahrt durch Stürme gehemmt war, keine Zufuhr erhalten, und so führte er den Krieg unter grofsen Schwierigkeiten, nicht wie er wollte, sondern mufste. Als er Mangels wegen in der härtesten Jahreszeit Schlösser, oder Städte erobern mufste, erlitt er manchen Nachtheil und war so von den Elendigen verachtet, dafs er auf einem Rückzuge nach Salona, einer Seestadt, welche tapfere und treue Römische Bürger bewohnten, noch währendes Zugs fechten mufste. In diesem Treffen verlor er mehr als zweitausend Soldaten, acht und dreifsig Centurionen, vier Tribunen; mit der übrigen Mannschaft zog er sich nach Salona zurück; dort vom äufsersten Mangel gedrückt erkrankte und starb er nach wenig Monaten. Sein Unglück bei Lebzeiten, und sein plötzlicher Tod gab dem Oktavius viel Hoffnung, sich der Provinz zu bemeistern; doch das Glück,

welches im Kriege am meisten vermag, des Kornificius Sorgfalt, und Vatinius' Tapferkeit liefsen ihn nicht länger seine Vortheile geniefsen.

Als Vatinius zu Brundisium war und erfuhr, was in Illyrikum vorging, und oft schriftlich von Kornificius, der Provinz Hülfe zu leisten, ersucht worden war, auch noch vernahm, dafs M. Oktavius mit den Elendigen Bündnisse geschlossen, und an mehrern Orten unsre Besatzungen bestürme, theils selbst mit einer Flotte, theils zu Lande durch die Elendigen: so siegte doch, wiewol er an schwerer Krankheit danieder lag, und kaum die Leibeskräfte dem Geiste nachkamen, seine Tapferkeit über die Beschränkung der Natur, über die Beschwerden des Winters und schleuniger Rüstung. Denn, da er selbst wenig Hauptschiffe im Hafen hatte, schrieb er nach Achaja an Q. Kalenus, ihm eine Flotte zu senden. Da dies später geschah, als die Gefahr der Unsern erheischte, welche Oktavius' Andrang nicht bestehen konnten, so versah er die Lachtschiffe, deren er viel, obgleich nicht genug für ein Treffen, hatte, mit Schnäbeln. Diese verband er mit den Hauptschiffen, mehrte so die Flotte, bemannte sie mit altgedienten Soldaten, deren viele aus allen Legionen krank in Brundisium geblieben waren, als das Heer nach Griechenland übersetzte, und zog nach Illyrikum, übernahm daselbst wieder einige abtrünnige und dem Oktavius ergebene Seestädte. 44.

Seite, die in ihrem Entschlusse beharrt, überging er, und so liefs er sich von nichts hindern noch zwingen, nicht, so schnell er konnte, Oktavius selbst zu verfolgen. Diesen, der eben Epidaurus, wo unsre Besatzung lag, zu Wasser und zu Lande belagerte, zwang er durch seine Ankunft, die Belagerung aufzuheben und schützte so unsre Besatzung.

43. Oktavius sah, dafs Vatinius' Flotte grofsentheils aus Lachtschifflein bestehe, verliefs sich auf seine Flotte und hielt an der Insel Tauris, welche Gegend Vatinius im Verfolgen beschiffte; nicht weil er wufste, dafs Oktavius da halte, sondern weil er ihn weiter zu verfolgen beschlossen hatte. Als er Tauris näher kam, und seine Schiffe sich ausdehnten, theils weil das Wetter trübe, theils kein Feind zu vermuthen war, sah er plötzlich ein Schiff, die Segelstangen auf die Mitte des Masts herabgelassen, mit Vertheidigern, sich entgegenkommen. Schnell liefs er die Segel einziehen, die Segelstangen herunter, und die Soldaten sich bewaffnen; nun das Speerzeichen erhoben, womit er das Zeichen zum Treffen gab, deutete er den ersten folgenden Schiffen an, dasselbe zu thun. Die Vatinischen rüsteten sich, plötzlich überfallen; die Oktavischen rückten gerüstet nach einander aus dem Hafen. Beiderseits wird die Schlacht geordnet; die Oktavischen waren mehr in Ordnung, die Vatinischen entschlossener.

Da Vatinius bemerkte, dafs er weder an 46.
Gröfse, noch Zal der Schiffe sich messen konnte, wollte er es nicht auf das Glück zufälliges Kampfes ankommen lassen. Also that er mit seinem Fünfruderer den ersten Angriff auf Oktavius' Vierruderer. Da hingegen jener schnell und stark ruderte, stiefsen die Schiffe so heftig mit den Schnäbeln zusammen, dafs Oktavius' Schiff, den Schnabel weggebrochen, am Hola gefafst wurde. Scharf wird an den übrigen Orten gestritten; man wendet sich besonders an die Anführer; denn da jeder dem Seinigen half, ward man auf engem Meere sehr handgemein, und jemehr man gegen die verbundenen Schiffe kämpfen konnte, desto überlegener waren die Vatinischen. Diese sprungen unbedenklich aus ihren in die feindlichen Schiffe mit bewundernswürdiger Tapferkeit, und fochten glücklich in gleichem Kampfe, an Tapferkeit überlegen. Oktavius' Vierruderer wird versenkt, ausserdem werden viele genommen, oder mit den Schnäbeln in den Grund gebohrt; die Oktavischen Verteidiger werden theils auf den Schiffen getödtet, theils in die See gestürzt. Oktavius selbst begiebt sich auf einen Nachen; dieser sinkt, da mehrere sich darauf flüchten; Oktavius schwimmt doch verwundet an sein Raubschiff. Dort aufgenommen floh er bei starkem Sturme, da die Nacht das Treffen schied, mit vollen Segeln.

Ihm folgen einige seiner Schiffe, die der Zufall der Gefahr entzogen hatte.

47. Vatinius aber liefs, nach glücklichem Ausgang, zum Rückzug blasen, und zog sich, die Seinen alle unverletzt, in den Hafen, aus welchem die Oktavische Flotte zum Treffen ausgerückt war. In diesem Treffen nimmt er einen Fünfruderer, zwei Dreiruderer, acht Zweiruderer und mehrere Oktavische Ruderknechte; den folgenden Tag bringt er mit Ausbesserung seiner und der eroberten Schiffe hin, am dritten steuert er nach der Insel Issa, weil er glaubte, dorthin sei Oktavius geflohen. Dort war die ansehnlichste Stadt jener Gegend, dem Oktavius sehr ergeben. Als er dahin kam, ergaben sich die Bürger flehend dem Vatinius, und er erfährt, dafs Oktavius selbst mit kleinen und wenigen Fahrzeugen und günstigem Winde nach Griechenland hin gesegelt sei, um von da Sicilien und dann Afrika zu erreichen. So ward in kurzer Zeit durch treffliche Heerfahrt die Provinz wieder erobert, und dem Kornificius wieder gegeben, und, nachdem die feindliche Flotte aus jenem ganzen Busen vertrieben war, zog Vatinius siegreich, Heer und Flotte unverletzt, sich nach Brundisium zurück.

48. Zu der Zeit aber, als Cäsar vor Dyrrhachium Pompejus belagerte, zu Paläpharsalus glücklich war, und zu Alexandria mit grofser

Ge-

Gefahr, ja noch gröſserer, als der Ruf davon, trift, hatte Kassius Longinus, der in Hispanien als Statthalter der entferntern Provinz zurückgeblieben war, entweder aus gewohnter Gemüthsart, oder Haſs, den er als Quästor gegen diese Provinz bekommen, wo er meuchlings verwundet worden war, sich noch mehr Haſs zugezogen; was er entweder an seinem Bewuſstseyn — da er die Provinz eben so gegen sich gesinnt glaubte — oder an vielen Zeichen und Zeugnissen derer, die ihren Haſs schwer bargen, wahrnehmen konnte. Er suchte sich die Gehässigkeit der Provinz durch des Heeres Liebe zu vergüten. Also führte er bald das Heer an einen Platz zusammen und versprach den Soldaten hundert Sesterzier, und nicht lange darauf, als er in Lusitanien die Stadt Medobrega und den Herminiusberg, wohin die Medobreger geflohen waren, erobert hatte und dort Feldhauptmann genannt worden war, schenkte er den Soldaten hundert Sesterzier. Auserdem gab er Einzelnen viele und grofse Belohnungen, welche die gegenwärtige Liebe des Heers scheinbar machten, doch aber allmälich und insgeheim die Kriegszucht und Strenge minderten.

Kassius hatte die Legionen in das Winter 49.
lager vertheilt, reisete zum Gauding nach Korduba und beschloſs die daselbst gemachten Schulden durch die schwersten (aufgelegten) Lasten der Provinz zu zalen, und, wie es der Spenden

Beytrag erheischt, wurden unter dem scheinbaren Verwand von Freimildigkeit, dem Geber nur mehr zugebracht; den Begüterten wurden Zalungen aufgelegt, welche Longinus nicht nur annahm, sondern auch eintrieb. Gegen eine Menge von Begüterten wurden winzige Gründe des Hasses aufgebracht, und kein Gewinn war so grofs und augenscheinlich, oder so klein und schmutzig, den nicht das Haus und die Richtbühne des Feldhauptmanns gezogen hätte. Niemand, der nur Etwas zu verlieren hatte, war ohne Bürgschaft, oder Rechtshandel. So kam zum Verlust und Schaden an Vermögen auch noch eine grofse Besorgnis für Gefahr.

50. Hiedurch geschah, dafs, da Longinus, als Feldhauptmann, that, was er als Quästor gethan, die Provinzbewohner wieder ähnliche Anschläge auf sein Leben machten. Ihren Hafs bestärkten einige von seinen Vertrauten, welche, obwol in jener Raubgenossam, dennoch ihn hafsten, auf dessen Namen sie sündigten, und sich zueigneten, was sie geraubt hatten, was aber fehlgeschlagen, oder verkümmert worden war, dem Kassius zuschrieben. Er schreibt eine neue Legion aus, die fünfte; der Hafs mehrt sich wie durch die Aushebung selbst, so durch den Aufwand wegen der neuen Legion; dreitausend Reiter werden vollzälig gemacht, und mit grofsem Aufwand ausgestattet. Der Provinz ward keine Ruhe vergönnt.

Mittlerzeit erhielt er einen Brief von Cäsar, 51
dafs er nach Afrika sein Heer übersetzte und durch Mauritanien an Numidiens Grenzen käme; weil König Juba dem Cn. Pompejus viel Hülfsvölker gesendet hatte, und noch mehr, wie man glaubte, senden möchte. Auf diesen Brief gerieth er vor unmäfsiger Freude ausser sich, dafs sich ihm nun neue Provinzen und ein fruchtbares Reich darboten. Also reisete er selbst nach Lusitanien, die Legionen abzuholen und Hülfstruppen herbei zu führen; sichern Männern übergiebt er das Geschäft, Getreide und hundert Schiffe bereit zu halten, Geld auszuschreiben und anzubefehlen, damit nichts, wenn er zurückkehrte, ihn aufhielt. Seine Rückkehr war über alle Erwartung schnell; denn an Bemühung oder Wachsamkeit, besonders wenn er nach etwas trachtete, fehlte es Kassius nicht.

Das Heer an Einen Ort versammelt, vor 52
Korduba gelagert, trägt er den Soldaten vor, was er auf Cäsars Befehl zu thun habe, und verspricht ihnen, wenn sie nach Mauritanien kämen, hundert Sesterzier; die fünfte Legion werde in Hispanien bleiben. Nach der Rede begab er sich wieder nach Korduba, und an demselben Tage um Nachmittagszeit, als er nach dem Königshofe ging, übergab ihm ein gewisser Minutius Silo, des L. Racilius Schützling als Soldat, eine Schrift, gleichsam, etwas von ihm fordernd; dann drängte er sich, da ihm schnell

Platz gemacht ward, hinter Rscilius — denn dieser deckte Kassius' Seite — als ob er sich Bescheid ausbäte, und so ergriff er ihn mit der Linken und gab ihm mit der Rechten zwei Dolchstiche. Auf erhobenes Geschrei stürmen alle Verschworene heran. Munatius Flakkus durchstößt den nächsten Liktor mit dem Schwert; hierauf verwundet er den Legaten Q. Kassius. Da helfen T. Vatius und L. Mergilio, gleich zuversichtlich, ihrem Landsmanne Flakkus; denn alle waren Italicenser. Auf Longinus selbst fliegt L. Licinius Squillus zu, und verwundet den Liegenden mit leichten Stichen.

53. Man läuft, Kassius zu verteidigen, herbei; denn stets hatte er Wehren [214]) und mehrere Aufgeforderte mit Geschoss um sich. Diese wehrten die Uibrigen, welche zum Mord herbeieilten, ab, worunter auch Kajpurnius Salvianus und Manilius Tuskulus waren. Minutius ward über Steine, die im Wege lagen, fliehend

214) Trotz der Verschiedenheit der Lesearten (berones, Verrones, Betones, Vettones, Varrones) und dem Urtheile mehrerer, dass die Stelle verdorben und unverständlich sei, habe ich das auch bei Cicero zweimal vorkommende Wort barones gewählt. Es ist, nach Wachter, ein in dieser Form rein deutsches, dem Ursprunge nach scythisches Wort, welches einen Mann bedeutet und mit vir, Wehr, guerre und andern wahrscheinlich zu Ur gehört. Die spaterhin dem Worte gege-

ergriffen und, als Kassius nach Hause geschafft war, vor ihn geführt. Racilius begiebt sich in das nächste Haus eines Vertrauten, bis er gewifs erführe, ob Kassius verschieden. L. Laterensis, daran nicht zweifelnd, läuft frölich in das Lager, wünscht den einheimischen Soldaten und der zweiten Legion, deren Hafs gegen Kassius ihm bekannt war, Glück; er wird von der Menge auf die Richtbühne erhoben, Statthalter genannt. Denn jeder in der Provinz gebohrne oder einheimische Soldat aus der Legion, oder der durch Länge der Zeit als Provinzeinwohner geachtet wurde, wie die zweite Legion, theilte den Hafs gegen Kassius mit der ganzen Provinz. Die dreifsigste und ein und zwanzigste Legion, die vor wenig Monaten in Italien ausgeschrieben war, hatte Cäsar dem Longinus übergeben; die fünfte war neulich daselbst errichtet worden.

54. Unterdefs wird dem Laterensis gemeldet, dafs Kassius lebe. Durch diese Bothschaft mehr

---

bene Bedeutung darf nicht irren. Ware es denn aber so unerhört gewesen, dafs des Kassius Leibwache auch aus Deutschen (der Treue wegen bekannt) bestanden, und dafs diese **barones** d. i. dem Herrn verpflichtet, dienstbar, genannt worden? Die Bedeutung **stupidus** kann, wenn auch der Zeit nach früher, doch nur eine abgeleitete seyn. Mehrere Völker prägen oft Einem Worte ihre Individualität ein, welche in der Idee allein wesentlich sich darstellt.

geführt, als bestürzt, faſst er sich schnell und geht, Kassius zu besuchen. Auf die Nachricht von jenem Vorfalle trägt die dreifsigste Legion ihre Banner nach Korduba, um ihrem Feldhauptmann Hülfe zu leisten; dasselbe thut die ein und zwanzigste; diesen folgt die fünfte. Da noch zwei Legionen im Lager übrig waren, fürchtete die zweite, sie möchte allein zurückbleiben und dadurch ihre Gesinnung verrathen, that also ein Gleiches. Die einheimische Legion beharrte auf ihrer Meinung und liefs sich durch keine Furcht irren.

56. Kassius läfst die, welche als Mitwisser um den Mord genannt wurden, ergreifen, sendet die fünfte Legion in das Lager zurück, und behält dreifsig Kohorten. Auf Anzeige des Minutius erfährt er, dafs L. Racilius und L. Laterensis und Aminus Shapula, ein sehr angesehener und beliebter Mann aus der Provinz, ihm eben so vertraut, wie Laterensis und Racilius, in derselben Verschwörung gewesen. Nicht lange bändigt er seinen Schmerz und läfst sie umbringen. Den Minutius übergiebt er seinen Freigelassenen zur Marter, eben so Kalpurnius Salvianus, welcher die Anzeige bekennt und der Verschworenen Zal mehrt; wahrhaft hierin, wie einige glauben; wie andre klagen, gezwungen. L. Mergilio wurde auch mit denselben Martern belegt. Squillus nennt mehrere, welche Kassius tödten läfst, die ausgenommen, welche sich mit Gelde

loskaufen: denn öffentlich verträgt er sich mit Kalpurnius um zehen, mit Q. Sextius um funfzig Sestertien. Wenn diese auch als höchst schuldig gestraft wurden, so bewies doch Lebensgefahr und Wundenschmerz um Geld erlassen, dafs hier Grausamkeit mit Habsucht gewetteifert.

Einige Tage darauf erhält er von Cäsar ei 56.
nen Brief, woraus er ersieht, dafs Pompejus in jener Schlacht überwunden worden, mit Verlust seines Heers geflohen sei. Bei dieser Nachricht fühlt er eine Wollust mit Schmerz gemischt. Die Siegesbothschaft preſste ihm Freude aus; der beendigte Krieg brach der Zeiten Ausgelassenheit ab. So befangen war er, dafs er nicht wufste, ob er lieber hätte, nichts zu fürchten, oder alles sich zu erlauben. Seine Wunden geheilt, beruft er alle, die ihm Geld ausgezalt hatten, und läfst sie darüber quittiren; denen er nicht genug Last aufgelegt zu haben meinte, forderte er eine gröfsere Summe ab. Eben so machte er auch eine Aushebung unter den Römern, welche er aus allen Gemeinden und Pflanzstädten ausschrieb, durch (angedrohte) Dienste über dem Meer schreckte, und zur Loskaufung vom Eide berief. Es war eine grofse Abgabe, erregte aber doch gröfsern Hafs. Hierauf hielt er allgemeine Heerschau. Die Legionen, welche er nach Afrika führen wollte und die Hülfsvölker sendete er zur Uiberfahrt; er selbst

geht, die Flotte, welche er rüstete, zu sehen, nach Hispalis, und verweilt daselbst, weil er ein Edikt in der ganzen Provinz ergehen hatte lassen, dafs, wer das anbefohlene Geld noch nicht beigetragen, zu ihm käme. Diese Vorladung beunruhigte alle sehr.

57. Indefs meldet L. Titius, welcher der Zeit Kriegstribun bei der einheimischen Legion gewesen war, auf blofses Gerücht, dafs die dreifsigste Legion, welche der Legat Q. Kassius zugleich anführte, als sie vor der Stadt Leptis [215]) lagerte, in einer Meuterei einige Centurionen, welche die Banner (zum Aufbruch) nicht ergreifen liefsen, umgebracht, sich aufgemacht und zur zweiten Legion gezogen sei, welche auf anderm Wege nach der Meerenge geführt ward. Dies erfahren, zieht er Nachts mit fünf Kohorten der ein und zwanzigsten [216]) Legion aus, kommt früh an. Dort hält er sich diesen Tag auf, um zu sehen, was vorginge, und zieht nach Karmona. Als hier die dreifsigste und ein und dreifsigste Legion und vier Kohorten aus der fünften Legion nebst der ganzen Reiterei zusammenkamen, hörte er, dafs vier Kohor-

---

215) Da Leptis in Afrika lag, so schlagen andre Ilipam, Ilurgim vor, andre Lipam. Gewifs ist nichts.

216) Alle Ausleger schreiben mit Lipsius un et vicesimanorum.

ten, von den einheimischen bei Obukula überwältigt, mit diesen zur zweiten Legion übergegangen, alle sich daselbst vereint und den Italicenser T. Thorius zum Führer gewält haben. Schnell Rath gehalten, sendet er Marcellus nach Korduba, es pflichtig zu erhalten, den Legaten Q. Kassius nach Hispalis. In wenig Tagen wird ihm gemeldet, dafs die Kordubenser Einsassen von ihm abgefallen, und Marcellus freiwillig, oder aus Zwang — denn dies ward verschiedlich erzält — mit den Kordubensern einstimme; dafs zwei Kohorten der fünften Legion, die zu Korduba in Besatzung gelegen, dasselbe thun. Kassius, darüber entbrannt, bricht auf und kommt am nächsten Tage nach Segovia an den Silicenserfluss [218]). Daselbst beruft er alle und erforscht die Gemüther der Soldaten; er findet, dafs sie nicht um seinetwillen, sondern wegen des abwesenden Cäsars ihm treu seien, und keiner Gefahr sich entziehen möchten, wenn nur durch sie Cäsarn die Provinz wieder eigen würde.

38. Mittlerzeit führt Thorius die alten Legionen vor Korduba, und, damit nicht des Zwistes Anfang in seiner und der Soldaten meutmacherischer Gesinnung gesucht würde, zugleich dafs

218) Auch kein Segovia noch Silicenserfluss ist in dieser Gegend. Man hat Saguntia und Singulis dafür vorgeschlagen.

ältern Q. Kassius, der in Cäsars Namen mehr Nachdruck zu haben schien, einen gleich mächtigen geehrten Namen entgegenstellte, sagte er öffentlich, er wolle dem Kn. Pompejus die Provinz wieder erobern. Vielleicht that er dies auch aus Haß gegen Cäsar und Liebe zu Pompejus, dessen Name bei den Legionen, welche M. Varro überkommen hatte, viel vermochte; in welcher Absicht aber er dies gethan, läßt sich nicht errathen. Mindestens gab Thorius dies vor; ja die Soldaten gestanden, daß auf ihren Tartschen des Kn. Pompejus Name gestanden. Die Einsassen gehen in Menge den Legionen entgegen, und nicht bloß Männer, sondern auch Hausmütter und Knaben (im Purpurvorstoß) und bitten für, nicht feindlich Korduba zu plündern; denn wider Kassius seien sie, wie alle, aber gegen Cäsar zu handeln möge man sie nicht zwingen.

39. Als das Heer von so Vieler Bitten und Thränen gerührt sahe, daß, um Kassius zu verfolgen, nicht Kn. Pompejus' Name und Andenken erforderlich, und Longinus allen, wie Cäsarischen, so Pompejischen, verhaßt sei, und weder die Einsassen, noch Marcellus, gegen Cäsar auftreten würden: nahmen sie Pompejus' Namen von ihren Tartschen herab, wälten Marcellus, der Cäsars Sache zu führen versprach, zum Führer, nannten ihn Statthalter, verbanden sich mit den Einsassen, und lagerten vor Kor-

duba. Kassius nimmt in diesen zwei Tagen, ungefähr viertausend Schritte von Korduba, diesseits des Flusses Baetis, der Stadt gegenüber auf einer Höhe sein Lager, schreibt an König Bogud nach Mauritanien, und M. Lepidus den Prokonsul, in das diesseitige Hispanien, ihm und der Provinz um Cäsars willen baldigst zu Hulfe zu kommen. Er selbst wüstet feindlich der Kordubenser Gebiet, und brennt ihre Kornhäuser nieder.

60. Nach so schändlichem und unwürdigem Verfahren liefen die Legionen, welche sich Marcellus zum Führer erwält, zu ihm, er solle sie in die Schlacht führen, und ihnen Gelegenheit zu fechten schaffen, ehe so schmählich die herrlichsten und liebsten Besitzungen der Kordubenser vor ihren Augen durch Raub, Schwert und Flamme verzehrt würden. Marcellus sah, wie traurig ein Treffen sei, da aller Nachtheil des Siegers, wie des Besiegten immer auf Cäsar zurückfiel, und wie es nicht in seiner Gewalt stehe; führte die Legionen über den Baetis und stellte sie in Schlachtordnung. Da Kassius hingegen die Schlacht vor seinem Lager auf einer Höhe geordnet hatte, brauchte Marcellus den Vorwand, dafs jener nicht in die Ebene herabkomme und beredete seine Soldaten, sich in das Lager zurückzuziehen. Also führt er seine Truppen zurück. Kassius griff mit Reiterei, woran er stark, Marcellus aber schwach war, die Le-

gionen auf dem Rückzuge an, und tödtete mehrere aus der Nachhut an des Flusses Ufern. Aus diesem Verlust ergab sich, wie fehlerhaft und schwierig der Uibergang über den Fluss sei; Marcellus verlegt also sein Lager über den Baetis; beide führen häufig die Legionen zur Schlacht auf; doch wird wegen des Platzes Unkommlichkeit nicht gekämpft.

61. An Fussvolk war Marcellus weit stärker; denn er hatte altgediente, in vielen Treffen versuchte Legionen. Kassius baute mehr auf Treue, als Tapferkeit der Legionen. Als demnach Lager dem Lager nahe gegenüber war, und Marcellus einen tauglichen Platz an einem Schlosse weggenommen, wo man die Kassischen vom Wasser abschneiden konnte, zog Longinus, in Furcht, durch irgend eine Belagerungsweise in fremden, ihm gehässigen Gegenden eingeschlossen zu werden, Nachts still aus dem Lager und schnell nach Ulia, welche Stadt er noch treu glaubte. Daselbst verband er sein Lager so mit den Mauern, dass er durch des Orts Lage. — Ulia liegt auf einem hohen Berge — wie durch die Verschanzung der Stadt selbst allenthalben vor Bestürmung sicher war. Ihn verfolgt Marcellus, und schlägt sein Lager gegenüber ebenfalls so nahe als möglich an Ulia, und als er des Orts Lage kennen gelernt, wurde er durch die Nothwendigkeit dahin gebracht, wohin er vorzüglich die Sache leiten wollte.

dafs er weder kämpfte — fand sich Gelegenheit, so hätte er den aufgebrachten Soldaten nicht widerstehen können — noch Kassius zu weit umherstreifen liefs, damit nicht mehrere Gemeinden erlitten, was die Kordubenser erlitten hatten. Er errichtete Schlösser an schicklichen Oertern, zog die Werke um die Stadt herum, und schlofs Ulia und Kassius mit Verschanzungen ein. Ehe diese noch zu Stande gebracht waren, sendete Longinus seine ganze Reiterei aus, die ihm von grofsem Nutzen seyn sollte, wenn er Marcellus nicht futtern und Getreide herbeischaffen liefs; aber auch ein grofses Hindernis, wenn sie durch Belagerung eingeschlossen und nutzlos das nöthige Getreide verzehrte.

In wenig Tagen kommt König Bogud auf 62.
Kassius' Brief mit Mannschaft, und verstärkt ihn mit einer Legion und mehrern Hülfskohorten der Hispanier. Denn wie es in Bürgerzwisten zu geschehen pflegt, so stimmten in jenen Zeiten einige Gemeinden in Hispanien für Kassius, mehrere begünstigten Marcellus. Bogud rückt mit der Mannschaft an Marcellus' äusere Schanzen. Beiderseits wird scharf gestritten, und dies geschah häufig, da das Glück oft Beiden Sieg verlieh; doch nie wurde Marcellus aus seinen Werken vertrieben.

Unterdessen kommt Lepidus aus der dies- 63.
seitigen Provinz mit fünf und dreifsig Kohorten

aus den Legionen, vielen Reitern und sonstigen Hülfsvölkern nach Ulia, um unparteiisch des Kassius und Marcellus Streit beizulegen. Diesem vertraut und bietet sich Marcellus unbedenklich, Kassius dagegen hielt sich in seinen Schanzen, entweder, weil er mehr Vorrecht fordern zu dürfen glaubte, oder weil er fürchtete, Lepidus möchte durch Dienstwilligkeit des Gegners eingenommen seyn. Lepidus lagert vor Ulia, und hat nichts von Marcellus Getrenntes. Er verbietet, zu kämpfen, ladet Kassius aus der Stadt, und verbürgt sich für Alles. Als Kassius lange angestanden, was zu thun, wie weit Lepidus wol zu trauen wäre, und seines Anschlags keinen Ausgang sah, wenn er auf seinem Sinne beharrte, forderte er, man solle die Schanzen schleifen und ihm freien Abzug gewähren. Nicht blofs Waffenstillstand war gemacht, sondern auch fast die bestimmten [218]) Werke abgetragen und die Schanzwachten eingezogen, als des Königs Hulfsvölker auf das Schlofs des Marcellus, welches dem königlichen Lager am nächsten war, gegen Aller Vermuthung — wenn anders Kassius unter diesen Allen war; denn über sein

---

218) Morus schlägt vor: pr. iam constituta re op. q. compl. oder constituta für perfecta zu nehmen. Können es aber nicht die angegebenen, in der Verhandlung bestimmten Werke seyn?

Mitwissen war man unentschieden — einen Angriff thaten und daselbst mehrere Soldaten übermannten. Wäre nicht schnell durch Lepidus' Unwillen und Hulfe das Gefecht aufgehoben worden, so würde man mehr gelitten haben.

Als Kassius der Weg geöffnet war, verbin- 64.
det Marcellus sein Lager mit Lepidus. Lepidus und Marcellus ziehen zu gleicher Zeit nach Korduba, Kassius mit den Seinen nach Karmona. Um dieselbe Zeit kommt der Prokonsul Trebonius, die Provinz zu übernehmen. Als Kassius seine Ankunft erfährt, verlegt er die Legionen, welche er mit sich hatte, und die Reiterei in das Winterlager; Er, all seine Sachen schnell zusammengerafft, geht nach Maleka; dort besteigt er bei widrigem Winde ein Schiff, wie er aussagte, um nicht Lepidus, Trebonius und Marcellus sich zu überlassen; wie seine Freunde sagten, um nicht durch diese Provinz, die grossentheils von ihm abgefallen war, mit weniger Würde zu ziehen; wie die Uibrigen erachteten, damit das aus unendlichen Räubereien zusammengebrachte Geld Niemanden in die Hände fiele. Da er bei gutem Wetter, wie es nun im Winter ist, auf den Iberfluss sich begeben, um die Nacht zu meiden, und von da bei etwas heftigerm Sturme um nichts gefährlicher zu schiffen glaubte, und dem Strom entgegen auf den nach

des Flusses Mündung treibenden Wellen 219) fuhr, sank sein Schiff an der Schlucht selbst, wo er weder das Schiff wegen Flusses Gewalt wenden, noch es auf so grosen Wellen in der Richtung erhalten konnte, und er ging unter.

65. Als Cäsar aus Aegypten nach Syrien kam, und von denen, die aus Rom zu ihm kamen, wie aus Briefen daher, erfuhr, dafs zu Rom vieles schlecht und unnütz verhandelt, und kein Theil der Republick gehörig verwaltet werde, weil durch den Zwist der Tribune gefahrliche Empörungen entständen, durch Ehrgeiz und Nachsicht der Kriegstribune und Vorgesetzten der Legionen vieles gegen Soldatensitte und Brauch geschähe, was Zucht und Ernst auflösen möchte, und dafs dies alles sein Anwesen erfordere, hielt er doch für vorzüglicher, die Provinzen und Gegenden, wohin er käme, in solcher Verfassung zu verlassen, dafs sie von innerm Zwiespalt frei wurden, Rechte und Gesetze erhielten, die Furcht vor auswärtigen Feinden ablegten. Dies hoffte er in Syrien, Cilicien und Asien schnell zu erreichen, sintemal diese Provinzen nicht vom Kriege gedrückt wurden. In Bithynien und Pontus sah er schon mehr Beschwerlichkeiten voraus; denn er hatte gehört, dafs Pharnaces nicht aus Pontus ge-

219) Etwa Brandung.

gegangen, und glaubte, er werde auch nicht herausgehen; da er von seinem glücklichen Treffen gegen Domitius Kalvinus sehr aufgeblasen war. Fast in allen Gemeinden von einigem Ansehn verweilt er, ertheilt Wohlverdienten insbesondere und öffentliche Belohnungen, untersucht und entscheidet über alten Span, nimmt Könige, Tyrannen und Machthaber der Provinz und die angrenzenden, welche zu ihm eilten, in Pflicht, entläßt sie mit Bedingungen für Schutz und Vertheidigung der Provinz als seine und des Römischen Volks Freunde.

Wenig Tage hielt er sich in dieser Provinz 66.
auf, und setzte Sex. Cäsar, seinen Freund und Verwandten, über die Legionen Syriens; er aber reisete mit derselben Flotte [220]), auf welcher er gekommen, nach Cilicien. Sämmtliche Gemeinden dieser Provinz beruft er nach Tarsus, welches die angesehenste und festeste Stadt in fast ganz Cilicien ist. Daselbst verfügt er über alle Angelegenheiten der Provinz und der Grenzgemeinden und säumt nicht länger, aus Begier in den Krieg zu ziehen; nach großen Zügen durch Kappadocien, zwei Tage in Mazaca verweilt, kommt er nach Komana, diesen ältesten und heiligsten Tempel Bellonens in Kappadocien, wel-

220) Man vermuthet hier einen Fehler, da Cäsar nach Obigem zu Lande dahin gekommen war.

cher so andachtig geehrt wird, dafs der Priester dieser Göttin an Hehrheit, Herrscherwürde und Macht für den Zweiten vom Könige einhällig geachtet wird. Solch Priesterthum ertheilte er dem edeln Bithynier, Lykomedes, welcher, aus königlichem Kappadocier Stamm entsprossen, mit unzweifelbarem Rechte, das nur wegen Misgeschicks seiner Altvordern und Stammeswechsels verjährt schien, um diese Priesterwürde anhielt. Den Bruder Ariobarzanes' aber, Ariarathes, übergab er, da beide wohlverdient um die Republik waren, damit nicht das Erbreich Ariarathes reizte, noch der Reichserbe schreckte, dem Ariobarzanes, dafs er unter seiner Herrschaft und Bothmäfsigkeit stände [221]): er sucht die angefangene Reise mit gleicher Schnelligkeit zu beenden.

67. Als er Pontus' und Gallogräciens Grenzen näher kam, erschien Dejotarus, fast des ganzen damaligen Gallogräciens Vierfürst, welches ihm, wie die übrigen Vierfürsten behaupten, weder nach Gesetz noch Herkommen zustand, unzweifelbar aber König von Kleinarmenien vom Senat genannt, ohne königlichen Schmuck, und nicht

221) Morus schlagt sinnreich vor: fratri autem Ariobarzanis, Ariarathi, quum — terreret, attribuit, qui subessent. Sinnreich; aber es versteht sich auch nach der vulgata fast dasselbe.

blofs in Privatkleidern, sondern auch in Beklagtentracht, flehend vor Cäsar und bat, er möchte ihm verzeihen, dafs er, da gelegen, wo von Cäsar keine Besatzungen gewesen, von Kn. Pompejus'-Befehl aufgefordert [222]) ihm gedient habe; denn er habe nicht Richter der Zwiste des Römischen Volks seyn dürfen, sondern dem gegenwärtigen Befehl gehorchen müssen.

68. Cäsar erinnerte ihn an die vielen Dienste, welche er als Konsul durch öffentliche Verordnungen ihm geleistet, und nachdem er ihn überwiesen, dafs sein Abfall nicht mit Unwissenheit entschuldigt werden könne [223]), sintemal ein so kluger und sorglicher Mann hätte wissen können, wer Rom und Italien inne habe, wo der Senat und das Römische Volk, wo die Republik sei, wer ferner nach L. Lentulus und K. Marcellus Konsul gewesen, sagte er doch, er wolle diese That vergeben, um seiner ehemaligen Verdienste, alter Gastlichkeit und Freundschaft, Ansehens und Tugend, um derer Bitten willen, die



222) Nach der von Markland vorgeschlagenen Verbesserung excitusque imperiis.

223) Einige gute Handschriften haben nämlich für defensionem — defectionem, wobei das zweite eius wegfällt. Die defensio paſst in diesem Zusammenhange mit excusatio nicht.

als Gastfreunde und Freunde für Dejotarus häufig Fürbitte eingelegt; über den Zwist der Vierfürsten wolle er nachher entscheiden. Er giebt ihm das Königsgeschmuck wieder. Die Legion aber, welche Dejotarus von seinen Bürgern nach unsrer Weise gerüstet und geübt hatte und die ganze Reiterei befahl er zum Kriege auszuführen.

69. Als er nach Pontus kam, und alle Mannschaft an Einem Orte versammelt hatte, die an Zal und Uibung nur mäfsig war — denn, die sechste Legion Altgedienter ausgenommen, welche aus Alexandria mitgenommen, viel Mühsal und Gefahren bestanden, aber durch Heerzüge und Schiffahrt, wie häufige Kriege so vermindert war, dafs sie aus weniger als tausend Mann bestand, waren noch drei Legionen, eine des Dejotarus, zwei, welche nach unsrer Erzälung in dem Treffen des Kn. Domitius mit Pharnaces gewesen waren — kommen Gesandte von Pharnaces zu Cäsar und bitten ihn, „nicht als Feind einzurücken; denn Pharnaces werde alles thun, was ihm werde geboten werden." Vorzüglich erwähnten sie, „dafs Pharnaces dem Pompejus keine Hulfsvölker gegen Cäsar habe geben wollen, da doch Dejotarus, der dies gethan, Cäsarn zufrieden gestellt."

70. Cäsar antwortet, „er werde sich billig gegen Pharnaces erweisen, wenn er, was er ver-

spreche, unverzüglich thun würde. Dann warnte er, wie er pflegte, die Gesandten mit milden Worten, ihm nicht Dejotarus vorzuwerfen, noch sehr sich dafs zu rühmen, dafs sie keine Hülfsvölker gesendet: denn er thue nichts lieber, als Flehenden verzeihen, doch könne er denen, welche gegen ihn dienstwillig gewesen, (darum) nicht Staatsvergehen an den Provinzen vergeben; eben was sie erwähnt, sei dem Pharnaces nützlicher gewesen, welcher sich vorgesehen, dafs er nicht besiegt würde, als ihm, dem die unsterblichen Götter den Sieg verliehen. Mithin vergebe er Pharnaces' grofse und schwere Vergehen an den Römischen Bürgern, welche in Pontus ihre Wechselgeschäfte getrieben, weil er sie doch nicht in ihren vorigen Stand setzen könne; denn weder verlornes Leben könne er den Hingerichteten, noch Mannskraft den Verschnittenen wieder geben, und solche Strafe, schwerer als Tod, hätten doch die Römischen Bürger erduldet. Aber er solle alsbald aus Pontus gehen, das Gesinde der Pächter lualassen, und, was sonst noch bei ihm sich fände, den Römischen Bundesgenossen und Bürgern wiedergeben. Hätte er dies gethan, solle er ihm gleich die Gaben und Geschenke senden, welche Feldherrn nach glücklichem Siege von Freunden zu erhalten pflegen." Pharnaces hatte nämlich eine goldene Krone gesendet,

Mit diesem Bescheid entliefs er die Gesandten.

71. Pharnaces aber, der alles gern versprochen hatte, weil er hoffte, Cäsar werde, da er so eilig sei, seinem Versprechen noch mehr glauben, als die Sache gestattete, um nur schneller und rühmlicher an nöthigere Geschäfte zu gehen — denn Niemanden war unbekannt, dafs Cäsar aus mehrern Gründen nach Rom zurück musse — fing an langsamer zu handeln, Aufschub für seinen Abgang zu fordern, neue Bedingungen einzuschieben, kurz hinzuhalten. Cäsar merkte des Mannes List, und was er zu andrer Zeit zufolge seiner Gemüthsart that, that er jetzt aus Noth: er griff über alle Erwartung schnell an.

72. Zela ist eine Stadt in Pontus, durch ihre Lage in einer Ebene hinlänglich fest; denn eine, wie von Händen gemachte, Anhöhe, ein Werk der Natur, rings mit hohen Gipfeln, stützt die Mauern. Um diese Stadt herum liegen viele und grofse Hügel von Thälern durchschnitten; einer, der höchste, der durch Mithridates' Sieg und Triarius' Unglück, und unsres Heeres Verlust in jener Gegend sehr berüchtigt ist, hängt durch Wege auf den hohen fast mit der Stadt zusammen 224) und ist von Zela nicht

224) Nach der von den Auslegern mit Recht

viel weiter als dreitausend Schritte entlegen. Diesen Platz besetzte Pharnaces mit aller Mannschaft, und besserte die alten Werke von seines Vaters glücklichem Lager aus.

73. Da Cäsar sein Lager fünftausend Schritte von dem feindlichen aufgeschlagen hatte und bemerkte, dafs die Tobel, welche das königliche Lager verschanzten, in gleichem Zwischenraume auch das seinige decken würden, wenn nur der Feind diese Stellen nicht zuvor einnähme, die näher an des Königs Lager waren; so liefs er Schutt in die Schanzen führen. Diesen schnell zusammengebracht verliefs er in der nächsten Nacht in der vierten Nachtwache, alle Legionen gerüstet, das Gepäck zurückgelassen, das Lager und nahm mit Tages Anbruch, wider Vermuthen der Feinde, eben den Platz ein, wo Mithridates die glückliche Schlacht gegen Triarius gethan hatte. Hieher liefs er von Sklaven allen zusammengebrachten Schutt führen, damit kein Soldat von dem Gezeug sich entfernte, da nur ein zwischenliegendes Thal von tausend Schritten das feindliche Lager von dem angefangenen Lagergezeug Cäsars trennte.

74. Als Pharnaces dies schnell mit Tages Anbruch bemerkte, stellte er seine ganze Mann-

---

vorgeschlagenen Versetzung der Worte: superioribus — oppido nach nobilitatem.

schaft vor dem Lager; dies, glaubte Cäsar, geschehe bei dem so unkommlichen Zwischenraume mehr nach einem allbekannten Kriegsbrauch, entweder seine Arbeit zu hemmen, wenn mehrere unter Waffen stehen müfsten, oder um die königliche Zuversicht sehen zu lassen, dafs Pharnaces den Platz nicht mehr mit Schanzen, als mit Waffen zu vertheidigen schiene. Also liefs er sich nicht abschrecken, sondern, das erste Treffen vor den Wall gestellt, den übrigen Theil des Heeres arbeiten. Aber Pharnaces, angetrieben von des Ortes Glücke oder, von Anzeigen und Vorbedeutungen vermocht, wie wir nachher erfuhren, oder weil er erfahren, wie wenig von uns unter Waffen waren, sintemal er die grofse Menge Sklaven, welche Schutt herbeitrug, für Soldaten hielt, oder auch aus Zuversicht auf sein altgedientes Heer, welches, wie die Legaten rühmten, in zwei und zwanzig Schlachten 225) gesiegt, endlich aus Verachtung gegen unser Heer, welches er, unter Domitius' Führung, geschlagen hatte, beschlofs zu fechten und kam das jähe Thal herab. Eine Weile verlachte Cäsar die eitle Prahlerei, und das Zusammendrängen an einem Orte, wohin sich kein verständiger Feind begeben möchte,

225) cum legione fehlt in den besten Handschriften und widerspricht dem 34. und 40. Kap.

indefs Pharnaces mit gleichem Schritte, wie er das jähe Thal herabgezogen war, so auch mit schlagfertiger Mannschaft den steilen Hügel hinanzog.

75. Cäsar von seiner unglaublichen Unbesonnenheit, oder Zuversicht bewegt, unvermuthet und unbereitet überfallen, ruft zu gleicher Zeit die Soldaten von den Werken, heifst sie die Waffen ergreifen, stellt die Legionen entgegen und ordnet die Schlacht. Die plötzliche Hast hiebei setzte die Unsern sehr in Schrecken. Noch waren die Reihen nicht gestellt, als die königlichen Sichelwagen die noch untermischten Soldaten in Unordnung bringen; doch werden sie schnell durch häufiges Geschofs übermannt. Diesen folgt das feindliche Heer und kämpft unter erhobenem Geschrei, viel von des Ortes Lage, am meisten von der unsterblichen Götter Güte unterstutzt; denn diese sind in allen Kriegsbegebenheiten, vorzüglich aber da zugegen, wo Verstand (und Besonnenheit) nicht walten konnte.

76. Nach starkem und heftigem Handgemeng begann der Sieg auf dem rechten Flügel, wo die sechste altgediente Legion stand. Von dieser Seite wurde der Feind in die Tiefe hinabgedrängt; viel später, aber doch mit Hülfe der Götter, wird auf dem linken Flügel und in der Mitte, des Königs ganze Mannschaft ge-

schlagen; denn, wie sie leicht den unkommlichen Platz gewonnen, so ward sie schnell geworfen und von des Platzes Unebene gehemmt. Also wurden viele theils getödtet, theils von den überstürzenden Ihrigen niedergeworfen; die schnell entfliehen konnten, warfen die Waffen weg, gingen durch des Tobel, konnten aber wehrlos von der Anhöhe herab nichts schaffen. Die Unsern aber, ihres Sieges stolz, beschritten unbedenklich den unkommlichen Boden und griffen die Schanzen an. Da jene Kohorten, welche Pharnaces als Zusätzer zurückgelassen, das Lager vertheidigten, bemächtigten sie sich des Lagers schnell. Pharnaces floh, da viele von den Seinen getödtet, oder gefangen waren, mit wenig Reitern; und hätte ihm nicht der Lagersturm mehr Raum zu fliehen vergönnt, wäre er lebendig in Cäsars Hände gerathen.

77. Solcher Sieg freute Cäsarn, der so oft Sieger war, unglaublich, weil er einen so wichtigen Krieg so schnell beendigt hatte, weil einer plötzlichen Gefahr Erinnerung erfreulicher ist, und weil unter so schwierigen Umständen so leichter Sieg erfolgte. Pontus wieder überkommen, alle königliche Beute den Soldaten geschenkt, reiset er Tages darauf selbst mit leichten Reitern ab; die sechste Legion sendet er nach Italien, Belohnungen und Ehrenbezeigungen zu empfangen; Dejotarus' Hülfs-

völker endet er nach Hause, zwei Legionen läßt er mit Coelius Vinicianus in Pontus zurück.

So zieht er durch Gallogräcien und Bithy- 78.
nien nach Asien, erkennt und entscheidet über die Zerwürfnisse aller dieser Provinzen, bestimmt den Vierfürsten, Königen, Gemeinden ihre Rechte. Den Pergamener Mithridates, dessen glückliche und schnelle Heerfahrt in Aegypten wir oben erwähnten, aus Königsgeschlecht, auch auf königliche Weise erzogen, — denn Mithridates, König von ganz Asien, hatte ihn seines Adels wegen aus Pergamus noch klein in das Lager mitgenommen und viele Jahre behalten — macht er zum König von Bosporus, welches unter Pharnaces' Regierung gestanden; und die Provinzen des Römischen Volkes deckte er durch diesen dazwischen gesetzten freundschaftlichen König gegen elendige und feindselige Könige. Demselben sprach er 226) ein Vierfürstenthum der Gallogräcier nach Erb- und Verwandtschaftrecht zu, welches wenig Jahre zuvor von Dejotarus erobert und in Besitz genommen worden war. Doch verweilte er nirgends länger, als der Drang der Unruhen in der Hauptstadt zu erlauben schien. Schnell und

226) Legibus ist allerdings wegen iure gentis et cognationis überflüssig.

glücklich alles abgethan, kam er schneller, als Alle erwarteten, nach Italien.

Vom

# Afrikaner Kriege.

---

Ein Buch.

Vom

# Afrikaner Kriege.

Cäsar kam nach gehörigen Tagreisen, ohne Rasttag, am neunzehnten December 227) nach Lilybäum, und zeigte sogleich, dafs er zu Schiffe gehen wolle, obwol er nicht mehr als Eine neugeworbene Legion, und kaum sechshundert Reiter hatte. Sein Zelt schlug er am Ufer, dafs fast die Wellen es bespülten. Dies that er in der Absicht, dafs keiner auf Säumnis hoffte, und Alle auf Tag und Stunde bereit wären. Vermöge der Jahreszeit hatte er kein gutes Fahrwetter; nichts destoweniger aber hielt er Ruderer und Soldaten auf den Schiffen zusammen, und liefs keine Gelegenheit zur Abreise vorbei, besonders da ihm von den Bewohnern dieser Provinz der Gegner Mannschaft angegeben ward, als ein unendlicher reisiger Zeug, vier königliche Legionen, viel Leichtbewaffnete, zehen Legionen

227) Nach Guichard bei Morus ist es der 30. Septemb. im J. R. 707.

von Scipio, hundert und zwanzig Elephanten, und mehrere Flotten. Doch ward er nicht abgeschreckt, und bauete auf Muth und Hoffnung. Indefs vermehren sich auch täglich die Hauptschiffe, mehrere Lastschiffe treffen eben daselbst ein. Legionen Neugeworbener kommen zusammen, darunter die fünfte altgediente, von Reitern bei zweitausend.

2. Als sechs Legionen und zweitausend Reiter beisammen waren, wurde jede Legion, wie sie zuerst gekommen war, auf die Hauptschiffe verlegt, die Reiter aber auf die Lastschiffe. So liefs er den gröfsten Theil der Schiffe vorausgehen und nach der Insel Aponiana, welche nicht weit von Lilybäum liegt [228]). Er selbst weilte nicht lange und vergantete [229]) die Güter Werres öffentlich. Dann gab er dem Prätor Alliemus, welcher Sicilien überkam, Verhaltungsbefehle über alles, und über schnelle Einschiffung des übrigen Heeres. Nach gegebenen Aufträgen bestieg er selbst am sieben und zwanzigsten Dec. ein Schiff, und holte die übrigen sogleich ein. So bekam er mit stetem Winde und schneller Fahrt nach vier Tagen mit wenig Hauptschiffen Afrika zu Gesicht; denn die übrigen vom Winde zerstreuten und irrenden Lastschiffe kamen, wo-

228) Nach der Lesart: non longe a

229) publice vendit. S. Wachter.

wenige ausgenommen, an verschiedene Orte. Er fährt mit der Flotte bei Klupea, dann bei Neapolis vorüber: ausserdem liefs er mehrere Schlösser und Städte nicht weit vom Meere im Rücken.

Als er nach Adrumetum kam — wo eine 3.
feindliche Besatzung unter K. Konsidius lag — und von Klupea längs dem Meerstrande mit Adrumetum's Reiterei Kn. Piso mit ungefähr dreitausend Maurern erschien, harrte Cäsar daselbst ein wenig vor dem Hafen, bis die übrigen Schiffe nachkamen, setzte das Heer an das Land, dessen Zal jezt dreitausend Mann zu Fufs, und hundert und funfzig Reiter war; ohne jemand zu schädigen schlug er sein Lager vor der Stadt auf, und hielt alle vom Plündern ab. Die Städter füllen indefs die Mauern mit Bewaffneten, halten in Menge vor dem Thor, sich zu verteidigen: in der Stadt waren sie zwei Legionen stark. Cäsar umfuhr die Stadt, erforschte die Lage und kam wieder in das Lager. Manche schrieben es seiner Fahrlässigkeit und Unvorsichtigkeit zu, dafs er weder den Steuerern und Präfekten einen bestimmten Ort, nach welchem sie segeln sollten, angegeben, noch, wie es in vorigen Zeiten seine Sitte und Brauch gewesen, verschlossene Täfelchen gegeben, damit alle zur bestimmten Zeit, nach ihrer Durchlesung, an einem bestimmten Orte einträfen. Darin hatte Cäsar sich nicht getäuscht; denn er vermuthete,

daß kein Hafen Afrika's, wo die Flotten einlaufen möchten, ganz sicher vor feindlicher Besatzung wäre; aber er lauerte auf eine zufällig dargebotene Gelegenheit, zu landen.

4. Indeſs bittet der Legat L. Plankus Cäsarn um die Erlaubnis mit Konsidius zu verhandeln, ob er etwa zur Vernunft gebracht werden möchte. Also schreibt er nach erhaltener Erlaubnis, und sendet den Brief durch einen Gefangenen nach der Stadt an Konsidius. Sobald der Gefangene dahin gekommen und, wie er beauftragt, den Brief an Konsidius übergeben wollte, fragte dieser, ehe er ihn annahm: woher dies? (Von Scipio?) Hierauf der Gefangene: (Nein) von Cäsar [230]. Darauf sprach Konsidius: Scipio allein ist jezt Feldhauptmann des Römischen Volks. Dann läſst er vor seinen Augen sogleich den Gefangenen hinrichten, und giebt den ungelesenen, unentsiegelten Brief einem sichern Manne, ihn Scipio'n zu bringen.

5. Als nach Verlauf Eines Tages und Einer Nacht weder Antwort von Konsidius kam, noch die übrige Mannschaft ihm zuzog, noch er starken reisigen Zeug und zur Belagerung der Stadt

---

230) Nach einer Muthmaſsung Morus', welche freilich durch das dazwischen gesetzte Tum captivus an Wahrscheinlichkeit verliert. Uibrigens scheint imperatore nothig und die Versetzung der Worte wäre wol kein groſses Wagnis.

nicht Mannschaft genug, dazu noch Neugeworbene, hatte, da er überdies das Heer nicht gleich bei der Ankunft verwunden lassen wollte, die Stadt trefflich verschanzt, schwer zu belagern war, und das Gerücht ging, dafs die Städter noch grofsen Zuzug an Reiterei erhielten: so schien kein Grund vorhanden, wegen Belagerung der Stadt zu verweilen, damit nicht Cäsar, indem er damit beschäftigt war, von der feindlichen Reiterei umgangen und genöthet würde.

6. Da er nun sein Lager abbrechen wollte, brach plötzlich eine Menge aus der Stadt; zu gleicher Zeit kam ihnen zufällig Reiterei zu Hulfe, die von Juba, Sold zu holen, gesendet war; sie besetzen das Lager, aus welchem Cäsar gezogen war, und verfolgen seine Nachhut. Als dies bemerkt ward, hielten die Legionärier an, und die Reiter, obwol ihrer wenig waren, rennen doch kecklichst diese Menge an. Unglaubliches geschah; weniger als dreifsig Gallische Reiter schlugen zweitausend Mauriche Reiter vom Platz und drängten sie in die Stadt zurück. Nachdem sie zurückgetrieben und in die Schanzen geworfen waren, suchte Cäsar seinen Zug fortzusetzen. Da sie dies aber öfter thaten, und bald verfolgten, bald wieder von den Reitern in die Stadt zurückgetrieben wurden, stellte er wenig Kohorten von Altgedienten, die er mit sich hatte, und einige Reiterei in den Nachtrab, und zog mit den übrigen langsam ab. So wurden

die Numider, je weiter man von der Stadt kam, desto langsamer im Nachsetzen. Mittlerzeit kamen auf dem Zuge Gesandtschaften aus Städten und Schlössern, versprachen Getreide, und, wie sie bereit wären, was er befehle, zu thun. Also lagerte er an dem Tage, am ersten Januar vor der Stadt Ruspina.

7. Von dort brach er auf und kam vor Leptis, eine freie und selbstständige Stadt. Gesandte aus der Stadt kommen entgegen, versprechen, gern alles zu thun, was er wolle. Also legt er Centurionen an die Stadtthore und Wacht, daſs kein Soldat hineinginge, oder er irgend einem Einwohner frevelte, und lagert nicht weit von der Stadt, längs dem Ufer. Dahin kamen auch zufällig einige Last- und Hauptschiffe; die übrigen, wie ihm verkundschaftet ward, schienen der Gegend unkundig auf Utika losgesteuert zu seyn. Indeſs entfernt sich Cäsar nicht vom Meere, noch geht er tiefer landeinwärts wegen der Schiffe Irrsal, und hält alle Reiterei auf den Schiffen, damit, wie mich dünkt, die Aecker nicht gewüstet würden; Wasser läſst er auf die Schiffe schaffen. Indeſs griffen plötzlich Mauritsche Reiter unvermuthet die Ruderer, welche nach Wasser von den Schiffen gegangen waren, an, verwunden viele mit ihren Wurfspieſsen, tödten einige; denn sie verbergen sich im Hinterhalte mit Pferden zwischen den Tobeln,

und brechen plötzlich hervor, nicht um auf freiem Felde handgemein zu werden.

8. Cäsar sendete unterdessen Bothen mit Briefen nach Sardinien und den übrigen Provinzen, daſs man ihm Hülfsvölker, Zufuhr, Getreide, sobald man die Briefe gelesen, übersenden möchte; nachdem zum Theil die Hauptschiffe ausgeladen, sendet er Rabirius Postumus nach Sicilien, eine zweite Zufuhr zu holen. Unterdeſs befiehlt er mit sehen Hauptschiffen abzugehen, um die übrigen Lastschiffe aufzusuchen, welche vom Wege abgekommen waren, und zugleich das Meer vor Feinden zu schützen. Auch M. Sallustius Krispus, den Prätor, sendet er nach der Insel Cercina, welche die Feinde besetzten, mit einem Theile der Schiffe, weil er hörte, daſs dort viel Getreide vorhanden sei. Dies befahl er so; schärfte es jedem so ein, daſs, ob es geschehen könne, oder nicht, keine Entschuldigung Statt fand, noch Weigerung Säumnis gestattete. Mittlerweil erfährt er von Ueberläufern und Einwohnern Scipio's Lage, bedauert, die mit ihm in den Krieg gezogen — denn Scipio hielt eine königliche Reiterei aus der Afrikaner Provinz — daſs die Menschen so aberwitzig wären, daſs sie lieber dem König einsahr, als mit Bürgern im Vaterlande in ihren Gütern unverletzt seyn möchten.

9. Cäsar bricht am dritten Januar auf und, eine sechs Kohorten starke Besatzung mit Sarsena

in Leptis zurückgelassen, kehrt er mit den übrigen Truppen nach Ruspina zurück, woher er Tages zuvor gekommen war; dort läßt er das Heergepäck, zieht mit leichter Mannschaft auf den Landgütern nach Getreide umher und befiehlt den Städtern, daß sie mit Wagen und Säumern folgen. Da er so viel Getreide vorgefunden, kehrte er nach Ruspina zurück. Dies, glaube ich, that er, um die Seestädte hinter sich nicht leer zu lassen, und sie wegen des Rückzuges der Flotte mit Besatzung zu decken.

10. Also ließ er P. Sarsena den Bruder dessen, welchen er in der nächsten Stadt Leptis gelassen, daselbst mit einer Legion, und ließ soviel Holz als möglich in die Stadt schaffen; er selbst zog mit sieben Kohorten, welche aus altgedienten Legionen bei der Flotte mit Sulpicius und Vatinius gestritten hatten, von Ruspina nach dem Hafen, welcher von der Stadt zweitausend Schritte liegt; daselbst bestieg er gegen Abend mit dieser Mannschaft die Schiffe, während alle bei dem Heere ununterrichtet, nach des Feldhauptmanns Absicht forschten, indem sie von großer Furcht und Traurigkeit bekümmert waren. Denn mit geringer Mannschaft und zwar Neugeworbener, nicht ganz ausgeschiffter, sahen sie sich in Afrika großen Truppen einer hinterlistigen Nation und einer unzälbaren Reiterei bloßgestellt; nicht den mindesten Trost fanden sie für jetzt, noch Hülfe in dem Rath der Ihri-

gen, ausser in des Feldhauptmanns Mienen, Wakkerheit und wunderbaren Heiterkeit; denn er zeigte ein hohes und aufrechtes Gemüth. Dabei beruhigten sie sich, und bei seiner Wissenschaft und Klugheit hofften sie, werde alles leicht erreichbar seyn.

11. Cäsar hatte eine Nacht auf den Schiffen zugebracht, und als er, da schon der Himmel graute, abreisen wollte, kam plötzlich ein Theil der Schiffe, für welche er fürchtete, auf dem Irrsal hier an. Dies entdeckt befiehlt Cäsar allen, schnell auszusteigen und bewaffnet am Ufer die übrigen ankommenden Soldaten zu erwarten. Also werden ohne Säumen diese Schiffe in den Hafen gezogen; die eingetroffenen Soldaten und Reiter ziehen mit ihm wieder nach der Stadt Ruspina: daselbst schlägt er sein Lager auf, und zieht mit dreifsig leichten Kohorten auf Futterung aus. Nun ward Cäsars Absicht klar, dafs er mit der Flotte den Lastschiffen, welche sich verirrt hatten, dem Feinde unbemerkt, hatte zu Hülfe kommen wollen, damit nicht zufällig seine Schiffe unvermuthet auf die feindliche Flotte stiefsen, und dafs er den zur Besatzung zurückgelassenen Soldaten nichts davon bekannt gemacht, damit sie nicht bei ihrer Schwäche und des Feindes Menge aus Furcht abfielen.

12. Indefs, als Cäsar schon ungefähr dreitausend Schritte vom Lager vorgerückt war, ward

ihm von Spähern und Reitervortrab verkundschaftet, dafs sie unsern feindliche Mannschaft gesehen. Und fürwahr mit dieser Botschaft sah man einen starken Staub. Hierauf lafst Cäsar die ganze Reiterei, die für jezt eben nicht stark war, und Bogner, deren eine geringe Zal, aus dem Lager holen und die Banner in Ordnung *langsam* hinter sich folgen; er selbst geht mit wenig Bewaffneten voraus. Nun, als der Feind von ferne erblickt werden konnte, lafst er die Soldaten im Felde sich behelmen und zur Schlacht rüsten. Ihre Zal war überhaupt dreifsig Kohorten mit vierhundert Reitern und hundert funfzig Bognern.

13. Indefs ordnen die Feinde, deren Führer Labienus war und die zwei Pacidier, die Schlacht in wunderbare dichte Länge nicht von Fufsvolk, sondern von Reitern; und zwischen diese hatten sie leicht bewaffnete Numidier und Bogner zu Fufs gestellt so dicht, dafs die Cäsarischen das Fufsvolk sehr fern glaubten; den rechten und linken Flügel hatten sie mit vieler Reiterei verstärkt. Indefs stellt Cäsar seine Schlachtordnung in Eine Linie, wie er, der Schwäche wegen, konnte; die Bogner vor das Treffen, die Reiter auf dem rechten und linken Flügel gegenüber, und so warnt er sie, sich zu hüten, dafs sie nicht von der feindlichen Reitermenge umgangen würden; denn er glaubte, er werde mit Fufsvolk in geordneter Schlacht streiten.

Als man beiderseits wartete, Cäsar sich 14.
nicht bewegte, und sahe, dafs er mit so Wenigen gegen eine Menge Feinde mehr durch Kunst, als Kraft entscheiden müsse, dehnte sich plötzlich der Gegner Reiterei aus, und rückte in Breite vor, umgab die Hügel, und zwang Cäsars Reiterei, in Breite sich auszudehnen, zugleich schickten sie sich an, sie zu umgehen. Die Cäsarischen Reiter bestanden mit Mühe ihre Menge. Da indefs die Mitteltreffen an einander gerathen wollten, stürzt plötzlich aus dichtem Geschwader Numidisches leichtes Fufsvolk mit Reitern hervor und wirft seine Spiefse auf die Soldaten der Legionen. Als hier die Cäsarischen auf sie eindrangen, flohen ihre Reiter zurück, das Fufsvolk widerstand indefs, bis die Reiter wieder, aufs neue ansprengend, ihren Fufsvolk zu Hulfe kamen.

Cäsar sah in dieser neuen Kampfart, dafs 15.
seine Schaaren im Vorrennen in Unordnung geriethen — denn das Fufsvolk ward, indem die Reiter fern von den Bannern nachsetzten, und die Seite entblöfst ward, von den nahen Numidiern mit Wurfspiefsen verwundet; aber die feindlichen Reiter entgingen leicht durch Schnelligkeit den Wurfspiefsen der Soldaten — so befahl er in jeder Schaar, dafs kein Soldat weiter als vier Fufs von den Bannern vorrückte. Indefs versucht Labienus' Reiterei, auf ihre Menge vertrauend, Cäsars wenige Mannschaft zu um-

gehen; wenig Julische Reiter, abgefochten in der Feinde Menge, die Pferde verwundet, weichen allmälich; der Feind druckt mehr und mehr nach. So werden im Augenblick alle Soldaten der Legionen von der feindlichen Reiterei umgangen, Cäsars Mannschaft in einen Kreis getrieben, und alle gezwungen, eingeschlossen zu fechten.

16. Labienus zu Pferde, baarhaupt ist im ersten Treffen, ermahnt die Seinen, ruft die Cäsarischen aus den Legionen zuweilen so an: „wie bist du doch, du Frischgeworbener, so wild? Hat euch auch jener mit Worten berückt? In grofse Gefahr hat er euch traun! gestürzt. Ihr dauert mich.“ Hierauf der Soldat: „nicht frischgeworben bin ich, sondern altgedienter bei der zehnten Legion.“ Labienus erwiedert: „ich sehe nicht die Zeichen der zehnten Legion.“ Da ruft der Soldat: „du sollst mich schon kennen lernen,“ wirft den Helm vom Haupte, um erkannt zu werden, und wirft mit aller Macht, nach Labienus zielend, den Wurfspiefs in des Rosses Brust, und spricht: „wisse, Labienus, einer aus der zehnten Legion warf nach dir.“ Doch waren Aller Gemüther in Schrecken versetzt, besonders der Neugeworbenen; denn sie sahen sich nach Cäsar um und thaten nichts, als der Feinde Speere vermeiden.

17. Da indefs Cäsar des Feindes Absicht merkte, liefs er die Schlacht so lang als möglich sich aus-

dehnen, und die Kohorten abwechselnd sich schwenken, so daſs eine nach der andern vor den Bannern hielt. So trennte er mit dem rechten und linken Flügel den umgebenden Feind in der Mitte, und einen Theil vom andern durch Reiter abgeschnitten, greift er von innen mit Fuſsvolk an, und treibt ihn mit Geschoſs in die Flucht; aber nicht weiter vorrückend, weil er Hinterhalt fürchtet, zieht er sich zu den Seinen zurück. Dasselbe thut der andre Theil der Cäsarischen Reisige und des Fuſsvolks. So, weit die Feinde zurückgeworfen und verwundet zieht er sich in seine Verschanzung, wie er sich gestellt hatte, zurück.

Unterdessen kommen M. Petrejus und Kn. 18.
Piso mit elfhundert Numidischen auserlesenen Reitern und ziemlich starkem Fuſsvolk derselben Art vom Zuge geradesweges den übrigen zu Hülfe. Und die Feinde vom Schrecken ermannt, neuen Muth gefaſst, greifen die Hinterhut der Legionarier, die sich schwenkten und zurückzogen, wieder an und suchen den Rückzug in das Lager zu hindern. Dies bemerkt läſst Cäsar die Banner wieder (nach dem Feinde) wenden und das Treffen mitten auf dem Felde erneuern. Da von den Feinden eben so gestritten ward, und es nicht zum Handgemenge kam, Cäsars Reiter aber mit ihren von Eckel, Durst, Mattigkeit und Wunden erschöpften wenigen Pferden den Feind nur träge und unstet verfolgen konnten, auch

noch wenig vom Tage übrig war: so ermahnt er die ihn umgebenden Reiter und Kohorten, befiehlt mit Einem Wurfe anzudrängen, und nicht nachzulassen, bis sie den Feind über die lezten Hügel zurückgeworfen und diese eingenommen. Also sendet er auf gegebenes Zeichen, als schon die Feinde matter und nachlässiger das Geschoss sendeten, plötzlich die Kohorten und Geschwader unter sie, und im Augenblick ohne Mühe den Feind aus dem Felde geschlagen und hinter den Hügel geworfen, nehmen sie den Platz weg, verweilen ein wenig daselbst, und, wie sie gestellt waren, ziehen sie sich langsam in ihre Schanzen zurück. Eben so begeben sich die Feinde, übel empfangen, dann erst in ihre Besatzung zurück.

19. Indels kamen nach diesem Vorfalle und aufgehobenem Treffen mehrere Uiberläufer aller Art von dem Feinde und überdiefs mehrere aufgefangene feindliche Reiter und Fufsvolk; von ihnen erfuhr man des Feindes Absicht, dafs er mit dem Vorsatze und Versuche gekommen sei, durch neue und ungewohnte Kampfesart die Neugeworbenen und wenigen Legionarier zu verwirren, und, nach Kurio's Beispiele mit Reiterei umgeben zu übermannen; und so habe Labienus vor einer Versammlung gesprochen: „er wolle den Feinden so viel Hülfsvölker darbieten, dafs sie auch im Siege selbst, vom Gemetzel ermüdet, besiegt und von den Seinigen übermocht würden;

denn er vertraute, auch ohne ihre Treue [231]), auf sich selbst, erstlich, weil er gehört, dafs zu Rom die altgedienten Legionen zwistig wären und nicht nach Afrika übergehen wollten, dann, weil er drei Jahre lang in Afrika seine Soldaten durch Umgang sich treu erhalten, an Numidischen Reitern aber und Leichtbewafneten viel Zuzug hatte. Uiberdies hatte Labienus nach der Pompejischen Flucht und Schlacht die aus Brundisium mitgebrachten Germanischen und Gallischen Reiter, nachher auch daselbst aus Mestizen [232]), Freigelassene und Sklaven ausgehoben, bewafnet, und gezäumte Pferde brauchen gelehrt. Auserdem die königlichen Hülfsvölker, hundert und zwanzig Elephanten, und unzählige Reiterei; dann ausgeschriebene Legionen, mehr als zwölftausend allerlei Art [233]). Von solcher Hoff-

---

231) Nach Oudendorps Lesart: **quippe qui sine illorum fide sibi confideret.** Dafs **fide** durch **sibi** leicht konnte wegfallen, ist begreiflich. Dafs aber **multitudine**, welches in allen Handschriften fehlt, Glossem sei, erklärt sich dann von selbst.

232) Da im Texte gleichfalls das fremde **hibridis** steht, so war das gewälte auch treffend.

233) Da man nicht nothwendig das **duodecim milibus** auf **legiones** beziehen mufs, sondern leichter auf das nächste, so ist **milibus** darum wol nicht keck wegzustreichen. Nicht die Legionenzal, sondern ihr Bestand wird angegeben.

nung und Kühnheit entzündet (rückt) Labienus (vor 234) mit sechzehn hundert Gallischen und Germanischen Reitern, achttausend Numidischen ohne Zügel, ferner mit dem Petrejischen Hülfsvolk, elfhundert Reitern, viermal soviel Fußknechten und Leichtbewaffneten, mehrern Bognern, Schleuderern auch zu Pferde. Mit dieser Mannschaft ward am vierten Januar, als dem dritten Tage nach Cäsars Ankunft in Afrika, auf dem ebensten und freiesten Felde von der fünften Stunde bis zu Sonnenuntergang gefochten. In diesem Treffen ging Petrejus schwer verwundet aus der Schlacht.

20. Cäsar verschanzt indeß sein Lager sorglicher, verstärkt die Besatzung, führt einen Wall von der Stadt Ruspina bis zum Meere, einen andern vom Lager aus eben dahin, damit er sicherer wieder und dann 235) gehen, und die Hülfsvölker ihm ohne Gefahr zuziehen könnten; Geschoß und Gewerf schafft er aus den Schiffen in das Lager, einen Theil der Ruderer von der Flotte, Gallier, Rhodier und Schiffssoldaten bewaffnet er, und beruft sie in das Lager, damit wo möglich auf gleiche Art, wie bei dem Feinde Leichtbewaffnete unter die Reiterei vertheilt

---

234) Daß hier ein ähnliches Wort fehle, sieht man leicht.

235) So im Nibelungen Liede für **vltro citroque**.

würden; mehrere Bogner führt er von allen Schiffen, Illyrier, Syrier und von aller Art in das Lager, und mehrt so seine Mannschaft; — denn er hörte, dafs Scipio drei Tage nach der Schlacht nahe, sich mit Labienus und Petrejus verbinde, dessen Mannschaft acht Legionen und dreitausend Reiter stark angegeben ward — legte Waffenschmieden an, liefs mehrere Pfeile und Geschofs verfertigen, Kugeln giefsen, Pfähle anschaffen, sendete Briefe und Bothen nach Sicilien, dafs man ihm Geflecht und Bauholz zu Widdern sendete, woran es in Afrika fehlte, ausserdem auch Blei und Eisen. Auch bemerkte er, dafs er in Afrika kein anderes als eingeführtes Getreide brauchen könne, denn im vorigen Jahre war wegen der feindlichen Aushebung, sintemal die Zinsbauern Soldaten geworden waren, keine Aernte gehalten worden; überdies hatten die Feinde das Getreide aus ganz Afrika in wenig und wohlbefestigte Städte geschafft, und Afrika's ganzes Gebiet von Getreide geleert, die wenigen Städte ausgenommen, welche sie mit ihren Besatzungen behaupten konnten, alle übrige niedergerissen und vernichtet, ihre Einwohner in ihre Besatzungen gezogen, die Aecker wüste und oede gelassen.

So hatte Cäsar gezwungen durch Herumge- 21.
hen und freundliches Ansprechen bei Privatleuten etwas Getreide in seine Besatzung gebracht, und gebrauchte es sparsam. Indefs umging er

selbst täglich die Werke und hatte bei drei Kohorten auf der Wacht, wegen der Feinde Menge. Labienus läfst seine Verwundeten, deren Anzal sehr grofs war, verbunden auf Wagen nach Adrumetum schaffen. Indefs schweiften Cäsars Lastschiffe irrend umher, unkundig der Gegend und ihres Lagers; mehrere feindliche Boote griffen sie einzeln an, verbrannten und eroberten sie. Auf diese Kundschaft verlegte Cäsar die Flotten um die Inseln und Häfen, damit ihm die Zufuhr sicherer einliefe.

22. M. Kato, welcher Utika vorstand, hörte indefs nicht auf, Kn. Pompejus den Sohn mit vielen Worten und unablässig zu schelten. „Dein Vater, sprach er, als er in deinem Alter stand und sahe, dafs die Republik von kühnen und verruchten Bürgern unterdrückt wurde, dafs die Guten entweder umgebracht, oder in das Elend getrieben, Vaterland und Bürgerrecht entbehrten, sammelte, von Ruhm und Seelengröfse entbrannt, als Privatmann und Jüngling, des väterlichen Heeres Überbleibsel und setzte das fast vom Grund aus unterdrückte und vernichtete Italien und die Hauptstadt Rom wieder in Freiheit; Er eroberte Sicilien, Afrika, Numidien, Mauritanien, mit wundernswerther Schnelligkeit wieder. Dadurch hat er sich jenes Ansehen, welches unter den Völkern allberuhmt und allbekannt ist, erworben, als Jüngling und Römischer Ritter triumphirt. Auch übernahm Er die Staatsverwal-

waltung, obwol nicht nach so hehren Thaten seines Vaters, oder mit so trefflicher Würde der Altvordern, oder durch so treffliche Schützlinge und berühmte Namen ausgezeichnet; du dagegen mit Vaters Adel und Würde, selbst mit Seelengröfse und Betriebsamkeit begabt, strebst du nicht auf und ziehest zu den väterlichen Schützlingen, dir, der Republik, und jedem Bidern Hülfe zu heischen?"

23. Von diesen Worten des bedeutenden Mannes angeregt, reisete der Jüngling mit dreifsig Schiffen aller Art, darunter wenig geschnäbelten, von Utika nach Mauritanien und ruchte in Bogud's Reich ein; mit einem leichten Heere, aus Knechten, Freien, zweitausend an der Zal, die theils unbewehrt, theils bewehrt waren, zog er vor die Stadt Askurum, wo die königliche Besatzung lag. Als Pompejus anrückte, liefsen ihn die Städter bis an die Thore und Mauern selbst, thaten dann plötzlich einen Ausfall, und trieben die geschlagenen und erschreckten Pompejischen hier und da nach dem Meere und den Schiffen. Nach so üblem Ausgang segelte Kn. Pompejus der Sohn wieder ab, berührte nachher das Ufer nicht wieder und wendete sich mit seiner Flotte nach den Balearischen Inseln.

24. Scipio liefs indefs in Utika eine starke Besatzung, zog mit den kurz vorher erwähnten Truppen aus, und lagerte zuvörderst vor Adrumetum; dann, nach einigen Tagen, Nachts ab-

ziehend, verband er sich mit Petrejus' und Labienus' Mannschaft; in Einem Lager hielten sie dreitausend Schritte weit (von Cäsar). Indefs schwärmte ihre Reiterei um Cäsars Schanzen, und fing die, welche auf Futterung, oder nach Wasser, aus dem Walle hervorkamen, auf: so hielten sie den Feind in den Schanzen. Deshalb kämpften die Cäsarischen mit grofsem Getreidemangel, weil sie weder aus Sicilien, noch Sardinien bis jezt Zufuhr erhalten; auch konnten vermöge der Jahreszeit die Flotten nicht ohne Gefahr auf dem Meere treiben, noch hatten sie nach allen Seiten hin mehr als sechstausend Schritte von Afrika inne, und Mangel an Futterung. Von solcher Noth gezwungen, sammelten die altgedienten Soldaten und Reiter, welche viel Krieg zu Wasser und Lande geführt, und oft mit solchen Gefahren und Mangel gekämpft hatten, Tang am Ufer, wuschen es mit sufsem Wasser aus und erhielten dies den hungrigen Säumern darreichend, ihr Leben.

23. Unter diesen Umständen mochte König Juba, da er Cäsars Bedrängnis und wenige Mannschaft sah, ihm nicht Zeit lassen, zu erstarken und seine Macht zu mehren. Also wollte er mit viel Reitern und Fufsknechten, die er aufgebracht, den Seinen zu Hülfe ziehen und verliefs das Reich. Indefs rückten P. Sitius und König Bochus mit vereinter Macht, als sie König Juba's Auszug erfahren, näher an sein Reich,

griffen Cirta, die wohlhabendste Stadt dieses Reiches an, eroberten sie in wenig Tagen, und dazu zwei Städte der Gaetuler. Da sie diesen die Bedingung machten, aus der Stadt zu weichen und sie ihnen leer zu überlassen, jene aber die Bedingung verwarfen, wurden sie nachher alle von ihnen gefangen und umgebracht. Von hier fortziehend pochen sie Aecker und Städte unaufhörlich. Dies erfahren, glaubte Juba, da er nicht fern von Scipio und seinen Heerführern war, sich besser zu berathen, wenn er sich und seinem Reiche zu Hülfe eilte, als, indem er andern zu Hülfe zöge, selbst aus dem Reiche vertrieben, vielleicht von beiden abgehalten würde. Also zog er sich wiederum zurück, führte auch seine Hülfsvölker von Scipio weg, und zog, für sich und seine Angelegenheiten besorgt, dreifsig Elephanten zurückgelassen, seinem Gebiete und seinen Städten zu Hülfe.

Indefs benachrichtigt Cäsar, da man in der 26.
Provinz über seine Ankunft ungewifs war, und niemand glaubte, dafs Er, sondern ein Legat mit Mannschaft nach Afrika gekommen sei, durch Briefe, die er in der Provinz umher sendete, alle Gemeinden von seiner Ankunft. Mittlerzeit kommen angesehene Männer aus ihren Städten, kommen in Cäsars Lager, und erwähnen seiner Gegner Herbe und Grausamkeit. Von ihren Thränen und Klagen gerührt, beschlofs Cäsar, da er vorher im Standlager geblieben, mit Sommer,

Anfang. Truppen und Hülfsvölker verbunden 236), Krieg mit seinen Feinden zu führen, schrieb schnell nach Sicilien an Allienus und Rabirius Postumus mit einem Postschiff, dafs ohne Säumen, oder irgend eine Entschuldigung mit Wetter und Stürmen, das Heer ihm auf das schnellste übersendet würde; die Provinz Afrika gehe unter und werde vom Grund aus von seinen Feinden umgestürzt; wofern nicht schnell den Verbündeten beigesprungen, werde auser dem Boden nichts, nicht einmal ein Dach, worunter man sich zurückziehen könnte, vor ihrem Frevel und Hinterlist übrig bleiben. Und er selbst war in so grofser Eil und Erwartung, dafs er Tages darauf, als er Briefe und Bothen nach Sicilien gesendet, Flotte und Heer saumselig nennte und Tag und Nacht Sinn und Auge auf das Meer richtete und heftete. Kein Wunder! denn er sah, dafs Landgüter niedergebrannt, Aecker gewüstet, Vieh zerstreut, geschlachtet, Städte und Schlösser geschleift und verlassen, der Gemeinden Vornehmste entweder gemordet, oder in Ketten geschlagen, ihre Kinder als Geiseln in Knechtschaft gerissen wurden, dafs er ihnen in diesem Elend, wo sie um seinen

236) Die Verschiedenheit der Lesart scheint eine Verfälschung anzuzeigen, welche leicht dünkt mich, gehoben werden kann, wenn man für cunctis iunctis lieset. Copiae et auxilio sind hier, wie sonst wol milites et equites, verbunden.

treuen Schutz flehten, bei seiner Schwäche nicht Hülfe leisten könne. Indefs beschäftigt er die Soldaten beim Gezeug, verschanzt das Lager, errichtet Thürme, Schlösser, wirft Dämme im Meere auf.

27. Scipio richtet indefs die Elephanten auf solche Art ab. Er ordnete zwei Treffen, eines von Schleuderern den Elephanten gegenüber, welches gleichsam den Feind vorstellte und auf ihre Linie kleine Steinchen warf; dann stellt er die Elephanten in Ordnung: hinter ihnen ordnet er sein Treffen, damit, wenn von den Gegnern Steine geworfen würden und die Elephanten erschreckt sich gegen die Ihrigen wendeten, sie hinwiederum mit Steinwürfen gegen den Feind gewendet würden. Dies war mühsam und langweilig; denn unabgerichtete Elephanten, kaum durch vieljährige Zucht und lange Uebung gelehrig gemacht, werden doch mit gemeinsamer Gefahr in das Treffen geführt.

28. Während dies bei Ruspina von beiden Heerführern veranstaltet wird, ergreift K. Virgilius, weiland Prätor, Statthalter der Seestadt Thapsus, als er bemerkt, dafs einzelne Schiffe mit Cäsars Heer, unkundig der Gegend und seines Lagers, umherirrten, die Gelegenheit, füllt ein Lastschiff, welches er eben hatte, mit Soldaten und Bogenern, verbindet es mit den Schiffbooten und sucht die einzelnen Cäsarischen Schiffe zu verfolgen. Und da er mehrere angegriffen, aber zurückgeworfen und in die Flucht geschlagen, den-

noch von seinem Vorhaben nicht abstand, stiefs er zufällig auf ein Schiff, worauf die beiden Titier sich befanden, Hispanische Jünglinge, Tribunen der fünften Legion, deren Vater Cäsar in den Senat aufgenommen hatte, und mit ihnen T. Sabienus, Centurio derselben Legion, welcher den Legaten M. Messalla zu Messana belagert und aufrührerisch gegen ihn gesprochen hatte. Eben dieser hatte das Geld und den Schmuck zu Cäsars Siegesgepränge zurückbehalten und aufbewahren lassen, und fürchtete deshalb für sich. Dieser überredete, im Bewufstseyn seiner Vergehungen, die Jünglinge, nicht Gegenwehr zu thun, und sich Virgilen zu ergeben. Also wurden sie von Virgilius zu Scipio geführt, der Wache übergeben, und über den dritten Tag umgebracht. Als sie zum Tode geführt wurden, soll der ältere Titius die Centurionen gebeten haben, ihn eher, als den Bruder, umzubringen; es soll ihm gewährt und so beide umgebracht worden seyn.

29. Indefs unterlassen die reisigen Geschwader, welche vor dem Walle auf Wacht beiderseitig standen, nicht, täglich in Scharmützeln mit einander zu kämpfen; zuweilen unterredeten sich auch die Germanischen und Gallischen des Labienus mit Cäsars Reitern, auf versprochene Sicherheit. Labienus versuchte indefs mit einem Theile der Reiterei die Stadt Leptis, welche Sasenna mit drei Kohorten befehligte, zu belagern

und mit Sturm zu erobern; sie ward von der Besatzung, wegen trefflicher Verschanzung und vieles Gewerfs, leicht und ohne Gefahr vertheidigt. Da seine Reiterei dies öfter wiederholte, und zufällig vor dem Thore ein dichtes Geschwader hielt, ward ihr Rottmeister von einem gut gerichteten Skorpion getroffen, am Hauptthor durchbohrt 237), die Uibrigen flüchten sich erschrocken in das Lager. Hierdurch wurden sie von weiterer Belagerung der Stadt abgeschreckt.

Scipio ordnete indefs täglich unfern von 30.
seinem Lager (etwa) dreihundert Schritte, die Schlacht, und zog sich, wenn der Tag grofsentheils vorüber war, in das Lager zurück. Als dies oft geschah, und keiner aus Cäsars Lager hervortrat, noch seiner Mannschaft näher kam, verachtete er Cäsars und seines Heeres Geduld, führte alle Mannschaft auf, stellte dreifsig Elephanten mit Thürmen vor das Treffen, dehnte die Menge Reiter und Fufsknechte so weit als möglich aus, rückte auf einmal vor und hielt nicht weit von Cäsars Lager auf dem Felde.

---

237) Die Lesarten weichen von einander ab, und Guichard klagt über Unverständlichkeit. In solchem Falle war räthlich, wörtlich zu übersetzen, besonders da Morus die Bedeutung des decumana als Schild nicht an sich gelten lassen will. Die Beschreibung ist, wie in diesem Buche, überall gedrängt, ob aber deshalb überall undeutlich?

31. Dies erkundet befiehlt Cäsar allen Soldaten, welche aus den Schanzen gegangen, und zu futtern, zu holzen, oder auch in den Schanzen zu arbeiten auf dem Wall waren, und dazu gebraucht wurden 238), sich einzeln und bescheiden ohne Getümmel oder Schrecken zurück zu ziehen, und im Werke zu bleiben: den Reitern aber, die auf Wacht gestanden, gebietet er, dafs sie so lange den Platz, worauf sie kurz zuvor gestanden, behaupteten, bis der Feind Geschofs auf sie abdrückte; käme man näher, möchten sie sich anständigst in die Schanzen zurückziehen. Der andern Reiterei kündet er an, dafs Jeder auf seinem Platze bereit und gewaffnet sich halten solle. Aber 239) dies befahl er nicht selbst mündlich, von dem Walle herabschauend, sondern mit bewundernswürdiger Kriegswissenschaft aus dem Hauptzelte durch Späher und Bothen; denn er erwog wohl, obgleich die Feinde auf viele Mannschaft trotzten, dafs er sie doch oft in die Flucht gejagt, geworfen und er-

---

238) Die Ausleger haben bereits bemerkt, dafs hier nicht alles deutlich ist. **Vallum** aber möchte ich fast in Schutz nehmen, weil es wahrscheinlich ist, dafs seine etwas schwierigere Beziehung auf **muniendi** sowol, als **petierunt**, Aenderungen veranlafst habe. Denn unterscheiden sich alle gehörig.

239) **At haec** braucht nicht verändert zu werden.

schreckt, ihnen das Leben geschenkt und ihre Vergehungen erlassen habe: weshalb sie aus solcher Feigheit und solchem Bewufstseyn soviel Zuversicht zum Siege ihnen werden könnte, dafs sie sein Lager anzugreifen wagen möchten. Uiberdies minderte sein Name und Ansehen gröfsentheils ihres Heeres Kühnheit; dann weinten die trefflichen Lagerverschanzungen und des Walles und der Gräben Höhe, und auserhalb des Walles wundernswerth angebrachte unsichtbare Stacheln [240]) den Feinden den Zugang; auch Skorpione, Katapulten und andres Geschofs, welches zur Wehr pflegt angeschafft zu werden, hatte er in Menge. Und dies hatte er seiner jetzigen Schwäche, wie des neugeworbenen Heeres wegen, angeschafft; nicht aus Furcht vor des Feindes Macht zeigte er sich dem Feinde geduldig und furchtsam. Auch deshalb nicht führte er seine Mannschaft, wiewol sie schwach und neugeworben war, nicht in die Schlacht, weil es dem Siege mistrauete, sondern er erwog, dafs viel darauf ankomme, von welcher Art der Sieg wäre; denn schändlich achtete er, nach so viel Thaten, so viel besiegten Heeren, so rühmlich erfochtenen Siegen, über seiner Feinde übriggebliebene, von der Flucht zusammengeraffte Mannschaft einen blutigen Sieg zu erhalten. Also hatte er beschlossen, ihr Pralen und ihre Ausgelassenheit

240) Stili. Man vergl. G. K. 7. 73.

zu ertragen, bis ihm mit der zweiten Zufuhr ein Theil der altgedienten Legionen entgegen käme.

32. Indessen weilte Scipio, wie ich vorher gesagt, eine Zeit an dem Orte, dafs er gleichsam Cäsarn zu verachten schiene, führte allmälig seine Mannschaft in das Lager zurück, und redete vor einer berufenen Versammlung von seinem Schrecken, und der Verzweiflung des Cäsarischen Heeres, und, die Seinen ermahnend, versprach er, ihnen im kurzen gehörigen Sieg zu geben. Cäsar lafst die Soldaten wieder zum Gezeug gehen, und unterlafst nicht die Neugeworbenen, unter dem Vorwande von Verschanzung, in Arbeit abzumuden. Indefs fliehen Numider und Gätuler täglich aus Scipio's Lager, und begeben sich theils in das Reich, theils, weil sie und ihre Altvordern K. Marius' Gunstgenossen, auch vernahmen, dafs Cäsar ihm befreundet sei, flohen sie haufenweis unaufhörlich in sein Lager. Aus ihrer Zal las er die ansehnlichsten (Gätuler) aus, gab ihnen Briefe an ihre Landsleute mit, ermahnt sie, zusammengerottet sich und die Ihrigen zu verteidigen, und nicht ihren Feinden und Gegnern zu gehorchen, und entläfst sie.

33. Während dies bei Ruspina vorgeht, kommen Gesandte aus Achilla, einer freien Gemeinde, und allenthalben her zu Cäsar, und versprechen, „bereit und gern, was er immer befähle, zu thun: nur bitten und flehen sie von ihm, dafs er ihnen Besatzung gebe, damit sie dies si-

eherer und ohne Gefahr thun können; sie wollen Getreide und was ihnen vorräthig sei, um gemeinsames Heils willen, ihm herbeischaffen." Dies leicht von Cäsar erlangt und Zusätzer gegeben, befiehlt er K. Messius, weiland Aedilis, nach Achilla zu reisen. Auf hievon erlangte Kunde zieht Konsidius Longus, der zu Adrumetum mit zwei Legionen und siebzig Reitern Statthalter war, schnell, einen Theil der Besazzung daselbst gelassen, mit acht Kohorten gen Achilla. Messius legt die Reise schneller zurück, und kommt eher mit seinen Kohorten nach Achilla. Konsidius indeſs wagte nicht, als er an die Stadt kam, und merkte, daſs Cäsars Besazzung dort sei, die Seinigen bloſs zu geben, und zog, seiner Menschenmenge nach nichts ausgerichtet, wieder nach Adrumetum; dann belagerte er wieder mit Pferdevolk, so Labienus angeführt, die Achillitaner und schlug ein Lager.

34. Um diese Zeit kam K. Sallustius Krispus, der vor wenig Tagen von Cäsar, wie bemerkt, mit einer Flotte abgesendet war, nach Cercina. Bei seiner Ankunft bestieg K. Decimius, weiland Quastor, der daselbst mit einer starken Besatzung seines Ingesindes die Zufuhr befehligte, ein kleines vorgefundenes Fahrzeug und entfloh. Sallustius indeſs, der Statthalter, von den Cercinatern aufgenommen, füllte Lastschiffe, deren eine groſse Menge daselbst war, mit vielem vorgefundenen Getreide und sendete es zu Cäsar

in das Lager. Allienus indefs, der Prokonsul, bemannt zu Lilybäum Lastschiffe mit der dreizehnten und vierzehnten Legion, und achthundert Gallischen Reitern, tausend Schleuderern und Bognern und sendet die zweite Zufuhr nach Afrika zu Cäsar. Diese Schiffe bekamen Fahrwind, und langten unverletzt am vierten Tage im Hafen vor Ruspina an, wo Cäsar sein Lager gehabt hatte. So entschlug sich Cäsar seiner Bekummernis, auf einmal doppelter Freude und Lust genesen, da nun die Seinen erheitert und für Getreide gesorgt war, liefs nun die Legionen und Reiter aussteigen, sich von Müdigkeit und Ekel erholen, und vertheilte sie in die Schlösser und Schanzen.

33. Defs verwunderten und erkundigten sich Scipio und die mit ihm waren: dafs Cäsar, der von selbst pflegte Krieg anzubieten, und in das Treffen zu fordern, nicht ohne grofse Berathung umgeändert sei, vermutheten sie. Also durch seine Beharrung in grofse Furcht versetzt, senden sie zwei aus den Gätulern, welche sie ihren Angelegenheiten höchst vertraut erachteten, mit grofsen Belohnungen und Versprechen als Ueberläufer; Kundschaftens halber, in Cäsars Lager. Sobald diese vor ihn geführt wurden, baten sie, dafs ihnen vergönnt würde, ohne Gefahr herauszureden. Nach erhaltener Erlaubnis sprechen sie: „oft, Feldhauptmann wollten mehrere von uns Gätulern, die K. Marius' Schützlin-

ge, und fast alle Römische Bürger, welche in der vierten und sechsten Legion sind, zu dir und in deine Schanzen fliehen; aber durch die Wacht Numidischer Reiter verhindert konnten wir es nicht ohne Gefahr thun. Jetzt, da wir es können, kommen wir als Kundschafter von Scipio gesandt begierigst zu dir, auf dafs wir sehen, ob etwa Gräben und Hinterhalt gegen die Elephanten vor dem Lager und den Thoren des Walles angelegt seien, und zugleich eure Vorkehrungen gegen diese Thiere und Vorbereitung zum Kampfe zu erforschen und ihm wieder zu sagen". Diese von Cäsar gelobt und mit Solde beschenkt werden zu den übrigen Ueberläufern geführt; ihre Rede bestättigte schnell die Wahrheit. Denn am folgenden Tage flohen von den Legionen, welche die Gätuler genannt, mehrere Soldaten von Scipio in Cäsars Lager.

Während dies bei Ruspina vorging, hub 36.
M. Kato, der zu Utika Statthalter war, täglich Freigelassene, Afrer, Sklaven und allerlei Volk, was Alters wegen waffenbar war, aus und sendete sie beihand 241) in Scipio's Lager. Indefs kamen aus der Stadt Tisdra, wohin dreihundert tausend Modien Weizen von Italischen Wechslern und Bauern geschafft worden waren, Ge-

241) Passender, als so, oder auch zuhand, welches im Nibelungenlied für alsbald oft vorkommt, kann sub manum nicht gegeben werden.

sandte zu Cäsar, und melden, welcher Getreidevorrath bei ihnen sei; bitten auch zugleich, er solle ihnen Besatzung senden, damit ihr Getreide und Vorrath leichter bewahrt werde. Diesen dankt Cäsar für jetzt und sagt, er wolle in kurzer Zeit Zusätzer senden, ermahnt und sendet sie zu ihren Landsleuten zurück. Indefs hatte P. Sitius, mit einem Heer in Numidiens Gebiet einbrechend, ein auf dem Berge an festem Platze gelegenes Schlofs, wohin Juba zum Kriege Getreide, und was sonst im Kriege nöthig ist, geschafft hatte, mit Sturm erobert und eingenommen.

37. Nachdem Cäsar durch die zweite Zufuhr seine Mannschaft um zwei altgediente Legionen, Reiterei, und Leichtbewaffnete gemehrt hatte, lafst er zugleich sechs Lastschiffe nach Lilybäum abgehen, das übrige Heer herüber zu holen; er selbst befiehlt um sieben und zwanzigsten Januar um die erste Nachtwache, dafs alle Späher und Abzuordnende (242) bei der Hand seien. Also, gegen aller Wissen und Vermuthen, lafst er in der dritten Nachtwache alle Legionen aus dem Lager führen und gen Ruspina ihm nachziehen, wo er selbst Besatzung hatte, und welches zuerst zu ihm übergegangen war. Von da führt er die Legionen über eine kleine Anhöhe auf des Feldes linker Seite längs dem Meere hin. Die-

242) So habe ich **apparitores** nach Ordonanz gebildet.

ses Feld ist eine bewundernswerthe Ebene funfzehntausend Schritte lang; ein grofses Bergjoch vom Meere aus, nicht eben sehr hoch, gewährt gleichsam den Anblick einer Bühne. Auf diesem Joche sind wenig erhobene Hügel; worauf einzele Thürme und sehr alte Warten lagen, bei deren lezter Scipio's Besatzung und Wacht war.

Als Cäsar das angegebene Joch erstiegen und 38.
auch auf jedem Hügel Thürme und Schlösser errichtet (dies alles in weniger als einer halben Stunde 243) und nun nicht eben weit vom lezten Hügel und Thurme war, der der nächste am feindlichen Lager, wo, wie gesagt, die Besazzung und Wacht der Numider stand, verweilte er ein wenig, und, des Orts Lage erforscht, die Reiterei zur Wacht ausgestellt, vertheilt er die Arbeit an die Legionen, und läfst einen Arm 244) mitten auf dem Joch von da an, wo er hingekommen, bis dahin, von wo er ausgegangen war, fahren und verschanzen. Als dies Scipio und Labienus merkten, führten sie alle Reiterei aus dem Lager, ordneten ein Reitertreffen, rückten von ihren Schanzen ungefähr tausend Schritte vor, und stellten ihr Fufsvolk in das zweite Treffen, weniger als vierhundert Schritte von ihrem Lager.

---

243) Gewifs ein fremder Zusatz, oder eine durchaus verdorbene Lesart.

244) S. zum Alex. Kr. 30.

39. Cäsar ermuthigt die Soldaten bei der Arbeit, und läfst sich durch der Feinde Mannschaft nicht stören. Als er bemerkte, dafs nicht mehr als tausend fünfhundert Schritte von seinen Schanzen bis zum feindlichen Treffen war, und einsahe, dafs, seine Soldaten zu hindern und vom Gezeug zu vertreiben, der Feind näher rucke, und da nöthig war, die Legionen aus den Verschanzungen wegzuführen; befahl er einem Hispanischen Geschwader, eilig zum nächsten Hügel zu sprengen, die Besatzung daselbst zu vertreiben und den Platz wegzunehmen; eben dahin liefs er wenig Leichtbewaffnete als Zuzug folgen. Diese Entsendeten greifen schnell die Numider an, fangen sie zum Theil lebendig, verwundeten einige fliehende Reiter und nahmen den Platz weg. Als dies Labienus bemerkt, wendet er, um schneller ihnen zu helfen, fast den ganzen rechten Flügel seiner Reiterei von dem angeordneten Treffen, und zog den fliehenden Seinen zu Hulfe. Als Cäsar dies sahe, dafs Labienus etwas weiter schon von seiner Mannschaft weggezogen, sendete er seines Pferdevolks linken Flügel, die Feinde abzuschneiden.

40. Auf dem Felde, wo dies vorging, war ein sehr grofses Landgut mit vier Thürmen, welches Labienus Aussicht beschränkte, so dafs er nicht bemerken konnte, dafs Cäsar Reiterei ihn abschnitt. Also gewahrte er die Iulischen Geschwader nicht eher, als er die Seinen von hinten her

her niederhauen sah. Dadurch ward plötzlich die Reiterei der Numider in Schrecken gesetzt und floh stracks nach dem Lager. Die Gallier und Germanen, welche zurückgeblieben waren, von der Anhöhe her und im Rücken umgangen, wurden sämmtlich tapfer sich wehrend niedergehauen. Als dies Scipio's vor dem Lager stehende Legionen merkten, flohen sie, von Furcht und Schrecken verblendet, durch alle Thore in ihr Lager. Darauf, als Scipio und seine Mannschaft von Feld und Hügeln geworfen und in das Lager getrieben waren, als Cäsar zum Rückzug blasen liefs und die ganze Reiterei in seine Verschanzung zurückzog, das Feld aber rein war, bemerkte er die wunderswürdigen Körper der Gallier und Germanen, welche theils aus Gallien Scipion auf sein Ansehen gefolgt waren; theils durch Geschenke und Versprechungen verführt sich zu ihm begeben hatten; einige auch, welche nach Kurio's Schlacht gefangen und aufbewahrt gleichen Dank durch getheilte Treue hatten erweisen wollen. Ihre Körper wunderschön und grofs lagen niedergehauen und zerstreut auf der Walstatt.

Hierauf führte Cäsar am folgenden Tage 41
die Kohorten aus allen Besatzungen und ordnete seine Mannschaft all auf dem Felde. Scipio hielt sich, da die Seinen so übel empfangen, getödtet und verwundet waren, inner seinen Verschanzungen. Cäsar rückte in Schlachtordnung

tief am Fuſse des Iochs mälich an die Schanzen. Und schon waren die Iulischen Legionen weniger als tausend Schritte von der Stadt Uzita, die Scipio besetzt hatte, als Scipio, besorgt, die Stadt zu verlieren, aus welcher sein Heer mit Wasser und andern Dingen sich zu versehen pflegte, alle Mannschaft herausgeführt, seiner Absicht gemäſs in ein vierfaches Treffen gestellt, das erste Reitertreffen geschwaderweis, dazwischen Elephanten mit Thürmen und Bewehrten zu Hülfe ziehen wollte. Als dies Cäsar merkte und glaubte, Scipio komme fest entschlossen und zum Treffen bereit, hielt er an dem kurz vorher erwähnten Platze vor der Stadt, und deckte sein Mitteltreffen durch die Stadt, den rechten und linken Flügel, wo die Elephanten waren, stellte er offen auf freien Platz gegen die Feinde.

42. Da Cäsar fast schon Sonnenuntergang erwartet hatte und merkte, daſs Scipio von dem Orte, wo er hielt, nicht näher rückte, und sich mehr durch den Ort verteidigte, wenn er gezwungen wurde, als im Feld nahe zu treten wagte, schien ihm dies kein Grund, an dem Tage näher an die Stadt zu rücken, weil er wuſste, daſs dort eine starke Numidische Besatzung lag, und die Feinde ihr Mitteltreffen durch die Stadt deckten; auch sah er, daſs es ihm schwer werden möchte, zugleich in Einer Zeit die Stadt zu stürmen und im Treffen auf rechtem und linkem Flügel und unkömmlichem Platze zu

fechten, besonders da die Soldaten von früh an nüchtern unter Waffen gestanden und ermüdet waren. Also führte er seine Mannschaft in das Lager zurück und fing am folgenden Tage an, näher an das (feindliche) Treffen seine Schanzen anzulehnen.

Indefs versuchte Konsidius, der Achilla mit 43.
acht Miethlingskohorten, Numidern und Gätulern, besetzte, wo K. Messius die Kohorten befehligte, viel und lange, führte oft grofs Gezeug herbei, das von den Städtern abgebrannt wurde, und da er nichts ausrichtete, verbrennte er durch die plötzliche Kundschaft von dem Reitertreffen bewogen, das Getreide, wovon er Vorrath im Lager hatte, verderbte Wein, Oel und was sonst zur Nahrung angeschafft wird, und verliefs Achilla, welches er inne hatte; und durch Iuba's Reich ziehend theilte er seine Mannschaft mit Scipio und zog sich nach Adrumetum zurück.

Indefs wurde ein Schiff der zweiten Sen- 44.
dung Allienus' aus Sicilien, worauf Q. Rominius und L. Ticida, Römischer Ritter, war, als es von der übrigen Flotte abgekommen und nach Thapson verschlagen, von Virgilius mit Booten und Jachtschiffen aufgefangen und zu Scipio gebracht. Imgleichen ein anderes dreiruderiges Schiff derselben Flotte war irrend und vom Sturme nach Agimurus verschlagen und von des Varus und M. Oktavius Flotte gefangen, worauf altgediente Soldaten mit Einem Centurio und ei-

nige Neugeworbene waren; diese bewahrte Varus ohne Schimpf auf und liefs sie zu Scipio bringen. Als diese zu ihm kamen und vor seiner Bühne standen, sprach er: „Ich weifs, dafs ihr nicht aus eignem Willen, sondern durch Antrieb und Befehl eures verruchten Feldhauptmanns gezwungen, eure Landsleute und jeden Bidermann freventlich verfolgt. Sintemal euch nun das Glück in unsere Gewalt gegeben, bin ich entschieden, wofern ihr, wie ihr thun solltet, die Republik mit jedem Bidermanne vertheidigt, euch Leben und Geld zu schenken. Also sprecht aus, wie ihr gesonnen seid!"

45. Nach dieser Rede glaubte Scipio, ohne Zweifel Dank von ihnen für seine Güte zu erhalten, und erlaubte ihnen zu sprechen. Unter ihnen sprach der Centurio der vierzehnten Legion? „für deine hohe Güte, Scipio, sage ich dir Dank — denn Feldhauptmann nenne ich dich nicht — sintemal du mir, dem nach Kriegsrechte gefangenen, Leben und Unverletztheit versprichst; und vielleicht genösse ich dieser Güte, wäre nicht die höchste Verruchtheit damit verbunden. Wie? ich sollte gegen Cäsar, meinen Feldhauptmann, unter welchem ich eine Schaar geführt, und sein Heer, für dessen Würde und Sieg ich länger als sechs und dreifsig [245]) Jahre gefoch-

245) Nach andern, der Sache gemäfs, 16 oder 14 Jahre.

ten, feindlich und bewaffnet stehen? Weder ich werde dies thun, und auch dich ersuche ich sehr, davon abzulassen. Denn gegen wessen Macht du streitest, wofern du es vorher nicht erfahren, magst du jezt erkennen. Wähle aus deinen Kohorten eine, welche du für die stärkste hältst, und stelle sie mir gegenüber; ich aber will von meinen Streitgenossen, die du jezt in deiner Gewalt hast, nicht mehr, als zehen, nehmen. Dann wirst du aus unserer Tapferkeit sehen, was du von deiner Macht zu hoffen hast."

Als dies der Centurio mit Geistesgegenwart 46.
gegen seine Meinung gesprochen, winkt von Zorn durchzückt Scipio und von Schmerz entbrannt, die Centurionen, was er gethan wissen wolle, und läßt die übrigen Altgedienten von den Neugeworbenen sondern. „Führt, spricht er, diese mit verruchter Bosheit Befleckten und vom Burgermorde Gemästeten, fort!" So wurden sie aus dem Walle geführt und martervoll umgebracht. Die Neugeworbenen aber läßt er unter die Legionen vertheilen und Kominius mit Ticida vor sich führen. Dadurch bewogen 246), entließ Cäsar die, welche er auf Posten mit Hauptschiffen bei Thapsus zur Wacht auf der See gelassen hatte, damit sie seinen Last- und Hauptschiffen zum Schutz dienten, wegen ihrer

246) Der Zusammenhang ist nicht der beste.

Nachlässigkeit mit Beschimpfung, und liefs eine schwere Verordnung gegen sie ergehen.

47. Um diese Zeit begegnete Cäsars Heere etwas zu hören Unglaubliches. Denn als das Zeichen des Siebengestirns vollendet war [247], ungefähr um die zweite Nachtwache, entstand plötzlich ein starker Regen mit Steinhagel. Zu diesem Unfall aber kam noch, dafs Cäsar nicht, nach sonstigem Brauch [248], sein Heer im Winterlager hielt, sondern je am dritten und vierten Tage vor- und dem Feinde näher rückend, ein Lager verschanzte, und bei der Arbeit die Soldaten nicht sich umsehen konnten. Uiberdies hatte er das Heer so aus Sicilien übergesetzt, dafs man auser den Soldaten selbst und den Waffen weder ein Gefäfs, noch einen Sklaven, noch irgend etwas dem Soldaten Brauchbares hatte aufladen dürfen. In Afrika aber hatten sie sich nicht allein nichts erworben noch angeschafft, sondern auch wegen der Theurung des Getreides das zuvor Angeschaffte aufgezehrt. Hieraus verarmt, ruhten wenige in der Stadt unter Fellen; die übrigen blieben unter Zelten aus Kleidungsstücken gemacht und mit Schilf und Dek-

247) Um Wintersanfang am 10. Nov. 46 Jahr v. Chr. s. Moms zu dieser Stelle.

248) Unbedenklich habe ich die Lesart: superiorum temporum befolgt.

ken belegt 249). Also, da plötzlich Hagel und Regen erfolgte, schweiften Alle, von der Last beschwert, vom Wasser unterwühlt, von Finsternis zerstreut, in stürmischer Nacht, als die Feuer ausgelöscht und alles zur Nahrung Gehörige verdorben war, im Lager umher, und bedeckten ihre Häupter mit Tartschen. In derselben Nacht brannten die Spitzen der Wurfspiesse der fünften Legion von selbst.

48. Indeſs zog Juba, von Scipio's Reitertreffen benachrichtigt, von demselben schriftlich berufen, Sabura, den Präfekt, mit einem Theil des Heeres gegen Sitius zurückgelassen, damit er Scipio's Heer und Cäsars Schreck durch sein persönliches Ansehen mehrte, mit drei Legionen und achthundert Reitern mit Zügeln, Numidern ohne Zügel und leichtbewaffnetem Fuſsvolk, in grofser Zal, und mit dreifsig Elephanten aus seinem Reiche zu Scipio. Als er zu ihm kam, schlug er sein königliches Lager besonders auf und hielt mit der erwähnten Mannschaft nicht eben fern von Scipio. In Cäsars Lager war bis dahin grofses Schrecknis, und von Erwartung der königlichen Truppen ward sein Heer vor Juba's Ankunft nur zweifelhafter und bewegter; als aber

249) Für scopis, welches mühsam und unzulänglich aus Plinius erklärt wird, schlug Lipsius M. R. 5. 3. storiis vor, welches hier zum Grunde liegt.

Lager an Lager kam, verachtete es seine Mannschaft und legte alles Schrecken ab. So verlor er anwesend alles Ansehen, welches er abwesend gehabt hatte. Hieraus konnte leder leicht einsehen, dafs Scipio'n Muth und Zuversicht gewachsen durch des Königs Ankunft; denn am folgenden Tage ordnete er all' seine und des Königs Mannschaft mit sechzig Elephanten zur Schlacht aufgeführt, so ansehnlich er nur konnte; und etwas weiter von seinen Schanzen vorgerückt, blieb er nicht lange, sondern zog sich in das Lager zurück.

49. Als Cäsar bemerkte, dafs Scipio'n fast alle Hülfsvölker, die er erwartet, zugezogen, und des Streitens kein Säumen seyn werde, rückte er mit seiner Mannschaft auf das höchste loch, führte alsbald die Aerme fort, verschanzte Schlösser und suchte, Scipio'n näher, die Höhen einzunehmen. Die Feinde, auf ihrer Mannschaft Gröfse vertrauend, besetzten den nächsten Hügel und hinderten ihn so, weiter vorzudringen. Eben diesen Hügel hatte auch Labienus zu besetzen die Absicht, und, je näher er daran war, um so schneller war er zuvorgekommen.

50. Es war ein Tobel, ziemlich breit, jäher Höhe, an vielen Stellen höhlenartig untergraben, durch welchen Cäsar mufste, bevor er zu dem Hügel, welchen er wegnehmen wollte, gelangte; und ob dem Tobel ein alter Oelwald mit vielen Bäumen dicht verwachsen. Da Labienus

hier bemerkte, dafs Cäsar, wollte er den Platz wegnehmen, zuvörderst durch Tobel und Oelwald müsse, so hielt er, des Orts kundig, mit einem Theil der Reiterei und Leichtbewaffneten im Hinterhalte; überdies hatte er hinter dem Berg und den Hügeln Reiter heimlich gestellt, auf dafs, wenn er selbst unvermuthet die Legionarier anrennte, vom Hügel die Reiterei sich zeigte, und so doppelt erschreckt, Cäsar und sein Heer, weder rückwärts, noch vorwärts könnte, sondern umgangen zusammengehauen würde. Cäsar hatte die Reiterei vorausgesendet, und als er, des Hinterhalts unkundig, an den Ort gekommen, rückten nur wenige Einzele von den Feinden 250), entweder uneingedenk der Befehle des Labienus, oder aus Furcht, im Graben von den Reitern überwältigt zu werden, vom Felsen und gingen auf des Hügels Spitze los: Cäsars Reiter holten sie ein, und tödteten sie theils, theils fingen sie dieselben lebendig; darauf zogen sie alsbald nach dem Hügel, und nahmen ihm, Labienus' Besatzung herabgeworfen, schnell ein. Labienus rettete sich kaum mit einem Theil der Reiter durch Flucht.

---

250) Dafs abusi verderbte Lesart sei, sahen alle Ausleger; dafs durch eine Abbreviatur ADVSI d. i. aduersarii etwa abusi entstanden sei, schien dem Uebersetzer nicht schwer zu errathen.

51. Dies durch Reiter bewirkt, vertheilte Cäsar die Schanzarbeit an die Legionen, und schlug auf dem Hügel, welchen er eingenommen, ein Lager. Hierauf liefs er von seinem Hauptlager mitten durch das Feld, der Stadt Uzita gegenüber, welche zwischen seinem und Scipio's Lager auf der Ebene lag, und von Scipio besetzt war, zwei Arme führen und so richten, dafs sie in einen rechten und linken Winkel der Stadt zusammenliefen. Dies Werk legte er aus dem Grunde an, dafs, wenn er seine Mannschaft näher an die Stadt brächte, und die Belagerung anfinge, seine Seiten durch die Schanzen gedeckt wären, und er, von der Reitermenge umgangen, nicht von der Belagerung abgeschreckt würde; auserdem, damit man leichter sich besprechen könnte, und wenn Einer übergehen wollte, welches zuvor oft mit grofser Gefahr geschehen, dies leicht und ohne Gefahr geschähe. Auch wollte er versuchen, wenn er dem Feinde näher kame, ob er zu fechten gesonnen. Zu den übrigen Gründen kam noch, dafs der Ort tief lag und mehrere Brunnen daselbst angelegt werden konnten; denn Wassers war wenig und weit herzuholen. Indem die angegebene Arbeit von den Legionen verrichtet ward, stand ein Theil in Schlachtordnung [251]) vor dem Zeug unterhalb

---

251) Ob acie der alte Genitivus, oder der Ablativus sei, ändert im Sinne nichts.

dem Feinde. Die ausländischen Reiter und Leichtbewaffneten schermten [252]).

Als Cäsar schon gegen Abend seine Truppen von diesem Werke in das Lager zurückführte, thaten Iuba, Scipio, Labienus, grofses Anlaufs, mit der ganzen Reiterei und den Leichtbewaffneten, einen Angriff auf die Legionarier [253]). Cäsars Reiter wichen ein wenig, durch die Gewalt der sämmtlichen und plötzlich andrängenden Feindesmenge geworfen; anders fiel dies für die Feinde aus. Denn Cäsar führte die Mannschaft mitten aus dem Zuge fort, den Reitern zu Hulfe; die Reiter aber, durch der Legionen Ankunft ermuthigt wenden ihre Pferde gegen die hitzig verfolgenden und zerstreuten Numider, 52.

---

252) Die alte Form für scharmuzziren. Uibrigens hängt dies Wort, wie das scaramuccia-re, escarmoucher, escrime, schermo, Schirm und andre, unstreitig mit κτω. κτυω. κυω. κυθω u. s. w. zusammen, woraus mit dem so häufigen Zusatz von σ, σκιω, σκια, σκιρος, σκιερος ward. Der Begriff des Deckens, Bergens, welcher in unserm Schirm allbekannt ist, liegt der ganzen Familie zu Grunde, und ist im Gefecht leicht beziehbar. Schermen ist übrigens leuiter puguare, weil in kleinen Treffen man wol eher sich zu schirmen und zu schützen, als eben viel zu schädigen trachtet.

253) So der Text! Die Ausleger und der Zusammenhang fordern equites.

greifen sie an, treiben sie verwundet bis an das königliche Lager und tödten ihrer viele. Wäre
53 nicht das Treffen in die Nacht gefallen, hätte der vom Winde aufgewehete Staub nicht allen die Aussicht benommen, so wäre Juba und Labienus lebendig in Cäsars Gewalt gekommen, und die Reiterei mit den Leichtbewaffneten von Grund aus bis auf den Mann vertilgt worden. Indefs flohen die Soldaten Scipio's aus der vierten und sechsten Legion unglaublich theils in Cäsars Lager, theils in welche Gegend jeder gelangen konnte; eben so begaben sich auch mehrere Kurionische Reiter, Scipio'n und seiner Macht mistrauend, eben dahin.

53. Während dies um Uzita unter beiden Heerführern vorfällt, erblickten zwei Legionen, die neunte und zehnte, welche auf Lastschiffen aus Sicilien abgegangen, als sie nicht weit von dem Hafen Auspina's waren, Cäsarische Schiffe, welche bei Thapsus lagen. Aus Besorgnis, auf den im Hinterhalt liegenden Feinde Flotte zu stofsen, segelten sie unvorsichtig auf das hohe Meer und lange und viel herumgetrieben gelangen sie endlich nach vielen Tagen, von Durst und Mangel erschöpft, zu Cäsar.

54. Die Legionen an das Land gesetzt, berief Cäsar, eingedenk der vormaligen kriegerischen Ausgelassenheit in Italien und der Räubereien gewisser Menschen, auf einen nur geringen Anlafs, dafs K. Avienus, Kriegstribun der zehnten Le-

gion, ein Schiff statt [254]) der Soldaten mit seinem Gesinde und Saumthieren belastet, und nicht Einen Soldaten von Sicilien mitgenommen, am folgenden Tage die Tribunen und Centurionen aller Legionen und sprach von der Bühne: „Ich hätte sehr gewünscht, die Menschen hätten ihrem Muthwillen und allzugrofser Freiheit einmal ein Ende gemacht, und auf meine Milde, Bescheidenheit und Geduld Rücksicht genommen. Weil sie aber sich selbst nicht Maas noch Ziel setzen, so will ich, damit die Uibrigen sich anders aufführen, ein Beispiel nach Kriegesart geben. K. Avienus! weil du in Italien die Soldaten des Römischen Volkes gegen die Republik angestiftet, und Raub in den Municipien begangen, weil du mir und der Republik unnütz gewesen, und statt Soldaten dein Gesinde und Saumthiere eingeschifft, um deinetwillen also es der Republik zur gehörigen Zeit an Soldaten gebricht: so entferne ich dich deshalb zu deinem Schimpf von meinem Heere und befehle dir, heute aus Afrika, und, so weit möglich ist, zu gehen. Auch dich, A. Fontejus, weil du aufrührerischer Kriegstribun und schlechter Bürger gewesen, entlasse ich aus meinem Heere. T. Salenus, M. Tiro, K. Klusinas, da ihr, bei meinem Heere durch Güte nicht eure Tapferkeit,

---

254) Nach der Lesart: pro commeatu, statt der einzuschiffenden Soldaten.

befördert, euch so betragen, dafs ihr weder im Kriege tapfer, noch im Frieden gut oder nützlich gewesen, und mehr des Aufruhrs und der Meuterei gegen euren Feldhauptmann, als der Schaam und Bescheidenheit beflissen gewesen: so achte ich euch für unwürdig, bei meinem Heere die Schaaren zu führen, entlasse euch und befehle, so weit es möglich, euch von Afrika zu entfernen." Und so übergab er sie den Centurionen, und jedem liefs er nicht mehr als Einen Sklaven auf das Schiff mitgeben.

55. Indefs kommen die Gätulischen Uiberläufer, welche, wie oben erzält ward, mit Briefen und Aufträgen von Cäsar gesendet waren, zu ihren Landsleuten; durch ihr Ansehen leicht bewogen, und Cäsars Namen überredet, fallen sie von König Iuba ab, ergreifen alle schnell die Waffen und sind unbedenklich gegen den König. Auf diese Nachricht sendet Iuba, von dreifachem Kriege aufgehalten, durch Nothwendigkeit gezwungen, von der gegen Cäsar aufgeführten Mannschaft sechs Kohorten in seines Reiches Gebiet, dafs sie gegen die Gätuler zum Schutz dienten.

56. Cäsar liefs die Aerme fertigen und so weit führen, dafs kein Geschofs aus der Stadt dahin gelangen konnte, und verschanzte sein Lager; mit Blyden und Skurpionen, in Menge vor das Lager und gegen die Stadt gestellt, schreckt er unaufhörlich die Verteidiger der Mauer, und dahin führt er fünf Legionen aus dem Lager auf

die Höhe. Da solche Gelegenheit sich bot, heischten die Vornehmern und Angesehensten, ihre Freunde und Verwandten zu sehen, und sprachen mit einander. Welchen Nutzen dies hatte, entging Cäsarn nicht. Denn die Edlern aus des Königs Reiterei, und die Präfekte der Reiter, deren Väter weiland unter Marius gedient hatten, durch seine Güte mit Aeckern und Grundstücken beschenkt und nach Sulla's Siege unter König Hiempsal's Bothmäfsigkeit gegeben waren, ergriffen die Gelegenheit, flohen Nachts, als schon die Fackeln angezündet waren, mit ihren Pferden und Trosbuben, ungefähr tausend, in Cäsars Lager, welches auf dem Blachfeld nahe bei Uzita war.

Als Scipio, und die mit ihm waren, dies 57.
erfuhren, und über solchen Unfall sich kümmerten, sahen sie fast um diese Zeit M. Aquinius mit K. Saserna sprechen. Scipio sendet an Aquinius, „es zieme ihm nicht, mit den Feinden zu sprechen." Da nichts desto weniger der Bothe seine an ihn gerichteten Worte meldete: dafs er dennoch 255) bleibe, um das Uibrige, was er wolle, abzuthun, ward noch überdies ein Scher-

255) Der Ausdruck ist hier etwas flüchtig und nachlässig. Sed ist unstreitig durch nihilominus veranlafst, und deutet auf eine leicht zu ergänzende Aposiopese.

ge 256) von Juba an ihn gesendet, welcher so, dafs Saserna er hörte, sprach: „der König verbietet dir, dich zu unterreden.“ Von dieser Bothschaft erschreckt ging er und gehorchte des Königs Wort. Und so etwas durfte einem Römer begegnen, einem, der vom Römischen Volke Staatsämter erhalten, bei unverletztem Vaterlande und allen Glücksumständen eher dem elendigen Juba zu gehorchen, als Scipio's Bothen willfahren, oder, wenn die Bürger dieser Partei gefallen, unverletzt zurückzukehren. Und noch übermüthiger handelte Juba nicht gegen M. Aibnius, der zuerst unter seinem Geschlecht Staatsämter bekleidete, und unbedeutender Senator war, sondern gegen Scipio, einen Mann von solchem Ansehen, solchem Amte. Denn da Scipio vor des Königs Ankunft den Purpurmantel zu tragen pflegte, soll Juba mit ihm verhandelt haben, er müsse nicht dieselbe Kleidung tragen, wie er. So geschah denn, dafs Scipio ein weifses Kleid anlegte und dem übermüthigen und ungebildeten Juba willfahrte.

58. Tages darauf führen sie sämmtliche Mannschaft aus allen Lagern; und, eine ziemliche Anhöhe gewonnen, stellen sie ihr Treffen nicht weit von Cäsars Lager und halten daselbst.

Auch

256) Viator. Scheugen heifst fortstofsen; daher Scheuge.

Auch Cäsar führt seine Truppen auf, ordnet sie schnell vor seinen Schanzen, welche auf dem Blachfelde waren und hält da; ohne Zweifel in der Meinung, die Feinde würden von selbst, da sie so grofse Macht und Hülfsvölker vom König hatten, und schnell vorgerückt waren, vor ihm zusammenkommen und näher rücken. Herumreitend, die Legionen ermahnend, gab er das Zeichen und harrte des feindlichen Anrückens; denn er selbst entfernte sich, nicht ohne Grund, nicht weit von seinen Schanzen, sintemal in der Stadt Uzita, welche Scipio inne hatte, bewaffnete feindliche Kohorten waren; eben dieser Stadt gegenüber stand rechts sein Flügel, und er fürchtete, wenn er vorbeizöge, man möchte einen Ausfall aus der Stadt thun, und von der Seite ihn umgehend zusammenhauen. Auserdem hielt ihn auch dies ab, dafs vor Scipio's Treffen ein sehr unkommlicher Ort war, der ihm, wollten die Seinen frei entgegen treten, hinderlich schien.

59. Ich darf nicht übergehen, wie beide Heere geordnet waren. Scipio hatte sein Treffen so gestellt. An die Spitze stellte er seine und Juba's Legionen; dahinter aber die Numider in das Hintertreffen so ausgedehnt und in die Länge gezogen, dafs von fern die Soldaten der Legionen dünkte, das Mitteltreffen sei einfach, auf den Flügeln aber schien es doppelt. Die Elephanten hatte er auf den rechten und linken

Flügel gestellt, dazwischen gleiche Zwischenräume gelassen; hinter die Elephanten hatte er Leichtbewaffnete und Numidische Hülfsvölker gestellt. Den gesammten Zügel brauchenden reisigen Zeug hatte er auf seinem rechten Flügel; denn der linke war von der Stadt Uzita beschränkt, und es war nicht Raum, die Reiterei auszubreiten. Auserdem hatte er Numider und eine unendliche Menge Leichtbewaffneter rechts an seinem Treffen entgegen gestellt, dazwischen aber nicht weniger als tausend Schritte Raum gelassen, und an des Berges Fuls mehr angedrückt, und weiter von den Feinden und seinen Truppen entfernt; dies in der Absicht, dals, wenn in des Streites Beginn die zwei Treffen an einander geriethen, seine Reiterei etwas weiter herum unvermuthet durch ihre Menge Cäsars Heer einschlösse und mit Wurfspiefsen schreckend durchbohrte. Dies war Scipio's Kampfart an selbigem Tage.

60. Cäsars Treffen aber war, damit ich vom linken Flugel anfange und zum rechten komme, so gestellt. Auf dem linken Flügel hatte er die neunte und achte Legion, auf dem rechten die dreifsigste und acht und zwanzigste; die dreizehnte, vierzehnte, neun und zwanzigste und sechs und zwanzigste im Mitteltreffen. Den rechten Flügel aber, fast ein zweites Treffen, hatte er zu dem Theile der Legionen — — — 257)

257) Eine Lücke.

der Kohorten gestellt; auserdem hatte er wenig aus den Legionen Neugeworbener dazu gethan. Das dritte Treffen aber hatte er auf seinen linken Flügel verlegt und bis an die mittelste Legion seines Treffens ausgedehnt und so gestellt, dass sein linker Flügel dreifach war. Dies hatte er in der Absicht gethan, weil seine rechte Seite von den Schanzen gedeckt wurde, die linke aber des Feindes Reiterei zu widerstehen zu schwach war, und er eben dahin seine ganze Reiterei verlegt hatte; und weil er dieser wenig traute, hatte er diesen Reitern die fünfte Legion voran, und zwischen die Reiter Leichtbewaffnete gestellt. Bogner hatte er allerwärts hie und dort, an bestimmten Orten, vorzüglich auf die Flügel gestellt.

So standen beiderseits die Heere geordnet, 61. nicht weiter als dreihundert Schritte von einander, was vielleicht vor dieser Zeit nie geschehen war, ohne zu fechten, von früh bis zur zehnten Stunde des Tages. Und schon hatte Cäsar das Heer in die Schanzen zurückgeführt, und plötzlich begann die fernere Reiterei der Numider und Gätuler ohne Zügel sich nach der rechten Seite zu bewegen, und näher an Cäsars Lager, welches auf der Höhe war, zu rücken. Labienus Zaum führende Reiter blieben auf der Stelle und hielten die Legionen aus einander, als plötzlich ein Theil der Cäsarischen Reiterei mit Leichtbewaffneten gegen die Gätuler, ohne Be-

fehl und unbesonnen vor und über den Moor rückte, der Feinde Menge aber, sie selbst wenig, nicht bestehen konnten, und von den Leichtbewaffneten verlassen, geschlagen und verwundet mit Verlust eines Reiters, Verwundung vieler Pferde, sieben und zwanzig Todten auf Seiten der Leichtbewaffneten, zu den Ihrigen zurückflohen. Nach diesem glücklichen Reitertreffen führte Scipio froh Nachts seine Mannschaft in das Lager zurück. Solche dauernde Freude den Kriegern zu gönnen pflegt das Glück nicht; denn Tages darauf sendete Cäsar einen Theil seiner Reiterei nach Leptis auf Futterung; unterwegs fielen Numidische und Gätulische Freibeuter zu Pferde diese unvermuthet an und tödteten ihrer bei hundert, oder fingen sie lebendig. Cäsar führte indefs täglich die Legionen auf das Feld, liefs unaufhörlich am Gezeug arbeiten, Wall und Thal mitten durch das Feld führen, und den streifenden Feinden den Weg verrennen. Auch Scipio führte dagegen Verschanzungen auf und eilte, um nicht durch Cäsar von dem Ioch abgeschnitten zu werden. So waren beide Heerführer im Gezeug beschäftigt, und stritten dennoch täglich in Reitertreffen.

62. Indefs läfst Varus, als er der siebenten und achten Legion Ankunft aus Sicilien vernimmt, die Flotte, welche er zuvor in Utika, Winters wegen, eingezogen hatte, wieder schnell auslaufen, und besetzt sie mit Gätulischen Ruderern

und Mannen; um aufzulauern von Utika ausfahrend kam er mit fünf und funfzig Schiffen nach Adrumetum. Seiner Ankunft unkundig sendet Cäsar L. Cispius mit einer Flotte von sieben und zwanzig Schiffen nach Thapsus zu auf Wacht, um die Zufuhr zu decken; auch Q. Aquila sendet er mit dreizehn Hauptschiffen aus gleichem Grunde nach Adrumetum voraus. Cispius gelangte schnell wohin er gesendet war; Aquila, vom Sturm umhergetrieben, konnte ein Vorgebirg nicht zurücklegen und da er eine vor Sturm gesicherte Bucht fand, entfernte er sich mit seiner Flotte weit von aller Angesicht. Die übrige Flotte stand auf dem Meere vor Leptis leer von Verteidigern, weil die Ruderer ausgestiegen waren, am Ufer hie und da herum strichen, zum Theil auch Lebensmittel einzukaufen nach der Stadt gegangen. Als dies dem Varus durch einen Uiberläufer verkundschaftet ward, ergriff er die Gelegenheit, lief in der zweiten Nachtwache aus dem Hafen 258) von Adrumetum, fuhr in aller Frühe mit der ganzen Flotte nach Leptis, fündete die fern vom Hafen auf dem Meere ste-

---

258) Cothon ist, wie Morus aus Servius und Festus zeigt, ein künstlich angelegter Hafen, vielleicht Insel und Werft, dergleichen man auch χαραδρας nennte. Wenn er indessen κωθων nicht vergleichen wissen will, so scheint er nicht bemerkt zu haben, dafs beiden, wie vielen andern Worten (s. Kam-

henden Lastschiffe an und nahm ohne Widerstand zwei unbemannte Fünfruderer weg.

63. Cäsar erfuhr dies schnell durch Bothen, als er die Werke in seinem Lager umging, welches vom Hafen sechstausend Schritte war, liefs alles dahinten und sprengte schnell nach Leptis; daselbst befiehlt er, dafs alle Schiffe ihm folgen, und besteigt zuerst ein kleines Fahrzeug; auf der Fahrt trifft er Aquila, der durch der Schiffe Menge erschreckt wird und bebt, und verfolgt nun den Feind. Mittlerzeit wendet sich Varus, von Cäsars Schnelligkeit und Kühnheit bewogen, mit der ganzen Flotte und sucht, nach Adrumetum zu fliehen. Cäsar holte ihn auf viertausend Schritte ein, nahm ihm einen Fünfruderer wieder mit aller Bemannung, nebst hundert und dreifsig Wächtern auf dem Schiff; den nächsten feindlichen Dreiruderer, der über die Gegenwehr sich versäumt hatte, schwer an Ruderern und Mannen, nahm er weg: die übrigen feindlichen Schiffe legten das Vorgebirge zurück und liefen sämmtlich im Hafen von Adrumetum ein. Cäsar konnte mit demselben Winde das Vorgebirge nicht

---

nes Verwandtsch. der Griech. und Deutsch. Sprache, S. 172 — 177.) das mit allen Vokalen und Konsonantenzusätzen unendlich modificirte Stammwort καω, graben und aushöhlen, zum Grunde liegt und dieser Idee der Begriff eines Hafens, wie eines Bechers, wol verwandt seyn mochte.

zurücklegen, lag diese Nacht auf dem Meere vor Anker, kam mit Tagesanbruch nach Adrumetum, zündete daselbst die auser dem Hafen befindlichen Lastschiffe an, zog die übrigen alle ein oder trieb sie in den Hafen, und, nachdem er ein wenig daselbst verweilt, ob sie vielleicht mit der Flotte streiten wollten, zog er sich wieder in das Lager zurück.

64. Auf diesem Schiffe ward P. Vestrius, ein Römischer Ritter, gefangen und P. Ligarius, aus Afranius' Heere, den Cäsar in Hispanien mit den Uibrigen entlassen und der sich nachher zu Pompejus begeben hatte, von da aus dem Treffen geflohen und nach Afrika zu Varus gekommen war. Diesen liefs Cäsar wegen Meineids und Treulosigkeit hinrichten; dem P. Vestrius aber verzieh er, weil sein Bruder zu Rom das aufgelegte Lösegeld bezalt, und er selbst seine Entschuldigung, dafs er von Nasidius' Flotte gefangen, als er zum Tode geführt, durch Varus' Güte gerettet worden, dafs er aber nachher keine Gelegenheit überzugehen gefunden, Cäsarn wahrscheinlich machte.

65. In Afrika ist Brauch der Einwohner, dafs sie auf den Feldern und fast auf allen Meiereien unter der Erde Hölen zu Verbergung des Getreides heimlich haben und dies wegen der Kriege vorzüglich und der Feinde plötzlicher Ankunft vornehmen. Hievon durch einen Kundschafter benachrichtet sendet Cäsar in der dritten Nacht-

wache zwei Legionen mit einer Reiterei zehntausend Schritte von seinem Lager, und zieht sie mit vielem Getreide beladen dahin wieder zurück. Dies in Erfahrung gebracht rückt Labienus von seinem Lager siebentausend Schritte weg über Loch und Höhe, worüber Cäsar Tages vorher gegangen war, und schlägt da ein Lager für zwei Legionen; er selbst legt sich täglich, in der Meinung, Cäsar werde um Futterung willen oft eben dahin kommen, mit starker Reiterei und Leichtbewaffneten an schicklichen Orten in Hinterhalt.

66. Indefs erfährt Cäsar von Uiberläufern Labienus' Hinterhalt, verweilt wenige Tage daselbst, und als die Feinde durch sein tägliches Verfahren, indem er oft dasselbe that, zur Nachlässigkeit verleitet wurden, befahl er plötzlich früh, dafs ihm acht altgediente Legionen mit einem Theil der Reiterei aus dem Hauptthore folgen sollten; und die Reiter vorausgesendet hieb er plötzlich die im Hinterhalte, in den Tobeln liegenden unvermuthet durch die Leichtbewaffneten zusammen, bei fünfhundert: die übrigen trieb er in schimpfliche Flucht. Mittlerzeit kam Labienus den flüchtigen Seinen mit der gesammten Reiterei zu Hülfe. Da die wenigen Cäsarischen Reiter solcher Menge Gewalt schon nicht bestehen konnten, zeigte Cäsar der feindlichen Mannschaft die geordneten Legionen. Hierdurch erschreckte und hemmte er Labienus, und zog

seine Reiter unverletzt zurück. Am folgenden Tage liefs Iuba alle Numider, welche vom Platze gewichen und in das Lager geflohen waren, an das Kreuz schlagen.

Cäsar führt indefs, weil es ihm an Getreide 67.
gebrach, alle Mannschaft in das Lager zurück; und, eine Besatzung in Leptis, Ruspina, Achilla gelassen, dem Cispius und Aquila die Flotte übergeben, dafs einer Adrumetum, der andere Thapsus zur See belagerte, brennt Er sein Lager ab, zieht in der vierten Nachtwache in Schlachtordnung, das Gepäck auf die linke Seite vertheilt, von dort weg und kommt vor der Stadt Agar an, welche von den Gätulern vorher oft belagert und von den Städtern selbst mit vieler Anstrengung vertheidigt worden war. Daselbst schlug er auf dem Felde Ein Lager auf, zog mit einem Theil des Heeres in die umliegenden Meiereien auf Futterung aus und kehrte mit viel Gerste, Oel, Wein, Feigen, etwas Weizen, das Heer labend, in das Lager zurück. Scipio indefs, als er Cäsars Abzug erfahren, folgt Cäsarn über das Joch mit aller Mannschaft, und hält sechstausend Schritte von seinem Lager, das Heer in drei Läger vertheilt.

259) Zehntausend Schritte von Scipio (nä- 68.
her) an seinem Bezirk und Lagerplatz lag die

259) Von hier bis zum 71. Kap. will Guichard Interpolationen entdeckt haben.

Stadt Zeta, von Cäsar aber getrennt und entfernt, auf achtzehntausend Schritte. Hieher sendete Scipio zwei Legionen auf Futterung. Als Cäsar dies von einem Uiberläufer erfahren, verlegte er sein Lager vom Felde auf den Hügel und an sichere Plätze, liefs Besatzung daselbst, zog in der vierten Nachtwache aus, am feindlichen Lager vorüber und nahm die Stadt ein. Er erfuhr, dafs Scipio's Legionen fern auf den Feldern futterten, und als er dahin ziehen wollte, bemerkte er, dafs die feindliche Mannschaft diesen Legionen zu Hulfe kam. Dies hemmte ihn in seinem Angrilf. Also nahm er K. Marius Reginus, einen Römischen Ritter, Scipio's Vertrauten, der Statthalter war, und P. Atrius, einen Römischen Ritter von den Uticensischen Einsassen gefangen, und zwei und zwanzig Elephanten des Königs, liefs eine Besatzung unter dem Legaten Oppius zurück und zog sich wieder in das Lager.

69. Da er schon unfern dem Lager Scipio's war, an welchem er vorüber mufste, fielen Labienus und Afranius aus dem Hinterhalte mit der ganzen Reiterei und Leichtbewaffneten ihm in die Nachhut und standen auf den ersten Hügeln. Als dies Cäsar bemerkt, stellt er seine Reiter des Feindes Macht entgegen, läfst die Legionarier ihr Gepack auf einen Haufen werfen und schnell das Banner in den Feind tragen. Als dies geschah, wurden beim ersten Andrang der Legionen die Reiterei und die Leichtbewaffneten

ohne Mühe vom Platze geschlagen und vom Hügel geworfen. Da aber Cäsar schon glaubte, die geschlagenen und abgeschreckten Feinde würden nun dem Necken ein Ende machen, und seinen Zug fortsetzen wollte, brachen wieder schnell von den nächsten Hügeln und fielen auf gleiche Weise in Cäsars Legionen ein die Numider und Leichtbewaffneten, mit wunderbarer Schnelligkeit, die zwischen den Reitern fochten und zugleich mit den Reitern herbeieilten und flohen. Da sie dies oft thaten, und den Iulischen Zug verfolgten, und zurückflohen, dem haltenden aber nicht näher kamen, und nach einer besondern Art zu streiten, sie mit Wurfspießen zu verwunden für hinlänglich hielten, sahe Cäsar ein, daß sie nichts anders versuchten, als ihn zu zwingen, sein Lager da aufzuschlagen, wo gar kein Wasser war, auf daß sein nüchternes Heer, welches von der vierten Nachtwache bis zur zehnten Stunde des Tages nichts gegessen hatte, und die Saumthiere verdursteten.

Da es schon um Sonnenuntergang, und er 70.
noch nicht ganz hundert Schritte auf Eine Stunde vorwärts gekommen war, nahm Cäsar seine Reiterei wegen der Pferde Verlust aus der Nachhut, und berief die Legionen dahin. So ruhig und langsam fortziehend bestand er mit den Legionariern leichter der Feinde Macht. Indeß jagen die Numidischen Reiter rechts und links über die Anhöhen, umringen Cäsars Mannschaft,

wie mit einem Kranze, ein Theil verfolgt die Nachhut. Wendeten sich aber nur drei oder vier altgediente Soldaten Cäsars und warfen kräftig schwingend Wurfspiesse auf die Numider, so wendeten mehr als zweitausend auf einmal den Rücken, und sammelten sich wieder, die Pferde geschwenkt, zu ihrem Treffen, folgten in der Ferne, und warfen ihre Spiesse auf die Legionarier. So führte Cäsar, bald durch Fortgehen, bald durch Anhalten im Zuge verspätet, in der ersten Stunde der Nacht all die Seinen unverletzt, nur zehn Verwundete, in das Lager zurück. Labienus zog sich mit Verlust von dreihundert, vielen Verwundeten und allen durch das Verfolgen ermüdeten, zu den Seinen zurück. Indefs führt Scipio die mit den um Cäsar zu schrecken in das Treffen gestellten Elephanten aufgeführten Legionen in das Lager zurück.

71. Gegen solche Feinde unterwies Cäsar seine Soldaten nicht wie ein Feldhauptmann ein altgedientes, durch grofse Thaten siegreiches Heer (angeführt), sondern wie ein Fechtmeister seine Schüler und Fechter: mit welchem Fufse sie vom Feinde zurückwichen, wie und in welcher Entfernung sie sich dem Feinde entgegenstellten, bald vorstürzten, bald zurückwichen, und Anfall droheten, und fast, wo und wie sie das Geschofs sendeten, lehrte er sie. Denn wunderbar angsteten und bekümmerten der Feinde Leichtbewaffnete unser Heer, weil sie die Reiter

vom Treffen abschreckten durch der Pferde Verlust, als welche sie mit Wurfspiefsen erlegten, und den Legionarier durch Schnelligkeit abmüdeten; denn so wie ein Schwerbewaffneter von ihnen verfolgt stand, und auf sie eindrang, mieden sie durch schnellen Lauf leicht die Gefahr.

72. Dies bewegte Cäsarn sehr; weil, wie oft und wie er auch sich in ein Treffen eingelassen, seine Reiterei, ohne die Legionarier, der feindlichen Reiterei und Leichtbewaffneten auf keine Weise gewachsen war. Aber dies bekümmerte ihn, dafs er die feindlichen Legionen noch nicht kannte, und wie er sich gegen ihre Reiterei und leichten Truppen halten könnte, welche wunderbar war, wenn die Legionen dazu kamen. Dazu kam auch dies, dafs die Gröfse und Menge der Elephanten die Gemüther in Schrecken hielt. Dagegen allein hatte er ein Mittel gefunden. Denn er hatte Elephanten aus Italien herbeischaffen lassen, damit unser Soldat die Gestalt und Kraft dieses Thieres kennen lernte, und, welchem Theile des Körpers ein Geschofs leicht beigebracht werden könnte, auch, wenn der Elephant geschmückt und bepanzert war, welcher Theil des Körpers blofs und unbedeckt bliebe, dafs auf diesen geschossen würde; dazu, dafs die Pferde an den Geruch, das Geschwirr und die Gestalt dieser Thiere gewöhnt [260]), sich

260) Nach der Davisischen Verbesserung captz.

nicht scheueten. Dies gelang ihm auch sattsam; denn die Soldaten handhabten die Thiere, erkannten ihre Trägheit, und die Reiter warfen stumpfe Spiefse auf sie; die Pferde hatten sich gewöhnt, die Thiere zu ertragen.

73. Aus den Ursachen, die ich oben erwähnte, war Cäsar bekümmert, und langsamer und überlegter, und ganz von der sonstigen Gewohnheit und Schnelligkeit zu kriegen abgekommen. Kein Wunder! denn er hatte Truppen in Gallien, gewohnt auf dem Felde zu kriegen, gegen Gallier, offne und keinesweges hinterlistige Menschen, welche mit Tapferkeit, nicht mit List zu fechten pflegten. Damals aber mufste er sorgen, dafs der Soldat sich gewöhnte, des Feindes List, Hinterhalt und Künste zu erkennen und was zu thun, was zu lassen wäre. Damit sie dies also schneller begriffen, bemühete er sich, die Legionen nicht an Einem Orte zu halten, sondern nach Futterung hiehin und dorthin streifen zu lassen, indem er glaubte, die feindlichen Truppen würden ihm und den Seinen nicht vom Fufse weichen. Nach drei Tagen führt er seine Mannschaft sorglicher gestellt am feindlichen Lager vorüber, und bietet auf ebenem Platze ein Treffen an. Als er sahe, dafs sie sich weigerten, führte er gegen Abend die Legionen in das Lager zurück.

74. Mittlerzeit kommen aus der Stadt Vacca, die an das von Cäsar eingenommene Zeta grenzte,

Gesandte, bitten und beschwören, ihnen Zuzüge zu senden; sie wollen Mehreres, was zum Kriege tauglich sei, verschaffen. Zu derselben Zeit meldet nach der Götter Willen und Gunst gegen Cäsar, ein Uiberläufer seinen Landsleuten, dafs König Juba schnell mit seinen Truppen, bevor Cäsars Besatzung dahin gekommen, nach der Stadt geeilt, und sie mit der ankommenden Menge umgeben und eingenommen, dafs alle Einwohner der Stadt bis auf den Mann umgebracht, die Stadt aber den Soldaten zur Plünderung und Einäscherung übergeben worden.

Cäsar indefs hielt am ein und zwanzigsten März Heerschau, führte am folgenden Tage alle Mannschaft auf, rückte fünftausend Schritte von seinem Lager vor, ungefähr zweitausend von Scipio's, und stand in Schlachtordnung. Nachdem er bemerkt, dafs der sattsam und lange in das Treffen geforderte Feind sich dessen überhob, führt er die Mannschaft zurück. Am folgenden Tage bricht er auf und zieht gen Sarsura, wo Scipio Numidische Besatzung und Getreide hatte. Als Labienus dies merkte, neckte er mit Reiterei und leichten Truppen seine Nachhut, und so das Gepäck des Trosses und der Marketender, die auf Wagen ihre Waaren mit sich führten, wegnehmend, gewann er Muth und rückte näher und kühner an die Legionen; denn er glaubte, die Soldaten könnten, von schwerem Gepäck abgemüdet, nicht streiten. Dies war Cäsarn nicht 75.

entgangen; denn er hatte aus jeder Legion dreihundert Mann unbeschwert gelassen. Also sendete er diese gegen Labienus' Reiterei, seinen Geschwadern zu Hülfe. Da floh Labienus, die Rosse gewendet, durch der Banner Anblick erschreckt, schimpflichst; viele der Seinen blieben, mehrere wurden verwundet. Die Legionarier zogen sich zu ihren Bannern zurück, und setzten ihren angefangenen Zug fort. Labienus liefs nicht ab, über des Hügels höchstes Joch rechts von ferne zu folgen.

76. Als Cäsar nach Sarsura kam, liefs er, Angesichts der Feinde, Scipio's Besatzung niederhauen, da sie den Ihrigen nicht zu helfen wagten; P. Kornelius, Statthalter daselbst, und von Scipio berufen, ward, als er tapfer widerstand, von der Menge umgangen und fiel; die Stadt erobert Cäsar, giebt da dem Heere Getreide und kommt am folgenden Tage vor die Stadt Tisdra, wo Konsidius um diese Zeit mit starker Besatzung und seinem Fechterharst gewesen war. Cäsar erforschte der Stadt Lage und zog durch (Wasser) Mangel [261]) von der Belagerung abgeschreckt, alsbald ungefähr viertausend Schritte weiter an ein Wasser, lagerte da, rückte wieder von da am vierten Tage aus in das Lager vor Agar.

---

261) Der Zusammenhang billigt des Lipsius aquae inopia.

Agar. Eben dies thut Scipio und führt die Mannschaft in das vorige Lager.

Indefs morden die Thabenenser, welche un 77.
ter Juba's Gewalt und Bothmäfsigkeit standen, in der äussersten Seegegend dieses Reiches, die königliche Besatzung und senden an Cäsar; sie berichten, was sie gethan, bitten und flehen, dafs das Römische Volk, da sie sich so verdient gemacht, ihnen in ihrer Lage beistehe. Cäsar hält ihre Absicht genehm und sendet den Tribunus M. Krispus mit einer Kohorte, mehrern Bognern und Gewerf zur Besatzung nach Thabena. Zu selbiger Zeit kamen aus allen Legionen die Soldaten, welche entweder von Krankheit gehindert, oder nach erhaltenem Urlaub mit ihren Bannern nicht eher hatten nach Afrika übergehen können, bei viertausend, vierhundert Reiter, tausend Schleuderer und Bogner, in Einem Trupp entgegen. Also hielt er mit dieser Mannschaft und allen Legionen, wie er sie geordnet, achttausend Schritte von seinem Lager, von Scipio aber viertausend Schritte auf dem Blachfelde.

Unterhalb dem Lager Scipio's war eine 78.
Stadt, mit Namen Tegea, wo er gewöhnlich eine Besatzung von ungefähr vierhundert Reitern hatte. Diese Reiterei stand rechts und links an den Seiten der Stadt; Er führte die Legionen aus dem Lager, ordnete sie auf dem untern Joch und hielt nicht weiter als, etwa tausend Schritte von seinen Schanzen, in Schlachtordnung. Da

Scipio länger an Einem Orte verweilte, und der Tag in Ruhe vorbeiging, liefs Cäsar seine reisigen Geschwader auf der Feinde Reiterei, welche bei der Stadt Wacht hatten, losdrücken; eben dahin sendet er auch die leichten Truppen, Bogner und Schleuderer. Als dieses geschah und die Iulischen mit angespornten Maren andrangen, dehnt Pacidius seine Reiter in die Länge, damit sie Macht hätten, die Iulischen Geschwader zu umströmen und dessungeachtet tapfer und heftig zu fechten. Als Cäsar dies bemerkte, liefs er die dreihundert, wie er sie in den Legionen ohne Gepäck hatte, von der nächsten Legion, welche beim Treffen in Schlachtordnung gestanden, der Reiterei zu Hülfe kommen. Labienus sendet indefs seinen Reitern Hulfe, und läfst für die Verwundeten und Abgematteten ungefochtene, frischkräftige Reiter eintreten. Als die vierhundert Iulischen Reiter der Feinde Macht, an viertausend, nicht bestehen konnten und von den Numidischen leichten Truppen verwundet wurden, und mälich zurückwichen, sendete Cäsar den andern Flügel den wacker sich haltenden schnell zu Hülfe. Hierauf drücken alle muthhehr [262]) auf den Feind, jagen ihn in die Flucht, tödten viele, verwunden mehrere; dreitausend Schritte setzen sie ihnen nach,

---

262) Sublati wird durch diese Zusammensetzung gut wiedergegeben. Uibermuthhehr hat übrigens schon das Nibelungen Lied.

treiben sie auf die Höhen, und ziehen sich wieder zu den Ihrigen. Cäsar blieb bis zur zehnten Stunde, wie er sich gestellt hatte, und zog sich unverletzt mit allen in sein Lager zurück. In diesem Treffen ward Pacidius mit einem Wurfspiefs durch den Helm schwer am Kopfe verwundet, mehrere Führer, und die Tapfersten blieben und wurden verwundet.

Da er nun unter keiner Bedingung den Feind 79.
zwingen konnte, auf ebenen Platz herabzukommen und mit den Legionen sich zu versuchen, da er wegen Wassermangels nicht füglich näher am Feinde lagern konnte, und sahe, dafs die Feinde nicht auf ihre Tapferkeit vertrauten, sondern auf den Wassermangel trotzend ihn verachteten, zog er am vierten April in der dritten Nachtwache von Agar weg, sechzehn Meilen weit in dieser Nacht, lagerte vor Thapsus, wo Virgilius mit starker Besatzung Statthalter war, umlagerte die Stadt an dem Tage, und besetzte mehrere kommliche und gelegene Plätze, damit die Feinde nicht zu ihm gelangen und die innern Plätze wegnehmen könnten. Scipio sah nun Cäsars Absicht und in die Nothwendigkeit zu fechten versetzt, folgte er stracks, um nicht höchst schimpflich die ihm so treuen Thapsitaner und Virgilius zu verlieren, Cäsarn über die Höhen, und lagerte in zwei Lagern achttausend Schritte von Thapsus.

Es war eine Salzlache, zwischen welcher 80.
und dem Meere eine Enge von nicht mehr als tau-

send und funfhundert Schritten lag; in diese Enge wollte Scipio eindringen und den Thapsitanern Hülfe leisten: dafs dies geschehen würde, war Cäsarn nicht entgangen. Denn Tages vorher hatte er daselbst ein Schloss verschanzt, dreifache Besatzung dort gelassen, er selbst aber umschanzte mit den übrigen Truppen in halbmondförmigem Lager Thapsus mit Gezeug. Scipio indefs, von dem unternommenen Zuge abgewehrt blieb ob der Lache, den folgenden Tag und Nacht, und, als der Himmel grauete, lagerte er nicht weit vom Lager und der Besatzung, die wir oben erwähnten, elfhundert Schritte, meerwärts und verschanzte sich. Als dies Cäsarn verkundschaftet worden, führt er die Soldaten vom Gezeug, und, den Prokonsul Asprenas mit zwei Legionen im Lager zurückgelassen, zieht er eilends mit leichter Mannschaft nach diesem Orte; einen Theil der Flotte vor Thapsus gelassen befiehlt er den übrigen Schiffen, dem Feinde im Rücken so nahe als möglich zu landen und auf sein Zeichen zu achten, auf dieses, plötzlich Geschrei erhebend, unvermuthet dem abgewendeten Feinde Schrecken einzujagen, damit er bestürzt und erschreckt hinter sich sehen mufste.

81. Als Cäsar dahin kam und bemerkte, dafs die Schlachtordnung vor Scipio's Walle, die Elephanten auf dem rechten und linken Flügel standen, und nichts desto weniger ein Theil der Soldaten das Lager nicht lässig verschanzte, machte

r drei Treffen, die zehnte und zweite Legion
uf den rechten, die achte und neunte auf den
inken Flügel, fünf Legionen in die Mitte, vor
len Flügeln fünf Kohorten gegen die Thiere,
Bogner und Schleuderer auf beiden Flügeln; die
eichten Truppen unter die Reiter vertheilt; er
ing zu Fuſse unter den Soldaten umher, er-
wähnte der Altgedienten Wackerheit und die vori-
gen Treffen, redete sie sänftlich an und erweckte
hren Muth. Die Neugeworbenen aber, die noch
nicht in einem Treffen gefochten, ermahnte er,
der Altgedienten Wackerheit nachzueifern, nach
hrem Leumund, Namen, und, wenn sie gesiegt,
nach ihrer Stelle zu trachten.

Und so das Heer umgehend bemerkte er, 83.
daſs die Feinde um den Wall bebten, und äng-
stig auf und ab liefen, bald sich nach den Tho-
ren zurückzogen, bald unstet und unmäſsig her-
vorgingen. Da dasselbe von mehrern bemerkt
ward, beschworen plötzlich die Legaten und Be-
rufenen Cäsarn, unbedenklich das Zeichen zu ge-
ben; eigenthümlicher Sieg werde ihnen von den
unsterblichen Göttern dargeboten. Als Cäsar noch
unentschlossen ihrem Eifer und Begierde wider-
stand, und ausrief, ihm beliebe nicht anzugrei-
fen, und immer und immer das Treffen aufhielt,
blies plötzlich auf dem rechten Flügel, ohne Cä-
sars Geheiſs, der Trompeter von den Soldaten
gezwungen. Hierauf tragen alle Kohorten die
Banner in den Feind, indeſs die Centurionen mit

der Brust ihnen entgegen strebten und mit Gewalt die Soldaten abhielten, nicht ohne des Feldhauptmanns Befehl anzugreifen, aber nichts ausrichteten.

83. Da nun Cäsar sahe, daſs auf keine Weise den gereizten Gemüthern der Soldaten widerstanden könne werden, gab er die Losung: Glück, trieb sein Pferd an und sprengte in den Feind gegen die Ersten. Indeſs senden vom rechten Flügel Schleuderer und Bogner ihr Geschoſs heftig auf die Elephanten. Hierauf wenden sich, durch der Schleudern und Steine Sausen erschreckt, die Thiere, zertreten die hinter ihnen gedrängt und dicht stehenden Ihrigen und stürzen auf die halbfertigen Thore des Walles. Eben so fliehen die Mauriſchen Reiter, welche auf demselben Flügel mit den Elephanten standen, von ihrem Hort verlassen, zuerst. So, die Thiere schnell umgangen, bemächtigen sich die Legionen des feindlichen Walles, und, wenig, die heftig widerstanden, getödtet, fliehen die übrigen eilends in das Lager, aus welchem sie Tages vorher gerückt waren.

84. Nicht zu übergehen scheint mir die Tapferkeit eines altgedienten Soldaten der fünften Legion. Denn als auf dem linken Flügel ein Elephant verwundet und von Schmerz gereizt einen wehrlosen Trofsknaben anfiel und ihn unter den Fuſs tretend, dann, das Knie aufgestemmt, mit seiner Last, den Rüssel ausstreckend und schleudernd, mit starkem Gebrüll niederdrückte und tödtete, konnte dieser Soldat nicht umhin, sich dem

Thiere bewaffnet entgegen zu stellen. Da nun der Elephant ihn bewehrt auf sich loskommen sah, liefs er den Leichnam, umwand den Soldaten mit dem Rüssel und hob den Bewaffneten hoch. Dieser sahe wohl, dafs in solcher Gefahr Beharrlichkeit gelte, hieb mit dem Schwert, so viel er vermochte, unablässig auf den Rüssel, der ihn umgab: durch den Schmerz getrieben warf der Elephant den Soldaten weg, und zog sich mit starkem Gebrüll und schnell zu den übrigen Thieren zurück.

Mittlerzeit thun die Zusätzer in Thapsus aus 85.
der Stadt einen Ausfall durch das Seethor, und, entweder um den Ihrigen zu helfen, oder, die Stadt verlassend, sich durch Flucht zu retten, rücken sie heraus; und so bis an den Nabel im Wasser gingen sie nach dem Lande zu; diese von Sklaven und Buben, die im Lager waren, mit Steinen und Spiefsen vom Lande gewehrt, zogen sich wieder in die Stadt zurück. Da indefs Scipio's Truppen geworfen waren und auf dem ganzen Blachfelde flohen, folgten ihnen alsbald Cäsars Legionen und gönnten ihnen nicht, sich zu sammeln, Raum. Da sie nun in das Lager, nach welchem sie flohen, kamen, suchten sie, um nach dessen Herstellung sich wieder zu vertheidigen, einen Führer, den sie achteten, auf dessen Ansehen und Befehl sie alles betrieben. Als sie aber merkten, dafs Niemand dort ihnen

Hort sei, flohen sie stracks, Waffen [263]) weggeworfen, in des Königs Lager. Als sie dahin kamen sahen sie auch dies von den Iulischen eingenommen. Am Heil verzweifelnd hielten sie auf einem Hugel und begrüfsen, nach Kriegersitte, mit gesenktem Gewehr. Dies half den Unglücklichen nur wenig. Denn die altgedienten, von Zorn und Schmerz entbrannten, Soldaten konnten nicht allein nicht vermocht werden, des Feindes zu schonen, sondern verwundeten, oder tödteten auch mehrere Angesehene der Hauptstadt aus ihrem Heere, welche sie Vermittler [264]) nannten; in dieser Zal war Tullius Rufus, weiland Quästor, welcher absichtlich von einem Soldaten mit einem Wurfspiefse durchbohrt fiel: auch Pompejus Rufus, in den Arm mit dem Schwerte gehauen, wäre getödtet worden, wenn er nicht schnell zu Cäsar gelaufen wäre. Hierauf zogen sich erschreckt mehrere Römische Ritter und Senatoren aus dem Treffen, damit sie nicht von den Soldaten, welche nach so grofsem Siege, in Hoffnung der Straflosigkeit, wegen ihrer Thaten, nach Willkur ungemessener Vergehungen sich schuldig machten, umgebracht würden. Und so wurden alle Soldaten Scipio's, als sie Cäsars Treu und Glauben anflehten, vor seinen Augen, und indem er um Schonung für sie bat, bis auf den Mann umgebracht.

---

263) Das bald folgende armis demissis zeigt, dafs dies nur mit Einschränkung sollte gesprochen seyn.

264) Auctores.

Cäsar hatte nun drei Lager erobert, zehntau- 86.
send Feinde erschlagen, mehrere verjagt, und zog sich nun nach einem Verlust von funfzig Mann, und wenig Verwundeten, in das Lager zurück, hielt sogleich, während des Zugs, vor der Stadt Thapsus, fing vier und sechzig geschmückte und bewehrte Elephanten mit Geschmück und Thürmen, und stellte sie vor die Stadt; dies in der Absicht, ob vielleicht Virgilius, und die mit ihm Belagerten durch Andeutung mislungenes Unternehmens von ihrer Hartnäckigkeit abgebracht werden könnten. Hierauf rief er selbst den Virgilius, lud ihn zur Uibergabe ein, gedachte seiner Milde und Gnade. Als er aber merkte, dass dieser ihm keine Antwort gab, ging er von der Stadt zurück. Am folgenden Tage, als geopfert und eine Versammlung berufen war, lobt er die Soldaten Angesichts der Städter, und beschenkte das ganze altgediente Heer, jedem Tapfern und Wohlverdienten gab er von der Bühne herab Belohnung, und sogleich fortgehend, den Prokonsul Rebilus mit drei Legionen in Thapsus, Cn. Domitius mit zweien in Tisdra gelassen, wo Konsidius Statthalter war, M. Messalla nach Utika mit Reiterei vorausgesendet, zog er selbst dahin.

Als indess Scipio's Reiter, welche aus dem 87.
Treffen gellohen waren, nach Utika zogen, kamen sie vor die Stadt Parada. Da sie hier von den Einwohnern nicht aufgenommen wurden, weil der Ruf von Cäsars Sieg vorausgegangen war,

nehmen sie die Stadt mit Gewalt ein, häufen mitten auf dem Markte Holz, schaffen alle Sachen zusammen, stecken sie in Brand, werfen die Einwohner der Stadt von jeglichem Geschlecht und Alter lebendig und gebunden in die Flamme und bringen sie so auf das schmerzlichste um; hierauf kommen sie alsbald nach Utika. In vorigen Zeiten hatte M. Kato, weil er in den Uticensern, wegen Begünstigung des Iulischen Gesetzes 269), wenig Schutz für seinen Anhang zu finden geglaubt, den wehrlosen Pöbel aus der Stadt geworfen, und vor dem Kriegsthore mit Lager und einem kleinen Graben verschanzt, und daselbst Wachen umhergestellt, zu wohnen gezwungen; den Rath aber hielt er unter Stadtwache. Dieses Lager suchten jene Reiter angreifend zu stürmen, weil sie wusten, dass diese es mit Cäsar gehalten hatten, damit sie ihren Schmerz durch das Verderben jener rächten. Die Uticenser, durch Cäsars Sieg ermuthigt, trieben die Reiter mit Steinen und Knütteln zurück. Da sie also des Lagers nicht mächtig werden konnten, warfen sie sich in die Stadt, tödteten da viel Uticenser, stürmten und plünderten ihre Häuser. Als nun Kato sie auf keine Weise bereden konnte, dass sie mit ihm die Stadt verteidigten und

269) Dass nämlich freie Städte frei bleiben sollten. S. d. Ausleger, welche auch, wie es die Sache fordert, quod in Vtic. — parum suis part. lesen.

von Mord und Raub liefsen, und, was sie wollten wufste, so theilte er jedem hundert Sestertier um ihr Ungestüm zu stillen. Eben diss that Sulla Faustus, und schenkte von seinem Gelde; auch zog er mit ihnen von Attika nach dem Königreiche (Juba's).

Mehrere kamen indefs auf der Flucht nach 88.
Utika. Diese alle berief Kato mit den dreihunderten, welche Scipio'n zum Kriege Geld geschafft hatten, und ermahnte sie, die Sklaven frei zu lassen und die Stadt zu verteidigen. Da ein Theil davon ihm beistimmte, zum Theil aber auch Sinn und Gemuth, erschrocken, auf die Flucht gerichtet hatte, so liefs er ab, weiter darüber zu verhandeln, und gab ihnen Schiffe, damit jeder, wohin er nur wollte, ziehen könnte. Er selbst, alles genau besorgt, seine Kinder dem L. Cäsar, der ihm als Quästor gedient, empfohlen, nahm, ohne Verdacht (zu erregen) mit Miene und Sprache, wie ehedem, als er schlafen ging, heimlich ein Schwert mit sich in das Gemach, und durchstiefs sich so. Noch nicht entseelt stürzte er nieder, als man auf Verdacht in das Gemach einstürmte, Arzt und Gesinde ihn halten und die Wunde verbinden wollten, er aber mit eigner Hand die Wunde grausam aufriss und mit Geistesgegenwart sich umbrachte. Wiewol die Uticenser wegen der Partei ihn hafsten, so begruben sie ihn doch (ehrlich) seiner besondern Unbescholtenheit wegen, weil er den übrigen Heer-

führern ganz unähnlich gewesen, und Utika mit wundersamem Gezeug versehanzt, und Thürmen vermehrt hatte. Nach seinem Tode berief L. Cäsar, um sich dadurch etwas zu helfen, das Volk, hielt eine Rede und ermahnte alle, die Thore zu öffnen, er vertraue sehr auf Cäsars Gnade. Also die Thore geöffnet geht er aus Utika dem Feldhauptmann entgegen. Messalla kommt, wie ihm befohlen, nach Utika und stellt Wache an alle Thore.

89. Cäsar zieht indeſs aus Thapsus und kommt nach Uzeta, wo Scipio viel Getreide, Waffen, Geschoſs und andere Sachen mit einer kleinen Besatzung hatte. Dies nahm er ein; darauf ging er nach Adrumetum. Da er hier unverzüglich einzog, Waffen, Getreide und Geld sah, schenkte er dem Q. Ligarius, und K. Considius, dem Sohn, die daselbst waren, das Leben. Darauf zog er an demselben Tage aus Adrumetum, wo er Livinejus Regulus mit einer Legion liefs, nach Utika. Unterwegs begegnet ihm L. Cäsar, wirft sich schnell zu seinen Fuſsen, und bittet um nichts weiter, als sein Leben; dies schenkt ihm Cäsar leicht, vermöge seiner Natur und Brauch: so auch dem Cäcina, K. Atejus, P. Atrius, L. Cella, Vater und Sohne, M. Eppius, M. Aquinius, Kato's Sohne, und Damasippus' Kindern schenkte er es nach seiner Gewohnheit, und (mit Nachtwerden) als man Lichter anzündete, kam er nach Utika, und blieb diese Nacht vor der Stadt.

Tages darauf früh zog er in die Stadt, be- 90.
rief eine Versammlung, ermahnte die Einwohner von Utika, dankte ihnen für ihre Zuneigung; die Wechsler aber, Römische Bürger, und die, welche unter den dreihunderten Varus und Scipio'n Geldbeiträge gegeben, bezüchtigte er mit vielen Worten und, eine längere Rede über ihre Verbrechen gehalten, hiefs er endlich sie ohne Furcht hervortreten: nur das Leben wolle er ihnen schenken, ihre Güter zwar verkaufen; doch, wenn einer von ihnen seine Güter wieder einlöste, so wolle er den Kauf aufheben und das Geld als Strafe ansehen, damit er unangetastet bliebe [266]. Da sie nun vor Furcht halbtodt, und an ihrem Leben billig verzweifelnd, diese Rettung sich bieten sahen, so nahmen sie gern und begierig die Bedingung an, und baten Cäsar, er möchte allen dreihundert mit eins eine Geldsumme ansetzen. So legte er ihnen denn tausend Sesterzien [267] auf, binnen drei Jahren in sechs Fristen an das Römische Volk zahlbar: keiner weigerte sich, sagte vielmehr, er sei an dem Tage erst geboren, und dankte Cäsarn fröhlich.

Indefs kam König Juba, wie er aus dem 91.
Treffen geflohen war und mit Petrejus bei Tage

---

266) Auch nach der Ansleger Verbesserung ist im Texte doch eine Verwirrung und Unklarheit, welche vielleicht durch Zeilenversetzung gehoben werden müsste

267) Bis fehlt in guten Handschriften. Über sestertius und sestertia ist oben gesprochen.

in Meiereien sich verbergend, endlich durch nächtliche Reisen in sein Reich, und ging nach der Stadt Zama, wo er Wohnung, Weiber und Kinder, und alles Geld und die liebsten Sachen aus dem ganzen Reiche beisammen hatte, und was er im Anfange des Krieges mit grofsem Gezeug verschanzt. Da vorher das erwünschte Gerücht von Cäsars Siege sich verbreitet hatte, wehrten ihm die Städter den Einzug aus den Gründen, weil er, als er den Krieg gegen die Römer unternommen, in der Stadt Zama Holz zusammengeschafft, und mitten auf dem Markte einen grofsen Scheiterhaufen errichtet hatte, damit, wenn er etwa überwunden würde, alles dort aufgesammelt, alle Bürger getödtet und darauf geworfen, Feuer angelegt, er sich selbst umbrächte und mit Kindern, Weibern, Bürgern und dem ganzen königlichen Schatz verbrennte. Nachdem Juba vor den Thoren lange und viel erst drohend und befehlhabe-risch mit den Zamensern gesprochen, dann, als er sahe, dafs er nichts ausrichtete, auch gebeten hatte, dafs man ihn zu seinen Hausgöttern lasse, dennoch aber sahe, dafs sie auf ihrem Vorsatz beharrten, und weder durch Drohungen, noch Bitten bewegt wurden, ihn aufzunehmen, bat er drittens, man möchte ihm seine Weiber und Kinder wiedergeben, dafs er sie mit sich nähme. Als er nun sahe, dafs die Städter ihm durchaus nichts antworteten, zog er, ohne etwas erlangt zu haben, von Zama ab und begab sich mit

M. Petrejus und wenigen Reitern auf seine Meierei.

Indeſs senden die Zamenser Gesandte deshalb 92.
an Cäsar nach Utika, und bitten, ihnen, bevor der König Mannschaft sammele und sie belagere, Hülfe zu senden; doch seien sie bereit, so lange sie lebten, ihre Stadt und sich ihm aufzubewahren. Cäsar lobt die Gesandten, heifst sie voraus gehen und seine Ankunft verkündigen. Er selbst zieht am folgenden Tage aus Utika und mit der Reiterei in (Iuba's) Reich. Mittlerzeit kommen unterwegs von der königlichen Mannschaft mehrere Anführer zu Cäsar und bitten um Verzeihung. Diese den Flehenden zugestanden, kommen sie nach Zama. Da indeſs das Gerücht von seiner Milde und Gnade sich verbreitet hatte, kommen fast alle Reiter des Reichs nach Zama zu Cäsar, und werden durch ihn von Furcht und Gefahr befreit.

Während dies beiderseits vorfiel, erfährt Ko- 93.
nidius, der zu Tisdra mit seinem Gesinde, einer Fechterrotte und Gätulern Statthalter war, der Seinen Niederlage, und erschreckt durch Domitius' und der Legionen Ankunft, seines Heils verzweifelnd, verläfst er die Stadt, stiehlt sich heimlich mit wenig Elendigen, geldbeladen, davon und flieht nach dem Königreiche; ihn hauen die Gätuler, seine Gefährten, unterwegs, beutegierig, zusammen und begeben sich, wohin sie konnten. Indeſs sahe K. Virgilius, dafs er zu Wasser und

zu Lande eingeschlossen nichts schaffe, dafs die Seinen getödtet, oder in Flucht geschlagen, dafs M. Kato zu Utika selbst Hand an sich gelegt, dafs der König flüchtig und von den Seinen verlassen, von allen verachtet werde, dafs Saburra und seine Mannschaft von Sitius vernichtet, Cäsar unverzüglich in Utika aufgenommen, dafs von so grofsem Heere keine Uiberbleibsel seien, die ihm und seinen Kindern nützen könnten, liefs sich also von Kaninius dem Prokonsul, der ihn belagerte, Sicherheit versprechen und übergab sich und sein Alles und die Stadt dem Prokonsul.

94. Indefs tödtet König Juba, von allen Gemeinden verstofsen, am Heil verzweifelnd, als er schon gespeiset hatte, mit Petrejus im Zweikampf, damit sie wacker zu fallen schienen, und der stärkere Juba erlegte leicht den schwächern Petrejus mit dem Schwert. Als er darauf mit dem Schwert sich selbst die Brust durchstofsen wollte und nicht konnte, bat er seinen Sklaven, ihn zu tödten und ward dafs gewährt.

95. P. Sitius indefs zog, da nun Saburus, Juba's Präfekt's, Heer geschlagen, und er selbst getödtet war, mit wenigen durch Mauritanien zu Cäsar, und stiefs zufällig auf Faustus und Afranius, welche die Mannschaft hatten, womit sie Utika geplündert, und nun nach Hispanien ziehen wollten, an der Zal ungefähr tausend fünfhundert. Schnell also bei nächtlicher Weile Hinterhalt gelegt, mit Tagesanbruch sie angreifend,

tödtet

tödtet er, wenig Ritter ausgenommen, die aus dem Vorzuge geflohen waren, die Uibrigen, oder übernimmt sie; Afranius und Faustus macht er mit Weib und Kindern zu Gefangenen. Wenig Tage darauf werden Faustus und Afranius bei einem im Heere entstandenen Zwispalt umgebracht; der Pompeja und Faustus' Kindern schenkt Cäsar Schutz und all das Ihrige.

Scipio indeſs mit Damasippus und Torqua 96.
tus und Plätorius Rustianus auf Hauptschiffen lange und viel herumgeworfen, kommen, als sie nach Hispanien steuern, zu König Hippo, wo damals P. Sitius' Flotte war, von welcher weniger Schiffe von gröſsern umgeben versenkt werden, und daselbst kam Scipio mit den Vorgenannten um.

Cäsar stellte indeſs zu Zama eine Versteige 97.
rung der Königsgüter an, und vergantete die Güter derjenigen, die als Römische Bürger gegen das Römische Volk die Waffen ergriffen, belohnte die Zamenser, welche den König verstoſsen hatten, schaffte die königlichen Zölle ab, machte aus dem Reiche eine Provinz und, dort den Prokonsul Krispus Sallustius mit Oberbefehl gelassen, zog er von Zama nach Utika. Dort verkaufte er die Güter derer, welche unter Juba und Petrejus Scharen geführt hatten, und legte den Thapsitanern zwanzig Sesterzien, ihrem Kreise dreiſsig Sesterzien, den Adrumetinern dreiſsig und ihrem Kreise funfzig Sesterzien als Geldbuſse auf; ihre Gemeinden und Güter sicherte er vor allem

Unbill und Raub. Die Leptitaner, deren Güter in den vorigen Jahren Juba geplündert, und die beim Rathe durch Gesandte sich beklagt und durch niedergesetzte Schiedsrichter das Ihrige wieder erhalten hatten, strafte er jährlich um drei Millionen Pfund Oel, weil sie anfangs, wegen Zwist der Vornehmsten, mit Juba ein Bündnis eingegangen und ihn mit Waffen, Soldaten, Geld unterstützt. Die Tisdritaner straft er, als eine kleine Gemeinde, um eine bestimmte Menge Getreides.

98. Hierauf ging er am dreizehnten Junius zu Utika unter Segel und kam über den dritten Tag nach Karales in Sardinien. Daselbst straft er die Sulcitaner, weil sie Nasidios und seine Flotte aufgenommen, und ihn mit Mannschaft unterstützt, um hundert Sesterzien; statt der Zehenten legte er den Achten an, verkaufte die Güter Weniger, und bestieg am neun und zwanzigsten Junius das Schiff; und von Karales an der Küste hinfahrend, traf er am acht und zwanzigsten Tage, weil von Stürmen in den Häfen aufgehalten, in der Hauptstadt Rom ein.

Vom

# Hispanischen Kriege.

Ein Buch.

Vom

# Hispanischen Kriege.

Als Pharnaces [268]) besiegt, Afrika wieder erobert war und aus dem Treffen einige mit dem jungen Kn. Pompejus geflohen waren [269]), nahm dieser, als er sich nun auch des jenseitigen Hispaniens bemeistert hatte, indem Cäsar Spiele in Italien gab, an jeglicher Gemeinde Treue seine Zuflucht, um leichter sich Schutz zu verschaffen. So brachte er theils mit Bitten, theils mit Gewalt eine ziemlich grosse Macht auf und wüstete die Provinz. Hiezu sendeten ihm einige Gemeinden freiwillig Hülfe, einige dagegen schlossen ihre Thore. Hatte er einige dieser Städte mit Gewalt eingenommen und war Einer aus der Gemeinde um Kn. Pompejus wohlverdient,

---

268) Die Lesart Scipione halten die Ausleger für Erfindung zur Beförderung des Zusammenhanges mit dem Alex. Kr.

269) Der Sinn ist bei der völligen Unzusammenhängigkeit dieses unvollendeten Satzes nur zu errathen.

so wurde ihm wegen vieles Vermögens irgend ein Proceſs angezeddelt, daſs nach seiner Wegräumung, von seinem Gelde die Schächer beschenkt würden. So wurden durch wenig [270]) Vortheile die Feinde angereizt und die Mannschaft gemehrt. Deshalb sendeten die Pompejus abgeneigten Gemeinden häufige Bothschaft nach Italien und forderten Hulfe.

2. Als K. Cäsar, dreimaliger Diktator, zum viertenmal ernannter Konsul [271]) nach vielen vorher beendigten Zügen schneller Eile, den Krieg zu beseitigen, nach Hispanien gekommen war, kamen Cäsarn Gesandte aus Korduba, welche von Kn. Pompejus abgefallen waren, entgegen; von ihnen ward verkundschaftet, daſs die Stadt Korduba zur Nachtzeit eingenommen werden könne, weil er auch wider Vermuthen der Feinde diese Provinz übermeistert hätte, zugleich auch Boten aufgefangen wären, welche von Kn. Pompejus allerwärts ausgestellt waren, um Kn. Pompejus von Cäsars Ankunft zu benachrichten. Ausserdem trugen sie viel Wahrscheinliches vor. Dadurch vermocht benachrichtet er die vorher bei dem Heere angestellten Legaten, Q. Pedius, und Q. Fabius Maximus von seiner Ankunft, damit sie ihm die in der Provinz aufgebrachte Reiterei

---

270) Morus muthmaſst haud paucis.

271) So Oudendorp, da im Texte consul fehlt. S. Morus.

zur Bedeckung sendeten. Diesen nahete er schneller, als sie vermutheten, und hatte nicht, wie er wollte, die Reiterei zur Bedeckung.

Zu derselben Zeit stand Sextus Pompejus, 3.
der Bruder, mit Besatzung in Korduba, welches für das Haupt der Provinz gehalten wurde; der junge Kn. Pompejus aber belagerte die Stadt Ulia, und wurde daselbst bereits fast einige Monate aufgehalten. Aus dieser Stadt traten, als Cäsars Ankunft verlautete, Gesandte, den Zuzüzzern Kn. Pompejus' unbemerkt, zu Cäsar und baten, ihnen sobald als möglich Zuzug zu senden. Cäsar wohl wissend, dafs diese Gemeinde jederzeit aufs Beste sich um das Römische Volk verdient gemacht, läfst schnell in der zweiten Nachtwache sechs Kohorten, und eben soviel Reiter abgehen; diesen giebt er einen bekannten und nicht wenig einsichtigen Mann dieser Provinz, L. Iunius Patiekus zum Befehlhaber. Als dieser an Kn. Pompejus' Besatzung kam, geschah zur selben Zeit, dafs er von Unwetter und heftigem Winde überfallen wurde; ihn verdunkelte [272]) den Unwetters Gewalt so, dafs er kaum den Nächsten erkennen konnte. Dieser Nachtheil gereichte ihnen aber doch zu grofsem Nutzen. Da sie an den Ort kamen, läfst er zwei Reiter aufsitzen und gerade durch die

---

272) quem — obscurabat. Unverändert, obwol unbeholfen!

feindliche Besatzung nach der Stadt abgehen, und, als mitten in der Besatzung gefragt wurde, wer sie wären, antwortete einer von den Unsern: „man möchte kein Wort sprechen; denn eben jezt suchten sie zur Mauer zu gelangen, die Stadt einzunehmen“: und theils konnten die Wachen, vom Unwetter verhindert, nicht genauer nachfragen, theils wurden sie von jener Antwort geschreckt. Als sie dem Thore nahten, wurden sie auf ein gegebenes Zeichen von den Stadtern aufgenommen; Fufsvolk und Reiter erhoben ein Geschrei, liefsen einige, die sie vertheilt hatten, zurück, und thaten einen Ausfall in das feindliche Lager. Da dieses so ohne Vorwissen geschah, glaubte ein grofser Theil im Lager, er sei beinahe gefangen.

4. Diese Besatzung nach Ulia gesendet, zog Cäsar, um Pompejus von dieser Belagerung abzuleiten, nach Korduba; auf diesem Zuge sendete er mit Reiterei bepanzerte Männer voraus, welche, sobald man die Stadt ansichtig wurde, auf die Pferde genommen worden. Dies konnte von den Kordubensern keinesweges bemerkt werden. Als sie nahten, und viel Volks aus der Stadt die Reiter zusammenzuhauen kam, stiegen die Bepanzerten, wie vorher gesagt worden, von den Pferden, und thaten eine grofse Schlacht, so dafs von einer unendlichen Menschenmenge wenig sich in die Stadt zurückzogen. In dieser Furcht schrieb Sextus Pompejus an seinen Bru-

der, dafs er ihm schnell zu Hülfe söge, damit Cäsar nicht Korduba einnähme, bevor er ankäme. So zog Kn. Pompejus, von Bruders Briefen aufgefordert, als Ulia fast schon eingenommen war, mit Truppen gen Korduba.

5. Als Cäsar an den Flufs Bätis kam, und der Tiefe wegen nicht übergehen konnte, senkte er Körbe mit Steinen angefüllt hinein. So eine Brücke geschlagen führte er seine Truppen in drei Theilen nach dem Lager. Gegen die Stadt hin, der Brücke gegenüber waren, wie oben 273) gesagt, zwei Reihen Balken. Als Pompejus hier ankam, lagerte er eben so gegenüber. Cäsar, um ihn von Stadt und Zufuhr abzuschneiden, führte einen Arm nach der Brücke. Eben so Pompejus. Hier entstand unter den beiden Anführern die Beeiferung, die Brücke zuerst wegzunehmen; aus dieser Beeiferung entstanden täglich kleine Treffen, worin bald diese, bald jene überlegen waren. Da es zu einem gröfsern Bestreben, und man beiderseits zum Handgemeng kam, wurden sie, indem sie die Stelle hitziger zu behaupten trachten, wegen der Brücke eingeengt, und, die sich Ufer des Flusses nahten, hineingestürzt. Hier häufte einer dem andern nicht nur Todte auf Todte, sondern auch Hügel auf Hügel. So begehrte Cäsar nach mehrern Tagen, wenn es auf irgend eine Weise geschehen könnte, die Feinde auf ei-

273) Vieles fehlt in einigen Hdschr.

nen ebnen Platz zu bringen, und mit der ersten Gelegenheit den Krieg zu entscheiden.

6. Da er bemerkte, daſs die Feinde dies nicht wollten, die er deshalb vom Wege abgelenkt hatte, um sie auf eine Ebene zu bringen, setzte er mit seinen Truppen über den Fluſs, und lieſs Nachts groſse Feuer machen. So zieht er nach Ategua, seiner (des Feindes) stärkster Besatzung. Als dies Pompejus von Uiberläufern erfuhr, zog er an dem Tage mehrere Wagen und viele Blyden 274) aus den engen Pässen und ging nach Korduba zurück. Cäsar umschanzte Ategua und führte Aerme herum. Als dies Pompejus gemeldet wurde, zog er an demselben Tage aus. Auf diesen Fall nahm Cäsar, der Besatzung wegen, mehrere Schlösser ein, wo theils Reiter, theils Fuſsvolk auf Posten und Wacht zum Schutz des Lagers stehen könnten. Hier traf es sich bei Pompejus' Ankunft, daſs früh ein dicker Nebel fiel. Also in dieser Dunkelheit umschlieſsen und hauen sie mit einigen Kohorten und Reitergeschwadern Cäsars Reiter so zusammen, daſs kaum Wenige dem Gemetzel entgingen.

7. In der folgenden Nacht zündet Pompejus sein Lager an und lagert über dem Flusse Salsus, durch Thäler ziehend, zwischen den bei-

---

274) balistas für lanistas. Lipsius schlug lixas vor. In den Schluchten sind die Blyden wol nicht unstatthaft.

den Städten Ategua und Ukubis, auf einem Berge. Cäsar führt in den Schanzen und sonstigem Belagerungsgezeug, Damm und Sturmlauben auf. Diese Gegend ist bergigt und von Natur erhaben, zum Kriegführen (tauglich), durch eine Ebene vom Flufs Salsus getrennt, doch nahe bei Ategua, so, dafs ungefähr zweitausend Schritte nach dem Flusse sind. Dort, der Stadt gegenüber, auf einem Berge, hatte Pompejus sein Lager, Angesichts beider Städte, und wagte nicht, den Seinen zu Hülfe zu kommen. Adler und Banner hatte er von dreizehn Legionen; aber worauf er sich am meisten stützte, waren zwei einheimische, welche von Trebonius übergegangen waren; eine aus den Pflanzstädten in diesen Gegenden, die vierte war die Afranische aus Afrika mitgebrachte; die übrigen bestanden aus Flüchtlingen; denn an Leichtbewaffneten und Reiterei waren die Unsrigen wie an Tapferkeit und Zal überlegen.

Hiezu kam, dafs Pompejus den Krieg ver 8.
längerte, weil die Gegend hoch, und zu Lagerschanzen sehr tauglich war. Denn fast das ganze jenseitige Hispanien ist wegen des Bodens Unfruchtbarkeit [275]) schwer zu belagern und hat eben nicht viel Wasser. Hier werden auch wegen der häufigen Streifereien der Ellender alle von Städten entfernte Plätze mit Thürmen und

275) Lipsius infoecunditatem.

Schanzen bewehrt, und, wie in Afrika, nicht mit Ziegeln, sondern Estrich bedeckt; zugleich haben sie darin Warten und sehen, wegen ihrer Höhe, weit und breit umher. Auch ist ein grosser Theil der Städte dieser Provinz meist mit Bergen verschanzt, und von Natur an trefflichen Plätzen gelegen, so dafs auch Zugang und Ersteigung schwierig ist. So sind sie durch Lage vor Belagerung so sicher, dafs nicht leicht Hispanische Städte von Feinden eingenommen werden, was sich in diesem Kriege ereignete. Denn, wo zwischen Ategua und Ukubis, welche Städte oben genannt wurden, Pompejus, Angesichts beider Städte, ein Lager aufgeschlagen hatte, war von seinem Lager ungefähr viertausend Schritte ein von Natur hervorragender Feldhügel, welcher das Postumische Lager hiefs: daselbst hatte Cäsar ein Schloss zur Bedeckung angelegt.

9. Pompejus, der nach des Orts Lage von demselben leicht gedeckt wurde, bemerkte, weil es von Cäsars Lager entfernt war, des Orts Schwierigkeit, auch, weil der Salsusfluss ihn abschnitt, dafs Cäsar bei dieser Schwierigkeit nicht Zuzug zu senden sich anschickte [276]). Auf diese Meinung bauend zieht er um die dritte Nachtwache aus, bestürmt das Schloss, um den Ge-

276) Ad subsidium submittendum se mitteret. Die Uibersetzung sollte das Sonderbare im Ausdruck mindest andeuten.

nötheten beizuspringen. Die Unsern erhoben, als (jene) nahten, ein plötzliches Geschrei, und warfen viel Geschoſs 277), daſs viel Menschen verwundet wurden. Hierauf, als sie vom Schlosse aus Widerstand leisteten und die Bothschaft in Cäsars gröſseres Lager gelangte, zog er mit drei Legionen ab, und viele wurden, als er ihnen nahe kam, auf der Flucht erschreckt 278), getödtet, mehrere gefangen, worunter zwei 279) — — Auserdem flohen viele ohne Waffen; achtzig Tartschen wurden von diesen zurückgebracht.

Am folgenden Tage kam Arguetius mit rei- 10.
sigem Zeug aus Italien. Er brachte fünf Banner der Saguntiner mit, welche er von den Städtern gewonnen hatte. An seiner Stelle ist er übergangen worden 280), weil Reiter aus Italien mit Asprenas zu Cäsar gekommen waren. In dieser Nacht brannte Pompejus sein Lager ab, und zog gen Korduba. Der König, Namens Indo, der mit reisigem Zeug seine Mannschaft herbeigeführt hatte, ward, als er des Feindes Heerzug hitzig

---

277) clamore repentino, telorumque multitudine iactus facere coeperunt fühlt jeder, wie verworren und unrömisch.

278) fuga perterriti vielleicht infuga. Oder ob: so erschrecht, daſs sie flohen?

279) Lücke!

280) Die Stelle hat keinen Sinn. Ihn herauszklauben, lohnt sich der Mühe nicht.

verfolgte, von den einheimischen Legionariern aufgefangen und getödtet.

11. Tages darauf verfolgten unsre Reiter diejenigen weiter nach Korduba, welche Zufuhr aus der Stadt nach Pompejus' Lager schafften; von diesen wurden funfzig mit ihren Saumthieren gefangen in unser Lager gebracht. An demselben Tage ging Q. Marcius, welcher Kriegstribun des Pompejus gewesen, zu uns über, und in der dritten Nachtwache ward in der Stadt scharf gestritten, und viel Feuer warfen sie [281], so dafs alle Arten von Feuergeweif [282] angewendet wurden. Als diese Zeit vorüber war, floh K. Fundanius, ein Römischer Ritter, aus des Feindes Lager zu uns herüber.

12. Tages darauf wurden von unsern Reitern zwei Soldaten aus der einheimischen Legion gefangen, welche sagten, sie seien Sklaven. Als sie kamen, wurden sie von den Soldaten erkannt, welche vorher bei Fabius und Pedius gewesen, und von Trebonius übergegangen waren. Ihnen ward keine Verzeihung gestattet [283] und sie wur-

---

281) pugnatum est — miserunt. Das Unromische ist nothwendig auch undeutlich.

282) omne genus, quibus — mitti etc. Ebenfalls schlecht im Ausdruck.

283) In der Uebersetzung minder auffallend, als eis ad ignoscendum nulla est data facultas.

den von unsern Soldaten getödtet. Zu derselbigen Zeit wurden Briefbothen aufgefangen, welche von Korduba zu Pompejus gesendet worden, und unvorsichtig in unser Lager gekommen waren. Sie wurden mit abgehauenen Händen entlassen 284). Nach gleicher Gewohnheit brachten die Feinde ziemlich viel Zeit hin mit Feuer und vielem Geschoss, welches sie in der zweiten Nachtwache aus der Stadt warfen, und verwundeten mehrere. Als die Nacht vorüber war, thaten sie einen Angriff auf die sechste Legion, als die Unsern im Gezeug arbeiteten, und fingen scharf zu kämpfen an: ihre Macht wurde von den Unsern zurückgeworfen, wiewol die Städter durch die Höhe geschützt waren. Da diese einen Ausfall thaten, wurden doch die Feinde von unsern tapfern Soldaten zurückgeworfen (obwol sie von der Niederung gehemmt waren) und zogen sich mit vielen Wunden in die Stadt zurück 285).

Am folgenden Tage führte Pompejus von 13.
seinem Lager aus einen Arm nach dem Fluss

---

284) **Missi facti sunt.** Doch nicht ganz im römischer Bedeutung.

285) Wenn auch, wie Morus will, das zweite **tamen** weggestrichen wird, so dass allerdings keine Lücke anzunehmen ist, so verräth sich doch die Verwirrung, welche eben das **tamen** hervorbrachte, hinlänglich. Diese Unklarheit ist durchgängig.

Salsus, und da wenig unsrer Wacht habenden Reiter von mehrern angetroffen wurden, wurden sie von ihrem Posten geworfen, und drei getödtet. An dem Tage bestieg A Valgius, des Rathsherrn Sohn, dessen Bruder in Pompejus' Lager gewesen war, all seine Habe verlassend, ein Pferd und floh. Ein Späher aus der zweiten Pompejischen Legion ward von den Soldaten aufgefangen und getödtet; und um dieselbe Zeit ward eine (glühende Thon-) Kugel 286) gesendet, mit der Aufschrift, an dem Tage, wo man die Stadt einnehmen würde, wolle er seine Tartsche wegwerfen. In dieser Hoffnung arbeiteten einige, weil sie ohne Gefahr die Mauer zu ersteigen und die Stadt zu bemeistern hoffen. Tages darauf an der Mauer, und ein ziemlicher Theil der ersten Mauer ward sturmbar abgetragen 287). — Hierauf, von den Städtern, als wären sie von ihrer Partei, geschont, baten sie die Bepanzerten und

286) G. h. 3. 43. Auch hier ist das **sese** deutlich, wol aber unklar. **Ponere** kann wol wegwerfen so gut seyn, als aufstellen. Unbestimmt ist es immer.

287) **Muri pars deiecta est.** Der in der Uibersetzung gebrauchte Ausdruck ist für dest bréche schiessen, von Zinkgraff in den Apophthegmen gebraucht. s. Lessings Beiträge zu einem deutschen Glossarium in seiner Biographie. Th. 3. S. 168. Uibrigens ist hier eine Lücke!

und die als Zusätzer von Pompejus in die Stadt gelegt waren, zu entlassen. Diesen antwortet Cäsar, er pflege Bedingungen vorzuschreiben, nicht anzunehmen. Als sie nun in die Stadt zurückkamen, und die Antwort überbracht, stritten sie, Geschrei erhebend, Geschoſs aller Art sendend, für die ganze Mauer; weshalb ein ziemlich groſser Theil derer, so in unserm Lager waren, nicht zweifelte, sie würden an dem Tage einen Ausfall thun. So ward ein Kranz herumgezogen und eine Zeit lang heftig gestritten, auch warf eine von den Unsern gesendete Blyde einen Thurm herab; mit diesem fünf darauf befindliche Feinde, und dem Sklaven, der die Blyde zu beobachten pflegte.

14. Als diese Zeit vergangen war, errichtete Pompejus ob dem Fluſs Salsus ein Schloſs, und von den Unsern nicht behindert, rühmte er sich fälschlich, fast auf unsrer Seite Platz gewonnen zu haben. Am folgenden Tage, als er nach derselben Gewohnheit weiter vordrang, wo unsre Reiterwacht stand, wurden einige Geschwader mit Leichtbewaffneten durch einen Angriff geworfen, und wegen der Schwäche unsrer Reiter mit den Leichtbewaffneten zwischen den feindlichen Geschwadern aufgerieben. Dies geschah Angesichts beider Läger, und die Pompejischen rühmten sich um so freudiger, da sie die Unsern, als sie wichen, weiter verfolgt hatten. Wenn sie irgendwo von den Unsern mit glei-

chem gewohnten Tapferkeitsgeschrei empfangen wurden 288), weigerten sie sich wohl des Kampfes.

15. Zumeist ist bei den Heeren das Reitertreffen so gebräuchlich: wenn ein Reiter, mit einem Fufsgänger sich zu messen, das Pferd entläfst, wird er keineswegs ihm gewachsen erachtet. Dies begab sich in diesem Kampfe. Als das aus den Leichtbewaffneten erlesene Fufsvolk, unsern Reitern unvermuthet, zum Kampfe nahte, und dies im Treffen bemerkt wurde, stiegen mehrere von den Pferden. So lieferte in kurzer Zeit der Reiter ein Treffen zu Fufs, der Fufsgänger ein Reitertreffen, so dafs man nahe am Wald metzelte. In diesem Treffen blieben hundert und drei und zwanzig Feinde, mehrere wurden entwaffnet, viele verwundet in das Lager zurückgetrieben; von den Unsern blieben drei, zwölf Fufsgänger und fünf Reiter wurden verwundet. Im Verlauf dieses Tages wurde nach voriger Gewohnheit vor der Mauer gestritten. Als sie ziemlich viel Geschofs und Feuer auf unsre Verteidiger geworfen hatten, schritten sie zu einer grolichen und grausamen That, würgten vor unsern Augen die Gastfreunde, die in

288) ex simili virtute clamore facto. Etwa: wenn die Unsern ebenfalls in ihrer Tapferkeit Vollgefühl Geschrei erhoben. Der Ausdruck ist wie meist, durch Nachäffung der Kürze verunglückt.

der Stadt waren und stürzten sie von der Mauer herab, wie bei Ellendern zu geschehen pflegt. Solches ist bei Menschengedenken nie geschehen.

Gegen das Ende dieses Tages ward von den 16.
Pompejischen, den Unsern unbemerkt, ein Bothe gesendet, sie möchten diese Nacht Thürme und Wall anzünden und in der dritten Nachtwache einen Ausfall thun. Als sie so viel Feuer und Geschoss gesendet, und einen ziemlichen Theil der Mauer niedergeworfen, öffnen sie das Thor, welches dem Pompejischen Lager gegenüber und im Angesicht war, alle Truppen thaten einen Ausfall, und brachten, die Gräben auszufüllen, Geflecht [289]) und Harpunen, die von uns, Winters wegen, aufgeführten Strohhütten niederzureissen und anzuzünden; auserdem Silber und Kleider, damit, während die Unsern beim Beutemachen verweilten, sie metzelnd sich in Pompejus' Schanzen zurückzögen; denn, weil er (Pompejus) glaubte, man könne das Unternehmen ausführen, rückte er die ganze Nacht in Schlachtordnung ob dem Salsusflusse vor. Obwol dies den Unsern unvermuthet geschehen war, warfen sie doch, ihrer Tapferkeit vertrauend, die Feinde mit vielen Wunden in die Stadt zurück, nahmen ihnen Beute und Waffen, fingen einige le-



289) Statt calcatas ist crates von den Auslegern vorgezogen worden.

bendig, welche am folgenden Tage getödtet wurden. Und zu derselbigen Zeit verkündete ein Uiberläufer aus der Stadt, dafs Iunius, welcher in den Minen gewesen, bei Würgung der Städter ausgerufen: „es sei eine Greuelthat und Niederträchtigkeit; denn jene hätten nichts gethan, weshalb sie mit solcher Strafe belegt würden, hätten sie vielmehr an Altäre und Heerd aufgenommen; sie hätten das Gastrecht mit Verbrechen geschändet." Auserdem habe er noch vieles gesagt, wodurch jene erschreckt und vom Würgen abgehalten worden. —

17. So kam am folgenden Tage der Legat Tullius mit Kato dem Lusitaner, und sprach zu Cäsar: „hätten doch die unsterblichen Götter gewollt, dafs ich eher dein, als des Kn. Pompejus Soldat geworden wäre, und diese beharrliche Tapferkeit bei deinem Siege, nicht bei seinem Unglück, bewiese! Nun ist sein trauriger Ruhm dahin ausgeschlagen, dafs wir Römische Bürger, schutzlos, um unsres Vaterlandes kläglichen Untergang, als Feinde hingegeben werden, da wir weder in seiner glücklichen Schlacht sein erstes Glück, noch in der unglücklichen den zweiten Sieg erhalten 290), da wir, so viel Angriffe der

290) Man bemühe sich nicht, diese lächerlich schulerhafte Antithese scharfsinnig zu finden. Scriptorum vitio confusa haec nennt es Iulius Celsus in der bei Morus angef. Stelle ganz richtig.

Legionen bestehend, unter Arbeit bei Tag und Nacht Schwertstreiche und Geschofs erwartend, überwunden und von Pompejus verlassen, von deiner Tapferkeit übermocht, Heil von deiner Gnade heischen, und bitten, dafs du bei der Bürger Ergebung dich so erweisest, wie du dich gegen fremde Völker erwiesen." Wie ich mich, sprach er, fremden Völkern erwiesen, so will ich mich auch bei der Bürger Ergebung erweisen.

Die Gesandten zurückgeschickt, als Tib. 18.
Tullius an das Thor kam, und K. Antonius ihm nicht folgte, kehrt er am Thore um und ergreift den Mann. Als Tiberius dies merkte, zog er sogleich einen Dolch und verwundet ihn an der Hand 291). So flohen sie zu Cäsar zurück. Zu derselben Zeit ging auch der Bannerträger von der ersten Legion über und meldete, an dem Tage des Reitertreffens seien unter seinem Banner fünf und dreifsig Mann geblieben, doch dürfe man in Pompejus' Lager nicht verkündeu, noch sagen, dafs irgend einer geblieben. Ein Sklave, dessen Herr in Cäsars Lager gewesen, und Weib und Sohn in der Stadt gelassen hatte, ermordete den Herrn, und ging so heimlich aus Cäsars Schanzen in Pompejus' Lager, und sendete auf einer Kugel eine Anzeige, wodurch Cäsar berichtet ward, was in der Stadt zur Vertheidigung geschähe. — Nach dem Empfange der

291) Flicken wir nicht an diesem Galimathias!

Anzeige, als die, welche die Kugel mit der Aufschrift zu senden pflegten [292]), in die Stadt kehrten, meldeten darauf Uiberläufer, zwei Brüder aus Lusitanien, welche Rede Pompejus gehalten: „weil er der Stadt nicht zu Hülfe kommen könne, möchten sie sich Nachts von den Feinden weg nach dem Meere hinziehen. Einer habe geantwortet, sie möchten doch lieber zur Schlacht hinabziehen, als ein Zeichen ihrer Flucht geben. Der also gesprochen, sei ermordet worden." Zu derselben Zeit wurden seine Bothen aufgefangen, welche nach der Stadt kamen; ihre Briefe warf Cäsar den Städtern hin; dem, der um sein Leben bat, befahl er, einen hölzernen Thurm der Städter in Brand zu stecken; thäte er dies, so versprach er, ihm alles zuzugestehen. Dies war schwer, den Thurm ohne Gefahr anzuzünden. Als er in dieser Absicht näher kam [293]), ward er von den Städtern erschlagen. In derselben Nacht meldete ein Uiberläufer, Pompejus und Labienus seien aufgebracht über die Ermordung der Städter.

19. In der zweiten Nachtwache fiel einer von unsern hölzernen Thürmen wegen vieles Geschosses von unten bis zum zweiten und dritten Stock. Zu derselben Zeit ward vor der Mauer

---

292) Der Skribler vergißt das Wort im Munde.

293) ita facturus de ligno. Die Uiberbersetzung wollte mindest einen Zusammenhang geben.

scharf gekämpft, und sie zündeten unsern Thurm, wie den obigen an, weil die Städter günstigen Wind hatten 294). Am folgenden Tage stürzte sich eine Hausfrau von der Mauer, sprang zu uns herüber und sprach, sie habe mit ihrer Magd beschlossen, zu Cäsar überzugehen; diese aber sei überwältigt und ermordet worden. Ausserdem wurden in dieser Zeit Täfelchen von der Mauer geworfen, auf welchen geschrieben stand: „L. Minatius an Cäsar. Wenn du mir das Leben schenkst, so will ich, weil von Cn. Pompejus verlassen, wie ich mich ihm erwiesen, so dir an Tapferkeit und Beharrung mich erweisen.“ — Zu derselben Zeit gingen auch Gesandte, welche vorher aus der Stadt gekommen, Cäsarn an, wenn er ihnen das Leben schenkte, wollten sie am folgenden Tage die Stadt übergeben. Diesen antwortete er: „er sei Cäsar und werde Wort halten.“ So nahm er am neunzehnten Februar die Stadt ein und ward Feldhauptmann begrüfst.

Als Pompejus die Uibergabe der Stadt von 20.
Uiberläufern erfuhr, brach er nach Ukubis auf, legte Schlösser umher an, und hielt sich in den Schanzen. Cäsar brach auf und rückte dem Lager näher. Um dieselbe Zeit früh floh ein Bepanzerter von der einheimischen Legion zu uns

294) Ein herrlicher Zusammenhang und Grund! Alles elende Anekdotenjagd!

herüber und meldete, Pompejus habe die Ukubischen Städter berufen, und ihnen befohlen, genau zu erforschen, wer zu seiner Partei gehöre, und wer den Feinden Sieg gönne. — Als diese Zeit vergangen war, wurde in der Stadt, welche eingenommen ward, der Sklav in einer Mine ergriffen, der, wie oben erzält worden ist, seinen Herrn ermordete; dieser wurde lebendig verbrannt. Zu derselben Zeit gingen auch acht bepanzerte Centurionen von der einheimischen Legion zu Cäsar über, und unsre Reiter wurden mit den feindlichen Reitern handgemein, und einige Verwundete von den Leichtbewaffneten blieben. In dieser Nacht wurden drei Kundschafter, Sklaven, und Einer aus der einheimischen Legion ergriffen. Die Sclaven wurden gekreuzigt, der Soldat enthauptet.

21. Am folgenden Tage flohen die Reiter mit den Leichtbewaffneten aus dem feindlichen Lager zu uns herüber. Und um diese Zeit sprengten ungefähr elf Reiter auf unsre Wasserträger los, tödteten einige, und führten andre lebendig fort. Von den Reitern wurden acht Reiter gefangen. Am folgenden Tage liefs Pompejus vier und siebzig, welche Cäsarn Sieg gegönnt haben sollen, mit dem Beil enthaupten; die übrigen liefs er nach der Stadt führen; von diesen entflohen hundert und zwanzig und kamen zu Cäsar.

22. Als diese Zeit vergangen war, reiseten die in der Stadt Ategua gefangenen Bursalovier als

Gesandte mit den Unsern ab, um den Vorfall den Borsaloviern zu berichten, was sie wol zu Kn. Pompejus hofften, da sie Gastfreunde ermorden und viel Verbrechen von denen begehen sähen, welche um Schutzes willen wären aufgenommen worden. Als sie an die Stadt kamen, wagten die Unsern, welche Römische Ritter und Rathsherrn (gewesen) waren [295], nicht in die Stadt zu gehen, ausgenommen die, welche aus der Stadt (gebürtig) waren. Als sie nun gegenseitig Antwort gegeben und erhalten, und zu den Unsern zurückkamen, welche vor der Stadt (geblieben) waren, verfolgten die aus der Besatzung die Gesandten und ermordeten sie; die zwei Uibriggebliebenen, welche entkommen waren, meldeten Cäsarn den Vorfall und sendeten Späher nach Ategua. Als diese nun gewifs erfuhren, dafs so geschehen sei, wie die Gesandten berichtet, entstand ein Auflauf in der Stadt, und man steinigte und legte Hand an den, welcher die Legaten ermordet hatte: durch seine Schuld seien sie verloren. So, kaum der Gefahr frei, erbat er von den Städtern die Erlaubnis, als Gesandter zu Cäsar abzugehen, ihm wolle er Genugthuung leisten. Nach erhaltener Erlaubnis, dort abgereiset, eine Bedeckung, die ziemlich

295) Das Eingeschlossene hat der Schreiber: das andre ist das nöthige. Beides liefs sich hier zur Andeutung verbinden.

stark war, aufgebracht, und Nachts trüglich in die Stadt aufgenommen, ermordete er viele, und, die Vornehmsten, welche ihm entgegen waren, umgebracht, bekam er die Stadt in seine Gewalt. Als diese Zeit vorüber war, meldeten übergelaufene Sklaven, die Güter der Städter würden verkauft, niemand dürfe anders als entgürtet 296) aus dem Walle gehen; und deshalb flöhen viele, seitdem Ategua gefallen wäre, von Furcht erschreckt nach Bäturien, und hofften auf keinen Sieg mehr; wenn einer von den Unsrigen überginge, würde er unter die Leichtbewaffneten geworfen und erhalte nicht mehr als sechzehn (Asses).

23. In der folgenden Zeit schlug Cäsar sein Lager an des Feindes Lager auf, und führte einen Arm bis zum Flusse Salsus. Indem hier die Unsern in der Arbeit begriffen waren, stürzten mehrere Feinde von der Höhe herab, und, da die Unsern ihnen nicht wehrten, verwundeten sie mehrere mit vielem Geschofs. Doch hier wichen, wie Ennius sagt, die Unsern ein wenig. Da also gegen Gewohnheit von den Unsern bemerkt wurde, dafs sie wichen, so stellten zwei Centurionen aus der fünften Legion über den Flufs setzend die Schlacht wieder her; und als sie mehrere scharf und ausnehmend tapfer fort-

296) d. i. ohne Waffen mit herab fliefsendem Kleid.

trieben, fiel der Eine von ihnen durch eine Menge Geschosse von der Höhe 297). Als nun dieser 298) so das Treffen gleich zu machen suchte und sich überall umringt sah, gibt er im Vorschreiten aus. Da man nun hier und da von des Mannes Falle hörte und viele Feinde herbeiliefen, setzten unsre Reiter in einer niedern Gegend über und trieben die Feinde nach dem Walle. Indem sie so hitzig innerhalb der Schanzen sie niederzumetzeln suchen, werden sie von Geschwadern und Leichtbewaffneten abgeschnitten. Wären diese nicht höchst tapfer gewesen, so wären sie lebendig gefangen worden; denn auch durch die Schanze waren sie so beengt, dafs ein Reiter, aus Mangel an Raum, sich kaum verteidigen konnte. Von diesen wurden mehrere in beiden Arten des Gefechts verwundet, worunter auch Klodius Aquitius war. Unter diesen wurde so nahe gestritten, dafs, ausser zwei Centurionen, welche sich übermüthig erhoben, keiner von den Unsern vermifst wurde.

Am folgenden Tage kamen von Sorikaria 24.
her Truppen von beiden Theilen zusammen. Die Unsern führten ihre Aerme fort. Als Pompejus merkte, dafs er durch ein Schlofs von

297) Wieder in wenig Worten viel Unklarheit und Schülerhaftigkeit!

298) Es nämlich nicht der Erlegte, wie die Stellung des Worts zeigt, sondern der Andre.

Asparia abgeschnitten wurde, welches von Uxubis fünftausend Schritte liegt, so forderte dies nothwendig, dafs er zum Kämpfen herabzöge; doch gab er sich nicht auf ebenem Boden, sondern nahm von einer Höhe einen grofsen Hügel ein, so dafs er nothwendig einen unkommlichen Ort zu betreten gezwungen wurde. Als hierauf die Truppen beiderseits den vorragenden Hügel zu gewinnen trachteten, wurden sie von den Unsern abgewehrt und in die Ebene geworfen. Diss machte uns das Treffen glücklich. Da aber die Feinde allenthalben wichen, waren die Unsern sehr im Gemetzel begriffen. Ihnen gereichte der Berg, nicht Tapferkeit, zum Heil: auch dieses Rettungsortes wären sie, wofern es nicht Abend geworden, von Wenigen der Unsern, wie aller Hülfe beraubt worden. Denn von den Leichtbewaffneten blieben drei hundert vier und zwanzig, von den Legionariern hundert acht und dreifsig, die ausgenommen, deren Waffen und Rüstungen mitgebracht wurden. So wurde durch diese Strafe der Feinde der Untergang zweier Centurionen Tages vorher gerächt.

25. Am folgenden Tage als nach gleicher Gewohnheit seine Besatzung an denselben Ort kam, befolgten sie ihre alte Einrichtung; denn, ausser den Reitern, wagten sie nicht auf ebenem Platze sich an einander. Als die Unsern in der Arbeit waren, sprengten die Reiter zusammen, und da die Legionarier zugleich riefen und einen Platz

forderten, damit die zu verfolgen Gewöhnten glauben könnten, sie seien zu fechten bereit, rückten die Unsern aus einem niedern Tobel weit vor, und hielten auf der Ebene an unkommlichem Platze. Doch wagten jene unstreitig nicht auf ebenen Platz zum Kampfe herabzukommen, Einen ausgenommen, Antistius Turpio, welcher, seiner Kraft vertrauend, rühmte, ihm sei keiner aus den Feinden gleich. Hier, wie man von Achilles' und Memnon's Zweikampfe erzält, trat Q. Pompejus Niger, ein Römischer Ritter aus Italika aus unserm Treffen zum Kampfe hervor. Weil des Antistius Wildheit alle Aufmerksamkeit von der Arbeit auf das Zusehen gezogen hatte, wurden die Treffen gestellt; denn zwischen den vorzüglichsten Kämpfern war der Sieg zweifelhaft, so dafs der beiderseitige Kampf fast das Ende des Krieges zu entscheiden schien. So war jeder begierig und eifrig für seine Partei — 299) — wurde für den Willen erfahrner Männer und Gönner gehalten. Als sie nun mit frischer Tapferkeit zu fechten sich auf die Ebene begaben, und das vorschimmernde ausgezeichnet schöne Bildwerk der Tartschen, deren — — wäre der Kampf gewifs fast unterbrochen worden, wenn nicht wegen der Reiter — — Zutritt, wie wir oben gezeigt haben, die Leichtbewaffneten zur Bedeckung nicht

299) Hier und in der Folge Lücken!

fern vom Lagergezeug gehalten hätten. Wie die Feinde die Unsern auf dem Rückzuge nach dem Lager hitziger verfolgen, griffen alle mit Geschrei an. So von Furcht erschreckt, weil auf der Flucht, zogen sie sich mit vielem Verlust in das Lager zurück.

26. Cäsar schenkte dem Kassischen Geschwader wegen seiner Tapferkeit dreizehn tausend Sesterzier, dem Präfekt fünf guldne Ketten, den Leichtbewaffneten zehn tausend Sesterzier. An diesem Tage gingen A. Bäbius, und K. Flavius, und A. Trebellius, Römische Ritter aus Asti fast mit Silber bedeckt zu Cäsar über; diese meldeten, alle Römische Ritter, welche in Pompejus' Lager wären, hätten sich verschworen, überzugehen; auf Anzeige eines Sklaven wären alle in Gewahrsam gebracht worden; von diesen wären sie, da sie Gelegenheit gefunden, übergegangen. Ebenfalls wurde an dem Tage ein Brief aufgefangen, welchen Ku. Pompejus nach Ursao sendete: „Seid ihr gesund, so freue ich mich, ich bin es. Obwol, vermöge unsres Glückes, wir nach Wunsch die Feinde bisher abgewehrt haben, so hätte ich doch, wenn sie sich auf ebenem Platze finden liessen, schneller, als ihr meinet, den Krieg beendigt. Aber ihr Heer Neugeworbener wagen sie nicht in das Blachfeld herabzuführen, und noch auf unsre Mittel pochend, verlängern sie den Krieg; denn fast alle Gemeinden haben sie umlagert, und daher ziehen sie

ihre Zufuhr. Darum will ich die uns günstigen Gemeinden erhalten, und den Krieg mit erster Gelegenheit beenden. Ich bin gesonnen, euch Kohorten zu schicken. Gewiss, wenn sie auch unsre Zufuhr verlieren, werden sie nothwendig zum Kampfe herabkommen."

In der folgenden Zeit, als die Unsern un- 27.
besonnen in der Arbeit begriffen waren, wurden einige Reiter in einem Oelwalde, während sie holzen, getödtet. Sklaven kamen herüber und meldeten, seit dem Treffen bei Soritis am dritten März sei eine grosse Furcht, und Attius Varus befehlige die Schlösser umher. An dem Tage brach Pompejus auf und hielt Hispalis gegenüber in dem Oelwalde. Ehe Cäsar eben dahin abging, schien um die sechste Stunde der Mond. Da nun von Ukubis aufgebrochen worden war, liess Pompejus die Schanze, die er verliess, niederbrennen und, die Stadt abgebrannt, alle in das gröseere Lager sich zurückziehen. In der folgenden Zeit, als Ventisponte belagert worden und gefallen war, zog er nach Karruka, und lagerte Pompejus gegenüber. Pompejus ängstete die Stadt an, weil sie seiner Besatzung die Thore verschlossen hatte; und ein Soldat, der seinen Bruder im Lager ermordet hatte, ward von den Unsern aufgefangen und gestäupt. Von hier zog er ab, kam auf das Mundische Blachfeld und lagerte Pompejus gegenüber.

28. Am folgenden Tage, als Cäsar mit seinen Truppen ausziehen wollte, wurde von Spähern verkundschaftet. Pompejus stehe seit der dritten Nachtwache in Schlachtordnung. Auf diese Nachricht pflanzte er das Banner auf. Dann, deshalb hatte er seine Truppen ausgeführt, weil sie der Umwohnenden Gemeinde günstig gewesen wären. Vorher hatte er geschrieben, „Cäsar wolle nicht in den Tobel herabkommen, weil er gröstentheils ein Heer von Neugeworbenen habe." Dieser Brief ermuthigte die Städter sehr. Also, auf diese Meinung pochend, wähnte er, alles thun zu können; denn ihn schützte des Orts Lage und der Stadt Schanze, wo er sein Lager hatte. Denn, wie wir oben zeigten, waren Hügel daselbst, und keine Ebene durchschnitt sie.

29. Auf keine Weise beliebt uns zu verschweigen, was in diese Zeit fiel 300). Zwischen beiden Lagern war eine Ebene, ungefähr fünftausend Schritt, so daſs Pompejus' Hülfsmacht durch zweierlei verteidigt wurde, durch der hohen Stadt und des Orts Lage. Von dort aus lief die nahe Ebene gerade aus in gleicher Richtung; vor ihrem Auslaufpunkte war ein Bach, welcher für ihren Anlauf den Platz höchst unkommlich machte; denn

300) Welcher lächerliche Uibergang.

denn er rann rechts in sumpfigem und morastigem Boden. Und Cäsar, als er die gerade Schlachtstellung sah, zweifelte nicht, dafs die Feinde mitten auf der Ebene auf geradem Boden zum Kampfe vorrücken würden. Das war vor aller Augen. Dazu kam, dafs der Ort die Reiterei durch die Ebene noch verschönte [301]) und des Tages sonnenhafte Heiterkeit; so dafs von den unsterblichen Göttern ein wunderbares und wünschenswerthes Wetter zu diesem Treffen verliehen schien. Die Unsrigen freuten sich, einige fürchteten auch, weil die Sache und das Schicksal aller nun so gestellt war, dafs, was nach einer Stunde der Zufall verhängen möchte, zweifelhaft war. Also rückten die Unsern zum Kampfe vor, was wir auch von den Feinden erwarteten; doch diese wagten nicht weiter, als tausend Schritte von der Schanze der Stadt vorzurücken, wo sie denn nahe an der Mauer zu streiten beschlossen. Also rücken die Unsern vor. Zuweilen forderte des Orts ebene Lage die Feinde auf, dafs sie auf solche Weise nach dem Siege strebten [302]); doch wichen sie nicht von ihrer Ge-

---

301) Morus will adiuuaret für ornaret. In der Stellung der Worte bleibt immer eine Unbeholfenheit, und zu dem Folgenden paßt ornaret besser.

302) Aequitas loci aduersarios ef-

wehrhaft, von der Höhe, oder der Stadt abzugehen. Als die Unsern Schritt für Schritt dem Bache näher kamen, deckte sich der Feind immerfort mit dem unkommlichen Platze 303).

30. Das Treffen bestand aus dreizehn Adlern, war an den Seiten von der Reiterei gedeckt mit sechs tausend Leichtbewaffneten; auserdem kamen fast noch einmal so viel Hülfsvölker dazu. Unsere Macht 304) (bestand) aus achtzig Kohorten und acht tausend Reitern. Als so die Unsern auf der äussersten Ebene auf unkommlichen Boden kamen, stand der Feind oben wehrhaft, so dass aufwärts zu ziehen und überzugehen 305) sehr gefährlich war. Da dies Cäsar bemerkte, steckte er den Platz ab, um nichts unbesonnen durch seine Schuld zu veranlassen. Als dies den Soldaten zu Ohren kam, waren sie unwillig und

---

flagitabat, vt tali conditione. Welche das Latein dieses Schriftstellers verteidigen wollten, würden hier vielleicht einen Gräcismus finden, wo ich lieber Unklarheit anerkenne.

303) patrocinari loco iniquo, wäre, wenn bräuchlich, doch mindestens gesucht.

304) Praesidium überhaupt für Heeresmacht ist auch nicht in diesem Zusammenhange gewöhnlich.

305) vt transeundi superius iter vehementer esset periculosum. Ist doch wol ziemlich ungelenk.

erbittert, dafs man sie so hemmte, das Treffen nicht zu vollenden. Dieser Verzug machte die Feinde muthiger, (weil sie glaubten) Cäsars Truppen möchten vor Furcht kein Treffen wagen. So an unkommlichem Orte sich überhebend gaben sie sich blofs, doch so, dafs man nur mit grofser Gefahr ihnen beikommen konnte. Hier standen die aus der zehnten Legion auf ihrem Platze, dem rechten Flügel, auf dem linken die dritte und fünfte, dann die übrigen Hülfstruppen und der reitige Zeug. Das Treffen hebt mit Geschrei an.

Wiewol hier die Unsern an Tapferkeit über- 31.
legen waren, vertheidigten sich doch die Gegner von der Höhe sehr hitzig; beiderseits war heftiges Geschrei, und durch das geworfene Geschofs ein Gewühl, dafs fast die Unsern am Siege verzweifelten; denn Gewühl und Geschrei, wodurch die Feinde vorzüglich erschreckt werden, waren ganz vergleichbar. Also, da beide gleichen Muth in das Treffen brachten, wurde durch Wurfspiesse die Feindesmenge haufenweise durchbohrt und fiel. Den rechten Flügel nahmen, wie gezeigt, die aus der zehnten Legion ein; und, wiewol ihrer wenig waren, schreckten sie doch die Feinde sehr durch ihre Tapferkeit, weil sie ihrerseits den Feind heftig drängten, so dafs die feindliche Legion, damit nicht die Unsern von der Seite her sie übermeisterten, auf den rech-

ten Flügel zu Hülfe übergeführt wurde. Als der sich nun bewegte, drängte Cäsars Reiterei den linken Flügel. Aber diese fochten tapfer, daſs kein Hülfstrupp in dem Treffen aufgeführt werden konnte. Als nun so mit dem Geschrei sich Aechzen mischte, das Schwertergeklirr ertönte, wurden der Unerfahrnen Gemüther von Furcht befangen. Hier ward, wie Ennius sagt, Fuſs an Fuſs gestemmt, Waffe an Waffe gerieben, und heftig kämpfend trieben die Unsern den Feind; diesem diente die Stadt zum Rückhalt. Am Bacchusfeste selbst geworfen und geschlagen würden sie nicht (die Schlacht) überlebt haben, wenn sie nicht dahin zurückgeflohen wären, von wo sie ausgegangen waren. In dieser Schlacht blieben ungefähr dreiſsig tausend Menschen und etwas darüber; auserdem Labienus, Attius Varus; beide Gebliebene wurden feierlich bestattet. Auch (blieben) an drei tausend Römische Ritter theils aus der Hauptstadt, theils aus der Provinz. Von den Unsern wurden auf tausend vermiſst, theils Fuſsvolk, theils Reiter; verwundet waren fünfhundert. Dem Feinde wurden dreizehn Adler abgenommen und Banner und Stockenbündel; auserdem wurden siebzehn Führer gefangen. Solchen Ausgang nahm die Sache.

32. Da (die Feinde) auf dieser Flucht die Stadt Munda zum Schutzort wälten, muſsten die Un-

rigen nothwendig sie umwallen. Von feindlichen Waffen 306) — statt Rasens wurden Leichname aufgehäuft, Tartschen und Wurfspiesse statt Walles — darauf Todte und Schwerter und Dolche und Menschenköpfe aufgereiht, sämmtlich nach der Stadt hin gewendet — den Feinden furchtbar, als Zeichen der Tapferkeit — aufgesteckt sähen, und die Feinde mit einem Wall umgeben würden. So umgaben die Gallier die Stadt über Feindes Leichen, und bestürmten sie mit Wurfhaken und Speeren. Aus dieser Schlacht floh der junge Valerius mit wenig Reitern nach Korduba, und berichtete dem Sex. Pompejus, der in Korduba war, den Vorfall. Hierauf vertheilte er, was er an Geld bei sich hatte, unter seine Reiter, den Städtern sagte er, er reise um Friedens willen zu Cäsar; und in der zweiten Nachtwache ging er aus der Stadt. Kn. Pompejus aber ging mit wenig Reitern und einigem Fusvolk auf der andern Seite zu seiner Seemacht nach Karteja, welche Stadt von Korduba elfhundert und siebzig Schritte liegt. Da er an den achten Meilenzeiger kam, sendete P. Kalvitius, vorher Befehlhaber in Pompejus' Lager, einen Bothen, man möchte ihm, da er sich eben nicht wohl befände, einen Tragesessel schicken, damit er nach der Stadt ge-

306) Alles hier und in der Folge lückenhaft!

tragen würde. Auf diese schriftliche Nachricht wird Pompejus nach Karteja geschafft. Die auf seiner Seite waren, kamen in das Haus, wo er hingeschafft worden war (sie glaubten, er sei heimlich gekommen) um ihn über den Krieg und seine Absichten zu befragen. Da nun viel zusammen gekommen waren, floh Pompejus von dem Tragvessel in ihren Schutz 307).

33. Cäsar kam aus der Schlacht vor dem belagerten Munda nach Korduba. Die aus dem Gemetzel dahin geflohen waren, nahmen die Brükke weg. Als man dahin kam, schmähten sie und riefen, unserer seien nur wenig aus dem Treffen übrig; wohin wir denn flüchteten? So stritt man um die Brücke. Cäsar setzte über den Fluss und schlug ein Lager auf. Skapula, das Haupt des ganzen Aufruhrs der Sklaven und Freigelassenen, berief, als er aus der Schlacht nach Korduba kam, Sklaven und Freigelassene, errichtete sich einen Scheiterhaufen, liefs sich ein reiches Mal auftragen, das beste Zeug anlegen, verschenkte Geld und Silber an die Sklaven. Er speisete bei Zeiten, goss Nardenöl über sich. So liefs er endlich einen Sklaven und einen Freigelassenen, der sein Beischläfer gewesen war, den einen sich ermorden, den andern den Scheiterhaufen anzünden.

---

307) Stete Verwirrung!

Die Städter aber, sobald Cäsar sein Lager 34.
der Stadt gegenüber schlug, entzweiten sich so, daſs das Geschrei fast in unser Lager drang, zwischen den Cäsarischen und Pompejischen. Hier waren Legionen aus Überläufern ausgeschrieben; zum Theil Sklaven der Städter, von Sex. Pompejus entlassen, welche bei Cäsars Anzug herabkamen [308]). Die dreizehnte Legion fing an die Stadt zu vertheidigen; denn, als sie schon sich wehrten, nahmen sie Thürme und Mauern zum Theil ein. Aufs neue sendeten sie Gesandte an Cäsar, daſs er ihnen Legionen zu Hülfe hineinsendete. Als die Flüchtlinge dies merkten, zündeten sie die Stadt an. Von den Unsern übermocht, wurden sie getödtet, zwei und zwanzig tausend Mann, die ausgenommen, welche ausser der Mauer umkamen. So bemeisterte sich Cäsar der Stadt. Indem er sich hier aufhält, thaten die, wie oben gesagt, nach dem Treffen Umschanzten, einen Ausfall, und wurden, ziemlich viel getödtet, in die Stadt zurückgetrieben.

Als Cäsar nach Hispalis zog, kamen Ge- 35.
sandte um fürzubitten. Da er so versprach, die

---

308) Morus will **defendere**. Da ausserdem noch zu ändern wäre, und, einmal alles verfehlt, nichts gewonnen würde, so bin ich der gewöhnlichen Lesart gefolgt, die durch Folgerung denselben Sinn geben kann.

Stadt zu schützen, sendet er den Legaten Kanizius mit Besatzung hinein. Er selbst lagert vor der Stadt. Die Pompejischen hatten ziemlich viel Anhang, der Cäsars Besatzung unwillig aufnehmen sah 309) — nehmlich einen gewissen Philo, der der Pompejischen heftigster Verteidiger war. Dieser war in ganz Lusitanien bekannt. Er zog, der Besatzung unbemerkt, nach Lusitanien, und besprach sich daselbst am Lenius mit Cäcilius Niger, genannt Barbarus, der ziemlich viel Lusitanier auf seiner Seite hatte. Wiederum wird er Nachts über die Mauer in Hispalis aufgenommen; sie ermorden die Besatzung und die Wache, sperren die Thore, fangen von neuem an zu fechten.

36. Während dieser Vorfälle meldeten wiederum Kartejische Gesandte, daſs sie Pompejus in der Gewalt hätten. Weil sie vorher Cäsarn die Thore versperrt hatten, glaubten sie durch diesen Dienst ihr Vergehen unschädlich zu machen. Die Lusitanier stritten unaufhörlich in Hispalis. Als nun Cäsar sahe, daſs, wenn er die Stadt einzunehmen trachte, verworfenes Volk sie anzünden und die Mauern zerstören würde, so lieſs er, nach nächtiger Berathung, die Lusitanier einen Ausfall thun. Darin sahen sie keine Absichtlichkeit. So fielen sie aus und zündeten die Schiffe

309) Lücke!

auf dem Bätisflusse an. Indem unsre Krieger von der Feuersbrunst aufgehalten wurden, fliehen jene, und werden von den Reitern zusammengehauen. Hierauf, als die Stadt wieder gewonnen war, zog er nach Asta, von wannen Gesandte wegen der Uibergabe kamen; auch die Mundischen, welche nach der Schlacht in die Stadt geflohen waren, ergaben sich zumeist, da sie lange umlagert wurden; und, da sie unter eine Legion vertheilt waren, verschworen sie sich, Nachts auf ein gegebenes Zeichen einen Ausfall aus der Stadt zu thun, indefs jene im Lager metzelten. Dies entdeckt, wurden in der folgenden Nacht in der dritten Nachtwache, nachdem die Losung gegeben, alle ausserhalb des Walles zusammengehauen.

Die Karteſischen Anführer geriethen, indefs 37.
Cäsar auf dem Zuge die übrigen Städte einnimmt, in Zwist über Pompejus. Ein Theil hatte Gesandte an Cäsar geschickt, ein andrer begünstigte Pompejus. Sie empören sich, nehmen die Thore weg; es wird ein grofs Gemetzel; Pompejus besetzt verwundet zwanzig Hauptschiffe und flieht. Didius, der zu Gades die Flotte befehligt hatte, erhielt Nachricht, verfolgte ihn alsbald — Fufsvolk und Reiterei setzten schnell nach — am vierten Tage ist die Fahrt vollendet, und er holt sie ein. Weil sie unbereitet von Karteja ohne Wasser abgereiset waren, le-

gen sie an das Land. Indem sie Wasser holen, kommt Didius mit der Flotte entgegen, zündet die Schiffe an, nimmt einige weg. Pompejus flieht mit Wenigen, und gewinnt einen von Natur festen Platz.

38. Die Reiter und Kohorten, welche zum Verfolgen entsendet waren, werden durch vorausgesendete Späher benachrichtigt. Tag und Nacht ziehen sie. Pompejus war an der Schulter und dem linken Beine heftig verwundet. Dazu kam, daſs er sich auch den Knöchel vertreten hatte, was ihn sehr hinderte. So ward er in einem Tragsessel vom Thurme, wo er hingetragen worden war, herabgetragen. Die Lusitanier werden nach Kriegsbrauch, als sie von Cäsars Besatzung erblickt wurden, schnell von Reiterei und Kohorten eingeschlossen. Dem Orte war schwer beizukommen. Denn, weil er von unserer Besatzung neben den Seinen erblickt worden war, nahmen sie schnell den von Natur festen Ort ein, den Pompejus gewonnen hatte, wiewol die in groſser Menge hingeführten Männer von der Höhe her ihn verteidigen hätten können 310). Beim Anrücken werden die Un-

310) Auch so ist doch die Stelle unklar, wenn man auch **possent** für **potuissent** nimmt, wie hier geschehen konnte, da der Schriftsteller es mit allem nicht eben genau nimmt.

sern mit Geschoſs zurückgetrieben; als diese wichen, verfolgten die Feinde hitziger und bemuseten sie alsbald, weiter vorzudringen. Da dies öfter geschah, bemerkte man wohl, daſs es für uns sehr gefährlich sei. Er [311]) umschanzte den Ort mit Gezeug, aber in gleicher und schneller Eil [312]) führen sie die Verschanzungen auf dem Loche geradeaus, so daſs sie gleiches Schritts mit den Feinden sich einlassen konnten. Da diese dies merkten, suchten sie Schutz in der Flucht.

Pompejus wurde, weil, wie oben gesagt, 39.
verwundet und verrenktes Fuſses, im Fliehen gehindert; auch konnte er, wegen des Ortes Schwierigkeit weiter zu Pferde, noch zu Wagen sich retten. Allenthalben metzelten die Unsern, da die Schanze erstürmt [313]) und alle Hulfe verloren war. Pompejus aber verbarg sich in einem Tobel, an einem ausgehölten Platze, wie in einer Höle, so daſs er nicht leicht von den Unsern gefunden worden wäre, wenn nicht die Gefangenen es angezeigt hätten. So wurde er

---

311) Er? Vermuthlich Cäsar.

312) Celeri festinatione. Will man tadeln, so bedenke man, daſs celer u. schnell durch κελλω verwandt sind, und tadle etwa den Schriftsteller.

313) Exclusa munitione läſst diesen Sinn ungefähr errathen.

daselbst getödtet. Als Cäsar in Gades war, warfe am zwölften April das Haupt nach Hispalis gebracht und dem Volke zur Schau gestellt.

40. Als der junge Kn. Pompejus todt war, zog sich Didius, von welchem oben gesprochen wurde, dessen froh, in das nächste Schloss zurück und zog einige Schiffe zum Ausbessern an das Land. Die Lusitanier, welche nach der Schlacht übrig waren, zogen sich zu ihrem Banner zurück, und, eine ziemlich starke Mannschaft gesammelt, begeben sie sich wieder zu Didius. Wiewol dieser die Schiffe nicht sorglos schützte, wurde er doch durch ihre häufigen Streifereien oft aus dem Schlosse gelockt, und so legen sie in fast täglichen Gefechten Hinterhalt und theilen sich in drei Haufen. Einige waren bereit, die Schiffe anzuzünden, und, wenn sie angezündet wären, den Zuzug abzuwehren. Diese waren so gestellt, dass sie, von Keinem bemerkt, zu jedem Kampfe herbeikamen. Da so Didius, den Feind abzuwehren, mit seiner Mannschaft aus dem Schlosse rückte, wird von den Lusitaniern das Banner erhoben, die Schiffe angezündet, und, während die, so aus dem Schlosse zum Kampfe ausgerückt waren, auf dasselbe Zeichen die fliehenden Schächer verfolgen, fällt der Hinterhalt mit erhobenem Geschrei ihnen in den Rücken. Didius wird bei grosser Tapferkeit mit mehreren

getödtet; einige nehmen nach dem Gefechte Nachen, welche am Ufer standen; mehrere retten sich ebenfalls schwimmend in die Schiffe, welche auf dem Meere hielten; die, Anker gelichtet, ruderten sie fort. Dies rettete sie. Die Lusitanier machen Beute. Cäsar kehrt von Gades nach Hispalis zurück.

41. Fabius Maximus, den er vor Munda gelassen hatte, um mit stetem Geseug die Festung zu belagern 314) — und die Feinde rings abgeschnitten beschliefsen unter sich — nach starkem Gemetzel — thun einen Ausfall. Die Unsern lassen sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Stadt wieder zu bekommen und fangen die Uibrigen lebendig, vierzehn tausend, und ziehen dann nach Ursao; diese Stadt war mit einer grofsen Schanze umgeben, so dafs der Ort selbst nicht blofs durch Gesetug, sondern auch von Natur erhaben, den Feind von der Belagerung abwehrte. Dazu kam, dafs, ausser in der Stadt Munda selbst, nirgends umher auf achttausend Schritte Wasser vorhanden war. Dies half den Städtern sehr. Dann kam auch dies dazu, dafs Schutt und Holz, woraus die Thürme gemacht werden, auf sechstausend Schritte nicht gefunden ward. Und Pompejus, um die Belagerung der Stadt sicherer zu machen, hatte alles Holz um die Stadt herum

314) Lücken!

fällen und einfahren lassen. So mußten nothwendig die Unsern von dem zunächst eingenommenen Munda Holz dahin schaffen.

42. Während dies vor Munda und Ursao vorgeht, beruft Cäsar, als er von Gades nach Hispalis zurückgekommen war, am folgenden Tage, eine Versammlung, erwähnt: „daß er im Anfange seiner Quästur diese Provinz vor allen sich bestimmt, und ihr, soviel er damals gekonnt, Dienste erwiesen. Als mit der folgenden Prätur sein Ansehen sich gemehrt, habe er die vom Metellus aufgelegten Schosse vom Senate erbeten, und die Provinz von diesem Gelde befreit 315); zugleich sie in seinen Schutz genommen, und durch viele Gesandtschaften an den Senat, öffentliche und besondere Angelegenheiten mit Zuziehung vieler Feindschaft vertheidigt; selbst abwesend, während seines Konsulats, habe er ihr, wo er nur gekonnt, Vortheile zufließen lassen. Daß sie, all dieser Vortheile uneingedenk, und gegen ihn, wie das Römische Volk undankbar seien, habe er in diesem Kriege und in der vergangenen Zeit wohl eingesehen. Ihr, denen gesell-

315) Ohne Spitzfindigkeit konnte man aus diesen Worten gerade den entgegengesetzten Sinn ziehen. Sie sind absichtlich in der Uibersetzung gleich schwankend gelassen. Er habe, meint er, ihnen das Geld erspart und um Erlaß angesucht.

schaftliches Recht und bürgerliche Verfassung der Römer bekannt war, habt, wie Ausländer, an die heilige Obrigkeit oftmals Hand angelegt, und an hellem Tage mitten auf dem Markte ruchlos Kassius umbringen wollen. Ihr habt stets den Frieden so gehaßt, daß zu aller Zeit das Römische Volk in dieser Provinz Legionen halten mußte. Bei euch gelten Wohlthaten für Uibelthaten, und Uibelthaten für Wohlthaten. So habt ihr niemals weder Eintracht in Frieden, noch Tapferkeit im Kriege behaupten können. Der junge Kn. Pompejus als Privatmann von euch aufgenommen, riß den Oberbefehl und die Steckenbündel an sich; viele Bürger getödtet, sammelte er Hülfe gegen das Römische Volk; auf euren Antrieb hat er die Aecker und die Provinz gewüstet. Wie möchtet ihr so Sieg erwarten? Sahet ihr nicht, daß, wenn ich vernichtet wäre, das Römische Volk zehn Legionen hatte, welche nicht allein euch widerstehen, sondern auch den Himmel stürmen könnten? 316) Durch ihren Ruhm und ihre Tapferkeit! — —

316) Eine ziemliche Aufschneiderei zu guter letzt!

## Bruchstück. 317)

Denn langwieriger Krieg fordert Frieden, Arbeit Ruhe, Siege Siegespracht; nicht zwar jene (Siege) über die Bürger, sondern über die Feinde, wovon wir vorher gesprochen. Wie möchte aber der siegprangen, oder wie ruhen, wovon geschrieben ist, der nichts für gethan hielt, wenn noch etwas übrig war? Pompejus' des Grosen Söhne hatten beide Hispanien eingenommen — ihnen folgte aber zwar nicht des Vaters Tapferkeit, doch grose Gunst und väterlicher Ruhm — Kneus und Sextus. So hatte für Einen das Glück zwei Pompejer eingesetzt. Der ältere, Kneus, dem mehr Betriebsamkeit einwohnte, hatte sich an der Treue und dem Schutz aller Gemeinden His-

317) Nach Vossius soll es von Iul. Celsus seyn. Jungermann fand es in einer Handschrift des Cujacius anonym, in einer andern des Petavius unter dem Namen Petrarca.

Hispaniens geflüchtet, und durch Bitten, Klagen über sein Geschick, Erneuerung des Andenkens an seinen Vater bewirkt, daſs ihm schon viel Willkühr gewonnen war, und er, nicht nur mit Bitten, sondern auch mit Gewalt ein Heer gesammelt, die Provinz zu wüsten anfing, so daſs allmälich, die anfangs ihm günstig gewesen, gehässig zu werden anfingen. Diesen neuesten Kriegesauftritt glaubte Cäsar nicht übersehen zu dürfen und reisete schleunig dahin. Zweierlei kaum glaubliches, wenn man es hört, fiel auf diesem Zuge vor. Denn, auch von der Hauptstadt Rom nach dem fernern Hispanien einen unermeſslichen Weg zurückgelegt, kam er am vier und zwanzigsten Tage dort an; eine Geschwindigkeit, einem Reisenden, ich will nicht sagen, einem Heere zu wünschen! Dies ist groſs; gröſser, was folgt. In diesen wenigen Tagen, unter so vieler Sorge, schrieb er ein Gedicht, betitelt: die Reise, weil er es nämlich auf der Reise schrieb. So hätte er gelernt, die Musen unter die Waffen zu mischen, — und nie müſsig zu seyn. Bei Cäsars erstem Anzug in Hispanien war eine groſse Bewegung der Gemeinden; überallher (kamen) Gesandte zu ihm; überallher Ueberläufer. Denn schon waren die jungen Pompejer verhaſst, oder überlästig, obwol keine Schuld an ihnen war. Doch ist eine alte Sitte der Völker, stets neue Herrn, Neuerungen zu

wünschen; auch war Cäsars Ruhm nicht mit Unrecht über alle emporgewachsen, so daß alle von seinem Glanze eingenommen waren, und den nun selbst zu sehen wünschten, von dem sie so viel Wunders werthes gehört hatten. Gleich beim Anfange ward an des Meeres Mündung selbst, wo das Weltmeer in das Land tritt, und auch unser mittelländisches Meer bildet, zwischen den Legaten, Didius von der einen, Varus von der andern Seite, und von beiden mit dem Unwetter selbst gestritten. Und nicht weniger Gefahr und Schrecken (drohte) von Winden und Wellen, als von Feinden, indem hier die Feinde wütheten, dort die Meere die Wuth und Raserei der Menschen hemmten, beide Flotten Krieg und Schiffbruch litten, zwei Parteien, zwei Meere, doppelte Wuth, zwei Stürme der Elemente und der Menschen (waren). In diesen Tagen wurden von den Cäsarischen zwei Fußgänger gefangen, die sich Sklaven nannten. Cäsar konnte gegen sie seiner Gewohnheit nicht folgen. Ehe sie zu ihm geführt wurden, weil sie von dem Cäsarischen Heere übergegangen waren, wurden sie auch von den Soldaten erkannt, getödtet. Auch Briefboten wurden gefangen, die zu Pompejus nach Corduba gesendet wurden; sie wurden alsbald mit abgehauenen Händen zurückgesendet. Eben so ward ein Pompejischer Späher gefangen und

getödtet. Ich glaube, die durch den Krieg aufgebrachten Soldaten, die ihres Feldhauptmanns Gesinnung und Gnade wohl kannten, hatten dies Mittel erfunden, dafs keiner sein Gesicht sähe, und so keiner entginge. Die Pompejer hatten Korduba inne, Cäsar belagerte es. Da jedoch jene abwesend waren, ward in vielen und grofsen Treffen daselbst gekämpft. Und als eines Tages mit Feuer und Schwert weit heftiger, als gewöhnlich, gestritten ward, stürzten die Städter, Zorn in Wuth gewandelt, die Gastfreunde, die sicher durch altes Gastrecht bei ihnen weilten, vor den Augen des Cäsarischen Heeres, ermordet von den Mauern, als sollte der Sieg durch Grausamkeit, nicht Tapferkeit erworben werden. Ein trauriges, schreckliches Schauspiel! Dies aus dem Gestöhne der Sterbenden vernommen, rief einer, der zum Schutz der Mauer unter der Erde in einer Mine war: „ein grauses Verbrechen und ungeheure Missethat, durch jede Grausamkeit abscheulich habt ihr begangen ohn' alle Ursach. Denn sie verdienten nichts Böses, weil sie nichts Böses gethan; sie hatten sich zu euch, euren Altären und Heerden in unseligem Vertrauen begeben. Das (allen) Völkern heilige Gastrecht habt ihr allein verachtet; und gnügte nur diese Verachtung; durch unmenschliches Verbrechen habt ihr es verletzt." Noch vieles sagte er darüber, wo-

durch die Bürger beschämt dem Morde der Gastfreunde Einhalt thaten. So gilt zuweilen auch Eines Biedermannes Rede unter vielen Bösen; auch unter Feinden findet wackere Gesinnung ihre Ehre. Die Sache ward durch einen Uiberläufer zuerst unter Cäsars Heere bekannt.

Am nächsten Tage kam mit einem gewissen Kato aus Lusitanien ein gewisser Tullius als Gesandter aus der Stadt zu Cäsar. Der erste Theil seiner Rede war der Wunsch, dafs er vielmehr sein im Glück — 518) — als in seinem Elend geleistet hätte. Das Ende aber wär, sie seien von Pompejus verlassen, überwunden von Cäsar, übergeben sich und die Stadt, und bitten, dafs er die besiegten Völkern geschenkte Gnade auch seinen Landsleuten nicht versage. Vieles sprach er noch auserdem, was durch Schuld der Schriftsteller verwirrt kaum verstanden werden kann. Nur dies Eine sieht man, dafs, vieles hinüber und herüber gesagt, die Uibergabe damals nicht vor sich ging. Wuchs, wie zu geschehen pflegt, die Belagerung täglich, und Pompejus leistete nicht die erwartete Hülfe, noch sendete er den Belagerten (Zuzug). Sogar in einer Versammlung soll er gesagt haben, weil er ihnen nicht helfen könnte, sollten sie Nachts, von der Finsternifs be-

518) Lache!

günstigt, dem Feinde entgehen. Als er dies gesagt, soll einer der Umstehenden geantwortet haben, er solle lieber das Zeichen zum Kampfe, als zur Flucht geben. Dieser, der dies gesagt, soll, als hätte er dem Führer Feigheit vorgeworfen, umgebracht worden seyn. Auch dies erfuhr man von Uiberläufern, und drinnen in der Stadt mehrte sich, wie nothwendig ist, die Noth. Eine Hausfrau von der Mauer herabspringend sagte, sie habe mit ihrer Magd zu fliehen beschlossen; jene sei, vielleicht weil der Vorsatz verlautbaret, ermordet worden; sie sei schleuniger Flucht entgangen. Auch Täfelchen von der Mauer geworfen wurden gefunden, worauf buchstäblich so geschrieben war: „L. Munatius dem Cäsar. Schenkst du mir das Leben, so will ich, weil von Pompejus verlassen, wie ich mich ihm tapfer erwiesen, mich auch dir beharrlich bewähren.“ Zugleich kamen auch die Gesandten, welche vorher gekommen waren, zu Cäsar zurück. Ihre Rede war einfach, offen und kurz. „Wenn er ihnen das Leben schenkte, wollten sie am folgenden Tage die Stadt übergeben.“ Diesen antwortete Cäsar kurz nur dies: „ich bin Cäsar, ich halte Wort.“ So geschah, daſs er am neunzehnten Februar die Stadt einnahm. Als dies Pompejus erfuhr, liefs er Hoffnung und Mühe, Korduba zu vertheidigen, brach auf und zog nach der Stadt Uku-

bis. Daselbst, diejenigen berufen, welche er für treu hielt, befahl er, dafs sie sorgfältigst untersuchten, wer ihm und wer Cäsarn zugethan sei. Als ihm dieses gemeldet ward, tödtet er vier und sechzig von denen, welche Cäsarn Sieg gegönnt haben sollten, gleichsam als wäre es ein grofses Verbrechen Cäsarn zu lieben, mit dem Beil. Die Uibrigen schlofs er in die Stadt; von welchen 319) hundert und zwanzig (obwol) bewacht, zu Cäsar übergingen.

Ausserdem wurden in diesen Tagen von den Pompejischen viel Grausamkeiten verübt, als ob sie ahndeten, dafs der Tag des Schicksals ihnen bevorstehe, und — wie bei Menschen wilder Brauch ist — als suchten sie durch fremden Mord Todtenopfer vorauszusenden. Pompejus verhehlte damals seine Grofsmuth und Furcht vor Cäsar. Es ward ein Brief von ihm gefunden, worin enthalten war, dafs Cäsar nicht wage, seine Mannschaft auf das Blachfeld zu führen, weil er seinen Neugeworbenen mistraue; wenn er ihm einmal auf ebenem Platze Gelegenheit gäbe, werde er die Sache über alle Erwartung schnell abmachen; dies erwarte und hoffe er 320). Ausserdem zog er in beiden Hispanien umher, um, wie er sagte, die ihm günstigen

319) Statt equitibus etwa e quibus.
320) Hisp. Krieg. 26.

Städte zu erhalten. Also kam er nach Hispalis und schlug sein Lager der Stadt gegenüber an einem Oelwalde. Von hier aus ging er zu diesen und jenen; auf die lezt blieb er zu Munda, welches das Geschick zu seiner lezten Niederlage erwält hatte. Dahin kam auch Cäsar und nahm sein Lager Pompejus gegenüber. Pompejus hatte an Faustus geschrieben, welcher, so viel sich einsehen läfst, inner der Stadt war: Cäsar wolle nicht mitten in das Thal herabkommen, weil ein grofser Theil seines Heeres Neugeworbene seyn. Dieser Brief erhob die Gemüther der Städter wunderbar. Denn begierig ergreifen alle Sterbliche die Hoffnung, auch bilden sie sich das in der Seele ein, was sie selbst als nicht wirklich, noch möglich einsehen. So süfs ist, ich will nicht sagen, hoffen, sondern denken, was ergötzt. Denn dafs man Unmögliches hoffe, sehe ich nicht ein; gedacht werden aber kann alles. Als Pompejus so sich, so andere tröstete und, wie ich glaube, von grofser Betrübnis beunruhigt einen grofsen Theil der Nacht schlachtrüstig stand, rückte Cäsar, ich weifs nicht wohin, aus dem Lager. Als ihm der Feinde Stand verkundschaftet ward; hielt er und ordnet die Schlacht. Mit grofsem Geschrei gerieth man aneinander, aber mit gröfserm Muth, unaussprechlichem und ungeheuerm Hafs, und es wurde scharf und hartnäckig gestritten, und — was man fast ein

schimpfliches Zeichen menschlicher Gebrechlichkeit nennen möchte. — nirgends war Cäsarn weder mit Feinden, noch Bürgern, der Ausgang so ungewifs, oder die Sache gefährlicher. So dafs, wie Florus sehr schön sagt, das Glück, ich weifs nicht was zu überlegen schien; was war es auch wol anders, als, ob es seinem Freund bis an das Ende mit seltener, ungewohnter Treue begleitete, oder ihn auf dem höchsten Hügel verliefse und zu einem andern übergienge. Und so lange währte diese so wichtige Uiberlegung des Glücks, dafs, als im Verlauf des Treffens der Sieg auf keine Seite ausschlug, und schon der altgedienten Soldaten durch so viel Siege bewährte Mannschaft — ungewohnter Schimpf vor Cäsars Augen! — mälich zurückfloh, und weder von Tapferkeit, noch Schaam, öffentlich zu fliehen zurückgehalten wurde, Cäsar, was er nie vor diesem Tage gethan, bedenklich und mistrauisch zu werden anfing, auch trauriger, als gewöhnlich vor dem Treffen stand, doch so, dafs er seiner Feldherrn Tapferkeit nichts vergab, sondern vom Pferde springend, und einem Wütenden ähnlich in das erste Treffen des Fufsvolkes floh, zurufend, schreiend, beschwörend und ermahnend, und nicht blofs mit Stimme und Augen, sondern mit Hand und Brust der Flucht wehrend, ja die Fliehenden mit Gewalt in das Treffen zurück-

dringend. So groſs war endlich die bebende Erwartung von jenem Tage 321), und so lange des Kampfes Ausgang zweideutig, daſs Cäsar, nach mehreren Schriftstellern, an das Aeuserste gedacht, und zugesehen haben soll, als gedächte er, sich umzubringen. Obwol von denen, welche im Treffen waren, deſs durchaus keine Erwähnung geschehen. Und allerdings ist nicht nur Abwesenden, sondern auch Gegenwärtigen schwer zu bestimmen, was ein jeder bei sich denken möge; ich aber möchte unschwer glauben, daſs, wenn Cäsar für den Sieg fürchtete, er auch zugleich an den Tod dachte. Denn wann und mit welcher Gesinnung hätte der wol einem Jünglinge den Rücken gewendet, der seinen Vater, einen solchen Mann, der so viel Könige, der so viel Anführer, der so viel Völker, nicht bloſs aus Städten, sondern auch Reichen gezwungen den Rücken zu wenden. Allerdings also, wenn er besiegt zu werden fürchtete, wünschte er zu sterben, zu überwinden gewohnt, nicht überwunden zu werden. Ob er aber überwunden zu werden gefürchtet, wer

321) trepidatio lucis illius ist doch, das ängstlich Künstliche des Ausdrucks abgerechnet, nicht mehr.

weiſs es? Doch sagen es Einige und geben es für gewiſs aus. So lange dauerte diese Unentschiedenheit der Dinge, bis fünf feindliche Kohorten von Labienus gerade nach dem bedrängten Lager geführt, und mitten durch das Treffen eilend den Schein der Flucht vorgaben 322). O Glück in allem Ding, wie man glaubt, aber im Kriege am mächtigsten. Cäsar nämlich, ob er wirklich glaubte, sie flöhen, oder ob er, als der verschlagenste Feldherr, nur Leichtgläubigkeit vorgab, drang auf sie, wie auf Flüchtlinge, ein, stärkte den Muth der Seinen, daſs sie meinten, der Feind fliehe, und folgten, benahm ihn aber den Feinden, daſs, weil sie glaubten, die Ihrigen flöhen, sie nun flohen. So erwarb Labienus, von Cäsar abtrünniger Ueberläufer, seines vorigen Feldherrn unerbittlicher Feind, dem er Verderben bereiten wollte, ungehofften Sieg, sich aber den Tod; denn in diesem Treffen fiel er und mit ihm Attius Varus und dreiſsig tausend Mann. Mehrere wären gefallen, wäre die Stadt nicht so nahe gewesen. Auf Seiten der Sieger waren bei dreitausend Mann Todte, mehrere Reiter und Fuſsvolk verwundet. Also ward,

322) Die Darstellung ist hier so unklar, wie im Vorigen zur Unzeit witzig combinatorisch.

als Cäsar die Mauern zu stürmen anfing, ein kläglicher und schrecklicher Wall von Leichnamen gemacht, auf welchen man zum Sturme anlief; diese Leichname hingen durch Geschoss und Dolche, wie mit Kalk verbunden so in einander und gewährten eine Art Mauer [323]). — Geht nun, ihr Elenden, und befleisigt euch der Bürgerkriege, und verderbt euch selbst, indem ihr andre beneidet! Siehe! über eure Leichname hinweg werden die Uibriggebliebenen bestürmt? Wollt ihr noch mehr? fehlt auch jetzt noch eurer Wuth etwas? Will Labienus etwas andres, der so hitzige Verfolger? Auch andre sind auf deinen Antrieb gefallen, Labienus, und du lieget elend, Ein Leichnam mit den andern, obwol ich finde, dass dir und Varus ein Grab bereitet worden. Und weil in dieser Lage die Deinen, glaube ich, nicht Musse dazu hatten, urtheile ich, dies sei dir durch Cäsars Gnade, die er dir freilich nicht schuldig war, geworden. Genug, meine ich, war es, da du, hart-

---

323) murique cuiuspiam officium ministrabant, worauf sie nämlich hinanklommen. Sonst könnte auch officium muri etwa Vormauer seyn. Die folgende Apostrophe ist eine frostige Phrasenspielerei.

nächig, wie du warst, lieber unbegraben liegen mochtest.

Kn. Pompejus an der Schulter und am linken Bein verwundet ging mitten im Gemetzel aus dem Treffen. Diesen, der in einem Tragsessel, weil er weder fahren noch reiten konnte, durch unwegsame Waldungen heimlich und elend floh, und in Hölen sich barg, erreichte noch immer sich wehrend und der elenden Hoffnung Uiberbleibsel hegend, Cäsars Legat, Caesonius bei Lauro — so heifst der Ort — ermordet ihn. Das Haupt wird Cäsarn überbracht, der solcher Geschenke sich nicht zu freuen pflegte. Den Bruder, Sex. Pompejus, soll das Glück in Celtiberien verborgen haben, damit doch ja dem Bürgerkriege nicht Nahrung fehlte. Munda ward zwar nach der Schlacht von Cäsar erstürmt, aber vorher erst viel Blut vergossen. In denselben Tagen wurde auch Korduba wieder erobert: wie dies abgefallen, finde ich nicht. Dort waren grofse Bewegungen, ein grofser Zwiespalt in der Stadt, weil ein Theil zu Cäsarn, der andre zum Feinde sich neigte; als man zu den Waffen schritt, überwand der Theil, welcher Cäsarn begünstigte, und ihm ward die Stadt. Auf feindlicher Seite fielen zwei und zwanzig tausend; ausgezeichnete Niederlage für diese ob-

wol grosse Stadt! Cäsar zog am dreizehnten April von Hispalis nach Gades, von dort wieder nach Hispalis, damit er die Hispanischen Angelegenheiten gleichsam nach seinem letzten Willen ordnete, wohin er nicht wiederkehren sollte. Daselbst aber erwähnte er in einer berufenen Versammlung seine Verdienste um diese Stadt, wie alte, so neue. Am Schlusse beschuldigte er sie, dass sie jederzeit Gutes mit Bösem vergolten, im Frieden aufrührerisch, im Kriege aber feig gewesen, dass Kn. Pompejus als Jüngling durch ihre Hülfe gehegt, Bürger erschlagen, Aecker und Grenzen verwüstet, auch dort gegen ihn Stekkenbündel und Feldhauptmannschaft übernommen, ja gegen das Römische Volk, welches Er beherrsche. Denn wie? glaubten etwa die Hispaler Römer zu besiegen, weil sie ihre Provinz verheert hätten? oder fühlten sie nicht, auch wenn Cäsar bliebe, der sterblich sei, dass das Römische Volk unsterblich sei, dass er für jetzt zehn Legionen habe, welche nicht allein den Hispalern widerstehen, sondern den Himmel selbst einzustürzen Macht hätten? In diesem Wort ist nicht allein Hoheit, welche allen klar ist, sondern auch noch diese verborgne, dass er bei Angabe der Römischen Macht nicht alle, sondern nur seine Legionen aufzählte, als ob er die

übrigen werthlos und nicht einmal der Erwähnung würdig hielt. Vieles in dieser Stelle der Geschichte durch Schuld der Schriftsteller Verworrene übergehe ich hier zum Ende eilend. Dies also ist das Ende der Bürgerkriege.

# Druckfehler zum zweiten Theile.

Seite Zeile.

339. 7. v. o. dem Briefe.
342. 4. v. u. nun st. und.
362. 4. v. o ihn statt ihm.
389 8. v. o. ungezähmten.
— 18. v. o. Ruderer statt Ruder.
391. 11. v. u. fürchten.
417. 12. v. u. Ruderer.
482. 6. v. o. Ziegel.
487. 13. v. o. tödteten statt tödten.
436. 12. v. u. mehr wegen ihres Ansehens und Alters.
437. 7. v. u. widerstehen sich getraute.
460. 9. v. u. mälich.
464. 11. v. o. befehlen.
474. 3. v. o. konnte.
475. 12. v. u. nach werde ein Fragzeichen.
522. 3. v. u. expeditam.
537. 2. v. u. transpadanischen.
600. 5. v. u. entweder.
604. 13. v. o. glücklicheren.
625. 6. v. o. öffentlich statt öffentliche.
644. 17. v. u. an statt er.
645. 2. v. o. um nicht.
649. 3. v. u. befahl er denn.

## Druckfehler.

Seite Zeile.

688. 2. v. o. es statt er

[illegible]. 9. v. u. anführt.

737. 14. v. o. den.

763. 2. v. o. hemmten.

Die übrigen besonders Interpunktionsfehler wird der Leser verzeihen.

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

| | | |
|---|---|---|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

III/9/260 JG 162/6/65

Lit. rom. B. 1772